Kreisbibliothek Regensburg

8° Polym. 57/2

Real-Encyklopädie

# Real-Encyclopädie

oder

# Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

## Zweiter Band.

Br bis Cz.

### Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen und engen Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

# Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder daß ſie ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche

# Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

## (Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

### Zweiter Band.
Br bis Cz.

Fünfte Original-Auflage.
(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Kreisbibliothek Regensburg

Der Herausgeber des Converſations-Lexicons empfiehlt den Beſitzern deſſelben folgende Werke ſeines Verlags, indem er ſich überzeugt hält, daß ſie die beigefügten Urtheile werden beſtätigt finden Sie ſind ſowohl bei ihm ſelbſt als in allen ſoliden Buchhandlungen in Deutſchland und den benachbarten Ländern zu erhalten.

---

## I.

Las Comedias de Don Pedro Calderon de la Barca, cotejadas con las mejores ediciones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas á luz por J. J. Keil. Tomo I. 8. weiß Druckpapier 3 Thlr., Schreibpapier 3 Thlr. 16 Gr. Enthält: La vida es sueño. Casa con dos puertas mala es de guardar. El Purgatorio de San Patricio. La gran Cenobia. La devocion de la Cruz. La puente de Mantible. Saber del mal y del bien. Lances de amor y fortuna. La Dama Duende. Peor está que estaba.

— — Tomo II. Preis wie oben. Enthält: El principe constante. El mayor encanto amor. El galan fantasma. Judas Macabeo. El médico de sa honra. Argenis y Poliarco. La virgen del sagrario. El mayor monstruo los zelos. Hombre pobre todo es trazas. A secreto agravio secreta venganza. El sitio de Bredá.

(Die Stücke ſind ſämmtlich auch einzeln, à 16 Gr. zu erhalten.)

Wir theilen nachfolgende Beurtheilung dieſes Werkes aus dem Literariſchen Wochenblatte 6. Band, 1820, Beilage zu No. 18, mit:

Calderon's Schauſpiele in einer Originalausgabe!

Statt des Ausrufunaszeichens der Ueberſchrift würde vielleicht mancher ein bedenkliches Fragezeichen paſſender gefunden und kopfſchüttelnd die Feder ergriffen haben, das gewagte Unternehmen anzuzeigen. Vielleicht hätte der bedächtige Mann auch nicht ſo ganz Unrecht. Wir aber ſchütteln den Kopf nicht, ſondern klatſchen in die Hände, rufen der neuen Erſcheinung ein herzliches Willkommen zu, und dem, der ſie uns zuführte, die beſten Wünſche für ihre freundliche Aufnahme. Kaum läßt ſich eine ſolche bezweifeln. Calderon iſt ja in Deutſchland lange ſchon das Loſungswort für alle Freunde der romantiſchen Poeſie. Jeder Gebildete kennt ihn mindeſtens aus A. W. v. Schlegel's trefflicher Schilderung in den dramaturgiſchen Vorleſungen und aus den Ueberſetzungen, die derſelbe Meiſter, die

Grieſe und von der Malsburg geliefert haben. Ja, man kennt ihn vielleicht in Deutſchland beſſer, als in ſeinem Vaterlande, das ſich auch vom Flitterglanz des ſogenannten goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur zur Götzenanbetung verlocken ließ, doch jetzt, ſich ſelbſt wiedergegeben, auch wohl zu beſſerer Selbſtſchätzung zurückgekehrt ſein wird. Aber im Original kannten ihn bei uns verhältnißmäßig immer nur wenige, theils wegen Unbekanntſchaft mit der trefflichen, bei uns noch lange nicht genug geſchätzten Sprache, theils wegen der Schwierigkeit, ein ſpaniſches Exemplar zu erhalten, welches auf mancher großen Bibliothek vergebens geſucht wird. Hatte man glücklich eins erlangt, ſo ſetzten die unzähligen verdorbenen, gar keinen Sinn gebenden Stellen, wovon auch die beſte Ausgabe wimmelt, dem Verſtändniß faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen und ſo mußten viele, die blos um Calderon's willen das Spaniſche erlernt, auf die nähere Bekanntſchaft mit dem gefeierten Dichter verzichten. Dieſen Uebelſtänden iſt nun abgeholfen; Niemand wird ſich fortan über die Seltenheit des ſpaniſchen Calderon's und die Entſtelltheit ſeines Textes zu beklagen haben. Mitten in Deutſchland, von Deutſchen beſorgt, die, was ſie auch in dieſem Fache leiſten können, an der Idelerſchen Ausgabe des Don Quixote gezeigt, erſcheint eine Originalausgabe der Calderonſchen Schauſpiele, durchaus kritiſch revidirt und in der eleganteſten Form, wodurch den Manen des Dichters im Auslande die Ehre zu Theil wird, die dem Lebenden nie in der Heimath bereitet war.

Wohl möchten wir dem regen und richtigen Sinne für alles Gute und Schöne, ſo wie der Uneigennützigkeit deſſen, dem wir auch dies preiswürdige Unternehmen danken, eine verdiente Lobrede halten, wäre er nicht der Herausgeber dieſer Blätter ſelbſt. Er verband ſich dazu mit dem durch ſeine Kenntniß der ſüdlichen Literatur rühmlich bekannten Herrn Keil, der mit gleicher Uneigennützigkeit und demſelben Eifer in die Idee einging oder ſie vielmehr auf Calderon fixirte, da der Unternehmer zuerſt eine Auswahl dramatiſcher Werke der ſpaniſchen Literatur beabſichtigte, und ſofort wurde Hand ans Werk gelegt. Schon vor der Oſtermeſſe war der erſte Band in unſern Händen und übertraf die Erwartung bei weitem. Wir haben hier keinen Abdruck, ſondern eine mit philologiſcher Kritik bearbeitete Ausgabe vor uns, die eine Frucht nicht geringer Anſtrengungen iſt. Es mußten nämlich (wie es in der gut geſchriebenen ſpaniſchen Vorrede heißt) ſo viele Ausgaben, als ſich nur auftreiben ließen, verglichen werden, um auf dieſe Weiſe die zahlloſen Verſtümmelungen des Urtextes, der ſchon bei Calderon's Lebzeiten oft bis zur Unverſtändlichkeit entſtellt war, zu verbeſſern und in viele Stellen wieder Sinn zu bringen, ohne doch ein Wort zu verändern. Indeſſen war dies nicht immer möglich; zuweilen mußte Hr. Keil nach beſtem Dafürhalten ganz entartete Verſe von Grund aus umgeſtalten. Dies ſcheint ihm auch wirklich gelungen zu ſein; wenigſtens iſt uns, die wir freilich keine andere Originalausgabe zur Hand haben, bei ſehr genauem Durchleſen durchaus keine ganz unverſtändliche Stelle begegnet. Uebrigens kann Ref. verſichern, und ſeine lange Beſchäftigung mit dem Spaniſchen gibt ihm wohl das Recht dazu, daß die Correktheit des Drucks nichts übrig läßt, und ihm in dem 736 Seiten ſtarken Bande kaum ein halbes Dutzend kleiner Fehler vorgekommen ſind, wenn man anders ein ausgelaſſenes Comma, einen umgekehrten Buchſtaben und dergl. für Fehler anſehen will.

Möchten auch die folgenden Theile ſich derſelben muſterhaften Correktheit erfreuen. Druck und Papier ſind dabei ebenfalls vorzüglich.

Die Ausgabe ſoll 10 Bände in klein Octav ſtark werden, begleitet von zwei Bänden Varianten und Erklärungen ſchwieriger Stellen. Von vier zu vier Monaten wird ein neuer Band verſprochen. Ob es im Plane der Herausgeber liegt, alsdann die Autos sacramentales folgen zu laſſen, iſt uns nicht bekannt. Wenden wir uns jetzt zur näheren Betrachtung des erſten Bandes*), der zehn verſchiedenartige Stücke enthält. 1. Das Leben ein Traum (La vida es sueño), durch Gries und mehrere Bearbeitungen für das Theater bei uns hinlänglich gekannt und geſchätzt. 2. Ein Haus mit zwei Thüren iſt übel zu hüten (Casa con dos puertas mala es de guardar), unſers Wiſſens weder bei uns, noch bei unſern Nachbarn überſetzt, aber, der intereſſanten Intrigue wegen, der Uebertragung und Aufführung würdig. 3. Das Fegefeuer des heil. Patrik (El Purgatorio de San Patricio), ebenfalls noch nicht überſetzt, eins der merkwürdigſten religiöſen Stücke, das in ſchroffen Gegenſätzen den Triumph der Reue und des Glaubens verherrlicht. 4. Die große Zenobia (La gran Cenobia), durch Gries bekannt. 5. Die Andacht zum Kreuze (La devocion de la Cruz), und 6. die Brücke von Mantible (La puente de Mantible), beide von Schlegel ſo wie 7. Wohl und Weh (Saber del mal y del bien), von Malsburg überſetzt. 8. Fügungen der Liebe und des Glücks (Lances de amor y fortuna). 9. Der weibliche Poltergeiſt (La dama duende). Beiden reizenden Intriguen- oder Mantel- und Degenſtücken, wie ſie in ihrem Vaterlande heißen, wünſchen wir bald ein angemeſſenes deutſches Gewand. In Frankreich ſind ſie längſt auf der Bühne bekannt, da das erſte von Quinault unter dem Titel: Coups de l'Amour et de la Fortune, das andere von Hauteroche als la Dame invisible ou l'Esprit follet bearbeitet iſt. 10. Es iſt ſchlimmer als es war (Peor está que estaba) durch Malsburg überſetzt. — Außerdem enthält dieſer erſte Band noch: das ſchöngeſtochene Bildniß Calderon's, eine Zueignung an Göthe, „in welchem der Genius der Deutſchen, wie in Calderon die Eigenthümlichkeit und das Weſen des ſpaniſchen Volkes, ſich offenbart," die Vorrede, und das zwar ſchwülſtig und blumenreich geſchriebene, aber authentiſche Leben Calderon's von Don Juan de Vera Taſſis y Villaroel.

Somit wäre denn allen Freunden der ſpaniſchen Literatur ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigt und die herrlichſte Ausſicht auf zukünftige Genüſſe eröffnet. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß die würdigen Herausgeber bei einem Unternehmen, welches ihnen und dem ganzen deutſchen Vaterlande zur Ehre gereichen muß, auch thätige Unterſtützung und Entſchädigung für ſo viele Aufopferungen finden mögen und bald die verheißne Fortſetzung und Beendigung des Werkes zum erfreulichen Zeugniß diene, daß wahrer Eifer auch durchzudringen weiß und nicht jede gewagte deutſche Unternehmung das Schickſal des deutſchen Hauptſtromes theilt, der kräftig in den Alpen entſpringt, um — in niederländiſchem Sande zu verſiegen.

*) Der zweite Band war damals noch nicht erſchienen und noch nicht in den Händen des Herrn Beurtheilers.

## II.

**Schauſpiele von Don Pedro Calderon de la Barca.** Ueberſetzt von E. F. G. Otto von der Malsburg. Erſter bis dritter Band. 8. 1819 und 20. Jeder Band 2 Thlr.

Dieſe drei bis jetzt erſchienenen Bände einer Ueberſetzung des ſpaniſchen Dichters, enthalten ſechs Stücke, nämlich: Es iſt beſſer als es war; Es iſt ſchlimmer als es war; Fürſt, Freund, Frau; Wohl und Weh; Echo und Narciſſus; der Gartenunhold; welche ſämmtlich das Talent und den Beruf des Hrn. Ueberſetzers für die übernommene, ſchwere Arbeit hinreichend beurkunden; denn wohl mag es eine ſchwere Aufgabe genannt werden, einen Dichter wie Calderon, deſſen Bilderpracht faſt alles übertrifft was Phantaſie vor und nach ihm aufzubieten vermochte, in einem fremden, manchmal widerſtrebenden Idiome ſo wiederzugeben, daß der Schmelz- und Blüthenſtaub, welchen der Spanier mit ſo unnachahmlichem Zauber über ſeine Werke zu verbreiten mußte, nicht nur nicht verwiſcht, ſondern in ſchöner Klarheit und Farbenglanz wiedergegeben wird, alſo daß nunmehr — Dank ſei es dem gelungenen Streben des Hrn. von der Malsburg — dem Deutſchen auch dieſe Goldgrube ächter Poeſie ſich aufgeſchloſſen hat, die noch vor nicht vielen Jahren den mehrſten unter uns eine reine terra incognita war. Wie tief aber der Ueberſetzer in den Geiſt und das Weſen Calderons eingedrungen, geht gleich aus den Vorreden hervor, deren jeder Band Eine ausführliche hat, und die zu leſen, auch ſolchen Leſern wir empfehlen müſſen, welche (es gibt deren, beſonders weibliche) aus eingewurzelter Scheu gegen alle ſolche Prologe, in der Regel ſie ſtets zu überſchlagen pflegen und, nicht aufhalten wollend ſich mit dem Vorgericht, immer gleich zur Hauptſache oder Schüſſel eilen: denn ungerechnet ſelbſt, daß durch Uebergehung dieſer Vorworte, manchem wenig noch mit Spaniens dramatiſcher Dichtkunſt und vor Allem mit dem tiefen Calderon, Vertrauten. nicht alles ſich ſo in heiterer Klarheit erſchließen dürfte, wie wohl ſonſt, ſo würde der Eilende ſich auch ſelbſt einen ſehr großen Genuß entziehen, indem hier eben in dieſen Voranſtellungen der deutſche Dichter einen Schatz von Anſichten über Poeſie und ihre erhabendſten Beziehungen mittheilt und nebenbei (in dem Vorwort zum 3. Bande) die kleinlichen, eben ſo befangenen als übelwollenden Einwürfe (Kritiken kann man es nicht nennen) auf die Seite ſchiebt, welche namentlich von einem in neuſter Zeit ſich berüchtigt gemacht habenden Ariſtarchen (nach eigener Meinung nämlich) mit mehr Galle als Geiſt ihm und den Verehrern eines Dichters ſind gemacht worden, der trotz dem, wie ſich mehrfach gezeigt hat, nach den Anſichten jenes Feindlichen, zwar nicht gut genug iſt um anerkannt, wohl aber gut genug um mit Nutzen geplündert zu werden.

Möge übrigens der wackere Verdeutſcher des großen Spaniers, ſich durch dergleichen Angriffe nicht irre machen laſſen und fortfahrend in ſeinem rühmlichen Streben, den Freunden und Bewunderern des ächten, die Feuerprobe der Zeit aushaltenden Schönen, recht bald und ſo ſchnell die ihm günſtigen Muſen es erlauben, die Fortſetzung eines Werkes ſchenken das der deutſchen Literatur zur Zierde gereicht, wie es ſchon lange im Originale die Zierde der ſpaniſchen war.

**Brabant**, vormals ein Herzogthum und eine von den ſiebzehn Provinzen der Niederlande. Es grenzte gegen Norden an Holland und Geldern, gegen Weſten an Seeland und Flandern, gegen Süden an die Grafſchaft Hennegau und Namur, gegen Oſten aber an das Stift Lüttich und an Geldern. Dieſe reiche Provinz gehörte theils dem Hauſe Oeſterreich, theils den vereinigten Niederlanden, daher ſie in das ſpaniſche oder öſterreichiſche und in das holländiſche oder bataviſche Brabant eingetheilt wurde. Jenes war der ſüdliche und größte, dieſes der nördliche Theil. Der ſüdliche Theil des ehemaligen öſterreichiſchen Brabants wird das walloniſche Brabant oder das romaniſche Land genannt, in welchem ein verdorbener franzöſiſcher Dialect herrſchend iſt. Im nördlichen deutſchen Theile wird vom gemeinen Volke flamländiſch geſprochen. Der gebildetere Theil der Einwohner ſpricht durchgängig franzöſiſch. Vermöge einer andern Eintheilung beſtand Brabant aus den vier Quartieren: Löwen, Brüſſel, Antwerpen und Herzogenbuſch, wovon die zwei erſten und ein Theil des dritten dem Hauſe Oeſterreich, der Ueberreſt den Generalſtaaten der vereinigten Niederlande gehörten. Es begriff 28 Städte und 700 Dörfer in ſich. Im J. 1746 nahmen die Franzoſen das öſterreichiſche Brabant ein, mußten es aber im aachner Frieden 1748 wieder zurückgeben. Im Frieden von Campo Formio und Lüneville 1801 erhielten die Franzoſen mit den übrigen öſterreichiſchen Niederlanden auch Brabant, welches ſie 1794 erobert hatten, und woraus ſie das Departement des deux Nethes und das Departement der Dyle bildeten. Durch den pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 aber ward es dem neu gebildeten Staate der *vereinigten Niederlande* einverleibt, und bildet jetzt eine Provinz dieſes Staats, der, nach einer Feſtſetzung des wiener Congreſſes, ſämmtliche Niederlande unter dem Titel *Königreich der Niederlande* vereinigt. Das Land iſt im Ganzen ſehr fruchtbar an Getreide, wiewohl es beträchtliche Waldungen und in ſeinen nördlichen Theilen Sümpfe, Moore und Sandgegenden hat. Sehr wichtig ſind die Manufacturen von Spitzen, Tuch u. ſ. w.

*Brach* heißt, im Ackerbau, ungepflügt, ungebaut, ruhend. Wie die animaliſche Natur, bedarf auch die Getreide tragende Erde einer Ruhe, einer Erholung zur Aufrechthaltung ihrer hervorbringenden Kräfte. So bleibt (nach hier nicht zu erörternden Regeln) ein Ackerfeld, nachdem es einige Jahre Getreide getragen, ein Jahr unbeſäet, wo es alsdann, ſich ſelbſt überlaſſen, Gras, auch Klee hervorbringt. Durch die Verweſung der Klee- oder Graswurzeln ſammelt das Land neue Kräfte (Dammerde), und trägt dann, mit weniger oder gar keiner Düngung, wieder Getreidefrucht. Wo es jedoch nicht an dem nöthigen Dünger fehlt, bedarf es der Brache nicht. An einigen Orten läßt man den Acker auch brach liegen, um ihn als Wieſe zu benutzen. In Niederſachſen heißt es dann

Dreeſche. Brachen, heißt ein brachgelegenes Feld zum erſtenmale wieder pflügen, es ſtürzen; in manchen Gegenden wird es für brach liegen laſſen genommen. Beim Weinbau bedeutet es: vom Unkraut reinigen. — Brachmonat iſt der ſechste des Jahrs, der Sommermonat, Junius, weil man in demſelben zu brachen pflegt.

Brachygraphie, die Kunſt mit Abkürzungen zu ſchreiben, die Schnellſchreibekunſt, iſt gleichbedeutend mit Stenographie oder Tachygraphie. — Brachylogie iſt die Kunſt, kurz und gedrängt zu reden; zugleich der Fehler in der Schreibart, wenn man durch erzwungene Kürze dunkel wird. Es wird in der Muſik gebraucht, wenn in einem langſamen Geſange eine geſchwinde Klauſel vorkommt. Brachykatalectiſch heißt, in der Dichtkunſt, ein Vers, an welchem eine Sylbe oder ein Fuß fehlt.

Brackdeich, ein Deich, welcher durchgebrochen, worinnen ein Brack eingeriſſen iſt; kann dieſes nicht gleich wieder durchgedeicht werden, ſo entſteht dadurch ein ſogenannter Ueberdeich. P.S.

Bracteaten, Hohlmünzen, Blechmünzen, ſind Münzen von Gold- oder Silber-Blech mit unförmlichen Bildern, welche nur auf Einer Fläche geſtempelt ſind, und daher das Gepräge von der Einen Seite erhaben und von der andern hohl darſtellen. Sie wurden in den mittlern Zeiten häufig geſchlagen, und ſtammen aus Thüringen, wo die erſten bald nach Anfang des 12. Jahrhunderts erſchienen. Man findet deren noch hie und da in der Erde. Die großen Bracteaten ſind Schauſtücke, welche durch die unter Kaiſer Heinrich II. aufgekommenen Majeſtätsſiegel veranlaßt wurden, und ſchon zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder verſchwanden.

Bradley (James), dieſes Muſter der Aſtronomen, war 1692 zu Shirnborn in England geboren. Sein arbeitſames, aſtronomiſchen Beobachtungen gewidmetes Leben bietet keine beſonderen Ereigniſſe dar. Nachdem er zu Oxford Theologie ſtudirt hatte, ward er zu Bridſtow und nachher zu Welfrie als Pfarrer angeſtellt; allein ſeine angeborne Neigung zog ihn bald von dieſer Laufbahn ab auf diejenige, auf der er ſich berühmt gemacht hat. Ein Oheim unterrichtete ihn in den Elementen der Mathematik; eigner Fleiß brachte ihn weiter, und im J. 1721 ward er zum Profeſſor der Aſtronomie am Collegium von Saville zu Oxford ernannt. Sechs Jahre darauf (1727) machte er ſeine ſchöne Entdeckung über die Abirrung des Lichts bekannt (ſ. d. Art.). Aber ſo bedeutend auch die Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen durch dieſe Entdeckung befördert, und ſo genau die Abweichungen in den verſchiedenen Beſtimmungen reducirt wurden; ſo entgingen die noch bleibenden, wiewohl ſehr geringen, Unterſchiede Bradley's Beobachtungsgeiſte nicht. Er ſtudirte ſie unermüdlich, verfolgte ſie achtzehn Jahre lang mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit, und kam endlich dahin, das Geſetz dieſer Erſcheinung aufzufinden. Er zeigte, daß man ſie vollkommen erkläre, wenn man der Erdaxe eine geringe ſchwankende Bewegung beilegt, welche während der Umlaufszeit der Mondsknoten, d. h. in achtzehn Jahren, vollendet würde. Er nannte dieſes Phänomen das Wanken der Erdaxe (Nutation) und machte die Entdeckung im Jahre 1747 in einem Briefe an Lord Macclesfield bekannt. D'Alembert hat nachher durch Rechnung die phyſiſche Urſache dieſes Schwankens nach der Theorie der allgemeinen Anziehung aufgeſtellt. Die Erde wird, wie jeder planetariſche

Körper, von der Sonne ſowohl als auch von dem Monde angezogen. Dieſe Anziehungen würden einfach ihren Abſtand von dieſen beiden Geſtirnen verändern, wenn ſie eine Kugel wäre. Da ſie aber an den Polen abgeplattet iſt, ſo geſchieht die Anziehung ungleich auf den verſchiedenen Punkten. Dieſe, durch die Anziehung der Planeten modificirte Ungleichheit lenkt unaufhörlich die Fläche des Erdäquators ab, ſie nöthigt ſie zu einer rückgängigen Bewegung gegen die Ekliptik und verurſacht dadurch die Erſcheinung der Vorrückung der Nachtgleichen, und überdieß eine hundertjährige Veränderung in der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator. Die auf ſolche Weiſe von der Sonne und dem Monde ausgeübte Anziehungen müſſen wechſeln nach ihren Abſtänden von der Erde; eben ſo muß die Höhe des Aequators oder der Erdaxe, welche perpendiculär darauf ſteht, nach den Stellungen dieſer beiden Geſtirne ſich verändern, und wieder dieſelbe werden, wenn jene in Beziehung auf uns in dieſelben Stellungen zurückkehren. Dieß ſind die kleinen Veränderungen, welche das Schwanken der Erdaxe ausmachen. Beide Entdeckungen ſind von dem größten Einfluß auf die ganze Aſtronomie geweſen; durch ſie erſt iſt es möglich geworden, die gehörige Genauigkeit in die Tafeln über die Bewegungen der Himmelskörper zu bringen. Um jedoch in unſerer Erzählung zur chronologiſchen Ordnung zurückzukehren, müſſen wir anführen, daß im J. 1726 Bradley in einem eignen Memoire zeigte, wie man vermittelſt der Verfinſterungen des erſten Jupitersrabanten die Längen meſſen könne. Im J. 1730 ward er zum Profeſſor der Aſtronomie und Naturphiloſophie am Muſeum zu Oxford ernannt, und im J. 1741 erhielt er nach Halley's Tode den anſehnlichen Poſten eines königlichen Aſtronomen, und bezog die Sternwarte von Greenwich. Hier verlebte er den Reſt ſeiner Tage im vollkommenen Beſitz der Gegenſtände ſeiner Lieblingsleidenſchaft, mitten unter den prächtigen Inſtrumenten, womit die Talente Birds und Grahams und die Freigebigkeit Georgs II. dieſes Inſtitut bereichert haben. Bradley wandte alle Sorgfalt an, die Inſtrumente mit Genauigkeit zu gebrauchen, ihre Zuſammenſetzung kennen zu lernen, ihre Fehler durch Vergleichung zu berichtigen. In dieſer völligen Zurückgezogenheit, ohne andern Verkehr als mit dem Himmel, ſammelte Bradley mehrere Foliobände von ſeinen eignen Beobachtungen; eine bewundernswürdige Sammlung, wenn man erwägt, daß ſie das Werk eines einzigen Menſchen war, aber noch merkwürdiger durch den Nutzen, den ſie für die Aſtronomie gehabt hat und noch täglich hat. Aus dieſer reichen Fundgrube hat man Tauſende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geſchickt mit einander verbunden, in alle unſere aſtronomiſche Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier ſchöpfte Mayer die Elemente ſeiner berühmten Mondtafeln. Es iſt ehrenvoll für die Wiſſenſchaften, hinzuſetzen zu können, daß ein Mann, der ſo viel für ſie that, zu gleicher Zeit beſcheiden, wohlwollend, menſchlich und großmüthig war. Beſonders preiswürdig aber war ſeine Anſpruchloſigkeit und Uneigennützigkeit. — Nach zweijährigen Leiden ſtarb Bradley 1762 in einem Alter von ſiebzig Jahren.

Braga, ſ. Nordiſche Mythologie.

Braganza, ſ. Portugal.

Brahe, ſ. Tycho de Brahe.

Brama, nach der indiſchen Mythologie, das erſte unter den drei erſterzeugten göttlichen Weſen, die Perſonification desjenigen

Theils von dem Weſen des allmächtigen Gottes, den er zuerſt hervorrief, ſeine ewigen Abſichten zu vollziehen. Brama heißt die Wiſſenſchaft der Geſetze, und mit Recht gibt man dem als Schöpfer verehrten Weſen dieſen Namen, weil er die ganze Schöpfung nach den Geſetzen der Natur ordnete. Außerdem iſt er der Gott des Schickſals, der zwar nach dem Willen des ewigen Gottes, welcher ſeine unwandelbare Richtſchnur iſt, die von demſelben angefangene Schöpfung fortſetzt und allen Geſchöpfen das Daſein gibt, zugleich aber auch die Zeit und das Alter dieſes Daſeins beſtimmt, und nicht allein das Leben, ſondern auch den Tod gibt. Man glaubt, Brama ſterbe nach gewiſſen großen Perioden und werde dann wieder lebendig, ja nach Andern ſtirbt er alle Jahre einmal. Unter den Thieren iſt ihm der Schwan gewidmet. Nach der frühern Idee iſt er, wie die meiſten andern Götter, Mann und Weib zugleich; nach der ſpätern hat er zwei Gemahlinnen, Sarasradi und Quiatri. Abgebildet wird er mit vier Köpfen und eben ſo viel Armen.

Braminen oder Bramanen heißen die Genoſſen der erſten und vornehmſten Stadi oder Caſte der Hindu. Nur ſie ſind fähig, Prieſter zu werden. Die Braminen ſind aus Brama's Gehirn entſprungen, welcher ihnen die Pflichten auflegte, den Veda (die heiligen Bücher) zu leſen, und Andere zu lehren, zu opfern, Andern beim Opfern beizuſtehen, Almoſen zu geben, wenn ſie reich ſind, und wenn ſie arm ſind, Geſchenke zu nehmen. Ihnen iſt ein außerordentliches Anſehen beigelegt. Ein Bramine, er ſei gelehrt oder unwiſſend, iſt eine mächtige Gottheit. Ein König ſoll die Braminen nie dadurch zum Zorn reizen, daß er ihr Geld einzieht, denn ſind ſie erzürnt, ſo können ſie ihn augenblicklich durch Opfer und Flüche, ſammt ſeinen Truppen, Elephanten, Pferden und Wagen, ins Verderben ſtürzen. Schon von ſeiner Geburt her iſt ein Bramine ſelbſt bei den Göttern ein Gegenſtand der Verehrung, was er aber dem menſchlichen Geſchlechte verkündigt, iſt entſcheidender Ausſpruch. Auf der Erde gibt es kein größeres Verbrechen, als einen Braminen zu tödten; und wäre er auch aller Verbrechen überführt, ſo darf ihn der König doch nur aus dem Reiche verbannen, ohne ſein Vermögen einzuziehen oder ſeinen Körper zu beſchädigen. Vgl. Hindus.

Bramante von Urbino (Francesco Lazzari), ein berühmter Baumeiſter und nebſt Brunelleſchi der eigentliche Wiederherſteller der Baukunſt, war zu Caſtel Duranti im Gebiet von Urbino gegen das Jahr 1444 geboren. Er beſchäftigte ſich anfangs mit der Mahlerei; aber ſein entſchiedenes Talent für die Architectur gewann bald die Oberhand und er entwickelte es mit dem glücklichſten Erfolg. Er ging zunächſt nach Mailand, deſſen Dom ihn mächtig anzog und unabläſſig beſchäftigte. Die Regeln der Perſpective und der Verhältniſſe ſtudirte er theils nach den beſten damaligen Meiſtern, theils nach den ſchönſten Denkmählern des Alterthums in Rom, Neapel, Tivoli. Er führte einige Gebäude aus, die ſeinen Ruf gründeten. Papſt Alexander VI. ernannnte ihn zu ſeinem Architecten und Julius II. zum Intendanten ſeiner Gebäude. Auf Befehl des letztern verband er das Belvedere mit dem vaticaniſchen Palaſt. Er bewog den Papſt ferner, die Kirche von St. Peter niederreißen und durch eine prächtigere erſetzen zu laſſen, die nicht ihres Gleichen auf der Welt haben ſollte. Im J. 1513 ward nach dem Plane des Bramante der Grund zu jenem Bau gelegt, der noch heut als das größte Werk der neuern Baukunſt bewundert wird. Doch ſtarb er ſchon 1514, ohne das Ende ſeines Werks zu ſehen.

Man hatte mit unglaublicher Schnelligkeit begonnen, aber ſeine Nachfolger, Raphael, Julius von San Gallo, Peruzzi und Michel Angelo, änderten den erſten Plan und ließen von Bramante's Arbeiten nichts ſtehen, als die Bogen, welche den Thurm der Kuppel tragen. Seine im Manuſcript im J. 1756 aufgefundenen Schriften ſind theils in Proſa, theils in Verſen, und in demſelben Jahre in Mailand erſchienen.

Bramarbas bedeutet einen Großſprecher, einen Menſchen, der, um ſich geltend zu machen, oder andere in Furcht zu jagen, mit Thaten prahlt, die er nie ausgeübt, und deren er unfähig iſt. Der Ausdruck kommt von einer ſo benannten Perſon dieſes Charakters in einem von Holbergs Luſtſpielen her.

Branchu (Madame), erſte Sängerin der großen franzöſiſchen Oper zu Paris. Eine außerordentliche Stimmkraft und Ausdauer erheben ihren Namen eben ſo hoch, als die bewundernswerthe Vollendung im Mechaniſchen des Geſangs, und die immer noch dauernde Reinheit und Jugendfriſche der Töne — womit ſie bereits über 20 Jahre die Ohren der Franzoſen entzückt. Altfranzöſiſche und Gluck'ſche Opern ſind die Sphäre, worin ſie ſich mit ſeltener Vollendung bewegt, eine Antigone, Dido, Armide, Alceſte ꝛc. ihre höchſten Triumphe. Das romantiſche Ohr der Deutſchen und Franzoſen wird jedoch nur ſelten an ſolcher verſtandesgemäßen witzigen Recitation in ſchreienden Tönen großes Vergnügen empfinden.

Brand (Ewald), ſ. Struenſee.

Brand (medicin.), das Abſterben eines Theils des organiſchen, beſonders des thieriſchen Körpers. Die nächſte Urſache davon iſt das Erlöſchen der Senſibilität (das gänzliche Sinken der Nervenkraft) eines Theils, daher nervöſe Entzündungen ſo leicht in Brand übergehen, und nervöſe Fieber eher tödtlich werden als andere (ſ. Fieber). Von dem Gegenſatze der Senſibilität und der Irritabilität, oder mit andern Worten, von dem belebenden Einfluſſe der Nerven auf das Blutgefäß, hängt die Thätigkeit des lebenden Organs, das Beſtehen deſſelben in organiſcher Form, gänzlich ab; allein beide ſtehen auch in beſtändiger Wechſelwirkung zu einander. Nach Ackermann nimmt das Nervenſyſtem ſeinen Urſprung aus dem Arterienſyſtem, und Sömmerring hat durch die genaueſten anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen dargethan, daß die Nerven von dem ſie umgebenden Arteriennetze ernährt werden, indem die feinſten Endungen deſſelben eine Feuchtigkeit aushauchen, welche als das Vehikel des eigentlichen Nervenfluidums angeſehen werden müſſe. Aus dieſer Wechſelwirkung beider Syſteme auf einander ſind die Erſcheinungen bei dem Brande erklärbar. Iſt die Nervenkraft eines Theils oder Organs aus irgend einer Urſache (ſ. weiter unten) gänzlich geſunken, ſo hört auch ihr belebender Einfluß auf das Gefäßſyſtem deſſelben auf, die Empfindung dieſes Theiles verliſcht, die Ernährung deſſelben ſtockt und wird endlich ganz vernichtet, d. h. der Theil ſtirbt ab. Entfernte Urſachen des Brandes können verſchieden ſein; in den meiſten Fällen entſteht er 1. als Folge der Entzündung, und zwar iſt die nervöſe Entzündung, bei welcher das den Nerven ſelbſt umgebende Arteriengewebe ergriffen iſt, am meiſten geneigt in Brand überzugehen, wahrſcheinlich, weil die Abſonderung des Nervenfluidums dabei unterdrückt iſt, und die Erhöhung der Irritabilität eine Erniedrigung ihres Gegenſatzes, der Senſibilität, zur Folge hat, deren gänzliches Erlöſchen alsdann auch das Sinken der Irritabilität oder das Abſterben der Arterie nach ſich zieht. Andere Entzündungen können zwar auch den Brand erregen, doch nur dann, wenn ſie durch

ihre große Heftigkeit bis zu nervöſen Gebilden ſich fortpflanzen und dieſe ergreifen, oder wenn die Senſibilität eines Organs ſchon geſchwächt und herabgeſunken iſt, z. B. bei durch Ausſchweifungen oder übermäßige Anſtrengung geſchwächten Menſchen. 2. Vom Mangel des Zufluſſes des arteriellen Blutes, z. B. wenn eine bedeutende Arterie verletzt oder zuſammengedrückt wird. Ferner 3. wenn von großer Lebensſchwäche die Senſibilität bis auf Null herabſinkt. So entſteht bei ganz alten Perſonen nicht ſelten der Brand an den Fußzehen von ſelbſt, indem an dieſen entfernten Theilen die Nervenkraft zuerſt verliſcht, wozu wahrſcheinlich auch die in der Abnahme befindliche Irritabilität und die daher ſchwächere Thätigkeit des Arterienſyſtems mit beiträgt. Endlich iſt es auch nicht unwahrſcheinlich, daß es gewiſſe Einwirkungen und Subſtanzen gibt, welche unmittelbar die Senſibilität ergreifen, die Nervenkraft ſo ſchwächen, daß ſie plötzlich oder allmählig unterliegen muß. Anſteckende Gifte z. B. erregen oft das Nervenfieber als Typhus, das ſich mit allgemeinem oder localem Brande tödtlich endigt. — Meiſtens geht vor dem Brande eine örtliche Entzündung voran. Ehe der Brand ſelbſt eintritt, ſteigt gemeiniglich die Entzündung auf den höchſten Grad, die Schmerzen werden brennend und ſtechend, der Theil wird dunkelroth. Dieſen Punkt der Entzündung, wo ſie im Begriff iſt, in Brand überzugehen, kann man den heißen Brand, Gangrän, nennen, im Gegenſatz zu dem ausgebildeten, welchen man deshalb auch den kalten nennt. Plötzlich laſſen die Schmerzen nach, der Kranke fühlt ſich ſcheinbar beſſer (beſonders bei innern Entzündungen, wo man den angegriffenen Theil nicht ſieht); allein der Puls wird klein, weich und ſchwach. Bei äußern Theilen ſieht man, daß die Geſchwulſt ihre Röthe und Spannung verliert, dagegen bleifarbig, grau und endlich ſchwarz wird. An dem brandigen Theile entſtehen Blaſen von dem Abſondern des Oberhäutchens, welche zuweilen mit wäßriger, zuweilen auch mit blutiger Feuchtigkeit angefüllt ſind. Der vom Brande ergriffene Theil wird endlich kalt, und verhält ſich als todte Maſſe. Das lebende ſucht das Fremdartige abzuſtoßen, wenn noch Lebenskraft genug da iſt, oder dieſe hinlänglich unterſtützt wird. Um den brandigen Theil herum bildet ſich in dieſem Falle eine Grenze, welche der Brand nicht überſchreitet; eine von den noch lebenden und entzündeten benachbarten Theilen bewirkte Eiterung ſtößt das Abgeſtorbene von ſich. Iſt aber die Lebenskraft zu ſchwach hierzu, ſo kriecht der Brand weiter und verbreitet ſeine verderbliche Wirkung über das ganze Nervenſyſtem. Es ſcheint, als wenn von dem todten, faulenden Theile ſich ein lähmendes Gift auf daſſelbe verbreite, welches bald ſeine ſchwächende Wirkung darauf zeigt, indem der Kranke unter ſtets zunehmender Schwäche mit Ohnmachten, Irrereden und andern Nervenzufällen dem Tode entgegengeht. Bei ſchwacher, ungeſunder, kachectiſcher Conſtitution iſt der Brand allemal gefährlicher; an innern Eingeweiden iſt er faſt immer tödtlich. Stellen ſich bei dem Brande Zufälle eines verletzten Nervenſyſtems ein, ſo iſt er ebenfalls beinahe immer tödtlich. H.

Brandaſſecuranz, ſ. Feuerverſicherung.

Brandeln, Bränder oder Zünder, auch Brand- oder Schlagrohr, ſ. Bomben.

Brandenburg iſt als vormalige Mark (dann Churfürſtenthum) das urſprüngliche Stammland des preußiſchen Hauſes. Vor-

Alters lebten hier die Sveven (Schwaben), das größte und ſtreitbarſte Volk, welches Julius Cäſar in Deutſchland kannte, und welches zwiſchen der Elbe, Saale und Weichſel, ja ſogar eine Zeit lang vom Rheine und der Donau bis an die Oſtſee wohnte. Unter ihnen hatten beſonders die Semnonen in der heutigen Mittelmark, und die Longobarden in der Altmark ihren Sitz. Bald wurden jedoch (5 nach Chriſti Geburt) die Longobarden genöthigt, über die Elbe zu gehn, aber bald nachher von Marbod, dem Könige der Markomannen, welcher damals Böhmen beherrſchte, bezwungen. Nachdem ſie ſich darauf im Jahre 19 in den Schutz des Cheruskers Hermann begeben hatten, verließen ſie bei der großen Völkerwanderung, nebſt den Semnonen, ihr Vaterland, und ſtifteten das lombardiſche Reich in Italien. In die verlaſſenen Länder rückten nun Wenden oder slaviſche Völker, von denen die Wilzen die vornehmſten waren. Dieſe bauten mehrere Städte, unter denen Brannibor (Brennabor, Brandenburg) ſich auszeichnete. Die Wilzen wurden nun mit dem Franken und Sachſen in Kriege verwickelt, welche letztern die jetzige Altmark, die zu Oſtphalen oder Oſtſachſen gerechnet wurde, beſetzt hatten, und nachher (789) unter die Botmäßigkeit Carls des Großen geriethen. Dieſer unterwarf ſich auch die Wilzen, welche ſich jedoch unter ſeinen Nachfolgern wiederum unabhängig machten, und (902) Sachſen und Thüringen durch häufige Einfälle beunruhigten. Endlich unterjochte Heinrich, der König der Deutſchen, die Wenden völlig, eroberte Brannibor, überwand die Heveller an der Havel und die Retharier in der Ukermark. Zur Beſchützung der ſächſiſchen Grenze wurden (931) beſondere Grafen eingeſetzt, welches die erſten Markgrafen von Nordſachſen, oder von der wendiſchen Mark waren. Markgraf Gero und Markgraf Dietrich beſiegten zwar die Wenden, doch erneuerten ſich die Kriege mit ihnen von Zeit zu Zeit mit abwechſelndem Glücke. Uebrigens hießen die Markgrafen von Niederſachſen (der jetzigen Altmark) auch Markgrafen von Stade, ſeitdem dieſe Mark an die Grafen von Stade gekommen war. Graf Luther war von dieſen der erſte, und Udo IV. der letzte. Ueber dreihundert Jahre hatten dieſe Kriege der Wenden mit den deutſchen Ländern an der Elbe gewährt, als Kaiſer Lothar (1135) Albrecht den Bär, Grafen von Ascanien, mit der Nordmark, die auch die Markgrafſchaft Soltwedel (Salzwedel) hieß, belehnte. Albrecht der Bär machte der Herrſchaft der Wenden in dieſen Gegenden ein Ende, und nannte ſich zuerſt Markgraf von Brandenburg. Er bemächtigte ſich auch der Mittelmark, Priegnitz und Ukermark, und legte Berlin entweder ſelbſt an, oder machte es doch vielmehr zur Stadt, ſo wie ihm auch Stendal und andere Orte ihren Urſprung verdanken. Albrecht hinterließ zwei Söhne. Der älteſte Otto I., folgte in der Markgrafſchaft Brandenburg, und war der erſte bekannte Erzkämmerer des deutſchen Reichs. Seine Enkel Johann I. und Otto III., eroberten die verlorne Ukermark, einen Theil der Neumark, Lebus und das Land Sternberg, ſtifteten neue Städte, z. B. Frankfurt, und regierten überhaupt mit vielem Ruhme. Ihre Söhne, der Markgraf Hermann der Lange (der Reiche) und der Markgraf Diezmann, ſtifteten 1267 zwei Linien: jener kaufte 1300 dieſem, der Meißen beſaß, die Niederlauſitz ab. Waldemar aus dem Hauſe Anhalt (1303), der während der Minderjährigkeit Johanns des Erlauchten regierte, und nach deſſen Tode die Mark erbte, war un-

ter allen Markgrafen von Brandenburg der mächtigſte. Sein Nachfolger, Markgraf Heinrich, ſtarb 1320, und mit ihm erloſch der ascaniſche oder anhaltiſche Stamm. Nun ertheilte Kaiſer Ludwig IV. von Bayern 1322 ſeinem älteſten Sohne Ludwig die Mark Brandenburg. Dieſer war ſehr glücklich, wiewohl er durch die Verfolgung des Papſtes geängſtigt wurde, welcher einen Betrüger, der ſich für den verſtorbenen Markgrafen oder Churfürſten Waldemar ausgab, aus allen Kräften unterſtützte. Er ſtellte ſich zwar ſeinem Unglücke mit Standhaftigkeit entgegen, nahm aber doch ſeinen Bruder Ludwig den Römer, zum Mitregenten an, und überließ ihm ſpäter die ganze Regierung. Dieſer nahm wieder ſeinen Bruder Otto zum Mitregenten an, welcher letztere nach ſeines Bruders Tode alleiniger Churfürſt wurde, und mit Carl IV. und dem lützelburgiſchen Hauſe eine Erbverbrüderung ſchloß, wodurch dieſer das Recht der Nachfolge in der Churmark erhielt, und hernach auch, da Otto ſelbſt ein träger und verſchwenderiſcher Regent war, Antheil an der Regierung bekam. So verkaufte Otto dem Kaiſer auch die Niederlauſitz, welcher dieſe mit Böhmen vereinigte und endlich Otto nöthigte, die Churmark völlig abzutreten. Der Kaiſer belehnte ſeinen Sohn Wenzel, König von Böhmen, mit der Chur Brandenburg und ſo bekam dieſe 1373 Churfürſten aus dem lützelburgiſchen Geſchlechte. Als Wenzel römiſcher König geworden war, gab Carl IV. die Churmark ſeinem zweiten Sohn Siegmund. Unter der Regierung dieſes elfjährigen Fürſten gerieth die Mark in die äußerſte Verwirrung. Der Adel, der ihn verachtete, bekriegte ſich unter einander; die angrenzenden Fürſten thaten ungeſcheuet Einfälle, und die öffentliche Sicherheit wurde gänzlich zerſtört. Siegmund häufte am Ende eine ſo große Schuldenlaſt zuſammen, daß er 1388 die Churmark ſeinem Vetter; dem Markgrafen Jobocus (Jobſt) von Mähren, für das ihm vorgeſchoſſene Geld zum Unterpfande überließ. Unter ihm erreichte die Verwirrung im Lande den höchſten Gipfel, und Jobſt ſo wenig als ſein Statthalter konnten derſelben Einhalt thun. Nach ſeinem 1411 erfolgten Tode fiel die Churmark an den König Siegmund, der eben damals zum Kaiſer erwählt worden war, zurück. Siegmund ſetzte nunmehr den Burggrafen von Nürnberg Friedrich VI. (als Churfürſten Friedrich I.), aus dem Hauſe Hohenzollern, zu ſeinem Statthalter in der Churmark ein. Von dieſem Friedrich VI. ſtammt das jetzt regierende königlich preußiſche Haus ab, und hat alſo mit dem Hauſe Lothringen, Oeſterreich und dem Hauſe Baden einen und denſelben Urſprung. Friedrich VI., der zehnte Burggraf von Nürnberg, hatte dem Kaiſer nach und nach nahe an 400,000 Goldgulden geborgt und andere wichtige Dienſte geleiſtet, wofür er endlich 1415 die Mark Brandenburg, die Churwürde und das Erzkämmereramt erhielt. Die verwilderte Mark ſah unter dieſem Regenten, der ſeinen Sitz in Berlin nahm, ruhigere und glücklichere Zeiten anbrechen. Sein Sohn Friedrich II. mit den eiſernen Zähnen trat 1440 ſein Stammland in Franken ſeinen beiden Brüdern, den Markgrafen Johann dem Goldmacher und Albrecht, ſo wie ſeinem dritten Bruder, Friedrich dem Dicken, die Altmark und Priegnitz ab, durch deſſen Tod aber beide wieder an die churfürſtliche Linie kamen. Friedrich II. löſete die Neumark, welche Siegmund dem Hochmeiſter des deutſchen Ordens verpfändet hatte, für 100,000 Gulden wieder ein. Von der Niederlauſitz, die ſich ihm zwar freiwillig ergab, die er aber gegen den

König von Böhmen nicht behaupten konnte, bekam er durch einen Vergleich Cottbus, Peitz, Sommerfeld, Bobetsberg, Storkow und Beskow. Auch verſicherte er ſich das Recht der Erbfolge auf Mecklenburg und Pommern. Nachdem er ſowohl die böhmiſche als polniſche Krone ausgeſchlagen und ſeinen einzigen Sohn durch den Tod verloren hatte, übergab er 1471 ſeinen Bruder Albrecht, dem deutſchen Achilles, die Regierung. Dieſer gab noch bei ſeinen Lebzeiten die Churwürde ſeinem älteſten Sohne Johann, dem zweiten, Friedrich, Anſpach, und dem dritten, Siegmund, Bayreuth. Dieſe beiden letztern haben das ältere Haus der Markgrafen von Brandenburg in Franken geſtiftet. Johann ſtarb 1486. Unter ſeinem Nachfolger Johann Cicero, einem friedliebenden, gütigen Fürſten der die Univerſität Frankfurt ſtiften wollte, aber daran durch ſeinen Tod 1499 gehindert wurde, fing die Mark Brandenburg an, aufgeklärter und geſitteter zu werden, wozu deſſen Sohn und Nachfolger Joachim I. (Neſtor) noch vieles beitrug. Dieſer Churfürſt, für ſeine Zeit ein ſehr gelehrter Mann, ſuchte jedoch, als ein eifriger Freund der römiſch-catholiſchen Kirche, den Fortgang der Reformation auf alle Weiſe zu hindern, hörte aber in ſeinen ſpätern Jahren auf, die Proteſtanten zu verfolgen. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. führte die evangeliſche Religion ein, und machte ſie zur herrſchenden. Er wußte den Krieg von ſeinen Ländern entfernt zu halten. Unterdeſſen war Herzog Albrecht von Preußen (1568) geſtorben. Da deſſen Sohn Albrecht Friedrich die Belehnung von Polen erhielt, ſo verſchaffte Joachim II ſich und ſeinen Nachkommen die Mitbelehnung. Nachdem er und ſein Bruder 1571 mit Tode abgegangen waren, vereinigte Johann Georg die Neumark wieder mit der Chur. Er liebte die Pracht und ſtarb 1598. Unter der Regierung des folgenden Churfürſten Johann Friedrich, der ſchon viele Jahre Erzbiſchof von Magdeburg geweſen war, fielen durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrich nicht nur die geſammten fränkiſchen Länder des Hauſes Brandenburg, ſondern auch das Herzogthum Jägerndorf an die churfürſtliche Linie. Allein Johann Friedrich vertheilte dieſe ſämmtlichen Länder wieder unter ſeine Familie. Seinem Bruder Chriſtian gab er Bayreuth, und dem andern, Joachim Ernſt, Anſpach. Dieſe ſtifteten daher das jüngere markgräfliche Haus in Franken. Das Herzogthum Jägerndorf aber theilte er ſeinem zweiten Sohn Johann Georg zu. Das Gymnaſium zu Joachimsthal, welches jetzt in Berlin iſt, iſt von ihm geſtiftet worden. Er ſtarb 1608. Sein Sohn Johann Siegmund führte anfänglich, wie ſein Vater, die Regierung von Preußen ſtatt des wahnwitzigen Herzogs Albrecht Friedrich, nach deſſen Tode er 1618 zum wirklichen Beſitze dieſes Herzogthums kam, das er ebenfalls von Polen zu Lehn trug. Neun Jahre vorher hatte er (1609), nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg (ſ. Berg), ſeine Anſprüche auf dieſe Länder zu behaupten angefangen, weil ſeine Gemahlin eine Tochter der älteſten Schweſter des verſtorbenen Herzogs war. Wirklich bemächtigte er ſich auch ihrer gemeinſchaftlich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und das Herzogthum Cleve, die Grafſchaft Mark und Ravensberg verblieben ihm. Johann Siegmund trat um dieſe Zeit zur reformirten Kirche über, und ſtarb 1619. Sein Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm wollte keinen Antheil an dem dreißigjährigen Kriege nehmen, weshalb ſeine meiſten Länder zu Grunde gerichtet wurden, da er kein

hinlängliches Kriegsheer zur Vertheidigung ſeiner Staaten hatte, überdies auch ſtatt ſeiner den Verräther Schwarzenberg regieren ließ. Endlich war er genöthigt, ſich mit dem Könige von Schweden Guſtav Adolph zu vereinigen, und nahm ſogar in der Folge 1635 den prager Frieden an, ohne jedoch der Churmark einige Erleichterung zu verſchaffen. Er war in ſeinen Unternehmungen unglücklich: die weſtphäliſchen Länder wurden ihm von den Holländern und Spaniern ſtreitig gemacht, und Preußen durch den Krieg verheert, den Schweden mit Polen führte. Die Herzoge von Pommern ſtarben aus; allein Georg Wilhelm konnte 1637 ſein Erbfolgerecht nicht behaupten, weil es die Schweden eingenommen hatten. Auch ſeine Anverwandten verloren ihre Länder. Er erlebte das Ende dieſes Krieges nicht, und hinterließ ſein Land in unbeſchreiblicher Verwirrung. Ihm folgte ſein Sohn Friedrich Wilhelm der Große, deſſen kräftiger, beſonnener Muth allein im Stande war, Ordnung, Ruhe und Wohlſtand wiederherzuſtellen. Man ſehe über ihn und ſeine Regierung den eignen Artikel. Sein Sohn Churfürſt Friedrich III. (ſ. d.) ſetzte ſich 1701 zu Königsberg die Königskrone auf, und hieß ſeitdem Friedrich I., König von Preußen (ſ. Preußen). — Die Mark Brandenburg, eine der größten Landſchaften des oberſächſiſchen Kreiſes, grenzt gegen Weſten an Braunſchweig, gegen Norden an Mecklenburg und Pommern, gegen Oſten an den Netzdiſtrict und Südpreußen, und gegen Süden an Schleſien, die Lauſitz, Sachſen und das Herzogthum Magdeburg. Sie hat einen Flächeninhalt von 643 (jetzt 664) Quadratmeilen, keine Berge, viel Sand, mitunter aber auch fruchtbaren Boden, iſt alſo meiſt fruchtbar an Getreide, reich an Holz, Wolle, Fiſchereien, Eiſen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Viehzucht und reich an Manufacturen und Fabriken, ſo wie ſie auch zur Handlung ſehr bequem iſt, da ſie viele Canäle und Flüſſe, und viele daran liegende Städte hat. Die meiſten Einwohner ſind der lutheriſchen, die übrigen der reformirten Religion zugethan. Es haben ſich insbeſondere von 1685 bis 1688 viele franzöſ. Flüchtlinge, Lothringer und Wallonen (welche größtentheils vorher in der Unterpfalz anſäſſig waren, und daher Pfälzer genannt wurden) in dieſem Lande niedergelaſſen. Unter der Regierung Friedrich II. ſind bis 1777 in der Churmark ungefähr 7500, und in der Neumark 2600 Coloniſtenfamilien eingeſetzt worden. Die Zahl der Civileinwohner betrug im Jahre 1783, 987,224 Seelen, jetzt 1,155,300 in 141 Städten, 21 Marktflecken und 3241 Dörfern. Das Land wird von der Elbe (mit der Havel), Spree, Oder, Warte, Netze, Ucker durchſtrömt. Es ſind hier viele Seen und der Friedrich-Wilhelms-Canal. Die Mark Brandenburg wird in die Churmark und Neumark eingetheilt. I. Die Churmark begreift 1. die Altmark, zwiſchen der Priegnitz und den Herzogthümern Magdeburg und Lüneburg, mit der Hauptſtadt Stendal; 2. die Priegnitz, zwiſchen der Alt- und Mittelmark und dem Herzogthume Magdeburg, mit der Hauptſtadt Perleberg; 3. die Mittelmark grenzt an die Neumark, Lauſitz, Sachſen und die Priegnitz, mit der Hauptſtadt Berlin; 4. die Ukermark, zwiſchen der Mittelmark, der Grafſchaft Ruppin, dem Herzogthume Mecklenburg und Pommern, mit der Hauptſtadt Prenzlau. II. Die Neumark hat gegen Weſten die Mittelmark, gegen Süden Schleſien, gegen Oſten Südpreußen, und gegen Norden Pommern zu Grenzen. Sie hat den Namen daher, weil der Churfürſt Friedrich II. ſie von dem deutſchen Orden, an den ſie bis dahin verpfändet war, 1455 wie-

der einlöſete. Sie hat einen größtentheils ſandigen, nicht ſehr fruchtbaren Boden, aber ſtarke Waldungen, gute Viehzucht und wichtige Wollenzeug- und Tuchmanufacturen. Die Hauptſtadt iſt Cüſtrin. Nach der neuen Eintheilung bildet Brandenburg mit Pommern die zweite Militärabtheilung, und in der Civilverwaltung iſt Brandenburg die erſte Provinz mit den 3 Regierungsbezirken Berlin, Potsdam und Frankfurt. (Vergl. Preußen.)

Brander, ein mit brennbaren Stoffen kunſtmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder ſchon angezündet mit günſtigem Winde auf die feindlichen Schiffe losgehen läßt, oder ſo einrichtet, daß es ſich durch einen Stoß oder eine Art Gewicht erſt entzündet oder ſpringt, wenn es bei den feindlichen Schiffen ankommt und an ſelbige anſtößt. Zuweilen befindet ſich auch eine Mannſchaft darauf, welche das Brennmaterial nach Art der Minen anzündet, und ſich dann auf Schaluppen wieder fortbegiebt.

Brandes (Johann Chriſtian), Schauſpieler und dramatiſcher Dichter, war geboren zu Stettin 1735, woſelbſt er die Handlung lernte, wegen einer Veruntreuung entfloh und ſich durch Preußen bettelte. Er wurde in Polen Lehrburſche bei einem Tiſchler, dann Schweinefütterer, dann Aufwärter eines Zahnarztes und eines Tabakskrämers, bis er endlich in den Bedientenſtand bei vornehmen Herren trat, worauf er ſich 1756 beim Schönnemannſchen Theater in Lübeck anſtellen ließ. Seine erſten Verſuche fielen eben nicht glücklich aus. Nach einem Jahre wurde er entlaſſen, ſchrieb die altonaer Zeitung, wurde abermals Bedienter und trat endlich wieder bei der Schuchſchen Bühne als Schauſpieler auf, von welcher Zeit an er ſich ganz dem Theater widmete. Er ſpielte in München, Leipzig, Dresden, Hamburg, Gotha und vielen andern Städten, hielt ſich in den letzten Jahren in Stettin und Berlin privatiſirend auf, und ſtarb in Berlin 1799. Er war nur ein mittelmäßiger Schauſpieler, aber einer der fruchtbarſten theatraliſchen Dichter, vornehmlich im Fache der Schau- und Luſtſpiele. Seine Stücke ſind für den Zuſchauer berechnet, und verrathen kritiſches Studium und Benutzung practiſcher Theaterkenntniſſe. Seine Ariadne auf Naxos war der erſte Verſuch im Melodrama, der auf dem deutſchen Theater Glück machte. Höchſt anziehend und belehrend iſt ſeine Selbſtbiographie. Seine Tochter Charlotte Wilhelmine (Minna) Franziſca Brandes, erſte Sängerin beim hamburger Theater, geboren zu Berlin den 21. Mai 1765, war gleich groß als Sängerin und als Schauſpielerin. Das Clavier ſpielte ſie als Meiſterin, und beſaß zugleich viel theoretiſche Kenntniſſe in der Muſik Zu früh für die Tonkunſt und Muſik ſtarb ſie ſchon zu Hamburg 1788, wo nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer, dem Muſikfreunde ſchätzbaren Compoſitionen herauskam. Ihre Mutter hatte ſich ebenfalls, beſonders durch ihre Ariadne, auf dem deutſchen Theater Lorbeeren erworben.

Brandes (Ernſt), Gelehrter, Staatsmann und geiſtreicher Schriftſteller, war zu Hannover im Jahre 1758 geboren. Eine ſorgfältige Erziehung, Aufenthalt in der großen Welt, Reiſen in fremde Länder, ein Geſchäftskreis, der im Stande war, ſeinen Blick zu ſchärfen, eine vieljährige ſehr enge Verbindung mit den ausgezeichnetſten Köpfen Deutſchlands, und ſehr günſtige Glücksumſtände, alles dieſes trug, vereint mit ſeinen glücklichen Geiſtesanlagen, dazu bei, dieſem Manne eine nicht geringe Ausbildung zu verſchaffen. Von 1775 bis 1778 ſtudirte er auf der Univerſität zu Göttingen, deren Wohlthäter er in der Folge ward, als ihn die hannöverſche Regierung zum

Cabinetsſecretair ernannte, und ihm die oberſte Leitung der Univerſität, welches Amt ſein Vater ſchon vor ihm verwaltet hatte, anvertraute. Bei einer Reiſe, die er in den Jahren 1730 und 1731 durch Deutſchland und Frankreich machte, waren beſonders die Theater zu Paris und Wien ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit und Nachforſchung, und er ſprach ſich darüber in den bekannten Bemerkungen über die londoner, pariſer und wiener Theater aus. Bedeutendern Einfluß hatte auf ihn während des Winters 1784 bis 1785 ſein Aufenthalt in England, wo er Gelegenheit erhielt, nicht allein ſehr wichtige literariſche und politiſche Verbindungen anzuknüpfen, ſondern auch ſich eine möglichſt erſchöpfende Kunde der brittiſchen Staatsverfaſſung zu verſchaffen, ſo wie denn auch dieſe Reiſe beſonders dazu mitwirkte, ſeinen Sinn für Politik zu beleben und auszubilden. Nachdem er nach und nach die anſehnlichſten Poſten bekleidet hatte, ward er endlich zum geheimen Cabinetsrath ernannt. Als 1803 die Franzoſen Hannover beſetzten, war er einer der Deputirten, welche die Capitulation mit dem Chef der franzöſiſchen Armee abſchloſſen, und blieb Mitglied des Gouvernements, bis eine Regierungscommiſſion an die Stelle der Landſtände trat. Brandes hatte ſich eine ſo allgemeine Achtung erworben, daß ſein Tod, welcher den 13. Mai 1810 erfolgte, von allen ſeinen Mitbürgern als ein Verluſt für den Staat betrauert wurde. Ein großes Talent der Beobachtung, und eine große Welt- und Menſchenkenntniß waren ſein Eigenthum und zeigten ſich in allen ſeinen Werken, von denen folgende die wichtigſten ſind: politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution in Rückſicht auf Deutſchland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geſchlecht, Hannover 1802; Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland, Hannover 1803; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeiſtes auf die höhern Stände, als Fortſetzung des vorhergehenden Werks, Hannover 1810.

Brandkugel, iſt ein zwilchener Sack, welcher über zwei kreuzweiſe über einander geſpannte eiſerne Reifen gezogen, mit feuerfangenden Stoffen angefüllt und auswärts mit Pech und Talg beſtrichen iſt, um Gegenſtände damit in Brand zu ſtecken. Brandkugeln ſind auch länglichte, mit kleinen Kugeln, Handgranaten ꝛc. gefüllte Kugeln, die mit eiſernen Reifen gebunden, mit einer Brandröhre verſehen und einem getheerten Tuche umwickelt ſind. Beide Arten werden aus grobem Geſchütz geworfen. (S. auch Carcaſſe.)

Brandſilber, heißt das Silber, wenn es von allen unedeln Metallen geſchieden und im Feuer völlig gereinigt worden iſt.

Brandung, heißt jeder in der See, unfern des Walls oder Ufers, auch bei Mündungen von Flüſſen gelegene Ort, wo die Strömung mit einer außerordentlichen Gewalt, gewöhnlich mit Schäumen und Ziſchen, an verborgene Klippen oder an das felſige Ufer anſchlägt. Solche gefährliche Stellen werden natürlich von den Schiffern vermieden. Auch dieſe ſchäumende Brechung der Wellen ſelbſt heißt Brandung. Die Kraft dieſes Aufruhrs im Waſſer richtet ſich nach dem Winde, nach der Strömung und der Beſchaffenheit der Klippen. An den höchſten, ſteilſten, felſigen Ufern iſt ſie am ſtärkſten. An den Meeren, welche keine Ebbe und Flut haben, wie die Oſtſee, ſind die Brandungen gewöhnlich unbedeutender.

Brandwache, heißt in Feldlägern die hintere Wacht, welche zum Schutze des Lagers, zur Sicherung der Gefangenen und für die

Aufrechthaltung des Kochfeuers zu ſorgen beſtimmt iſt. Sie beſteht gewöhnlich aus 1 Sergeanten, 1 Corporal und 30—40 Mann für jedes Regiment. — In der Seeſprache heißt Brandwache ein Schiff, welches in einiger Entfernung von der Flotte als Wacht., auch als Kundſchaftsſchiff gelegt wird. — An einigen Orten, wie z. B. in Hamburg, nennt man auch Brandwache die Mannſchaften, welche des Nachts ausgeſchickt werden, um Veranlaſſungen zu Feuersbrünſten zu verhüten, und bei ſchon ausgebrochenen die erſten Löſchungsanſtalten zu bewirken.

Brant (Sebaſtian), genannt Titio, geboren zu Straßburg, 1453, ſtarb daſelbſt 1520. Er hatte in Baſel die Rechte ſtudirt, daſelbſt promovirt und dieſelben bis 1404 mit vielem Beifalle gelehrt. Aber außer ſeinen juriſtiſchen Kenntniſſen erwarb ihm auch ſein Dichtertalent großen Ruf, und Kaiſer Maximilian I. berief ihn mehrmals an ſeinen Hof. Vorzüglich hat ſeinen Ruf begründet das Narrenſchiff, oder das Schiff aus Narragonien, welches die Laſter und Thorheiten ſeines Zeitalters ſchildert. Ein Narrenſpiegel, meint der Dichter, würde dazu dienlich ſein, dem Thoren zu der ihm nöthigen Selbſtkenntniß zu verhelfen.

Denn wer ſich für einen Narren acht,
Der iſt bald zu eim Weiſen gemacht.

Er verſpricht, jeder Art von Narren ihren Spiegel vorzuhalten und den ganzen Lauf der Welt darzuſtellen. Auch verſpricht er ſich den Beifall der Weiſen, und achtet des Zorns und Haſſes der Thoren nicht. Man findet alſo eine Reihe von Sittenlehren und Satiren über alle Arten von Laſtern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, die als Narrheiten betrachtet und in 113 Capitel vertheilt ſind, welche keinen andern Zuſammenhang unter ſich haben, als daß ein gemeinſchaftlicher Titel ſie verbindet. Der Vortrag iſt im Ganzen wenig poetiſch, oft gelehrt, doch fehlt es auch nicht an glücklichen und feinen Wendungen, zuweilen iſt er körnicht und gedrungen, und das Narrenſchiff bleibt immer ein ſchätzbares Buch, voll geſunden Verſtandes, voll Welt- und Menſchenkenntniß. V. d. Hagen hat es in ſeinem Narrenbuche aufs neue abdrucken laſſen.

Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), war zu Perigord gegen das Jahr 1527 geboren, und ſtarb den 5. Julius 1614. In ſeiner ſelbſt ſich verfaßten Grabſchrift ſpricht er mit viel Ruhmredigkeit von ſich, und erzählt, die erſten Waffen habe er unter dem großen Franz von Guiſe getragen, und nachher fortgefahren, den Königen, ſeinen Herren, zu dienen. Einige Zeit nach dem Tode Carls IX. zog er ſich auf ſeine Güter zurück, und ſchrieb hier ſeine Memoiren, die bei allem Selbſtlobe, das er ſich darin beilegt, doch eine Menge intereſſanter Sachen enthalten. Sie ſind ein lebendiges Gemählde ſeines Zeitalters; alle große Perſonen deſſelben hatte er kennen gelernt, von allen wichtigſten Ereigniſſen war er Zeuge, wo nicht Theilnehmer geweſen. Man darf indeß nicht tiefe Beobachtungen, keine gründliche Sach- und Menſchenkenntniß bei ihm ſuchen. Brantôme hat ganz den Charakter ſeines Geburtslandes (Gascogne) und ſeines Standes. Recht oder Unrecht kümmert ihn nicht; als Hofmann tadelt er nie die Großen, aber er ſieht und erzählt ihre Fehler und Verbrechen um ſo freimüthiger, als er ſelbſt nicht gewiß iſt, ob ſie gut oder böſe ſind. Die Ehre der Frauen iſt ihm eben ſo gleichgültig, als die Moral der Männer; er erzählt das Aergerniß, ohne es zu fühlen, und ſtellt es als eine einfache Sache dar, von der kein Auffe-

bens zu machen iſt. Er ſpricht von dem guten König Ludwig XI., der ſeinen Bruder habe vergiften laſſen, und von ehrenwerthen Damen, deren Abenteuer nur ſeine Feder aufzeichnen kann. Von ſich ſelbſt ſpricht er nicht ſelten mit naiver Eitelkeit. Allenthalben aber verſetzt er uns durch lebhafte und treffende Gemählde mitten in jenes Jahrhundert, wo das erlöſchende Ritterthum mit dem aufſtrebenden, aber noch ungeordneten Sitten der neuern Zeit kämpfte, und dieſer Kampf mehr als gewöhnliche Kräfte entwickelte. Brantôme war, ungeachtet des umherſchweifenden Lebens, das er geführt hatte, wiſſenſchaftlicher gebildet, als die meiſten ſeiner Waffengefährten. Er hinterließ folgende Werke: Mémoires ou Vies des hommes illustres et grands Capitaines français; Vies des grands Capitaines étrangers; Vies des Dames illustres; Vies des Dames galantes; Anecdotes touchant les duels; Rodomontades et jurements des Espagnols. Ein Beweis, daß dieſe Schriften ehemals nicht ohne Intereſſe waren, iſt, daß ſie von 1666 bis 1740 zwölfmal, theils zuſammen, theils in einzelnen Abtheilungen herausgegeben worden ſind.

**Branntwein**, iſt eine geiſtige Flüſſigkeit, welche aus verſchiedenen in geiſtige oder Weingährung gebrachte mehlhaltige Vegetabilien, als Getreide, Kartoffeln, Obſt, Bier- und Weinhefen, Weintrebern ꝛc., auch Wein, meiſtens aber aus Getreide durch Deſtillation (oder Brennen) abgezogen wird. Er iſt im Allgemeinen eine mehr oder minder ſtarke Miſchung von Alkohol und Waſſer. Der Prozeß iſt kürzlich dieſer: das zum Brennen beſtimmte Getreide wird, nachdem es geſchrotet, mit dem dazu kommenden Malze in die Möſchbottig eingemöſcht, d. h. mit lauem Waſſer eingerührt. Wenn es eine Viertelſtunde geſtanden, wird es in heißem, aber nicht kochendem, Waſſer ſo lange gerührt, bis es lau iſt. Dann kommt der Hefen dazu, um die geiſtige Gährung zu befördern; das Gefäß wird bedeckt und das Gemiſch bleibt ruhig ſtehn, bis die Gährung erfolgt. Dann kommt der Möſch, d. i. die Maſſe, in die Branntweinblaſe. Es wird Feuer darunter gemacht und der Möſch fortwährend gerührt. Der Geiſt entwickelt ſich in Dämpfen, und geht durch die Leitung, die er erhält, in Flüſſigkeit über. Dieſer erſte Abzug, der noch ungenießbar iſt, heißt Lauer oder Lutter. Ein zweiter Abzug gibt den eigentlichen Branntwein, den einfachen; der dritte den doppelten; der vierte den Weingeiſt (Spiritus vini rectificatus); und der fünfte endlich den waſſerfreien Weingeiſt (Spiritus vini rectificatissimus), den Alkohol. Nach dem Material, woraus der Branntwein gezogen wird, erhält er ſeinen Namen. Der **Franzbranntwein** in Frankreich wird aus Wein, Weinhefen und Weintrebern gezogen, und heißt nach den Verfertigungsorten: **Coignac**, **Orleans**, **Bordeaux** ꝛc.; **Kornbranntwein**, allenthalben aus Roggen, Waizen, Gerſte, Hafer, einzeln oder gemiſcht. Auch Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben ꝛc. geben Branntwein. Man ſehe ferner die Art. **Arak**, **Rum** und **Taffia**. Setzt man zur zweiten Deſtillation des Getreidebranntweins noch Gewürze, Blumen, Wurzeln, Kräuter, ſo erhält man **Aquavite**, die dann, nach den Beſtandtheilen, **Kümmel-**, **Anis-** **Nelken-**, **Citronen-Branntwein** ꝛc. heißen. Dieſe mit dem gehörigen Zucker, um ſie wohlſchmeckend zu machen, zubereitet, geben den **Roſoglio**, **Roſoli**, der auf unzählige Art variirt und danach, oft auch ganz willkührlich, wie es eben die Mode will, benannt wird. Die Araber ſind die muthmaßlichen Erfinder des Brannt-

weinbrennerkunſt. Die Tatarn ziehen auch Branntwein aus Milch. — Branntweinwage ſ. Aräometer.

Braſilien, ein großes, der Krone Portugal gehöriges Reich in Südamerika, das zu den reichſten und fruchtbarſten Ländern des Erdbodens gehört, und das man ſeit 10 Jahren durch Kruſenſtern, Koſter, Mawe, Grant, Langsdorf, Eſchwege, den Prinzen Max. von Neuwied und Andre genauer kennt. Es bringt Safran, Baumwolle, Cryſtall, Ambra, Balſam, Braſilien- oder Fernambukholz, Cochenille, Tabak, Zucker, Kaffee, Indigo, Ingwer, Pfeffer, Chinarinde, Getreide, Holz u. dgl. m. in Ueberfluß hervor; ſeine wichtigſten Producte aber ſind Diamanten und Gold. Beide werden meiſtens auf dem Grunde der Flüſſe und in den vom Regen gemachten Gräben geſucht. Der braſilianiſche Handel iſt bedeutend und immer im Steigen. Außer den Ureinwohnern, den Braſilianern, welche noch ohne Cultur ſind, wohnen in Braſilien europäiſche Portugieſen, Creolen, Meſtizen und Neger (deren ehemals jährlich 40 bis 50.000 dahin gebracht worden), im Ganzen anderthalb Millionen Seelen. Die Größe des Landes wird auf 100,000 Quadratmeilen geſchätzt. Durch das Innere ziehen ſich Fortſetzungen der Cordilleras, die nach den Küſten zu laufen und mehrere Vorgebirge bilden, z. B. Cap Maguari, Cap de St. Roque, Cap de St. Auguſtin, Cap de St. Thoma, Cap de S. Maria, Cabo Frio u. ſ. w. Die Hauptflüſſe ſind: Maranhon (mit dem Yupura, Negro, Carapanatu, Yutay, Purus, Madeira Topayoſo Xingu u. ſ. w.), Gran Para oder Tocantines, Parana, Francesco u. ſ. w. Der größte Landſee iſt der Xarayes. Von Meerbuſen nennen wir die Allerheiligenbai, die St. Vincent- oder Santosbai, den Merim- oder Mirunſee. Das Clima iſt, da Braſilien in der heißen Sudzone liegt, in Norden zwar heiß, aber doch durch häufige Regen abgekühlt, im Süden gemäßigter und geſunder. Die neun Capitänſchaften oder Gouvernements, in welche das Land eingetheilt wird, heißen: Para, Maranhano, Fernambuco, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Minas-Geraes, Goyaz, Matto-Groſſo. Die Einkünfte werden auf 20,000,000 Gulden berechnet, wovon den bei weitem größten Theil die Bergwerke liefern. — Von der Geſchichte Braſiliens führen wir folgendes an: Oſtindien führte die Portugieſen nach Amerika. Nicht zufrieden mit dem von Vasco de Gama aufgefundenen Weg um das Cap nach Oſtindien, ſandte König Emanuel (1500) Caspar Cortereal aus, Cabots Spuren nachzugehn, und an der nordamerikaniſchen Küſte eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen. Er kam weiter gegen Norden als Cabot, und gab verſchiedenen nordamerikaniſchen Küſten Namen, welche ſie noch führen. Cortereal litt in den amerikaniſchen Gewäſſern Schiffbruch, und da er ohne Hoffnung, eine nördliche Durchfahrt zu finden, zurückkam, ſo ſetzten die Portugieſen ihre Entdeckungsreiſen nach Amerika nicht fort. In demſelben J. 1500 aber, da Cortereal Nordamerika abſichtlich aufſuchte, wurde Pedro Alvarez Cabral zufällig nach Braſilien verſchlagen. Er ankerte an der Küſte im 15. Grade ſüdlicher Breite, an einem Orte, den er Porto Seguro nannte. Das Land ſelbſt nannte er Santa Cruz, und nahm es in Beſitz, ohne eine Niederlaſſung daſelbſt anzulegen. Da man ein Holz, das man von der Farbe einer glühenden Kohle (Braſa im Portugieſiſchen) Braſilienholz nannte, und das die Portugieſen ſeit dem 12. und 13. Jahrhunderte als ein Färbeholz häufig nach Europa brachten, in großer Menge daſelbſt fand, ſo nannte man das neu entdeckte Land nach der Zeit Braſilien; ein rohes Land, von Naturmenſchen bewohnt. Der Amazonen-

fluß begrenzte es gegen Norden, der Plataſtrom gegen Süden, das Meer gegen Oſten, und gegen Weſten eine Menge unbekannter, von keinem Geographen noch verzeichneten Sümpfe, Seen, Ströme, Flüſſe und Berge, die es von den ſpan. Beſitzungen trennen. Seinen Reichthum kannte man anfangs nicht; man beſtimmte es daher zum Verbannungsorte der Verbrecher und Juden. Die Verbannten fingen daſelbſt den Zuckerbau an, wozu man ihnen das Zuckerrohr aus Madera lieferte; ſeitdem bekam Braſilien einen größern Werth, und mit ihm wuchs die Sorge des portugieſiſchen Hofes für einen beſſern und ſchnellern Anbau. In dieſer Abſicht erlaubte er im Jahre 1525 ſeinem Adel, Strecken Landes für ſich zu erobern, und das Eroberte als ſein Eigenthum zum Anbau zu verpachten. Eine ſolche Anlage ward San Salvador, San Vincent u. ſ. w., bis tief in das Innere des Landes, das nach und nach unterjocht ward. Die Jeſuiten übernahmen die Bekehrung der wilden Einwohner. Es fiel zuerſt den Spaniern, bei ihrer Beſitznehmung von Portugal, und darauf, während der ſpaniſchen Herrſchaft, den Holländern in die Hände. Die letztern hatten nach dem Verlaufe des zwölfjährigen Waffenſtillſtandes, bei der Erneuerung ihres Freiheitskampfes (im Jahre 1621), eine weſtindiſche Geſellſchaft errichtet. Obgleich, nach den portugieſiſchen Geſetzen, allen Fremden der Zugang verſagt war, hatten ſich doch ſchon früher einige holländiſche Schleichhändler nach Braſilien geſchlichen und das Land ausgekundſchaftet. Ihre Nachricht, daß unter der ſpaniſchen Herrſchaft Braſilien in die größte Unordnung gerathen ſei, veranlaßte die weſtindiſche Compagnie im Jahre 1624, Jacob Willekens zur Eroberung des Landes hinzuſenden. Sobald ſich die holländiſche Flotte zeigte, ergaben ſich San Salvador und andere portugieſiſche Pflanzungen ſogleich. Anfangs achtete das ſpaniſche Miniſterium dieſe Schläge nicht. Erſt Philipp IV. ermunterte die Portugieſen zur Gegenwehr, und 1626 ging die erſte portugieſiſche Flotte ab, den Holländern entgegenzuwirken. Die Expedition gelang gegen die nicht vorbereitete Compagnie, und Braſilien blieb bis 1630 von den Holländern frei. Die weſtindiſche Compagnie ſetzte bloß ihren Kaperkrieg gegen die Spanier und Portugieſen fort, bis ſie 1630 mit neu geſammelten Kräften den Admiral Heinrich Lonk einen Angriff auf das Land machen ließ. Dieſer landete auf der Küſte Fernambuk, und dehnte von da bis 1635 nach und nach ſeine Eroberungen über den angebauteſten Theil von Braſilien aus. Die Reichthümer, welche die Compagnie aus Braſilien zog, bewogen die Generalſtaaten, den Prinzen Moritz von Naſſau zur Eroberung des ganzen Landes abzuſchicken, und ſo kamen alle Küſten von San Salvador bis zum Amazonenfluſſe in den Beſitz der Holländer. Im Jahre 1640 warf endlich Portugal das ſpaniſche Joch ab, und ſetzte den Herzog Johann von Braganza auf den Thron. Dieſer vereinigte ſich mit England, Frankreich und Holland, Spaniens Feinden, und ſchloß 1641 mit den vereinigten Niederlanden ein Offenſivbündniß in Europa, und einen Waffenſtillſtand auf zehn Jahre in Oſt- und Weſtindien. Die niederländiſche Republik hielt ſich nun für ganz ſicher in dem Beſitze von Braſilien, und ließ ihre Militärmacht bald dergeſtalt in Verfall gerathen, daß der Portugieſe Juan Fernandez de Vieira es unternahm, die Holländer zu vertreiben. Ohne Mitwiſſen und Schutz der Regierung ſammelte und verſorgte er ein Heer, und kämpfte von 1645 bis 1654 muthig fort, wo er ſeinen Zweck erreicht hatte. Die portugieſiſche Regie-

rung ſtellte ſich, als ob ſie ſelbſt den Krieg mißbillige. Dieß ſchläferte die Compagnie ein, und ehe ſie ernſthaft gerüſtet war, hatten ſchon die Holländer 1654 durch Capitulation Braſilien geräumt. Im Jahre 1661 ſchloß Portugal, unter Englands Vermittelung, Friede mit den Holländern, und blieb für acht Millionen im Beſitze Braſiliens. Seitdem ward das Land an den Küſten hin immer mehr angebaut, beſonders durch die Miſſionen der portugieſiſchen Jeſuiten; ſie reichten bald bis an den Amazonenfluß, an deſſen Ufern ſich oft die Spanier und Portugieſen bekämpften. Von 1698 an ward Braſilien erſt den Portugieſen recht wichtig; ein Zufall entdeckte in der Provinz Minas Geraes große Schätze von Gold, an denen man ſpäter auch andere Gegenden reich fand. Im Jahre 1728 entdeckte man in demſelben Sande, aus welchem man das Gold ſchied, auch Diamanten. Aber am wichtigſten für den portugieſiſchen Hof war der Beſitz von Braſilien im Jahre 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn nöthigten, ſich dorthin zu flüchten. Dem Hofe folgten damals 11,000 Auswandernde und 15,000 Mann Truppen. Die geſammte Flotte, worauf ſie eingeſchifft waren, kam im Februar 1808 unter engliſcher Bedeckung in Braſilien an. Die Gegenwart der Regierung in der Haupt- und Reſidenzſtadt Rio-Janeiro hat ſeitdem auf das Land den vortheilhafteſten Einfluß gehabt, und Handel, Induſtrie, Gewerbe und Cultur gehoben. Die Regierung gründet jetzt in Braſilien eine große Anſiedelung von Schweizern. Auch hat die Vermählung des Kronprinzen mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin ſeit 1817 mehrere Deutſche dahin gezogen. Die Landmacht beſteht aus 20,000 Mann und die Seemacht aus zehn Linienſchiffen und zehn Fregatten. (Vergl. Portugal und Südamerika.)

**Bratſche**, eine größere Geige, auf welcher der Tenor und Alt geſpielt wird, daher man auch häufig die Verzeichnungen Tenor oder Alt davor ſetzt. Der Name iſt aus dem Italieniſchen Viola di braccio entſtanden.

**Brauen, Bierbrauen**, iſt das Geſchäft, wodurch das Bier bereitet wird. Zuerſt muß die Gerſte oder der Waizen gemalzt werden (ſ. Malz), dann wird das Malz von den Keimen befreit, angefeuchtet, und hernach grob geſchrotet. Das Malzſchrot wird mit weichem (natürlichem, oder, in deſſen Ermangelung, künſtlich bereitetem) kaltem Waſſer eingerührt, dann mit ſiedendem Waſſer angemengt, und in der Braupfanne gekocht, bis ſich die Hülſen (Träber) abſondern, und die Flüſſigkeit hell wird, welche, abgeſchieden, die Würze heißt. Dieſe wird darauf mit Hopfen abgekocht, von dem Hopfen wieder geſäubert, und in hölzernen Gefäßen, Kühlſchiffen, abgekühlt, worauf die Hefe hinzugethan, und die Würze zur Gährung gebracht wird, entweder, zur ſchnellen Gährung, auf dem Gährbottig, wenn es Lagerbier, oder auf einzelnen Fäſſern, wenn es leichtes Bier werden ſoll. Die Doppelbiere werden durch eine vermöge der Gährung ſtärkere Entwickelung des Weingeiſts erzeugt. Dieſe gründet ſich auf die Verwandlung des Mehlſtoffs der Körner in Zucker durch das Vermalzen. Wenn die Gährung vollendet iſt, werden die Hefen, ſowohl Ober- als Unterhefen, abgeſondert, und zum weitern Gebrauch verwahrt, und das nun fertige Bier in die beſtimmten Fäſſer gefüllt. Aus dem abgebrauten Möſch macht man durch nochmaliges Hinzuthun von Waſſer das Nachbier, Dünnbier, Kofent.

**Bräune** (Angina), eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, die in Entzündung des Halſes beſteht. Sie iſt jedoch verſchieden nach

dem Theile oder der Gegend des Halſes, welche die Entzündung beſonders ergreift. So kann der Sitz der Entzündung im Kehlkopfe und der Luftröhre ſein, dann heißt die Krankheit auch Luftröhrenentzündung (Cynanche) von der eine eigene Art der Croup (ſ. d. Art.) iſt; oder die Entzündung iſt im Schlunde, eigentliche Hals- oder Schlundbräune (Angina pharyngea), oder an den zu beiden Seiten des innern Halſes liegenden Drüſen, an den ſogenannten Mandeln (Angina tonsillaris), oder an der weichen Gaumendecke und dem ſogenannten Zäpfchen (Angina uvularis.) Die weſentlichen Zufälle der Bräune, welche freilich durch die Art derſelben modificirt werden, ſind: ſchmerzhafte Erſchwerung des Schluckens, Sprechens und Athemholens, Trockenheit im Halſe, die beſonders nach jedem Schlafe ſehr oft bis zum Gefühle von Erſticken zunimmt; Röthe und Geſchwulſt der innern Theile des Halſes, wenn die Entzündung an einem dem Blicke erreichbaren Theile ſitzt; veränderte Stimme; vermehrte Abſonderung von Speichel und Schleim. Dazu geſellen ſich noch mehrere Zufälle, theils von dazukommendem Fieber, theils von der Hemmung des Athemhohlens, der Verbreitung des Reizes auf die benachbarten Theile. — Eine gefährliche Art dieſer Krankheit kommt bei den Schweinen vor, und heißt das wilde Feuer.

Braunerz wird im Bergbau eine gewiſſe räuberiſche Erzart genannt; auch ein angeflogenes Weſen an dem Geſteine von braunröthlicher Farbe, welches für ein Zeichen der Nähe reichhaltiger Erze gehalten wird.

Braunſchweig-Wolfenbüttel. Dieſes Herzogthum beſteht aus dem Fürſtenthume Wolfenbüttel, dem Fürſtenthume Blankenburg, dem Stiftsamte Walkenried, dem Amte Thedinghauſen und dem Communion-Unterharze. Die beiden erſteren Theile gehören ganz zum niederſächſiſchen Kreiſe, Walkenried zum oberſächſiſchen, und Thedinghauſen zum weſtphäliſchen innerhalb der Grafſchaft Hoya. Der Antheil des herzogl. Hauſes am Unterharze iſt durch den Vergleich vom Jahre 1788 beſtimmt, und unbeträchtlich, indem er nur $\frac{3}{7}$ vom Rammelsberge, dem Iberge und der Saline Juliushall beträgt. Nach den genaueſten Vermeſſungen von Leiſte und Gerlach kommen auf den Flächeninhalt der herzogl. braunſchweigiſchen Staaten 71 Quadratmeilen, wovon das Ackerland 542,000, die Wieſen, Weiden und Anger 446,000, die Holzungen 496,000, und der Raum, den die Städte, Dörfer, Wege, Flüſſe, Teiche und nicht urbaren Plätze einnehmen, 97,000 braunſchw. Morgen betragen. Der wolfenbüttelſche und ſchöningſche Bezirk haben den zum Ackerbau am meiſten geeigneten Boden. Der nördliche, ans Fürſtenthum Lüneburg grenzende Theil, wo Flugſand die herrſchende Erdart ausmacht, iſt der unfruchtbarſte. Der Harz und Weſerbezirk ſind weit gebirgigter und daher zum Kornbau weniger geeignet. Nur da, wo ſich die Thäler in weitere Flächen ausdehnen, als z. B. an den Ufern der Leine und Weſer, gibt es fruchtbare Aecker, unter welchen die Aue, das Odfeld, das Weſer- und Leinthal ſich auszeichnen. Das Hauptgebirge des Landes iſt der Harz mit ſeinen Vorbergen: der Hube, dem Kühler und Hils. Auf ihn im Range folgen der Solling und der Vogler. Kleinere Gebirgsgruppen im Lande ſind: der Fallſtein, die Lichtenberge, der Elm und die Aſſe. Dieſe Gebirge ſind ſämmtlich mit dem ſchönſten Laub- und Nadelholz beſetzt, und machen alſo die vorzüglichſten Waldungen des Herzogthums aus. Von dem ungeheuren Waldbruche, dem von der Ohre durch-

ſtrömten, 129,324 Waldmorgen haltenden Drömling, kommen nur 16,776 Morgen auf den braunſchweigiſchen Antheil. Unter den Flüſſen ſind die Weſer, Aller, Leine, Oker und Fuſe die vorzüglichſten. Die meiſten Flüſſe des Landes gehören zu dem großen Gebiete der Weſer. Nur die Ohre, Bode, Zorge und Wieda vereinigen ſich entweder unmittelbar, oder durch die Mündungen anderer Flüſſe mit der Elbe. Das Land hat vier beſonders reichhaltige Salzquellen, wodurch es ſein eigenes Salzbedürfniß völlig beſtreiten kann. Das Klima iſt überhaupt temperirt und geſund. Am mildeſten erſcheint es in den beiden nördlichen Bezirken; weit rauher in den ſüdlichen Bezirken und im Blankenburgiſchen, wo die Kälte im Winter oft ſehr heftig, und die Luft im Früh- und Spätjahre ſtrenger, aber auch die Hitze im hohen Sommer, wenn die Sonnenſtrahlen von den Gebirgen auf die Thäler zurückprallen, weit drückender als auf dem flachen Lande iſt. Die furchtbarſten Gewitter und die heftigſten Windſtöße erfährt man in den Gebirgen, und dort fällt oft als dichter Schnee herab, was tiefer im Lande in Regen übergeht. Daher tritt im Blankenburgiſchen auch die Erndte 14 Tage, und auf dem Oberharze oft 3 Wochen ſpäter ein, als in der Ebene. In Hinſicht der Bevölkerung gehören die herzogl. braunſchweigiſchen Länder zu den deutſchen Staaten vom dritten Range. Im Jahre 1799 zählte man nach ſichern Angaben im ganzen Lande, mit Inbegriff des Militärs, 200,164 Menſchen. Das Reſultat der Zählung vom Jahre 1760 gab nur 158,980 Köpfe. So viel hatte eine weiſe und väterlich milde Regierung binnen 40 Jahren vermocht. Die Reſultate aus der weſtphäliſchen Zwiſchenzeit ſind noch nicht officiell bekannt. Die große Volksmaſſe in den herzogl. braunſchweigiſchen Staaten gehört ihrer Abſtammung nach urſprünglich zu den Saſſen, unter welchen die Cherusker, Brukterer und Angrivarier die erſten Rollen ſpielten. Hermann der Cherusker war ein ſaſſiſcher Fürſt, und ſein Allode lag an den Ufern der Weſer. Hier ward auch auf dem Idhtsfelde (campus idistavisus) der Blutkampf mit jenem Druſus Germanicus gekämpft, den Tiber ſandte, um Varus Niederlage in Teutoburgs Wäldern zu rächen. Die heiligſten Denkmahle vaterländiſchen Freiheitsgefühls und ächtdeutſchen Heldenmuths findet man am Fuße des finſtern Sollings. Durch Heinrich des Löwen Fall ward das ſaſſiſche Großherzogthum zerſplittert. Otto das Kind trug 1235 die herzogliche Würde auf ſeine Allodialländer über, und es entſtand das Herzogthum Braunſchweig-Lüneburg, deſſen Einwohner ſich von nun an Braunſchweiger nannten. Doch iſt noch jetzt ihre Abſtammung in Sitten und Gebräuchen, wie in dem Nachhall altſaſſiſcher Geſetze unverkennbar. Später ſind Wenden eingewandert, von deren Abkunft ſich noch Spuren in der Ausſprache und in den Namen mancher Wohnſitze, als Wendezell, Wendeburg, Wendhauſen, erhalten haben. Der Einwohnergrundſtamm, der Bauer, iſt von ſtarkem und feſtem Körperbau. Blaue Augen und blondes Haar trifft man durchgehends häufiger, als braune Augen und ſchwarzes Haar. Wenig Ausdruck liegt in der Phyſiognomie; mehr Phlegma und Gutherzigkeit. Wolluſt und Weichlichkeit haben bis jetzt noch keine ſichtbare Entnervung bewirkt. Mäßigkeit und Arbeit ſtärken den Körper des Landmanns, dem heftige Leidenſchaften meiſtens fremd ſind. Die ungewöhnlich große Anzahl der Leibzüchter, welche doch in der Regel ſich nicht vor dem 60. Jahre zur Ruhe ſetzen, beweiſet, daß hier die meiſten Menſchen ein hohes Alter erreichen. Des Landmanns vorherrſchender Charakter iſt

deutſcher Ernſt, gerader Sinn und reizbares Gefühl für ſeine Ehre. Auch Muth, Arbeitſamkeit und Beharrlichkeit fehlen ihm nicht. Aber leider hat ſich dieſen ächtdeutſchen Grundzügen ein faſt unbeſiegbares Mißtrauen beigeſellt, deſſen Quelle wir hier nicht entwickeln können. Zuvorkommende Höflichkeit liegt nicht im Charakter dieſer Menſchen, und ſie ſind von Kriecherei ſo ſehr entfernt, daß oft ihr Betragen, beſonders in der Nähe großer Städte, in Grobheit ausartet. Edel erſcheint die Gaſtfreiheit, welche dem Bauer hier überall eigenthümlich iſt, untadelhaft iſt der Steifſinn, womit er nicht nur auf ſeine Rechte und Freiheiten hält, ſondern auch den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten ſeiner Väter treu bleibt. Dabei iſt er nichts weniger als bigott. Die Abneigung, welche der Braunſchweigiſche Bauer gegen den Soldatenſtand faſt allgemein fühlt, lag bisher in der Landesverfaſſung. Die widrigſten Züge im Charakter des Braunſchweigiſchen Landmanns ſind indeſſen bei dem wohlhabenden Theile unerträglicher Bauernſtolz, welcher in Anſehung ſogenannter Mißheirathen dem alten ſtiftsfähigen Adelſtolze nichts nachgiebt, und ungeheure Prozeßſucht. Hierin liegt zugleich der Grund einer oft unverſtändigen Widerſetzlichkeit gegen zweckmäßige, den Zeitbedürfniſſen genugthuende Neuerungen. Von dem Charakter der Großſtädter kann überhaupt die Rede nicht ſein. Wer vermag dieſes Amalgama der ſeltſamſten Widerſprüche auseinander zu klauben? Die gelehrte und eigentlich humane Bildung der höhern Volksklaſſen darf hier gleichfalls nur berührt werden. Verhältnißmäßig kann ſich das Braunſchweigiſche Land darin mit jedem deutſchen Lande meſſen. Es hat große Männer in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens herhorgebracht, und zählt die berühmteſten Namen unter den Stimmführern Deutſchlands. Wir brauchen aus der neuern Zeit, ohne den noch Lebenden Schamröthe abzunöthigen, nur Leſſing, Jeruſalem, Ebert, Henke und Leiſewitz zu nennen. Die Grundmaſſe des deutſchen Adels iſt ſich zwar überall gleich, indeſſen darf man von dem Braunſchweiger mit Wahrheit behaupten, daß er längſt ſchon dem Adelſtolze, welcher ſeine nächſten Nachbaren auszeichnet, entſagt und ſich durch ächte Humanität hervorgethan hat. Unter den höhern Bildungsanſtalten Deutſchlands hat von jeher die Braunſchweigiſche Univerſität zu Helmſtedt, deren Wiedergeburt man hofft, den ruhmvollſten Platz eingenommen. Die beiden Gymnaſien zu Braunſchweig, die Lyceen zu Wolfenbüttel, Schöningen und Holzminden, ſtanden immer in der erſten Reihe ihrer deutſchen Schweſtern. Das in erneuter Geſtalt wieder hergeſtellte Carlscollegium zu Braunſchweig, von Jeruſalem geſtiftet und durch Ebert, Gärtner, Schmidt u. ſ. f. ſchnell zum ſchönſten Flor gebracht, nahm lange einen vorzugsweiſe hohen Platz unter den Bildungsanſtalten Deutſchlands ein. Die Stiftungen zu Kloſter Riddagshauſen und Kloſter Michaelſtein für künftige Volkslehrer haben manchen trefflichen Kanzelredner und Gelehrten gebildet. Auch ſie hatte der eiſernen Zeit furchtbarer Sturm ergriffen. Man erwartet ſie wiederhergeſtellt zu ſehen. Von der Verfaſſung der herzogl. Braunſchweigiſchen Staaten iſt mit Beſtimmtheit noch nichts zu ſagen. Der Vorzeit Verfaſſung erſcheint jetzt als Antiquität. Von der Geſchichte Braunſchweigs wird für unſern Zweck Folgendes gnügen. Das Herzogthum Braunſchweig = Wolfenbüttel ward vor Jahrhunderten zuſammengeſetzt aus uralten Allodialbeſitzungen des Hauſes Welf = Eſte, und aus den Gütern mehrerer Dynaſten. Die Alloden der Billunger und Brunonen längs der Sande

und Oker, die der Nordheimer am Solling und der Leine, die der Süpplingenburger am Elm und Dorm, machten den Stamm. Hinzukamen in der Folge durch Anfall, Erbſchaft oder Waffengewalt die Stammgüter der Grafen von Kattlenburg, Sommerſchenburg, Eberſtein, Daſſel, Winzenburg, Aſſel, Warberg und Bartensleben. Das Fürſtenthum Braunſchweig-Wolfenbüttel wurde nach der Theilung im Jahre 1495 conſolidirt. Dazu gehörten dann: Wolfenbüttel, Lichtenberg, Harzburg, Schöningen, Heſſen, Lutter, Bardorf, Calvörde, Neuhaus, Grene, Lutherdeſſen, Hohenbüchen, Homburg, Eberſtein und Fürſtenberg. Ferner die Städte: Braunſchweig, Helmſtedt, Scheppenſtedt und Stadtoldendorf, nebſt den Schlöſſern Aſſeburg, Bechelde, Brunsrode u. ſ. f. In der Folge kam auch Holzminden, und nach Beendigung der hildesheimiſchen Stiftsfehde im Jahre 1642 das Amt Lutter am Barenberge hinzu. Im 17ten Jahrhunderte erhielt man $\frac{3}{7}$ des Harzes, die Dörfer Bornum und Rieſeberg, die völlige Oberherrſchaft über die Stadt Braunſchweig, das Haus Warberg und das Amt Thedinghauſen; im Anfange des 18ten Jahrhunderts das Amt Campen, nebſt den Dörfern Bienrode, Bevenrode und Waggen. Zuletzt im Jahr 1707 wurden noch die Dörfer Ellierode und Bentierode gewonnen, und unter dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand die $\frac{4}{7}$ Antheile an den Hütten und Gruben des Oberharzes gegen die Landeshoheit und Theilung der Harzforſten vertauſcht. Die Beſitzungen der Grafen von Blankenburg kamen durch Erbſchaft gleichfalls an die Fürſten von Braunſchweig-Wolfenbüttel; aber ein Prozeß über die Grafſchaft Reinſtein fiel ungünſtig aus. Dieſe Landſchaften wurden am 28. October 1806, als erobertes Land, für Napoleon in Beſitz genommen, nachher zum Königreiche Weſtphalen geſchlagen, wo dann ihr größter Theil das Okerdepartement bildete. Die meiſten Producte des Pflanzenreichs, welche unter der gemäßigten Zone gedeihen, ſind ihr Eigenthum. Getreide, Rübſamen, Flachs, Tabak, Cichorien, Hopfen, Färberöthe und Holz machen die bedeutendſten Gegenſtände des Handels und der Fabriken aus. Aus dem Thierreiche zieht man Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde, Ziegen, Federvieh und Bienen hinlänglich für der Landesbewohner Bedürfniſſe. Die Wälder ſind mit wilden Schweinen, Edelhirſchen, Rehen, Haſen, Auer-, Birk-, Reb- und Haſelhühnern angefüllt. Doch nimmt, weil kein Wild geſchont wird, die Jagd Ausbeute von Jahr zu Jahr ab. Von Raubthieren kennt man hier nur Füchſe, Marder, Iltiſſe und Wieſel. Der Wolf erſcheint, als Abſtreifer aus den thüringiſchen Wäldern, höchſt ſelten. Die gebirgigten Gegenden liefern Eiſen, Kupfer, Salz, Steinkohlen, Porzellan und andere Gattungen von Mineralien. Der Rammelsberg giebt Gold, Silber, Kupfer, Blei, Arſenik, Vitriol und Schwefel zur Ausbeute. Unter den Steinarten zeichnen ſich die Emerſtedter Steine mit Diamantenglanz, die Achate, Jaspiſſe, Pſeudokarniole, Bergkryſtalle und Porphyre aus, die man häuſig auf dem Harzgebirge findet. Torf ſteht in den Sandgegenden der nördlichen Bezirke in großen Strecken; Steinkohlenbänke liegen unter dem Elme, Hilſe und Ibbte. In Anſehung der Verarbeitung der Producte zeichnen ſich beſonders aus die Brauereien und Branntweinbrennereien, die Garnſpinnerei (der verbreitetſte Induſtriezweig im ganzen Lande), die Leinwandmanufacturen, die Papierfabriken, die Ledermanufacturen

die Seifen-, Tabaks-, Krapp- und Cichorienfabriken. Die Seele und der Mittelpunkt des Handels iſt die Hauptſtadt Braunſchweig. (S. den folg. Art.). Auch fehlt es dem Lande nicht an gut erhaltenen Straßen zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Handels.

Braunſchweig, die Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, unter dem 52° 18′ nördl. Br. und dem 28° 15′ öſtl. Länge, an der Oker in einer angenehmen Gegend gelegen. Der Urſprung der Villa Brunswick, deren zuerſt ums Jahr 1031 in Urkunden gedacht wird, reicht ſicher bis in die Zeiten Heinrichs des Städteerbauers hinauf. Eckbrecht I., welcher in jenen Gegenden die Schlöſſer Hohewort, Dankworderode und Melwerode beſaß, mag die Villa ausgebaut und ſolche nach ſeinen Ahnherren (den Brunonen) benannt haben. Was Leibnitz und ſpäter Büſching von des Orts hohem Alter ſagen, hat keinen hiſtoriſchen Beweis für ſich. Brunswick lag als ein offener Ort unter den Mauern des Schloſſes Dankwerderode, als Heinrich der Löwe zur Regierung gelangte. Dieſem Fürſten hat der Ort ſeine Vergrößerung, ſeine Befeſtigung und ſein ſtädtiſches Recht zu verdanken. Alſo verſchwindet nun auch der Name Dankworderode aus der Geſchichte, und an ſeine Stelle tritt der von Braunſchweig. Der Ort wuchs ſchnell empor unter den braunſchweigiſchen Ottonen, trat im 13. Jahrhunderte zur Hanſe, wurde bald eine Quartierſtadt derſelben, und von dieſer Zeit an den ſchwachen Landesherren gefährlich. Nach und nach wurden nämlich den geldarmen Fürſten faſt alle Regalien innerhalb der Stadtmauern, als die Münzgerechtigkeit, der Zoll u. ſ. f. abgedrungen, und pfandweiſe die Gerichte Eich, Aſſeburg, Campen, Wendhauſen und Neubrück, rings um die Stadt gewonnen. Nur die Uneinigkeit in ihren eigenen Mauern und die oftmals wiederholten Fehden zwiſchen dem Rathe und den Gilden hielten die Stadt ab, ſich zur Reichsunmittelbarkeit zu erheben. Indeſſen ſchloß ſie, nach einer blutigen Fehde mit Herzog Heinrich dem jüngern, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen vortheilhaften Frieden, welcher ihr eine gewiſſe Unabhängigkeit ſicherte. Als aber im 17. Jahrhunderte die Hanſe in Verfall gerieth, ſank auch Braunſchweig. Es war in eine zerſtörende Schuldenlaſt gerathen, Rath und Bürgerſchaft lagen gegen einander in ſteter Fehde, Herzog Rudolph Auguſt benutzte dieſe Schwäche und die Stadt unterwarf ſich im Jahre 1671 dem Herzoge. Der Ort ſchien jetzt ſchnell wieder aufzublühen. Die verfallenen Meſſen wurden neu belebt, der graue Hof und das große Schauſpielhaus wurden erbaut. Im Jahre 1754 erklärte Herzog Carl die Stadt zur beſtändigen Reſidenz ſeines Hauſes. Für ihre Verſchönerung that ſein Nachfolger Carl Wilhelm Ferdinand noch weit mehr. Die Zeitumſtände ſelbſt vermehrten ihren Wohlſtand außerordentlich, und in dem letzten Regierungsjahre des verewigten Helden, der bei Auerſtädt fiel, wurden die Feſtungswerke der Stadt abgetragen, um ſchönen Anlagen Raum zu geben. Unter Weſtphalens eiſernem Scepter ward Braunſchweig zur Hauptſtadt des Okerdepartements erhoben, ihr ehemaliger Wohlſtand jedoch ſehr gemindert. Die angſtvollſte Stunde erlebte Braunſchweig am 1. Auguſt 1809, als unter ihren Mauern der Held Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels den Kampf der Verzweiflung ruhmvoll gegen einen weit überlegenen Feind beſtand. Die glücklichſte und erfreulichſte hatte Braunſchweig am 22. December 1813, als derſelbe Held, unter unbeſchreiblichem Jubel des Volks, das Erbe ſeiner Ahnherrn wieder in Beſitz nahm. Die Stadt, deren

Flächeninhalt 77,000 Quadratruthen beträgt, iſt jetzt in ſechs Bezirke getheilt, die ihre Namen von den Hauptthoren erhielten. Ihre vorzüglichſten Plätze ſind: der Schloß- und der Burgplatz, der Kohl-, Hagen-, Aegidien- und Altſtadtmarkt. Unter ihren Kirchen ſind der Dom, die Martens-, Brüdern-, Katharinen-, Andreas-, und Magnikirche die vorzüglichſten. Während der weſtphäliſchen Regierung iſt die Aegidienkirche zu einen Militärmagazin gemacht worden, und die Schloßkirche verſchwunden. Unter den öffentlichen Gebäuden stechen hervor: das fürſtl. Reſidenzſchloß, das Moſthaus, die Domprobſtei, das Kammergebäude, das landſchaftl. Haus, die Münze, das Zeughaus, das Opernhaus, der Autorshof, das Neuſtadtrathhaus, das große Gewandhaus, das Zucht- und Werkhaus, und das Krankenhoſpital am Wendenthor. Die Bevölkerung betrug in 2845 Häuſern, mit Einſchluß des Militärs, vor der weſtphäliſchen Zeit zwiſchen 30 und 31,000 Menſchen. Sie ſoll jetzt bis auf 32,000 Seelen gewachſen ſeyn. In Anſehung der bürgerlichen Verfaſſung iſt eine neue proviſoriſche Juſtiz- und Polizeiverwaltung eingetreten, die jeden privilegirten Gerichtsſtand aufhebt, und ihre zweckmäßigere Organiſation noch erwartet. In Anſehung der geiſtlichen Verfaſſung ward die Stadt in acht Kirchſpiele und die Domgemeinde getheilt. Außer dem Domprediger ſtanden alle lutheriſche Stadtprediger unter dem braunſchweigiſchen Generalſuperintendenten und machten mit demſelben das Stadtminiſterium aus. Auch hatte die Stadt ihr eignes geiſtliches Gericht, welches aus den Bürgermeiſtern, dem Superintendenten, einem Syndicus, dem Senior des Miniſteriums und einem Sekretär beſtand. Jetzt hat das Conſiſtorium größere Rechte erhalten. Die Reformirten beſitzen eine eigene Kirche, ſo auch die Römiſchkatholiſchen. Die Juden haben ihre Synagoge. Das Muſeum von Kunſtſachen und Antiken iſt jetzt mit den trefflichen Schildereien der ſalzdahlumſchen Gallerie in einem ausgedehnten Local vereinigt. Die Stadt hat 2 Gymnaſien, ein anatomiſch-chirurgiſches Inſtitut und mehrere trefflich eingerichtete Induſtrieſchulen. Braunſchweig iſt vorzüglich reich an milden Stiftungen; ausgezeichnet iſt aber vorzüglich die treffliche Armenanſtalt, welche ihre neuere Organiſation dem edlen Leiſewitz verdankt. Die Stadt hat Farben-, Wollen-, Garn-, Porzellan-, Papiertapeten-, Lakir-, Papier-Maché, Tabak-, Salmiak- und 20 Cichorienfabriken. Der jährliche Verkehr in Propre-, Speditions- und Wechſelhandel betrug ſonſt jährlich acht Millionen Thaler, und im Jahre 1799 führte die Stadt für 1,266,217 Thaler ein.

**Braunſchweig** (Maximilian Julius Leopold, Prinz von), königlich preußiſcher Generalmajor, der jüngſte Sohn des Herzogs Carl von Braunſchweig, geboren zu Wolfenbüttel am 10. October 1752, wurde ſehr ſorgfältig erzogen und von dem bekannten Abt Jeruſalem unterrichtet. Er ſtudirte darauf zu Straßburg ein Jahr lang die militäriſchen und andern Wiſſenſchaften, bereiſete unter Leſſings Führung Italien und trat im Jahr 1776 als Chef eines Infanterieregiments, welches zu Frankfurt an der Oder in Garniſon ſtand, in preußiſche Kriegsdienſte. In dieſer Stadt erwarb er ſich bald durch die edelſte Menſchenfreundlichkeit und eine ſeltene Herzensgüte, womit er einen durchdringenden Verſtand und unermüdlichen Eifer für die Wiſſenſchaften verband, die allgemeinſte Verehrung. Sie war ſeit 1779, wo er aus dem kurzen bayerſchen Succeſſionskriege zurückkam, ſein beſtändiger Aufenthalt. Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt faſt allein, daß die Waſſerfluth den Damm nicht durchbrach und die Vor-

ſtadt gerettet wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei den öftern Feuersbrünſten, welche dieſe Stadt betrafen. Oft ſtieg er viele Treppen in Dachſtuben hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth er erfahren hatte, aufzuſuchen, denn Menſchenliebe war ſeine herrſchende Leidenſchaft. In ihrer Ausübung fand der edelmüthige Fürſt ſeinen Tod, als er bei einer im Frühjahr 1785 eingetretenen Ueberſchwemmung am 27. April den bedrängten Vorſtädtern auf einem Kahne zu Hülfe eilen wollte. Sein Andenken lebt noch jetzt bei allen Deutſchen, und die ihm geſtifteten Denkmähler werden auch den folgenden Geſchlechtern die Achtung und Verehrung bezeugen, die er ſich während ſeines kurzen Lebens erworben hatte.

Braunſchweig (Ludwig Ernſt, Herzog von), war 1718 geboren und in kaiſerliche Dienſte, im Jahre 1750 aber als Feldmarſchall in die Dienſte der Republik Holland getreten, ſeit 1759, während 7 Jahren, als Generalcapitän der Union und adminiſtrirender Vormund, Repräſentant des unmündigen Erbſtatthalters, und hatte der Republik in dem langen Kriege der benachbarten See- und Landmächte ſeit 1754 die Neutralität erhalten. Zufolge der 1766 von dem Herzoge beſchwornen Conſultationsacte hatten ihn die Generalſtaaten nach der Volljährigkeit des Erbſtatthalters dieſem als Rathgeber zur Seite geſetzt. Dennoch gelang es der patriotiſch geſinnten Partei, gegen dieſen Fürſten Verdacht bei dem Volke zu erregen; ja, man machte ihm ſelbſt das Recht, daß ſeine Ankläger vor Gericht geſtellt werden ſollten, ſtreitig. Endlich überredete man ſogar den Erbſtatthalter, daß, wenn der Herzog freiwillig ſich in ſein Gouvernement nach Herzogenbuſch begäbe, alle Unruhen ſogleich aufhören würden. Der Herzog gab nach und zog ſich am 24. Mai 1772 dorthin zurück. Allein, was er dem Erbſtatthater vorher geſagt hatte, traf nur zu bald ein: die Mißvergnügten fielen nun über den Erbſtatthalter her, ohne darum den Herzog außer Acht zu laſſen. — Er ſtarb 1788. Schlözer hat in ſeiner meiſterhaften Vertheidigungsſchrift des Herzogs die Sache vor den Richterſtuhl des Publicums gebracht.

Braunſchweig (Ferdinand, Herzog von), am 11. Januar 1721 zu Braunſchweig geboren, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunſchweig-Lüneburg, und wurde von ſeiner früheſten Jugend an für den Militärſtand erzogen. In ſeinem 18. Jahre durchreiſete er Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien, und trat 1749 als Oberſter und Chef eines Regiments in preußiſche Dienſte. Die beiden ſchleſiſchen Kriege waren für ihn eine Schule, in welcher er ſich zum Anführer bildete. Nachdem er im Anfange des ſiebenjährigen Kriegs die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entſchieden und bei andern Gelegenheiten die glänzendſten Proben ſeines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen das Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über die verbündete Armee in Weſtphalen, welchen er auch bis zum Ende des Kriegs behielt. Er entwickelte als Heerführer, ſtets einem ungleich ſtärkern franzöſiſchen Heere gegenüber, den ganzen Reichthum ſeines Talents und bezeichnete ſeine Laufbahn mit Heldenthaten, die ihm einen bleibenden Ruhm in der Geſchichte zuſichern. Sein trefflicher Rathgeber war der zu wenig gekannte nachmahlige Land. Droſt von Weſtphalen. Er vertrieb die Franzoſen aus Niederſachſen, Heſſen und Weſtphalen, und ſiegte in zwei großen Schlachten bei Crefeld und Minden (ſ. den Art. ſiebenjähriger Krieg). Bald nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwiſchen ihm

und dem Könige entſtand, bewogen, ſeinen Abſchied zu nehmen. Seitdem lebte er abwechſelnd in Braunſchweig, oder in der Nähe davon, auf ſeinem Luſtſchloſſe Vechelde, und widmete ſeine Muße hauptſächlich maurerischen Beſchäftigungen, auf welche er auch dadurch, daß er für den Unterhalt und Unterricht armer talentvoller Jünglinge ſorgte, einen großen Theil ſeines Vermögens verwandte. Die rauhen Sitten des Krieges wichen in ſeinem Schloſſe den ſanften Künſten des Friedens, und jedes wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Streben war ſicher, in ihm einen Beſchützer zu finden. Als ſolchem bewies er ſich insbeſondere gegen Mahler und Muſiker. Dabei zeigte er die trefflichſten Eigenſchaften des Herzens und eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme. Nur in zwei Stücken verdient er Tadel, einmal, daß er ſich im Frieden von gehaltloſen Günſtlingen leiten und mißbrauchen ließ, ſodann, daß er ſich zu ſehr zum Ausländiſchen, beſonders zu den Franzoſen hinneigte und dadurch auch ſeiner Seits das ſpäter über Deutſchland gekommene Unglück vorbereitete. Ferdinand ſtarb am 3. April 1792, von allen Menſchenfreunden, beſonders von den Armen, beweint.

**Braunſchweig-Wolfenbüttel** (Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von), einer der verdienſtvollſten, aber am Ende ſeines langen, thätigen und rühmlich angewandten Lebens unglücklichſten deutſchen Fürſten der neueren Zeit, war am 9. October 1735 geboren und der älteſte Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunſchweig und Philippinen Charlottens, Prinzeſſin von Preußen, einer Schweſter König Friedrichs des Großen. Mit ſeinem ſiebenten Jahre wurde ſeine Erziehung dem Abt Jeruſalem, damaligen Hofprediger zu Wolfenbüttel, übertragen; ſeit dem zwölften beſuchte er unter Jeruſalems Leitung das damals geſtiftete Collegium Carolinum. Zum Führer hatte er den talentvollen, aber ſehr unmoraliſchen Kammerherrn von **Wittorf**. Früh ſchon regte ſich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten ſeines mütterlichen Oheims, Friedrichs II., immer lebendiger wurde. Der ſiebenjährige Krieg gab ihm die erſte Veranlaſſung, ſeine Talente zu zeigen und zu entwickeln. Beim Ausbruch deſſelben führte er die Braunſchweigiſchen Truppen zur Armee der Alliirten und bewies in der für ſie unglücklichen Schlacht bei Haſtenbeck am 28. Juli 1757, nach Friedrichs II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden beſtimmt habe, indem er eine von den Franzoſen genommene Batterie im Mittelpunkte der alliirten Armee wiedereroberte. Im folgenden Jahre entſchied er am 23. Juni den Sieg bei Crefeld. Er nahm überhaupt an Allem, was die Armee unter ſeinem Oheim Ferdinand ausführte, den thätigſten Antheil; ſein Name ward neben den Namen Friedrichs, Heinrichs und Ferdinands in dieſem Kriege mit Ruhm genannt, und Friedrichs Achtung gegen ihn ſtieg immer höher, wie aus deſſen Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, ſo wie aus deſſen Ode auf den Erbprinzen von Braunſchweig genugſam erhellt. Nach Beendigung dieſes Kriegs vermählte er ſich 1764 mit der Prinzeſſin von Wallis, Auguſte, Schweſter des jetzigen Königs von England, die ihm einen ſehr anſehnlichen Brautſchatz zubrachte, und dadurch dem durch den Krieg und den Luxus ſeines Vaters verarmten Lande eine bedeutende Unterſtützung verſchaffte. Da er frühzeitig die wahre Lage ſeines Vaterlandes kennen gelernt und aus der ſteten Verlegenheit, in welcher ſich ſein Vater befunden, eine heilſame Lehre geſchöpft hatte; ſo machte er ſich, noch ehe er zur Regierung kam, die größte Sparſamkeit zur Pflicht, und lebte, meiſtens

von Geſchäften entfernt, nur den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten. Im Jahre 1773 trat er in preußiſche Kriegsdienſte, ward General der Infanterie, hatte aber bei dem langen, durch den bayerſchen Erbfolgekrieg nur auf ſehr kurze Zeit unterbrochenen Frieden keine Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Anlagen vollkommen auszubilden. Nach ſeines Vaters Tode trat er die Regierung mit Ernſt und Thätigkeit an. Zuerſt auf die nothwendige Verbeſſerung der Finanzen bedacht, beſchränkte er ſeine Hofhaltung, ſorgte für die Verminderung der Landesſchulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm und unterſtützte anſehnliche Bauten, gab brauchbaren Staatsdienern und Privatperſonen bedeutende Unterſtützungen, und ſorgte für das öffentliche Vergnügen, indem er z. B. unentgeldlich italieniſche Opern, Redouten und dergl. geben ließ. Ueberhaupt hatte der Herzog das Unglück, oft bei dem beſten Willen den beabſichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch nur theilweiſe zu erreichen. Dies war unter andern der Fall bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Koſten Gelehrte in ſeine Staaten zog, die, da jener Reform unzählige Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die ſie zogen, und für die ſie keine Geſchäfte hatten, dem Staate zur Laſt fielen. Schon ſechs Jahre ſeiner Regierung waren verfloſſen, als er ſich 1787 an die Spitze einer preußiſchen Armee ſtellen mußte, um den Erbſtatthalter in ſeine Rechte wiedereinzuſetzen. Die Leichtigkeit, mit welcher dieſer ſogenannte Feldzug beendigt wurde, erwarb dem Herzoge viel Ruhm, und vielleicht mehr als er verdiente. Man erwartete daher, als fünf Jahre nachher der franzöſiſche Revolutionskrieg ausbrach, durch ihn eine eben ſo ſchnelle Beendigung deſſelben. Der Herzog erhielt den Oberbefehl über das öſterreichiſche und preußiſche Heer zugleich, und erließ unter dem 25. Julius von Coblenz aus jenes berüchtigte Manifeſt, deſſen drohender, hochfahrender Ton nur Spott nnd Erbitterung erregen konnte und einzig durch die Unerfahrenheit des Herzogs und durch die falſchen Vorſpiegelungen der Ausgewanderten erklärlich iſt. Der Herzog hatte den kühnen Plan, ſogleich auf das von Lothringen aus nur wenige Tagreiſen von den franzöſiſchen Grenzen entfernte Paris loszugehn, ihm, wo möglich, die Zufuhr abzuſchneiden und ſo es durch Hunger zur Uebergabe zu bringen. Dem zufolge drangen die ſämmtlichen deutſchen Heere mit dem Anfange des Auguſts gegen Lothringen vor. Schon am 23. Auguſt ergab ſich ihm Longwy, Frankreichs Eiſenthor; Verdün folgte am 2. September nach. Allein der Eingang in die Champagne, durch ſteile Gebirge, enge Päſſe und Wälder unwegſam und an ſich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für die Armee von den Grenzen her erſchweren. Ueberdieß ſtand den Alliirten Dumouriez in ſeinem Lager bei St. Menehould entgegen, mit dem ſie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptſchlacht vermied, theils um Frankreichs Schickſal nicht in einer Schlacht aufs Spiel zu ſetzen, theils weil er vorausſah, daß die Deutſchen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge genöthigt werden würden. Wirklich ſtellten ſich dieſe gefährlichen Feinde nur zubald ein. Daher ſuchte der Herzog Dumouriez wieder deſſen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20 Septbr. einen Angriff auf das Corps unter Kellermann bei Valmy oder Suippi wagte. Allein die Franzoſen behaupteten ihre Stellung, und ſomit ſahen ſich die Deutſchen ſchon zwei Tage darauf zu einem Waffenſtillſtande und am 29. September zum Rückzuge aus der Cham-

pagne genöthigt. Da während dieſes Rückzugs Cuſtine am 21. October die Feſtung Mainz in ſeine Gewalt gebracht hatte, ſo mußten nun alle Anſtrengungen der Deutſchen zunächſt auf die Wiedererobe- rung derſelben gerichtet ſein. Der Herzog eröffnete daher im Jahre 1793 gemeinſchaftlich mit den Oeſterreichern am Oberrheine den Feld- zug, nahm am 7. März die Feſtung Königſtein bei Mainz und such- te die Eroberung der ſtarken franzöſiſchen Feſtung Landau vorzuberei- ten. Die Franzoſen unternahmen dagegen am 14. September einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmſer und den Herzog, der an dieſem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau bei Pirmaſens im Darmſtädtiſchen zu kämpfen und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzoſen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt, ſich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat ſpäter gelang es dem Herzoge gemeinſchaftlich mit Wurmſer am 13. October die berühmten Weißenburger Linien zu erobern und auf dieſe Art Landau näher zu kommen. Um bei der vor- rückenden Jahreszeit noch einen feſten Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. November einen Sturm auf das Bergſchloß Bliſch, den Schlüſſel zum vogeſiſchen Ge- birge, welcher die Straße von Landau, Pirmaſens, Weißenburg und Straßburg vereinigt. Dieſer Verſuch mißlang. Dagegen ſchlug er eine Colonne der franzöſiſchen Moſel-Armee unter Hoche, die, um Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, vom 28. bis 30. November in einer blutigen Schlacht bei Kaiſerslau- tern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rückſicht auf ihren Menſchenverluſt, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der öſterreichiſchen Linien, welche Pichegru am 22. December bei Froſchweiler an dem Mottar bewerkſtelligte, nöthigten die Oeſterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, welcher, da ſich bereits Mißver- ſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und Preußen erhoben hatten, ſeine Ober- befehlshaberſtelle niederlegte. Bei gewohnter Thätigkeit arbeitete er jetzt von neuem für das Wohl ſeines Landes bis zu dem unglücklichen Jahre 1806. Sein berühmtes Schulden-Edict aus jener Zeit iſt als ein Muſter für deutſche Fürſten zu rühmen. Bereits in das Greiſen- alter getreten, hätte er ſich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schau- platz zurückziehen können; allein, weit entfernt, der Ruhe zu genießen, übernahm er jetzt Laſten, die ſeine Kräfte zu überſteigen ſchienen. Noch zu Anfange des Jahres 1806 machte er am 30. Januar in Auftrag des Königs von Preußen eine Reiſe nach Petersburg, die auf den bald darauf mit Frankreich ausgebrochenen Krieg Bezug hatte. Von dieſer Reiſe kehrte er am 24. März zurück. Nun erklärte Preußen an Frankreich den Krieg und der Herzog ward als Oberbefehlshaber an die Spitze der preußiſchen Armee geſtellt. Die phyſiſchen und morali- ſchen Kräfte waren zu ungleich, das zeigte die Schlacht bei Jena und Auerſtädt (ſ. d. Artikel), welche dem preußiſchen Staate den Untergang zu bringen ſchien. Der Herzog mußte verwundet ſein väterliches Erbe verlaſſen, und beſchloß mit Vorwürfen, ja mit Spott ſeiner Feinde belaſtet, ſein Leben in Ottenſen bei Altona am 10. Novbr. 1806. Ein engherziges, nur nach dem Erfolge berechnendes Urtheil hat den Her- zog bitter getadelt, das Commando gegen Bonaparte übernommen zu haben. Allerdings verkannte er ſeine Kraft und lebte in einer Zeit, die längſt vorüber war. Allein dieſer Irrthum war bei ihm, dem Greiſe, wohl verzeihlich, und immer bleibt der Heldenmuth preiswür-

dig, womit er gegen den Deſpotismus ankämpfte, ging er auch in dieſem ungleichen Kampfe unter. Was den Charakter des Herzogs als Regenten anbetrifft, ſo iſt auch die Verläumdung bereit, die Verwaltung ſeines Landes für eine der glücklichſten zu erklären. Um gerecht zu ſein, müſſen wir aber bekennen, daß der Mangel an Einheit des Willens, der ſich in den meiſten Handlungen ſeines Lebens offenbarte, die Urſache manches von ihm verfehlten wohlthätigen Zwecks geweſen ſein mag. Nicht minder ſpürten die Unterthanen des Herzogs ſeine Liebe zu dem Ausländiſchen, beſonders die in ihren nächſten und entfernten Folgen ſo verderbliche Hinneigung zu der franzöſiſchen Nation, die ihm durch Friedrich II. eingeflößt worden war, auf eine ſehr ſchmerzliche Weiſe.

Braunſchweig (Wilhelm Friedrich, Herzog von), war der vierte und jüngſte Sohn des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Geboren am 9. October 1771, genoß er in der Folge mit ſeinem zweiten und dritten Bruder, die nur wenige Jahre älter waren, gleiche Erziehung, bis die militäriſche Laufbahn, für welche er beſtimmt war, ſeinem Unterrichte eine beſondere Richtung geben mußte. Von ſeinem Vater mit großer Zärtlichkeit geliebt und dennoch ſehr hart behandelt, ward er im Jahre 1786 zum Nachfolger ſeines Oheims, Friedrich Auguſts, Herzogs von Oels und Bernſtadt, ernannt. Er ging jetzt nach Lauſanne, wohin ihn der Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel begleitete, blieb zwei Jahre in der Schweiz und wurde bei ſeiner Zurückkunft als Capitän bei einem preußiſchen Infanterieregiment angeſtellt. In dem im J. 1790 ausgebrochenen Kriege gegen Frankreich focht er in den preuß. Heeren, ward zweimal verwundet und litt an dieſen Wunden lange Zeit. Nach dem baſeler Frieden erhielt der Prinz als Generalmajor ein Regiment, und verband ſich darauf im J. 1804 mit der Prinzeſſin Maria Eliſabeth Wilhelmine von Baden. Aus dieſer Ehe wurden 1804 und 1806 zwei Prinzen geboren, die noch leben. Im Jahre 1805 ſtarb ſein Oheim, und er wurde jetzt Herzog von Oels und Bernſtadt. Im Jahre 1806 nahm er an dem gegen Frankreich ausgebrochenen Kriege mit allem Feuer, das die Unterdrückung Deutſchlands und ſeines Vaters unglückliches Schickſal in ihm entflammte, Antheil. Er befand ſich zuletzt bei demjenigen Corps, das unter Blücher ſtand, und ward mit demſelben bei Lübeck gefangen. Durch den im September deſſelben Jahres erfolgten Tod ſeines älteſten Bruders, des Erbprinzen, und durch die zwiſchen ſeinen beiden ältern Brüdern und ihm getroffene Uebereinkunft wurde er nach dem Tode ſeines Vaters zur Nachfolge in der Regierung der braunſchweigiſchen Lande gerufen. Der tilſiter Friede und der Wille Bonapartes verfügte es aber anders. Seit dieſer Zeit lebte er in Bruchſal, wo ihm am 20. April 1808 ſeine Gemahlin im 26. Jahre ihres Lebens ſtarb. Von nun an lebte er in ſtrenger Abgeſchiedenheit bis 1809, wo er beim Ausbruche des öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges in Böhmen ein Freicorps anwarb. Bereits war Schill in Stralſund untergegangen, als der Herzog ſeine neue militäriſche Laufbahn durch einen Einfall in Sachſen eröffnete. Aber er mußte mit ſeinen ſchwarzen Huſaren Leipzig und Dresden räumen, als der damalige König von Weſtphalen mit einer anſehnlichen Armee ihm entgegen kam. Der Herzog und der öſterreichiſche General am Ende zogen ſich von Dresden ſeitwärts nach dem Fränkiſchen zu, wohin die Oeſterreicher unter Kienmayer aus Böhmen vorgedrungen waren. Auf den am 12. Juli bei Znaim geſchloſſenen Waffenſtillſtand räumten die Oeſter-

reicher Dresden, das ſie zum zweiten Male beſetzt hatten, abermals und zogen ſich über die böhmiſche Grenze zurück. Dahin folgte der Herzog aber ihnen nicht, ſondern rückte, indem er dem Bündniſſe des öſterreichiſchen Kaiſers entſagte, mit ſeinem 1500 Mann ſtarken Corps, worunter 700 Mann Cavallerie waren, von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daſelbſt befindlichen wenigen Militär ſetzte er ſogleich ſeinen Marſch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, ſondern traf ſchon am 30. Juli bei Halberſtadt ein, wo an demſelben Morgen der weſtphäliſche Oberſt Wellingerode mit dem fünften Infanterieregimente eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Corps des Herzogs tapfern Widerſtand leiſtete, ſo wurde es dennoch endlich theils gefangen, theils niedergehauen. Nun wandte ſich der Herzog nach Braunſchweig, dem vormaligen Wohnſitze ſeiner Ahnen. Am 31. Juli traf er daſelbſt ein und bivouaquirte mit ſeinen Truppen auf den Wällen; er ſelbſt brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert zu. Er durfte ſich keine Ruhe geſtatten, denn von allen Seiten waren ihm ſeine Verfolger auf der Ferſe. Der weſtphäliſche General Reubel concentrirte 4000 Mann ſeiner Diviſion bei Ohof in der Nähe von Braunſchweig; der General Gratien war mit einer holländiſchen Diviſion von Erfurt aufgebrochen, und der däniſche General Ewald ging von Glückſtadt ins Hannöverſche über die Elbe, um dieſen Strom zu decken. Am nächſten folgte Reubel dem Herzoge. Am 1. Auguſt ſtießen endlich Beide ganz in der Nähe von Braunſchweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander und es entſtand ein Gefecht, welches des Umſtandes wegen merkwürdig in der Geſchichte bleiben wird, weil ein Corps von beinahe 4000 Mann vor einem Häuflein Leute, das ſich kaum auf 1500 belief, nicht allein zurückwich, ſondern denſelben auch gerade den Weg öffnete, auf dem ſie allein entkommen konnten. Dieß Gefecht des Herzogs bei Braunſchweig war an der Zahl das eilfte ſeit ſeinem Aufbruche aus Sachſen. Am 2 Auguſt verließ der Herzog ſeine Vaterſtadt; der Marſch, den er machte, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den weſtphäliſchen Truppen verfolgt wurde. Statt deſſen aber ging er mit ſeinem von allen Seiten bedrängten Corps auf Hannover, wo er noch an demſelben Tage einrückte, aber auch ſogleich nach Nienburg weiter ging. Hier ſetzte er über die Weſer, brach die Brücken hinter ſich ab und marſchirte an dieſem Fluſſe hinunter. Am 4. Auguſt kam er zu Hoya an. So eilte er auf dem linken Weſerufer weiter, während ſich ein Theil ſeines Corps, um eine falſche Demonſtration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5. Auguſt die ſchwarzen Huſaren ein, beſetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdeſſen ſetzte der Herzog ſeinen Marſch durch das Oldenburgiſche fort. In Delmenhorſt brachte er die Nacht vom 5. auf den 6 Auguſt zu, und es ſchien, als ob er Oſtfriesland zu erreichen ſuche, um ſich an deſſen Küſten einzuſchiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den ſich in die Weſer ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte ſich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsſchiffe und Weſerfahrzeuge, ſchiffte ſeine Mannſchaft in der Nacht vom 6. auf den 7. Auguſt mit Zurücklaſſung der Pferde ein und verſchaffte ſich mit Gewalt in dieſer von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog ſelbſt mit aufgezogener engliſcher Flagge unter Segel, und ſchon am 8. Auguſt landete er auf Helgoland, von wo er am 11. Auguſt mit ſei-

nem Corps nach England abſegelte. Das rettende Meer allein entzog ihn dem Untergange, denn ſchon am 7. Auguſt rückte Reubel in Bremen ein, ſo wie ſich die Avantgarde deſſelben ſchon bei Hachting mit den zur Deckung der Einſchiffung zurückgelaſſenen ſchwarzen Huſaren ſchlug. Am 8. erſchien Reubel ſelbſt bei Elsfleth, das der Herzog am Tage zuvor verlaſſen hatte. In England wurde der Herzog mit ſeinem ganzen Corps, welches ſogleich in engliſche Dienſte überging und ſpäterhin in Portugal und Spanien gebraucht wurde, mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus aufgenommen, und er ſelbſt erhielt vom Parlament eine jährliche Penſion von 6000 Pf. Sterling, bis er in Folge der ewig denkwürdigen Siege der Alliirten über die Franzoſen am 22. Dec. 1813 als regierender Herzog in ſeine Erbſtaaten zurückkehren konnte. Seine Geſinnungen als Menſch haben ſich im Verlauf ſeines Lebens auf eine unzweideutige Art offenbart, und es charakteriſirt ihn mit Recht die öffentliche Meinung als den offenſten, freimüthigſten und rückhaltloſeſten Fürſten ſeiner Zeit, der allen Formen einer täuſchenden hinterliſtigen Höflichkeit ſchon von Jugend auf abgeneigt war. In ſeinem Erblande wollte er das Gute mit reinem Willen; aber er wollte es zu ſchnell, überſah darum die gewohnten Formen, ſtieß eben deßwegen überall an, und wurde bald eben ſo ſehr verkannt, als man ihn mit unbeſchreiblichem Jubel voll überſchwenglicher Erwartungen, — die er nicht erfüllen konnte, — aufgenommen hatte. Er fand nichts, worauf er ſich hätte ſtützen können in der ganz umgewandelten Landesverfaſſung. Einſeitige Rathgeber, vielleicht mit gutem Willen, kamen hinzu, um ihn auf Abwege zu leiten. So wollte er ſäen und erndten zugleich. Daraus entſtanden Mißgriffe aller Art. Sein kriegeriſcher Geiſt und ſein geſunder Verſtand ließen ihn eine neue gefahrvolle Cataſtrophe, von Seiten des großen Gewaltherrſchers, ahnen. Die Vorliebe und die großen Anſtrengungen, welche er, weit über die Kräfte des Landes und ſeine übernommenen Verpflichtungen hinaus, dem Militär widmete, ſind aus dieſer ihm eigenthümlichen Anſicht der Zeitverhältniſſe vom Jahre 1814 und 1815 erklärbar, und fallen keinesweges auf Rechnung eines kleinlichen Soldatenſpiels. Aber die Finanzen ſchienen dadurch noch mehr zerrüttet zu werden; die verhaßten Steuern mußten fortdauern; die Zinſen der Landesſchuld wurden nicht bezahlt. So ward er verkannt! mußte verkannt werden als Regent eines Landes, welches unter ſeines Vaters Scepter, bei ganz verſchiedenen Weltverhältniſſen, in Segen und Wohlſtand blühete. Doch hatte er recht geſehen. Die furchtbare Cataſtrophe im Jahr 1815 rief ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit ſeinen Scharen und ſtarb den ſchönen Heldentod, am 16. Junius 1815 (ſ. d. Art. Ligny und Waterloo), der ihm in jedes Deutſchen Herzen ein unvergängliches Ehrendenkmal geſtiftet hat. Eine ausführliche Biographie von ihm iſt enthalten im 3. Hefte der Zeitgenoſſen. DV.

**Braunſtein**, das Erz eines eigenen Metalls, welches den Namen Braunſteinmetall führt, ſtahlgrau ausſieht und ſehr hart, ſpröde und ſtrengflüſſig iſt. Kein anderes Metall zieht den Sauerſtoff ſo leicht an, wie dieſes. Es verkalkt ſich ſchon an freier Luft ſehr bald, und wird zu einem ſchwarzen Pulver. Gediegen findet es ſich in der Natur ſehr ſelten, vermiſcht aber kommt es häufig vor. Als Metall iſt der Braunſtein bis jetzt nur zu chemiſchen Verſuchen gebraucht worden; als Erz hingegen dient er zu mancherlei Zwecken. Die Glasmacher nehmen ihn, um das weiße Glas reiner und heller zu machen; auch wird er zu amethyſtvioletten Gläſern und zu Porzellanfarben angewandt.

In der Arzneikunſt iſt er wichtig, weil er, für ſich in den Deſtillirgefäßen erhitzt, unter allen bekannten Körpern den meiſten Sauerſtoff von ſich gibt, vorzüglich durch Zuſatz gleicher Theile Vitriolſäure, ferner, weil er die damit deſtillirte Salpeterſäure am wohlfeilſten von der Vitriol- und Salzſäure reinigt; und endlich weil er die Salzſäure in den Stand ſetzt, ſich mit den Weingeiſte am innigſten zu verbinden.

**Brauwer** (Hadrian), oder, wie man auch ſchreibt, Braur oder Brouwer, ein berühmter Mahler der niederländiſchen Schule, geboren 1608 zu Harlem, oder wahrſcheinlicher zu Audenarde, wo ſein Vater Hautelißetapeten mahlte. Er führte eine ſehr wüſte Lebensart, und ergab ſich den niedrigſten Ausſchweifungen. Aber von der Natur mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet, brachte er es dahin, daß ſeine Gemählde in ihrer Gattung zu den vorzüglichſten gehörten, und daß Rubens ſelbſt ihn bewunderte. Brauwer war in Armuth geboren und erzogen, und dies hatte vielleicht Einfluß auf ſein Betragen. Als Kind ſchon mahlte er allerlei Blumen und Vögel auf Mützen, die ſeine Mutter verkaufte. Franz Hals, ein geſchickter Mahler, der des jungen Künſtlers Talent erkannte uud benutzen wollte, nahm ihn mit ſich nach Harlem. Hier brachte Brauwer bei anſtrengender Arbeit und ſchlechter Koſt ſeine meiſte Zeit auf einem Boden zu, wo er kleine Gemählde verfertigte, deren Werth er nicht kannte, und für die Franz Hals den Preis einſtrich. Man führt aus dieſer Periode zwei artige Bilder von ihm an, die fünf Sinne und die zwölf Monate. Er wollte ſich endlich eine erträglichere Exiſtenz verſchaffen, und es gelang ihm, nach Amſterdam zu entfliehen, wo er zu ſeinem Erſtaunen hörte, daß ſeine Werke gekannt und geſchätzt wurden. Er erhielt anſehnliche Summen für ſeine Arbeiten, aber ſtatt dadurch bewogen zu werden, ſich mit Eifer und Regelmäßigkeit der Kunſt zu widmen, machte er das Wirthshaus zu ſeiner Werkſtätte, und arbeitete nicht eher, als bis die Wirthin gewaltſam auf Bezahlung drang. Dabei aber trieb er ſeinen Eigenſinn ſo weit, daß er das Gemählde, wofür er den gefoderten Preis nicht erhielt, ins Feuer warf, und ein neues mit mehr Sorgfalt anfing. Als er während des niederländiſchen Krieges nach Antwerpen kam, ſah man ihn hier für einen Spion an und brachte ihn auf die Citadelle. Er erklärte, daß er ein Mahler ſei, berief ſich auf den ebenfalls hier verhafteten Herzog von Aremberg, und mahlte, nachdem er auf dieſes Fürſten Verwendung mit allem Nöthigen war verſehen worden, die ihn bewachenden Soldaten, wie ſie ſich in den Wachſtuben mit dem Spiele beſchäftigten, mit ſo viel Kraft und Wahrheit, daß Rubens bei dem Anblick des Gemähldes ausrief; „das iſt Brauwers Werk; nur ihm können dieſe Gegenſtände gelingen!“ Rubens bewirkte ſeine Loslaſſung gegen Bürgſchaft, kleidete ihn, und gab ihm Wohnung und Tiſch. Brauwer aber, ſtatt für dieſe Großmuth dankbar zu ſein, entwich heimlich von ſeinem Wohlthäter, um in noch größere Ausſchweifungen zu fallen. Er nahm ſeine Wohnung bei einem Bäcker, Craesbeke, der durch ihn ebenfalls zu einem geſchickten Mahler gebildet wurde. Dieſer Mann, der in ſeinen Neigungen mit Brauwer übereinſtimmte, hatte eine hübſche Frau, und die Verbindung unter dieſen drei Perſonen ward ſo innig und vertraut, und das dadurch gegebene Aergerniß ſo groß, daß ſie genöthigt wurden, die Flucht zu nehmen. Brauwer war nach Paris gegangen, fand aber keine Arbeit und kehrte nach Antwerpen zurück, wo er 1640 im Hoſpital ſtarb. Rubens, der nur der Talente Brauwers gedachte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche beerdigen, und wurde nur durch den

Tod daran gehindert, ihm noch außerdem ein Denkmahl zu ſetzen. Brauwer benutzte ſeine Zeit zu ſchlecht und ſtarb zu früh, um viele Gemählde geliefert zu haben. Allen merkt man an, welche Orte dieſer Künſtler beſuchte; auch verſtand er nicht, wie Teniers, unedeln Gegenſtänden die Mannigfaltigkeit zu geben, deren ſie fähig ſind. Dennoch werden ſie von den Liebhabern theuer bezahlt. Es möchte in der That ſchwer ſein, in der Kraft und Harmonie der Farben, im geiſtreichen Gebrauch des Halbdunkels und in der Wahrheit des Ausdrucks mehr zu leiſten.

Bravourarie, iſt eine Arie, welche ſo geſetzt iſt, daß der Sänger Gelegenheit hat, durch oft ſelbſt eingeflochtene Paſſagen, Läufe, Sprünge u. ſ. w. ſeine Geſangfertigkeit an den Tag zu legen.

Brawe (Joachim Wilhelm von), geboren zu Weißenfels 1738 geſtorben 1758 zu Dresden, gehört zu den erſten Trauerſpieldichtern in Deutſchland, welche durch ihre Werke den Weg zum Beſſern bahnten. Als Friedrich Nicolai bei der Stiftung der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften einen Preis für das beſte Trauerſpiel, das man den Herausgebern einſenden würde, ausgeſetzt hatte, trat auch Brawe unter die Bewerber. Cronegk erhielt den Preis, Brawes Freigeiſt aber (ein bürgerliches Trauerſpiel) ward dem Codrus von jenem zunächſt geſtellt. Ehe er noch über dieſes Stück das Urtheil der Berliner Kritiker erfuhr, ſchrieb er ſeinen Brutus, ein heroiſches Trauerſpiel in fünffüßigen Jamben, in welchem beſonders die für ſeine Zeit ungemeine Stärke und Kühnheit überraſchten. Seiner Jugend muß man verzeihen, wenn er zuweilen in geſchmückte Reden überſtrömt, mehr ſchimmert als erwärmt, mehr das Ohr als das Herz der Zuſchauer erſchüttert. Im Ganzen hat er mit beiden Stücken mehr gezeigt, was er bei längerem Leben würde geleiſtet haben, als daß er ſchon etwas Befriedigendes erreicht hätte. Indeß war, was er geleiſtet hat, doch von der Art, daß Leſſing nicht verſchmähte, Herausgeber davon zu ſein.

Breccie, eine gemengte oder zuſammengeſetzte Steinart, die aus größern Stücken oder Brocken anderer Steine beſteht, welche in die ſandſteinartige Hauptmaſſe gleichſam eingebacken ſind. Man hat Quarzbreccien, Porphyrbreccien u. dgl.

Brechung der Lichtſtrahlen, Refraction, heißt die Ablenkung der Lichtſtrahlen von ihrer Richtung, welche erfolgt, ſobald ſie aus einem durchſichtigen Mittel in ein anderes von verſchiedener Dichtigkeit übergehen. Auf dieſer Eigenſchaft der Lichtſtrahlen beruhen alle Erſcheinungen des Sehens durch durchſichtige Mittel, z. B. durch die verſchiedenen Gläſer, durch gefärbte und ungefärbte Flüſſigkeiten, durch die Luft u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft, welche dieſe Erſcheinungen aus den Geſetzen der Strahlenbrechung erklären lehrt, heißt die Dioptrik (ſ. d. Art.) Es kommen bei der Lehre von der Brechung der Lichtſtrahlen folgende Kunſtausdrücke vor. Die Fläche, mit welcher zwei durchſichtige Mittel oder Materien an einander grenzen, und wo die Brechung geſchieht, wird die Brechungsfläche genannt; die gerade Linie, welche ſenkrecht auf dieſer Fläche, und zwar auf dem Punkte derſelben ſteht, wo der Lichtſtrahl auffällt, heißt das Einfallsloth. Der Winkel, welchen das Einfallsloth mit dem auffallenden Strahle macht, führt den Namen Neigungswinkel; der Winkel des gebrochenen Strahls mit dem Einfallslothe iſt der gebrochene Winkel, und der, welchen der einfallende und gebrochene Strahl einſchließen, der Brechungswinkel, (welche Ausdrücke jedoch nicht von allen Phyſikern in gleicher Be-

deutung gebraucht werden.) Folgende merkwürdige Naturgeſetze hat die Erfahrung bei der Strahlenbrechung kennen gelehrt: 1. Geht ein Lichtſtrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel über, ſo wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen; der gebrochene Winkel iſt kleiner als der Neigungswinkel, und das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkels bleibt dabei unverändert, dieſe beiden Winkel mögen groß oder klein ſein; wird aber für jedes andre brechende Mittel wieder ein unveränderliches Anderes. 2. Ein Lichtſtrahl, der aus einem dichteren in ein dünneres Mittel übergeht, wird von dem Einfallslothe ab, oder weggebrochen; der gebrochene Winkel wird allezeit größer als der Neigungswinkel; das Verhältniß des Sinus des Neigungswinkels zum Sinus des gebrochenen Winkels bleibt einerlei, und iſt bei gleichen Mitteln das umgekehrte vom vorigen. 3. In beiden Fällen bleibt der gebrochene Strahl in der Brechungsebene. 4. Aus dieſen Geſetzen der Brechung folgt von ſelbſt, daß Lichtſtrahlen, die nicht in ſchiefer, ſondern ſenkrechter Richtung auf die Brechungsebene fallen, in unveränderter Richtung, als ungebrochen, fortgehen. — Schon die Alten kannten die Erſcheinung der Strahlenbrechung, vermochten jedoch nicht, wegen ihrer unrichtigen Vorſtellungen vom Sehen und vom Lichte, die Urſache davon aufzufinden. Im elften und nachher im dreizehnten Jahrhundert bemühte man ſich, ſie durch Vergleichung der Winkel aufzufinden, mußte aber dabei ebenfalls die Wahrheit verfehlen. Unter den ſpäter verſuchten Erklärungsarten iſt die Newtoniſche die befriedigendſte. Er leitete auf eine ſchon bei bloßem Nachdenken überaus ſinnlich anſprechende Weiſe die Brechung, die der Lichtſtrahl z. B. bei ſeinem Uebergange aus der dünnern Luft in das dichtere Waſſer erfährt, und die Jeder beobachten kann, wenn er einen Stab ins Waſſer taucht, der ihm nun gebrochen erſcheinen wird, aus der ſtärkern Anziehung her, die das Waſſer auf den Lichtſtrahl ausübt. Auch verſuchte Newton, das Brechungsverhältniß in verſchiedenen Materien feſtzuſetzen. Er glaubte, daß aus ſeinen Verſuchen hervorgehe, daß ſich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte verſteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Uebermaß brennbarer und öhlichter Theile die brechende Kraft verſtärkt, durch Mangel derſelben aber geſchwächt werde. Dieſe Vermuthungen des unſterblichen Geometers haben in neueren Zeiten eine unerwartete Beſtätigung erhalten. Er ſchloß aus der unverhältnißmäßig großen brechenden Kraft des Diamanten, daß derſelbe ein verbrennlicher Körper ſei (Adamas, ſagt er, qui, ut probabile eſt, substantia est onctuosa coagulata) und wie bekannt hat die neuere Chemie ihn wirklich verbrennen gelehrt. Dergleichen Blitze großer Geiſter verdienen überall angeführt zu werden. Mehrere gemeine Erſcheinungen haben in der Strahlenbrechung ihren Grund, z. B. warum ein auf dem Boden eines Bechers liegender Ring oder eine Münze, die dem Auge durch den Rand verdeckt ſind, demſelben bei unveränderter Richtung ſichtbar werden, wenn man Waſſer in den Becher gießt; warum ein Fiſch im Waſſer nicht an ſeiner wahren Stelle, ſondern ungefähr um ein Viertel näher an der Oberfläche geſehen wird; warum Sterne ſchon vor ihrem wirklichen Aufgange und noch nach ihrem wirklichen Untergange wahrgenommen werden u. ſ. w.

**Brechungswinkel**, ſ. den vorſtehenden Artikel.

**Bredow** (Gabriel Gottfried), preußiſcher Regierungsrath und Profeſſor der Geſchichte zu Breslau, war den 14ten Decbr. 1773 zu Berlin von armen Eltern geboren, beſuchte das Joachimsthaliſche Gymnaſium unter Meierotto, der das aufſtrebende Talent des Jünglings wahrnahm, und erhielt eine Freiſtelle. Er ging darauf nach Halle, wo er in das philologiſche Seminar unter Wolf trat und bald die Theologie mit den Alterthumswiſſenſchaften vertauſchte. Im J. 1794 ward er Mitglied des von Gedike geleiteten Schullehrerſeminars und folgte 1796 der Einladung des trefflichen J. H. Voß nach Eutin, der bei der dortigen gelehrten Stadtſchule den Unterricht der erſten Claſſe mit ihm theilte. Hier gewann er neben den alten Dichtern und der Metrik das Studium der alten Erd- und Himmelskunde lieb, aus welchem ſodann ſeine Unterſuchungen über die alte Zeitrechnung hervorgingen. Bereits 1799 erſchien ſein nachmals vervollkommnetes Handbuch der alten Geſchichte, dem die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie folgten. Nach Voß's Abgang übernahm er das Rectorat, ging aber 1804 als Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtädt. Hier eröffnete ſich ihm ein weiterer Wirkungskreis. Er durchſchaute die Lage des deutſchen Vaterlandes und ganz Europa's und ſtellte ſie mit Kraft und Freimüthigkeit in ſeiner Chronik des neunzehnten Jahrhunderts dar. Aber ſchon beim 2ten Bande traten dem wahrheitsliebenden Patrioten ſo große Schwierigkeiten in den Weg, daß er die Fortſetzung des Werks an Venturini überließ und lieber zur alten Weltkunde zurückkehrte. Er faßte den Plan, von Homer bis auf die mittlern Zeiten herab eine geſchichtlich fortſchreitende Darſtellung aller geographiſchen Syſteme zu liefern. Hiezu bedurfte er einer kritiſchen Berichtigung der kleinern griechiſchen Geographen. Die Materialien dafür zu ſammeln, reiſete er im Februar 1807 nach Paris, wo er bis zum Herbſt blieb und eine reiche Ausbeute machte. Nach ſeiner Rückkehr verwickelten ihn ſeine Freimüthigkeit und ſein Eifer, womit er in der Jugend den deutſchen Sinn anzuregen ſuchte, bald in Unterſuchungen und Unannehmlichkeiten. Gern folgte er daher 1809 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging, als die Univerſität von dort nach Breslau verlegt wurde, ſchon 1811 dahin. Hier erkrankte er an einem unheilbaren Uebel und ſtarb nach großen Leiden den 5ten Sept. 1814. In dieſe letzte Zeit fällt die Herausgabe ſeiner Epistolae Parisienses und ſeine ſchätzbare Schrift über Carl den Großen. Ihm gebührt der Ruhm eines wackern Lehrers, eines fleißigen, gründlichen und geiſtvollen Geſchichtſchreibers und eines wahren deutſchen Patrioten.

**Breisgau**, eine Landgrafſchaft in dem ſüdweſtlichen Theile von Schwaben, meiſtentheils in der Nähe des Schwarzwaldes, welche gegen Oſten zu vom fürſten- und ſchwarzenbergiſchen Gebiete, gegen Süden von der Schweiz, gegen Weſten vom Rhein, gegen Norden von der Ortenau begrenzt wird. Das Breisgau gehört zu den geſegnetſten und glücklichſten Landſtrichen Deutſchlands. Ergiebige Nahrungszweige ſind: in der Gebirgsgegend Holz- und Viehzucht, auf dem flachen Lande Wein- und Feldbau, außer allen Getreidegattungen, auch noch ſehr viele Hanfpflanzung; ferner mehrere Silber-, Blei- und einige Eiſenerzgruben; es herrſcht durchaus viel Induſtrie, beſonders aber in den Waldgegenden, wo vorzüglich die hölzernen Uhren in großer Menge gefertigt und durch ganz Europa, ja ſelbſt nach America geführt werden. Die landesherrlichen Einkünfte des ganzen Breisgau's werden

ungefähr zu 300,000 Gulden angenommen. Die Volksmenge betrug mit der Ortenau, die 16,000 Einw. zählt, vor dem letzten franzöſiſchen Kriege 160,000 Seelen, in 17 Städten, 10 Flecken und 440 Dörfern. Das Breisgau war die älteſte Beſitzung des Hauſes Oeſterreich. (Rudolph von Habsburg wurde auf dem Schloſſe Limburg geboren.) Seine Landesverfaſſung war mit jener der böhmiſch-öſterreichiſchen Erbſtaaten dieſelbe. Außer den landesfürſtlichen Stellen waren im Breisgau auch Landſtände, welche aus dem Prälaten-, Ritter- und dritten Stande zuſammengeſetzt wurden. Im Frieden zu Lüneville (9. Februar 1801) wurde das Breisgau nebſt der Landvogtei Ortenau (zuſammen 60 Q.-M.), mit Ausnahme des Frickthals (ſ. d. Art.), von Oeſterreich an den Herzog von Modena abgetreten, und von dieſem im März 1803 in Beſitz genommen. Nach deſſen Tode (14ten October 1803) erhielt es ſein Schwiegerſohn, der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, als Herzog von Breisgau; allein durch den presburger Frieden (1805) kam es an den Churfürſten (nachher Großherzog) von Baden, mit Ausſchluß eines Theils, welcher an Würtemberg fiel, nachher aber, gegen Entſchädigung, dem Großherzogthume Baden wieder einverleibt wurde.

**Breite (Geographiſche)**, heißt der Abſtand eines Orts auf der Erde vom Aequator, gemeſſen durch den zwiſchen dem Orte und dem Aequator enthaltenen Bogen eines Mittagskreiſes. Die geographiſche Breite iſt demnach entweder nördlich oder ſüdlich; je nachdem der Ort, vom Aequator der Erde aus gerechnet, nach dem Nord- oder Südpole hin liegt. Dieſe Breite iſt das Maß des Winkels, welchen die Scheitellinie des Orts mit der Ebene des Erdäquators macht. Nun trifft die verlängerte Scheitellinie am Himmel das Zenith des Orts, die verlängerte Ebene des Erdäquators aber den Aequator der Himmelskugel; mithin wird die Breite eines jeden Orts auch durch den Abſtand des Aequators am Himmel von dem Zenith, oder durch das Complement der Aequatorhöhe ausgedrückt. Da nun das Complement der Aequatorhöhe die Polhöhe iſt, ſo iſt die Breite eines Orts ſeiner Polhöhe gleich. Oerter, welche im Aequator ſelbſt liegen, haben, weil ihre beiden Pole im Horizont liegen, weder Breite noch Polhöhe. Auch kann die Breite eines Orts nie über 90 Grad betragen, weil die Polhöhe nie über 90 Grad ſteigen, d. h. weil der Pol höchſtens im Zenith ſelbſt liegen kann. Die Breiten dienen, nebſt den Längen, (ſ. d. Art.) die Lage der Oerter auf der Erde gegen einander zu beſtimmen. Auf dieſer Beſtimmung beruht die ganze Geographie und die richtige Zeichnung der Landcarten. In der Aſtronomie ſpricht man von der Breite der Geſtirne, und verſteht darunter den Abſtand eines Geſtirns von der Ecliptik, welcher durch den zwiſchen der Ecliptik und dem Geſtirne enthaltenen Bogen eines auf der Ecliptik ſenkrecht ſtehenden größten Kreiſes gemeſſen wird. Man unterſcheidet auch hier nördliche und ſüdliche Breite. Ein Geſtirn in der Ecliptik hat gar keine Breite, mithin hat die Sonne nie eine Breite, die Planeten aber eine ſehr geringe. Auch die Breite eines Geſtirns kann nicht über 90 Grad betragen. Sie wird durch Beobachtung der geraden Aufſteigung und der Abweichung gefunden.

**Breitinger (Johann Jacob)**, Canonicus und Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache zu Zürich, ward daſelbſt 1701 geboren, und ſtarb ebendaſelbſt am 15. December 1776. Nachdem er den alten Claſſikern ein unausgeſetztes Studium gewidmet hatte, fühlte

er ſich unwiderſtehlich zur Philoſophie und Literatur hingezogen, wovon er in ſeinen Schriften damals Beweiſe gab. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und Bodmer jene bekannte Verbindung, aus welcher die verſchiedenen polemiſchen Schriften gegen die ſogenannte leipziger Schule, d. h. gegen Gottſched, Schwabe, Triller, Schönaich u. ſ. w., hervorgingen. Unſtreitig trug dieſe ſeine Verbindung mit Bodmer, dem er an Genie, wiewohl nicht an Gelehrſamkeit, ſehr nachſtand, zu dem Rufe bei, den er auch in jenem Zeitraume ſich erwarb, und dürfte im Allgemeinen über ihn das nämliche Urtheil zu fällen ſein, wie über Bodmer (ſ. d. Art.). Uebrigens lobt man es an Breitinger, daß er weniger eitel und rühmſüchtig als Bodmer geweſen ſei, und ſich mehr für die Sache ſelbſt als für den Zweck, Aufſehen zu erregen, aufgeopfert habe. So ſah es auch Breitinger ohne Neid und Eiferſucht, daß ihm Bodmer faſt immer vorgezogen wurde. Im Jahre 1730 gab er ſeine Bibel der Siebenzig in 4 Quartbänden, und zwar nach Grabs Edition, heraus, welche er durch ein alexandriniſches und vaticaniſches Manuſcript verbeſſerte, deren Varianten er mittheilte. Im folgenden J. wurde ihm an dem Gymnaſium zu Zürich eine Profeſſur übertragen, und nun fing er an, auf eine Reform des Schulunterrichts bedacht zu ſein und legte ſeine deßfallſigen Ideen in einer Diſſertation: De eo quod nimium est in studio grammatico, dem Publicum vor Augen. In Folge dieſer lobenswerthen Bemühungen und von den erſten Magiſtratsperſonen der Stadt unterſtützt, gelang es ihm auch, die beabſichtigte Reform auf dem Gymnaſium zu Zürich zu bewirken. Allenthalben, wo er Keime von Genie und Talent fand, unterſtützte und befeuerte er ſie. Eben ſo thätig verwandte er ſich auch für die Lehranſtalten Zürichs, in welchen ſich Religionslehrer bildeten, und wurde Gründer der aſcetiſchen Geſellſchaft, welche noch beſteht. Die vorzüglichſten Schriften Breitingers ſind: Kritik der poetiſchen Kunſt, 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmarum libro, epistola ad cardinalem Quirinum, 1748; mehrere Schriften, ſchweizeriſche Alterthümer betreffend; und Orationes solemnes, welche 1776 nach des Verfaſſers Tode herauskamen.

**Breitkopf** (Johann Gottlob Immanuel), war am 23. November 1719 in Leipzig geboren, wo ſein Vater (Bernhard Chriſtoph) in demſelben Jahre, mit einem ſehr geringen Anfang eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt und Alles glücklich hatte gedeihen ſehen. Ungern gab dieſer daher der Neigung des Sohns nach, welcher ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften widmen wollte. Nach einigen Jahren ſeiner academiſchen Studien, in welchen er neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten die Geſchäfte ſeines Vaters mit betreiben helfen mußte, entſchloß er ſich plötzlich, auch noch Mathematik zu ſtudiren, ohne dabei zu ahnen, zu welchen Erfindungen in ſeiner Kunſt ihn der practiſche Theil jener Wiſſenſchaft führen würde. Es fielen ihm die Werke Albrecht Dürers in die Hände, welcher bekanntlich die Figuren der Buchſtaben mathematiſch berechnet hat, um ihnen eine ſchöne Form zu geben. Hierauf fußend, machte er ſich die Fortbildung und das Studium der Buchdruckerkunſt, deren gelehrteſter Kenner jener Zeit er wurde, zum Hauptgeſchäft ſeines Lebens. Er fing eine allgemeine Reform mit den Schriften an, und ward dadurch der Wiederherſteller des guten Geſchmacks in typographiſcher Schönheit für Deutſchland. Als der Vorſchlag häufig wiederholt wurde, die deutſche Schrift, die man für geſchmacklos anſah, ganz abzuſchaffen und dafür die geſchmackvollere lateiniſche einzuführen, erklärte er ſich mit Lebhaftigkeit dagegen und

legte auf das thätigſte Hand an die Verſchönerung der deutſchen Schrift, der er das gothiſche Anſehn und die Ecken möglichſt zu benehmen ſuchte. Dieſe Arbeiten beſchäftigten ihn bis an ſeinen Tod, ohne daß ihn die Reſultate ganz befriedigen konnten. Daß er neben ſeinen Bemühungen um die Buchdruckerkunſt auch noch im J. 1755 die Kunſt, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, auf die Stufe der Vollkommenheit brachte, auf welcher ſie jetzt ſteht, iſt bekannt. Weniger bekannt, aber auch von weniger practiſchem Nutzen ſind ſeine Erfindungen, Landcharten, ſogar Bildniſſe und endlich chineſiſche Charactere mit beweglichen Typen zuſammen zu ſetzen. Ob ihm gleich wegen der letzten Erfindung der Papſt Glück wünſchen ließ und die Pariſer Academie ihm ihren Beifall bezeigte, ſo ſind die von ihm dargeſtellten chineſiſchen Charactere doch ſo unvollkommen und ſo mißgeſtaltet, daß kein Chineſe ſie wiedererkennen würde, weßhalb auch nie davon Gebrauch gemacht worden; doch wäre dieſen Mängeln vielleicht abzuhelfen. Alle bisher aufgezählten Verbeſſerungen und Erfindungen beziehen ſich auf die Typen. Er ſuchte aber auch die Metallmaſſe zu den Typen zu verbeſſern und ihr die möglichſte Härte zu geben. Außerdem erfand er nicht lange vor ſeinem Ende noch eine neue Methode, ſeinen Schmelzern und Gießern ihre Arbeit zu erleichtern. Auch an den Preſſen hat ſein nachdenkender Fleiß manches verbeſſert. Mit beſonderm Eifer ſtudirte Breitkopf die Geſchichte der Buchdruckerkunſt. Schon im J. 1774 gab er ein Werk heraus: *Ueber die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt*, und hierauf die vorläufige Anzeige der *Geſchichte der Buchdruckerkunſt*, deren Ausarbeitung ihn unabläſſig beſchäftigte, ohne daß er jedoch damit zu Stande kam. Im J. 1784 gab Breitkopf einen *Verſuch* heraus, *den Urſprung der Spielcarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu erforſchen.* Dieſes Werk, das jedoch nur die beiden erſten Gegenſtände abhandelt, iſt mit großer Vollſtändigkeit und Genauigkeit abgefaßt, aber auch unvollendet geblieben. Im J. 1793 gab er eine kleine Schrift auf 30 Seiten über *Bibliographie* und *Bibliophilie* heraus. Noch fing er in den letzten Tagen ſeines Lebens an, eine *Buchdruckergeſchichte* zu ſchreiben, aber ſeine ſinkende Geſundheit ließ ihn damit nur bis auf das ſiebente Capitel kommen. Er ſtarb am 23ſten Januar 1794, und hinterließ eine der größten Buchdruckereien und Schriftgießereien. Außerdem folgt ihm der Ruf eines deutſchen Biedermanns im ganzen Umfange des Worts.

*Bremen* an der Weſer, im ehemaligen Herzogthume Bremen gelegen, der alte Sitz eines von der Stadt benannten Erzbisthums, jetzt eine von den freien Hanſeſtädten. Schon vor Alters hatten die Einwohner mancherlei Streitigkeiten mit ihren geiſtlichen Oberherren, und als die Kirchenreformation eintrat, ward die Domkirche den Catholiſchen mit Gewalt entriſſen. Der Erzbiſchof entfloh und verurſachte durch ſeine Klagen bei Kaiſer Carl V., daß nach der Schlacht bei Mühlberg Bremen belagert wurde; doch entſetzte Graf Mannsfeld mit Hülfe der Hamburger die Stadt. Die Einführung der reformirten Lehre durch Albrecht Hardenberg war ſchon 1562 die Quelle großer Unruhen in Bremen. Ein Theil des Magiſtrats entwich, und die reformirte Lehre behauptete ſeit jener Zeit die Oberhand. In den Jahren 1654 und 1666 wurde Bremen von den Schweden belagert, denn der alte Streit über die Reichsfreiheit der Stadt war noch immer nicht beigelegt. Als aber Churhannover zum Beſitz des Herzogthums Bre-

men kam, geſtand es 1731 der Stadt die Reichsfreiheit zu; auch wurden durch Abtretung der Aemter Blumenthal und Neukirchen die Irrungen wegen der ſchuldigen Contribution aus den vier bremer Goen ausgeglichen. Zum Behuf des lutheriſchen Gottesdienſtes war ſeit 1639 der Dom eingeräumt, und hing bis zum Frieden von Amiens von Churhannover ab. Durch jenen Frieden kam er unter des Magiſtrats Botmäßigkeit. Bremen wird durch die Weſer in die Alt- und Neuſtadt getheilt; die Feſtungswerke ſind ſehr mittelmäßig; die Bevölkerung ſchätzt man auf 40,000 Seelen in 5350 Häuſern. Die Altſtadt, weit größer als die Neuſtadt, auch mehr bewohnt als dieſe, iſt nach den vier Hauptkirchen in vier Kirchſpiele oder Quartiere getheilt. In der Neuſtadt iſt nur eine Hauptpfarrkirche und in den Vorſtädten zwei Filialkirchen. Unter dem Chor der Domkirche, zu welcher ſich die Lutheraner halten, iſt der, wegen einiger darin befindlichen unverweſeten Körper, merkwürdige Bleikeller. Man findet in der Stadt ein berühmtes academiſches Gymnaſium mit einer anſehnlichen Bücherſammlung; auch iſt für den wiſſenſchaftlichen Unterricht das bremer Pädagogium merkwürdig. Bremen hat manche ausgezeichnete Gelehrte gehabt, und in der neueſten Zeit ſind des Bibelüberſetzers Stolz und Ewalds Namen am berühmteſten geworden. Der Magiſtrat beſteht aus vier Bürgermeiſtern und 24 Rathsherren und wird aus Gelehrten und Kaufleuten zuſammengeſetzt. Nur bei allgemein wichtigen Dingen, z. B. bei neuen Auflagen, wird die Wittheit (Wiſſenſchaft) zuſammenberufen, welche aus den Aelterleuten und ſämmtlichen Schoß entrichtenden Bürgern beſteht. Der Magiſtrat behauptet die Unter- und Obergerichte, doch ſetzte bis zum Frieden von Amiens Churhannover wegen des Herzogthums Bremen einen Stadtvogt, der gewiſſe Vorrechte hatte. Bremens Gebiet, $3\frac{1}{2}$ Q. M., mit 8000 Einwohner in 1 Flecken und 35 Dörfern, beſteht aus den vier Goen: Ober-Vieland, Nieder-Vieland, Werderland, Holler- und Blockland; auch gehört der Stadt der Hafen Vegeſack am Weſerſtrom. Alle dieſe Herrlichkeit warf im December 1810 Napoleons Vereinigungsdecret über den Haufen. Bremen wurde der Hauptort des Departements der Weſermündungen; aber das Jahr 1813 gab ihm ſeine vorige Geſtalt wieder. Der wiener Congreß hat Bremen, Frankfurt, Hamburg, Lübeck als freie Städte in den deutſchen Bund eintreten laſſen, ihnen zuſammen die 17te Stelle auf der Bundesverſammlung angewieſen und jeder für ſich eine eigene Stimme im Plenum zugetheilt.

Brennbare Luft, ſ. Gasarten.

Brennglas heißt ein Linſenglas, welches die darauf fallenden Sonnenſtrahlen in einem ſo engen Raume vereinigt, daß ſie einen verbrennlichen Körper, auf welchen ſie fallen, wie Feuer entzünden. Gemeiniglich bedient man ſich zu Brenngläſern ſolcher Linſen, die auf beiden Seiten erhoben ſind, weil dieſe wegen ihrer kürzern Brennweite die Strahlen am ſtärkſten auf einen Punct werfen. Die Wirkungen eines Brennglaſes ſind um ſo ſtärker, je größer ſeine Oberfläche und je kleiner ſein Brennraum iſt. Soll ein ſolches Glas ſeine gehörige Wirkung thun, ſo müſſen die Sonnenſtrahlen ſenkrecht darauf fallen, welches der Fall iſt, wenn das im Brennen entſtehende Sonnenbild völlig kreisrund erſcheint. Setzt man zwiſchen das Brennglas und ſeinen Brennraum noch ein zweites Linſenglas von einer kürzern Brennweite mit dem erſtern parallel, ſo lenkt man die ſchon convergirenden Sonnenſtrahlen noch weit mehr zuſammen, und vereinigt ſie in einem viel engern Raum, wodurch die Wirkung ungemein verſtärkt wird. Dieſe

zweite Linſe heißt das Collectivglas. Schon Griechen und Römer ſcheinen die Brenngläſer, oder doch denſelben ähnliche helldurchſichtige Steine gekannt zu haben. Am Ende des 13ten Jahrhunderts wurden ſie bekannter, aber erſt am Ende des 17ten wandte man ſie zu großen Wirkungen an. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ließ von Tſchirnhauſen die größten, aus einem Stücke beſtehenden Brenngläſer, welche man kennt, mit unglaublicher Mühe ſchleifen. Zwei davon, die ſich noch in Paris befinden, halten 33 Zoll im Durchmeſſer und das Gewicht des einen beträgt 160 Pfund. Beide Gläſer wirken dem heftigſten Feuer gleich. Sie entzünden ſelbſt naſſes und hartes Holz im Augenblick und bringen kaltes Waſſer in kleinen Gefäßen ſogleich zum Sieden; Metalle ſchmelzen und verglaſen ſie auf einer Porzellanplatte; Dachziegel, Schiefer und ähnliche Dinge glühen augenblicklich und verglaſen. Da indeß die Tſchirnhauſenſchen Gläſer nicht völlig rein ſind, wodurch die Wirkung beträchtlich vermindert wird: ſo unternahmen es im Jahre 1774 Briſſon und Lavoiſier, zwei hohle, den Uhrgläſern ähnliche Linſengläſer zu einer Linſe zuſammenzuſetzen, deren innern Raum ſie mit einer durchſichtigen Flüſſigkeit anfüllten. Hier laſſen ſich, bei ungleich geringern Koſten, viel leichter Blaſen und Adern vermeiden. Sie brachten auf dieſe Weiſe ein Brennglas von 4 Fuß Durchmeſſer zu Stande, deſſen größte Dicke in der Mitte 8 Zoll betrug, und welches ſchon für ſich viel ſtärker wirkte, als das Tſchirnhauſenſche Glas, mit einem Collectivglaſe verbunden aber die außerordentlichſten Wirkungen hervorbrachte. — Für die Chemie und Phyſik ſind die Verſuche mit großen Brenngläſern von Wichtigkeit. Uebrigens vermag das Brennglas bei gleicher Oberfläche und gleicher Krümmung dennoch weniger, als der Brennſpiegel, welcher mehr Licht zurückwirft, als das Glas durchläßt, eine kürzere Brennweite hat, und von der Farbenzerſtreuung frei iſt. Dagegen iſt das Brennglas, der Lage ſeines Brennpuncts wegen, der ſich hinter dem Glaſe befindet, weit bequemer.

**Brennpunct**, nennt man bei Brenngläſern und Brennſpiegeln denjenigen Punct, in welchem ſich die Strahlen, die beim Durchgang durch das Glas gebrochen, vom Brennſpiegel aber zurückgeworfen werden, ſammlen und in welchem ſie brennen und zünden (*focus*). Sie erzeugen daſelbſt ein Bild der Sonne, deſſen Durchmeſſer den 108ten Theil der Brennweite hat. Es iſt demnach nicht ſowohl ein Punct als ein Raum, deſſen Mittelpunct der eigentliche Brennpunkt iſt. In der höhern Größenlehre werden auch den Kegelſchnitten Brennpuncte beigelegt, weil z. B. die Parabel Linien oder Lichtſtrahlen, welche parallel mit der Axe auf ſie fallen, durch Zurückwerfung genau in Einem Puncte derſelben vereinigt.

**Brennſpiegel** ſind Spiegel, deren glatt polirte Oberfläche die auf ſie fallenden Sonnenſtrahlen in einer ſolchen Richtung zurückwirft, daß ſie ſich in einer Entfernung von dem Spiegel in einem engern Raum vereinigen, und auf Dinge, die man in dieſen Brennraum bringt, wie das heftigſte Feuer wirken. Hohlſpiegel vereinigen die mit ihrer Achſe parallel einfallende Strahlen in enge Räume. Sphäriſche Hohlſpiegel ſind die gewöhnlichſten; man bedient ſich aber auch der paraboliſchen, und ſelbſt Planſpiegel kann man wie Hohlſpiegel brauchen, wenn mehrere derſelben auf eine geſchickte Weiſe vereinigt werden. Soll ein Brennſpiegel die gehörige Wirkung thun, ſo muß ſeine Achſe genau gegen den Mittelpunct der Sonnenſcheibe gerichtet werden. Dieß iſt der Fall, wenn das im Brennraume mit einer auf der

Achſe des Spiegels lothrechten Ebene aufgefangene Licht eine völlig kreisrunde Scheibe bildet. Alsdann ſteht der Brennraum in gerader Linie zwiſchen der Sonne und dem Spiegel. Dieſe Lage des Brennraums macht die Verſuche mit dem Brennſpiegel unbequemer, als mit dem Brennglaſe, obſchon die Wirkung des Spiegels bei gleicher Fläche und Krümmung etwa vier Mal ſtärker ſind, als die Wirkungen des Brennglaſes. Schon die Alten ſind damit bekannt geweſen, wie man aus mehreren ihrer hinterlaſſenen Schriften ſieht. Daß Archimedes mit Brennſpiegeln die Flotte des Marcellus bei der Belagerung von Syracus in Brand geſteckt habe, iſt nach der Natur der Sache unmöglich; eher könnte man glauben, daß es durch eine Verbindung von Planſpiegeln geſchehen ſei, wenn nicht die ganze Erzählung auch aus hiſtoriſchen Gründen zu verwerfen wäre. Daß ſich mit letztern große Wirkungen in beträchtlichen Entfernungen hervorbringen laſſen, haben Verſuche gelehrt. Kircher ſtellte fünf Planſpiegel von gleicher Größe auf ein Gerüſt in ſolche Lage, daß ſie die Strahlen auf eine hundert Fuß entfernte Stelle warfen, und erzeugte dadurch eine große Hitze. Buffon brachte 1747 eine Verbindung von 168 Planſpiegeln zu Stande, deren jeder 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit war. Mit vierzig dieſer Spiegel zündete er in einer Entfernung von 66 Fuß ein betheertes Buchenbret, und mit 128 Spiegeln in einer Entfernung von 150 Fuß ein getheertes Bret von Tannenholz faſt augenblicklich an. In einer Entfernung von 20 Fuß ſchmolz er mit 45 Spiegeln eine große zinnerne Flaſche, mit 117 Spiegeln kleine Stücke Geld. Nachher verbrannte er mit ſeiner Maſchine Holz in einer Weite von 200, ſchmolz Zinn in einer Entfernung von 150, Blei in einer Entfernung von 130 und Silber in einer Entfernung von 60 Fuß. Im vorigen Jahrhunderte wurden unter andern in Italien mehrere große Brennſpiegel verfertigt, wovon noch zwei zu Paris und Caſſel übrig ſind. Auch v. Tſchirnhauſen brachte im J. 1687 einen zu Stande, der drei leipziger Ellen im Durchmeſſer und 2 Ellen Brennweite hat und aus einer dünnen, ſehr gut polirten Kupferplatte beſteht. Er befindet ſich gegenwärtig auf dem mathematiſchen Saale zu Dresden. Dieſer Spiegel zündet Holz mit ſehr heftiger Flamme an, kocht und verdünſtet Waſſer, ſchmelzt 3 Zoll dickes Zinn und Blei, verglaſet Ziegel, Knochen u. dgl. Es iſt übrigens nicht gerade nöthig, Metall zu den Brennſpiegeln zu nehmen. Auch Holz, Pappe, Glas und andere Materien ſind dazu dienlich; es verſteht ſich, daß die Oberfläche polirt ſein muß.

**Brennſtoff**, Phlogiſton, nannte man in der ältern oder Stahlſchen Naturlehre und Scheidekunſt einen gewiſſen feinen brennbaren Stoff, welchen man hypothetiſch in allen Körpern annahm, und durch deſſen Daſein man das Verbrennen derſelben erklärte. Von den neuern Naturlehrern iſt ſeine Exiſtenz vollkommen widerlegt worden. Daher heißen dieſe Antiphlogiſtiker, jene hingegen Phlogiſtiker. (S. Chemie.)

**Brennus** war der Name mehrerer galliſchen Feldherren und bezeichnete ihre Würde. Nicht unwahrſcheinlich iſt ſeine Ableitung von dem celtiſchen Worte Brenn, Oberhaupt. Ein berühmter Anführer der Senonen, einer galliſchen Nation, der unter dieſer allgemeinen Benennung aufgeführt wird, fiel um das Jahr der Stadt Rom 360 in Italien ein. Der Anlaß davon war folgender. Ein Hetrurier, Aruns, der bei einem Streite mit ſeinem Mündel in Rom kein Recht gefunden hatte, wandte ſich an die galliſchen Senonen,

um durch ſie an ſeinem ungerechten Vaterlande Rache zu nehmen. Gereizt durch die lockende Beſchreibung von dem Ueberfluſſe Hetruriens, machten ſich die Senonen auf, und eroberten in kurzem Alles von Ravenna bis Pitenum. Darauf belagerten ſie Cluſium, deſſen Einwohner Geſandte nach Rom ſchickten und um Hülfe baten. Die Römer ließen auch durch drei Brüder aus der Familie der Fabier dem Brennus Vorſtellungen wegen der Unrechtmäßigkeit ſeines Angriffs thun. Brennus antwortete darauf mit Trotz, daß er ſein Recht auf ſein Schwert gründe, nach dem Beiſpiel der Römer ſelbſt. Dieſer Uebermuth entrüſtete die Fabier. Sie begaben ſich in die Stadt, unter dem Schein einzuleitender Unterhandlungen, ermunterten die Einwohner zu Muth und Ausdauer und verſprachen ihnen Hülfe. Ja ſie ſtellten ſich bei einem Ausfalle ſelbſt an die Spitze der Cluſier. Brennus beſchloß, dieſe Treuloſigkeit zu rächen; er hob die Belagerung von Cluſium auf und rückte auf Rom los, nachdem er zuvor die Auslieferung der Fabier vergeblich gefodert hatte. Dieſe wurden vielmehr zu Kriegstribunen ernannt, und rückten mit 40,000 Mann dem Feinde entgegen. Am Fluſſe Allia, unweit Rom, kam es zur Schlacht; die Römer erlitten eine völlige Niederlage und ſiegreich rückte Brennus vor die Stadt, welche die Einwohner verlaſſen hatten. Nur das Capitol war mit einer Beſatzung verſehen worden, und einige vierzig Greiſe, ehrwürdige Prieſter, Conſularen und Feldherren, hatten ſich entſchloſſen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdiſchen Göttern ein Opfer zu bringen. In ihren prieſterlichen, conſulariſchen und Triumphgewändern ſetzten ſie ſich als feſtlich geſchmückte Opfer auf ihren obrigkeitlichen Stühlen mitten auf den Markt und erwarteten den Tod. Brennus gab die leere Stadt der Plünderung Preis; aber als er auf den Markt kam, ſetzte ihn der ehrfurchtgebietende Anblick jener Männer, welche mit Faſſung und Stillſchweigen den Feind ankommen ſahen, in Erſtaunen. Man hielt ſie für Bildſäulen oder Gottheiten, und ſcheute ſich, ihnen nahe zu kommen. Endlich ermannte ſich ein Gallier, ging auf den M. Papirius zu und faßte ihn bei dem Bart. Dieſer hob ſeinen elfenbeinernen Stab gegen den Uebermüthigen, und gab ihm einen Schlag. Darüber geriethen die Gallier in Wuth und opferten alle jene ehrwürdigen Greiſe ihrer Rache. Rom wurde geplündert, und was von Einwohnern ſich noch in den Häuſern fand, ohne Erbarmung niedergehauen. Brennus beſtürmte hierauf das Capitol, und da er mit Verluſt zurückgeſchlagen wurde, ſteckte er zur Rache Rom in Brand, zerſtörte die Tempel und Mauern, und machte die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Das Capitol aber war ſo feſt, daß er den Plan aufgab, es mit Gewalt zu erobern. Er verwandelte die Belagerung in eine Blocade, um es auszuhungern, und ſchickte indeſſen Streifpartеien aus, das platte Land zu plündern und Brandſchatzungen von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine ſolche Partei erſchien auch vor Ardea, wo der tapfere **Camillus** im Exil lebte. Dieſer edle Patriot beredete den Rath von Ardea, die Stadt zu vertheidigen, machte einen nächtlichen Ueberfall und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Belagerern an. Durch dieſen Sieg ward der Muth der aus der Stadt entflohenen Römer nun belebt: ſie erwählten Camillus zu ihrem Feldherrn und Dictator, der bald an der Spitze von 40,000 Mann ſtand, alle entſchloſſen, mit ihm zu ſiegen oder zu ſterben. Unterdeß war die Beſatzung im Capitol in harter Bedrängniß. Brennus verſuchte einſt in der Nacht einen Ueberfall, der gelungen ſein würde, wenn nicht die Gänſe durch ihr Geſchrei die Gallier verrathen und die Römer geweckt hät-

ten. Der ehemalige Conſul Manlius machte zuerſt Lärm unter der Beſatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Da man im Capitol weder von der Annäherung des Camillus, noch von dem Mangel der Gallier etwas wußte, denen jener die Zufuhr abgeſchnitten hatte, war man zu einem Vergleiche geneigt, der auch zu Stande kam. Brennus verſprach für ein Löſegeld von 100 Pfund Goldes die Belagerung aufzuheben und das römiſche Gebiet zu verlaſſen. Das Gold ward herbeigeſchafft und dargewogen, aber die Gallier bedienten ſich dazu unrichtigen Gewichts und als ſich darüber die Römer beklagten, warf Brennus ſein Schwert noch zum Gewicht in die Schale und rief die Worte aus: „Wehe dem Beſiegten!" Schon waren die Römer willens, dieſe Ungerechtigkeit zu dulden, als Camillus mit ſeinem Heere herbeieilte und den Vergleich für nichtig erklärte. Es kam zum Treffen, nach einem kleinen Verluſt zogen ſich die Gallier zurück und räumten in der Nacht ihr Lager. Camillus folgte ihnen am andern Tage und ſchlug ſie aufs Haupt. Was von den Galliern entkam, wurde von den Einwohnern des Landes niedergehauen, und Keiner erreichte ſein Vaterland wieder. — Ein anderer **Brennus** fiel als Anführer der Gallier, ungefähr 100 Jahre ſpäter, mit einem ungeheuren Heere (150,000 zu Fuß und 30 bis 40,000 zu Pferde) in Macedonien ein, ſchlug den Soſiſthenes, durchzog Theſſalonien und Griechenland, und ging nach Delphi, wo er Stadt und Tempel plünderte oder plündern wollte. Der Erzählung Mehrerer nach erhob ſich ein fürchterlicher Sturm; Gewitter und Erdbeben geſellten ſich dazu, um die Götter zu rächen, ein griechiſches Heer rückte heran, und die Niederlage der Gallier war allgemein: Brennus tödtete ſich ſelbſt.

**Breſche** iſt die Oeffnung oder der Weg, den ſich der Belagerer in den Feſtungswall macht, um in die Feſtung eindringen zu können. Man muß ſie daher dahin legen, wo die wenigſte Vertheidigung iſt, d. i. in den Geſichtslinien, und muß mit einer großen Fronte hinaufmarſchiren können. Gewöhnlich wird, um den Widerſtand der Belagerten zu theilen, in die an der Fronte liegenden Geſichtslinien der beiden angegriffenen Bollwerke und in die Ravellinface Breſche gelegt. Dieß geſchieht mit Canonen von ſchwerem Caliber, und nur da, wo das Geſchütz nicht hinreicht, mittelſt der Mine. — **Breſche-Batterie**, ſ. **Batterie**. — **Practicabel**, gangbar, heißt die Breſche, wenn ſie ſo groß iſt, daß ſie bei einem Sturme einen glücklichen Erfolg hoffen läßt. Dieß iſt nach der allgemeinen Annahme der Fall, wenn ſie für 12 Mann in der Linie gangbar iſt. Doch kann ſie auch oft bei weit geringerer, ja bei der Hälfte dieſer Breite vortheilhaft benutzt werden.

**Breslau**, die Hauptſtadt von Schleſien, 51 Gr. 6 Min. 30 Secunden nördl. Breite, 34 Gr. 42 Min. 38 Sec. Länge, am Einfluſſe der Wohlau in die Oder, getheilt in die Alt- und Neuſtadt und 5 Vorſtädte, enthält 73 Gaſſen, 3 große Plätze, 3363 Häuſer, ohne 268 öffentl. Gebäude, mit (im J. 1818) 70,464 Einw., worunter über 4000 Juden, die Kathedralkirche zu St. Johann, mit dem Sitz des einzigen Biſchofs in Schleſien, der zugleich Fürſt zu Neiſſe iſt; überhaupt 28 catholiſche, 13 lutheriſche und eine reformirte Kirche, und ehemals 14 Klöſter. Mit der catholiſchen Univerſität oder Vratislaviensis (Viadrina) ward 1811 die von Frankfurt an der Oder hierher verlegte proteſtantiſche Univerſität vereiniget, die im J. 1818 500 Studenten zählte, ferner ſind 84 Lehranſtalten, als 13 catholiſche Schulen, 2 lutheriſche Gymnaſien und 2 Schu-

ken, die reformirte Friedrichsſchule, eine 1817 gegründete Bürgerſchule für alle chriſtlichen Confeſſionen, eine Taubſtummenanſtalt, Stadt- und Landſchulen Seminarien, chirurgiſche Schule, Hebammenſchule, Provinzial-Kunſtſchule, Provinzial-Bauſchule, jüdiſche Friedrich Wilhelms Schule u. ſ. w., ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur, 14 Bibliotheken, 5 Münz- und 5 Kunſtſammlungen, Naturalienſammlungen u. ſ. w., 19 Hoſpitäler, Waiſenhäuſer. Sitz der Landescollegien, des Oberlandesgerichts, der Regierung u. ſ. w.; Zitz- und Kattundruckerei, Wollenzeug-, Seiden-, echt türkiſche Garn-, Nähnadel, Zucker-, Tuch-, Leder-, Kattun-, Spitzen und Kanten-, Steingut-, Farben-, Tabaks-, Krapp-, Lackir- und Spiegelfabriken; Glasſchleiferei, Salpeter- und Potaſchſiederei; Scheidewaſſerbrennerei, Wachsbleiche, Töpfergeſchirr. Wichtiger Handel, zwei Meſſen, königliches Bankcomptoir. Die Einfuhr wird auf $16\frac{1}{2}$ und die Ausfuhr (Leinwand, Tuch ꝛc.) auf 17 Millionen Thaler berechnet. Im J. 1741 kam dieſe Stadt unter preußiſche Botmäßigkeit, und Friedrich II. beſtätigte nach erfolgtem Frieden nicht nur ihre Privilegien, ſondern machte ſie auch zur dritten Stadt ſeines Reichs. Den 22. Nov. 1757 wurde ſie von den Oeſterreichern eingenommen, aber nach der Schlacht von Leuthen mußte ſie ſich am 20. Dec. wieder an die Preußen ergeben. Im Auguſt 1760 wurde ſie vom General Laudon berennt, jedoch ohne Erfolg. Im J. 1806 erfuhr die Stadt eine abermalige Belagerung von den bayeriſchen und andern Truppen des Rheinbundes, und ſie ging nach einer tapfern Vertheidigung am 7. Jan. 1807 durch Capitulation über. Durch den tilſiter Frieden kam die Stadt an Preußen zurück. Nach der Schlacht von Bauzen (1813) drangen die Franzoſen in Schleſien vor und beſetzten Breslau, mußten es aber durch den Waffenſtillſtand wieder räumen. Die Feſtungswerke wurden 1814 u. ff. planirt.

**Breſt**, eine wohlbefeſtigte Stadt in dem ehemaligen Bretagne, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements im Departement Finisterre, mit 27,865 Einw. in 2600 Häuſ. Der Card. Richelieu erhob ſie 1631 zu einer Stadt und zu dem wichtigen Seeplatze, der ſie jetzt iſt. Sie hat den beſten Kriegshafen in Frankreich, mit einer Rhede, auf welcher 500 Kriegsſchiffe ſicher liegen können. Ferner ſind hier zu bemerken die Seearſenäle, die Schifffahrts-, die Schiffbauſchule, eine Specialſchule des Seeingenieurcorps u. ſ. w. Hier liegt ein bedeutender Theil der franzöſiſchen Seemacht. Die Fiſchereien ſind hier ſehr beträchtlich, beſonders der Sardellenfang. Am 1. Juni 1794 ward bei Breſt die franzöſiſche Flotte von den Engländern unter Howe geſchlagen, welcher ihr 6 Linienſchiffe abnahm und ein ſiebentes verſenkte, und als ſie in demſelben Jahre noch einen Streifzug wagte, verlor ſie abermals 5 Linienſchiffe.

**Breteuil** (L. A. Le Tonnelier, Baron von), geb. 1733, in den Annalen der franzöſiſchen Diplomatie unvergeßlich, war anfangs als bevollmächtigter Miniſter bei dem Churfürſten von Cöln, hierauf in dem nämlichen Character am ruſſiſchen Hof, ſodann nach und nach als ernannter Botſchafter in Schweden, in Holland, zu Neapel, zu Wien und auf dem Congreß zu Teſchen. Hauptſächlich von ſeiner Geſandtſchaft in Wien an kann man ſeine Anhänglichkeit an die Königin Marie Antoinette rechnen. Als Miniſter und Staatsſecretär zeigte er ſich als einen eifrigen Vertheidiger der Monarchie; er galt daher von 1789 an für einen der erklärteſten Revolutionsfeinde. Nach dem 14ten Juli entging er nur durch eine ſchleunige Flucht dem Schick-

ſale Foulons. Ludwig XVI. übertrug ihm 1790 einige geheime Unterhandlungen mit den vorzüglichſten nordiſchen Höfen. Der Convent ließ einen Anklagebeſchluß den 22ſten October 1792 gegen ihn ergehen. Man findet in der Geſchichte der Revolution von Bertrand de Moleville ſchätzbare Belehrungen über ſeine letzten diplomatiſchen Arbeiten. 1802 kehrte er mit Genehmigung der Regierung nach Frankreich zurück und ſtarb 1807 zu Paris.

**Bretzner** (Chriſtoph), geb. zu Leipzig 1748, geſt. daſelbſt 1807. Er war Kaufmann und zuletzt Aſſocié einer Handlung in Leipzig, welcher er mit Pünctlichkeit und Eifer vorſtand, ſo daß nur ſeine Nebenſtunden der Poeſie gewidmet waren, welche ihn doch ſo ſehr anzog. Dieſer Urſache muß man es zuſchreiben, daß er in ſeinen Werken uns mehr ſeine Anlagen als Vollendung gezeigt hat. Sein comiſches Talent war nicht gering, allein ſein Dialog iſt öfters unbeholfen und ſteif und ſein Witz fällt zuweilen ins Gemeine. Was auf dem Theater Wirkung thut, kannte er ziemlich genau, allein er machte ſich dabei auch zu ſehr vom Schauſpielerurtheil und Behagen abhängig, denen das Mittelmäßige öfters willkommener iſt, als das Vollendete. Als Operndichter kann man ihn unter die beſſern zählen, und auch ſeinen Roman, *Leben eines Lüderlichen*, wozu ihm Hogarths und Chodowiecky's Zeichnungen als Leitfaden dienten, iſt nicht ohne Verdienſt. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, unter denen beſonders die *Entführung aus dem Serail* durch Mozarts Compoſition berühmt geworden, iſt bedeutend.

**Breugel** (Peter), ein Mahler, geb. 1510 in einem Dorfe bei Breda, ſtudirte unter zwei Lehrern, bereiſete hierauf Frankreich und Italien und zeichnete viel nach der Natur, beſonders in den Alpen. Da er nach der Art des Hieronymus von Boſch etwas Comiſches in ſeine Compoſitionen legte, nannte man ihn *Peter den Drolligen*. 1551 wurde er Mitglied der Academie zu Antwerpen. Kirmiſſen und Bauernhochzeiten waren ſeine Lieblingsgegenſtände, und er miſchte ſich, um die Natur in allen Details zu ſtudiren, oft verkleidet unter die Landleute. Er ſtarb zu Brüſſel 1570, und hinterließ zwei Söhne, welche man den *hölliſchen* Breugel und den *ſammetnen* nannte. Jener mahlte mit Vorliebe Hexen- und Räuberſcenen. Auch hat man von ihm einen Orpheus in der Unterwelt, und die Verſuchung des heiligen Antonius. Der ſammetne Breugel (Johann) hatte den Namen von ſeiner Kleidertracht. Er behandelte edlere Gegenſtände als ſein Vater, und nicht ſo ſchwarze wie ſein Bruder. Sehr reizend ſind ſeine Landſchaften. Sein Adam und Eva im Paradieſe, ehemals im Muſeum Napoleon, gilt für ſein Meiſterſtück. Er war gegen 1568 geboren und ſtarb gegen 1642.

**Breve** iſt ein päpſtliches Schreiben an einen König, Fürſten, eine Regierung oder Obrigkeit in Sachen, welche das gemeine Weſen betreffen. Diejenigen Brevia, welche die Datarii oder Secretarii ausgefertigt, und welche Reſcripte, Depeſchen, Conceſſionen, Befehle u. ſ. w. ſind, werden auf Pergament geſchrieben und mit dem Fiſcherringe in rothem Wachs beſiegelt. Die an Fürſten und Biſchöfe gerichteten Hirtenbreven ſind ohne Siegel. Sie haben den Namen von ihrer Kürze in den Formalien, da ſie ohne Eingangsformel mit dem Namen des Papſtes und den Worten anfangen: Dilecto Filio salutem et Apostolicam Benedictionem.

Brevier, das Taſchenbuch der catholiſchen Geiſtlichen, welches gewiſſe Texte aus der Bibel auf jeden Tag nebſt Gebeten und Liedern enthält, die jeder Geiſtliche täglich zu leſen verbunden iſt.

Breyhan, eine bekannte Sorte Bier, nach dem Erfinder, Lord Breyhan, welcher es 1526 zu Hannover zuerſt braute, ſo genannt.

Briareus oder Aegeon, ſ. Centimanen.

Brienne (Cardinal de Loménie von), geb. zu Paris 1727, Erzbiſchof von Toulouſe und nachher von Sens, wurde durch eine Hofcabale am 8. April 1787 zum Chef des Finanzraths, an Calonne's Stelle, und zum Principalminiſter (ſein Bruder aber zum Kriegsminiſter) erhoben. Ein ſchwacher, eitler Mann, der durch Ausſchweifungen ſeine Geſundheit zerrüttet, und durch Intriguen ſein Herz verdorben hatte, dünkte er ſich, obgleich es ihm an allen Kenntniſſen fehlte, die Rolle eines Mazarin oder Richelieu zu ſpielen. Aber ſeine Verwaltung war ein beſtändiger Kampf mit der Volkspartei, und ſeine Cour plenière der letzte Verſuch des Despotismus. Er legte alſo ſchon am 25. Auguſt 1788 ſeine Stelle nieder. (Siehe Frankreich). Er erhielt den Cardinalshut und einen anſehnlichen Gnadengehalt. Im fernern Laufe der Revolution bewarb er ſich eifrig um die Volksgunſt, und war einer der erſten Biſchöfe, welche den Bürgereid ablegten. Der Papſt machte ihm hierüber in einem Schreiben vom 25ſten Februar 1791 Vorwürfe; aber Brienne achtete wenig darauf, und ſchickte ihm den Cardinalshut zurück. Er wurde ſpäterhin verhaftet, und ſoll ſich 1794 im Gefängniſſe ſelbſt ermordet haben.

Brienne, ein Städtchen im Aube-Departement (ehemals Ober-Champagne), beſteht aus Brienne-la-Ville und Brienne le-Chateau, welche zuſammen 285 Häuſer und 3200 Einw. zählen, mit Fabriken und Weinbau. In der ehemaligen Militär-Adelsſchule zu Brienne le Chateau machte Napoleon die erſten Studien in der furchtbaren Kunſt, welche ihm zur Geiſel der Menſchheit gebildet; jetzt iſt Brienne berühmt, weil hier der letzte Rückhalt jener ſo lange und ſchwer laſtenden Macht gebrochen wurde. Denn hier wurde die erſte, wenn auch nicht durch ſich, doch durch ihre Folgen bedeutende Schlacht der Verbündeten auf altfranzöſiſchem Boden gewonnen, dadurch das letzte Vertrauen der Armee auf Napoleon erſchüttert, der Zauber gelöſet, daß die Franzoſen, an ihrem Herde kämpfend, unüberwindlich ſeien. Der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiſerwürde war gebahnt. Nach dem Gefecht bei Bar-ſur-Aube (am 24ſten Januar 1814), dem erſten Widerſtande, den die Verbündeten ſeit ihrem Eindringen in Frankreich von der Schweiz her gefunden, rückten ſie ſchnell vor. Am 23ſten ſtand Schwarzenberg in Chaumont, Blücher in St. Dizier, Wrede in Andelot und Wittgenſtein in Vaſſy. Napoleon, der mit großen Verſprechungen Paris verlaſſen, Blücher am 26ſten bei Vitry durch ſeine Uebermacht zurückgedrängt hatte, ſammelte an demſelben Tage ſeine ſämmtlichen Streitkräfte bei Brienne, und griff am folgenden 29ſten mit aller Macht die alliirten Heere an. Hartnäckig und blutig war von beiden Seiten der Kampf. Die Finſterniß brach ein, und die Flammen des entzündeten Brienne erleuchteten die gräßlichen Anſtrengungen, deren Erfolg noch unentſchieden blieb. General Chateau hatte mit zwei Bataillonen das brienner Schloß genommen, es aber bald wieder räumen müſſen. Erſt mit der elften Stunde endete ſich das Gefecht. Aber am andern Morgen be-

gann es von neuem, und durch die Ueberzahl wurde Blücher gezwungen, ſich bis Trannes zurückzuziehen. Am 31. ſtand Napoleon deployirt in den Ebenen zwiſchen La Rothière und Trannes. Indeß ſtießen am 1. Februar die Corps des Kronprinzen von Würtemberg, des Grafen Giulay und die ruſſiſchen Grenadierreſerven zu Blücher, und Fürſt Schwarzenberg befahl, die Schlacht zu beginnen. Um Mittag rückte Blücher in drei Colonnen vor: General Sacken gegen La Rothière, Giulay gegen Dienville und der Kronprinz von Würtemberg gegen Chaumreil. General Wrede operirte indeſſen von Doulevent gegen Brienne. Das Terrän erlaubte nur wenig Geſchütz ſpielen zu laſſen; aber der Muth der Truppen erſetzte dieſen Mangel. Der Kronprinz von Würtemberg führte den erſten Streich, er warf den Feind aus ſeiner Waldpoſition, und entriß ihm den wichtigen Poſten von La Gibrie, den zwar dieſer ſogleich wieder angriff, nach einem mehr als ſtündigen wüthenden Ringen aber dem Sieger überlaſſen mußte. Giulay nahm Unienville und Sacken drang vor bis La Rothière. Um 3 Uhr waren alle Schlachtlinien in Wirkſamkeit. Der heftig fallende Schnee konnte wohl das Feuer einen Augenblick zum Schweigen bringen, aber die Thätigkeit der Fechtenden nicht lähmen. Napoleon leitete fortwährend die Schlacht und kämpfte, ſich oft perſönlich der Gefahr ausſetzend, mit allem Muth und allen Kräften, welche das Gefühl der Wichtigkeit, hier zu ſiegen, geben konnte. Aber auch die verbündeten Monarchen begeiſterten ihre Heere durch ihre kühne Gegenwart auf dem blutigen Felde der Entſcheidung. La Rothière wurde mehrmals genommen, verloren und wieder genommen. Eben kämpfte Sacken wieder um deſſen Beſitz; ſchon ſtand die feindliche Cavallerie vor den Bajonetten ſeines Fußvolks; da erhielt er Verſtärkung. Er verließ die Defenſive; die Reiterei wurde geworfen und bis Alt-Brienne verfolgt, wo ſie auch die Infanterie in Unordnung brachte; er eroberte 32 Kanonen. Während des hatte Blücher ſeine Reſerven gegen La Rothière geführt. Die Stadt ward erobert. Der Kronprinz von Würtemberg nahm Petit-Masnil, Wrede Chaumreil, Giulay die Stellung von Dienville. Der Sieg der Verbündeten war entſchieden. Die Franzoſen zogen ſich während der Nacht von allen Seiten auf der Straße von Brienne zurück; ließen daſelbſt noch eine ſchwache Arrièregarde, welche aber am andern Morgen das Schickſal der Hauptarmee theilen mußte. Der Verluſt war auf beiden Seiten groß. Die Allirten eroberten 60 Stück Geſchütz und machten eine beträchtliche Anzahl Gefangener. Die weitern Reſultate dieſes Sieges ſind im Artikel Ruſſiſch-deutſcher Krieg angeführt.

**Brigade** heißt beim deutſchen Militär ein Truppencorps aus mehreren Bataillonen Fußvolks (etwa vier) und mehreren (etwa ſechs) Escadrons Reiterei: daher der **Brigadier**, ein Officier, der eine ſolche Brigade commandirt. In der franzöſiſchen Kriegsterminologie heißt Brigade bei der Cavallerie eine Corporalſchaft, und bei der Infanterie ein Regiment von zwei Bataillonen; bei den Sappirern, deßgleichen bei den Douaniers, eine Abtheilung von 6 Mann; Brigadier heißt bei der franzöſiſchen Cavallerie ein Corporal; bei der Infanterie oder im Allgemeinen ein Generalmajor oder Oberſte, der eine Brigade commandirt, Brigadegeneral.

**Brigantine, Brigg**, iſt ein Schiff mit Niederboord, welches von jeder Seite 10, 12 bis 15 Ruder hat, dabei auch Segel führen und bis 100 Mann faſſen kann. Die Ruderer müſſen zugleich Soldatendienſte thun, und haben ihre Muskete unter der Ruderbank.

Man bedient ſich der Brigantinen im mittelländiſchen Meere, beſonders zu Seeräubereien, wovon ſie auch den Namen haben. Sie ſind vorzüglich ſchnelle Läufer.

**Brigg**, urſprünglich ein engliſches Wort, oft mit Brigantine gleichbedeutend, eigentlich aber jedes zweimaſtige Kriegs- und Kauffahrteiſchiff, welches einen großen und einen Fockmaſt mit Stengen und Bramſtengen führt, und deſſen großes Segel ein Baum- oder Girkſegel iſt. Man ſpricht und ſchreibt auch **Brick**.

**Brighella**, ſ. Masken.

**Brillant**, ſ. Diamant.

**Brillantiren**, einen Diamant oder ſonſt einen Edelſtein auf Brillantart ſchleifen.

**Brille.** Dieſes allgemein bekannte Inſtrument iſt einer doppelten Einrichtung fähig, der zu Folge es ſowohl für Kurzſichtige als für Weitſichtige (ſ. beide Art.) ein Hülfsmittel zum deutlichen Sehen abgibt. Die Erfindung deſſelben gehört unſtreitig zu den nützlichſten und wohlthätigſten. Die alten Griechen und Römer wußten nichts davon. Im 12ten Jahrhundert findet man von einem arabiſchen Schriftſteller, **Alhazen**, einer Entdeckung erwähnt, die zur Erfindung der Brillen geführt haben konnte. Am Ende des 13ten Jahrhunderts redet **Roger Baco** davon. Die eigentlichen Brillen müſſen 1280 und 1311 erfunden worden ſein. Einige ſchreiben dieſe Erfindung dem florentiniſchen Edelmanne, Salvino degli Armati, Andere einem Predigermönche, Aleſſandro da Spina, zu.

**Briſëis**, ſ. Achilles.

**Briſſot de Warville** (Jean-Pierre), geboren den 14ten Januar 1754, in Ouarville, einem Dorfe bei Chartres, wo ſein Vater Kuchenbäcker und Speiſewirth war und eine kleine Beſitzung hatte, welches ſeiner Eitelkeit Gelegenheit gab, ſich den Beinamen d'Ouarville, den er nachher in England in de Warville umänderte, beizulegen. In ſeinem 20ſten Jahre hatte er ſchon mehrere Schriften herausgegeben, von denen eine im Jahre 1784 ihn in die Baſtille brachte. Frau v. Genlis ſagt in ihren Memoiren, daß ſie es geweſen, die ihm durch ihren Einfluß bei dem Herzoge von Chartres ſeine Freiheit wiederverſchafft habe. Er heirathete eine Perſon aus dem Hauſe der Madame d'Orleans und ging darauf nach England. Hier lebte er als Spion im Solde des Polizeilieutenants von Paris, beſchäftigte ſich zu gleicher Zeit mit Literatur, und machte den Verſuch, in London ein Lyceum zu errichten. Er war aber dabei nicht glücklich und kehrte nach Frankreich zurück. 1788 ging er nach America, wie man ſagte, um die Grundſätze der Democratie zu ſtudiren. Nach ſeiner Zurückkunft gab er ein Werk über die vereinigten Staaten heraus. Entſchloſſen, eine Rolle in der Revolution, die eben damals eingeleitet wurde, zu ſpielen, ließ er bei der Zuſammenberufung der Generalſtändeverſammlung einige Pamphlets und hierauf das Journal, den franzöſiſchen Patrioten, in Paris erſcheinen. Als ſich im Juli 1789 die Gemeine von Paris bildete, ward er Mitglied derſelben. Er war einer der Hauptanſtifter des Aufſtandes auf dem Marsfelde, wo man die Abſetzung Ludwigs XVI. und eine republicaniſche Verfaſſung verlangte. Er ſprach beſtändig feindſelig und heftig gegen alle fremde Mächte und bewirkte die erſte Kriegserklärung

gegen Oeſterreich. Den 10ten Auguſt ward das neue Miniſterium faſt ganz aus ſeinen Parteigängern zuſammengeſetzt. Als Mitglied des Convents blieb er an der Spitze des diplomatiſchen Ausſchuſſes, in deſſen Namen er auf den Krieg gegen England und Holland antrug. Bei Ludwigs XVI. Prozeß verſuchte er den Urtheilsſpruch in die Gewalt des Volks zu bringen und votirte hierauf für des Königs Tod mit Aufſchub der Vollziehung, bis die Conſtitution von den Primitivverſammlungen genehmigt ſein würde. Doch mitten im Strome der Revolution untergrub ſich unmerklich ſeine Partei. Nach mehreren Anklagen führte ihn den 28ſten Mai 1793 Robespierre auf, als ob er damit umginge, eine föderative Verfaſſung mit zwei Parlamentern einzuleiten ꝛc. und verlangte, daß er vor das Revolutionsgericht gebracht werde. Der 31ſte Mai vollendete ſeinen Sturz Es ward der Arreſt gegen ihn beſchloſſen: er ſuchte unter dem Namen eines Negocianten von Neufchatel die Schweiz zu erreichen, ward aber in Moulins verhaftet und nach Paris zurückgeführt, wo er den 31ſten October auf der Guillotine in ſeinem 39ſten Jahre ſtarb. Er zeichnete ſich durch ſeine Kleidertracht aus, denn als ein übertriebener Verehrer der Americaner, hatte er die Sitte der Quäker angenommen und zuerſt die Mode, das Haar ungepudert zu tragen, eingeführt. Er war eigentlich geringer, als ſein Ruf, und vermochte unter den Girondiſten höchſtens die Meinungen zu leiten, während viele andere dieſer Partei ihm an Muth, Kühnheit und Talenten weit überlegen waren.

**Briſtol**, eine große Handelsſtadt Englands zwiſchen Sommerſetſhire und Glouceſterſhire, die eine beſondere Grafſchaft ausmacht und ehemals nach London die erſte im Range war. Sie liegt am Zuſammenfluß des Avon und Frome, wovon der erſtere Fluß ungefähr neun Meilen von der Stadt ſich in den Severn ergießt. Mit der Fluth können groſe Schiffe bis an die Baien von Briſtol gelangen; iſt aber das Waſſer abgelaufen, ſo liegen ſie auf einem böſen Schlickgrunde. Nach mehreren vereitelten Projecten, den Hafen zu verbeſſern und die Schiffe flott zu erhalten, war 1804 ein Plan durch Subſcription zu Stande gekommen, nach welchem der Lauf des Avon mittelſt eines Canals (the new Cat) verändert werden ſollte. Sie hat in 16.000 Häuſern 76,400 und mit den Vorſtädten über 100,000 Einwohner. Die Stadt beſitzt ausgezeichnete Glas-, Metall-, Teppich-, Wachstuch-, Wollenzeug-, Strumpf-, Draht-, Eiſen-, Meſſing-, Kupferwaaren-, Porzellanfabriken; Terpentin-, Vitriol-, Zuckerſiedereien, Schiffbau u. ſ. w. Der Ueberfluß an Steinkohlen in der Nähe der Stadt iſt Urſache, daß viele Waaren bedeutend wohlfeiler als an andern Orten geliefert werden können. Briſtol iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat eine Bibliothek und mehrere wiſſenſchaftliche Inſtitute. So bedeutend auch der dortige Handel noch iſt, ſo hat er doch in neuern Zeiten durch Liverpool ſehr gelitten.

**Britannicus Cäſar**, eigentlich Tiberius Claudius Germanicus, war der Sohn des Kaiſers Claudius und der Meſſalina, welche ihn wenige Tage nach dem Regierungsantritt des Claudius gebar. Der Senat ertheilte dem jungen Fürſten, ſo wie ſeinem Vater, den Beinamen Britannicus, als dieſer letztere von ſeinem Zuge nach Britannien ſiegreich zurückgekehrt war. Ob er gleich der ältere Sohn war, ſo ließ doch Claudius ſich nach ſeiner Verheirathung mit der Agrippina bereden, den Sohn ſeiner neuen Gemahlin, Domitius, zu adoptiren;

und, da er drei Jahre älter als Britannicus war, für den älteſten zu erklären. Der Senat gab dieſer Verfügung ſeine Zuſtimmung. Agrippina ſuchte indeß, unter dem Vorwande mütterlicher Zärtlichkeit, den Britannicus in möglichſter Abhängigkeit und Unmündigkeit zu erhalten. Sie entfernte ſeine Diener, und erſetzte ſie durch andere, die ihr ergeben waren. Seinen Lehrer Soſibius ließ ſie tödten. Sie erlaubte ihm nicht außerhalb des Palaſtes zu erſcheinen, ja ſie hielt ihn ſogar von ſeinem Vater entfernt, indem ſie vorgab, daß er wahnſinnig und epileptiſch ſei. Der alte Kaiſer gab zwar durch manche Aeußerung zu verſtehen, daß er Agrippinens Ränke durchſchaue; allein ſein durch ſie bewirkter Tod hinderte ihn, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Agrippina hielt hierauf den Britannicus im Zimmer zurück, bis Nero zum Kaiſer ausgerufen worden, und auch nachher hielt ſie ihn in genauer Verwahrung. Als ſie ſpäter ſich mit Nero ſelbſt veruneinigte und ihm drohte, ſtatt ſeiner Britannicus auf den Thron zu ſetzen, begann dieſer den damals vierzehnjährigen Jüngling ſo ſehr zu fürchten, daß er ihn während der Mahlzeit vergiften ließ.

**Britannien** nannten die Römer das heutige England und Schottland. Dieſe Benennung entſtand gewiß von dem alten Worte **brit**, bunt, weil die Einwohner ihren Körper bunt zu bemahlen pflegten. Nach Plinius führte die Inſel vor Zeiten auch den Namen Albion (ſ. d.). Das Meer, welches Britannien umgibt, kannte man noch wenig, und nannte es im Allgemeinen den abendländiſchen, atlantiſchen, heſperiſchen Ocean. Bis auf Cäſar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen und Carthaginienſer aber kannten es ſchon, beſonders die erſten, ſeit den älteſten Zeiten, indem ſie von dort Zinn holten. Deßhalb gaben ſie ihm auch den Namen Zinninſel. Zu Cäſars Zeiten waren die Einwohner noch völlig uncultivirt. Cäſar rühmt ſich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber dieſe Beſitznehmung, ſo viel Koſten er auch darauf wandte, war von wenig Beſtand. Erſt unter Claudian faßten die Römer feſten Fuß, gewannen den Bewohnern mehr Land ab und vergrößerten ihre Provinz, welche ſie Britannia romana nannten. Die wichtigſten Erweiterungen geſchahen unter Hadrian, Antonin und Severus. Endlich nahmen die beſiegten Einwohner die Sitten der Römer an. Das Land war ſchon zu Cäſars Zeiten ſehr bevölkert, und, nach Tacitus Zeugniß, fruchtbar. Es wurde in das römiſche und barbariſche Britannien getheilt, welches erſtere die Römer durch einen mit Thürmen und Baſteien verſehenen Erdwall vor den Einfällen der Barbaren zu ſchützen ſuchten. Den erſten Entwurf dazu machte Hadrian; unter Antonin rückte Lollius Urbicus die Mauer weiter hinaus; Severus zog ſie aber wieder zurück. Unter dieſem Kaiſer theilte man die römiſche Provinz in den öſtlichen (prima oder inferior) und in den weſtlichen Theil (secunda oder superior). Conſtantin fügte noch zwei Provinzen hinzu. Die Einwohner des alten Britanniens ſtammten theils von einer urſprünglichen Colonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutſchen vermiſcht von Gallien aus ſich hier niederließen. Die celtiſchen Coloniſten oder die eigentlichen Britannier, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang als die galliſchen Coloniſten, die an der Küſte wohnten. Daher waren dieſe auch, nach dem Zeugniß der Römer, weit wilder und ungebildeter. Die galliſchen Einwohner an den Küſten hatten ſchon eine Art von Eigenthum, und ließen ſich daher eher in Furcht ſetzen, als jene wild in Wäldern um-

der zerſtreuten Völker. Sie trieben ſämmtlich keinen Ackerbau, ſondern lebten von Viehzucht und Jagd. Ihre Kleidung beſtand in Thierhäuten; ihre Wohnungen waren aus Reiſern geflochtene und mit Schilf bedeckte Hütten. Ihre Prieſter, die Druiden, und heilige Weiber übten eine Art Herrſchaft über ſie aus.

**Brizard** (Jean Baptiſte Britard, genannt) ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schauſpieler, war 1721 zu Orleans geboren, kam jung nach Paris und arbeitete während einiger Jahre unter Carl Vanloo, erſtem Mahler des Königs. Er machte ſchnelle Fortſchritte, aber von ſeiner Neigung für das Theater hingezogen, ſpielte er in verſchiedenen Provinzialſtädten bis zu dem Augenblick, wo er den 30. Juli 1757 auf dem Theatre François im Fache der edeln Väter und Könige debutirte. Er erſetzte bald den berühmten Sarrazin. Im Jahre 1786 zog er ſich nach einer zwanzigjährigen Thätigkeit von der Bühne zurück. Seine letzten Rollen waren der ältere Horazier und Heinrich IV. in der Jagdpartie, in welchen er immer vorzüglich gefallen hatte. Brizard war eben ſo achtungswerth durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, als durch ſein Talent. Er ſtarb zu Paris den 30. Januar 1791. Sein Grabmahl iſt im Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler.

**Brocken**, ſ. **Blocksberg**.

**Brockes** (Barthold Heinrich), Senator in Hamburg, geboren daſelbſt den 22. September 1688. Nach geendigten Studien zu Halle und nach verſchiedenen gelehrten Reiſen wurde er 1720 in das Rathscollegium ſeiner Vaterſtadt aufgenommen, und machte ſich durch eine geſchickte Geſchäftsführung ſo verdient, daß man ihm 1735 die wichtige Amtmannsſtelle in Ritzebüttel auf ſechs Jahre übertrug. Er ſtarb zu Hamburg 1747. Sein **Irdiſches Vergnügen in Gott** iſt ſein Hauptwerk. Ueberdieß überſetzte er in Verſe den **Bethlehemitiſchen Kindermord** des **Marino**, **Thomſons Jahreszeiten** und **Pope's Verſuch vom Menſchen**. In ſeinen zahlreichen Gedichten zeigt ſich ein frommes, dankbares Gefühl, mit dem er Alles ſieht, anſtaunt und genießt, was Gott der Erde Schönes gab. Dieſe Ausbrüche des Gefühls gefallen, trotz der mißtönigen Farbenmiſchung und vieler matten und ermüdenden Wiederholungen. In allzuhohem Grade beſaß er die Gabe, viel und ſchnell zu reimen. Seine Schilderungen gehen oft ins Kleinliche, und dehnen ſich auf Dinge aus, die kein poetiſches Colorit annehmen wollen; er tändelt viel mit ſeiner Sprache, die indeß auch einen Schatz von fein nuancirten Ausdrücken, von wohlklingenden, mahleriſchen Tönen, den ſelbſt ein **Geßner** und **Wieland** der Benutzungen nicht unwerth fanden, enthält.

**Brockmann** (Franz Carl), k. k. Hofſchauſpieler, wurde 1745 zu Grätz in Steiermark geboren. Er ſpielte zuerſt auf der Bühne ſeiner Schwiegermutter, die eine Geſellſchaft in Ungarn führte. Hierauf kam er nach Wien, wo er einige kleine Rollen ſpielte, und von da 1768 zur Kurziſchen Geſellſchaft, bei der er bis 1771 blieb. In dieſem Jahre wurde er nach Hamburg gerufen. Hier bildete er ſein glückliches Talent und erwarb ſich einen Ruhm, der ihn unter die erſten Schauſpieler Deutſchlands ſetzte. Man verglich ihn mit Garrik und Le Kain. Im Jahre 1778 betrat er in Berlin als Gaſt die Bühne, und wurde nach der Vorſtellung Hamlets herausgerufen; eine Ehre, die vorher noch keinem Schauſpieler in Berlin wiederfahren war. Es wurde eine Münze auf ihn geprägt, mit der ſchönen

Inſchrift: Peragit tranquilla poteſtas, quod violenta nequit, welche ſo treffend ſein ruhig kräftiges Spiel im Gegenſatz der ſonſt gewöhnlichen übertriebenen Action bezeichnet. Brockmann war ein denkender Künſtler, der durch tiefes Studium, durch unabläſſigen Fleiß, durch Nachbildung jener großen Muſter, die er vor ſich hatte, ſich die Natürlichkeit, die Leichtigkeit im Spiel erwarb, welche die hamburger Bühne zu des großen Eckhofs und Schröders Zeiten vor allen damaligen Bühnen ſo vortheilhaft auszeichnete. Kaiſer Joſeph II. berief ihn im Jahre 1777 unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien. Hier trat er zum erſten Male als Eſſex in der Gunſt der Fürſten auf die Bühne. Aber eben ſein natürliches Spiel machte, daß er anfangs weniger auffiel, auch ſchadete ſein fleiſchiger Körperbau ſeinen Helden- und Liebhaberdarſtellungen. Es bedurfte einiger Zeit, ſich an ihn zu gewöhnen, dann wurde er auch der Liebling des wiener Publikums, und blieb es bis an das Ende ſeiner Schauſpielerlaufbahn; ein Umſtand, der gewiß den unzweideutigſten Beweis für ſeinen echten Werth und Gehalt gibt. Es iſt ſchwer, ſeine vorzüglichſten Rollen auszuheben, denn er hatte, wie Garrik, das ſeltene Talent, alle Rollen im Luſt- und Trauerſpiele vortrefflich zu ſpielen. Man erzählt von ihm folgende Anekdote. Ein Graf M —, nachdem er ihn ein volles halbes Jahr ſpielen geſehn, machte mit ihm perſönliche Bekanntſchaft, und konnte ſich, als er ihn zum erſten Male außer dem Theater ſah, nicht überzeugen, daß es Brockmann wirklich ſei. „Aus wie viel Perſonen beſtehen Sie denn?“ rief er aus. „Jeden Abend ſah ich Sie als einen andern Mann; und nun haben ſie wieder keine Aehnlichkeit mit irgend einer von jenen Geſtalten.“ Sein Geſicht, ſein Körper waren Alles, was er vorſtellen wollte. Keine Rolle war für ihn zu ſchwierig, aber auch keine zu klein und unwichtig. Aus jeder ging der vollendete Künſtler hervor, der Alles groß, Alles richtig, Alles merkwürdig darſtellt. Er ſtarb im Jahr 1815.

**Brody**, eine Stadt in Galizien im zloczower Kreiſe, an der ruſſiſchen Grenze. Sie hat 2600 Häuſer u. 21,000 Einw. worunter 16,000 Juden, die hier eine hohe und eine Realſchule haben. Der Speditionshandel der 38 meiſtens jüdiſchen Großhändler iſt ſehr wichtig, indem die Stadt zum Abſatz der polniſchen Producte an die Unterthonen der türkiſchen Länder und dagegen der Produkte der Walachei, Krim u. ſ. w., die in Pferden und anderm Vieh, in Wachs, Honig, Unſchlitt, Haſenbälgen, Häuten, Pelzwerk, Anis, eingemachten Obſt u. ſ. w. beſtehen, ſehr bequem gelegen iſt.

**Broglio**, eine in den Annalen der franzöſiſchen Kriege und Diplomatik berühmte Familie, aus dem Piemonteſiſchen herſtammend. Wir führen aus ihr an: I. **François Marie**, Marſchall von Frankreich, geb. 1671 und geſt. 1745. Er trat 1689 in Dienſte und nahm ſeit dieſem Zeitpunkt an allen Feldzügen in den Niederlanden, in Deutſchland und Italien ruhmvollen Antheil. Auch wurde er in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht. Er ſtieg durch alle Grade bis er im J. 1734 Marſchall von Frankreich wurde. Im öſterreichiſchen Succeſſionskriege hatte er zuletzt den Oberbefehl über die Armeen von Bayern und Böhmen, führte aber das Heer auf die franzöſiſchen Grenzen zurück, wodurch er ſich die Ungnade des Hofes zuzog. — II. **Victor François**, der älteſte Sohn des Vorſtehenden, ebenfalls Marſchall von Frankreich, geb. 1718. Er begann ſeine kriegeriſche Laufbahn in der Schlacht von Guaſtalla und Parma im J. 1734, und focht fortan in allen Kriegen Frankreichs immer muthvoll, wenn auch nicht immer glücklich. Im ſiebenjährigen Kriege kämpfte

er unter d'Eſtrées bei Haſtenbeck und bei Roßbach unter Soubiſe. Als Oberbefehlshaber war er um ſo glücklicher bei Bergen. Der Kaiſer ernannte ihn zur Belohnung für den hier erkämpften Sieg zum Reichsfürſten. Spätere Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und dem von der Pompadour begünſtigten Soubiſe zogen ihm ſeine Zurückberufung und ſeine Verweiſung zu. Er trat erſt im J. 1789 wieder auf die große Weltbühne. Ludwig XVI. ernannte ihn beim Ausbruche der Revolution zum Kriegsminiſter und er commandirte zugleich die Truppen, welche Paris im Zaum halten ſollten. Der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maßregeln und Broglio wanderte bald darauf aus. In dem Kreuzzuge von 1792 commandirte er mit geringem Erfolg eine Abtheilung Emigranten. Nach Beendigung dieſes unglücklichen Feldzuges zog er ſich ganz zurück und ſtarb 1804 in Münſter im 86ſten J. — III. Claude-Victor, der dritte Sohn des Vorſtehenden, ging dagegen ganz in die Ideen ein, welche die Revolution herbeiführten. Er ward zum Deputirten des Adels von Colmar bei den Generalſtänden ernannt. Nach der Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung ward er als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee angeſtellt, bei ſeiner Weigerung aber, die Decrete vom 10. Aug. anzuerkennen, ſuspendirt, ſpäter dieſerhalb vor das furchtbare Revolutionstribunal geführt und im Juni 1794 guillotinirt. — IV. Charles François, ein Bruder von Victor François, iſt in der Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatik vorzüglich dadurch berühmt, daß ihm Ludwig XV. die Direction ſeines geheimen Miniſteriums anvertraut hatte. Ob ſich gleich Broglio dieſes delicaten Geſchäfts mit vielem Verſtande entledigte, ſo entſtanden durch dieß geheime Miniſterium, das dem öffentlichen nicht ſelten ganz entgegenwirkte, die größten, oft die lächerlichſten Colliſſionen. So ward er vom Könige der Form nach exilirt, erhielt aber zugleich in Geheim wieder von ihm den Auftrag, auch im Exil ſeine Geſchäfte wie ſeither fortzuſetzen. Unter Ludwig XVI. ward er nicht gebraucht und ſtarb 1781.

**Bromius**, ein Beiname des Bacchus.

**Bronkhorſt** (Peter van) ein berühmter holländiſcher Mahler, 1588 in Delft geboren und 1661 geſtorben. Er ſtellte ſehr gelungene Perſpectiven von Tempeln und Kirchen dar, und belebte dieſe durch ſchön ausgearbeitete Figuren. Auf dem Rathhauſe von Delft befindet ſich noch ſein Urtheil des Salomo. — Johann van Bronkhorſt war ein vortrefflicher Vogelmahler. Er war 1648 in Leiden geboren, lernte die Mahlerei ohne andere Leitung als die ſeines Genie's, und brachte es darin bald zu einem hohen Grad von Vollendung. Er hat alle Thiere, und mit beſonderem Fleiße Vögel gemahlt. Das Leichte und Glänzende der Federn iſt täuſchend nachgeahmt. Er war eigentlich Paſtetenbäcker, und trieb die Mahlerei bloß zu ſeinem Vergnügen. — Ein anderer Johann van Bronkhorſt, geb. zu Utrecht 1603, war ein Glasmahler, von dem ſich noch einige ſchätzbare Werke in der neuen Kirche zu Amſterdam befinden. Auch hat er einige Stücke nach Cornelius Pölemberg geſtochen.

**Bronner** (Franz Xaver), geb. 1758 zu Höchſtädt an der Donau. Aus dem niedrigſten Stande erhob ſich Bronner durch eine ſorgfältige Ausbildung ſeiner natürlichen Anlagen, zwar nicht zu hohen Ehrenſtellen und Reichthum, aber zu jener größern Ehre, die der Menſch durch das, was er wirklich iſt und leiſtet, in einer wohlverdienten Hochachtung empfängt. Sein Vater war ein armer Knecht in einer Ziegelſcheuer. Der Cantor des Orts, der bald die Anlagen des Knaben zum

Singen bemerkte, erbot ſich, ihn unentgeltlich zu unterrichten. So kam er 1769 als Singeknabe in das Jeſuitercollegium nach Dillingen. Nach beendigten Schuljahren wurde er Mönch unter den Benedictinern, und erhielt den Namen Bonifaz. Er widmete ſich nun mit dem größten Eifer dem Studium der Phyſik, Mathematik und Philoſophie, und den Uebungen in der Muſik und Poeſie. Beſonders dichtete er Schäferſpiele und Fiſcheridyllen, wozu ihn ſeine Umgebungen veranlaßten, da er von dem Fenſter ſeiner Kloſterzelle aus die tägliche Ausſicht auf ein nahes Fiſcherdorf hatte. Indeſſen gefiel ihm das Kloſterleben nicht lange. Er entfloh und kam unter dem Namen Johann Windfried 1784 nach Baſel und Zürich. Hier fand er durch Füßli's Verwendung als Notenſetzer in einer Druckerei Anſtellung. Salomo Geßner lernte ihn kennen, und begleitete ſeine Fiſcheridyllen mit einer Vorrede. Inzwiſchen hatte er ſich durch Verſprechungen bewegen laſſen, nach Augsburg in ein andres Kloſter zurückzukehren. Aber man hielt nicht Wort und er ergriff zum zweiten Male die Flucht und wurde von ſeinen ſchweizeriſchen Freunden gern wieder aufgenommen. Seitdem ward er Lehrer an der Cantonſchule in Aarau, und erhielt 1810 einen Ruf als Profeſſor nach Caſan, dem er gefolgt iſt, doch im Herbſte 1817 kam er wieder aus Rußland zurück. Intereſſant iſt ſein von ihm ſelbſt beſchriebenes Leben. In ſeinen Gedichten, ſagt Geßner, mahlt ſich ſein eigener Charakter; zu beſcheiden wagte er es lange nicht, ſie ſeinen Freunden zu zeigen. Aufgemuntert durch ihren Beifall, fuhr er in ſeinen Beſtrebungen fort; er beſuchte den Landmann in ſeiner Hütte oder bei ſeinen Feldarbeiten, beſuchte die angenehmſten Gegenden an Flüſſen und Bächen, und entwarf hier ſeine Gemählde. Daher das naive Detail von ſo vielen neuen, anmuthvollen kleinen Bildern; daher dieſe Wahrheit, dieſe friſche reine wahre Farbe: überall ſieht man das feinſte Gefühl für das ſittlich Schöne; überall die feinſte Bemerkung jener Schönheit der Natur.

**Bronze**, ein metalliſches Kunſtproduct, eine Compoſition, aus welcher Statuen und andere Kunſtſachen gegoſſen werden. Man nimmt dazu Kupfer und Meſſing, oder auch Zinn, Kupfer und Wismuth. **Bronzirte** Kunſtſachen, z. B. Statuen, Vaſen u. dgl. von Gips, die äußerlich das Anſehen der Bronze haben, werden dadurch hervorgebracht, daß man ſie mit fein zerriebenem Pulver von Meſſing und Kupfer überzieht; daher **bronziren**.

**Bronziren.** Dieß iſt eine Kunſt, die darin beſteht, daß man Bildſäulen, Büſten, auch anderem Geräth einen Ueberzug gibt, wodurch ſie das Anſehn erhalten, als wären ſie von Bronze. Daher bronzirt man andere Metalle, Holz, Elfenbein, Gips und Thon. Die Farben, die man dem Ueberzug gibt, ſind willkührlich. Gewöhnlich nimmt man Goldpulver dazu. Zu dem Ende reibt man eine Partie Goldſchaum mit Jungfernhonig auf einem Steine ſo lange, bis das Gold in die allerkleinſten Theilchen zermahlen iſt. Jetzt thut man dieſe Miſchung in ein Geſchirr mit Waſſer, wodurch der Honig aufgelöſt wird, und das Goldpulver endlich zu Boden fällt. Dann ſchüttet man das Waſſer ab, läßt das Pulver trocknen, und wiederholt dies Verfahren ſo lange, bis man genug hat. Man hat aber noch ein anderes Gold, womit man bronzirt: dies heißt Muſivgold, und wird auf folgende Weiſe bereitet. Man nimmt ein Pfund Zinn, ſieben Unzen gereinigten Schwefel, ein halbes Pfund laufendes Queckſilber und eben ſoviel Salmiak. Zuerſt ſchmilzt man das Zinn in einem Tiegel und thut das Queckſilber hinzu. Iſt die

Miſchung kalt, ſo pulvert man ſie, und mahlt ſie auf einem Steine mit dem Salmiak und dem Schwefel zuſammen, bis Alles eine einförmige Maſſe wird. Dieſe bringt man hierauf in eine Retorte, worauf ſich bei verſtärktem Feuer das Queckſilber mit dem Ammonium des Salmiaks verflüchtigt, und das Zinn mit dem Schwefel und der Salzſäure zu einer Art von Kalk verbunden als ein matt goldfarbenes Pulver zurückbleibt. Will man dem Ueberzug ein röthliches Anſehn geben, ſo kann man die vorige Miſchung mit etwas Mennig zuſammenreiben. Außerdem gebraucht man zum Bronziren einen beſonderen Firniß, den man aus Anima und Leinöl macht. Das letztere kocht man zu einem Pfunde und thut vier Unzen von dem gepulverten Anima unter beſtändigem Umrühren hinzu. Man kocht es ſo lange, bis es ſo dick wie Theer wird. Vor dem Gebrauch muß es noch mit etwas Cochenille verſetzt, und zugleich mit ſo viel Terpentinöl verdünnt werden, daß man es mit einem Pinſel auftragen kann. Dieſen Firniß ſtreicht man alſo zuerſt mit einem Pinſel über die ganze Oberfläche, die man bronziren will, läßt ihn dann trocknen, doch ſo, daß er noch einigermaßen klebrig bleibt. Dann wickelt man ein Stück weiches Leder um einen oder zwei Finger, taucht ſie in das Pulver, und reibt dies ſorgfältig ein; oder, was noch vorzuziehen, man breitet das Pulver mit einem weichen Haarpinſel auf dem klebrigem Ueberzuge aus. Dann bedeckt man das Ganze, um den Staub abzuhalten, und läßt es ſo trocknen. Zuletzt wird das etwa loſe Goldpulver mit einem weichen Pinſel abgekehrt. Das Bronziren des Holzes fodert einen eigenthümlichen Prozeß, der von dem Vorigen verſchieden iſt. Man nimmt berliner Blau, Schüttgelb, Umbererde, Lampenrus und Pfeifenthon. Dieſe Dinge werden einzeln mit Waſſer auf Steinen gerieben: dann miſcht man ſie in einem Geſchirr zuſammen, und zwar in ſolchen Verhältniſſen, wie die gewünſchte Farbe es fodert. Gewöhnlich nimmt man halbmal ſoviel Pfeifenthon, als von dem Uebrigen. Das Holz muß vorher polirt und mit einem gewöhnlichen Firniß, wozu man Lampenruß gethan hat, überzogen werden. Nachdem dieſer Ueberzug getrocknet iſt, trägt man erſt zu zwei verſchiedenen Malen die obige Miſchung auf. Endlich, wenn auch dieſe vollkommen trocken iſt, bringt man das Bronzepulver mit einem Pinſel darauf, reibt und polirt das Ganze, und überzieht dies hiernächſt mit einer dünnen Lage ſpaniſcher Seife. Endlich wird alles mit wollenen Lappen abgerieben. Will man Eiſen bronziren, ſo muß dies vorher ſo ſtark erhitzt werden, daß man es nicht in der Hand halten kann.

Broſſes (Charles de), erſter Präſident im Parlament von Bourgogne, war zu Dijon 1709 geboren. Da er für ein obrigkeitliches Amt beſtimmt wurde, ſo beſchäftigte er ſich mit dem Rechtsſtudium, ohne darum die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem Auge zu verlieren, für die er ſo viel Neigung gezeigt hatte. Die genaue Bekanntſchaft mit der römiſchen Geſchichte erzeugte das Verlangen in ihm, Italien zu beſuchen, welches er im Jahre 1739 bereiſete. Bei ſeiner Rückkehr gab er ſeine Briefe über den jetzigen Zuſtand der unterirdiſchen Stadt Herculanum heraus (Dijon 1750). Zehn Jahre darauf erſchien ſeine Abhandlung über den Fetiſchdienſt. Auf Buffons Einladung, der ſein Jugendfreund war, beſchäftigte ſich de Broſſes mit einer Geſchichte der Seereiſen nach Auſtralien, welche er 1756 dem Publicum übergab. Dieſes Buch iſt noch jetzt die beſte Geſchichte der Fortſchritte der Erdbeſchreibung in dem

großen Ocean. Man glaubte damals an einen ſüdlichen Continent, deſſen Nichtexiſtenz erſt durch Cook bewieſen wurde. De Broſſes hatte ihm den Namen Magellanien gegeben. Dieſem Werke folgte eine Arbeit ganz anderer Art, welche den Umfang und die Manichfaltigkeit der Kenntniſſe ihres Verfaſſers beweiſet: eine Abhandlung über die mechaniſche Bildung der Sprachen. Sie enthält bei manchen Mängeln viele neue und tiefe Unterſuchungen, geiſtreiche Hypotheſen und Anſichten; zugleich beſchäftigte ſich de Broſſes ſein ganzes Leben hindurch mit einer Arbeit, die in den Augen der Gelehrten nicht mindern Werth haben mußte. Er hatte den Entſchluß gefaßt, den Salluſt zu überſetzen und die Lücken dieſes Geſchichtſchreibers auszufüllen. Ueber ſiebenhundert Bruchſtücke des Salluſt brachte er zu dieſem Behuf zuſammen, aus denen er mit beträchtlichen Einſchaltungen die Geſchichte des ſiebenten Jahrhunderts der römiſchen Republik mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit zuſammenſetzte. Dieſes Werk von de Broſſes würde noch mehr Beifall gefunden haben, wenn das Verdienſt des Styls mit der Tiefe und dem Scharfſinne der Nachforſchungen übereingeſtimmt hätte. So ſchwierig und zeitraubend auch dieſe verſchiedenen Arbeiten waren, ſo hinderten ſie doch de Broſſes nicht, auch ſeinen Aemtern ein volles Genüge zu leiſten. Er ſtarb im Jahre 1777. Seine hinterlaſſenen Handſchriften ſind während der Revolution verloren gegangen.

Brot. Es konnte der Aufmerkſamkeit des Menſchen nicht lange entgehen, daß die mehlartigen Samenkörner für ihn eins der beſten Nahrungsmittel lieferten. Daher finden wir ihren Gebrauch zu dieſem Behufe ſchon in dem früheſten Alterthume, ſo weit die Geſchichte hinaufreicht. Der unbequeme Genuß der Körner, ſo wie ſie die Natur gab, bewog den Menſchen, auf Mittel zu ſinnen, ſich denſelben zu erleichtern. So entſtand nach vielen Verſuchen das Brot, welches noch jetzt das vornehmſte Nahrungsmittel vieler Millionen Menſchen iſt. So gemein und leicht uns die Bereitung deſſelben zu ſein ſcheint, ſo muß es doch lange gedauert haben, ehe man es in einer gewiſſen Vollkommenheit darſtellte. Man zerrieb vermuthlich erſt die Körner zwiſchen Steinen, und machte aus dem davon erhaltenen Mehle oder Schrote mit Milch und Waſſer einen Brei, oder getrocknete feſte, ſchwer verdauliche Kuchen. Nur nach vielen Verſuchen, vielleicht auch durch ein glückliches Ungefähr, kam man darauf, das mit einer gewiſſen Quantität Waſſer vermiſchte Mehl in Gährung zu ſetzen, welche die klebrige Eigenſchaft deſſelben faſt gänzlich zerſtört, den Geſchmack verbeſſert und die Maſſe fähig macht, ein lockeres, wohlſchmeckendes, leicht zu verdauendes und mithin geſundes Brot zu werden. Das Verfahren beim Brotbacken iſt folgendes: Man knetet etwas alten Teig, der durch eine ihm eigene geiſtige Gährung aufgeſchwollen und locker geworden iſt, und dadurch einen mit Säure vermiſchten, aber dabei geiſtigen Geruch bekommen hat und Sauerteig heißt, unter neuen Teig; hierdurch entſteht in dieſem in minderem Grade eine verwandte Gährung. Der ganze Teig wird lockerer; es tritt viel Luft oder Gas hinein, welches, da die Zähigkeit des Teiges ihm ſeine gänzliche Entbindung unmöglich macht, Augen, d. h. kleine Höhlen darin hervorbringt, ihn hebt und auftreibt; dieß nennt man das Gehen des Teiges. In dieſem Zuſtande wird der Teig in den Ofen gebracht, wo ſich während des Backens die in den Höhlen eingeſchloſſene Luft und die ſpirituöſe Subſtanz durch die Hitze noch mehr ausdehnt und be-

wirkt, daß das Brot lockerer und von den Maſſen, die man aus ungeſäuertem Teig erhält, ganz verſchieden iſt.

**Brot** im Abendmahl ſ. Hoſtie.

**Brotbaum**, ein Baum in Oſtindien und beſonders auf den Inſeln der Südſee (Auſtralien) von der Größe einer mittelmäßigen Eiche, deſſen Blätter anderthalb Fuß lang ſind, und einen milchichten Saft enthalten, und deſſen 20- bis 30pfündige Frucht, die **Brotfrucht**, groß, lang, mit Buckeln beſetzt und gelb von Farbe iſt (Artocarpus L.). Dieſe Frucht wird vor der Reife abgenommen, zerſchnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröſtet, nach welcher Zubereitung ſie wie Waizenbrot ſchmeckt, und von den Landesbewohnern als Brot genoſſen wird. In jedem verwachſenen Fruchtknoten ſteckt ein länglicher, oben mit einem langen Haar verſehener Same. Nicht nur das Fleiſch, ſondern auch die Samenkerne können gegeſſen werden. Letztere ſind den Kaſtanien gleich, und werden auch wie dieſe in der Aſche gebraten. Forſter fand den Geſchmack der auf dieſe Art zubereiteten Brotfrucht völlig wie die Krume von Waizenbrot mit Kartoffeln vermiſcht. Man weiß Gerichte, ja ſelbſt Leckereien aus Brotfrucht zuzubereiten. Aber nicht bloß auf die Frucht beſchränkt ſich die Nützlichkeit dieſes wohlthätigen Baumes. Das Holz, beſonders des zahmen, iſt gelblich, und dient zu allerlei Kunſtſachen. Aus dem Splint werden Zeuge verfertigt. Die Blätter geben Servietten und Tiſchtücher auf den Südſeeinſeln; man wickelt auch die Frucht darein. Der Saft, der den eingeſchnittenen Stämmen entfließt, gibt, mit Cocosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen feſten Kitt. Die trockenen Blüthenkätzchen brauchen die Otaheiter als Zunder. Die Vermehrung und Fortpflanzung des Brotbaumes geſchieht durch Samen, durch Ableger und abgeſchnittene Zweige, welche ſorgfältig gepflegt werden. 60 bis 70 Jahre dauert das Wachsthum des Brotbaums, nach dieſer Zeit ſtirbt er allmählig ab. Während ſeines Flors trägt er ſo reichlich, daß ein Menſch von drei Brotbäumen acht Monate lang leben kann.

**Brorurtheil** oder die Probe des geweihten Biſſens. S. Ordalien.

**Brotverwandlung**, ſ. Transſubſtantiation.

**Brougham** (Henry) iſt Mitglied des engliſchen Palaments, der königlichen Geſellſchaft von London, Advocat und geweſener Mitarbeiter an dem literariſchen Tageblatt the Edinburgh Review, und hat ſich beſonders in den letzten Zeiten den Ruhm eines der größten Redner der Oppoſitionspartei erworben. Vorzüglich merkwürdig wurde er in den Verhandlungen wegen der Prinzeſſin von Wallis und der zu bewilligenden Civilliſte bei der Verheirathung der Prinzeſſin Charlotte. Im Mai 1816 hielt er um die Erlaubniß an, wegen Erweiterung und Sicherheit der Preßfreiheit eine Bill vorlegen zu dürfen, gerieth aber zu gleicher Zeit in den Verdacht, der miniſteriellen Partei ſich anſchließen zu wollen, da Lord Caſtlereagh ihm mit vieler Auszeichnung begegnete. Bekannte Werke von ihm ſind: Forſchungen über die Colonialpolitik der europäiſchen Mächte, 1803. 2. B. im 8., worin er England auffodert, Frankreich zu der Wiedereroberung von Domingo beizuſtehen. — Ueber den Zuſtand der Nation. Mehrere Ausgaben in 8. — nebſt mehrern im Parlament gehaltenen und gedruckten Reden, und manchen Entdeckungen im Gebiete der Phyſik, welche ſeine Lieblingsbeſchäftigung iſt.

**Brouſſonet** (Pierre-Marie-Auguſte), ein berühmter Arzt und

Naturforſcher, geboren zu Montpellier 1761. Achtzehn Jahre alt, promovirte er bereits mit größter Auszeichnung. Seine Diſſertation: Variae positiones circa respirationem, iſt mehrmals wieder gedruckt worden. Die Naturgeſchichte beſchäftigte ihn hauptſächlich, namentlich die Zoologie, für die er ſelbſt einige Reiſen unternahm, und in welcher er zuerſt in Frankreich das Linnéiſche Syſtem einführte. Er machte damit den erſten Verſuch in einem Werke über die Fiſche, das er in England anfing, und von dem leider nur ein Heft erſchienen iſt: Ichthyologiae decas Ia. Londini 1782. Nach drei Jahren kehrte er nach Paris zurück, wo ihn Daubenton, obgleich ein Gegner Linné's, zu ſeinem Subſtituten am Collège de France und 1784 zu ſeinem Adjunct in der Thierarzneiſchule ernennen ließ. Brouſſonnet übergab indeß der Akademie mehrere intereſſante Memoiren, und ward Mitglied derſelben. Im Jahre 1785 ernannte ihn der Intendant von Paris, Berthier de Sauvigni, zum Secretär der pariſer Ackerbaugeſellſchaft, welche dadurch einen neuen Schwung bekam. Außer den Arbeiten für dieſe Geſellſchaft gab Brouſſonnet das für den Landmann ſo nützliche L'année rurale ou Calendrier à l'usage des cultivateurs heraus. Auf ſeinen Betrieb wurden die erſte Merinoherde aus Spanien, und aus der Levante Angoraziegen nach Frankreich gebracht. Neben dieſen mannichfaltigen Geſchäften fand er noch Zeit, Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Reiſen im Norden zu überſetzen. Bis hieher war ſein Leben ruhig und glücklich geweſen; auch ihn ſollte die Revolution darin ſtören. Im Jahre 1789 ward er zum Wahlcollegium von Paris gerufen; bei Eröffnung der Ständeverſammlung verlas er nach der von Necker geſprochenen Rede den Bericht über den Zuſtand Frankreichs, welchen dieſer Miniſter den Deputirten der Nation erſtattete; am 14ten Juli ward er, wie alle Wahlherren, beauftragt, den alten Magiſtrat einſtweilen zu erſetzen; und an demſelben Tage, wo er ſeinen Platz auf dem Stadthauſe einnahm, mußte er den Intendanten von Paris, ſeinen alten Freund und Beſchützer, vor ſeinen Augen erwürgen ſehen. Im geſetzgebenden Körper machte er ſich wenig bemerklich und nach Eröffnung des Convents zog er ſich nach Montpellier zurück, wo er nach dem 31ſten Mai als ein Girondiſt und deſignirtes Mitglied des Inſurrectionsconvents, welcher zu Bourges verſammelt werden ſollte, arretirt wurde. Brouſſonnet entkam, rettete ſich über die Pyrenäen, und langte von allem entblößt zu Madrid an, wo die Botaniker Ortega und Cavanilles ihn hülfreich aufnahmen, die emigirten Royaliſten aber vertreiben ließen. Joſeph Banks, der ſeines Freundes Zuſtand erfuhr, ſchickte ihm großmüthig einen Creditbrief von 1000 Louis'dor, mit welchem Brouſſonnet auf einem engliſchen Schiffe nach Indien gehen wollte. Ein Sturm zwang das Schiff, in den Hafen von Liſſabon einzulaufen. Ungeachtet des Anſehns des Herzogs von Foens, der ihn verborgen hielt, trieben ihn neue Verfolgungen aus dieſem Aſyl. Er durchirrte Algarvien und Andaluſien, und ging endlich unter dem Namen des Arztes des americaniſchen Geſandten zu Marocco nach Africa über. Hier nahm er ſeine botaniſchen Studien wieder vor; mehrere Sammlungen ſandte er von hier an Banks. Nachdem er von der Emigrantenliſte geſtrichen worden und nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er zum Conſul zu Mobagor und zum Reiſenden des Inſtituts ernannt, deſſen Mitglieder, den Statuten zuwider, trotz ſeiner Abweſenheit geblieben war. Er ging mit ſeiner Familie als Conſul nach den canariſchen Inſeln, und verwaltete daſſelbe Amt auf dem Cap, als der Miniſter Chaptal, ſein Verwandter, ihn zum Profeſſor der Bota-

niß zu Montpellier ernannte. Dieſem Lehramte ſtand er auf das ehrenvollſte vor. Im Jahre 1805 ward er Mitglied des geſetzgebenden Körpers, aber ſchon im Juli 1807 ſtarb er in Folge eines Falles, der die pſychologiſch merkwürdige Wirkung bei ihm hervorgebracht, daß er alle Namen und Subſtantiva vergeſſen hatte; die Adjectiva hingegen boten ſich ihm leicht und in Menge dar, und mit Hülfe ihrer bezeichnete er die Gegenſtände. Er hat Handſchriften von großem Werthe hinterlaſſen.

Brown (John), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Lehre in der Medicin, wurde 1735 oder 36 zu Buncle in der Grafſchaft Berwick in Schottland geboren. Früh ſchon zeigte er ungewöhnliche Talente, weßwegen ihn ſeine Aeltern, die von geringem Stande waren, von einem Weber bei welchem er die Lehrjahre aushalten ſollte, wieder wegnahmen und ſtudiren laſſen wollten. Er kam daher ungefähr in ſeinem ſechzehnten Jahre nach dem Städtchen Dunſe auf die lateiniſche Schule, wo er ſeinen Studien mit außerordentlichem Fleiße oblag, und alle ſeine Mitſchüler übertraf. Um dieſe Zeit machte er ſeine erſte Fußreiſe von funfzehn engliſchen Meilen. Bei dieſer ſowohl als bei mehreren folgenden Fußreiſen pflegte er nicht auf der Landſtraße zu bleiben, ſondern durchſtrich die Wälder und faßte dabei alle Naturgegenſtände genau ins Auge. In der Erntezeit verdung er ſich als Schnitter, um ſich dadurch die zu ſeinem Studiren nöthigen Mittel zu verſchaffen. Durch ſeinen anhaltenden Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit erwarb er ſich die Stelle eines Unterlehrers an der Schule. Damals ging ſein Plan dahin, mit der Zeit Religionslehrer der Separatiſten zu werden, zu deren Secte ſeine Aeltern und auch er ſich hielten, und deren vornehmſte Glieder die Veranlaſſung gegeben hatten, daß er auf die Schule kam. Einſtmals beſuchte er aber die Dunſer Pfarrkirche und wartete den Gottesdienſt in derſelben ab. Darüber fiel er bei den Separatiſten in Ungnade. Er trennte ſich von ihnen und ging zur herrſchenden Kirche über. Um den ſchon lang genährten Wunſch, Medicin zu ſtudiren, in Ausübung zu bringen, ging er endlich nach Edinburgh zurück, ſuchte ſich durch Ueberſetzung, auch wohl Verfertigung der Inauguraldiſputationen für die Studenten und durch Unterricht in der lateiniſchen Sprache ſeinen Lebensunterhalt zu verſchaffen, und beſuchte zugleich die mediciniſchen Vorleſungen, welche er alle frei bekam. Hier ging es ihm eine geraume Zeit ganz wohl. Im Jahre 1765 verheirathete er ſich, und nahm Studenten in die Koſt, um den erfoderlichen größern Aufwand ſeines Hauſes beſtreiten zu können. Im Anfang entſprach auch der Erfolg ſeiner Erwartung, allein er lebte auf einem zu großen Fuße, und machte nach einigen Jahren Banquerott. Die mediciniſchen Vorleſungen beſuchte er dabei zehn bis elf Jahre lang unausgeſetzt. Bei dem berühmten Profeſſor Cullen ſtand er im Anfang ſehr gut. Dieſer übertrug ihm den Privatunterricht in ſeiner Familie, empfahl und unterſtützte ihn auf alle Art, und gab ihm in der Folge ſogar die Erlaubniß, Abendvorleſungen zu halten, und in dieſen ſeine eigenen Morgenvorleſungen zu wiederholen, wozu er ihm ſelbſt ſeine Hefte anvertraute. Nach und nach entſtanden jedoch zwiſchen beiden Männern Mißhelligkeiten, die endlich zu offenbarer Feindſchaft führten. Die Urſachen von dieſer Veränderung ſind nicht ganz deutlich; nur ſo viel weiß man, daß Brown ſich von Cullens mächtigem Einfluſſe eine einträgliche mediciniſche Stelle verſprach, und in ſeiner Hoffnung getäuſcht wurde. Bald nach dieſem gänzlichen Bruch mit Cullen trat Brown mit ſeiner neuen Theorie der Heilkunde hervor, und gab im J. 1779 ſeine Elementa medicinae heraus, worüber er auch

Vorleſungen hielt. Er gerieth darüber bald mit allen Lehrern der Medicin in Edinburgh in Feindſchaft, zumal da die mitunter freie Aufführung ſeiner Anhänger unter den Studenten, ſo wie der anmaßende und beleidigende Ton, in welchem er von ſich und Andern ſprach, machten, daß das Syſtem nebſt ſeinem Urheber in ſchlechtem Rufe ſtand. — Zwei Mal wurde Brown zum Präſidenten der medicíniſchen Geſellſchaft gewählt, im Jahre 1776 und 1780. In St. Andrews, einer Univerſität in Schottland, wohin er unter Begleitung vieler Freunde ging, nahm er die Doctorwürde an. In den Jahren 1782 und 83 wurden die Profeſſoren und alle Aerzte in Edinburgh mit harten Angriffen von Browns Anhängern ſo gereizt, daß die dadurch angeregten Streitigkeiten nicht ſelten in Duelle übergingen, und die mediciniſche Societät zu dem Geſetze veranlaßt wurde, daß jedes Mitglied, welches wegen eines in ihren Debatten gebrauchten Ausdrucks ein anderes herausfodern würde, aus der Geſellſchaft geſtoßen werden ſollte. Die Erbitterung beider Parteien dauerte deſſen ungeachtet fort, Brown ſprach von der Gelehrſamkeit, den Talenten und dem Syſtem der mediciniſchen Profeſſoren nur mit der größten Verachtung. Dagegen ſollten auch die Studenten nicht einmal in ihren Diſſertationen Stellen aus Browns Schriften anführen. Im J. 1784 ſtiftete er, um ſich Proſelyten zu machen, die Freimaurergeſellſchaft, die Loge zum römiſchen Adler genannt. In ſeinen Vorleſungen war er gemeiniglich ſehr lebhaft, und gerieth oft in großes Feuer. Von einer ſolchen Stimmung ſchreibt ſich ſein Ausruf des bekannten, nachher oft als Machtſpruch citirten: Opium mehercle! non sedat!„ her. Bisweilen, wenn er ſich mit vieler Anſtrengung beſtrebte, ſeinen Zuhörern die Grundſätze ſeiner Theorie recht lebhaft vorzuſtellen und hierauf ſich matt fühlte, pflegte er ſich dadurch wieder zu ermuntern, daß er von einer zur Seite habenden Flaſche Rum und Laudanum gleich vor Anfang ſeiner Vorleſung 40 bis 50 Tropfen des letztern in einem Glaſe Branntwein nahm, und dieſe Gabe 4 bis 5 Mal während der Vorleſung wiederholte. Hierdurch in Feuer und Flammen geſetzt, wurde ſeine Imagination bis zum Wahnſinn erhöht, ſeine Geſundheit aber gänzlich untergraben. Sein Eifer in ſeinen Vorleſungen hielt nicht lange an, und in eben dem Verhältniſſe wurden auch ſeine Schüler ſaumſeliger. Nach und nach kam er ſo ſehr in Verfall, daß er Schulden wegen ins Gefängniß geſetzt wurde, wo jedoch ſeine Schüler ſeine Vorleſungen noch beſuchten. Im Jahre 1786 verließ er Edinburgh und zog nach London; es ging aber dort nicht beſſer mit ihm. Vorleſungen über ſein Syſtem wurden zwar von ihm angekündigt, kamen aber nicht zu Stande. Im Jahre 1787 gab er ſeine Bemerkungen über die alten Syſteme der Phyſik heraus. Er lebte nach ſeiner gewohnten Weiſe fort. Seine Freunde zogen ſich immer mehr zurück; man konnte in ſeiner gegenwärtigen Lage immer weniger mit ihm verkehren. Er ſprach mit der lebhafteſten Gewißheit von dem Triumphe, den ſein Syſtem endlich erhalten würde: aber er ſelbſt that wenig dabei. Am 7. des Octob. 1788, ungefähr in ſeinem 52. Jahre, ſtarb er in der Nacht am Schlagfluß, nachdem er den Abend vorher noch eine reichliche Gabe Opium zu ſich genommen hatte. Edinburgh nahm ſich der hinterlaſſenen Familie an. Die Grundzüge ſeines Syſtems ſind im Artikel: Erregungstheorie; dargeſtellt. Wie jede neue Theorie, zumal wenn ſie der bisher gangbaren einen gänzlichen Umſturz droht, großen Widerſpruch findet, ſo ging es auch der Browſchen Lehre. Doch vereinigten ſich bei dieſer noch mehrere Umſtände, um ihr, wenigſtens bei dem ſchon gebildeten Theile der Aerzte, in England den Eingang zu erſchweren.

Dieſe waren der üble Ruf, in welchem der Urheber in ſeinem Vaterlande ſtand, ſeine Feindſchaft mit Cullen, Monro, Duncan u. A. m., von deren Urtheil das ärztliche Publikum geleitet wurde, ſeine unordentliche Lebensart; ferner die Verworrenheit ſeines Styls, ſo wie das ſchwerfällige Latein ſeiner erſten Schrift. Seine Anhänger beſtanden jedoch größtentheils nur aus ſeinen eigenen Schülern. Außerhalb England fing das Brownſche Syſtem zuerſt in Italien an, allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen, beſonders als von Maſſini und Moscati eine eigene Auflage der Brownſchen Elemente 1782 veranſtaltet wurde, und Raſori in Pavia eine Ueberſetzung der Bemerkungen ꝛc. herausgab. In Deutſchland kam erſt 1794 dieſes Syſtem unter den Aerzten in Umlauf. Weikard war der erſte Arzt in Deutſchland, der es mit Enthuſiasmus anpries und in ſeinem ganzen Umfange vertheidigte. Seine übertriebenen Lobeserhebungen, ſeine Ausfälle auf die bisherigen medicinischen Lehren, ſeine Verachtung der feinern Anatomie u. ſ. w. verſchaften zwar dem Brownſchen Syſteme viele Anhänger, beſonders unter den Studenten und noch ungebildeten Aerzten, ſelbſt unter den mediciniſchen Dilettanten im Publicum; allein er erregte auch zuerſt den Kampf zwiſchen den Brownianern und den Gegnern derſelben, welcher in der Folge mit einer Art geführt wurde, welche den Wiſſenſchaften weder Ehre noch Gewinn brachte. Wie aus den Veränderungen des Brownſchen Syſtems durch die Bearbeitung der deutſchen Aerzte die ſogenannte Erregungstheorie entſtand, und endlich ſelbſt dieſe wieder durch die neue Naturphiloſophie verdrängt worden iſt, darüber ſ. die Art. Naturphiloſophie, Erregungstheorie und den Schluß des Art. Arzneikunde. H.

Browne (Maximilian Ulyſſes, Graf von) k. k. Generalfeldmarſchall, geboren zu Baſel den 24ſten October 1705. Sein Vater Ulyſſes von Browne, geb. 1659, ging im April 1690 mit ſeinem jüngern Bruder, Georg, unter König Jacob II. aus Irland, ward kaiſerl. Oberſter, und ſtarb 1721. Maxim. Ulyſſes diente von Jugend auf bei der kaiſerl. Armee, zeichnete ſich im italieniſchen Kriege, beſonders in den Schlachten bei Parma und Guaſtalla aus, und wurde 1739 Feldmarſchallieutenant und Beiſitzer des Hofgerichts. In den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen beförderte er das Intereſſe Maria Thereſiens mit Einſicht und Eifer, und gewann unter andern den 15. Juni 1746 gegen die Franzoſen die berühmte Schlacht von Piacenza, nahm den Paß von Bocchetta ein, und machte ſich zum Meiſter von Siebenbürgen. Im J. 1752 erhielt er das Gouvernement der Stadt Prag, ſammt der Oberbefehlshaberſtelle über alle Kriegsvölker in Böhmen, u. 1756 wurde er Feldmarſchall des kaiſerl. Heeres, eben zu der Zeit, als König Friedrich II. durch Sachſen nach Böhmen zog. Browne vereitelte die Plane des Königs durch die Schlacht bei Lowoſitz, und trat ſieben Tage nach derſelben jenen berühmten Marſch nach Sachſen an, um die zwiſchen Pirna und den Königſtein eingeſchloſſenen ſächſiſchen Kriegsvölker zu befreien; ein Unternehmen, welches des größten Feldherrn alter und neuer Zeiten würdig geweſen wäre. Er drängte die Preußen bald darauf ganz aus Böhmen hinaus, wofür er mit dem goldnen Vließ belohnt wurde. Als Friedrich mit ſeiner ganzen Macht von neuem in Böhmen eingedrungen war, lieferte er am 7. Mai 1757 die berühmte Schlacht bei Prag. Browne mußte das Schlachtfeld räumen; er wurde tödtlich verwundet nach Prag gebracht u. ſt. den 26. Juni 1757 mit dem Ruhme, daß er nicht bloß ein großer

Feldherr, ſondern auch ein Eingeweihter in der Politik und ein geſchickter Unterhändler geweſen. Friedrich II. nannte ihn ſeinen Lehrer.

Bruce (James), wurde im Jahre 1730 in Kinnaird in Schottland geb. und in der Nachbarſchaft von London erzogen. Er erregte ſchon früh große Hoffnungen. Nach Vollendung ſeiner Studien war er anfangs willens, ſich als Rechtsgelehrter in Schottland niederzulaſſen, gab aber nachher dieſen Plan auf, und kam in ſeinem 23. Jahre nach London, wo er als Schreiber in Indien angeſtellt zu werden hoffte. Hier aber lernte er die Tochter eines Kaufmanns kennen, und zog bald den aſiatiſchen Reichthümern häusliche Freuden vor. Allein ſie waren von kurzer Dauer; ſeine Frau ſtarb im erſten Jahre ihrer Ehe zu Paris, wohin er ſie des mildern Clima's wegen gebracht hatte. Seit dieſer Begebenheit verlor er allen Geſchmack an Geſchäften, und ſuchte ſich nur in der Abſicht, eine Reiſe auf dem feſten Lande zu unternehmen, im Zeichnen und in ſeiner Kenntniß fremder Sprachen zu vervollkommnen. Im J. 1757 beſuchte er Portugal, Spanien, Frankreich und die Niederlande, und trat ein Jahr darauf, nach dem Tode ſeines Vaters, die väterlichen Güter an. Im J. 1761 empfahl ihm Lord Halifax eine Stelle als Conſul in Algier, wobei er Gelegenheit haben würde, Afrika unter dem Schutze dieſes öffentlichen Charakters bereiſen zu können. Bruce nahm dieſe Vorſchläge an, verließ England im Juni 1762, und hielt ſich im Laufe deſſelben Jahres und einen Theil des darauf folgenden in Italien auf, um daſelbſt die herrlichen Denkmähler des Alterthums kennen zu lernen. Der Zeitraum, den Bruce als Conſul in Algier verlebte, war durch große Schwierigkeiten und Gefahren bezeichnet. Nach mehreren Reiſen, ſowohl in das Innere von Afrika, als an den mittelländiſchen Küſten, ging er im J. 1767 nach Aſien über, beſuchte Balbec und Palmyra, und kehrte kränklich nach Aleppo zurück. Hier machte er ſich beſonders mit den Heilkräften der Natur bekannt, da ein Arzt in jenen Gegenden, die er zu bereiſen ſich vorgenommen hatte, in vorzüglicher Achtung ſteht; er verließ Aleppo im Frühling 1768 und nahm ſeinen Weg durch Aegypten nach Cairo, wo er ſich gegen Ende deſſelben Jahres einſchiffte, um dem Laufe des Nils hinaufwärts zu folgen. Er kam jedoch zu Waſſer nicht weiter als Syene, kehrte nach Kenne zurück und benutzte eine Caravane bis Kaſſeir am rothen Meere, von wo aus er an Arabiens Küſte bis Jedda ſegelte, welches der zum Sammelplatz der Waaren aus Indien für Mecca und die benachbarten Länder beſtimmte Hafen iſt. Hier hielt er ſich einige Zeit auf, ſteuerte dann an der Küſte hin bis zu der Meerenge am Ende des rothen Meers, und kehrte im September 1769 nach Maſnah zurück, einer kleinen Inſel an der afrikaniſchen Küſte des rothen Meeres nahe an Abyſſinien. Von Mühe und Gefahren umringt drang er bis Gondar, Abyſſiniens Hauptſtadt, vor, wo er ſich in dem Schooße des wildeſten Volks befand, das er noch geſehn hatte. Es hatten ſich erſt kürzlich in dieſem Lande die Blattern verbreitet, und die fürchterlichen Wirkungen dieſer Krankheit verſchafften Bruce durch Anwendung der europäiſchen Behandlungsart ſowohl bei Hofe als beim Volke großes Anſehn. Er blieb über 3 Jahren in Abyſſinien, beſuchte die Quellen des Nils und brachte ein ganzes Jahr damit zu, ſeine Reiſe nördlich durch Nubien und die ungeheuren Wüſten, welche dieſes Land von Aegypten trennen, nach Alexandrien forzuſetzen, das er im Mai 1773 erreichte. Nach einer Abweſenheit von fünf Jahren kehrte er nach Schottland zurück, heirathete zum zweiten Mal, und ſchien ſich allen literariſchen Arbeiten entzogen zu haben, als ihn der Tod ſeiner Gattin 1785 Troſt für

ſeinen Verluſt in der Erinnerung ſeiner vormaligen Unternehmungen und der Beſchreibung jener Länder zu ſuchen zwang, die er durchwandert hatte. Er ſetzte einen Bericht derſelben auf, und übergab ihn dem Publicum in fünf Quartbänden im Jahre 1790. Vier Jahre nachher endete ein Sturz von einer Treppe ſein Leben. Bruce war groß und ſtark gebaut, und von einnehmender Bildung. Sein kraftvoller Körper ertrug Anſtrengungen und Entbehrungen ohne Mühe; kühn in ſeinen Unternehmungen, gewandt in allen körperlichen Uebungen, ruhmbegierig und eitel, brauſete ſein heftiges Gemüth leicht in Zorn und Argwohn auf; mit Kenntniſſen mancherlei Art, mehrern neuern und ältern Sprachen ausgerüſtet, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, unbeſtechlichen Blick, der den Mann von tieferm Gehalte verkündigt. Seine ungegründeten Hypotheſen, daß Aethiopien der Sitz der älteſten Aufklärung, daß die Falaſha, Agaos und Bewohner vom Amhara und Gafat urſprünglich Abkömmlinge aus Paläſtina wären: ſeine Theorien über den Urſprung der Künſte, Wiſſenſchaften und der Handlung: ſeine Erzählungen von der Erbauung von Axum, Meroe und Theben und der alten Geſchichte Abyſſiniens ſcheinen des gelehrten Hartmann Urtheil im Edriſi zu rechtfertigen, daß Bruce bei vielen merkwürdigen Berichten häufig auch Lügen für Wahrheit gibt, ſich oft widerſpricht und den Schein von Kenntniſſen annimmt, die ihm doch fehlen, ſo daß ſein Werk nur mit großer Vorſicht gebraucht werden könne.

**Bruce** (Michel), der die Hauptrolle in der berühmten Befreiungsgeſchichte Lavalette's ſpielte, iſt der Sohn eines Handelsmanns in London. Von früher Jugend an den Studien ergeben, wußte er bald den zufälligen Werth des Reichthums durch Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Bildung in Schatten zu ſetzen. Aber alle ſeine Reiſen und Erfahrungen waren nicht im Stande, einen gewiſſen Hang nach romanhafter Exaltation in ihm zu ertödten. Als Jüngling ſchon trat er eine große Reiſe durch den Orient, Syrien, Judäa ꝛc. an, deren Reſultate er in Gemeinſchaft mit einer Landsmännin, welche ihn überall muthig begleitete, herausgegeben. So kam er in ſeinem 25. J. (1815) nach Paris, ſeine Erfahrung, Bildung und Kenntniſſe in den orientaliſchen Sprachen, verbunden mit einem angenehmen Aeußern, zogen ihm allgemeine Bewunderung und Liebe zu, wofür ſein jugendliches Herz keineswegs unempfindlich ſchien. Stets auf der Seite der Oppoſition ſeines Vaterlandes, hatte er das lebhafteſte Gefühl für eine vernünftige Freiheit. Eine, nur aus ſeinem Hang zur Schwärmerei begreifliche Ideenaſſociation riß ihn hin, in Ney und Conſorten die Repräſentanten und Märtyrer dieſer Freiheit zu erblicken, und ſo bei jener berüchtigten Befreiung von Lavalette die gefährliche Hauptrolle zu ſpielen. Er büßte dafür drei Monate im Gefängniß zu Paris mit ſeinen beiden Gefährten Wilſon und Hutchinſon und kehrte dann nach England zurück.

**Bruch** (medicin.), 1. Hernia, eine Krankheit bei Menſchen und Thieren, da aus irgend einer Höhlung des Körpers ein Theil der darin enthaltenen Eingeweide heraustritt. Die gewöhnlichſten Brüche kommen am Unterleibe vor, wenn ein Theil der Gedärme und des Netzes durch eine Erſchütterung oder Anſtrengung des Körpers aus ſeiner Lage gebracht wird und ſich abwärts ſenkt, die innere Bauchhaut (peritonaeum) vor ſich her, und nach außen durchdrängt, und mit der äußern Haut eine Geſchwulſt bildet, die anfangs klein iſt, in der Folge aber immer größer wird, je mehr von den Gedärmen ſich durchdrängt. Man benennt die Brüche des Unterleibes verſchieden, theils nach dem Orte, als Leiſtenbruch, in den Dünnen, welcher durch den ſogenannten Bauch-

ring heraustritt; Schenkelbruch, der an der innern Seite des Schenkels hervortritt; Nabelbruch, wo die Theile durch die nicht geſchloſſene Nabelöffnung ſich hervordrängen; theils nach dem, was ſie enthalten, entweder Darmbruch, Netzbruch, Windbruch. Der Leiſtenbruch kommt am öfterſten vor. Man wird anfangs bloß eine kleine Geſchwulſt, von der Größe einer Haſelnuß, meiſtens nach irgend einer Anſtrengung oder Erſchütterung, in den Weichen gewahr, die zuweilen von ſelbſt, oder doch jedesmal im Liegen bei gelindem Drucke wieder verſchwindet, aber immer wiederkömmt und immer größer wird. Die vorbereitenden Urſachen ſind Erſchlaffung und Schwäche der äußern Haut und der Bauchmuskeln, daher auch Brüche jetzt viel häufiger ſind, als ehedem. Heftiger Huſten, Fallen, Sprünge u. ſ. w. ſelbſt Blähungen und bei Kindern heftiges Schreien, können Veranlaſſung dazu geben. Der angeborne Bruch kömmt auch öfters bei Kindern, beſonders bei Knäbchen vor, die ihn gleich bei der Geburt an ſich haben. Der Waſſerbruch gehört nur der Benennung wegen hierher, indem es bloß eine Anhäufung wäßriger Feuchtigkeiten in der Scheidenhaut eines Teſtikels oder des Samenſtranges iſt, und auch bei Kindern oft vorkommt. Jeder Bruch iſt ein beſchwerlicher Zufall, und kann, wenn er vernachläſſigt wird und ſich entzündet, wozu Einklemmung deſſelben, wenn er nicht wieder zurückgeht und hartnäckige Verſtopfung des Stuhlgangs verurſacht, oft Veranlaſſung giebt, gar bald den Tod verurſachen. Das beſte Mittel, ſich vor Gefahr zu ſchützen, iſt, den Bruch ſobald als möglich wieder zurückzubringen und ein Bruchband zu tragen, welches ihn verhindert, ſich wieder herauszudrängen. Man hat auch den Hirnbruch bei Kindern, wo das Gehirn ſich vordrängt; den Magenbruch in der Magengegend. 2. Knochenbruch, Verletzung des Zuſammenhangs der Knochen. Oefter trifft es die Röhrenknochen, daher Armbrüche und Beinbrüche am häufigſten vorkommen. Zur Heilung dieſer Brüche gehört, daß die Theile zuvörderſt wieder in die richtige Lage gebracht, was bei den langen Knochen durch Ausdehnung des Gliedes geſchieht, und dann durch Binden und Schienen ſo lange darin erhalten werden, bis der aus den Bruch-Enden ausſchwitzende und ſie wieder verbindende Knochenſaft (callus) verhärtet iſt. H.

**Brücke.** Was Brücken ſind, weiß ein Jeder. Wir wollen hier einige hiſtoriſche Nachrichten über die Brücken der Alten mit Berichten über die neueſten Prachtbrücken in England verbinden, ohne uns in Erörterungen einzulaſſen, welche den höheren Baukünſtler allein intereſſiren würden. Es iſt gefragt worden, ob die Alten Bogenbrücken gehabt, oder ob die Letztern aus bloßen geradlinigen Verbindungen zuſammengeſetzt geweſen ſeien. Es läßt ſich nun nicht läugnen, daß die Griechen ſchon Gewölbe und Dome kannten: denn das Wort Tholos bedeutet zuverläſſig einen Dom, oder ein Zimmer mit einer Kuppel, und ſo hieß deßwegen der Speiſeſaal, worin die Prytanen ſchmauſten. So ſieht man wirklich noch Bogen und Gewölbe in den Ueberreſten der alten griechiſchen und römiſchen Baukunſt, und die herrlichen Waſſerleitungen, beſonders im ſüdlichen Frankreich, beweiſen, daß die Römer allerdings in Gewölben zu bauen verſtanden. In den neueſten Zeiten hat man beſonders in England die Pollhamiſche Theorie der Brückenwölbung auf das glücklichſte ausgeführt. Smeaton, Telford, Darby, Paine und Walker ſind die größten Brückenbaumeiſter in England. Die neueſten und berühmteſten Brücken, die ſelbſt die eiſernen übertreffen, ſind: die Vauxhallbrücke, die Southwarksbrücke und die Waterloobrücke. Die Bogen dieſer Brücken ſind durchgehends nach der Kettenlinie ge-

wölbt. An Solidität übertrifft die Waterloobrücke alle übrigen. Sie beſteht aus neun Bogen, von denen jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Brückenpfeiler 20 Fuß dick, von großen Granitblöcken aufgeführt. Die obern Zwiſchenräume der Bogen ſind zum Theil mit Mauerſteinen, zum Theil mit Erde, oder Sand ausgefüllt. Die Brückenſtraße iſt 28 Fuß breit, und hat noch an jeder Seite einen Weg für die Fußgänger von ſieben Fuß Breite. Dieſe Brücke wird in jeder Rückſicht als ein Triumph der neueren Baukunſt angeſehn.

Brückenbrüder, ſ. Brüderſchaften.

Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes nannte ſich eine Geſellſchaft von Separatiſten, die im 13. Jahrh. am Rheine aufkamen, weil nach bibliſchen Stellen, die ſie mißverſtanden Chriſten keinem Geſetze mehr unterthan und zur Freiheit der Kinder Gottes gelangt wären. Dieſe Freiheit ſuchten ſie in der Abſonderung vom herrſchenden Kirchenthume, hielten allen äußern Gottesdienſt für überflüſſig und geriethen dabei auf Schwärmereien, womit ſie die Wahrheiten des Chriſtenthums wunderlich vermengten. Pantheiſtiſche Phantaſien miſchten ſie in den Glauben; durch den Dünkel ſittlicher Vollkommenheit verwirrten ſie die Moral, und weil ſie ſich einbildeten, alle ſinnlichen Triebe erſticken und jeder Verſuchung Trotz bieten zu können, arteten ihre Tugendproben (z. B. gänzliche Entkleidungen im Umgange beider Geſchlechter, unſchickliche Vertraulichkeiten) bald in ſchamloſe Unzucht aus, die ihnen den Spottnamen Schweſtrones zuzog; einige ſollen ſogar ihre Laſter mit der Behauptung, daß körperliche Handlungen die Seele nichts angingen, beſchönigt haben. Die Synoden zu Cölln 1306 und zu Trier 1310 beſchloſſen ihren Untergang und in den Verfolgungen, die nun über ſie ergingen, wurden ſie theils bekehrt, theils getödtet oder zerſtreut. Ihre Reſte verloren ſich unter den Begharden und ſcheinen zum Theil nach Böhmen gekommen zu ſein, wo man während der Huſſitiſchen Unruhen ähnliche Separatiſten entdeckte. Vergl. den Art. Adamiten.

Brüdergemeinde (evangeliſche) oder Brüderunität läßt ſich die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgeſellſchaft am liebſten nennen. Sie entſtand aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmiſchen oder mähriſchen Brüder (ſ. d. Art. Böhmiſche Brüder), welche ſich im Jahre 1722 unter Begünſtigung des Grafen Zinzendorf auf dem Gebiete ſeines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlauſitz, an der Mittagsſeite des Hutberges, anbauten, und ihre Colonie Herrnhut nannten. Erſt als mehrere nachgekommene böhmiſche und mähriſche Exulanten den Ort vergrößerten, und die Verſchiedenheit der Coloniſten in ihren Religionsbegriffen das Bedürfniß einer gemeinſchaftlichen Uebereinkunft über feſte Regeln des Glaubens und Lebens fühlbar machten, wurden, unter Leitung des ſchon früher von der Idee einer Gemeinde nach dem Muſter der erſten apoſtoliſchen eingenommenen Grafen Zinzendorf, gewiſſe Vereinigungspuncte feſtgeſetzt, in denen man die Unterſcheidungslehren der verſchiedenen proteſtantiſchen Confeſſionen, deren Verwandte ſich hier verſammelt hatten, unberührt ließ, nur die Grundwahrheiten des Chriſtenthums als Glaubensartikel annahm, und eine nach den Satzungen der alten mähriſchen Brüderkirche geregelte Verfaſſung und Kirchenzucht einführte. Unter dem Namen eines freiwilligen Einverſtändniſſes nahmen alle Einwohner Herrnhuts 1727 dieſe Statuten an, und bildeten ſo den erſten Stamm der Brüdergemeinde, als deren Stifter der von nun an ganz für ſie lebende Zinzendorf (ſ. d. Art.) anzuſehen iſt. Die

Nachkommen jener Exulanten, denen bald durch landesherrliche Verbote unterſagt wurde, noch mehrere ihres Gleichen aus Böhmen und Mähren aufzunehmen, machen, wie leicht begreiflich, nur den kleinſten Theil dieſer jetzt ſo zahlreichen Gemeinde aus. Um daher den verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern und die Einigkeit zu erhalten, finden bei den Herrnhutern drei Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der mähriſche, zu dem die von jenen Exulanten abſtammenden, und alle, weder aus der lutheriſchen noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören, der lutheriſche und der reformirte. Kinder folgen jederzeit dem Tropus ihrer Aeltern, und der Uebertritt von einem zum andern iſt weder erlaubt noch nöthig, da die Verſchiedenheit dieſer Tropen im Innern der Gemeinde verſchwindet, und alle Glieder in den Lieblingsvorſtellungen und Ausdrücken ihres religiöſen Gefühls, der als ein Erbtheil der eigenthümlichen Sinnesart des Stifters auf die Gemeinde übergegangen ſind, und in der Unterwürfigkeit gegen ihre Verfaſſung und Kinderzucht mit einander übereinſtimmen. Doch wollen ſie keinesweges für eine beſondere Religionspartei gehalten ſein, ſondern ſetzen ihr Eigenthümliches nur in eine genauere Verbindung zur Gottſeligkeit, und haben, obwohl Zinzendorfs und Spangenbergs Schriften bei ihnen in großem Anſehn ſtehen, keinen eigenen, durch beſondere ſymboliſche Bücher fixirten Lehrbegriff. Vielmehr erklärten ſie ſich, wo die Regierungen darnach fragten, ausdrücklich für Verwandte der augsburgiſchen Confeſſion, und wurden auch in mehreren Staaten dafür anerkannt. Weil indeß jene bekannten, oft nur zu ſehr ins Sinnliche hinüberſpielenden, aber jetzt durch einen beſſern Geſchmack zum Theil antiquirten Religionsvorſtellungen und Bilder unter ihnen eher im Schwange gingen, als ſie an eine zuſammenhängende Darſtellung ihrer Glaubenslehre gedacht hatten; ſo nahm auch dieſe nach und nach eine eigenthümliche Geſtalt an, welche ſich von dem Lehrbegriffe der proteſtantiſchen Kirchen merklich unterſcheidet. Der Hauptcharakter ihrer religiöſen Anſicht beſteht darin, daß ſie die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verſtandes betrachten, und, in ſo fern ſie ſubjective Ueberzeugung wird, für ein gläubiges Ergreifen der evangeliſchen Wahrheit erklären, dabei aber beſonders an gewiſſen ſelbſt erfundenen Wahrheiten und den Bildern hängen, in welche das neue Teſtament die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum einkleidet; beſonders halten ſie ſich an die Idee des Mittleramtes Chriſti, und denken ihn am liebſten unter dem Bilde des Lammes, das der Welt Sünde trägt. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus nennen ſie zwar das demüthige Gefühl der Sündhaftigkeit den Grundzug der chriſtlichen Geſinnung; allein dadurch entfernen ſie ſich von ſeinem Ernſte, daß ſie in dieſem Gefühle eine gewiſſe Süßigkeit, einen Seelengenuß finden. Uebereinſtimmend mit dem Proteſtantismus halten ſie die Bibel für Gottes Wort und für die Erkenntnißquelle der Offenbarung; das aber iſt ihnen eigenthümlich, daß ſie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung betrachten, welche der Heiland in der Gemeinde immer fortſetze und wiederhole; den chriſtlichen Glauben als eine innere Empfindung der Wirkung Jeſu beſchreiben, und auch in den überſchwenglichen Gefühlen dieſer Gnadenwirkung eine Erkenntnißquelle der Religion finden. Denn die Lehre von der immer währenden Regierung Chriſti über ſeine Kirche haben ſie weitläufig ausgemahlt und auf alle Lebensverhältniſſe angewendet. Nur in dem Heilande erkennen und verehren ſie die Gottheit; alle Werke in der ſinnlichen und überſinnlichen Welt ſchrei-

ben ſie ihm zu; im Namen des Heilandes thun ſie Alles, was ſie beſchließen und unternehmen, und jede bedeutende Verfügung wird von ihnen durch die Worte: „der Heiland will es," motivirt. Eine ausdrückliche Erklärung ſeines Willens iſt ihnen die Entſcheidung durch das Loos, deſſen ſie ſich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, als bei Amtsbeſetzungen, Miſſionsangelegenheiten, Verheirathungen u. dgl. bedienen. Jedoch bindet das Loos nur denjenigen, welcher looſet, nicht aber nothwendig auch die, für welche gelooſet wird, ſo daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut, und dieſe wiederum den auf dieſe Art ihr angetragenen Bräutigam ausſchlagen kann. Ungeachtet mancher Verirrungen, welche da, wo das Gefühl vorwaltet, unvermeidlich ſind, verdient jedoch der durchaus practiſche Zweck ihrer Vereinigung, eine Gemeinde wahrhaft religiöſer, von den Laſtern der Welt abgeſonderter, durch Arbeitſamkeit gemeinnütziger, zufriedener und in einer weiſen Beſchränkung glücklicher Menſchen zu bilden, ganz den Beifall, den er bei Gutgeſinnten gefunden hat. Dabei haben ſie ſich überall nach den Umſtänden gerichtet und die Maximen der Weltklugheit beobachtet, ohne welche ihre ſchöne Idee, eine Chriſtokratie, d. h. ein ſittliches Reich, wo allein Chriſtus regiert, zu errichten, nicht in ſo großem Umfange zur Ausführung gekommen ſein würde; denn jene Anſichten, Phantaſien und Bilder, welche ihre Theologie characteriſiren, und nur vermittelſt ihrer Lieder und Lehrvorträge in Umlauf und Andenken erhalten werden, möchten bei den Veränderungen des Zeitgeiſtes nicht hinreichend ſein, die Glieder ihrer Gemeinde zuſammenzuhalten, wenn ſie dafür nicht auf das zweckmäßigſte durch eine Communverfaſſung und Disciplin geſorgt hätten, in der die ſyſtematiſche Conſequenz, die ihrer Glaubenslehre abgeht, mit bewundernswürdiger Genauigkeit durchgeführt iſt. Sämmtliche Mitglieder der Unität ſind nach Geſchlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, daher man in jeder Gemeinde ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schweſtern-, Ehe-, Witwer- und Witwenchor findet. Jedes Chor hat ſeinen Chorhelfer, der die Seelſorge und Sittenzucht, und ſeinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors beſorgt. Bei den weiblichen Chören werden dieſe Aemter von weiblichen Perſonen verwaltet und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Curatoren vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlaſſenen Knaben in dem Brüderhauſe, einem großen Gebäude, worin ſie mit allerlei Künſten und Handwerken beſchäftigt und zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen angehalten werden, zuſammen. Eine gleiche Einrichtung hat das Schweſternhaus, in dem auch zur Bedienung keine Mannsperſon zugelaſſen wird, und größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuſer für Witwer und Witwen. Bemittelte oder in Dienſten ſtehende Glieder dieſer Chöre dürfen ſich auch, mit beſonderer Erlaubniß der Obern, bei ihren Familien und Principalen aufhalten. Das Ehechor beſteht aus ſämmtlichen Ehepaaren in der Gemeinde, welche zwar in Privathäuſern wohnen und ihre Geſchäfte treiben, aber, wie die Mitglieder der übrigen Chöre, unter der Aufſicht und Berathung der Chorbeamten ſtehen. Durch dieſe Chorbeamten wird die Aelteſtenconferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäuſern und Familien vorgeht, in Kenntniß gebracht. Dieſe alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde beſteht aus dem Gemeindehelfer, welcher als der oberſte Vorſteher der Gemeinde den Vorſitz führt, dem Ortsprediger und dem Chorbeamten. Beigeordnet iſt ihr ein Aufſehercollegium, welches über den Nahrungsfond und die

Polizei wacht, auch Streitigkeiten ſchlichtet. Beide Behörden machen, mit Zuziehung eines engern Ausſchuſſes aus der Gemeinde, die große *Helferconferenz* aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten in Ueberlegung zieht, und den beiden obern Behörden zur Entſcheidung übergibt. Zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten vereiniget ſich mit dieſen Collegien ein weiterer Ausſchuß, und bildet mit ihnen den *Gemeinderath*. Die Beamten der Brüdergemeinde ſind *Biſchöfe*, welche die Prediger ordiniren und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, übrigens aber weder beſtimmte Sitze noch eigene Sprengel oder Diöceſanrechte haben; Seniores und Conseniores civiles, welchen die Sorge für die äußere Verfaſſung und die Verhältniſſe zu den reſpectiven Landesobrigkeiten obliegt; *Presbyter* oder *Prediger*, welche entweder bei Gemeinden angeſtellt ſind, oder zu Miſſionen gebraucht werden; *Diaconen*, welche den Predigern beigeordnet ſind, und *Diaconiſſen*, welche ſich mit der Seelenpflege und Berathung des weiblichen Geſchlechts beſchäftigen. Der Mittelpunct der in ſo viele Zweige getheilten Aufſicht und Gewalt war, ſo lange er lebte, der Graf Zinzendorf, welcher der Gemeinde unter dem Namen eines *Ordinarius* vorſtand. Aus den ihm zur Hülfe beigegebenen Biſchöfen und Aelteſten bildete ſich ein Collegium, welches unter dem Namen *Unitätsälteſten-Conferenz* gegenwärtig die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft dirigirt. Der Sitz dieſes Directoriums iſt nicht beſtimmt; ſeit dem Jahre 1789 hält es ſich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Nach der Verſchiedenheit ſeines Geſchäftskreiſes wird es in vier Departements getheilt: in das *Helferdepartement*, welches die reinkirchlichen Sachen beſorgt und die Stelle eines Oberconſiſtoriums vertritt; das *Auffeherdepartement*, welches über die Aufrechterhaltung u. Disciplin wacht; das *Dienerdepartement*, welchem die öconomiſchen Angelegenheiten anvertraut ſind, und das *Miſſionsdepartement*, welches die Sachen der Heidenbekehrung leitet. Ohne Wiſſen u. Willen dieſer Behörde kann in keiner Gemeinde etwas Wichtiges geſchehen oder unternommen werden; aber ungeachtet ihres großen Anſehens und Einfluſſes bleibt ſie doch den die ganze Unität repräſentirenden *Synoden* verantwortlich, welche ſie, ſo oft es die Umſtände erfodern und erlauben, zuſammenberuft. An dieſen Synoden, welche ſonſt wohl in zwölf Jahren zweimal gehalten wurden, jetzt aber wegen der Kriege ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht Statt finden konnten, nehmen, außer den Unitätsälteſten, ſelbſt alle Biſchöfe, Civilſenioren, Vorſteher der Tropen, die Herrſchaften der Gemeinorte, welche Mitglieder der Unität ſind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrene Schweſtern Theil. Die Verſammlungen derſelben dauern mehrere Monate, und haben meiſt wichtige Veränderungen zur Folge; ein Auszug ihrer Beſchlüſſe, *Synodalverlaß* genannt, kommt zur Kenntniß aller Glieder der Unität. Außerdem ſorgt die Unitätsälteſten-Conferenz durch das *Wochenblatt* und die jährlich erſcheinenden *Memorabilien* für die Erhaltung der Verbindung und Bekanntſchaft aller Glieder mit dem Zuſtande und den Angelegenheiten der geſammten Unität, und gibt zum Anhalte der täglichen Andacht jährlich die ſogenannten *Loſungen*, d. h. die für jeden Tag im Jahre beſtimmten bibliſchen Denkſprüche aus, von denen jedes Mitglied der Brüdergemeinde ein Exemplar erhält. Für die *tägliche Erbauung* iſt durch eine das Herz ungemein anſprechende Anordnung der gottesdienſtlichen Verſammlungen geſorgt. Sie werden in einem geräumigen, lichten, und nur durch die

ſorgfältigſte Reinlichkeit geſchmückten Saale, wo ein grünbehangener Tiſch die Stelle des Altars vertritt, täglich dreimal, und nie länger als dreiviertel Stunden gehalten; nämlich Vormittags die Kinderſtunde, an der auch Erwachſene Theil nehmen können, Abends gegen 7 Uhr, wenn die Arbeiten des Tages geendigt ſind, die Gemeinſtunde mit einem Lehrvortrage oder einer bibliſchen Vorleſung, und um 9 Uhr die Singſtunde, wo Liederverſe, die ſich auf die Loſung des Tages beziehen, geſungen werden. Sonntags wird früh um 8 Uhr die Gemeinlitanei gebetet, gegen 10 Uhr eine Predigt (wozu man in Barby die Schloßkirche benutzt), Nachmittags um 2 Uhr eine Kinderſtunde, um 3 Uhr eine Homilie für das Ehechor allein, gegen 5 Uhr eine Singſtunde für die Abendmahlsgenoſſen und Abends die Gemeinſtunde gehalten. Auch in der Woche finden zu ſchicklichen Zeiten Homilien für die einzelnen Chöre und liturgiſche Verſammlungen Statt, in welchen letztern Brüder und Schweſtern im Geſange abwechſeln, und jeder Theilnehmende ſeinem Nachbar zum Zeichen des Liebesbundes der Gemeinde den Friedenskuß gibt. Jeder vierte Sonntag heißt ein Gemeintag, weil an demſelben die Nachrichten des Wochenblatts vorgeleſen werden. Außerdem feiert noch jede Gemeinde gewiſſe Gedenktage zur Erinnerung an die wichtigſten Begebenheiten aus der Geſchichte der Unität und des Orts, und jedes Chor ſeine Feſte. Der Jahrsſchluß wird in der Mitternacht des letzten Decembers mit Vorleſung der Memorabilien der Unität begangen. Beſonders rührend und eindringlich iſt die Feier des Abendmahls, welches alle, die dazu fähig ſind, jeden vierten Sonnabend Abends genießen. Die Stelle der Beichte vertritt das ſogenannte Sprechen acht Tage lang vor dieſer Feier, wobei jeder Chorhelfer ſich mit den Communicanten ſeines Chors einzeln über ihren Seelenzuſtand beſpricht. Das Fußwaſchen findet jetzt nur noch am grünen Donnerſtage Statt. Eine Stunde vor jedem Abendmahlsgenuſſe wird, nach dem Muſter der Agapen der apoſtoliſchen Kirche, das Liebesmahl gehalten, wobei die Gemeindeglieder unter Gebet und Geſang Thee mit Milch und Backwerk genießen. Nachahmungswürdig iſt der religiöſe Gebrauch der Muſik bei den Herrnhutern; ſie dient ihnen im Leben zur Erquickung, Sänftigung und Erhebung, und verſchönert ſelbſt den Tod, den ſie ein Heimgehen nennen. Sobald Jemand geſtorben iſt, wird ein Lied vom Thurme mit Poſaunen geblaſen, aus deſſen Melodie man erkennen kann, zu welchem Chore der Verſtorbene gehörte, weil jedes ſeine eigenen Sterbelieder hat. Klage und Trauer findet nicht Statt. Unter Poſaunenſchall wird die Leiche im hellangeſtrichenen Sarge auf dem Gottesacker, der einem Garten gleicht, getragen. Die Heimgegangenen gehören der himmliſchen Gemeinde an, und die Sterbenden freuen ſich, ihr zugeſellt zu werden. Am Oſtermorgen zieht die Gemeinde bei Sonnenaufgang mit Muſik auf den Gottesacker, und feiert in der Freude über die Auferſtehung des Herrn das Andenken an die im letzten Jahre verſtorbenen und nun mit ihm lebenden Glieder. Dieſe in der ganzen Unität gleichmäßig eingeführten diſciplinariſchen und gottesdienſtlichen Anſtalten können die Wirkung, allen Gemeindegliedern eine ziemlich gleiche Stimmung zu geben, um ſo weniger verfehlen, da die Cultur der Wiſſenſchaften, welche die Meinungen trennt, im Allgemeinen eher Widerſtand als Beförderung bei dieſer Geſellſchaft findet. Um die Jugendbildung haben die Herrnhuter weſentliche Verdienſte; ihre Erziehungsanſtalten, bei deren Einrichtung Zinzendorf die Frankiſchen in Halle vor Augen hatte, dienten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland zum

Muster, und noch jetzt gibt man Knaben und Mädchen meiſt mit gutem Erfolg in ihre Penſionen, weil ihre Jugendlehrer, ſelbſt durch Subordination und Gewöhnung gebildet, was den Kindern durch conſequente Beherrſchung und ſtrenge Gewöhnung Gutes angeeignet werden kann, wohl herzuſtellen verſtehen. Beſonders haben ihre Inſtitute vor andern Schulen den Vorzug, daß die kindlichen Gemüther darin frühzeitig eine religiöſe Richtung erhalten. Die Mädchenanſtalt in Herrnhut und die Knabenanſtalt in Niesky ſtehen in vorzüglichem Flor; beide gehören, wie die Kinderanſtalten zu Fulneck, dem Hauptgemeinorte in England, der geſammten Unität, welcher darin die Waiſen arm verſtorbener Beamten und Diener erziehen läßt. Allgemeine Unitätsanſtalten ſind auch das Pädagogium in Barby, welches für Knaben, die ſich den Studien widmen wollen, die Stelle eines Gymnaſiums, und das Seminarium oder Collegium academicum zu Niesky, welches die Stelle der Univerſität vertritt. Letzteres iſt vorzüglich zur Bildung der Prediger beſtimmt, und macht auf den Ruhm einer tiefen, ausgebreiteten Gelehrſamkeit keinen Anſpruch. Ueberhaupt verengen die vielen disciplinariſchen Rückſichten, welche die Herrnhuter nehmen, den Blick zu ſehr, als daß ſich jemals ein freies wiſſenſchaftliches Streben bei ihnen hätte zeigen können. Ihre Prediger, die ohnehin keinen beſondern Stand ausmachen, erheben ſich in ihrer Bildung nur ſelten viel über die ungelehrten Brüder, und wenn einige in ihren Lehrvorträgen durch Salbung und Herzlichkeit zu erſetzen wiſſen, was ihnen an Gedankenfülle und Beredſamkeit abgeht, ſo fällt die Kunſtloſigkeit Anderer nicht ſelten ins Triviale und Abgeſchmackte, was um ſo leichter geſchehen kann, da auch Unſtudirte zu Lehrämtern gelangen, und überall bei der Wahl mehr auf perſönlichen Glauben, Anhänglichkeit an die Sache der Gemeinde und practiſche Brauchbarkeit, als auf vorzügliche Talente und wiſſenſchaftliche Bildung geſehen wird. Daher trifft man unter den herrnhutiſchen Beamten mehr erfahrene, kluge und anſtellige Menſchen, als eigentliche Gelehrte, und die Mehrzahl der Brüder und Schweſtern lebt in einer Beſchränktheit und Unkunde deſſen, was nicht gerade in der Gemeinde recipirt iſt, oder ihr beſonderes Gewerbe betrifft, wobei ſie den aus der Abgeſchloſſenheit ihres Syſtems und aus ihrer Abſonderung von der übrigen Welt hervorgehenden Geiſteszwang, die in ihrer Seelenpflege merkbare Herrſchaft über die Gewiſſen und die geiſtliche Vormundſchaft, in der ſie von ihren Obern erhalten werden, weniger drückend finden mögen. Darum konnte aber auch der veränderliche Geiſt der Zeit ſie weniger, als man bei ihrem vielſeitigen Handelsverkehr denken ſollte, berühren; und wenn ſie auch ſeit mehreren Jahrzehenden Manches in den Formen ihrer Liturgie und Verfaſſung geändert haben, ſo blieben ſie doch bis jetzt ziemlich frei vom Einfluſſe der Mode. Dieß zeigt ſich nicht blos in dem Stillſtande ihrer Denkart, ſondern auch in ihren Sitten und Trachten. Noch immer ſieht man bei ihnen die den Unterſchied der Stände wenigſtens äußerlich ausgleichende ähnliche Kleidung, die Brüder grau und braun, die Schweſtern mit ihren glatt anliegenden Häubchen, an denen die Farbe des Halsbandes das Chor andeutet, zu dem ſie gehören; feuerroth tragen es die jungen Mädchen, blaßroth die ledigen Schweſtern, blau die Ehefrauen und weis die Wittwen. Noch immer werden andere als unſchuldige Geſellſchaftsſpiele nicht bei ihnen geduldet, Karten und Würfel ſind nicht einmal in ihren Gemeinlogis (Gaſthäuſern) zu finden; auch Tanz und Romanenlectüre geſtatten ſie nicht, wie überhaupt kein Vergnügen, das die Geſchlechter, die ſelbſt auf den Spaziergän-

gen einander vermeiden müſſen, zuſammenbringt. So wird das Erwachen der Geſchlechtsliebe vor der Ehe auf alle Weiſe verhütet, und ſelbſt junge Leute, die man mit einander verheirathen will, ſehen und ſprechen ſich in der Regel nicht eher, als bei einer unter Aufſicht der Aelteſten veranſtalteten Zuſammenkunft. Wer gegen die Gemeindeordnung und Sittlichkeit fehlt, wird erſt durch liebreiche Ermahnungen, und wo dieſe nicht fruchten, durch den Bann gezüchtiget, der in der Ausſchließung vom Abendmahle und andern Zurückſetzungen beſteht, oder endlich veranlaßt, aus der Gemeinde zu treten. Eins der wirkſamſten Mittel, jede Unſittlichkeit von ihnen abzuhalten, iſt die anhaltende und angemeſſene Beſchäftigung, die ſie allen Gliedern ihrer Gemeinde zu geben wiſſen. Ihre Arbeitſamkeit und Geſchicklichkeit in Künſten und Handwerken, die Ausbreitung und Lebhaftigkeit ihres Handels iſt rühmlich bekannt, und ohne die Induſtrie wäre es auch unbegreiflich, wie ſie die bedeutenden Ausgaben für ihre öffentlichen Anſtalten und Unternehmungen beſtreiten könnten. Die Sage von einer Heilandscaſſe, in welche jedes Mitglied ſein Vermögen werfen müſſe, iſt gänzlich ungegründet. Allerdings aber verwaltet die Unitätsälteſten-Conferenz eine der ganzen Geſellſchaft angehörende Caſſe, welche durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtniſſe erhalten wird. Die Abgaben jedes contribuablen Bruders mögen im Durchſchnitt jährlich gegen 10 Thaler betragen. Wenn man ſie aber auch geringer anſchlägt, ſo müſſen die Einkünfte der Caſſe ſehr bedeutend ſein, da ſich gegenwärtig die Geſammtzahl der beitragefähigen Mitglieder auf 100,000 beläuft. Die Summe aller Seelen der Brüdergemeinde wurde, mit Einſchluß der Negergemeinden, ſchon im J. 1786 auf 500,000 geſchätzt. So hat ſich dieſe Geſellſchaft, die im J. 1727 nicht über 3 bis 400 Seelen zählte, allmählig vergrößert und erweitert. In der Oberlauſitz zeichnen ſich die Gemeinorte Herrnhut, Niesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schleſien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Neuſalz und Gnadenfeld bei Coſel aus. Anſehnlich ſind auch die Gemeinden zu Neudietendorf bei Erfurt, zu Ebersdorf bei Lobenſtein, zu Chriſtiansfeld im Schleswigſchen und zu Zeyſt bei Utrecht. Außerdem gibt es geduldete Herrnhutergemeinden mit eignen Verſammlungsſälen in Baſel, Amſterdam, Harlem, Copenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, wohin die 1758 von Herrenhag und Marienborn im Yſenburgiſchen vertriebene Gemeinde ging und ein beſonderes Stadtviertel anbaute, Petersburg und Moskwa. In Rußland wurden ſie 1764 privilegirt, und bauten den durch den Verkehr mit den Tartaren und Kalmücken merkwürdigen Gemeinort Sarepta im aſtrachaniſchen Gouvernement. Beſonders aber haben ſie in England Eingang gefunden, wo ſie durch eine Parlamentsacte vom J. 1749 als eine alte biſchöfliche Kirche anerkannt ſind. Ueberall haben ſie ſich des Schutzes der Regierungen würdig bewieſen. Sie gehören wegen ihrer Verträglichkeit, Induſtrie und Genügſamkeit zu den beſten Staatsbürgern, beobachten überall die Landesgeſetze, und tragen die bürgerlichen Laſten, ob ſie gleich in der Verwaltung ihres Gemeinweſens und in ihrer kirchlichen Einrichtung unabhängig zu bleiben wünſchen. Ihre Colonien außer Europa entſtanden durch ihre Miſſionen, denn fortwährend haben ſie das verdienſtliche Geſchäft der Heidenbekehrung mit dem unverdroſſenſten und verſtändigſten Eifer betrieben. Ihre erſte Miſſion

nach St. Thomas ward von Zinzendorf im J. 1732 unter Begünſtigung der däniſchen Regierung veranſtaltet. Die meiſten und blühendſten Colonien haben ſie in Nordamerika gegründet, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und auf vielen Inſeln der neuen Welt gibt es herrnhuthiſche Pflanzungen, und ſelbſt zu den Hottentotten am Cap haben ſie Glaubensboten geſandt. Weniger glückliche Fortſchritte macht ihre Heidenbekehrung in Oſtindien; doch iſt ſchon das, was ſie bisher geleiſtet haben, ein unverkennbarer Beweis des göttlichen Segens, der ihre menſchenfreundlichen Bemühungen begleitet. Da indeß ganze Staaten und Völker ihre Lehre und Verfaſſung annehmen, und ſich der Brüdergemeinde einverleiben möchten, was wohl bisweilen von den Bewunderern ihrer Tugenden gewünſcht worden iſt, ſcheint weder möglich noch dienlich. Der Herrnhutismus eignet ſich nur für kleine Gemeinden; er würde als Maxime der Staatsverwaltung und Polizei, oder auch nur als Religionsverfaſſung großer Reiche, ſeine Vorzüge mit ſeinem wahren Character verlieren. Bleibt aber die Brüdergemeinde, was ſie iſt, ſo wird ſie ſich, ungeachtet ihrer Eigenheiten und der ſeltſamen Miſchung von Freiheit und Zwang, von Sanftmuth und Härte, von Einfalt und Schlauheit, von Milde und Eigennutz, die man in ihrer Verfaſſung, Denkart und Handlungsweiſe wahrnimmt, durch treues Feſthalten ihres vortrefflichen Endzwecks, als ein ehrwürdiges Denkmahl der Religioſität einer nun verſchollenen Zeit, als eine ſchätzbare Bewahrerin der proteſtantiſchen Unterſcheidungslehren und als ein Muſter der ſtillen Tugenden, die den Menſchen glücklich machen, noch lange unter uns in Anſehn und Gedeihen erhalten. E.

Brüderſchaften (Religiöſe), ſind Geſellſchaften zu frommen Uebungen und wohlthätigen Zwecken, die das Beſtreben, die geiſtlichen Orden nachzuahmen, ſchon im Mittelalter häufig zuſammenbrachte. Vom 12. bis in das 15. Jahrhundert kannte man nichts Heiligeres und Verdienſtlicheres, als ſolche Orden ſtiften oder ihnen angehören. Laien, die es bleiben und keine Kloſtergelübde ablegen wollten, ſchloſſen daher engere Verbindungen, um neben ihrem Weltleben doch bei gewiſſen Gelegenheiten als Religioſen zu erſcheinen; anfangs gewöhnlich ohne kirchliche Autorität, weshalb mehrere dieſer Geſellſchaften, die die Anerkennung der Kirche nicht erlangten oder nicht ſuchten, den Character eines Separatismus annahmen, der ſie in den Verdacht der Ketzerei brachte, z. B. die Beguinen und Begharden, die Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, die Apoſtelbrüder, die Geißler oder Flagellanten und Kreuzbrüder (ſ. dieſe Art. und im Art. Orden die Franciscaner, deren dritter Orden ähnliche Erſcheinungen aufweißt). Die Kirche hat ſie längere oder kürzere Zeit geduldet, aber endlich doch als Ketzer verfolgt und unterdrückt. Selbſt die alten Baucorporationen oder Brüderſchaften der Bauleute und Gewerken, von denen der Freimaurerorden ſeinen Urſprung herleitet, ließen bisweilen Zunftgeheimniſſe errathen, deren religiöſer Gehalt auf eine eigenthümliche, in den Augen der Kirche verfängliche Gnoſis und Symbolik hindeutete (ſ. Freimaurer). Anders verhält es ſich mit der unter kirchlicher Aufſicht entſtandenen oder doch von der Kirche beſtätigten frommen Brüderſchaften, die keine Geheimniſſe, ſondern anerkannt löbliche Zwecke theils zu der wegen Mangel an Polizei- und Armenanſtalten nöthigen Aushülfe der Reiſenden, Schutzloſen, Bedrängten, Kranken und Verlaſſenen, theils zur Befriedigung eigner

Buß- und Andachtsbedürfniſſe hatten. Von dieſer Art waren die Brückenbrüder (fratres pontifices), welche vom 13. bis in das 15. Jahrhundert im ſüdlichen Frankreich blühten, Brücken, Fähren, Hoſpize und beßre Wege anlegten und unterhielten, über die Sicherheit der Heerſtraßen wachten und durch Almoſen und Schenkungen bedeutende Reichthümer erlangten, die, nachdem dieſer aus Rittern, Mönchen und Arbeitern zuſammengeſetzte Orden unter üppigen Großmeiſtern ſeiner erſten Beſtimmung ungetreu und von Pius II. aufgehoben worden war, den Johannitern zufielen; ferner die ihnen ähnlichen Ritter und Geſellen der h. Hermandad (ſ. d. Art.) in Spanien, die Familiaren und Kreuzträger im Dienſte der ſpaniſchen Inquiſition (ſ. d. Art. Inquiſiton), die Kalandsbrüder in Deutſchland (ſ. d. Art.) u. a. m. Die Beſtimmung, Kranke und Gefangne zu beſuchen, Almoſen zu ſammeln und auszutheilen, Miſſethäter zu tröſten und auf den Richtplatz zu begleiten, Todte zu begraben und für Hingerichtete oder aufgefundene Leichen Seelenmeſſen zu veranſtalten, wählten ſich die Alexianer (nach dem h. Alexius, ihrem Patron), welche zu Anfang des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden meiſt aus den untern Volksclaſſen entſtanden, mit einem weiblichen Zweige, den ſchwarzen Schweſtern, vermehrt, ſich bis in die Rheinlande verbreiteten und, obwohl Laien, Häuſer hatten und unter geiſtlicher Führung zwei Provinzen ihres Ordens bildeten, übrigens nach ihren ſchlechten Wohnungen Celliten oder Cellbrüder, wegen ihrer leiſen Klaggeſänge (Lullen) bei Beerdigungen Lollharden oder Rollbrüder, wegen ihrer Mäßigkeit Matemans genannt wurden und in Antwerpen, Utrecht und Cölln in den noch jetzt beſtehenden Brüderſchaften zur Leichenbeſtattung fortleben; die Brüder des Todes vom Orden des h. Einſiedlers Paul, die 1620 zu Rouen geſtiftet, ſchwarz wie die Alexianer gekleidet und durch einen Todtenkopf auf dem Skapulier ausgezeichnet waren, aber von Urban VIII. ſchon wieder unterdrückt wurden; und jene Unzahl von Büßern, d. h. Brüderſchaften, die dergleichen Liebesdienſte als Bußübungen verrichten, in den Hauptſtädten Italiens (in Rom allein über 100) noch beſtehen und Laien von allen Ständen, auch vom höchſten Adel, in ſich vereinigen. Da gibt es noch jetzt graue (alte Erzbrüderſchaft von der Kirchenfahne zu St. Lucia in Rom ſchon 1264, in Frankreich unter Heinrich III.), ſchwarze (Erzbrüderſchaften der Barmherzigkeit und des Todes), rothe, blaue, grüne, violette Büßer, von jeder Farbe der Kutte mehrere, die ſich durch abſtechende Farben des Gürtels oder Mantels von einander unterſcheiden; auch hat jede dieſer Brüderſchaften ihr eigenes Schild mit kirchlichen Symbolen oder dem Bilde ihres Patrons auf der Schulter. Gleich ſind ſie einander in dem Schnitte ihrer Kleidung, die aus einer Kutte und dem Bußſack beſteht, der Kopf und Schultern verhüllt und nur zwei Löcher für die Augen hat, daher ſie in dieſer Vermummung unerkannt bleiben. Die Erzbrüderſchaften ſind durch ihre Privilegien von den übrigen, die von ihnen abſtammen, ausgezeichnet; geiſtliche und weltliche Obrigkeiten begünſtigen ſie, da ihre Thätigkeit manche Lücke in den öffentlichen Wohlfahrtsanſtalten ausfüllt und oft wahrem Bedürfniß, wie durch Ausſtattung armer Mädchen, durch Bekehrung der Buhlerinnen, durch Sorgfalt für ſchutzloſe Fremde und Elende abhilft. (S. Tagebuch einer Reiſe nach Italien von Eliſe von der Recke. 2ter Theil Berlin 1816). Unter die ehrwürdigſten Geſellſchaften dieſer Art gehört die vom h. Philipp von Neri 1548 zu Rom geſtiftete Brü-

derſchaft der h. Dreieinigkeit zur Aufnahme der Pilger und Geneſenen aus den Hoſpitälern, die 1645 zu Paris geſtifteten Brüderſchaften der Schuſter und Schneider zur religiöſen Belehrung unwiſſender Lehrlinge und Geſellen dieſer Handwerke, die 1678 ebendaſelbſt vom Minimen P. Barre gegründeten Brüder und Schweſtern der chriſtlichen Schulen des Jeſuskindes, die Freiſchulen für arme Kinder unterhalten und um die vernachläſſigte Jugend in Frankreich große Verdienſte haben, auch dem Erziehungshauſe der Maintenon zu St. Cyr Lehrerinnen gaben. Dieſe Brüderſchaft, die nach Art der geiſtlichen Orden lebt und von eigenen Superioren regiert wird, erhielt ſich während der Revolution und wird jetzt wieder aufgemuntert, ja in den Lancaſterianismus eingeweiht. Die neuſten ſeit der Rückkehr der Bourbonen von ſogenannten Miſſionsprieſtern in Frankreich geſtifteten Brüderſchaften, z. B. die 1815 geſtiftete Congregation zum h. Jeſusherzen zu Tours, verbergen unter dem Schleier der Religion politiſche Tendenzen, ſtehen unter der Leitung anticonſtitutioneller Geiſtlichen und machen mit den Ultras Partei (Censeur Européen 1817. Vol. II.). Nicht zu verwechſeln ſind mit den Brüderſchaften die Orden der barmherzigen Brüder und Schweſtern, deren Hoſpitäler zur Aufnahme der Kranken durch den Ertrag der Almoſen, die ſie einſammeln, in den bedeutendſten Städten der katholiſchen Chriſtenheit entſtehen. Dieſe Barmherzigen ſtiftete 1540 Johann von Gott in Spanien, gab ihnen ſchwarze Kleidung und die Verfaſſung eines Bettelordens. Sie leiſten alle Mönchsgelübde und ſtehen in Europa, wo man ſie faſt überall findet, unter einem gemeinſchaftlichen General. Die außer Europa verbundenen Barmherzigen haben braune Kutten und ihren beſondern General in Amerika. Die barmherzigen Schweſtern beſtehen aus mehreren von einander unabhängigen Congregationen und haben unter andern das große Hôtel-Dieu zu Paris inne. Beide Orden wurden, wo ſie ihrer erſten Beſtimmung treu blieben, bis jetzt erhalten. E.

Brühl (Heinrich Graf von), Miniſter Auguſts III., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, war 1706 in Thüringen geboren. Sein Vater, ſachſen-weißenfelſiſcher geheimer Rath, war unbegütert und außer Stand, ſeine fünf Kinder auszuſtatten. Heinrich trat daher als Page in die Dienſte der Herzogin Eliſabeth. Sein heiteres Weſen und die Anmuth ſeiner Unterhaltung und Sitten gewannen ihm die Gunſt dieſer Fürſtin, und bald darauf auch Auguſts II., deſſen Liebling er ward. In der Folge ernannte ihn der König zum Kammerherrn, und ließ ſich von ihm auf allen Reiſen begleiten. Brühl benutzte die Gnade ſeines Herrn zu ſeinem Vortheil, und hatte bereits mehrere wichtige Aemter erlangt, als der König am 1. Februar 1733 zu Warſchau ſtarb. Jetzt kam es darauf an, auch das Wohlwollen des Nachfolgers zu gewinnen. Durch ein eigenes Glück war die polniſche Krone ſammt den übrigen Reichskleinodien der Obhut Brühls anvertraut; ohne Säumen reiſete er nach Dresden, überbrachte ſie dem neuen Churfürſten, Auguſt III., und war ſehr thätig, ihm den Thron zu ſichern. Seitdem hörte das Glück nicht auf, den Grafen zu begünſtigen, und er ſelbſt verſtand meiſterhaft, daſſelbe ſich unterzuordnen. Klug und gewandt beherrſchte er ſeinen Herrn; zugleich entfernte er Alle, die es hätten verſuchen können, ein gleiches Anſehn um einen gleichen Preis zu erkaufen. Auguſt III. hatte ſeine Gunſt dem Grafen Sulkowsky geſchenkt; Brühl, der ſich noch nicht mächtig genug glaubte, um ihn zu verdrängen, ward der Freund ſeines Nebenbuhlers,

und theilte das Miniſterium mit ihm. Inzwiſchen vermählte er ſich mit der Gräfin Kollowrath, einer Favorite der Königin, und ſo gelang es ihm durch die Königin zu bewirken, daß Sulkowsky entfernt ward. Jetzt befand er allein ſich im Vertrauen Auguſts, und mit bewunderns-würdiger Sorgfalt und Geſchicklichkeit war er unabläſſig bemüht, Alle von dem Könige abzuhalten, die ſich ihm nähern wollten. Kein Lakai trat ohne Brühls Genehmigung in des Königs Dienſte; begab ſich derſelbe in die Capelle, ſo wurden zuvor alle Wege von Zuſchauern und Begegnenden frei gemacht. Auguſt verlangte von ſeinem Miniſter einen glänzenden Aufwand, und Brühl erfüllte dieſen Wunſch ſeines Gebieters im weiteſten Umfange. Er hielt zweihundert Domeſtiken, und bezahlte ſeine Garde beſſer als der König; ſeine Tafel war die köſtlichſte und ſeine Garderobe die glänzendſte. „Brühl,“ ſagt Friedrich II., „war der Mann dieſes Jahrhunderts, der die meiſten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäſar würde ihn zu jenen ſchön friſirten und parfumirten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete.“ Auguſt III. war nicht Cäſar, und Brühl galt Alles bei dieſem ſchwachen Regenten. Nie wurde ein Fürſt ſclaviſcher bedient; immer befand ſich Brühl in ſeinem Gefolge, ganze Tage in ſeiner Nähe, ohne ein Wort zu ſprechen, während der geſchäftsloſe Fürſt rauchend umherſchlenderte und die Augen auf ihn warf, ohne ihn zu ſehen. „Brühl, habe ich Geld?“ — „Ja, Sire.“ — Das war beſtändig ſeine Antwort. Aber um dieſe Antwort geben zu können, wurden die Caſſen erſchöpft und das Land mit Schulden belaſtet. Dagegen hatte man die Armee vermindert, und als der ſiebenjährige Krieg ausbrach, hatte Sachſen nur 17,000 Mann ſchlecht organiſirte Soldaten, die ſich aus Mangel bei Pirna ergeben mußten. Unterdeß war Brühl mit dem Könige nach Polen geflüchtet. Man hatte die Gemählde und Porcellane gerettet, und dafür die Staatsarchive dem Sieger überlaſſen. Nicht minder eitel als herrſchſüchtig hatte ſich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Poſen, erklären laſſen. Die Kaiſerin Eliſabeth hatte ihm den St. Andreasorden verliehen, und Carl VI. ihn zum Reichsgrafen erhoben. Nach dem Tode der Königin, in der ihm eine erbitterte Feindin ſtarb, ſchenkte ihm der König die ganze Apanage derſelben, um ihn für die in Sachſen erlittenen Verluſte zu entſchädigen. Auguſt war kaum in Dresden wieder angekommen, als er am 5. Oct. 1763 ſtarb. Schon am 28. deſſelben Monats folgte ihm Brühl, der bereits ſeit einiger Zeit gegen ſeine Erſchöpfung angekämpft hatte, um die Pflichten eines Günſtlings unausgeſetzt zu erfüllen. Prinz Xaver, der ihn perſönlich haßte, ließ, als Adminiſtrator von Sachſen, die Brühlſchen Güter mit Beſchlag belegen, und eine Unterſuchung verhängen, die jedoch damit endigte, daß Brühls geſammtes Vermögen auf ſeine Nachkommen überging; und wirklich ſcheint er ſeine anſehnlichen Reichthümer mehr der übergroßen Freigebigkeit ſeines Fürſten, als unerlaubten Mitteln verdankt zu haben; auch iſt es rühmend anzuerkennen, daß er mit ſeiner Prachtliebe und ſeinem Aufwande den Künſten und Wiſſenſchaften weſentliche Vortheile gewährt hat. — Seine Bibliothek, an welcher einſt Heyne als Bibliothekar angeſtellt war, kaufte der Churfürſt für 50,000 Thaler. — Seine Söhne waren: I. Friedrich Aloyſius. Er wurde den 31. Juli 1739 zu Dresden geboren, und genoß, wie alle ſeine Brüder, einer trefflichen Erziehung. Die Mutter, eine höchſt würdige, einſichtsvolle und geiſtreiche Frau, erzog ihre Kinder

mit möglichſter Sorgfalt, und bewies dabei eben ſo viel Klugheit, als eine ihrem Geſchlechte ſonſt nicht gewöhnliche Strenge. Brühl ſtudirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in ſeinem 19. Jahre polniſcher Kron-Generalfeldzeugmeiſter. Nachdem er Europa durchreiſet hatte, wohnte er im ſiebenjährigen Kriege einigen Feldzügen der Oeſterreicher bei. Nach dem Tode Auguſt III. verlor er ſeine Aemter in Polen und Sachſen. Jedoch ſöhnte er ſich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derſelben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlauſitz, wo er in ſtiller Abgezogenheit für die Wiſſenſchaften und ſeine Freunde lebte. Bei einem Beſuche, den er ſeinem Bruder Carl in Berlin machte, ſtarb er daſelbſt den 30. Jan. 1793. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der ſchönſten Männer und beſaß dabei eine bewundernswürdige Leibesſtärke. Die meiſten europäiſchen Sprachen ſchrieb und ſprach er mit Grazie und Ausdruck. Von ſeinen Einſichten in die ſchöne Literatur und Schauſpielkunſt zeugen ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Auf dem Baſſon war er Virtuoſe, und ſpielte außerdem faſt alle Inſtrumente. Er zeichnete und mahlte mit Geſchmack und Einſicht. In den mathematiſchen Wiſſenſchaften hatte er ſich die ausgezeichnetſten Kenntniſſe erworben, beſonders in der Artillerie und der damit verbundenen Luſtfeuerwerkerei. Um ſich von der erſten genaue Kenntniß zu verſchaffen, arbeitete er zu Augsburg faſt ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerſt mäßig, eine Tugend, die ſich bei Characteren ſeiner Art höchſt ſelten findet. Eine ſonderbare Gewalt hatte er über den Schlaf; mehrere Nächte konnte er ihn ganz entbehren und dagegen wieder in Vorrath ſchlafen. Die Kunſt der Unterhaltung war ſein Triumph. Seine Schauſpiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutſchen Bühnen geſehen wurden, ſind in fünf Theilen erſchienen (1785 bis 1790). Eins der beſten Stücke darunter iſt die Brandſchatzung, der eine wahre Anecdote aus dem ſiebenjährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch überſetzte er Meißners Alcibiades ins Franzöſiſche. — II. Carl, geſtorben zu Berlin 1802 als königl. preuß. Generallieutenant und Oberhofmeiſter des Kronprinzen, unter der vorigen Regierung, obwohl er Katholik war. Auch er beſaß neben gründlicher Bildung in den ernſten Wiſſenſchaften außerordentliche Sprachkenntniſſe. — III. Heinrich. Nachdem er bereits den Geſandtſchaftspoſten am baierſchen Hofe verwaltet hatte, war er zum Geſandten nach London ernannt, als er unter ſeinen Brüdern am früheſten im J. 1792 ſtarb. Er hatte beſonders ausgezeichnete aſtronomiſche Kenntniſſe. Man hat von ihm mehrere intereſſante Memoiren; auch hat er ſich mit Unterſuchungen über die Meereslänge beſchäftigt. — IV. Hans Moritz, geboren zu Dresden 1746, geſtorben 1811 als königl. preuß. General-Intendant aller Chausſéen ꝛc., ſtand erſt in franzöſiſchen Kriegsdienſten. Er war ein Liebling von Gellert; auch er hatte die vortrefflichſte Erziehung erhalten, die, wie bei allen Brüdern dieſes Hauſes, durch ſeltene Naturgaben und durch Jugendreiſen in die vornehmſten Länder Europens begünſtigt wurde. Als Schriftſteller hat er unter andern die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Werks von Bürgaſſe, über den thieriſchen Magnetismus, nebſt eigenen Aufſätzen darüber geliefert. Der ſchönſte Zug im Character dieſes brüderlichen Vierblatts war Herzensgüte und Menſchenfreundlichkeit. — Noch muß hier die Gemahlin des letztgenannten Grafen Moritz, Johanna Margaretha, geborne von Schleierweber und Friede-

nau (geb. zu Maubeuge 1756, geſt. 1816 zu Berlin) genannt werden, als eine der gemüthvollſten und geiſtreichſten Frauen, die mit den Würdigſten der Nation ſtets in Verbindung gelebt und auch durch Anmuth und geſellige Talente auf ihre Umgebungen mächtig gewirkt hat. Mitten im Glanze der großen Welt blieb ſie eine echte Religioſe, und beurkundete dieſes unter andern in der gehaltvollen Streitſchrift über die Philoſophie des Katholicismus und Proteſtantismus, die in Berlin 1815 franzöſiſch und deutſch erſchienen iſt. Sie ſteht mit ſiegreichen Gründen ihrem eben ſo ſcharfſinnigen, als liebenswürdigen Gegner, dem Prinzen von Ligne, gegenüber. Sie hat außerdem mehrere äſthetiſche Aufſätze in Zeitſchriften niedergelegt, und war bis zu ihrem ſchmerzhaften Tode in ununterbrochenem Briefwechſel mit den bedeutendſten Menſchen.

Brühl (Carl Friedrich Moritz Paul Reichsgraf von), einziger Sohn aus der im vorigen Artikel unter IV. erwähnten Ehe, geb. zu Pförten in der Niederlauſitz den 18. Mai 1772, königl. preuß. Kammerherr, Commandeur mehrerer Orden, ſeit 1814 Generalintendant der königl. Schauſpiele in Berlin; ein hochwichtiger Poſten für die theatraliſche Kunſt in Deutſchland, da dieſe Bühne, neben den Hoftheatern in Wien, durch ihre äußere Lage zum erſten Range berufen iſt. Die im vorigen Art. genannte geiſtreiche Mutter, welche der Erziehung ihres Sohnes die höchſte Sorgfalt widmete, beſaß außerordentliche Talente für Geſang und Muſik ſowohl, als für theatraliſche Darſtellung; der oben unter I. genannte Oheim deſſelben war Theaterdichter, und eben ſo leidenſchaftlicher als glücklicher Schauſpieler in ernſten und edeln Charakteren; ſein Vater ſelbſt beſaß ein entſchiedenes Talent für Darſtellung komiſcher Rollen, und ſo war der junge Graf von Kindheit auf Zeuge und ſchon von ſeinem fünften Jahre an Theilnehmer muſikaliſcher und theatraliſcher Kunſtübungen im Kreiſe ſeiner eigenen Familie, welche von geiſtreichen Perſonen, z. B. Meißner, Naumann u. a. ſtets umgeben war, und in Pförten und Seifersdorf ein Privattheater hielt, auf welchem der berühmte Reinecke, deſſen Gattin und der nicht minder geſchätzte Schauſpieldirector Brandes mitwirkend auftraten. Im J. 1785 begleitete er ſeine Eltern auf einer Reiſe nach Weimar, und betrat den Zauberkreis, welchen dort Männer wie Wieland, Herder, Göthe u. a. um die geiſtreichſte Fürſtin ihrer Zeit, die Herzogin Amalie, bildeten. So ward ſein Geiſt immer enger an die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften angezogen, und obſchon er in Bezug auf eine Beſtimmung im ſtaatsgeſellſchaftlichen Leben ſich für das Studium der Forſtwiſſenſchaften entſchieden hatte, blieben ſie doch immer ſeine Lieblingsneigung. Im 18. Jahre wurde er im Preußiſchen, wo ſein Vater die Stelle eines Oberſten und Chauſſée-Bau-Intendanten bekleidete, nachdem er früher in ſächſiſchen und franzöſiſchen Militärdienſten geſtanden hatte, als Jagdjunker angeſtellt, und fand in Berlin Gelegenheit, in der Zeichenkunſt und in der Muſik unter Genelli, Faſch und Thürſchmidt Kenntniſſe und Uebung zu erlangen. Eine forſtwiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland führte ihn in der Zeit, wo Schillers Genius in Weimar waltete, zum zweiten Male dahin; er hielt ſich ein Jahr lang dort auf, genoß des Wohlwollens der Herzogin und des täglichen Umganges mit den Genien der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ſie umgaben, und wurde Mitglied des geſellſchaftlichen Theatervereins, in welchem er mehrere Male vor der Herzogin auftrat. In dieſer Periode ſchrieb Göthe Paläophron und Neoterpe, beſtimmte die erſtgenannte Rolle für den jungen Grafen, und leitete ſein Studium derſelben, wodurch ſeine

Einſicht in das Weſen der Kunſt nothwendig ſehr erweitert werden mußte. Bald darauf wurde er Kammerherr des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruders von Friedrich dem Großen. Mit ihm verlebte er einige Jahre zu Rheinsberg, in ländlicher Stille zwar, doch nicht geſchieden von der Theaterkunſt, da der Prinz eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unterhielt, durch welche der Graf die Eigenheiten der franzöſiſchen Theaterpraxis kennen lernte. Nach dem Tode des Prinzen ward er an den Hof der Königin, Mutter des jetzigen Königs, berufen, wozu die Vorliebe dieſer Fürſtin für Theater und Muſik die Veranlaſſung gegeben hatte. Von jetzt an fing der Graf an, dieſen Künſten und ihren Hülfswiſſenſchaften ein ernſtliches Studium zu widmen, und jede Gelegenheit zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe derſelben zu benutzen. Dieſe Gelegenheiten mehrten ſich, als er 1813 dem Heer als Freiwilliger nach Frankreich folgte, Paris, ſeine Kunſtſchätze und ſeine Theater ſah, den König von Preußen hierauf nach England begleitete, und auf der Bühne von London die Dichtungen des unſterblichen Shakſpeare in der Urſprache hörte. So vorbereitet wurde er zu der angezeigten Zeit an die Spitze der Bühne von Berlin, einer Kunſtanſtalt für Schauſpiel, Oper und Ballet zugleich, berufen, und arbeitet mit reger Thätigkeit daran, die Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Geſchichte ſeiner Kunſtbildung berechtiget. Um die Oper, für welche ſein Vorgänger Iffland am wenigſten zu wirken vermocht hatte, erwarb er ſich bald ein in die Augen fallendes Verdienſt. Minder ſchnell geht die Verbeſſerung des Schauſpiels von Statten, welcher das Verhängniß ſelbſt ungünſtig zu ſein ſcheint. Iffland, der geniale Schauſpieler, war nicht mehr, und Iffland, der Director, hatte durch übergroße Milde mancherlei geſellſchaftliche Gebrechen veranlaßt, die nicht mit Einem Mal zu heilen ſind. Der Tod raubte dieſer Bühne bald darauf die unerſetzliche Bethmann, der allgemein beliebte Komiker Wurm mußte einer unerwieſenen Judenanklage wegen Berlin verlaſſen, und das Schauſpielhaus, mit einem unſchätzbaren Vorrathe an Darſtellungsmitteln aller Art, wurde im Juli 1817 ein Raub der Flammen. Dieſes Unglück vernichtete eine Garderobe, deren ſchönſter und correcteſter Theil eine Geiſtesſchöpfung des jetzigen Intendanten war. Dagegen ſind andre Verdienſte deſſelben um das Schauſpiel ſichtbar geblieben. Er war es, der einen Devrient anſtellte, einem (lang verkannten) Lemm den ihm gebührenden Rang und Wirkungskreis anwies, die Entwickelung der Anlagen einer Döring (jetzt Stich) beförderte, das in Göthe's Schule gebildete Künſtlerpaar Wolf nach Berlin zog, dem würdigen Repräſentanten des Hamlet, Herrn Wolf, die Regie der Tragödie anvertraute, zuerſt Calderon auf die Bühne brachte, (ſ. d. beſ. Art.), die Handwerksmaxime von der Unantaſtbarkeit des Rollenbeſitzes abſchaffte, den Einwirkungsverſuchen einer pedantiſchen Cenſurcuratel beharrlich widerſtand, und die dramatiſchen Dichter, wenn nicht in das erſprieſliche franzöſiſche, doch vor der Hand in ein anſtändigeres Verhältniß gegen die Bühne zu ſetzen ſuchte, als es früher vorhanden geweſen war. Einer durchgreifenden Verbeſſerung ſcheint bis jetzt der Mangel an guten Schauſpielern beſonders für eigentliche Dichterwerke, die chaotiſche Ungeſchiedenheit der verſchiedenen Kunſtgattungen im Raum wie in den Perſonen, der Hang des Publicums zu leerer Pracht auf der einen und zu derbem Volksſpaß auf der andern Seite, und der ſtaatswirthſchaftliche Anſpruch der Behörden auf volle Tageseinnahmen im Wege geſtanden zu haben. Daß der würdige Lenker dieſer Anſtalt mit allen dieſen Hinderniſſen kämpft, hat ſelbſt diejenige

ſtrenge Kritik nicht verkannt, welche in der Zeitung für die elegante Welt ſeit einigen Jahren ſeine Kunſtverwaltung regelmäßig von Monat zu Monat begleitet; und es iſt ſo unverkennbar als verdienſtlich, daß er dieſelbe, wo es thunlich iſt, nicht unberückſichtiget läßt. Er verwaltet ſein Amt nicht wie eine bloße Hofſtelle, ſondern mit unzweifelhaftem Beſtreben, die Kunſt zu fördern, ſo weit die Kraft Eines Mannes im Conflict ſo vieler oft gegen einander wirkender Kräfte und Triebe irgend zureichen mag; und ſo iſt dieſer Art. als eine kleine Vorarbeit für die künftige Geſchichte des deutſchen Theaters zu betrachten. Uebrigens iſt derſelbe ſeit 1814 mit einem Fräulein von Pourtales aus der Schweiz vermählt und hat das Bürgerrecht von Neufchatel erhalten, wo er im Befreiungskrieg Militärcommandant war. A. Mnr.

**Brumaire** der 18. (9. Nov. 1799). Einer der Haupttage in den Annalen der franzöſiſchen Revolution. An ihm ſtürzte Napoleon das verächtliche und verachtete Directorium, ſprengte den Rath der 500 auseinander und ward von dem Rathe der Alten zum erſten Conſul ernannt. S. d. Art. **Buonaparte**, **Napoleon** und **Frankreich**.

**Brun** (Charles Le), erſter Mahler des Königs, Director der königlichen Gobelinmanufacturen und der Mahleracademie, und Fürſt der Academie zu St. Lucas in Rom, wurde zu Paris 1618 geboren. Schon in ſeinem 3. Jahre zeichnete er mit Kohle und im 12. Jahre mahlte er ein Porträt ſeines Großvaters, welches hernach nicht für das ſchlechteſte ſeiner Bildniſſe erkannt worden iſt. Er wurde zu Vouet, dem berühmteſten Meiſter ſeiner Zeit, gethan, wo er nicht allein in kurzem alle ſeine Mitſchüler übertraf, ſondern auch bald ſeinen Lehrer ſelbſt einholte. Nachdem er von Rom, wohin ihn der König geſchickt und wo er unter Pouſſins liebevoller Leitung vornehmlich die Antike und Raphaels Werke ſtudirt hatte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt und zum Ritter des heil. Michaelsordens ernannt. Er beſaß ein umfaſſendes, zu Allem taugliches Genie, welches noch durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte und der Sitten der Völker ausgebildet worden war. Wenige Mahler haben das menſchliche Gemüth und die verſchiedenen Regungen, welche die Leidenſchaften in demſelben entſtehen laſſen, beſſer als er gekannt. Seine Traités sur la physionomie und sur la charactère des passions beweiſen, wie ſehr er über dieſen Gegenſtand nachgedacht hat. Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechſelung in dem Colorit würden ihn vielleicht über alle Mahler der alten und neuen Zeit erhoben haben. Von Seiten der Erfindung erreichte er wenigſtens an Reichthum des Genies, an der Zahl und Verſchiedenheit ſeiner Werke die größten Meiſter, welche ihm vorangegangen waren. Er verband mit der lebhafteſten Einbildungskraft und der größten Leichtigkeit im Arbeiten die reifſte und ſicherſte Urtheilskraft; er ſtrebte nach der möglichſten Correctheit, und verleibte keinen, auch nicht den unbedeutendſten Gegenſtand ſeinen Werken ein, worüber er nicht vorher das Alterthum, Bücher oder Gelehrte zu Rathe gezogen hätte. Sein Character iſt, beſonders in künſtleriſcher Hinſicht, nicht ohne Tadel. Kaum zum erſten Mahler des Königs ernannt, wurde er auch ſchon der deſpotiſchſte Tyrann aller Künſtler ſeiner Zeit. Mahler, Bildhauer, ja ſelbſt die Baumeiſter, von ihm in Knechtſchaft gehalten, büßten auf dieſe Weiſe nothwendig das Gefühl des Ruhms ein. Sie wurden mehr Schmeichler, als Künſtler, und daher tragen faſt alle Denkmähler der Kunſt aus jener Periode daſſelbe Gepräge; nichts iſt originell, Alles

ſcheint ein Abdruck von Le Bruns Genius. Le Brun ſtarb den 12. Jan. 1690. Er hatte eine zahlreiche Schule gebildet. Seine vorzüglichſten Gemählde ſind: die Schlachten Alexanders des Großen; die büßende Magdalena; die Kreuztragung; die Kreuzigung; der heilige Johannes auf der Inſel Pathmos u. ſ. w.

Brun (Charles François Le), Herzog von Piacenza, unter Napoleon Reichserzſchatzmeiſter von Frankreich. Er war Secretär von Maupeou und gilt für den Verfaſſer der Reden, welche Maupeou 1770 bei Gelegenheit ſeines Streits mit den Parlamentern hielt. Er lebte hierauf in der Zurückgezogenheit, einzig mit der Erziehung ſeiner Familie beſchäftigt. Als Deputirter des dritten Standes von Dourdan bei der Generalſtändeverſammlung machte er ſich durch ſeine Mäßigung bemerklich. Er wählte ſich die Gegenſtände der Polizei, der Finanzen und der Staatsverwaltung zu ſeiner Bearbeitung, und wirkte mehrere dieſelben betreffende Beſchlüſſe aus. Nachdem er der Revolutionsregierung entgangen war, trat er in den Rath der Alten, wo er ſich denſelben Gegenſtänden widmete. Die Revolution vom 18ten Brumaire begünſtigte er, ward Präſident der einſtweiligen Commiſſion des Raths und nachher dritter Conſul. Im J. 1803 wählte ihn die 3. Claſſe des Inſtituts zum Präſidenten. Napoleon, der in Le Brun ein ſeinen Abſichten ſich anpaſſendes Werkzeug kennen gelernt hatte, erhob ihn 1804 zum Reichserzſchatzmeiſter, und übergab ihm das Generalgouvernement von Ligurien, welches 1806 Le Brun als franzöſiſches Departement organiſirte. Später ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza und endlich zum Generalgouverneur von Holland. Die Waffenerfolge der Alliirten im J. 1813 vertrieben ihn von dieſer Stelle, und den 6. April 1814 unterſchrieb er die Zurückberufungsacte der Bourbons. Den Monat darauf ward er als außerordentlicher Commiſſär des Königs in die 14. Militärdiviſion nach Caen geſchickt, und im Juni deſſelben Jahrs zum Pair ernannt. Unter Napoleons Uſurpation, 1815, nahm er auch deſſen Pairswürde an, erhielt neben ſeiner alten Erzſchatzmeiſterſtelle noch die eines Großmeiſters der Univerſität, und ward dem zufolge nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. in die Verordnung vom 24. Juli 1815 mit begriffen, durfte jedoch ſpäterhin nach Frankreich zurückkehren.

Brunck (Richard Franz Philipp), einer der gelehrteſten Kritiker der neuern Zeit, war zu Straßburg den 30. Dec. 1729 geboren. Er ward bei den Jeſuiten zu Paris erzogen, und machte unter ihrer Anleitung treffliche Fortſchritte in den Studien, vernachläſſigte aber dieſelben, als er unmittelbar darauf in das Geſchäftsleben trat. Erſt geraume Zeit nachher kehrte er zur Literatur zurück. Er befand ſich als Kriegscommiſſär, während der Feldzüge in Hannover, zu Gießen in Winterquartieren, und wohnte zufällig hier bei einem Profeſſor, der durch Rath und Beiſpiel den Geſchmack für die Wiſſenſchaften in ihm weckte, und ihn zur Lectüre der Claſſiker leitete. Als Brunck nach Straßburg zurückgekommen war, widmete er alle Zeit, die er frei hatte, dem Studium des Griechiſchen, und beſuchte in einem Alter von 30 Jahren und mit einem öffentlichen Amte bekleidet, die Vorleſungen eines Profeſſors der griechiſchen Sprache bei der Univerſität. Der Enthuſiasmus, der ihm zu dieſem mühſamen Studium Muth gemacht hatte, ſtieg durch das Vergnügen, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß alle die Nachläſſigkeiten, die er in den griechiſchen Dichtern bemerkte und zu bemerken glaubte, nur Nachläſſigkeiten der Abſchreiber ſeien. In dieſer feſten Meinung änderte er, was ihm mißfällig und anſtößig war, warf die

Ordnung der Verſe um und erlaubte ſich Freiheiten, welche die Kritik durchaus verwerfen muß. Dieſer Wuth zu ändern überließ er ſich mit der ungemeſſenſten Freiheit beſonders in den Randgloſſen ſeiner Bücher und in den zahlreichen Abſchriften, die er mehr zu ſeinem Vergnügen, als zu ſeinem Gebrauche von den griechiſchen Dichtern machte, und dieſe Willkühr iſt auch in ſeinen Ausgaben ſichtbar, und erlaubt nur einen ſehr vorſichtigen Gebrauch ſelbſt der beſten. Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß Brunck der griechiſchen Literatur von weſentlichem Nutzen geweſen, und daß, ſeit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wenige Gelehrte ſo kräftig ihre Fortſchritte gefördert haben. Bewundern muß man, wie Vieles und Wichtiges er in einem Zeitraum von zwanzig Jahren geleiſtet hat. Auch auf die römiſchen Dichter wandte er ſeinen Fleiß, und beſorgte eine ſchätzbare Ausgabe des Virgil. Von ſeinen griechiſchen Ausgaben nennen wir ſeine Analekten, den Apollonius Rhodius, den Ariſtophanes und ſein Meiſterwerk, den Sophokles, für den ihm der König eine Penſion von 2000 Franken bewilligte. Für die Zweibrücker übernahm er eine Reviſion des Plautus. Um dieſe Zeit unterbrach die franzöſiſche Revolution ſeine Studien. Er ging mit Feuer auf die neuen Ideen ein, und war eins der erſten Mitglieder der Volksgeſellſchaft in Straßburg, ohne ſich jedoch von den Grundſätzen einer anſtändigen Mäßigung zu entfernen. Dieß beweiſet der Umſtand, daß er während der Schreckenszeit zu Beſançon verhaftet war, und erſt nach Robespierre's Tode ſeine Freiheit wieder erlangte. Im Jahre 1791 nöthigten ihn ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe, einen Theil ſeiner Bibliothek zu verkaufen, und im Jahre 1801 mußte er nochmals zu dieſem Hülfsmittel ſeine Zuflucht nehmen. Dieſer Schritt war für ihn ſehr bitter, da er ſeine Bücher leidenſchaftlich liebte, und bei ſeinen vormals glänzenden Vermögensumſtänden eine köſtliche Bibliothek geſammelt hatte. Wenn man ihm von einem Autor ſprach, den er beſeſſen hatte, traten ihm die Thränen in die Augen. Seit jener Zeit wurden ihm die griechiſchen Studien verhaßt; dagegen beſorgte er noch eine Ausgabe des Terenz, und hatte den Plautus zum Drucke fertig, als er den 13 Juni 1803 ſtarb. Viele ſeiner nachgelaſſenen Papiere ſind auf der pariſer Bibliothek.

Brunduſium (jetzt Brindiſi), eine berühmte alte Stadt in Unteritalien am adriatiſchen Meere, deren Hafen zu der Römerzeit einer der beſuchteſten war, weil man von da gewöhnlich nach Griechenland und Aſien überfuhr, daher auch die Appiſche Heerſtraße dahin führte. Jetzt zählt ſie 5900 Einw., im 12. Jahrh. 60,000. Auch ſtarb hier Virgil.

Brune (G. M. A.) Reichsmarſchall, Sohn eines Advokaten zu Brives la Gaillarde, kam jung nach Paris. Beim Ausbruche der Revolution war er Buchdrucker und zugleich Gelehrter, und hatte ſich ſchon durch einige Werkchen bekannt gemacht. Er widmete ſich nunmehr der Politik, war Mitglied von dem Clubb der Cordeliers, ſtand in Verbindung mit Danton, ſpielte in den verſchiedenen Stürmen jener Zeit eine Rolle, und ward in Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde (im Juli 1791) arretirt. Bis zum 10. Aug. 1792 beſchäftigte ihn die Redaction eines Journals, dann ging er als Civilcommiſſär nach Belgien. Im J. 1793 kam er nach Paris zurück, trat in Militärdienſte und befand ſich bei der Revolutionsarmee in der Gironde. Er diente den 10. Oct. 1795 unter Barras, und half durch ſeinen Muth die Jacobiner zurücktreiben, welche das Lager von Grenelle angegriffen hatten. Bald nachher wurde er als Brigadegeneral bei der italieniſchen Armee angeſtellt, und befand ſich im Januar

1797 bei dem Angriffe auf Verona. Er zeichnete ſich hier und nachgehends in der Schlacht bei Arcole aus, und erhielt bei dieſer Gelegenheit das öffentliche Lob des Generals Bonaparte. Als das Directorium der Schweiz den Krieg erklärte, erhielt Brune das Commando der zum Angriff beſtimmten Armee, drang (im Jan. 1798) ohne großen Widerſtand ein, und bewirkte eine neue Organiſation des Landes. Er übernahm 1799 das Commando in Holland, ſchlug die Engländer nach ihrer Landung in Nordholland (d. 19. Sept.) bei Birghen, und nach einigen andern glücklichen Gefechten nöthigte er den Herzog von York zu der Convention von Alkmaar (d. 18. Oct.), nach welcher die vereinigten Engländer und Ruſſen Nordholland räumen mußten. Im Januar 1800 wurde er in den Staatsrath berufen; darauf erhielt er das Commando der Weſtarmee. Die Beruhigung der durch Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen war größtentheils ſein Werk. Den 13. Aug. ward er zum Obergeneral der italieniſchen Armee ernannt; gegen Ende des Decemb. ließ er ſeine Truppen über den Mincio gehen und ſchlug die Oeſterreicher zurück. Den 8. Januar 1801 ging er über die Etſch, beſetzte Vicenza und Roveredo und ſchloß (den 16. Jan.) zu Treviſo auch mit dem öſterreichiſchen General Bellegarde einen Waffenſtillſtand, durch welchen verſchiedene feſte Plätze in Italien den franzöſiſchen Truppen eingeräumt wurden. Als ihn gegen Ende des Novembers 1802 der Friede in den Staatsrath zurückrief, legte er dem geſetzgebenden Körper den Friedensſchluß mit dem neapolitaniſchen Hofe zur Beſtätigung vor. Im folgenden Jahre ward er zum Ambaſſadeur bei der Pforte ernannt, und ging nach Conſtantinopel ab. Er ſiegte daſelbſt anfangs über die engliſche Partei, und empfing von dem ottomaniſchen Miniſterium die größten Ehrenbezeigungen; als ſich aber neue Spaltungen zwiſchen den beiden Mächten erhoben, verließ er die Türkei. Er war in ſeiner Abweſenheit den 19. Mai 1804 zum Reichsmarſchall ernannt worden. Zu Ende des Jahres 1806 ernannte ihn Napoleon zum Generalgouverneur der Hanſeſtädte, und bald darauf zum Anführer der Armeecorps in Schwediſch-Pommern gegen den König von Schweden. Dieſer Monarch lud den Marſchall zu einer perſönlichen Zuſammenkunft ein, in welcher er ihn aufforderte, ſich für die Sache Ludwigs XVIII., ſeines rechtmäßigen Herrn, zu erklären. Brune lehnte zwar jeden Antrag ab; dennoch mochte er ſich durch einige Aeußerungen in dieſer Unterredung, oder durch Begünſtigung des engliſchen Schleichhandels in Hamburg, Napoleons Ungunſt zugezogen haben; genug, er ward von ſeinem Poſten abgerufen, und blieb bis zu deſſen Sturz ohne Anſtellung. Nach der Revolution von 1814 erkannte er Ludwig XVIII. an, und erhielt das Ludwigskreuz, ward aber nicht angeſtellt. Dies machte, daß er ſich zur Partei der Mißvergnügten neigte, und bei Napoleons Rückkehr ſich ſogleich für ihn erklärte. Er bekam das Commando eines Obſervationscorps im ſüdlichen Frankreich, und ward zum Pair ernannt. Als ſich die Umſtände wieder verändert hatten, zögerte er lange, ehe er Toulon, das er beſetzt hielt, Ludwigs XVIII. Truppen übergab, und ſeine Unterwerfung dem Könige einſandte. Dieſer Umſtand und die in ſeinem Commando ausgeübte Strenge mochten wohl die Volkswuth gegen ihn gereizt haben. Als er ſich von Toulon nach Paris begab, ward er in Avignon von dem royaliſtiſch geſinnten Volke erkannt, das ſogleich das Wirthshaus, wohin er ſich geflüchtet, ſtürmte. Vergebens vertheidigte ihn der Präfect, da keine Truppen in der Stadt waren, perſönlich und mit Gefahr ſeines Lebens 4½ Stunden lang. Die Thüre ward endlich geſprengt, und

der Marſchall erſchoß ſich im nämlichen Augenblick. Sein Körper wurde gemißhandelt und in die Rhone geworfen.

Bruneholb, Brunichild, Gemahlin Siegberts I., Königs von Auſtraſien ſeit 568, eine weſtgothiſche Prinzeſſin, voll Verſtand, unternehmenden Geiſtes, heroiſcher Entſchloſſenheit und tiefer Staatswiſſenſchaft; aber von einem Charakter, der Alles dem Ehrgeize und der ungezähmten Herrſchbegierde aufopferte. Sie verleitete ihren Gemahl zu einem Kriege gegen ſeinen Bruder Chilperich, u. als er (575) darin ermordet worden war, lebte und wüthete ſie fort bis zum Jahre 613, da Lothar II., König v. Soiſſons, ſie in ſeine Gewalt bekam, und als eine Mörderin von zehn Königen und königlichen Prinzen zum ſchrecklichſten Tode verdammte. S. d. A. Fredegonde.

Brunelleſchi (Filippo), wurde im J. 1377 zu Florenz geboren. Er fühlte ſich früh zu den ſchönen Künſten hingezogen und widmete ſich unter andern dem Studium der Werke des Dante, der Zeichenkunſt, der Bildhauerkunſt, der Phyſik, der Mechanik und der Perſpective, deren ſämmtliche Regeln kaum bekannt waren. Er formte verſchiedene Figuren und erfand ſehr ſinnreiche Maſchinen. Indeſſen gehörte doch die Baukunſt zu den Studien, denen er ſich am meiſten und am ausſchließlichſten widmete. Er lernte die Zeichenkunſt, um ſeine architektoniſchen Plane ſelbſt machen, die Bildhauerei, um jene damit ausſchmücken, und die Mechanik, um über die Maſſen derſelben gebieten zu können; ſo wie er auch Mathematik und Geometrie aus dem Grunde ſtudirte. Man behauptet auch, daß er die perſpectiviſchen Anſichten der vornehmſten Denkmähler v. Florenz zeichnete; eine Kunſt, die damals noch in Erſtaunen ſetzte. Alle dieſe verſchiedenartigen Kenntniſſe ſetzten ihn in den Stand, kühne und gewagte Arbeiten zu übernehmen, und verſchafften ihm den Namen eines Wiederherſtellers der Baukunſt. Zuerſt zeigte er ſich als Bildhauer, welches Talent er ſeinem innigen Verhältniſſe mit Donatello verdankte, der damals freilich noch ſehr jung, aber ſchon ſehr geſchickt war. Beide gingen nach Rom, und hier faßte Brunelleſchi die Idee, die Baukunſt nach den Grundſätzen der Griechen und Römer neu umzuſchaffen. Darauf unternahm er es, den Dom zu Florenz mit einer ungeheuern Kuppel zu zieren, ohne dabei das Eiſen anzuwenden; eine erſtaunenswerthe Unternehmung, der ſeit Arnolph v. Lapo ſich Niemand hatte unterziehen wollen. Als im Jahre 1407 die Baumeiſter ſich zu Florenz verſammelt hatten, um über die Maßregeln, den genannten Dom zu bedecken, zu berathſchlagen, kehrte auch Brunelleſchi in ſein Vaterland zurück, fand aber ſo wenig Gehör, daß er wieder nach Rom ging. Inzwiſchen thaten die Künſtler, nachdem ſie vergebens ihre Talente und Hülfsmittel erſchöpft hatten, Verzicht auf eine Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überſtieg. Man war gezwungen, zu Brunelleſchi ſeine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wollte, das durch ſeine eigene Schwere, u. einzig durch die Stärke des Zuſammenhanges ſeiner einzelnen Theile ſich ſchwebend erhalten ſollte. Dieſe Behauptung ſchien allen Baumeiſtern und Kunſtverſtändigen ſo ſonderbar, daß man deren Urheber für wahnſinnig hielt und ihn mit Gewalt aus der Verſammlung entfernte. Da jedoch alle andern gemachten Plane den Wünſchen und der Erwartung der Magiſtratsperſonen eben ſo wenig entſprachen, ſo rief man Brunelleſchi von neuem zurück, und foderte ihn auf, ſeinen Plan u. die Art und Weiſe, wie er ihn auszuführen gedächte, vorzuzeigen. Dieß ſchlug er aus, baute aber zwei kleine Capellen nach ſeinem neuen Syſteme, worauf

ihm der Bau der Kuppel förmlich übertragen wurde. Da er während deſſelben bemerkt hatte, daß, je weiter der Bau fortſchritt, immer mehr Zeit verloren ging, ſo kam er auf den Gedanken, auf dem Gewölbe der Kirche ſelbſt kleine Wirthshäuſer anzulegen, und ſomit den Arbeitern die Zeit des Herauf- und Herunterſteigens zu erſparen. Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, einzig von ſeinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen ſeiner Zeitgenoſſen und zur Ehre ſeines Vaterlandes jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes iſt, zu vollenden. Aber er ſollte die Vollendung ſeines Werkes nicht erleben; die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil der Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als Brunelleſchi ſtarb; doch ward ſie nach ſeiner Angabe beendet. Kein Monument der alten Baukunſt iſt ſo hoch, als dieſer bewundernswürdige Bau, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche ſeitdem erbaut iſt, übertrifft ſie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich. Michel Angelo erklärte, es ſei ſchwer, Brunelleſchi nachzuahmen und unmöglich, ihn zu übertreffen. Brunelleſchi ſtarb, nachdem er noch eine Menge anderer Meiſterwerke der Baukunſt, deren Aufzählung hier zu weitläufig ſein würde, vollendet hatte, im J. 1444, im 67. J. ſeines Alters.

**Brunet**, der berühmteſte komiſche Schauſpieler beim Théâtre des Variétés in Paris. Er ſpielt das Fach der Niais, die ſogenannten Jocriſſen, mit ſolcher Kraft, daß er ſeit zwanzig Jahren jedesmal, wenn er auftritt, durch ſein komiſches Spiel wahre Bewunderung und hohes Vergnügen erregt. Sein Spiel iſt einfach, und wirkt, faſt ohne äußere Mittel, blos durch ſeine innere komiſche Wahrheit. Auch beluſtigt er das Publicum ſehr durch ſeine vielfältig angebrachten Einfälle u. Scherze. Er ſpielt nichts anders als Jocriſſen, u. zwar größtentheils Rollen, die eigens für ihn geſchrieben ſind. Unter Napoleons Herrſchaft erlaubte er ſich häufige Anzüglichkeiten, zuweilen ſogar Ausfälle gegen denſelben, die ihm gemeiniglich hingingen, oft aber auch mit polizeilichen Verweiſen, doch ſtets vergeblich, gerügt, und von Zeit zu Zeit durch Gefängniß beſtraft wurden. Er hat ſich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben gewußt und beſitzt das Théâtre des Variétés als Eigenthum. Man hatte eine (nicht durchaus ächte) Sammlung ſeiner improviſirten Calembourgs unter dem Titel: Brunetiana. S. d. A. Potier.

**Brünn**, die Hauptſtadt von Mähren und einem eigenen nach ihr benannten Kreiſe. Sie iſt mit Graben, Wall und Baſteien umgeben, und hat ein Bergſchloß, Spielberg. Die Stadt mit ihren Vorſtädten zählt gegen 27,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz des Landesguberniums und eines Biſchofs; hat ein Gymnaſium, ein Fräuleinſtift, drei Pfarrkirchen in der Stadt und drei in den Vorſtädten, und viele ſchöne Häuſer. Zwölf Tuchmanufacturen und neunzehn Tuchmachermeiſter zeichnen ſich durch ihre feinen Waaren aus. Sonſt findet man noch Manufacturen in Seidenzeugen, Harasband, Seife, Wagenſchmier und dergl. Der Speditionshandel iſt wichtig.

**Brunnen- u. Badereiſen.** Den Gegenſtand dieſer Reiſe ſiehe in den Art. Bäder, Geſundbrunnen u. Mineralwaſſer. Bei der Auswahl des Waſſers für die Kranken kann man alle Mineralwaſſer in Hinſicht ihrer Wirkung auf den Körper in drei Hauptclaſſen theilen, in Stahlwaſſer und Säuerlinge, in ſchwefelhaltige, und in ſalzhaltige Die Stahlwaſſer, wenigſtens die bedeutendern und wirkſamern darunter, ſind gewöhnlich auch Säuerlinge, d. h. ſie enthalten eine reichliche Menge von kohlenſaure Gas, welches den Antheil von Eiſen aufgelöſt

hält. Bei welchen dieß der Fall nicht iſt, die haben ſo wenig Eiſengehalt, und dieß Wenige iſt in der dürftigen Menge von Kohlenſäuregas ſo ſchwach gebunden, daß es ſich ſchnell zerſetzt, das Eiſen von der Waſſermaſſe ſich trennt, und als Ocker abſetzt, beſonders wenn das Waſſer zum Baden erwärmt wird, wodurch es dann vor gemeinem Waſſer nichts voraus hat, als daß es die Haut und die Wäſche beſchmuzt. Die reichhaltigen Stahlwaſſer wirken auf das Blutſyſtem, indem ſie durch ihren Antheil an Eiſen den Cruor im Blute vermehren, ſehr ſtärkend. Sie können daher in Kränklichkeiten von geſunkener Kraft dieſes Syſtems, in Bleichſucht, Cacherie überhaupt, in Magenſchwäche und andern davon herrührenden Uebeln gebraucht werden, dagegen ſie den an den Lungen, an Vollblütigkeit Leidenden, ſchädlich ſind. Außer den wenigen, wirklich gehaltreichen Eiſenwaſſern gibt es in Deutſchland eine große Menge unbedeutender Quellen, weil es ſehr häufig der Fall iſt, daß ſich einige Gran Eiſen in einem großen Schwall von Waſſer, das ja das allgemeinſte Auflöſungsmittel iſt, auflöſen, oder vielleicht auch erſt darin bilden. In vielen Waſſern dieſer Art würden kaum dem Geſchmacke nach beſondere Beſtandtheile zu vermuthen ſein, wenn nicht die verrätheriſche Galläpfeltinktur auch das Hunderttheilchen eines Grans Eiſen entdeckte, obgleich das Waſſer von ſolcher Kleinigkeit, gleich als ſchämte es ſich ſeiner Armuth, nur roth wird. Doch haben dieſe geringhaltigen Waſſer das Gute, daß man in ihrer Auswahl nicht ängſtlich zu ſein braucht, da ſie nicht ſchaden, wenn ſie auch nicht helfen, und doch als Firma zu Luſtpartien gleichen Nutzen haben, wie die Schilder vor den Gaſthöfen. Schwefelhaltige Waſſer ſcheinen vorzüglich auf das Nervenſyſtem des Unterleibes erregend zu wirken und daher die Thätigkeit der Leber und den Blutumlauf im Unterleibe zu befördern. Sie können deshalb bei Kränklichkeiten, die von Trägheit im Blutumlauf des Unterleibes und der Leberfunction herrühren, gebraucht werden, dagegen ſie bei Anlage zu Congeſtionen und Wallungen des Blutes nachtheilig wirken können. Die ſaliniſchen, z. B. Bitterſalz u. ſ. w. enthaltenden Waſſer wirken auf die eigentlichen Verdauungsorgane, namentlich auf die Schleimabſonderung des Magens und der Gedärme, befördern die Bewegung dieſer Theile, und können von ſolchen Perſonen mit Nutzen getrunken werden, welche an Obſtruction u. a. davon herrührenden Kränklichkeiten leiden, dagegen diejenigen, welche ſchon mit einer krankhaften Abſonderung dieſer Theile behaftet ſind, ſie vermeiden müſſen. Die warmen Quellen und die Seebäder ſind vorzüglich unter die kräftigen Bäder zu rechnen. Man könnte zwar denken, daß die wenigen wirkſamen Beſtandtheile, welche ſich in den Geſundbrunnen befinden, in zweckmäßigen und beſtimmten Gaben als Arzneimittel in bequemerer Form verordnet werden könnten, allein die Aerzte, beſonders die Bade= u. Brunnenärzte, verſichern, daß die Beſtandtheile der mineraliſchen Waſſer, durch die innigere Miſchung u. Auflöſung von der Natur ſelbſt zubereitet, weit wirkſamer als dieſelben Mittel in Medicamenten oder in künſtlichen Bädern wären. In Anſehung der Beſtimmung der Kranken, nach welchem Bade und Geſundbrunnen ſie reiſen ſollen, iſt ſchon oben Einiges erwähnt. Gefährliche Kranke darf man überhaupt nicht, wenigſtens nicht in neuetablirte Bäder ſchicken, weil es keinen günſtigen Eindruck auf die übrigen Brunnengäſte macht, wenn Kranke daſelbſt ſterben. Es geht den neuen Bädern darin wie den anfangenden Aerzten, deren Ruf dadurch leidet, wenn ihnen gleich anfangs Kranke ſterben, dahingegen bei erfahrnen Practikern es ſchon weniger auf ſich hat. In An=

ſehung der ökonomiſchen Umſtände der Kranken ſollten aber beſonders ihre Aerzte ſehr umſichtig zu Werke gehen, und die ärmern oder ſchon minder wohlhabenden Kranken lieber davon abhalten, denn bekanntlich iſt in den Badeorten theures Pflaſter (obwohl in manchen kleinen wörtlich genommen vielleicht gar keins iſt), und es ſollte vorher wohl erwogen werden, ob der Kranke nicht wohlfeiler, bequemer und in wirkſamerer Quantität dieſelben Mittel zu Hauſe gebrauchen könnte. Zudem iſt in Anſchlag zu bringen, daß ſolche Kranke bei aller Humanität der Badedirectionen und Badeärzte, welche für den Minderwohlhabenden ſo gut wie für den Reichen ſorgen, doch auf die heilſame Wirkung der Vergnügungen der Bäder nicht rechnen dürfen, indem ſie denſelben meiſtens entſagen und von ferne ſtehen müſſen. Wer hingegen Geld und nur eine leichte Kränklichkeit hat, beſonders wer bei der Annäherung der Badezeit etwa eine Art von Badekrankheit ſpürt (ungefähr wie die Menſchen, die ſich an das Aderlaſſen gewöhnt haben, an der Ader ein Jucken fühlen, wenn die Zeit wiederkehrt, wo ſie zur Ader ließen), braucht unter den Bädern nach ihren Beſtandtheilen nicht ängſtlich auszuwählen; es wird ihm jedes gut bekommen und er wird überall ein willkommener Badegaſt ſein. Wer noch ſchwankend ſein ſollte über die heilſamen Wirkungen der Bäder, der leſe nur die Ankündigungen und Anzeigen von manchen, welch eine Reihe von Krankheiten, deren Anzahl manchem Zettel der Univerſalmittel Ehre machen würde, aufgeführt iſt, die alle durch die wunderſame Kraft der Heilquelle weggeſpült werden. Die Erfahrung ſelbſt beſtätigt es aber auch; der Ungläubigſte würde bekehrt werden, wenn er die zurückkehrenden Badegäſte ſprechen könnte, wie geſund und heiter die meiſten wieder nach Hauſe kommen. Die Lahmen haben ihre Krücken im Bade aufgehängt; der Hypochondriſt hat ſeinen Spleen erſäuft; der Unvermögende läßt taufen; die Krämpfe ſind verſchwunden u. ſ. f. Die wenigen, die von wirklichen und bedeutenden Uebeln ungeheilt wiederkommen, bringen doch die Verheißung und volle Hoffnung mit, daß die heilſamen Wirkungen der Quelle längſtens in einem Vierteljahre nachkommen ſollen. Wenn wir aber auch zugeben, daß alle die heilſamen Folgen der Bade- und Brunnencuren nicht einzig und allein Wirkung der Beſtandtheile des Mineralwaſſers, ſondern anderer Nebenumſtände ſind, ſo können wir doch behaupten, daß dieſe Vortheile durch keine andern Mittel ſo gut erlangt werden können, als durch Bade- und Brunnencuren. Schon der bei manchen Menſchen ſo ungewöhnliche Eindruck des bloßen Waſſers auf den ganzen Körper, auf die Hautnerven und dadurch auf das geſammte Nervenſyſtem iſt von den heilſamſten Folgen für die Geſundheit. Zu Hauſe könnten wir dieſen Vortheil auch haben, aber zu Hauſe achten wir ihn nicht, weil wir ihn da zu leicht und zu wohlfeil haben können. Schon dafür alſo wären wir den Bädern großen Dank ſchuldig, daß ſie das Baden überhaupt in Erinnerung bringen. Das Trinken der Geſundbrunnen hat den großen Vortheil, daß viele Menſchen, die eine gewiſſe Art von Waſſerſcheu haben, von der Möglichkeit überzeugt werden, daß auch ihr Magen Waſſer vertragen kann, wenn es nur nicht ſo ganz gemeines iſt, das in ihrer Heimath jede Bauerdirne unentgeldlich einſchöpft. Dieſen iſt es dann ſehr wohlthätig, daß ihr Magen doch wenigſtens einige Wochen mit dieſem heilbringenden Element erquickt, und nicht immer mit Thee, Bier, Wein, oder andern hitzigen Getränken beläſtigt wird. Wie wohlthätig ferner iſt die körperliche Bewegung, welche das Gebot

des Arztes, noch mehr das allgemeine Beiſpiel, die Mode, die Langeweile erzwingt. Manche Dame, welche außerdem das Gehen für zu beſchwerlich oder unanſtändig hielt, der Gelehrte, welcher an ſeinem Studirtiſche ſich krumm geſeſſen hat, der Geſchäftsmann, welchen die Arbeit auf dem Stuhle gefeſſelt hielt, der fette Müßiggänger, welcher auf dem Sopha ſich zu pflegen gewohnt iſt, alle müſſen ſich Bewegung machen, allen iſt ſie äußerſt wohlthätig, und alle dieſe würden ſie ohne Badereiſen nicht haben. Auch der häufigere Genuß der freien Luft, der manchen Menſchen ſo ſelten iſt, der wohlthätige Einfluß der Reiſe ſelbſt iſt ſehr hoch anzuſchlagen. Zudem wie mannichfaltig iſt nicht die Veranlaſſung zur Aufheiterung des Gemüths! Wo findet ſich eine beſſere Gelegenheit, mit dem gültigſten Grunde von der Welt (Geſundheit geht ja über Alles) ſich von den drückenden häuslichen Sorgen, von läſtigen Arbeiten, von einer grämlichen Ehehälfte, von der ſtrengen Aufſicht einer alten Tante u. ſ. f. eine Zeitlang zu befreien? Selbſt die Vergnügungen in den Bädern haben ihren eigenen Reiz, ſie kommen des Jahrs nur einmal, ſind nicht mit dem läſtigen Zwang verbunden, der andere Vergnügungen ſtört, vereinigen vieles, was in andern Orten zerſtreut iſt, und größere Bäder können ſelbſt als eine Art von permanenter Redoute angeſehen werden, nur in umgekehrtem Verhältniſſe zu den gewöhnlichen Maskenbällen, indem bei dieſen vielerlei Masken zu Einem Zwecke zuſammenkommen, bei jener aber verſchiedene Zwecke ſich unter Eine Maske ſtecken. Wir müſſen die Vortheile der Bade- und Brunnenreiſen für die Beſitzer der Bäder, die Pachter, die Einwohner, die Badeärzte, die Wirthe, Bettler und Spieler übergehen, und wollen nur noch den Wunſch äußern, daß die Miniſter und Großen der Erde, von deren Unterleibsbeſchaffenheit oft das Wohl von Tauſenden abhängt, ihre politiſchen Verhandlungen in den Bädern, die jetzt mehr als ſonſt daſelbſt Mode werden, erſt dann anfangen möchten, wenn die Cur ſchon ihre Wirkung auf ihre Aufheiterung gethan hat. Alle dieſe Vortheile hätten wir nicht ohne die Bäder, dieß ſieht Jeder ein. Doch iſt auch in Rückſicht des Verhaltens in denſelben noch Einiges zu bemerken. Die Zeit des Aufenthalts vorzüglich darf nicht zu kurz ſein. Unter drei Wochen kann ſich niemand bedeutenden Nutzen von der Cur verſprechen. Die Badeärzte ſehen es am liebſten, wenn die Kranken 4 bis 6 Wochen bleiben können. Vor einer gar zu ſtrengen Diät braucht ſich übrigens Niemand zu fürchten. Die Badeärzte verordnen von Amtswegen eine paſſende Diät, überlaſſen dann weislich die Modification derſelben dem Kranken, der ſeine Natur ſelbſt am beſten kennen muß. Auch ſieht ja ein jeder an den Geſellſchaftstafeln, Abendzirkeln u. ſ. w., daß die meiſten Brunnenärzte keine diätetiſchen Pedanten ſind, ſondern mit dem vollen Römer das Zeichen geben, daß man hier nicht bloß zum Waſſertrinken verurtheilt wird. Uebrigens darf auch Niemand fürchten, daß alle jene Vortheile nur in großen und berühmten Bädern den Badegäſten zu Statten kämen. Die meiſten ſind in kleinen und ſelbſt den unberühmten Bädern auch zu genießen. Es kann ja nicht Jeder in einem Hotel zum Erbprinzen u. ſ. w. einkehren; es gibt auch Leute, die im Strohkranze mit dem rothen Läppchen einkehren wollen und können; alſo muß es auch ſolche Plätzchen geben, und es finden ſich überall Gäſte und mit ihnen Vergnügen ein. Man kann auch die Peterskirche in Kleinem auf einen Nagel mahlen und die Welt iſt überall Welt.

Bruno der Große, Erzbiſchof von Cöln und Herzog von

Lothringen, dritter Sohn Heinrichs des Voglers und Bruder Kaiſers Otto I. Er hatte großen Antheil an den Begebenheiten ſeiner Zeit, und übertraf alle damaligen Biſchöfe an Fähigkeit und Einſichten. Ein zahlreiches Gefolge von Gelehrten aus allen Ländern, ſelbſt aus Griechenland, ſchloß ſich ſtets an ihn an, und ſein ſchönes Vorbild wirkte, daß mehrere Prälaten ihm ähnlich zu werden ſtrebten. Er ſtarb zu Rheims den 11. October 965. Man legt ihm Commentare über die fünf Bücher Moſis und einige Lebensbeſchreibungen von Heiligen bei.

**Bruno** (der heilige), Stifter des Cartheuſermönchsordens, war zu Cöln gegen das Jahr 1030 aus einem alten und edlen Geſchlechte geboren, das noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunders beſtand. Er wurde in der Schule der Collegialkirche St. Cunibert erzogen, bei welcher er auch in der Folge ein Canonicat erhielt, und ſtudirte dann zu Rheims, wo er ſich ſo auszeichnete, daß ihm der daſige Biſchof Gervais die Aufſicht über alle Schulen des Sprengels übertrug. Bruno zog mehrere ausgezeichnete Schüler, unter andern Odo, der unter dem Namen Urban II. Papſt ward. Die Sittenloſigkeit jener Zeit bewog ihn, die Einſamkeit zu ſuchen; daher begab er ſich mit ſechs gleichgeſinnten Freunden zu dem heiligen Hugo, Biſchof von Grenoble, und dieſer führte ſie ſelbſt im J. 1084 in die vier Stunden von der Stadt entfernte Wüſte, welche Chartreuſe heißt, und von welcher der hier entſtandene berühmte Orden ſeinen Namen erhielt. Hier in einem engen, von zwei ſchroffen mit Schnee und Dornen bedeckten Felſen überragten Thale war es, wo Bruno und ſeine Gefährten ein Oratorium und kleine abgeſonderte Zellen zu ihren Wohnungen erbauten und einen der ſtrengſten Mönchsorden gründeten. Die Bewohner dieſer Wüſte mehrten ſich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, ſchufen durch Arbeit und Kunſt einen Theil der Waldung in Gärten um, und belebten durch Induſtrie einen Ort, den die Natur nur zum Aufenthalt wilder Thiere beſtimmt zu haben ſchien. Dabei lebten ſie in der größten Armuth und Entbehrung, trugen eine grobe Kutte, genoſſen kein Fleiſch, ſondern nur Vegetabilien und Kleienbrot, und beſchäftigten ſich mit Gebet, mit Leſen und Abſchreiben von Büchern. Unterdeß war Urban II. Papſt geworden, und berief 1089 ſeinen vormaligen Lehrer zu ſich. Bruno gehorchte wider Willen, und kam nach Rom, ſchlug aber jede geiſtliche Würde aus, und erhielt die Erlaubniß im J. 1094, eine zweite Carthauſe in der Einſamkeit von della Torre in Calabrien zu gründen. Hier lebte er nach voriger Weiſe, ſtand ſeiner neuen Colonie mit gleicher Weisheit vor und ſtarb in den Armen ſeiner Schüler den 6. Oct. 1101. Leo X. erlaubte im J 1514 den Cartheuſern, ihm zu Ehren eine eigene Meſſe zu halten, und Gregor XV. dehnte im J. 1623 dieſelbe auf die ganze catholiſche Kirche aus. Seitdem ward er in die Zahl der Heiligen verſetzt. Bruno hatte ſeinen Schülern keine beſondern Geſetze gegeben, erſt im J. 1581 kam eine vollſtändige Regel für die Cartheuſer zu Stande, welche Innocenz XI. beſtätigte.

**Brüſſel**, die ehemalige Hauptſtadt der öſterreich. Niederlande, mit 72,280 meiſt catholiſchen Einw. in 9500 Häuſ. jetzt, nach Amſterdam, die wichtigſte Stadt im Königreiche der Niederlande, liegt am Fluſſe Sienne oder Senne, iſt ſchön, groß, wohlbefeſtigt, und wegen ihrer Handlung und ihrer Manufacturen, beſonders der Spitzen, deren Verfertigung in und um Brüſſel auf 9000 Menſchen beſchäftigt, berühmt. Den 24. Oct. 1792 zog **Dumouriez**, nach einem ſechsſtündi-

gen Gefechte bei Anderlach, in Brüſſel ein; den 26. März 1793 nahmen es jedoch die Oeſterreicher nach der Schlacht von Löwen wieder. Den 9. April kam Kaiſer Franz II. daſelbſt an, beſchwor den 13. die Joyeuse Entrée, und empfing von den Ständen die Huldigung als Herzog von Brabant. Allein den 9. Juli 1794 eroberten es die Franzoſen aufs neue, und behielten es im Friedensſchluß. Brüſſel ward die Hauptſtadt des Dyle-Departements, bis es 1813 vom franz. Joche befreiet und nachher zum Königreich der Niederlande geſchlagen wurde. Der König reſidirt abwechſelnd dort und im Haag. Eben ſo halten die beiden geſetzgebenden Kammern in Haag und Brüſſel abwechſelnd ihre Sitzungen. In der Nähe das k. Luſtſchl. Laeken.

Bruſt, der vordere Theil des Oberleibes, der die Bruſthöhle bildet. Sie erſtreckt ſich vom Halſe bis zum Anfange des Unterleibes, und wird vornehmlich durch das Bruſtbein und die Rippen gebildet. Erſteres läuft vom Halſe an der Länge nach durch die Mitte der Bruſt hinab, letztere ſind hinten am Rückgrathe befeſtigt und wölben ſich nach dem Bruſtbeine hin, mit welchem ſie ſich vermittelſt eines Knorpels feſt verbinden. Bei den Menſchen hat der ganze Oberleib, folglich auch die Bruſt, eine ſenkrechte Stellung, bei den übrigen Thieren iſt die Bruſt unterwärts gekehrt. Bei den Fiſchen, welchen die Rippen fehlen, machen die Schlüſſelbeine, die Schulterblätter, der Bruſtknochen und einige Wirbel den Oberleib aus, und die ſehr kleine Bruſthöhle befindet ſich dicht unter den Kiemen am Ende des Gaumens hinter dem Nacken. Bei den Inſecten heißt der mittlere Theil des Körpers das Bruſtſtück. Es befindet ſich zwiſchen dem genau abgetrennten Kopfe und dem Hinterleibe.

Bruſtwehr heißt in der Kriegskunſt jede Erhöhung, welche vor dem geraden Schuſſe ſichern ſoll. Da Holz und Stein durch das Anprallen der Kugeln zerſpringen und umherfliegen, ſo ſind ſie zu Bruſtwehren nicht brauchbar. Am beſten macht man ſie aus Erde, in beſondern Fällen wohl auch aus Faſchinen, Miſt, gefüllten Schanzkörben, Sand- und Wollſäcken. Die Dicke der Bruſtwehr muß ſich nach dem feindlichen Geſchütze richten; in der Regel darf ſie nicht unter 10 und nicht über 18 — 24 Fuß dick ſein. In Anſehung der Höhe gibt Cugnot die Regel: man müſſe die Bruſtwehr ſo hoch machen, daß man aus dem innern Raume der Schanze, in die Entfernung eines Kanonenſchuſſes, nichts als den Himmel und die Gipfel der Bäume erblicken könne. Kann man dieſe Regel wegen zu bedeutender Höhe naher Berge nicht befolgen ſo ſichert man ſich durch im Innern der Schanze aufgeführte Querwälle.

Brutal-Impfung, eine von Marcus Herz, einem der bedeutendſten Widerſacher der Schutzpocken, aufgebrachte Hohnbenennung der Kuhpocken-Impfung.

Brüten der Vögel. Die Säugthiere entwickeln ihre Jungen in ihrem eigenen Leibe; es bilden ſich in demſelben alle Theile ſo aus, daß das neugeborne Thier im Weſentlichen der Mutter und dem Vater ähnlich ſieht. Ganz anders iſt es bei den Vögeln. Sie legen bekanntlich, wie die meiſten Amphibien, wie die Fiſche, Inſecten und Würmer, Eier, aus welchen ſich das Junge mittelſt der Wärme entwickelt. Die vier letztgenannten Claſſen der Thiere überlaſſen die Entwickelung ihrer Eier der Sonnenwärme, die Vögel bedienen ſich hierzu der Wärme ihres Körpers. Daraus entſteht für ſie ein beſonderes wichtiges Geſchäft, das Brüten. Alle bekannten Vögel verrichten dieſes Geſchäft ſelbſt, nur der Kukuk nicht, der ſeine Eier in die Neſter der Bach-

ſtelzen und anderer kleinen Vögel legt. Der Strauß, dem man ſonſt alles Brüten abſprach, brütet in Geſellſchaft mit mehreren Weibchen Tag und Nacht. Bei den meiſten Vögeln, z. B. den Enten, Gänſen, Hühnern und andern, liegt allein dem Weibchen das Brüten ob; bei vielen aber, und inſonderheit bei denen, welche ſich paarweiſe zuſammenhalten, z. B. Tauben, Lerchen, Sperlinge, Meiſen, nimmt auch das Männchen an dem Brüten Theil. Es löſet ſein Weibchen gewöhnlich um Mittag einige Stunden ab, damit es auf Nahrung ausgehen und ſich baden kann. Andere bleiben während der Brütezeit neben dem Weibchen ſitzen, und ſchützen es vor feindlichen Anfällen; wieder andere tragen dem brütenden Weibchen Nahrung zu, z. B. Canarienvögel, Stieglitze, Hänflinge und andere. Die Beharrlichkeit, Geduld und Anſtrengung des brütenden Weibchens verdient Bewunderung. Es nimmt die unbequemſte Stellung an, um ſeine Eier nicht zu beſchädigen, und vergißt darüber Geſellſchaft und Nahrung. Unſere Gänſe, Enten und Hühner machen durch ihr Zerſtoßen und Verlaſſen der Eier eine Ausnahme. Muß das Weibchen ja aus Hunger oder Durſt, oder ſonſt zur Befriedigung eines Bedürfniſſes ſein Neſt verlaſſen, ſo bedeckt es die Eier mit Federn, Moos, Wolle u. dergl. Die mehreſten Vögel werden während des Brütens viel zahmer. Andere vertheidigen ihr Neſt mit der augenſcheinlichſten Lebensgefahr. Die Haushenne ſetzt ſich kühn dem größten Hunde entgegen. Nur wenige, in Freiheit lebende Vögel leiden es, daß man ſie im Brüten ſtöre. Viele verlaſſen ihre Neſter, wenn eine Menſchenhand in ihrer Abweſenheit die Eier betaſtet; das thut ſogar der Canarienvogel. Die größeren Vögel brüten in der Regel länger als die kleinern. Die allmählige Entwickelung und Ausbildung des jungen Vogels im Ei hat man beſonders bei den Haushühnern genau beobachtet. Die erſte Bedeckung des jungen Vogels iſt von den eigentlichen Federn verſchieden. Sie beſteht mehr in einer Art Flaumfedern, die nachher von den ordentlichen Federn verdrängt werden. Das neuausgekrochene Vögelchen hält ſich noch einige Stunden oder länger im Neſte unter der Mutter auf, bis es die äußere Luft gewohnt iſt. Die Aeltern, beſonders die Mutter, beweiſen nun die bewundernswürdigſte Sorgfalt u. Zärtlichkeit für ihre Jungen, ſie zu beſchützen, zu ernähren und zu pflegen. Es wird ihnen bequeme Nahrung gebracht, welche die Mutter, wenn es nöthig iſt, zuvor im Kropfe erweicht. Der Koth der Jungen wird, ſo lange ſie noch blind ſind, vom Aelterpaare aus dem Neſte geſchafft, damit ihnen die Unreinigkeit nicht am Wachsthume ſchade. Waſſer- und Sumpfvögel verlaſſen bald nach der Geburt das Neſt, und ſchwimmen oder laufen mit der Mutter umher, von der ſie, ſo wie vom Vater, angewieſen werden, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen. Indeß hört die älterliche Sorgfalt und Pflege bei dieſen Vögeln noch nicht auf. Die Mutter beſchützt ſie, nimmt ſie bei übler Witterung unter die Flügel, und läßt es ſich oft ſauer werden, um es ihnen bequem zu machen. Die Zeit des Brütens iſt freilich gewöhnlich nach der Größe der Vögel verſchieden. Wenn der Hänfling 14 Tage fodert, ſo brütet die gewöhnliche Henne in 21, der Schwan aber in 42 Tagen ſeine Jungen aus. In wärmeren Climaten ſoll die Brütezeit etwas abgekürzt werden. So ſagt man, daß in Afrika die Henne nur 13 Tage ſitze. Auch wiſſen wir, daß bei ſehr kühler Witterung Gänſe und Hühner viel länger ſitzen, als wenn das Wetter recht warm iſt. Im Ganzen iſt eine Wärme von 104 Grad Fahr. erfoderlich, um alle Vogeleier auszubrüten: daher denn nicht zu bewundern iſt, wenn ſchon in ältern Zeiten dergleichen Verſuche ge-

macht worden ſind. Das künſtliche Ausbrüten der Eier iſt nicht blos auf Aegypten eingeſchränkt, ſondern man hat auch in Neapel während des 15. Jahrhunderts dergleichen Brütöfen angelegt. Aber in Aegypten iſt dieſe Kunſt auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Die dazu eingerichteten Oefen ſind von Ziegelſteinen, und etwas in die Erde hineingearbeitet. Sie beſtehn aus zwei Stockwerken, die mit einander in Verbindung ſtehen, und in mehrere Kammern abgetheilt ſind. In einem Winkel des Gebäudes iſt ein Ofen, den man 10 Tage hinter einander, täglich 3—4 Stunden, mit Kuh- und Kameelmiſt, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, erheizt. Um den rechten Grad der Wärme zu geben, hat man kein anderes Mittel, als das eigene Gefühl der Arbeiter. Man vergleicht die Temperatur, die man hervorbringen will, mit der Wärme der Bäder. Wird die Hitze zu ſtark, ſo öffnet man eigene Luftzüge. Der Boden der Abtheilungen oder Kammern wird mit Matten, und einer Schicht Stroh darüber, bedeckt, und darauf legt man die Eier, doch ſo, daß ſie einander nicht berühren. Täglich werden ſie 2 Mal, und eben ſo oft des Nachts, umgewandt. Nach 8 oder 10 Tagen unterſucht man ſie mit einer Lampe, ob ſie auch bekommen. Die fehlſchlagenden wirft man weg, und bringt die übrigen am 14. Tage in das obere Stockwerk. Am 20. oder 21. Tage kriechen die Küchlein aus, und werden nun ihren Eigenthümern zurück gegeben, oder verkauft. Für das Ausbrüten nimmt der Beſitzer des Ofens ein Drittheil der Eier. Solcher Oefen ſollen 400 in Aegypten ſein, und in jedem Ofen (faſt unglaublich) 50,000 Küchlein ausgebrütet werden. Die Einwohner eines Dorfes, Bermé im Delta, ſind im Beſitz dieſer Kunſt, die ſie durch ganz Aegypten treiben. Auch in China iſt dies künſtliche Ausbrüten in Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchſen, die mit Sand gefüllt ſind, und ſtellt dieſe auf eiſerne erhitzte Platten. Reaumür machte zwei Vorſchläge bekannt', wodurch er das künſtliche Ausbrüten auch in Europa einführen wollte. Auf gewöhnlichen Backöfen ſollte ein bewegliches Geſtell von Bretern angebracht werden, worauf man die Eier legen könne. Um die nöthige Wärme ohne Thermometer gehörig zu beurtheilen, ſolle man ein Stück Butter, einer Wallnuß groß, mit eben ſo viel Talg vermiſcht, in einem dünnen Glaſe hinſtellen. Schmelze dies, wie ein dicker Syrup, ſo ſei es die rechte Wärme. Ein anderer Vorſchlag war, die Eier in Miſthaufen einzugraben; allein ſowol die Unſicherheit der Temperatur, als auch die ſchädlichen Luftarten, die aus den Miſthaufen aufſteigen, hinderten den glücklichen Erfolg dieſes Unternehmens: die meiſten Eier wurden faul. Neuerlich hat ein ungenannter Franzoſe ein eigenes Werk über das künſtliche Ausbrüten herausgegeben, worin er die ägyptiſchen Brütöfen in größerer Zweckmäßigkeit einzuführen ſucht. Er heizt die Oefen mit kochendem Waſſer.

**Brutto** (Ital.), im Gegenſatze von Netto, wird in der Kaufmannsſprache die Waare mit Inbegriff deſſen, worein ſie verpackt iſt, genannt. Es gilt das vorzüglich in Beziehung auf das Gewicht der Waare, daher man z. B. ſagt: das Faß Kaffée wiegt 9 Ct. Brutto, d. h. mit Inbegriff des Gewichtes des Faſſes.

**Brutus** (Lucius Junius), war der Sohn des Marcus Junius und der Tochter des ältern Tarquinius, und rettete ſein Leben vor den Verfolgungen des Tarquinius Superbus nur dadurch, daß er ſich blödſinnig ſtellte, weßhalb er auch den Beinamen Brutus bekam. So blieb er am Hofe als Geſellſchafter der jungen Prinzen, die er nach Delphi begleitete, als ſie ſich wegen einer in Rom ausgebrochenen Peſt dahin be-

gaben. Er nahm für den Gott einen Holunderſtecken mit, in dem er eine goldene Ruthe verborgen hatte. Als ſie beim Fortgehen von Delphi den Apollo befragten, wer von ihnen einſt Rom beherrſchen werde, antwortete das Orakel: Derjenige, der zuerſt ſeine Mutter küſſen werde. Brutus, um den Ausſpruch ſich zuzueignen, ſtellte ſich, als ſie in Italien ans Land ſtiegen, als ob er niederfiele, u. küßte die Erde ſeines Vaterlandes. Als bald darauf Lucretia, des Collatinus Gemahlin, ſich ſelbſt den Dolch in den Buſen ſtieß, um die ihr von des Tarquinius Sohn angethane Entehrung nicht zu überleben, ließ Brutus, der dabei gegenwärtig war, die Maske fallen; er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und ſchwur den Tarquiniern Rache, erklärte den Erſtaunten das Räthſel ſeiner Umwandlung, vermochte zu einem gleichen Eide alle Anweſende, und ließ, da man ſich ſeiner Leitung unterwarf, ſogleich die Thore ſperren, das Volk zuſammenrufen, den Leichnam öffentlich ausſtellen, und verlangte die Verbannung der Tarquinier. Nachdem ſie beſchloſſen worden, trug Brutus darauf an, die Königswürde ganz abzuſchaffen und eine freie Verfaſſung einzuführen. Da beſtimmte man, daß zwei Conſuln auf ein Jahr die höchſte Gewalt ausüben ſollten, und ertheilte dieſes Amt zuerſt dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus. Tarquinius, der die Thore geſperrt und ſich von der Armee, die Brutus indeß gewonnen hatte, verlaſſen ſah, ſchickte Geſandte nach Rom, die wenigſtens ſein Privateigenthum zurückfodern, und zugleich verſprechen ſollten, daß er nichts gegen die Republik unternehmen wolle. Man bewilligte dieſes Begehren; dennoch verſuchten die Geſandten eine Verſchwörung und zogen mehrere Jünglinge in dieſelbe, unter denen ſich auch die beiden Söhne des Brutus, und ſeine und des Collatinus Neffen befanden. Aber ein Sclave, Namens Vindex, entdeckte das Vorhaben vor ſeinem Ausbruche. Nachdem die Schuldigen gefangen genommen worden, ließen die Conſuln auf den folgenden Morgen das Volk zu den Comitien berufen. Alles war tief erſchüttert, unter den Gefangenen auch des Brutus Söhne an Pfähle gebunden, und den Vater auf dem Richterſtuhl zu ſehen, der ſie verurtheilen ſollte. Collatinus weinte, und ſelbſt der ſtrenge Valerius ſaß ſtumm da. Aber Brutus ſtand gefaßt auf, und befahl, nachdem die Schuld unwiderſprechlich erwieſen worden, den Lictoren, das Geſetz zu vollziehen. Weder die Bitten des Volks noch ſeiner Söhne änderten ſeinen Entſchluß. Er wohnte dem ſchrecklichen Schauſpiele mit Standhaftigkeit bei, und erſt nach der Hinrichtung verließ er die Verſammlung, in die er jedoch zurückgerufen ward, da Collatinus ſeine ſchuldigen Vettern zu retten wünſchte. Das Volk verurtheilte alle, und wählte an die Stelle des Collatinus den Valerius zum Conſul. Indeß hatte Tarquinius, von Porſenna unterſtützt, eine Armee verſammelt, und rückte gegen Rom an. Die Conſuln zogen ihm entgegen. Brutus führte die Reiterei, ihm gegenüber befehligte Aruns, Tarquins Sohn. Beide durchſtießen ſich im Angriffe zu gleicher Zeit mit ihren Spießen (im Jahre Roms 245). Die Römer ſiegten, und Brutus ward feierlich begraben. Die Weiber betrauerten ihn ein ganzes Jahr als den Rächer der Ehre ihres Geſchlechts.

**Brutus** (Marcus Junius). Dieſer, vorzugsweiſe mit dem Namen des **letzten Römers** ausgezeichnete Republikaner war anfangs ein Feind des Pompejus, der ſeinen Vater in Galatien getödtet hatte, vergaß aber ſeinen Privathaß und verſöhnte ſich mit Pompejus, als ſich derſelbe zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf. Er nahm jedoch keine Befehlshaberſtelle an, und ergab ſich nach der unglücklichen Phar-

ſaliſchen Schlacht dem Cäſar, der ihn mit der zärtlichſten Freundſchaft aufnahm, da er ihn immer geliebt hatte und ſogar für ſeinen Sohn hielt. Dieſe Liebe zeigte ihm Cäſar während ſeiner ganzen Dictatur, und bei Vertheilung der Staatsämter wies er ihm Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch ward Brutus ein Haupt der Verſchwörung gegen Cäſar, da er die zärtlichſten Bande dem Wohle des Vaterlandes opfern zu müſſen glaubte. Caſſius, von Haß gegen Cäſar und von Liebe zur Freiheit angetrieben, ſuchte anfangs durch ſchriftliche Auffoderungen, dann durch ſeine Gemahlin Junia, des Brutus Schweſter, denſelben zu gewinnen, und als er ihn genug vorbereitet glaubte, erklärte er ihm mündlich ſeinen Plan einer Verſchwörung gegen den nach der Alleinherrſchaft ſtrebenden Cäſar, in welche Brutus einging und durch ſein Anſehn viele der vornehmſten Römer zog. Cäſar ward im Senat ermordet. Brutus erklärte durch öffentliche Reden die Abſicht dieſer That, konnte jedoch das Mißvergnügen des Volks nicht beſiegen und begab ſich mit ſeiner Partei auf das Capitol. Bald aber faßte er Muth, als der Conſul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäſars Schwager, ſich für ihn erklärten. Allein zwei furchtbare Gegner zeigten ſich ihm bald im Antonius und Lepidus. Antonius, den Brutus großmüthig verſchont hatte, ſöhnte ſich nur zum Scheine mit ihm aus, und erlangte von ihm die Erlaubniß, dem Volke Cäſars Teſtament vorleſen zu dürfen. Hierdurch gelang es dem Antonius, das Volk zur Wuth und Rache gegen die Mörder Cäſars zu reizen. Ein allgemeiner Aufſtand zwang die Verſchwornen, aus Rom zu flüchten. Brutus ging nach Athen, und ſuchte dort unter dem römiſchen Adel eine Partei zu bilden. Zugleich gelang es ihm, die Truppen in Macedonien auf ſeine Seite zu bringen. Jetzt fing er an, öffentlich zu werben, welches ihm um ſo leichter ward, da die übrigen Pompejaniſchen Truppen ſeit der Niederlage ihres Feldherrn noch in Theſſalien herumſchweiften. Hortenſius, der Statthalter von Macedonien, trat ihm bei, und ſo ſtand Brutus, Meiſter von Griechenland und Macedonien, in kurzem an der Spitze eines mächtigen Heeres. Er ging hierauf nach Aſien, wo er ſich mit Caſſius, deſſen Waffen hier einen eben ſo glücklichen Fortgang gehabt hatten, vereinigte. In Rom hatten dagegen die Triumvirn die Oberhand. Brutus und alle Verſchwornen waren verurtheilt worden, und man ſchickte ſich an, ſie zu bekriegen. Dem zu begegnen, hielten Brutus und Caſſius in Smyrna Kriegsrath, und beſchloſſen, zunächſt ſich die Lycier und Rhodier zu unterwerfen. Dieß gelang mit großer Anſtrengung, worauf ſie wieder in Sardes zuſammenkamen, u. nunmehr beſchloſſen, nach Europa zurückzugehen und den Triumvirn die Spitze zu bieten. Auf dem Marſche von Sardes nach Abydus (in Kleinaſien) ſah Brutus ein Geſpenſt, das ſchweigend auf ihn zuging, und als er es fragte: wer biſt du und was willſt du bei mir? ihm antwortete: ich bin dein böſer Genius, Brutus; bei Philippi wirſt du mich wiederſehen. Gut! antwortete Brutus gefaßt, dort werde ich dich ſehen; und die Erſcheinung verſchwand. — Die Armee ging hierauf über den Hellespont und marſchirte in die Ebenen von Philippi in Macedonien, wo auch die Triumvirn mit ihren Legionen angekommen waren. Das Heer der Republikaner beſtand aus neunzehn Legionen u. 20,000 Reitern, aber es litt eine bedeutende Niederlage; Caſſius blieb, und Brutus, der eine zweite Schlacht wagte, wurde völlig geſchlagen. Nur mit wenigen Freunden entrann er dem Tode, übernachtete in einer Höhle, und da er ſeine Sache rettungslos ſah, bat er einen ſeiner Vertrauten, den Strato, ihn zu töd-

ſen. Lange weigerte ſich dieſer: als er ihn aber feſt entſchloſſen ſah, hielt er ihm mit abgewandtem Geſichte ſein Schwert entgegen, in welches Brutus ſich ſtürzte. So ſtarb er im Jahre der Stadt 712 im 43. Lebensjahre.

Bruyère (Jean de la), der berühmte Verfaſſer der Charaktere und Sitten ſeines Jahrhunderts, war auf einem Dorfe unweit Dourdan im Jahre 1644 geboren, und ſtarb im Jahre 1697. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt. Er kaufte ſich anfangs die Stelle eines Schatzmeiſters zu Caen; allein kurz darauf kam er durch den Biſchof Boſſuet mit einer Penſion von 1000 Thalern zu dem Herzoge von Burgund, um denſelben in der Geſchichte zu unterrichten, und hielt ſich in deſſen Hauſe ſeine ganze übrige Lebenszeit auf. Im J. 1693 ward er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Er überſetzte die Charaktere des Theophraſt mit vieler Eleganz ins Franzöſiſche, und begleitete ſie mit einer Folge von Charakteren, worin er die Sitten ſeiner Zeit mit ſcharfem Blicke und in einem bis zum Epigrammatiſchen ſinnreichen und witzigen Vortrage darſtellte. Dieſes Werk ſteht in einer verdienten Achtung. La Bruyère nahm ſeine Charaktere nicht ſelten von lebenden Perſonen (wiewol er dawider proteſtirte), und Malezieux ſagte daher, als ihm La Bruyère ſein Manuſcript zeigte: „Sie werden ſich viele Leſer, aber auch viele Feinde dadurch erwerben.“ Dieſe Vorausſagung traf allerdings ein; doch ſcheint er nie Verfolgungen erfahren zu haben. Uebrigens war er ein Mann von liebenswürdigen Sitten und milder Sinnesart.

Bruyn (Corneille le), ein geſchickter Mahler, aber ungleich berühmter als Reiſender, war im Haag 1652 geboren. Im J. 1674 ging er nach Rom, wo er zwei und ein halbes Jahr ſeine Kunſt ſtudirte. Hierauf folgte er ſeiner Neigung zum Reiſen, beſuchte Neapel und mehrere andere Städte Italiens, ſchiffte ſich nach Smyrna ein, durchreiſete Kleinaſien, Aegypten u. die Inſeln des Archipelagus, Alles, was er ſeiner Aufmerkſamkeit würdig fand, aufzeichnend und abzeichnend. Nach ſeiner Rückkehr nach Europa ließ er ſich in Venedig nieder, beſchäftigte ſich aufs neue mit ſeiner Kunſt, und ward ein Schüler Carlo Lotti's. Im J. 1693 kam er in ſein Vaterland zurück, und machte 1698 ſeine Reiſen bekannt. Die günſtige Aufnahme dieſes Werks erweckte aufs neue ſeine ihm angeborne Reiſeluſt. Er verließ Holland im J. 1701, und beſuchte Rußland, Perſien, Indien, Ceylon und einige aſiatiſche Inſeln. In Rußland mahlte er unter andern Peter den Großen und verſchiedene Prinzen ſeiner Familie. Im Jahre 1708 kam er abermals in ſein Vaterland zurück, das er nun nicht wieder verließ. Nach drei Jahren erſchien ſeine Reiſebeſchreibung, deren Werth, wie der Werth der erſtern, mehr in der Schönheit und Genauigkeit der Abbildungen, als in tiefen und zuverläſſigen Bemerkungen beſteht. Den Reſt ſeiner Tage brachte Le Bruyn einzig mit ſeiner Kunſt beſchäftigt zu, und ſtarb zu Utrecht bei ſeinem Freunde und Beſchützer van Mollem, man weiß nicht in welchem Jahre.

Bryant (James), ein großer Sprachgelehrter u. Alterthumsforſcher, der zu Plymouth 1715 geboren wurde, und 1804 ſtarb. In ſeiner Jugend ſtudirte er in Cambridge, ward darauf Erzieher des Lord Marlborough, eines Sohns des berühmt. Feldherrn, mit dem er auch als Privat-Secretär einen Theil des 7jähr. Krieges in Deutſchland und den Niederlanden zubrachte. Nach ſeiner Rückkehr bekam er einen einträgl. Poſten bei der Artillerie, der ihm hinreichende Muße geſtattete,

ſeinen gelehrten Unterſuchungen über bibliſche, römiſche und griechiſche Alterthümer nachzuhängen. Sein wichtigſtes Werk iſt das Syſtem der alten Mythologie, welches in drei Quartbänden 1774 bis 76 herauskam. So ſehr man den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit des Verfaſſers bewundert, ſo tadelt man doch mit Recht, daß er Einbildungen ſtatt ſtrenger Beweiſe angenommen, und ſich vorzüglich auf den trüglichen Pfad der etymologiſchen Erklärungen begeben. Nächſtdem führte er einen berühmten Streit über die Wahrhaftigkeit des Homer und über das wirkliche Daſein von Troja. In mehreren Schriften ſuchte er nämlich zu zeigen, daß es nie ein Troja gegeben, und daß der ganze Feldzug der Griechen vom Homer erdichtet ſei. Eine frühere Abhandlung, die im J. 1767 erſchien, ſetzt die Inſel Melite, an welcher der Apoſtel Paulus Schiffbruch gelitten, mit vielen Scheingründen, nicht nach Malta, ſondern in das Adriatiſche Meer. Die heiligen Schriften ſuchte er durch Erläuterungen des Joſephus, Philo's des Juden und des Juſtinus Martyr zu erläutern.

Brydone (Peter), ein engliſcher Schriftſteller und Verfaſſer einer ſehr unterhaltenden Reiſebeſchreibung. Er machte die Reiſe durch Sicilien und Malta, welche er 1773 in 2 Bänden dem Publicum mittheilte und die faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt worden, als Führer von Sir William Beckford, einer der reichſten Privatperſonen Englands. So ſehr man über die Schönheit ſeiner Darſtellung einverſtanden, ſo ſehr iſt die Wahrheit ſeiner Erzählungen oft in Anſpruch genommen worden.

Bubna (Graf von), aus einer alten Familie in Böhmen abſtammend, widmete ſich früh den öſterreichiſchen Dienſten, und erhob ſich darin allmählig zum Kammerherrn und Feldmarſchall-Lieutenant. Ins hiſtoriſche Leben trat er eigentlich erſt zu Ende 1812, wo er von ſeinem Monarchen mit außerordentlichen Aufträgen an Napoleon nach Paris und im Mai 1813 an denſelben nach Dresden geſandt wurde. Er führte alsdann in dem Befreiungskriege 1813 ein k. k. öſterreichiſches Armeecorps mit vieler Auszeichnung u. erhielt 1814 den Oberbefehl der k. k. öſterreichiſchen Armee, welche über Genf in das ſüdliche Frankreich eindringen ſollte, wobei er eben ſo viel Vorſicht im Vorrücken, als Schonung und Menſchlichkeit gegen die ſtürmiſchen Bewohner zeigte. Bei Lyon ſtand er dem Marſchall Augereau gegenüber, ohne dieſen beſiegen oder die Stadt mit Gewalt nehmen zu können, bis die Corps von Bianchi und Heſſen Homburg ihm zur Unterſtützung ankamen und der Prinz von Heſſen den Oberbefehl übernommen hatte. Bubna blieb bis zum Rückmarſch der alliirten Heere in Lyon u. begab ſich alsdann nach Wien. Nach der Landung Napoleons 1815 führte er wieder ſein Armeecorps unter dem Oberbefehl von Frimont gegen Lyon, u. ſtand, ohne etwas auszurichten, in Savoyen dem Marſchall Suchet gegenüber, bis Paris erobert und dieſer über Lyon zurückmarſchirt war. Nun beſetzte er ohne Widerſtand Lyon, errichtete daſelbſt ein Generalgouvernement und Kriegsgerichte gegen die Aufrührer, gegen welche er nunmehr weit ſtrenger verfuhr. Im September trat er ſeinen Rückmarſch nach Oeſterreich an, und erhielt für ſeine ausgezeichneten Dienſte ſchöne Güter in Böhmen von ſeinem Kaiſer zum Geſchenk. Er gilt für einen der ausgezeichnetſten Generale, beſonders in Führung leichter Truppen.

Bucentaur. In der Mythologie bezeichnet dieſes Wort eine Art Ungeheuer, welches halb Menſch und halb Stier oder Eſel war. — Auch führte dieſen Namen die große prächtige Galeere, in welcher

der Doge von Venedig ſich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem adriatiſchen Meere vermählte. (S. Venedig.)

**Bucephalus**, das berühmte Pferd Alexanders des Großen, welches derſelbe für dreizehn Talente (etwa 15,000 Thaler) kaufte. Es war von der Zucht des Philonicus, eines Theſſaliers, der es dem Könige Philipp zum Kaufe anbot. Aber ſchon hatte Philipp, der den Preis zu hoch fand, befohlen, das unbändige Roß hinwegzuführen, als der junge Alexander ſich erbot, es zu beſteigen. Wirklich ſchwang er ſich hinauf, und zu Aller Verwunderung gehorchte ihm das Roß, und ließ ſich willig lenken, da es früher keinen Reiter geduldet hatte. Alexander gewann es darum ſo lieb, daß er nie ein anderes Pferd beſtieg, wie denn auch der Bucephalus, wenn er zur Schlacht gerüſtet war, keinem Andern gehorchte. Als er an einer empfangenen Wunde geſtorben war, ließ Alexander ihn am Hydaspes begraben, und erbaute um ſein Grab eine Stadt, die er Bucephalia benannte.

**Buch**, mehrere zu einem Ganzen verbundene Blätter oder Bogen Papier. Dieſe deutſche Benennung entſtand daher, weil man ehedem zu den Büchern die Rinde, Blätter und auch das geſchliffene Holz der Buche nahm. Im Lateiniſchen heißt das Buch liber, welches Baſt bedeutet, weil man ſonſt auf das Baſt ſchrieb. Eben ſo kommt die Benennung Blätter von den Baumblättern, deren man ſich ſtatt des Papiers bediente. In frühern Zeiten wurden Stein-, Blei-, Kupferplatten, Pergamentrollen u. a. m. gebraucht. Die älteſten ſchriftlichen Urkunden ſuchen Einige bei den Aegyptern, als den Erfindern der Bilder- und Hieroglyphenſchrift, Andere bei den Babyloniern. Unter allen auf unſere Zeiten gekommenen Büchern ſind die Urkunden des Moſes, der um das Jahr der Welt 2453 ſchrieb, und das Buch Hiob die älteſten.

**Buchanan** (Georg), ein als Dichter und Hiſtoriker berühmter Schotte, war 1506 zu Kilkerne geboren, ſtudirte zu Paris und wurde, nachdem er früher im Militär gedient hatte, von Jacob V. zum Lehrer ſeines natürlichen Sohnes, des Grafen von Murray, ernannt. Weil er eine beißende Satire gegen die Franziscaner drucken ließ, mußte er flüchtig werden, kam endlich nach Portugal, und wurde hier in ein Kloſter geſperrt, in welchem er ſeine poetiſchen Umſchreibungen der Pſalmen verfaßte. Nach vielem Herumſchweifen kam er 1563 wieder nach Schottland, bekannte ſich öffentlich zur reformirten Religion, ward Lehrer des jungen Königs, Jacobs VI., nachmaligen Jacobs I., den er ſtreng hielt, und ſelbſt oft körperlich züchtigte. Auch nachdem Jacob zur Regierung gekommen war, ſagte er ihm bittre Wahrheiten. Er ſchrieb 1565 die ſchottiſche Geſchichte, nicht ohne Bitterkeit gegen die catholiſche Religion und gegen ſeine ehemahlige Wohlthäterin, die Königin Maria Stuart. Zuletzt wurde er unter Jacobs Regierung Director der königl. Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer, verließ aber 1581 dieſe Stelle, ging nach Edinburgh, und ſtarb daſelbſt den 28. September 1582. Er hat theils durch ſeine Paraphraſe der Pſalmen, theils durch andere Gedichte ſeine Meiſterſchaft in der lateiniſchen Dichterſprache bewieſen. Als Lyriker war er feurig und kühn, als Satiriker witzig und geiſtvoll.

**Bucharei**, ein großes Land in Aſien und ein Haupttheil der Tatarei. Es wird in die große und kleine Bucharei getheilt, von denen jene zur Tatarei (ſ. d.), dieſe zu China (ſ. d.) gehört.

**Buchdruckerkunſt** wird in Abſicht auf das dabei Statt findende Verfahren in die xylographiſche, typographiſche u. ſtereographiſche

eingetheilt. Die xylographiſche Buchdruckerkunſt beſteht darin daß man die Schrift in hölzerne Tafeln einſchneidet, ſie dann mit Schwärze überzieht, mit Papier bedeckt und abdruckt. Dieß iſt die älteſte Art der Buchdruckerkunſt, die auch bis jetzt noch in China, Japan und Tibet im Gebrauche iſt. Die typographiſche Buchdruckerkunſt iſt diejenige, bei welcher man ſich einzelner Lettern oder Typen bedient, welche man gehörig zuſammenſetzt und dann abdruckt. Eine kurze Zeit hindurch brauchte man geſchnittene Lettern, aber bald nachher und noch jetzt, gegoſſene. Die ſtereographiſche Buchdruckerkunſt endlich iſt diejenige, zu welcher man ſich, nach der neueſten Verbeſſerung, ganzer metallener Platten bedient, von denen man abdruckt. Die Chineſen ſollen ſchon unter ihrem Kaiſer Wu-wang, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte, die xylographiſche Buchdruckerkunſt gekannt haben, doch ſchreiben ſich auch die Japaner die Erfindung derſelben zu und ſtreiten deßhalb mit den Chineſen. Auch in Tibet ſoll nach dem Berichte verſchiedener Reiſenden, dieſe Kunſt ſeit undenklichen Zeiten getrieben werden. Ob es gleich ſchon ſeit Jahrtauſenden Sitte war, mit dem Petſchaft Abdrücke in Wachs zu machen, welches leicht Veranlaſſung zur Erfindung der Buchdruckerkunſt hätte geben können; ſo wurde doch erſt etwa vor viertehalb Jahrhunderten Guttenberg dadurch auf die Erfindung derſelben geleitet. Denn es iſt mit Recht zu beſtreiten, daß die Europäer, und unter ihnen die Deutſchen, damals irgend eine Kenntniß von der Buchdruckerkunſt bei den Chineſen gehabt haben, obgleich nicht zu läugnen ſteht, daß ſchon vor Guttenberg, und zwar 1423, die Kunſt, Bilder mit einigen Zeilen Text in Holz zu ſchneiden, bekannt war. Drei Städte ſtritten um die Ehre der Erfindung der typographiſchen Buchdruckerkunſt, Harlem, Straßburg und Mainz. Die Harlemer behaupteten, daß ihr Bürger, Lorenz Janßon Coſter, bereits im J. 1430 die Kunſt, die Schrift in Holztafeln einzuſchneiden, erfunden habe. Die Straßburger ſchreiben dieſe Erfindung Guttenbergen zu, der ſie in Straßburg zuerſt gemacht haben ſollte; die Mainzer hingegen behaupteten, daß eben dieſer Guttenberg nicht in Straßburg, ſondern vielmehr in Mainz die typographiſche Buchdruckerkunſt erfunden habe. Die Wahrheit iſt, daß Guttenberg in Straßburg zuerſt die Idee ſeiner nachherigen Erfindung faßte, ſie aber erſt in Mainz mit Hülfe Peter Schöffers zur Ausführung brachte. Dieſer Joh. Guttenberg hieß eigentlich Joh. von Sorgenloch (Sugeloch), und ward von ſeinen beiden in Mainz belegenen Häuſern, Gänsfleiſch und Gudenberg, auch Joh. Gänsefleiſch Guttenberg genannt, wie ihm denn in den alten Urkunden ſtets der Name Henne Gänsfleiſch beigelegt wird. Es iſt erwieſen, daß Guttenbergs Druckerzeug bereits im Jahre 1436 fertig war, und daß er auch ſchon in dieſem Jahre Bücher druckte. Nachdem er bereits mehrere dergleichen in Holz abgedruckt hatte, und ihm dieſe Methode bei der öftern Wiederholung zu mühſam ſchien, dachte er darüber nach, ob er nicht mit einzelnen Buchſtaben drucken und dieſe hernach wieder gebrauchen könnte. Dieß führte ihn auf die Erfindung der beweglichen Lettern, die Guttenberg noch vor dem J. 1442 gemacht hatte, denn bereits in dieſem Jahre beſaß man abgeſetzte Lettern. Ob er nun dieſe beweglichen Lettern aus Holz oder gleich aus Blei geſchnitten habe, iſt unbekannt. Mit dem Jahre 1449 beginnt die vervollkommnete Periode der Buchdruckerkunſt. Guttenberg verband ſich in dieſem Jahre mit einem reichen Goldſchmid in Mainz, Namens Joh. Fuß (Fauſt),

der ein geborner Engländer war, zu einer typographiſchen Geſellſchaft. Fauſt nahm darauf auch ſeinen Bruder, Jac. Fauſt, und bald darauf einen gewiſſen Pet. Schöffer, einen Mönch und ſehr erfinderiſchen Kopf, in dieſen Verein auf. Dieß ſoll im J. 1453 geſchehen ſein. Schöffer wurde nun der eigentliche Vollender der Buchdruckerkunſt; Guttenberg hatte zwar die beweglichen Lettern erfunden und dieſe anfangs aus Holz, dann aus Blei und endlich aus Zinn geſchnitten. So blieb aber die Buchdruckerkunſt noch ein ſo mühſames als koſtſpieliges Geſchäft, bis von Joh. Fauſt oder Pet. Schöffer die gegoßnen metallnen Lettern und andre Vortheile bei der Buchdruckerkunſt erfunden wurden. Das älteſte, mit gegoſſenen Lettern von Guttenberg und Fauſt in Mainz gedruckte Werk, welches noch früher als der bekannte Pſalter von 1457 (gegen 1455) vollendet wurde, iſt die eigentliche und älteſte Guttenbergiſche lateiniſche Bibel, die man auch die 42zeilige nennt, weil ſie auf jeder vollſtändigen Columne 42 Zeilen hat. Als ſich Fauſt im J. 1456 von Guttenberg getrennt und, in Folge eines von ihm Guttenbergen vorzuleihenden Darlehns von 2020 Gulden, ſich deſſen Druckerwerkzeug zugeeignet hatte, übernahm er in Vereinigung mit Pet. Schöffer größere typographiſche Werke, wodurch nun die eigentliche Buchdruckerkunſt nach und nach immer mehr ausgebildet wurde. Da Fauſt insbeſondere den Druck der lateiniſchen und deutſchen Bibel betrieb, durch deren Abſchrift die Mönche bisher einen anſehnlichen Verdienſt gehabt hatten, und letztere ohnehin die erſtaunliche Vervielfältigung der gedruckten Schrift nicht begreifen konnten und dieſe Kunſt deßhalb einer Eingebung des Satans zuſchrieben; ſo gerieth Fauſt darüber mit den Mönchen in einen gewaltigen Streit. Fauſt war nämlich mit ſeiner im J. 1462 zum erſtenmal mit der Jahreszahl gedruckten Bibel nach Paris gereiſet, um ſie daſelbſt zu verkaufen. Da er aber von den Anfeindungen der Mönche in Deutſchland gehört und deßhalb Paris ſchleunig verlaſſen hatte, ſo veranlaßte dieß wahrſcheinlich die bekannte Sage, der Teufel habe ihn entführt. Nichts deſto weniger reiſete Fauſt im J. 1466 zum zweiten Male nach Paris und ſtarb daſelbſt an der Peſt, worauf Pet. Schöffer in Mainz die Buchdruckerkunſt allein fortſetzte. Während der Trennung Guttenbergs von Fauſt hatte erſterer Mittel gefunden, ſich eine neue Druckerei anzuſchaffen, und damit mehrere Werke gedruckt, von denen insbeſondere der bekannte aſtrologiſch-mediciniſche Calender in Folio von 1457 merkwürdig iſt, welcher als der erſte bekannte Druck mit beigedruckter Jahrzahl genannt wird. Da die Lettern dieſes Calenders von denen, mit welchen Fauſt und Schöffer druckten, durchaus verſchieden ſind, ſo ſchließt man daraus mit Sicherheit, daß jener Calender in Guttenbergs Druckerei gedruckt worden ſei.— Seit 1462 zerſtreuten ſich mehrere Arbeiter von Mainz und errichteten Druckereien, außer Deutſchland, zuerſt in Italien, hernach in Frankreich, deſſen damaliger König der erſte Fürſt war, der ſich der neuen Kunſt annahm. Nebſt Fauſt, Schöffer und Guttenberg war ein gewiſſer Albrecht Pfiſter, man weiß nicht eigentlich auf welchem Wege, zur Ausübung der Buchdruckerkunſt gelangt; derſelbe ſoll bald nach 1450 eine Bibel gedruckt haben. Nachdem nun nach u. nach die Buchdruckerkunſt bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr verbeſſert worden war, machten ſich J. G. J. Breitkopf in Leipzig, Barth in Breslau und Franz Ambroſius Didot in Frankreich beſonders um die Vervollkommnung dieſer Kunſt verdient. Neuerlich erhielt Phil. Nuſher in England ein Patent für verbeſſerte Drucklettern, wodurch der Druck ſchöner, ebenmäßiger und leichter werden ſoll. Auch erfand Franz Bailey von Phi-

ladelphia ein Verfahren, Matrizen zu Buchſtaben zu verfertigen, welche nicht nachgeahmt werden können, worüber Robert Barcley 1790 ein Patent erhielt. Dieſes Verfahren gründet ſich auf die Beobachtung, daß, wenn harte Subſtanzen zerbrochen werden, man gewiſſe unregelmäßige Figuren erhält, die, ſo oft auch der Verſuch wiederholt wird, doch nicht nachzuahmen ſind. Zerbricht man alſo ſchwache Stangen von Stahl in der Größe, die ein Punze haben ſoll, ſo bekommt man ohne alle fernere Zubereitung einen Punzen für irgend eine Matrize, welche auf keine Weiſe nachgeahmt werden kann. Uebrigens ſcheint die Buchdruckerkunſt, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchſte Vollkommenheit erreichen zu wollen. Man bemüht ſich nämlich jetzt, die aus beweglichen Lettern zuſammengeſetzten Seiten in ſolide Maſſen oder Tafeln zu verwandeln. Bekanntlich kam die Buchdruckerkunſt durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben dieſe Beweglichkeit iſt auch Urſache, daß ſich, ſo oft man ein Buch wieder auflegt, neue Druckfehler einſchleichen und daß ſich beim Drucken die Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen werden, woraus, weil der Drucker ſie nicht immer wieder an den rechten Ort einſetzt, neue Druckfehler entſtehen. Dieſe Unvollkommenheiten waren insbeſondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen beſteht, ſehr kränkend. Firmin Didot, der Sohn des Franz Ambroſ. Didot, dachte daher, als er die logarithmiſchen Tafeln von Callet drucken ſollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieſes gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchſtaben und Zahlen zuſammengeſetzten und aufs genaueſte corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß ſich ein Buchſtabe verſchiebt. Durch dieß Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entſtehen neuer Druckfehler während des Drucks, unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen ſtehen gebliebenen Fehler, ſo wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchſtabens durchbohrt, der falſche Buchſtabe herausgenommen, der rechte dafür eingeſetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und nach ganz correct wird. Dieſe ſo verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechiſchen στερεος, feſt, feſtſtehend, und τυπος, Form, Geſtalt. Er ließ mit ſelbigen bereits im J. 1795 Callets oben genannte logarithmiſche u. trigonometriſche Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, ſondern wird den Holländern zugeſchrieben. Denn ſchon ſeit mehr als 100 Jahren ſoll man in Holland verſtanden haben, mit ſtehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derſelben ſoll J. van der Mey, der Vater des bekannten Mahlers dieſes Namens, geweſen ſein, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte u. goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tauſend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieſer Bibel befinden ſich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. u. J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunſt, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigſtens wurde ſeitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil dieſe Art zu drucken zu koſtſpielig war. Auch ſoll ein Schotte, Namens Ged, zu Anfange des 18. Jahrh., die Kunſt, von gegoſſenen Platten zu drucken, erfunden, auch einen Salluſt von zuſammengelötheten Typen abgedruckt haben. Man ſieht hieraus, daß Didot im ſtereotypiſchen oder ſtereographiſchen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er dieſe Kunſt ſehr verbeſſert, ſo daß durch dieſelbe eine weit größere Gleichför-

migkeit in Anſehung der Reinheit der Schrift u. eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbeſſertes Verfahren iſt folgendes. Er nimmt bewegliche Lettern, die ſich von den gewöhnlichen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie etwas kürzer und von einer weit härtern Materie, als die gewöhnlichen Lettern ſind. Dieſe werden auf die gebräuchliche Weiſe geſetzt; man druckt Probebogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichſt fehlerfrei iſt. Alsdann wird mittelſt einer Maſchine, die gerade dieſelbe iſt, mit welcher man Geld münzt, jede mit dieſen harten Lettern geſetzte Seite in ein Quadrat vom weichſten Blei abgedruckt. Da dieſes mit der Prägmaſchine geſchieht, ſo iſt der Druck gleichförmig und ſanft. Dieſe Platte von weichem Blei, in welche eine ganze Seite auf einmal eingedrückt wird und welche ſich, wenn man einige Uebung darin hat, gerade wie ein gedruckter Bogen leſen läßt, dient nun als ſolide Matrize für eine ganze Seite. Jene oben erwähnten Lettern von harter Materie ſind alſo die Patrizen, welche zur Verfertigung dieſer ſoliden Matrizenplatte dienen, und nachdem ſie dieſen Dienſt geleiſtet haben, wieder auseinander genommen, anders geſetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine ſolche Seite, die als Matrize dient, ſo wird ſie abgeklatſcht, welches vermittelſt eines Mouton oder einer Vorrichtung geſchieht, wo in einem eng verſchloſſenen Kaſten die Matrize mit Gewalt auf die zur Teigconſiſtenz erkaltete Maſſe herabgeſchmettert wird und eine ſolide Maſſe bildet, welche zum Druck dient, nachdem ſie vorher auf der Rückſeite abgedrechſelt worden, theils um Materie zu erſparen, theils um jeder Platte gerade die Dicke zu geben, welche ſie haben muß, um zum Abdrucke zu dienen. Beim Abdruck ſelbſt werden die verſchiedenen ſoliden Platten oder Seiten auf eine meſſingene Platte geſchoben, welche die Stelle der Form vertritt, und nothwendig iſt, um dem Ganzen die nöthige Conſiſtenz zu geben, da dieſe ſehr dünnen ſtereotypiſchen Seiten oder Columnen dem Drucke ſchwerlich widerſtehen würden. Aus allem dieſen ergibt ſich, daß Didot mit den gewöhnlichen Patrizen ganz ordentliche Matrizen verfertigt, daß ihm dieſe dazu dienen, außer den gewöhnlichen Lettern, die er ſonſt in ſeiner Druckerei brauchen kann, auch noch die kurzen Lettern aus harter Materie zu gießen, welche nach der gewöhnlichen Methode geſetzt und in weiches Blei ſeitenweiſe abgedruckt werden, daß endlich dieſer Abdruck in weiches Blei, welchen man die Stereotype nennt, dazu dient, die Composition stéréotype (die ſtereotypiſche Columne) abzuklatſchen. Ein anderes Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Bürgers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, beſteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine beſondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie gewöhnliche Drucklettern ausſehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterſchiede, daß die Buchſtaben gerade und vertieft in der Matrize ſind, ſtatt daß ſie verkehrt und erhaben auf der Druckletter ſind; daß man ſodann dieſe von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch ſein ſoll, ſetzt und mit dieſen geſetzten Matrizen ſogleich die zum Druck dienenden ſtereotypiſchen Tafeln oder Columnen abklatſcht und ſich mithin mehrere Proceduren erſpart. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu ſchneiden, wovon jeder Character in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geſchnitten iſt. Die Maſchinen, die er zur Ausführung dieſer beiden Gegenſtände erfunden hat, ſind höchſt ſinnreich. Außerdem haben ſich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürge, zu Wien,

der Graf Proſper v. Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbeſſerung der Stereotypen-Druckerei ſehr verdient gemacht. In Deutſchland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Karl Tauchnitz in Leipzig angelegt. — Für typographiſche Schönheit haben Baskerville in England, Didot und Crapelet in Frankreich, Bodoni in Italien, Ibarra in Spanien, und Breitkopf, Göſchen, Degen und Tauchnitz in Deutſchland am meiſten geleiſtet. — Nächſt den Lettern iſt das Hauptwerkzeug der Buchdruckerkunſt die Buchdruckerpreſſe, worein die geordneten Lettern geſetzt, mit Schwärze überzogen, hierauf mit einem Bogen Papier bedeckt und dann durch den Druck auf daſſelbe abgedruckt werden. Vor ihrer Erfindung druckte man die Holztafeln mit einem Reiber von Horn ab. Statt dieſes Reibers erfand Guttenberg die Preſſe, welche ein gewiſſer Conr. Saſbach nach ſeiner Angabe verfertigen mußte. Aus einer ſtraßburgiſchen Urkunde ergibt ſich, daß ſie bereits im J. 1436 im Gange geweſen iſt. In Frankreich hingegen kannte man 1458 noch keine Preſſen; denn Carl VII. ſchickte in dieſem Jahre Jemand nach Straßburg, der daſelbſt die Buchdruckerkunſt erlernen ſollte. Leonhard (Joh.) Danner, der 1585 ſtarb, brachte 1550 zuerſt zu Nürnberg die meſſingenen Spindeln in der Buchdruckerpreſſe an, wozu ihm die Erfindung der Brechſchraube Veranlaſſung gegeben hatte. Eine neue Art Buchdruckerpreſſe wurde 1777 von Joh. Gottfr. Freitag in Gera erfunden, die ſehr große Bequemlichkeiten gewährte, aber, ſo viel wir wiſſen, nicht in Gebrauch gekommen iſt. Auch Wilh. Haas, welcher 1741 zu Baſel geboren war, erfand 1772 eine neue Buchdruckerpreſſe, die mit einem ſo künſtlichen Mechanismus regiert wird, daß ſie mit einer einzigen, durch einen geringen Druck gegebenen Bewegung eine ganze Form druckt, wozu die gewöhnliche Preſſe zwei Drucke und die ganze Kraft eines Arbeiters braucht. Eine ähnliche Preſſe, mit welcher der Arbeiter mit einem einzigen Zuge eine ganze Seite des Bogens gleichförmig abdruckt, erfand Franz Ambroſius Didot in Paris. Mit einer andern, von Amiſſon zu Paris erfundenen Preſſe druckt man ſo geſchwind ab, daß ſich das Verhältniß von ihr zu der Geſchwindigkeit der gewöhnlichen Preſſen wie 4 zu 3 verhält. In England erfand Joſeph Riedley eine Buchdruckerpreſſe ohne Bengel und Schraube, wofür er eine Prämie von 40 Guineen erhielt. Kinsley zu Hartfort in Connecticut hat eine Preſſe erfunden, welche ſelbſt die Schwärze auf die Lettern aufträgt, das Papier darüber breitet und zwei Bogen auf einmal abdruckt. Sie braucht nur eine Stunde und den Beiſtand einer einzigen Perſon, um über 2000 Bogen zu drucken und abzuwerfen, dahingegen auf den gewöhnlichen Druckerpreſſen zwei Leute in einer Stunde nie über 250 Bogen abdrucken können. Man hat auch eine Maſchine, auf welcher, vermittelſt eines Drucktiſches und eines darüber hingehenden Druckwagens, Bücher gedruckt werden werden können. — Die Buchdruckerſchwärze iſt eine ſchwarze Farbe, welche zum Drucken der Bücher gebraucht wird. Anfangs druckte Guttenberg mit Schreibdinte; dann bediente er ſich des Lampenrußes, womit noch der Donat gedruckt wurde. Erſt um 1450, oder noch etwas ſpäter, erfanden Fauſt und Schöffer die Buchdruckerſchwärze, welche aus Kienruß und ſtarkem Firniß bereitet wird.

Büchercenſur. Als nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunſt eine Literatur im eigentlichen Sinne des Worts in Europa zu entſtehen anfing, und ſelbſt durch die Leichtigkeit des Mittels, ſeine

Gedanken öffentlich mitzutheilen und im weiten Raume zu verbreiten, die denkenden Geiſter angereizt und aufgemuntert wurden, ihre Freiheit zu prüfen, und durch Mittheilung ihrer Anſichten und Meinungen auf dem Wege des Drucks und in den Kreis eines unſichtbaren Publicums hervor und mit vielen in Verbindung zu treten: da fand zuerſt die geiſtliche Macht ein Intereſſe, dieſe Freiheit (Freiheit der Preſſe oder Preßfreiheit genannt) einzuſchränken, damit nicht Lehren und Meinungen verbreitet würden, welche dem angenommenen Lehr- und Regierungsſyſtem der catholiſchen Kirche widerſprächen und gefährlich wären. Dieß geſchah vorzüglich durch die Büchercenſur, welche ſchon ſeit 1479 vorkommt, aber erſt ſpäterhin, beſonders unter Alexander VI. (1492 — 1503) und ſeinem Nachfolger Leo X., eine dauernde Einrichtung bekam, und darin beſtand, daß die Buchdrucker und Verleger die Schriften, bevor ſie gedruckt wurden, der Prüfung öffentlich niedergeſetzter Perſonen (Cenſoren) unterwerfen, und letztere beurtheilen mußten, ob dieſe Schriften etwas der Kirche Nachtheiliges und Widerſprechendes enthielten, oder nicht, welche Beurtheilung man im engern Sinne die Cenſur nannte. Nur die Unterſchrift des „Imprimatur“ von Seiten dieſer Cenſoren gab die Erlaubniß, dieſe Schriften zu drucken. Begreiflich iſt es, daß man in dieſer Büchercenſur, welcher man durch Bücherverbote und harte Strafen einen großen Nachdruck zu geben ſuchte, ein wirkſames Mittel fand, die Fortſchritte der Cultur zum Vortheile der Hierarchie zu beſchränken, und durch dieſelbe einen ſtrengen Zwang in der Kirche ausübte. Allein auch dieſe Feſſel konnte den einmal erwachten Geiſt der freiern Forſchung nicht lange aufhalten. Jedoch ſahen ſich auch ſpäterhin die Regierungen proteſtantiſcher Länder genöthigt, dieſelbe, nur allerdings weniger ſtreng, als ſie auch in neuern Zeiten in den catholiſchen Ländern geweſen iſt, einzuführen, oder vielmehr beizubehalten. Sie war beſonders am Ende des 16. Jahrhunderts ziemlich allgemein, übrigens nach Zeitumſtänden und nach den individuellen Grundſätzen der Regierungen verſchieden. Jetzt ſind wir ſowohl durch Erfahrung als durch feſtere Grundſätze des Staatsrechts belehrt, daß der Preßzwang, unter Umſtänden, der Geiſtesfreiheit eben ſo gefährlich werden könne, als eine ungezügelte Preßfreiheit den heiligſten Zwecken der Geſellſchaft, und daß mithin die Büchercenſur an ſich ſo wenig Preßzwang und Unterdrückung der Freiheit, oder Geiſtesfeſſel, als eine durchaus uneingeſchränkte Preßfreiheit ein Gut zu nennen iſt. Denn im Grunde iſt jede wahre Freiheit, die Macht der Regierung, wie das Recht des Bürgers, beſchränkt durch den Zweck und das Wohl des Ganzen; nur daß man in der Wirklichkeit genau beſtimme, was dieſe in individuellen Verhältniſſen gebieten, darin liegt die größte Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber läßt ſich beſtimmen, daß das Anſehn des Staats, ſeine Religion, Recht und Sittlichkeit die Hauptrückſichten jeder Büchercenſur ſein müſſen. Das Erſtere gebietet z. B., denjenigen Büchern oder Stellen derſelben den Druck zu verſagen, in welchen ſich Angriffe auf die Landesregierung finden, bei welchen der ſchuldige Reſpekt gegen dieſelbe leidet, oder politiſche Aeußerungen, welche mit dem politiſchen Syſteme des Staats im Widerſpruche ſtehen, und dadurch dem Intereſſe des Ganzen gefährlich werden können; dieß kann ſich aber nicht auf allgemeine wiſſenſchaftliche Grundſätze erſtrecken, deren Prüfung nur der wiſſenſchaftlichen Kritik obliegt. Schwerer iſt die Grenze in Hinſicht der Religion des Staats zu beſtimmen, von welcher ſich die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchreiten größtentheils entfernt, eben ſo in

Hinſicht der Sittlichkeit, welche mit den Werken der Kunſt häufig im Streite liegt. Hier kann die Cenſur nur da hindernd ſein, wo eine offenbare Verletzung der Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit eintritt, nicht da, wo von der Verſchiedenheit der Anſichten die Rede iſt; daher, wenigſtens in neuerer Zeit, das Politiſche die Hauptrückſicht, und die Cenſur größtentheils eine politiſche iſt. Die Anſicht wird jedoch hier immer etwas individuell bleiben; daher wird aber auch zu dem Geſchäfte des Cenſors nicht nur überhaupt ein Mann erfodert, der den Schriftſteller zu beurtheilen verſteht, mithin ein Gelehrter im wahren Sinne des Worts, ſondern derſelbe muß als politiſcher Cenſor mit dem innern und äußern Weſen des Staats genau bekannt ſein, als Cenſor wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Werke, Geiſtesfreiheit und Unbefangenheit in der Beurtheilung derſelben mit Kenntniß der Staatsreligion und der Grundſätze der Sittenpolizei verbinden. Darum wird auch die eigentliche politiſche Cenſur mit Recht dem gebildeten Staatsmann, die Cenſur wiſſenſchaftlicher und poetiſcher Werke dem öffentlich angeſtellten Gelehrten übertragen; dem Rechtskundigen insbeſondere diejenigen Schriften, welche mit dem Rechtsgang in Verbindung ſtehen, damit nicht die rechtliche Behörde des Staats ungebührend umgangen werde. Nie aber ſoll die Beſchränkung der Preßfreiheit die öffentliche Meinung zu unterdrücken verſuchen; auch iſt Letzteres dem Staate gefährlicher geworden, als die unbeſchränkteſte Preßfreiheit. Nach allem dieſem verſtehen wir unter Büchercenſur die unter öffentlicher Autorität (durch Cenſoren) angeſtellte Beurtheilung der zum Druck beſtimmten Schriften in Hinſicht auf die vom Staate und von der Kirche angenommenen Grundlagen ihres Beſtehens, in ſo fern davon der Druck der Schriften abhängt; unter (wahrer) Preßfreiheit aber, die nur durch Gehorſam gegen den Staat und die ſchuldige Ehrfurcht gegen die Grundſätze der Religion und öffentlichen Sittlichkeit beſchränkte Freiheit, ſeine Gedanken durch den Druck mitzutheilen, und ſie findet Statt, wo die Cenſur mit Begünſtigung der Geiſtesfreiheit nach liberalen Grundſätzen der Regierung ausgeübt wird. Ihr entgegengeſetzt aber iſt der (rechtswidrige) Preßzwang, Beſchränkung der Druckfreiheit durch eine der Geiſtesfreiheit und ihrer Mittheilung entgegengeſetzte Büchercenſur. T. — Die neueſte Rechtsphiloſophie nimmt es inzwiſchen mit dieſen beiden Begriffen ſchärfer. Nach ihr iſt überall Preßzwang, wo Cenſur iſt; und Preßfreiheit nur da, wo Jedermann drucken und drucken laſſen kann, was er will, ſo daß er für das Gedruckte, in ſo fern es ein Vergehen enthält, blos den im Staate geltenden Geſetzen und ſeinem ordentlichen Richter verantwortlich bleibt. Wider dieſe Preßfreiheit ſcheinen zwei Rechtsgründe zu ſprechen: einmal daß der Staat verbunden iſt, Vergehungen, wenn er kann, zu hindern; ſodann daß das durch den Druck begangene Vergehen durch die Verbreitung des Gedruckten fortgeſetzt werden könnte, während der Richter darüber die Partien hörte. Aber jener Grund rechtfertiget die Cenſur nicht, nach deren Einrichtung das veto oder imprimatur in der Willkühr eines Staatsbeamten ſteht. Aus ihm ließe ſich blos die Rechtmäßigkeit eines Preßfiscals ableiten, welcher den Druck aufhalten könnte, bis auf ſeine Anklage der Richter entſchieden hätte, ob der Druck ein Vergehen wäre. Der zweite Grund hingegen iſt darum unerheblich, weil der Richter ſelbſt die Verbreitung des Gedruckten bis nach Austrag der Sache durch Beſchlag nach Rechtsgrundſätzen hem-

men könnte. A. Mnr. — In verſchiedenen Staaten, in welchen keine Preßfreiheit vorhanden, herrſcht Cenſur. Die Cenſur hat aber vier Grade. Entweder 1. es darf kein Buch verkauft werden, ohne daß ſolches vorher dem Cenſor gezeigt werde. So war ſie unter Napoleon durch ſeine berühmten Decrete über die Organiſation des Buchhandels geworden, und ſo iſt ſie in Spanien, in Rom und in Wien. Bei jenem war ſie dieſes aus politiſchen Gründen, und bei dieſen iſt ſie es theils aus politiſchen theils aus religiöſen. Oder 2. die Bücher dürfen frei eingehen, aber was im Staate gedruckt wird, muß vorher dem Cenſor gezeigt werden. So iſt es in Berlin. Oder 3. die Bücher dürfen frei gedruckt werden, aber Journale und Zeitungen müſſen vorher dem Cenſor gezeigt werden. So iſt es jetzt in Frankreich und in den preußiſchen Provinzen am Rhein. Oder endlich 4. auch die Zeitungen dürfen frei gedruckt werden, ohne vorher dem Cenſor gezeigt zu werden, ſo iſt es in England, Frankreich, Belgien, Weimar und Bremen. Dann iſt gar keine Cenſur, ſondern Preßfreiheit, und die Preßvergehen werden nach den Preßgeſetzen beſtraft, wenn ſie begangen ſind, dahingegen die Cenſur ſolche vorſehend verhindert, und alle Verantwortlichkeit vom Verfaſſer abnimmt und dem Cenſor auflegt. — Die Cenſur hat weniger ihren Grund in deſpotiſchen Strebungen der Regierungen, als in Aengſtlichkeit derſelben, welche auch nicht ohne Urſache iſt, weil ſehr viele Staaten ohne Cenſur nicht beſtehen können, indem ſie auf keine Oeffentlichkeit eingerichtet ſind, und ſo lange dieſes nicht iſt, kann keine Preßfreiheit in ihnen Statt finden, weil ſie durch dieſelben in Verwirrung gerathen würden. Allein es iſt nicht leicht einen Staat ſo einzurichten, daß das Oeffentliche auch öffentlich in ihm ſein kann; es hängt oft nicht einmal vom guten Willen eines aufgeklärten Miniſters oder eines wohlwollenden Fürſten ab, und die, welche ſich ſo laut gegen die Cenſur erklären, würden ſich genöthigt ſehen, ſie ſogleich einzuführen, wenn ſie an der Spitze der Verwaltung dieſer Staaten ſtünden. Die Bedingungen, unter denen Preßfreiheit möglich iſt, ſind unter den Artikeln Preßfreiheit und Staatsverfaſſung angeführt worden. — Den Preßgeſetzen ſtehen die Cenſurgeſetze gegenüber. Jene werden nach dem Drucke angewendet, dieſe vor demſelben. Bg.

**Bücherformat.** Das Format oder die Größe der Bücher hängt einmal von der Größe der Papierbogen und dann davon ab, wie viel Mal ſelbige gebrochen ſind. Iſt der Bogen ein Mal gebrochen, ſo daß er 4 Seiten gibt, ſo heißt das Format Folio; iſt es zweimal gebrochen und liefert 8 Seiten, ſo iſt es Quart; iſt er dreimal gebrochen und liefert 16 Seiten, ſo iſt es Octav; iſt er viermal gebrochen und liefert 32 Seiten, ſo iſt es Sedez u. ſ. w., indem bei jedem neuen Bruch die Zahl der Seiten ſich verdoppelt. Außerdem ſind noch gewöhnliche Formate, das Duodez, wo der Bogen 24, und das Octodez, wo er 36 Seiten liefert, und höchſtens noch davon die Verdoppelung. Je nachdem der Bogen größer oder kleiner iſt, fällt auch das Format größer oder kleiner aus, und daher kommt es, daß es Foliobücher gibt, die ſich den Quartanten nähern und umgekehrt, Octanten, die in Höhe und Breite faſt das Quartformat erreichen, und wieder andre, die faſt Sedez ſind. Um dieſe Verſchiedenheiten einigermaßen zu bezeichnen, unterſcheidet man daher großes, mittleres und kleines Format, und ſpricht daher von Groß-, Mittel- und Klein-Folio, Groß-, Mittel- und Klein-Quart u. ſ. w.

**Bücherkataloge.** Cataloge bedeutender Bibliotheken können unter einem doppelten Geſichtspuncte betrachtet werden, ſowohl unter einem allgemeinen literariſchen, als auch unter einem beſondern, welchen man den bibliothekariſchen nennen könnte. In erſterer Hinſicht haben ſie Intereſſe, wenn die Bibliothek, welche ſie verzeichnen, entweder überhaupt ſehr zahlreich iſt (Bibliotheca Thottiana. Havn. 1789—95. 8. 7 Thle. in 12 Bden., Bibl. Firmiana. Mailand, 1783. VI. 8. Catalogue du duc de la Vallière, Par. 1783-88. IX. 8.), oder ſich durch gute Auswahl, Reichthum an ſeltnen und koſtbaren Werken (Cat. Bibl. Harlejanae von Mich. Maittaire. Lond. 1743-45. V. 8., wegen ſeltner Bücher Sam. Engels (Bern 1743. 8.) und Dan. Salthens (Königsb. 1751. 8.) Cataloge, wegen alter Drucke (I. F. Dibdin biblioth. Spenceriana Lond. 1814. IV. 8. Ferd. Fossii cat. codd. sec. 15. impressor. bibl. Magliabechianae. Flor. 1793. III. F.), wegen ausgezeichnet ſchöner Exemplare, vorzüglich auf Pergament, (Cat. de la bibl. de Mac Carthy. Par. 1815. II. 8.) oder auch durch einzelne ſtark beſetzte Fächer auszeichnet. So ſind für die Naturgeſchichte wichtig die Cataloge von Joſ. Banks (Lond. 1796. V. 8.) und Gobres (Augſp. 1782. II. 8.) für die ungariſche Geſchichte der des Grafen Szecheny (Sopronii 1799 ff. 8.), für die claſſ. Literatur die des Grafen Rewiczky (Berl. 1794. 8.), des Dr. Askew (Lond. 1775. 8.) u. a., für die franzöſ. Literatur die zweite Abtheilung des Valliereſchen Catalogs, für die italien. Literatur die Cataloge von Capponi (Rom, 1747. 4.), Floncel (Par. 1774. II. 8.) und Ginguené (Par. 1817. 8.), für die deutſche Sprachkunde der von Adelung (Dr. 1807. 8.). Indeſſen erhalten die Cataloge auch der reichſten Bibliotheken ihren wahren Werth und Brauchbarkeit erſt durch eine zweckmäßige Einrichtung und Anordnung, und gewähren dadurch zugleich auch ein ſpecielles bibliothekariſches Intereſſe. Dazu iſt außer der Vollſtändigkeit und Genauigkeit in den materiellen Angaben, welche ſie bei alten Drucken und vorzüglich ſeltnen Werken bis auf Bemerkung des Druckers, der Seitenzahl, Signatur, des Cuſtos u. ſ. w., bei Kupferwerken bis auf die Angabe der Zahl und nähere Beſchaffenheit der Kupfer, ſo wie der Namen der Künſtler erſtrecken muß, vorzüglich auch eine lichtvolle und leicht zu überſehende Anordnung der Bücher erfoderlich. Franzoſen waren hierin die erſten Vorgänger. Gabriel Naudé brach durch den Catalogus bibliothecae Cordesianae (Par. 1643. 4.) die Bahn; ihm folgten Ismael Bullialdus und Joſ. Quesnel im Catal. bibl. Thuanae (Par. 1679. 8.). Durch weitere Ausbildung dieſer Anordnungsmethode und zugleich durch bibliographiſche Genauigkeit zeichnete ſich im 18. Jahrhund. der pariſer Buchhändler Gabriel Martin aus (Cataloge von Bulteau 1711, du Fay 1725, Brochard 1729, Graf Hoym 1738) und auf dem von ihm gelegten Grunde baueten Debure im Cataloge von Gaignat (1769) und bei der Redaction der erſten Abtheilung des Valliereſchen Catalogs, ſo wie bei der Bearbeitung der zweiten Abtheilung der Buchhändler Nyon mit Glück fort. Um dieſelbe Zeit lieferte auch Jac. Morelli in Venedig den durch dieſelben Eigenſchaften ſich empfehlenden Catalog der trefflichen Bibliothek des Maffeo Pinelli (Ven. 1787. VI. 8.). Da indeſſen alle dieſe Cataloge blos zum Behuf des Verkaufs gefertigt wurden, ſo ließen ſie kein höheres Streben zu. Auf einen eigentlich wiſſenſchaftlichen und bibliothekariſchen Standpunct erhoben ſich, um der frühern mangelhaften Cataloge der Bodlejaniſchen (Oxf. 1738. II. F.) und pariſer Bibl. (1739. VI. F.) nicht zu erwähnen, Joh. Mich. Francke in

ſeinem Realcataloge der Bünauiſchen (Leipz. 1750. VII. 4.) und Audiffredi in dem alphabetiſchen der Caſanatiſchen Bibliothek (Rom 1761. IV. F.). Beide Werke, obgleich leider unvollendet, ſind unübertroffne, vielleicht ſelbſt unübertreffliche, Muſter, und namentlich kann mit dem erſtern der mit kindiſchen Fehlern angefüllte und höchſt unzuverläſſige Catalogus bibliothecae academiae Theresianae von Joſeph v. Sartori (Wien, 1801. XIII. 4.) auf keine Weiſe verglichen werden. — Endlich gibt es noch beurtheilende Cataloge (Cat. raisonnés), welche nähere Nachrichten und Urtheile, Beſchreibungen ſeltner und merkwürdiger Bücher, und zum Theil Angaben ihrer Preiſe enthalten. Außer den wenigen allgemein intereſſanten Werken dieſer Art von Joh. Fabricius (Wolfenb. 1717. VI. 4.), Jac. Friedr. Reimmann (Hildesh. 1731. II. 8.), Gottlieb Stolle (Jena 1733. XVIII. 4.) u. a. ſind vorzüglich brauchbar die Cataloge von Crevenna (Amſt. 1778. VI. 4.), Serna Santander (Brüſſel 1803. V. 8.) und Lord Spencer (ſ. oben), ſo wie Denis Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek, Wien, 1780. 4. As.

Büchernachdruck iſt der im Weſentlichen unveränderte Wiederabdruck eines Buchs, veranſtaltet von Jemanden, der das vom Verfaſſer ausgehende Recht, daſſelbe zu drucken, nicht erworben hat. Ueber dieſen Gegenſtand iſt vieles geſchrieben und geſtritten worden; doch ſind die Meinungen (es müßte denn von Nachdruckern oder den ihnen huldigenden Gelehrten die Rede ſein) nicht ſowohl darüber verſchieden, daß der Nachdruck etwas Unrechtmäßiges, ſondern vielmehr, warum er es iſt. Uns ſcheint, man müſſe nicht ſowohl von dem, größtentheils ſehr unbeſtimmten Vertrage zwiſchen dem Gelehrten und dem Verleger ausgehen, ſondern vielmehr von der Natur und dem Zwecke des Geſchäfts ſelbſt, worauf ſich der unbeſtimmte Vertrag immer ſtillſchweigend bezieht. Das Recht ſein Manuſcript, wie es iſt, zu drucken, wird von dem Verfaſſer deſſelben auf den Verleger oder Drucker übergetragen, und dieſes Recht muß in ſo fern als Eigenthum des Letztern, welches ſelbſt von dem Gelehrten (er müßte denn ſeinen Geiſteswerken eine durchaus neue Geſtalt geben) nicht zum zweiten Male veräußert werden kann, angeſehen werden. Der Verleger aber veräußert mit dem Verkauf einzelner Exemplare des gedruckten Werks keinesweges ſein Recht, daſſelbe zu drucken, ja ſelbſt bei ausdrücklicher Veräußerung dieſes Rechts könnte ein Streit entſtehen, welcher bei der Unbeſtimmtheit des Vertrags zwiſchen Verleger und Verfaſſer nicht zu heben iſt, ſondern er veräußert nur das Eigenthum und den Gebrauch des Exemplars, als ſolches. Soll nun der Staat, deſſen Pflicht iſt, jedes Gewerbe zu ſichern und zu ſchützen, den freien Verkehr der Geiſteswerke und ihrer Verbreitung als ein rechtmäßiges Gewerbsgeſchäft befördern, ſo muß er dieſe Grundſätze, welche aus dem Zweck jenes Vertrags, wie er vernünftiger Weiſe zwiſchen Schriftſteller und Verleger geſchloſſen werden ſollte, zur Vermeidung aller Rechtsunſicherheit geſetzlich feſtſtellen und mit nachdrücklichen Mitteln in Ausführung zu bringen ſuchen, damit nicht nur dem rechtmäßigen Verleger, wie dem Verfaſſer, der Lohn ſeiner Arbeit ungeſchmälert bleibe, ſondern auch die ſichere Ausſicht auf Beſtrafung des ſchändlichen Nachdrucks beide zu literariſchen Unternehmungen aufmuntere, und dadurch der literariſche Verkehr befördert und erhöht werde. Wo dieſes nicht der Fall iſt, leidet nicht nur das Gewerbe des Buchhandels und die äußere Lage des Schriftſtellers, ſondern auch

das Publicum, welchem die Bücher wohlfeil, aber ſchlechter angeboten wurden, ungemein. Die Regierungen machen ſich daher um Literatur, und dadurch auch um die Cultur ſehr verdient, wenn ſie dem Schriftſteller ſein Recht auf den Ehrenlohn des veräußerten Geiſteswerks, ſo wie des Verlegers Recht auf die Mittheilung durch den Druck feſter beſtimmen (z. B. in Hinſicht der Auflage) und wie jedes andere Eigenthum im Staate, durch eine den Nachdrucker nicht nur beſchimpfende, ſondern auch allen Gewinn ſeines wirklich entehrenden Geſchäfts vernichtende Strafe, gewährleiſten. So werden ſie mehr als durch Gebote und Verbote im Gebiete der geiſtigen Cultur ausrichten. Sollen aber Veranſtaltungen in dieſer Hinſicht vollkommene Wirkung haben, ſo müßten ſich die Regierungen aller durch gleiche Cultur, Sprache und Nationalität verbundenen Staaten zu dem edlen Zwecke der Förderung gemeinſamer Bildung auch wechſelſeitig gegen allen Nachdruck der in ihrer Sprache gedruckten Geiſteswerke verbinden. Der Unfug indeß, welcher durch unweſentliche Veränderungen mit Schriften vorgenommen wird, um von ihrem Wiederabdruck die brandmarkende Benennung des Nachdrucks, die auch noch nie ein Nachdrucker ſchamlos genug geweſen iſt, ſeiner Auflage vorzuſetzen, abzuwenden, ferner auch die weſentlichere Veränderung eines in dem Buchhandel noch nicht vergriffenen Werks, ſollen von den gelehrten Tribunalen ſtets gebührend gerügt, und mit ſtrenger Mißbilligung bemerkt werden. S. übrigens den Art. Nachdrucker.

Bücherprivilegium iſt die ausſchließende Freiheit, welche eine Obrigkeit einem Buchhändler oder ſonſt Jemanden über den Verlag eines Buchs ertheilt. Das älteſte Bücherprivilegium, das man bis jetzt kennt, gab Heinrich, Biſchof zu Bamberg, im J. 1490. Das älteſte venetianiſche iſt vom J. 1491. In Polen waren ſie um 1500 gebräuchlich; das älteſte päpſtliche iſt von 1505. In Frankreich findet man dergleichen von 1507. Das erſte kaiſerliche iſt von 1510.

Bücherverbot iſt ein Geſetz oder Befehl, wodurch der Beſitz, das Leſen und die Ausbreitung gewiſſer Bücher unterſagt wird. Wenn man vorausſetzen könnte, daß alle die Bücher verboten geweſen wären, welche verbrannt oder deren Verfaſſer beſtraft wurden, ſo wären die Bücherverbote ſehr alt. Diagoras mußte aus Athen fliehen, weil ſeine Schriften der Religion zuwider waren, und auf ſeinen Kopf wurde ein Preis geſetzt. Plato, der um das J. 400 vor Chriſtus lebte, verbot den Lehrern, Bücher zur Unterweiſung ihrer Schüler zu gebrauchen, worin der Religion geſpottet wurde. Protagoras Schriften wurden zu Athen verboten und verbrannt. Auguſtus ließ mehr als 2000 abergläubiſche Schriften und die Bücher des Labienus verbrennen. Euſebius erzählt, daß Diocletian die Bücher der Chriſten verbrennen ließ, welches auch Julian der Abtrünnige that. Gegen 325 verdammte das nicäiſche Concilium die Lehren des Arrius und Conſtantin, und ließ deren Bücher verbrennen. Eben ſo verfuhr Theodoſius II. mit den Schriften des Neſtorius, deſſen Lehren gegen 431 auf der Kirchenverſammlung zu Epheſus verdammt worden waren. Gegenwärtig trifft das Bücherverbot im Allgemeinen nur höchſt unſittliche und den angenommenen Grundſätzen zuwiderlaufende politiſche Schriften.

Buchhalterei iſt die Kunſt, vermöge welcher ein Kaufmann, oder ſonſtiger Rechnungsführer, ſeine Einnahmen und Ausgaben, ſowohl in Geld als Waaren oder ſonſtigem Werth, in ſeinen Büchern

verzeichnet, ſo daß er mittelſt einer leichten Ueberſicht den Stand jeder einzelnen Rechnung und ſeines ganzen Geſchäfts zu jeder Zeit ausmitteln kann. Die Buchhalterei beruht, wie der Handel überhaupt, auf den beiden Begriffen von Debet und Credit, oder deſſen, was man beſitzt oder doch einzunehmen, und was man zu bezahlen hat, und wird in die einfache und in die doppelte oder italieniſche Buchhalterei eingetheilt. In der erſten werden die Poſten des Debet und Credit zwar von einander getrennt, aber doch ſo verzeichnet, daß jedes blos einzeln erſcheint, da bei letzterer Gläubiger und Schuldner in beſtändiger wechſelſeitiger Verbindung mit einander ſtehen, zu welchem Ende alle Poſten doppelt, einmal als Debet und einmal als Credit, eingetragen werden, wodurch jedem Irrthume oder Verſehen vorgebeugt wird. Als beſondere Regel der doppelten Poſten iſt folgendes zu merken: Alle eingehenden Gelder und Waaren werden Debitores an den, der ſie geliefert hat; dagegen werden alle diejenigen, die Geld oder Waaren von uns empfangen, Debitores an Caſſe oder Waaren. Die Bücher, deren der Kaufmann bedarf, ſind hauptſächlich ein Memorial oder Manual, in welches alle Geſchäfte und was darauf Bezug hat, ohne weitere Ordnung, eingetragen wird, ein Journal, worin das im Memorial Enthaltene nach Debet und Credit monatlich abgeſondert wird, und ein Hauptbuch, in welches die im Journal formirten Poſten auf ihre ordentliche Rechnung geſtellt und nach welchem jährlich die Bilanz gezogen wird. Für die beſten Anweiſungen gelten Berghaus ſelbſtlehrender doppelter Buchhalter und Wagners neues vollſtändiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens. — Buchſchuld iſt eine Schuld, welche der Kaufmann in ſein Buch eingetragen, ohne ein Schuldbekenntniß von Seiten des Debitors darüber zu haben. Nach dem leipziger Handelsgerichtsgebrauche hat eine anerkannte Buchſchuld bei Kaufleuten Wechſelkraft.

Buchhandel, Buchhändler. Vor Erfindung der Buchdruckerkunſt trieben die Abſchreiber der Bücher zugleich Handel damit. So bei den Griechen und Römern, wo diejenigen, welche Abſchriften der Werke der Gelehrten in offenen Läden verkauften, viele Schreiber für ihre Rechnung hielten. Die alexandriniſchen Griechen hatten einen beſondern Platz in Alexandrien, wo Bücher verkauft wurden. Auch in Rom und deſſen Pflanzſtädten gab es Buchhändler, welche Abſchreiber und Schönſchreiber hielten. Nach Errichtung der hohen Schulen in Bologna und Paris ſiedelten ſich an beiden Orten Buchhändler an, welche Stationarii hießen. Die Werke, womit ſie handelten, waren in Hefte zertheilt, von welchen ſie jedesmal nur vier zum Leſen oder Abſchreiben für hohe Preiſe überließen. Die Benutzung großer Werke war daher Aermern nicht leicht möglich. In Paris durfte ſeit 1342 Niemand mit Büchern handeln, wer nicht von der Univerſität Erlaubniß dazu erhalten hatte, und es wurden von beſonders dazu verordneten Beamten die Abſchriften durchgeſehen und die Verkaufpreiſe beſtimmt. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt war der Buchhandel urſprünglich, was man jetzt Verlagshandel nennt. Die Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Fauſt, der erſte Buchhändler, brachte die von ihm gedruckten Bibeln zum Verkaufe nach Frankreich. Nach der weitern Ausbildung und Verbreitung der neuen Erfindung traten andere betriebſame Leute hinzu, welche den Verkehr der Buchdrucker erleichterten, indem ſie die Verlagsbücher verſchiedener Druckereien in die Stifter und Kloſterſchulen, damals die Hauptpfleger der Wiſſen-

ſchaften zum Verkaufe brachten. Dieß Geſchäft trieben beſonders die Abſchreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es in Deutſchland ſolche Buchhändler; z. B. in Ulm, Nördlingen, Augsburg. Später entſtanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handſchriften abkauften und dieſelben auf ihre Koſten drucken ließen. Der erſte bis jetzt bekannte Buchhändler dieſer Art war Joh. Otto in Nürnberg, der im J. 1516 auf ſeine Koſten Bücher drucken ließ, ohne eine Buchdruckerei zu beſitzen, wie andere nürnbergſche Buchhändler. In Leipzig ließen ſich erſt um das J. 1545 zwei Buchhändler, Steiger und Boskopf, neben den, ſtarken Handel treibenden, Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt am Main zur Meſſe gebracht. Später kam die Buchhändlermeſſe zu Leipzig in Aufnahme, die 1667 ſchon von 19 fremden Buchhändlern beſucht ward, welche eine Mittheilung der Bücher-Commiſſion unterſchrieben. Der leipziger Meßcatalog erſchien bereits im J. 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen ſich noch immer in drei Claſſen, Buchdrucker, welche ihren Verlag ſelbſt auf der Meſſe abſetzen, (deren es aber gegenwärtig im deutſchen Buchhandel nicht viele mehr gibt, obgleich mehrere große Verlagsbuchhandlungen auch Buchdruckereien beſitzen,) Verlagshändler, welche die Schriften, die ſie auf ihre Koſten haben drucken laſſen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler (ſogenannte Sortimentshändler, wogegen jene Nettohändler genannt werden) verkaufen, und Sortimentshändler, die in einem offenen Laden mit Büchern handeln, welche ſie von den Verlegern beziehen. Die letztern haben in der Regel zugleich eigenen Verlag, um deſſen Artikel gegen fremde durch Tauſchhandel umſetzen zu können, oder (da dieſer Tauſchhandel in den neueren Zeiten wegen der vermehrten Verlagshandlungen nicht mehr ſo allgemein Statt finden kann) um mit dem etwanigen Vortheil des Verlagshandels den des Sortimentshandels zu verbinden. Dieſer Verkehr wird in Deutſchland durch die Büchermeſſen zu Leipzig ungemein befördert, jedoch wird gewöhnlich nur die Oſtermeſſe von ſämmtlichen Buchhändlern Deutſchlands und einigen Buchhändlern der angrenzenden Länder, z. B. Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Lieflands, Preußens beſucht, um gegenſeitig die Rechnungen abzuſchließen und neue Verbindungen anzuknüpfen. Der deutſche Verleger gibt die bei ihm erſchienenen Bücher zum Theil dem Sortimentshändler à Condition, d. h. in Commiſſion auf eine beſtimmte Zeit, nach deren Ablauf dieſer das Verkaufte bezahlt, und das Nichtverkaufte zurückgeben darf, welche Einrichtung zwar den Vertrieb der Bücher erleichtert, jedoch nicht immer ſo vortheilhaft für den Verleger iſt, als die Einrichtung im franzöſiſchen Buchhandel, wo der Sortimentsbuchhändler größtentheils gleich ſeinen muthmaßlichen Bedarf von einem Artikel auf beſtimmte Rechnung nehmen muß, wie dieß ehedem auch in Deutſchland beinahe durchgängig der Fall war. — Merkwürdig und in ſeiner Art einzig iſt die Einrichtung im deutſchen Buchhandel, daß beinahe jede Buchhandlung des In- und Auslandes, welche entweder deutſche Bücher verlegt, oder damit Sortimentsgeſchäfte macht, in Leipzig ihren Commiſſionär hat, durch den der Verlag ausgeliefert und bezogen wird. A. in Riga, der ein auf den deutſchen Buchhandel berechnetes Buch verlegt, hat B. in Leipzig als ſeinen Commiſſionär, an den er Exemplare ſeines Buchs frei einſendet, um daſſelbe als Neuigkeit an alle mit ihm in Verbindung ſtehenden Sortimentshandlungen von Wien bis Hamburg, und

von Straßburg bis Königsberg, deren jede wieder ihren eigenen Commiſſionär in Leipzig hat, zu verſchicken, wozu er ihm ſeine Vorſchrift über die Zahl der Exemplare für Jeden mittheilt. B. gibt dieſe Neuigkeitsexemplare nun in Leipzig an die Commiſſionäre der Sortimentshändler ab, welche ſolche wöchentlich oder nach Maßgabe des Verbrauchs öfter oder ſeltener durch die Poſt oder durch Fuhre auf Koſten des Empfängers abſenden. C. in Straßburg, der nach Empfang der ihm zur Neuigkeit geſandten Exemplare findet, daß ſie für ſeine Abnehmer nicht hinreichen, verlangt deren mehr; allein er ſchreibt deßhalb nicht an A. nach Riga, ſondern ſchickt an ſeinen Commiſſionär D. in Leipzig einen Zettel, auf welchem die Anzahl der Exemplare welche er verlangt, bemerkt iſt. D. übergibt dieſen Zettel an B., A's Commiſſionär, der ſolchen expedirt, das Verlangte D. zur Beförderung an C. eingehändigt und den Zettel gelegentlich, als Beleg, an A. einſendet. — Durch dieſe Einrichtung entſtehen für den deutſchen Buchhandel, ſo wie für Leipzig ſelbſt, große Vortheile. Der Sortimentshändler erhält Alles frei Leipzig und dadurch, daß ſich für ihn, von allen Theilen Deutſchlands her, wöchentlich eine große Zahl an ihn gerichteter Bücherpakete ſammelt, die er zuſammenpacken und an ſich abſenden läßt, kommt ihm die Fracht unendlich wohlfeiler, als wenn er jedes einzelne Paquet beſonders zugeſandt erhielte, und das Geſchäft wird dadurch vereinfacht. Für Leipzig entſpringen durch dieß Commiſſions- und Speditionsgeſchäft und dadurch, daß ſich auf der Oſtermeſſe aus allen Theilen Deutſchlands und andern Ländern mehrere Hundert Buchhändler — die ſich während der Meſſe auf einer eigenen Börſe mit einander berechnen — mit ihren Gehülfen verſammeln, große Vortheile, und es läßt ſich erwarten, daß die königl. ſächſ. Regierung dieß immer mehr erwägen und die Freiheit und Sicherheit eines ſo großen Verkehrs durch liberale zweckmäßige Einrichtungen ſchützen werde. Dadurch, daß ſich die Buchhändler, gleich andern Kaufleuten, über gewiſſe Procente einigen, welche ſie ſich gegenſeitig als Rabatt von ihren Verlagsartikeln bewilligen, iſt es nur allein möglich, daß dieſelben in allen Buchhandlungen Deutſchlands mit wenigen Ausnahmen zu einem und ebendemſelben Ladenpreiſe verkauft werden können. Mehrere oder mindere Entfernung von dem Stapelplatz des deutſchen Buchhandels, ſo wie der wechſelnde Geldcours, der verſchiedene Münzfuß, die ungleichen Abgaben u. ſ. w., vermehren oder vermindern natürlich die Unkoſten des Verkehrs, und ſomit auch den Gewinn bei dem Sortimentsgeſchäfte, da überdieß der Sortimentshändler nicht ſo wie andre Kaufleute dergleichen Unkoſten auf die feſtbeſtimmten Preiſe ſeiner Waare ſchlagen kann, wogegen er eben ſo wie jene Verluſten aller Art ausgeſetzt bleibt. Gegen den Krebsſchaden des deutſchen Literaturverkehrs, den Nachdruck, darf man nach dem 18. Artikel der deutſchen Bundesacte vom 8. Juni 1815 geſetzliche Hülfe hoffen. — In andern europäiſchen Ländern, z. B. in England und in Frankreich, beſteht bis jetzt keine ſolche, den Verkehr befördernde, Verbindung unter ſämmtlichen Geſchäftsgenoſſen, wie in Deutſchland, und noch weniger ein ſo wichtiger Mittelpunct des Handels, als die Büchermeſſe in Leipzig iſt. Jedoch iſt in Frankreich Paris der Centralpunct für den franzöſiſchen Verlagshandel. In Großbritannien wetteifert darin Edinburgh mit London. In den Niederlanden ſind die wichtigſten Verlagsbuchhandlungen in Amſterdam, Utrecht, Leyden und Harlem. In Brüſſel und Lüttich werden viele franzöſiſche Originalwerke nachgedruckt. Auch

treten in Frankreich und England oft mehrere Buchhandlungen zu gemeinſchaftlichem Verlage größerer Werke zuſammen, welches in Deutſchland ſelten der Fall iſt. Im J. 1802 ſtifteten die nordamerikan. Buchhändler eine Meſſe zu New-York, und ſetzten eine Meßordnung feſt. — In Spanien und Portugal wird der Preis jedes Buches durch eine obrigkeitliche Taxe beſtimmt, die demſelben in frühern Zeiten jedesmal vorgedruckt wurde. Rückſichtlich der Verlagsartikel verdient noch bemerkt zu werden, daß ſich bei Uebernahme eines ſolchen der Verleger mit dem Verfaſſer gewöhnlich über das zu bezahlende Honorar zu einigen, außerdem auch die Koſten des Drucks, die Koſten und Mühe des Debits ꝛc. zu tragen hat, und dagegen das Werk als ſein Eigenthum betrachtet. Für den Fall neuer Auflagen werden gewöhnlich beſondere Beſtimmungen gemacht. Der Verleger, welcher Honorar, Druck, Papier ꝛc. gleich beim Erſcheinen des Buchs zu bezahlen hat, finde daſſelbe nun Käufer oder nicht, wagte bei der Verlags-Uebernahme alſo ſein Capital, wie der Kaufmann bei ſeinen Speculationen. Hieraus geht zugleich hervor, wie ſehr der Nachdrucker, der ſeine Hand nur nach ſchon gangbaren Artikeln ausſtreckt, und kein Honorar dafür entrichtet, gegen den rechtmäßigen Verleger in (ungerechtem) Vortheil ſteht.

**Büchſe**, ein Feuergewehr mit gezogenem Laufe, im Gegenſatze der Flinte. Der Zeitpunct ihrer Erfindung kann nicht genau beſtimmt werden. Im J. 1381 gelobte Augsburg in dem Kriege der Reichsſtädte gegen die Edelleute von Franken, Schwaben und Baiern, 30 Büchſen zu ſtellen. 1498 wurden ſchon die gezogenen Röhre beim Scheibenſchießen in Leipzig gebraucht. Der Nürnberger **Wolf Danner**, der 1552 ſtarb, verbeſſerte das Ausbohren und Schmieden der Büchſenröhre. Auguſtin **Kotter**, ein Büchſenmacher zu Nürnberg, der gegen 1630 ſtarb, ſoll 1624 die mit Stern- und Roſenzügen gezogenen Röhre erfunden, nach Andern aber ſie nur zu größerer Vollkommenheit gebracht haben.

**Buchſiren** oder **Bugſiren**, im Taue ſchleppen. Ein Schiff wird von einem oder mehreren andern mittelſt angelegter Taue buchſirt, d. h. ans Land oder in den Hafen gezogen, entweder wenn es durch den Verluſt ſeiner Maſten außer Stand iſt zu ſegeln, oder wenn es wegen der Nähe des Landes oder des Mangels an Winde ſeine Segel eingezogen hat.

**Buchſtaben**, ſ. **Schrift**.

**Buchſtabenrechnung**, ſ. **Algebra**.

**Bucht**, ſ. **Bay**.

**Bückeburg**, ſ. **Lippe**.

**Buckinck** (Arnold), verdient erwähnt zu werden, als der erſte Künſtler, welcher Landcharten in Kupfer ſtach und druckte. Er brachte dieſe Kunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Sweynheym, der das Geheimniß der Buchdruckerkunſt bei den Erfindern Fauſt und Schöffer erlernt hatte, wollte unter andern auch eine Ausgabe des Ptolemäus geben. Für die in den koſtbaren Handſchriften deſſelben enthaltenen Charten war der Holzſchnitt zu unvollkommen. Sweynheym kam auf den Gedanken, ſie in Kupfer zu ſtechen, und verband ſich dazu mit Buckinck. Jener ſtarb während der Ausführung; Buckinck vervollkommnete und vollendete ſie. Die erſte Ausgabe des Ptolemäus mit Charten (denn die Ausgabe von 1462 hat gewiß eine falſche Jahreszahl) erſchien endlich zu Rom 1473 in Folio, und ſchließt mit folgender Unterſchrift: Claudii

Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Buckinck e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc. Das in den letzten Worten ausgedrückte Selbſtlob mißfällt bei ſeiner Naivetät um ſo weniger, als dieſe Charten wirklich beſſer geſtochen ſind, als alle ſpätern bis 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, ſelbſt die von Mercator nicht ausgenommen. Sie wurden wieder angewandt bei den Ausgaben von 1490, 1507 und 1508, welche ebenfalls zu Rom erſchienen. Letztere iſt mit einer Weltcharte von einem Deutſchen, Johann Ruyſch, vermehrt, in welcher zuerſt die Entdeckungen des Columbus und Americus Veſpucius ausgegeben ſind. Wahrſcheinlich ſind die zehn, der Ausgabe von 1507 noch beigegebenen, Charten von demſelben Ruyſch.

**Buckingham** (Georg Villiers, Herzog von), zu berühmt durch die Gunſt, mit der zwei Könige ihn überhäuften, und durch den Mißbrauch, den er treuloſer Weiſe davon machte, war den 20ſten Auguſt 1592 zu Brookesby in der Grafſchaft Leiceſter geboren. Seine Familie war zur Zeit Wilhelms des Eroberers aus der Normandie dahin gegangen. Für die Ausbildung ſeines Geiſtes zeigte er wenig Anlage oder Neigung, dagegen hatte ihn die Natur verſchwenderiſch mit Schönheit, Anmuth und Geſchmeidigkeit begabt, und dadurch zog er zuerſt die Aufmerkſamkeit König Jacobs I. auf ſich, und gewann bald deſſen Gunſt in einem ſo hohen Grade, daß er ſeinen Gebieter beherrſchte. In weniger als zwei Jahren ward er Ritter, Kammerherr, Baron, Vicomte, Marquis von Buckingham, Großadmiral, Aufſeher der fünf Häfen u. ſ. w. und verfügte zuletzt über alle Ehrenſtellen, Aemter, Gnadenbezeigungen und Einkünfte der drei Königreiche, nach ſeinem Ehrgeiz, ſeiner Habſucht, ſeinem Eigenſinn. Die Nation entrüſtete ſich, das Verdienſt verkannt, das Volk niedergetreten, den Adel gedemüthigt, die Krone herabgewürdigt und entehrt zu ſehen, um einen übermüthigen und unfähigen Günſtling ohne Maß zu erhöhen und zu bereichern. Es fehlte noch, daß er auch treulos war; dieß ward er im J. 1624 im achten Jahre ſeiner Gunſt. Er wollte den Grafen Briſtol, einen eben ſo geſchickten als rechtſchaffenen Miniſter, von den Geſchäften entfernen. Dieſer unterhandelte damals zu Madrid über die Vermählung einer Infantin mit dem Prinzen von Wallis, nachmaligem Carl I. — Buckinghams Beſtreben war, ſich nicht nur mit dem Prinzen auszuſöhnen, gegen den er, in einem Anfall blinder Wuth, die Hand zu erheben gewagt hatte, ſondern den wahrſcheinlichen Thronerben zugleich abhängig von ſich zu machen, um auf den Todesfall des alternden und hinfälligen Jacobs die Fortdauer ſeiner Macht zu ſichern. Ohne Wiſſen des Königs flößte er dem jungen Carl die romanhafte Idee ein, ſelbſt nach Madrid zu gehen, und durch ſeine Gegenwart alle Schwierigkeiten der Unterhandlung abzuſchneiden. Dem Könige ward in einer ſchwachen Stunde die ſchon gegebene aber wieder zurückgenommene Einwilligung aufs neue entriſſen, und wiewohl er lange deshalb auf Buckingham zürnte, erhob er ihn dennoch zum Herzog. Der Ausgang der Sache war, wie ihn Jacob vorher geſehen hatte. Während der junge Prinz durch die Anmuth und Beſcheidenheit ſeiner Sitten die königl. Familie und die Nation entzückte, beleidigte ſie Buckingham, der ihn begleitete, durch Anmaßungen u. Zügelloſigkeit. Er erreichte ſeinen Zweck: die durch Briſtols Weisheit ſchon weit geförderte Unter-

handlung ward abgebrochen, und damit nie ein Anderer ſie ſpäter glücklich beendigen könne, erlaubte er ſich die gröbſten Beleidigungen gegen das ſpaniſche Miniſterium, reiſete ſchnell mit dem Prinzen unter falſchen Verſprechungen ab, täuſchte den König durch falſche Berichte und bewog das Parlament zu der Erklärung, daß man, ſtatt ſich mit Spanien zu verbinden, ihm den Krieg erklären müſſe; und Jacob erklärte Spanien den Krieg. Indeß verſagte das Haus der Gemeinen, das ſo lebhaft auf den Krieg gedrungen hatte, mit Standhaftigkeit die dazu erforderlichen Gelder. Buckingham ſcheute ſich nicht, ſich mit der Partei der Puritaner zu verbinden, und wagte, einen Plan zu faſſen, um die biſchöfliche Würde abzuſchaffen, die Beſitzungen der Kirche zu verkaufen und mit dem daraus gelöſeten Gelde den Krieg fortzuſetzen. So ward Jacob in allen ſeinen Intereſſen der Politik, des Herzens und Gewiſſens von ſeinem Günſtling verrathen und ſtarb in der Mitte dieſer Verwirrungen. Es war ihm zwar gelungen, den Heirathsvertrag ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich zu ſchließen, er hatte aber auch noch den Schmerz gehabt, eine engliſche Armee, welche die Pfalz ſeinem Schwiegerſohn wieder erobern ſollte, durch die ſchlechten Maßregeln ſeines Günſtlings zu Grunde gehen zu ſehen, während die Allianz mit Spanien die friedliche Zurückgabe dieſes Landes bewirkt haben würde. Buckingham fuhr nach Jacobs Tode fort, auch Carls I. unumſchränkter und tyranniſcher Miniſter zu ſein; aber er mußte jetzt auch die Prophezeihung ſeines vorigen Königs eintreffen ſehen. Er, der in dem Unterhauſe des letzten Parlaments für den Retter des Prinzen und der Nation erklärt worden war, ward von dem neuen Parlamente für einen Verführer des Königs, für einen Verräther der Freiheiten ſeines Landes, für einen öffentlichen Feind erklärt. Und dieß geſchah zur Zeit eines Krieges, deſſen Fortſetzung mehr als je das vollkommenſte Einverſtändniß mit dem Unterhauſe erfoderte. Daher jene Trennung in zwei Parlamenter, jene Verhaftung der Mitglieder, die ſich am meiſten durch ihren Eifer ausgezeichnet hatten, unerlaubte Taxen und gezwungene Anleihen ſtatt bewilligter Abgaben, willkührliche Gefangenſetzung derer, die ſie zu zahlen ſich weigerten; kurz Alles, was den tugendhafteſten König der ſchrecklichſten Cataſtrophe entgegenführen mußte. Buckingham aber, der durch die lächerliche und ſchmähliche Unternehmung auf Cadix belehrt ſein ſollte, daß er dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, trug kein Bedenken, noch einen zweiten Krieg gegen Frankreich anzufangen. Er war nach Paris gegangen, um ſich im Namen ſeines Königs mit der Tochter Heinrichs IV. zu vermählen, hatte es gewagt, ſeine verwegenen Wünſche bis zur Königin von Frankreich zu erheben, und war Willens, da ihn dieſe Fürſtin mehr mit Nachſicht als Unwillen zurückgewieſen hatte, als engliſcher Geſandter an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren. Seine Verwegenheit war indeß in Paris nicht unbemerkt geblieben, und Ludwig XIII. verbot ihm in einem directen Schreiben, auch nur den Gedanken an dieſe Reiſe zu hegen. Dafür ſich zu rächen, verband Buckingham ſich zu einem Einfall in das franzöſiſche Gebiet mit den Proteſtanten von Rochelle. Dieſe Unternehmung und der Angriff auf die Inſel Rhé (1627) übertrafen an Schimpflichkeit und Ungeſchicklichkeit noch die Unternehmung auf Cadix. Buckingham, zugleich Miniſter, Admiral und Feldherr, ſchien mit ſich ſelbſt zu wetteifern, in welcher dieſer Eigenſchaften er ſich am tiefſten herabwürdigen könne. Nachdem er die Franzoſen durch eine ſchändliche und fruchtloſe Treuloſigkeit angegriffen, nachdem er die Einwohner von Rochelle nur darum zum Aufſtand bewogen, um ſie der Rache Richelieu's

zu übergeben, nachdem er $\frac{1}{3}$ der engl. Armee aufgeopfert, kehrte er nach England zurück, eben ſo ſehr von ſeinen Mitbürgern, als von ſeinen Feinden verachtet und verwünſcht. Die dringenden Bedürfniſſe machten Zuſammenberufung eines neuen Parlaments nöthig. Buckingham eröffnete es mit der Erklärung, daß der König ſich derſelben wohl überheben gekonnt, u. daß, wenn man die Subſidien verweigere, Se. Majeſtät andere Mittel finden würden, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen. So ſtreuete er den Samen der Zwietracht zwiſchen König und Volk, die gegenſeitig ſich nur zu verſtändigen wünſchten. Er mußte in den Debatten ſich den Urheber des öffentlichen Elends nennen hören, während man in dem Herzen des Königs das Heiligthum aller Tugenden anerkannte. Ohne zu wiſſen, wann er nachgeben und wann er widerſtehen müſſe, beſtritt er aufs äußerſte die berühmte **Petition der Rechte**, welche die zu den Lebenselementen der Engländer gehörigen Freiheiten widerherſtellen ſollte, ließ aber plötzlich von ſeinem Widerſtande ab, als er hörte, daß man im Unterhauſe eine peinliche Anklage gegen ihn einleiten wolle, und dachte nicht einmal daran, die nothwendige Zuſtimmung des Königs zu benutzen, um ſeine Feinde zu zerſtreuen und die Folgen der Niederlage abzuwenden, die er erlitten hatte. Die Denunciationen nahmen aufs neue ihren Lauf; doch begnügte man ſich ſtatt einer förmlichen Anklage mit dem Geſuch, daß der König von ſeiner Perſon und aus ſeinem Rath den Herzog von Buckingham entfernen möchte, der die Haupturſache des öffentlichen Unglücks ſei. Die Antwort des Monarchen war eine plötzliche Auflöſung des Parlaments. Carl beſchloß, aufs neue den Proteſtanten von Rochelle zu Hülfe zu kommen. Der Graf Denbigh leitete die Unternehmungen und kehrte, nachdem er die Flagge Englands durch Unthätigkeit beſchimpft hatte, unverrichteter Sache zurück. Jetzt befahl der König Buckingham, ſich ſelbſt an die Spitze einer neuen Rüſtung zu ſtellen, die mit unglaublicher Schnelligkeit ins Werk gerichtet wurde. Der Herzog mußte dem ausdrücklichen Willen des Königs nachgeben, und war in Portsmouth im Begriff ſich einzuſchiffen, als er am 23. Aug. 1628 mitten unter ſeinen Höflingen, Garden und Soldaten von dem Dolche eines unbekannten Fanatikers ſtarb. So endigte ein Mann, deſſen bloßer Name die Idee der unbeſchränkteſten Macht erweckte, der den Anklagen beider Häuſer, dem Haſſe Richelieu's und Olivares, und ſelbſt der Unzufriedenheit zweier Könige, in deren Namen er regierte, Trotz geboten hatte, und der in dem Augenblicke ſeines Todes durch den Eifer, mit welchem er die Rüſtungen betrieben, die Gunſt ſeines Königs wiedergewonnen, und im Vertrauen auf die ungeheuren Hülfsmittel, mit denen er ſich umringt hatte, einem glücklichen Erfolge entgegenſehen durfte. Um ihn mit wenigen Worten zu charakteriſiren, nennen wir ihn einen eiteln und rachſüchtigen Menſchen, einen unfähigen und tyranniſchen Miniſter, einen ſchlechten Staatsbürger, einen unverſchämten Diener, einen treuloſen Unterthan und den eigentlichen Mörder ſeines unglücklichen Königs.

**Bückler** (Johann), bekannter unter dem Namen **Schinderhannes** als der oberſte Anführer jener berüchtigten Räuberbande, die lange gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an beiden Ufern des Rheins ihr Unweſen trieb. Von armen aber ehrlichen Eltern geboren, erhielt er eine höchſt nachläſſige Erziehung, ſo daß er kaum ſeinen Namen ſchreiben lernte. Schon in früheſter Jugend beging er kleine Brot- und Fleiſchdiebſtähle. Als er herangewachſen war, trat er in die Dienſte eines Scharfrichters, der, mehr aus Mitleid, als

weil er ſeiner bedurfte, ihn zum Beiläufer annahm. Hier zeigte er viel Willfährigkeit und unermüdlichen Eifer: aber ſchon nach einigen Monaten entwich er, nachdem er ſeinem Dienſtherrn einige Felle entwendet hatte. Er wurde ertappt und von Rechtswegen mit 25 Stockſchlägen beſtraft. Dieſe vor dem ganzen Publicum an ihm vollzogene Execution entſchied, nach ſeiner ſpätern Ausſage, über das Schickſal ſeines künftigen Lebens. Ohne zu wiſſen, was er jetzt anfangen ſollte, trieb er ſich mit einigen Vagabunden herrnlos herum und beſchäftigte ſich meiſtentheils damit, Schafe zu ſtehlen. Er kam zum zweiten Mal in Unterſuchung, fand aber Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entſpringen. Jetzt geſellte er ſich zu Fink dem Rothbart, Anführer einer berüchtigten Diebesbande. Er ward abermals ergriffen, entkam wieder, und kehrte gerades Weges zu ſeinen alten Bekannten zurück, welche ſich jetzt unter dem ſ. g. ſchwarzen Peter, einem höchſt verwegenen Böſewicht, vereinigt hatten. Da dieſer bald darauf gefangen wurde und, wiewohl er entſprang, doch vom linken Rheinufer verſchwand, gewann Schinderhannes als ein ſchon gewandter Dieb um ſo leichter Anſehn unter ſeinen Spießgeſellen. Sie trieben vornehmlich den Pferdediebſtahl, und wurden darin ſo dreiſt, ihn ſelbſt am hellen Tage zu verüben. Schinderhannes wurde wieder aufgefangen und nebſt ſeinem mitgefangenen Cameraden, Johann Müller, nach Simmern geführt, wo er Gelegenheit fand, aufs neue zu entſpringen. Er beſchloß nunmehr, blos Straßenraub zu treiben. Zu dem Ende bildete er eine große Bande, theils aus ſeinen vorigen Gefährten, theils aus Neuangeworbenen. Bald ſetzten ſie die ganze Gegend in Schrecken. Ihre Beute verpraßten ſie mit ihren Weibern und Beiſchläferinnen in Herbergen, wo man ſie recht gut kannte, theils aber aus Furcht, theils, weil man mit ihnen einverſtanden war, nicht kennen wollte. Schinderhannes fand ſich durch die polizeiliche Verfolgung bewogen, auf das rechte Rheinufer zu gehen, wo er ſich in eine gewiſſe Julchen Blaſius verliebte und ſie heirathete. Ein Lied, das er auf ſie dichtete, wurde damals auf allen Märkten und Kirchweihen der dortigen Gegend geſpielt. Um dieſe Zeit nahm die Räuberei eine andere Richtung. Man fand es ſicherer und bequemer, zur Nachtzeit mit offener Gewalt in die Häuſer zu brechen; die erſten Verſuche gelangen, ſo daß ſchnell Einbruch auf Einbruch folgte. Wie öffentlich die Bande ihr Unweſen trieb, geht unter andern daraus hervor, daß die insbeſondere von ihm geängſtigten Juden ordentliche Geſandtſchaften an Schinderhannes abſchickten, um ſich mit ihm abzufinden. Die jungen Burſche zechten und ſpielten mit den Räubern und verſchafften ihnen Munition, und ſelbſt die Mädchen ſtellten ſich ein, wenn ſie einen Ball veranſtalteten, und tanzten traulich mit ihnen. Den raſtloſen Bemühungen der Polizei gelang es zwar, einzelne Mitglieder von der Bande des Schinderhannes einzuziehen; ihm ſelbſt ſtellte ſie jedoch lange vergebens nach. Endlich aber wurde eine allgemeine und ſorgfältige Durchſuchung der ganzen Gegend beſchloſſen. Auf einer dieſer Streifereien brachte man einen wohlgekleideten Mann ein, der ſich nicht hatte legitimiren können. Es ergab ſich, daß es Schinderhannes war und er wurde nach Frankfurt gebracht. Sobald er hier angekommen war, brachte man ihn vor das Criminalamt. Er geſtand ſogleich ſeinen wahren Namen und einen großen Theil ſeiner Verbrechen ein, und bat nur, ihn nicht an das linke Rheinufer auszuliefern. Deſſenungeachtet wurden er und ſeine Cameraden an das Specialgericht zu Mainz übergeben. Die Verhöre begannen den 24.

October 1803. Schinderhannes bewies im Ganzen viel Wahrhaftigkeit und ſchien ſich als Oberhaupt der Uebrigen zu gefallen. Ueber ihn und neunzehn ſeiner Gefährten ſprach das Tribunal das Todesurtheil aus. Schinderhannes war einen Augenblick über dieſe Sentenz betroffen; er hatte geglaubt, daß nur ein Mörder zu Tode verurtheilt werden könne: einen Mord aber hatte er nicht begangen. Die Hinrichtung wurde am 21. Novemb. 1803 durch die Guillotine vollzogen. Schinderhannes, der noch gehofft hatte, Begnadigung zu erhalten, bewies bis zum letzten Augenblick die größte Faſſung.

Bucoliſches Gedicht, Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Buddäus (Guillaume), eigentlich Budé, der größte franzöſiſche Gelehrte ſeiner Zeit, in Paris 1467 geb. und 1540 geſt., war königl. Bibliothekar, geh. Referendar (Maître des Requêtes), und Vorſteher der Kaufleute (Prévôt des Marchands.) Er ſtudirte zu Paris und Orleans, aber ohne Erfolg, da er ſeine Jugend in beſtändigen Zerſtreuungen zubrachte. Erſt im 24. Jahre ergriff ihn der Trieb zu den Wiſſenſchaften, aber nun auch mit einer ſolchen Gewalt, daß er keine andere Beſchäftigung mehr kannte, als die Studien, denen er ſelbſt an ſeinem Hochzeittage noch 3 Stunden widmen konnte. Seine Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige ſpricht ſich in der bekannten Antwort aus, die er einſt einem Bedienten gab, der ihm meldete, daß ſein Haus brenne. „Sag' er es," erwiderte er trocken und nur eben von ſeinen Büchern aufblickend, „meiner Frau: er weiß, daß ich mich um die Wirthſchaft nicht bekümmere." Buddäus umfaßte alle Wiſſenſchaften, beſonders aber Alterthümer und Sprachen, und vorzüglich tiefe Kenntniſſe hatte er in der griechiſchen Sprache. Unter ſeinen vielen gelehrten Werken ſind ſein Tractat De Asse et partibus ejus, worin er die Lehre von den Erbtheilungen abhandelt und ſehr gründliche Aufklärungen über die alte Münzkunde gibt, und ſeine Commentare der griechiſchen Sprache, welche das Studium der griechiſchen Literatur in Frankreich vorzüglich befördert haben, die wichtigſten. Sein Styl, im Lateiniſchen ſowohl als im Franzöſiſchen, iſt kraftvoll, aber oft rauh und durch griechiſche Wortſetzungen verwickelt. Er war nicht allein als Gelehrter, ſondern auch als Menſch und Bürger achtungswerth, und auch allgemein geſchätzt. Ludwig XII. ſchickte ihn in königlichen Angelegenheiten nach Rom. Franz I., bei dem er im größten Anſehen ſtand, brauchte ihn zu verſchiedenen Verhandlungen, und ſtiftete auf ſeine Veranlaſſung das Collège royal de France, legte auch unter ſeiner und Lascaris Anleitung die Bibliothek zu Fontainebleau an.

Budget (eigentlich eine Bedarfstaſche), nennt man in England das Verzeichniß der zu den Staatsausgaben erforderlichen Auflagen, welche der Finanzminiſter dem Unterhauſe jährlich zur Bewilligung vorlegt.

Buenos Ayres. So heißt eine ſpaniſche Statthalterſchaft in Südamerika, die zwiſchen den großen Andes-Gebirgen und den braſiliſchen Bergen eingeſchloſſen iſt. Ihre ſüdliche Grenze mag ſich bis an das Cap Lobos und bis an den Rio Colorado erſtrecken, und nördlich geht ſie bis an das ſogenannte Amazonenland. Die Länge dieſer Provinz rechnet man auf dreihundert, und die Breite etwa auf hundert und ſiebzig Meilen. Die Bevölkerung ſoll ſich auf eine Million belaufen, worunter aber nur wenige Spanier ſind. Es wird dieſe Statthalterſchaft wieder in fünf Regierungsbezirke getheilt; nämlich: 1) Buenos Ayres, worin die Hauptſtadt gleiches Namens, am

Rio de la Plata, Santa Fé, Monte Video und Maldonado. 2) Paraguay, mit der Hauptſtadt Aſumption. 3) Tucuman, worin San Jago del Eſtero und Cordova. 4) Potoſi, mit der Hauptſtadt gleiches Namens. 5) Chiquiti, ſonſt zu Chili gehörig, worin die Hauptſtadt Mendoza. Der Silberſtrom, oder Rio de la Plata, und eine Menge anderer Flüſſe, die er in ſeinem Laufe aufnimmt, bewäſſern das ganze Land. Er iſt bei ſeinem Ausfluß faſt 25 Meilen breit, und ſchon bei der Stadt Buenos Ayres kann man wegen der niedrigen Lage ſeiner Ufer nicht von einem Ufer zum andern hinüberſehen, obgleich er da noch 28 Meilen von ſeinem Ausfluſſe iſt. Die ausgedehnte Fläche des Landes wird die Urſache der heftigen Stürme, die aus Weſten und Südweſten über die ungemeſſenen Ebenen herwehen, und daher kommt es auch, daß das ganze Land voller Seen iſt, deren einige eine Länge von 15 bis 20 Meilen haben. Aus dieſen ergießen ſich viele kleine aber ſeichte Flüſſe, welche gewöhnlich zweimal im Jahr anſchwellen, und ſich alle entweder in den großen Silberſtrom, oder in den Paraguay ergießen. Dieſe faſt grenzenloſen Ebenen, die Pampas, ſind außerordentlich reich an Gras und Kräutern, an ungemein großen Waldungen, und tragen, wo ſie angebaut werden, herrliches Getreide. Hier ſieht man zahlloſe Herden wilder Pferde und das ſchönſte Rindvieh, das auf der Welt gefunden wird, daher Leder und Talg im Ueberfluß und von der erſten Güte ausgeführt wird. In den Waldungen findet man unzählige, Südamerika eigene, wilde Thiere. Die Jagden, eine Hauptbeſchäftigung der Bewohner, müſſen ſo angeſtellt werden, daß man Wagen voll Proviant und friſches Waſſer mitnimmt. Auch Salz findet ſich im Boden, und wird faſt von allen Flüſſen und Seen abgeſetzt. Dieß Salz ſoll viel ſchöner und reiner als das europäiſche ſein. Außer dem Getreide, dem Vieh und allen Arten europäiſcher Früchte wird beſonders der Paraguaythee, zu 25,000 Centner jährlich, nach Peru ausgeführt. Der Geldwerth dieſer Ausfuhr beträgt 116,000 Pfd. St. Gold und Silber werden zwar auf rohe Weiſe, aber in ſolcher Menge gewonnen, daß der bloße königliche Antheil anderthalb Millionen Piaſter jährlich ausmacht. Dieß iſt aber nur der fünfte Theil des Ganzen. Der Binnenhandel iſt äußerſt beſchwerlich und oft ganz unthunlich, weil theils die reißenden Ströme, über die man bloß Brücken von Seilen hat, theils die ſchroffen Gebirge im Weſten faſt unüberſteigliche Hinderniſſe darbieten. Obgleich dieſe Länder zwiſchen dem 15° und 40° ſüdl. Br. liegen, ſo iſt das Clima doch faſt durchgehends gleich angenehm. In der Hauptſtadt Buenos Ayres (34° 35′, 3,000 Häuſ. 60,000 Einw.) gibt es im Winter wenig Tage, wo das Waſſer etwas gefroren iſt. Die Gewitter ſind dagegen vielleicht nirgends häufiger und ſchrecklicher. Während des letzten Krieges wurde Buenos Ayres im J. 1806 von einem brittiſchen Geſchwader, unter dem Befehl des Sir Popham und des General Beresford, erobert. Indeſſen war dieſe Eroberung nur die Folge einer plötzlichen Ueberraſchung; denn ſobald die Spanier ſich von ihrem Schrecken erholt hatten, griffen ſie die Engländer an, und machten ſie großentheils zu Kriegsgefangenen. Im folgenden Jahre kamen zwar unter Whitelock und Crawford Verſtärkungen: allein man ließ die Britten ruhig in die Stadt Buenos Ayres einziehn, und alsdann empfingen ſie die Spanier mit einem ſo fürchterlichen Feuer aus allen Arten von Geſchütz und Gewehren, daß wenigſtens der dritte Theil des brittiſchen Heeres vernichtet wurde. Den folgenden Tag konnte man ſich auf brittiſcher Seite glücklich ſchätzen,

einen Waffenſtillſtand zu gewinnen, worin ausgemacht wurde, daß in zwei Monaten nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes kein Britte mehr den Silberſtrom ſehen dürfe. So zeigten ſchon damals die amerikaniſchen Spanier eine Selbſtſtändigkeit und Freiheitsliebe, welche ſie aufs glänzendſte bewährt haben, als Buonaparte ſeinen Bruder Joſeph auf den ſpaniſchen Thron geſetzt hatte. Dieſem unterwarfen ſie ſich ſo wenig, daß ſie vielmehr ſich vom Mutterlande ganz unabhängig zu machen ſuchten. In Buenos Ayros bildete ſich 1810 eine Junta, und 1816 ein Congreß zu Tucuman, der den 3. Dec. 1817 der Republik der Vereinigten Provinzen von Südamerika ein Verfaſſungsgeſetz gab. Später zerrüteten Factionen die junge Republik. (Vergl. Südamerika.)

Buffon (Georges-Louis Leclerc, Graf v.), einer der berühmteſten Naturforſcher und größten Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, war zu Montbar in Bourgogne d. 7. Sept. 1707 geboren. Sein Vater, Benjamin Leclerc, Rath des Parlaments ſeiner Provinz, beſaß ein hinreichendes Vermögen, um ſeinen Kindern nach einer ſorgfältigen Erziehung bei der Wahl ihrer Laufbahn volle Freiheit zu laſſen. Der Zufall führte den Jüngling zu Dijon mit dem jungen Herzoge von Kingſton zuſammen, deſſen Führer, ein gelehrter Mann, ihm Geſchmack für die Wiſſenſchaften einflößte. Sie bereiſeten gemeinſchaftlich Frankreich und Italien; Buffon ging ſodann auf einige Monate nach England. Um ſich in der Sprache zu vervollkommnen, ohne darum die Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, überſetzte er ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächſe von Hales. Nach einiger Zeit trat er auch mit eignen Werken hervor, in denen er die Geometrie, Phyſik und Landwirthſchaft bearbeitete. Er ſchrieb über dieſe Gegenſtände Unterſuchungen, die er nach und nach der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zu deren Mitglied er im J. 1733 ernannt wurde. Die wichtigſten betrafen die Zuſammenſetzung eines Spiegels, um, wie Archimedes gethan haben ſoll, Körper in weiten Entfernungen zu entzünden, und Verſuche über die Stärke des Holzes und über die Mittel, ſie beſonders dadurch zu vermehren, daß man die Bäume einige Zeit vor dem Fällen ſchält. Buffon, der in den erſten Jahren nur von einer unbeſtimmten Begierde nach Belehrung und Ruhm beſeelt worden war, bekam durch die Ernennung zum Intendanten des königlichen Gartens 1736 eine beſtimmte Richtung auf die Wiſſenſchaft, in welcher er ſich unſterblich gemacht hat. Indem er jetzt die Naturgeſchichte im Zuſammenhange und in ihrem ganzen Umfange überblickte, fand er keine andern Werke über dieſelbe vor, als talentloſe Compilationen und trockne Namenregiſter; über einzelne Gegenſtände die trefflichſten Beobachtungen, aber kein umfaſſendes Werk. Zu dieſem entwarf er den Plan; er wollte darin mit der Beredſamkeit des Plinius und dem Scharfſinn des Ariſtoteles die Genauigkeit und das Detail der Beobachtungen der Neueren vereinigen. Kraft, ein ſo weitläuftiges Ganze zu umfaſſen, und Lebhaftigkeit, es zu ſchreiben, fühlte er in ſich: aber er hatte nicht die Geduld noch die Organe, ſo zahlreiche und oft kleinliche Gegenſtände zu beobachten und zu beſchreiben. Er verband ſich dazu mit Daubenton, der die ihm fehlenden Eigenſchaften beſaß, und nach einer zehnjährigen hartnäckigen Arbeit lieferten beide Freunde die drei erſten Bände der Naturgeſchichte, denen ſie von 1749 bis 1767 noch zwölf andere folgen ließen, welche die Theorie der Erde, die Natur

der Thiere und die Geſchichte des Menſchen und der Säugethiere umfaſſen. Der glänzendſte Theil derſelben, die allgemeinen Theorien, die Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturphänomene ſind von Buffon. Daubenton beſchränkte ſich auf die Angabe der Formen und der Anatomie. Die neun folgenden Bände, welche von 1770 bis 1783 erſchienen, enthielten die Geſchichte der Vögel, an denen Daubenton ſeine Theilnahme verſagte. Dadurch veränderte ſich die Geſtalt des Werks; weniger ausführlichere Beſchreibungen und faſt ganz ohne Anatomie wurden den hiſtoriſchen Artikeln einverleibt, welche anfangs Guenau von Montbeillard und nachher der Abbé Beron redigirte. Buffon allein gab die fünf Bände über die Mineralien von 1783 bis 1788 heraus. Von den ſieben Supplementbänden, deren letzter erſt nach ſeinem Tode 1789 erſchien, bildete der fünfte ein abgeſondertes Ganze, das von allen Werken Buffons das berühmteſte iſt. Er enthält ſeine Epochen der Natur, in welchen der Verfaſſer in einem wahrhaft erhabenen Styl und mit einem ſiegenden Talent eine zweite Theorie der Erde aufſtellt, welche von der in den erſten Bänden entworfenen ganz verſchieden iſt, wiewohl er anfangs den Schein hat, nur jene vertheidigen und entwickeln zu wollen. Dieſe große Arbeit, mit welcher ſich Buffon unabläſſig funfzig Jahre hindurch beſchäftigte, iſt indeß nur ein Theil des ungeheuern Plans, den er entworfen hatte, und der von Lacépède für die Geſchichte der Wallfiſcharten, der Schlangen und der Fiſche rühmlich fortgeſetzt worden, für die Thiere ohne Wirbelbein und für die Pflanzen aber noch unausgeführt geblieben iſt. Ueber Buffon als Schriftſteller gibt es nur Eine Stimme; in Anſehung der Erhabenheit des Standpuncts, von welchem er ausgeht, in Anſehung des mächtigen und gelehrten Ideenganges, der Majeſtät der Bilder, des edeln und würdevollen Ausdrucks, der Harmonie des Styls bei erhabenen Gegegenſtänden, iſt er vielleicht unerreicht geblieben. Seine Gemählde großer Naturſcenen ſind von einer hinreißenden Wahrheit und jedem iſt der unvertilgbare Stempel der Eigenthümlichkeit aufgeprägt. Auch war der Ruf ſeines Werks ſchnell begründet, allgemein und ohne Widerſpruch. Es erweckte einen allgemeinen Geſchmack an der Naturgeſchichte und erwarb dieſer Wiſſenſchaft die Gunſt und Unterſtützung der Fürſten und Großen. Ludwig XV. erhob den Verfaſſer in den Grafenſtand und d'Argiviliers ließ ihm unter Ludwig XVI. noch bei ſeinen Lebzeiten eine Statue am Eingange in das Cabinet des Königs errichten, mit der Inſchrift: Majestati naturae par ingenium. Mehr ſind die Urtheile über Buffon als Phyſiker und Naturforſcher getheilt geweſen. Voltaire, d'Alembert, Condorcet haben ſeine Hypotheſen und ſeine unbeſtimmte Art, nach allgemeinen Anſichten zu philoſophiren, ſtreng getadelt. Allein, wenn auch Buffons Syſteme über die Theorie der Erde in ihren Details keine Vertheidiger mehr finden werden, ſo hat er doch das Verdienſt, allgemein fühlbar gemacht zu haben, daß die gegenwärtige Geſtalt des Erdballs aus einer Folge von Veränderungen hervorgegangen, denen nachzuſpüren unmöglich; und er hat gezeigt, welche Phänomene dabei zu beobachten ſind. Seine Theorie der Zeugung iſt von Haller und Spallanzani, und ſeine Hypotheſe eines gewiſſen unerklärlichen Mechanismus, den er an die Stelle des thieriſchen Inſtinkts ſetzt, von Andern widerlegt worden; aber dennoch ſind ſeine beredten Gemählde von der phyſiſchen und moraliſchen Entwickelung des Menſchen, ſo wie ſeine Ideen über den Einfluß, den die Zartheit und der Grad der Entwickelung jedes

Organs auf die Natur der verſchiedenen Gattungen haben, noch jezt von dem größten Werthe und dem höchſten Intereſſe. Seine Ideen über die Ausartung der Thiere und über die Grenzen, welche die Climate, Gebirge und Meere jeder Gattung anweiſen, ſind wahre Entdeckungen, die ſich mit jedem Tage beſtätigen, und den Reiſenden eine Baſis für ihre Beobachtungen angeben, welche vorher fehlte. Der Haupttheil ſeines Werks iſt die Geſchichte der vierfüßigen Thiere, der ſchwächſte dagegen die Geſchichte der Mineralien, wo ſeine Unbekanntſchaft mit der Chemie und ſeine Neigung zu Hypotheſen bedeutende Mängel verurſacht haben. Lange Leiden, durch die Steinkrankheit erzeugt, trübten ſeine lezten Tage, ohne ihn in der Verfolgung ſeines großen Plans aufzuhalten. Er ſtarb zu Paris den 16. April 1788, 81 Jahre alt. Buffon war von einer edeln Geſtalt und einer würdevollen Haltung, aber von einer Nachläſſigkeit in der Unterhaltung, die mit dem Tone ſeiner Schriften nicht übereinſtimmte *). Die geſchätzteſte Ausgabe ſeiner Naturgeſchichte iſt die von 1749 bis 1788 in 36 Bänden erſchienene.

**Buffone**, Bouffon, ein komiſcher Sänger in der Opera buffa oder dem italieniſchen Intermezzo. Das Wort iſt wahrſcheinlich aus der niedrigen Latinität entlehnt, in welcher Buffo (Pausback) derjenige hieß, welcher auf dem Theater mit aufgeblaſenen Backen erſchien, um Ohrfeigen zu bekommen und das Gelächter der Zuſchauer zu erregen. Daher buffa Backen, buffare Pausbacken machen. Nachher Poſſenreißer, Spaßmacher überhaupt.

**Bufoniten**, Krötenſteine, verſteinerte Zähne gewiſſer Fiſcharten.

**Bukareſt**, die Hauptſtadt der Wallachei, Reſidenz des Hospodars und eines griechiſchen Biſchofs; ein weitläuftiger Ort, der meiſtens aus Lehmhütten beſteht und etwa 46 000 Einwohner zählt, worunter eine Menge Griechen, Juden und Armenier. Die Straßen ſind nicht gepflaſtert, ſondern ſämmtlich mit eichenen Bohlen belegt. Die Griechen haben hier ein Gymnaſium mit 12 Lehrern, welches 1810 244 Studenten beſuchten. Der Handel mit Wein, Häuten und andern Landesprodukten iſt ziemlich lebhaft. Den 28. Mai 1812

*) Wohl iſt es einer Erwähnung werth, daß Buffon, von dem d'Alembert einſt ſagte: Ne me parlez pas de votre Buffon, de ce comte de Tuffière, qui, au lieu de nommer simplement le cheval, dit: La plus noble conquète que l'homme ait jamais faite est celle de ce fier et fougueux animal; worauf ihm Rivarol witzig, wenn auch nicht ganz paſſend, antwortete: Oui, c'est comme ce sot de I. B. Rousseau, qui s'avise de dire:

Des bords sacrés où nait l'aurore
Aux bords enflammés du couchant,

au lieu de dire de l'est à l'ouest; daß derſelbe Buffon, nach Laharpe's Zeugniß, ſich offen gegen alle Poeſie und ſelbſt gegen die Verſe Racine's erklärte. Ich habe, ſagt der Verfaſſer des Cours de littérature, den ehrwürdigen Greis Buffon ſehr zuverſichtlich behaupten hören, daß die ſchönen Verſe voller Fehler ſeien und die Vollkommenheit der guten Proſa nicht erreichen. Er ſcheute ſich nicht, die Verſe der Athalie zum Beiſpiel zu nehmen, und machte eine detaillirte Kritik der Verſe der erſten Scene. Alles, was er ſagte, verrieth eine ſolche Unbekanntſchaft mit den Elementen der Dichtkunſt und der Verſification, daß es unmöglich geweſen wäre, ihm zu antworten, ohne ihn zu demüthigen, woran man ſehr unrecht gethan haben würde.

wurde hier ein Frieden zwiſchen Rußland und der Pforte geſchloſſen, der den Ruſſen Beſſarabien und die Moldau bis an den Pruth gab.

**Bukowina**, ſ. Galizien und Oeſterreich.

**Bulen oder Buleyn (Anna)**, eine der Gemahlinnen und eines der Opfer Heinrichs VIII. von England. Sie war als der letzte Sprößling aus der Ehe des Sir Thomas Bulen mit der Tochter des Herzogs von Norfolk 1499 oder 1500 geboren, und begleitete Maria, Heinrichs Schweſter, welche ſich mit Ludwig XII. vermählte, als Ehrendame nach Frankreich, kehrte aber nicht mit derſelben nach England zurück, als nach drittehalb Jahren der Tod des Königs ſie zur Wittwe gemacht hatte, ſondern begab ſich zur Herzogin von Alençon, der Schweſter des franzöſiſchen Monarchen. Schön, jung, geiſtreich und lebhaft, gefiel ſie an dem galanten Hofe Franz I. vielleicht mehr, als ihrer Ehre heilſam geweſen. Aus unbekannten Urſachen kehrte ſie um d. J. 1525 bis 1527 nach England zurück, und ward Ehrendame der Königin, die bald von ihr verdrängt werden ſollte. Der König, von heftiger Liebe zu ihr entzündet, fand einen unerwarteten Widerſtand, und Anna, die an dem Hofe Frankreichs ſich ſo ſchnell dem Könige ergeben hatte, erklärte gegen Heinrich ſtandhaft, daß er ſie nur als Gattin beſitzen könne. Sie wußte, daß der König ſchon mit dem Gedanken umging, ſich von ſeiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, ſcheiden zu laſſen, ſie wußte aber auch, welche Schwierigkeiten die catholiſche Religion der Ausführung dieſes Plans entgegenſetzte. Cranmer bot ſich zum Werkzeuge der Wünſche des Königs dar. Aber der zügelloſe Heinrich wartete jetzt nicht einmal, bis die Diener ſeiner neuen Kirche die Scheidung ausgeſprochen, ſondern vermählte ſich heimlich am 14. November 1532 mit Anna Bulen, die er zuvor zur Marquiſe von Pembrock erhoben hatte. Erſt als die Schwangerſchaft das Geheimniß enthüllte, erklärte Cranmer die erſte Ehe für nichtig und die zweite für gültig, und Anna ward mit einem beiſpielloſen Pomp in Weſtminſter als Königin gekrönt. Im J. 1538 gebar ſie die berühmte Eliſabeth. Aber die ungezügelten Lüſte des eben ſo ausſchweifenden als tyranniſchen Königs vermochte Anna nicht auszulöſchen, und wie ſie als Ehrendame Catharinens ihre Gebieterin verdrängt hatte, ſo ward ſie von Johanna Seymour, ihrer Ehrendame, verdrängt. Noch geſellte ſich zu dem Ueberdruß Heinrichs der Argwohn der Untreue; und allerdings ſcheint er nicht ungegründet geweſen zu ſein. Anna ward am 22. Mai 1535 verhaftet, angeklagt und vor eine Commiſſion geſtellt. Ein Muſiker, **Smetton**, der nebſt Andern eingezogen worden, bekannte, die Gunſt der Königin beſeſſen zu haben, und am 17. Mai 1536 ward ſie von 26 Richtern zum Tode verurtheilt. Vergebens gab Anna vor, ſchon früher mit dem Grafen von Northumberland vermählt, und mithin nie die legitime Gemahlin Heinrichs geweſen zu ſein; vergebens vernichtete Cranmer die Ehe; das Todesurtheil ward nach dem Willen des hartnäckigen Heinrichs vollzogen, der es für eine ausgezeichnete Gnade anſah, daß er den Scheiterhaufen in das Schaffot verwandelte. Der letzte Tag (der 19. Mai 1536) der Unglücklichen bietet mehrere intereſſante Momente dar. Sie ließ die Frau des Thurmwärters rufen, warf ſich vor ihr auf die Knie und ſagte zu ihr: „Geht, und bittet in meinem Namen, und in dieſer Stellung, wie ihr mich ſeht, die Princeſſin Maria (Catharinens Tochter) um Vergebung für alle die Leiden, die ich ihr und ihrer Mutter verurſacht habe." Dem Könige ſchrieb ſie: „Ihre Wohlthaten gegen mich haben ſtets zugenommen. Ich war nichts, und Sie machten mich zur Dame, zur Mar-

quiſe, zur Königin, und da ich auf Erden nicht höher ſteigen kann, machen Sie mich heute zur Heiligen.“ Ob ſie mit Würde und Faſſung ſtarb, darüber ſind die Nachrichten getheilt.

**Bulgarei**, ſ. **Türkei**.

**Bulimie**, Heißhunger. Die davon befallenen Perſonen werden von einem unerſättlichen Hunger gequält; ſo viel ſie auch Speiſe zu ſich nehmen, ſo haben ſie doch nie das Gefühl von Sättigung, und wenn ihr Magen durch die gewaltige Maſſe deſſen, was ſie zu ſich genommen, überfüllt iſt, ſieht man ſie in Ohnmacht fallen, und ſich des Genoſſenen, halbverdaut, unter heftigen Schmerzen entledigen. Gewöhnlich erſcheint dieſe Krankheit im Gefolge anderer. Sie kommt vor während gewiſſer intermittirender Fieber, bei mehrern Eingeweidekrankheiten, beſonders ſolchen, die durch den Bandwurm erzeugt werden; auch iſt ſie ſehr gewöhnlich nach hitzigen Krankheiten, welche die Kräfte des Kranken erſchöpft haben, und entſteht alsdann aus dem Bedürfniß aller Körpertheile, die verlornen Kräfte wieder zu erſetzen. In gewiſſen Fällen aber ſcheint das außerordentliche Verlangen nach Speiſe von einer beſondern Beſchaffenheit des Magens herzurühren, der mit einer großen Schnelligkeit verdaut. Dergleichen bemerkt man bei manchen Frauen während ihrer Schwangerſchaft, bei jungen Leuten, die viel Leibesbewegung haben, bei Perſonen, die gewürzhafte und erhitzende Dinge nehmen. Alsdann iſt die Bulimie nicht als Krankheit zu betrachten, ſondern nur eine erhöhte Eßluſt. Als Krankheit iſt ſie furchtbar wegen ihrer ſchädlichen Folgen; dieſe ſind Magerkeit, Bruſtfieber, Schwindſucht, Obſtructionen, Waſſerſucht. Der Arzt muß daher bei Zeiten durch zweckmäßige Mittel die Urſachen wegräumen, welche ſie unterhalten. Beſonders muß er ſein Augenmerk auf die Diät des Kranken richten und ihm, mit allmähliger Steigerung, nur ſolche Speiſen zulaſſen, welche der Magen verarbeiten kann; ſonſt würde ſtatt einer radicalen Heilung eine Diarrhöe eintreten, welcher Auszehrung und Tod folgten.

**Bull** (John), eigentlich **Hans Rind**. Dieſer Name bezeichnet ſcherzhaft den perſonificirten Nationalcharakter der Engländer. Demnach repräſentirt John Bull den großen Haufen, die Totalität des engliſchen Volks in ſeinen beſondern Nationaleigenthümlichkeiten. **Swift** hat dieſen Ausdruck zuerſt gebraucht und in Gang gebracht. **Bulls**, irländiſche Bulls, ſind widerſinnige, einen komiſchen Effect erregende Reden, die man in England beſonders den Irländern nacherzählt, und von denen man ganze Sammlungen hat. Auch werden ſie in den engliſchen Luſtſpielen häufig gebraucht, die darin auftretenden Irländer lächerlich zu machen. Zum Beiſpiel, ein Irländer, der ſehr häßlich iſt, erzählt, er ſei als Kind ſchön geweſen, „aber,“ verſichert er, „meine Mutter hat mich vertauſcht!“

**Bulle**, eine Urkunde, Verordnung oder ein Decret des Papſtes in Glaubens- und Kirchenſachen, auf Pergament geſchrieben und mit einem bleiernen Siegel verſehen. Gemeiniglich werden die päpſtlichen Bullen nach ihrem Anfange benannt, z. B. die Bulle: In coena Domini; Cum inter; Unigenitus; Ascondente u. ſ. w. Die **goldene Bulle** heißt vorzugsweiſe dasjenige Grundgeſetz des deutſchen Reichs, das Kaiſer Carl IV. im Jahre 1356, auf zwei nach einander gehaltenen Reichstagen zu Nürnberg und zu Metz, mit Zuthun der Churfürſten und zum Theil mit Zuziehung des ganzen Reichs, errichtete. Jeder Churfürſt hat damals eine Originalausfertigung davon erhalten; der Stadt Frankfurt hatte man ebenfalls

ein authentiſches Exemplar gegeben. Der Hauptzweck der goldenen Bulle war, die Kaiſerwahl und was damit in Verbindung ſtand, auf möglichſt ſichere Beſtimmungen zu ſetzen; auch war dieſe Abſicht im Ganzen erreicht worden, denn die Vorſchriften der goldenen Bulle hatten ſich größtentheils bis auf die neueſten Veränderungen in Europa erhalten. Außerdem war ein Hauptzweck derſelben, dem damaligen Unweſen des Fauſtrechts Einhalt zu thun, womit man jedoch nicht ſobald zu Stande kommen konnte.

**Bullion**, iſt ein engliſcher Ausdruck, welcher Gold und Silber in der Maſſe bezeichnet, entweder, wenn dieſe Metalle vom Erze geſchieden und noch nicht völlig geläutert ſind, oder, wenn ſie in Klumpen oder Stangen (Barren, franzöſ. Lingots) geſchmolzen und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht worden.

**Bülow** (Heinr. von), war der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, den ſeine Lebhaftigkeit zu allerlei thörichten Unternehmungen hinriß, und zu Falkenberg geboren. Er genoß in dem Hauſe ſeines Vaters eine liberale Erziehung, machte ſich dann in der Militärakademie zu Berlin mit den franzöſiſchen Formen vertraut, und wurde in einem Alter von 14 oder 15 Jahren bei einem Infanterieregiment in Berlin angeſtellt; von da trat er zur Cavallerie über. Als aber das Reiten den Reiz für ihn verloren hatte, lebte er bald ſehr einſam. Ihn feſſelte das Studium des Polybius, des Tacitus und des J. J. Rouſſeau. Dieſe Schriftſteller erfüllten ſeinen Kopf mit ſo vielen neuen Ideen, daß ſie ſein ganzes Weſen veränderten. Bülow verlangte und bekam ſeinen Abſchied, und ging nach den Niederlanden, wo damals eine Inſurrection gegen Joſeph II. ausgebrochen war. Die hohe Meinung, welche man von der preuß. Taktik hatte, verſchaffte ihm bald eine Stelle in einem Regimente; doch die Talentloſigkeit und Indolenz des Generals Schönfeld gaben ihm keine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen. In ſeinen Hoffnungen getäuſcht, kehrte Bülow in ſein Vaterland zurück. Hier faßte er eine leidenſchaftliche Liebe für das Theater, und brachte eine Geſellſchaft von Schauſpielern zuſammen. Bald aber verließ er auch dieſe und faßte den Entſchluß, eine Reiſe nach Amerika zu machen. In Begleitung ſeines Bruders ſchiffte er ſich dahin ein. Er fand indeß in Amerika die Freiheit nicht, die er ſuchte, und von der er ſelbſt keine deutliche Idee hatte. Mit dem Ueberdruſſe, den getäuſchte Erwartungen erregen, kehrte er nach Europa zurück. Indeß hatte der Handelsgeiſt der Amerikaner beide Brüder angeſteckt. Sie wendeten den letzten Reſt ihres väterlichen Erbes zum Ankauf einer beträchtlichen Quantität von Glaswaaren an, und ſchifften ſich damit in Hamburg zum zweiten Male nach Amerika ein. Da ſie aber nicht Sachkenntniß hatten, und, um ihr Glas ſchnell abzuſetzen, vielen Credit geben mußten: ſo ſahen ſie ſich bald auf allen Seiten betrogen, und waren genöthigt, abermals nach Europa zurückzukehren. Jetzt trat Heinrich von Bülow, arm an Vermögen, doch reich an Geiſt und Gemüth, als Schriftſteller auf. Sein erſtes Werk war ſein **Syſtem der Kriegskunſt**. Es bewies auf eine eminente Weiſe ſein Genie. Er fühlte dies ſelbſt, und durch die Lobſprüche verſtändiger Männer in ſeinen Erwartungen aufs höchſte geſpannt, kam er im J. 1799 nach Berlin zurück, um entweder im Generalſtabe oder im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt zu werden. Zu ſeinem Unglücke fühlten die Männer, welche damals an der Spitze dieſer Verwaltungszweige ſtanden, keinen Beruf, ſich mit einem ſo genialiſchen Menſchen einzulaſſen. Um leben zu können, ſah er ſich genöthigt, von der Schriftſtellerei Profeſſion zu ma-

chen, ſo weit dieß einem Manne von Genie möglich iſt. Er ſchrieb ein Buch über das Geld, überſetzte ſodann Mungo Parks Reiſen aus dem Engliſchen, und gab im Winter 1801 die „Geſchichte des Feldzuges von 1800" heraus. Nach mancherlei Händeln, die ihm ſeine Abneigung gegen die gewöhnlichen Anſichten zugezogen hatte, faßte er den Entſchluß, nach England zu gehen und ein Journal über dieſes Land zu ſchreiben. Er kam glücklich in London an. Aber die erſten Hefte ſeines Journals fanden keine Käufer. Aus dieſer getäuſchten Hoffnung entſtanden für ihn Verlegenheiten, die damit endigten, daß er zu einem Aufenthalte in der Kingsbench gezwungen wurde. Nachdem er ſechs Monat in England geweſen, ſchiffte er ſich nach Calais ein, und ging von dort nach Paris. Hier blieb er bis zum Sommer 1804, wo er, Allen unerwartet, nach Berlin zurückkehrte. Er mußte, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, wieder zur Schriftſtellerei ſeine Zuflucht nehmen, nnd war fleißiger als je. Mehrere Werke von ihm folgten ſchnell auf einander. Es waren: „die Lehrſätze des neuern Krieges; die Geſchichte des Prinzen Heinrich von Preußen; ſeine militäriſche Monatsſchrift, und endlich ſeine Taktik der Neuern, wie ſie ſein ſollte." In dem erſten dieſer Werke gibt er zuerſt den genauen Unterſchied zwiſchen Strategie und Taktik an und bringt alle Kriegsunternehmungen auf die Dreieckgeſtalt zurück, in welchen Grundſätzen er jedoch von Jomini und andern Franzoſen beſtritten worden. Endlich fühlte er auch Beruf, die „Geſchichte des Feldzuges von 1805" zu ſchreiben. Er ſchrieb ſie nach ſeiner Anſicht. Dieſes Buch konnte in Rußland und Oeſterreich keinen günſtigen Eindruck machen. Auf das Verlangen der Geſandten auswärtiger Höfe ließ ihn der König von Preußen kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges ins Gefängniß ſetzen. Als man nach der Schlacht bei Jena der Ankunft der Franzoſen in Berlin entgegenſah, führte man ihn gegen den Ausſpruch der Aerzte, die ſeine Freilaſſung für nöthig zu ſeiner Erhaltung erklärten, nach Colberg, und als die Franzoſen Colberg zu belagern anfingen, nach Königsberg. Von da kam er nach Riga, wo er im Juli 1807 im Gefängniſſe am Nervenfieber ſtarb. — Es iſt noch zu bemerken, daß Bülow ein eifriger Anhänger Swedenborg's war, welches er auch durch ſeine intereſſante, in Colberg verfaßte und nach ſeinem Tode erſchienene Schrift: Nunc permissum est. Coup d' oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne 8. 1809, an den Tag gelegt hat. Er prophezeiht darin, daß im J. 1817 oder 1818 das hohe Licht, das Swedenborg angezündet, alle bisherigen kirchlichen Formen umwerfen, und die neue beſſere Lehre ſich feſtgründen werde.

Bülow (Friedr. Wilhelm Graf) von Dennewitz, königl. preuß. General von der Infanterie, Ritter mehrerer hohen Militärorden u. ſ. w., berühmt durch ſeine bedeutenden Siege im letzten Befreiungskriege, wurde den 16. Febr. 1755 auf dem Gute ſeines Vaters, Falkenberg, in der Altmark, geboren. Er trat im 14. Jahre als Junker in das preuß. Militär, und war bis zum Capitän geſtiegen, als er 1793 mit dem Charakter eines Majors zum Gouverneur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ernannt wurde, und als ſocher den rheiniſchen Feldzug ehrenvoll mitmachte. Während der Belagerung von Mainz war es ſeine Entſchloſſenheit, welche den beabſichtigen Ueberfall bei Marienborn vereitelte. Beim Sturm der Zahlbacher Schanze erhielt er den Verdienſtorden. 1795 hörten ſeine Functionen beim Prinzen Louis auf, und er erhielt ein Bataillon. Im Kriege von 1806 war er als Obriſtlieutenant in dem belagerten Thorn,

und focht in mehreren Treffen mit Auszeichnung. 1808 ward er Generalmajor und Brigadegeneral. Als 1813 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen, lieferte er am 5. April das erſte glückliche Treffen bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle, und ſchützte dann das bedrohte Berlin zum erſten Male durch den Sieg bei Luckau (4. Juni.) Nach dem Waffenſtillſtande rettete er, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden, an der Spitze des dritten Armeecorps, Berlin zum zweiten Male, durch die denkwürdige Schlacht von Großbeeren (28. Auguſt). Zum dritten Male endlich half er es retten durch den großen Sieg bei Dennewitz. (S. d. Art.) Der König nahm ihn dafür in die geringe Zahl ſeiner Großritter des eiſernen Kreuzes auf, und bekleidete ihn, nach Beendigung des Feldzugs, für ſich und ſeine Nachkommen, mit dem ehrenvollen Titel: Graf Bülow von Dennewitz. Wir bemerken hier noch, daß General Bülow nach einander Generallieutenant und General von der Infanterie ward, den preuß. großen rothen, den ſchwarzen Adlerorden, den Verdienſtorden mit Eichenlaub, mehrere höchſte Orden von Rußland, Schweden, Oeſterreich u. a. erhielt. — An der Erſtürmung Leipzigs, am 19. Oct., hatte Bülow einen ausgezeichneten Antheil. Er focht ſodann mit demſelben Ruhme in Weſtphalen, Holland, Belgien, am Rhein, bei Laon, nahm Soiſſon und Lafere, und beſchloß den Feldzug mit dem Einrücken in Paris. Nach dem Frieden ward er commandirender General von Oſtpreußen und Litthauen. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 erhielt er den Oberbefehl des 4. Armeecorps, mit welchem er zum Siege bei Belle-Alliance ſo weſentlich beitrug, daß der König, um ihn auszuzeichnen, ihn zum Chef des 15. Linienregiments ernannte welches fortan den Namen Regiment Bülow von Dennewitz führen ſollte. Am 11. Januar kehrte der Held zum General-Commando nach Königsberg in Preußen zurück und ſtarb daſelbſt 6 Wochen darauf, am 25. Febr. 1816. Bülow, der als Feldherr glänzte, war eben ſo achtungswerth als Bürger und als Menſch. Er hatte die Kriegskunſt nicht mechaniſch betrieben, er hatte ſie von früher Jugend an gründlich und wiſſenſchaftlich ſtudirt, und ſetzte dieſes Studium während ſeiner militäriſchen Laufbahn unabläſſig fort. Er war ein denkender Feldherr. Aber er huldigte auch den Muſen. Sein gebildeter Geiſt war im Gebiete der ſchönen Künſte kein Fremdling. Die Tonkunſt zog ihn vorzüglich an, und er war glücklich in ihrer Ausübung. Er hat mehrere Motetten, eine Meſſe und den 51. und den 100. Pſalm componirt.

Bülow (Graf v.), königl. weſtphäl., dann königl. preuß. Finanzminiſter, aus derſelben Familie der Barone von Bülow mit dem berühmten preuß. General gleiches Namens, von deſſen Perſon und Verdienſten wir im vorhergehenden Artikel geſprochen haben. Er war Präſident der Regierung von Magdeburg, bis dieſe Provinz mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt wurde, und trat dann gezwungen in die Dienſte des Königs Hieronymus, welcher ihn zum Staatsrath, und bald darauf zum Finanzminiſter ernannte. Seine Freimüthigkeit, ſein offenes Widerſtreben gegen die Härten der neuen Regierung und das ganze Syſtem konnten den König nie bewegen, ihn zu entlaſſen, denn ſeine Erfahrung, ſein Scharfblick und ſeine Thätigkeit hatten ihn beinahe unentbehrlich gemacht, während alle Untergebenen den freundlich humanen Miniſter verehrten. Als aber Napoleon mehrere Provinzen vom Königreich abreißen wollte, und Bülow, der dieß zu verhindern an ihn geſandt war, offenbare Beweiſe ſeines

Haſſes erhielt, konnte ſein König ihn nicht länger ſchützen, und ließ ihn in Ungnade fallen. Erſt 1813, als Weſtphalen wieder erobert und die entriſſenen Provinzen wieder Preußen zugefallen waren, trat er als Finanzminiſter Friedrich Wilhelms III. wieder in das öffentliche Leben zurück und wurde von ihm 1815 zum Wiener Congreß berufen. Die Gnade ſeines Königs erhob ihn in den Grafenſtand und ſchmückte ihn mit Orden. Zu Ende 1817 ſcheint er durch die neuen Miniſterialformen in ſeinem Wirkungskreiſe beſchränkt worden zu ſein.

Bund, ſ. Teſtament.

Bund (deutſcher), ſ. Deutſchland.

Bundesverwandte nannte man, im Gegenſatz v. Eidgenoſſen, in der Schweiz ſolche Orte und Länder, welche mit der ganzen Eidgenoſſenſchaft oder mit einzelnen Kreiſen im Bunde ſtanden, als Graubünden, Genf, Wallis und Neufchatel, welche auch mitverbündete Orte hießen.

Bundſchuh, eigentlich die veraltete Benennung einer ehemals gewöhnlichen Art großer Schuhe, die bis über die Knöchel gingen und zugebunden wurden. Uneigentlich wird damit der Baueraufſtand in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeichnet, weil die Aufrührer einen ſolchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten. (S. Bauernkrieg.)

Buol-Schauenſtein (Baron v.) war 1790 Chargé d'affaires des röm. Kaiſers im Haag, wurde 1792 zum Kammerherrn und kaiſerl. Geſandten in Baſel ernannt, und ging von da 1794 als Directorial-Miniſter zum Reichstag nach Regensburg, wo er vergeblich ſich bemühte, die verſchiedenen Fürſten von einer Trennung von der Coalition abzuhalten. Bald hernach wurde er als Geſandter bei dem niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Lange Jahre verſchwand ſein Name aus allen öffentlichen Verhältniſſen, bis er endlich wieder 1815 bei dem Bundestag zu Frankfurt als kaiſerl. königl. öſterr. Geſandter erſchien und zum Präſidenten deſſelben ernannt wurde. Noch jetzt behauptet er daſelbſt dieſe Würde, und ſcheint das Intereſſe und die politiſche Anſicht ſeines Hofes mit milder Feſtigkeit verfolgen zu wollen, ohne bis zur Stunde erfreuliche Reſultate erlebt zu haben.

Buonaparte (die Familie), erhob ſich und ſtürzte mit und durch Napoleon Buonaparte. Deſſen Mutter, die ſchöne Maria Lätitia, geb. Ramolini, geb. 24. Aug. 1750 zu Ajaccio in Corſica, vermählte ſich 1766 mit Carlo Buonaparte, der durch Marboeuf Beiſitzer des königl. Gerichtshofes in Ajaccio wurde, dann ſeiner Geſundheit wegen ſich nach Montpellier begab, und daſelbſt 40 J. alt den 24. Dec. 1785 ſtarb. Mad. Lätitia Buonaparte hatte ihm der Zeit nach folgende Kinder geboren: Joſeph, Napolione, Luciano, Luigi, Eliſe, Pauline, Caroline und Gierolamo. Die junge Witwe ſuchte, da ſie ohne Vermögen war, mächtige Beſchützer, und fand ſie. Sie hatte ſchon früher mit dem Grafen von Marboeuf, Gouverneur von Corſica, in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden. Dieſe Verbindung gründete das Glück der Familie. Die Corſen wollten keine Steuern zahlen, weil ſie ſämmtlich Edelleute wären. Ludwig XV. befahl daher dem Gouverneur Marboeuf, 400 Familien auszuwählen, die allein als adelig betrachtet werden ſollten. In dieſe Liſte ſetzte Marboeuf auch die Familie Buonaparte. Als die Engländer 1793 Corſica eroberten, flüchtete ſich Mad. Lätitia mit ihren Töchtern nach Marſeille, wo ſie nicht ſehr anſtändig gelebt haben ſollen. Bald nach dem 18. Brumaire (Nov. 1799) kam ſie nach Paris; allein erſt nach

Napoleons Erhebung zur Kaiſerwürde huldigte man der Madame mère, die dem Tone und der Sprache nach halb Italienerin, halb Franzöſin war, und nicht ſonderlich in den neuen Rang ſich ſchicken konnte. Sie erhielt einen eigenen Hofſtaat, und ward General-Superiorin der barmherzigen Schweſtern (Soeurs de la Charité) und der Hoſpitaliterinnen des franzöſiſchen Reichs. Man rühmte damals viele mildthätige Werke von ihr. Andre fanden ſie geizig: alle Reichthümer, die ſie anhäufen konnte, verwandelte ſie in Gold und Juwelen. Denn, pflegte ſie zu ihrem Sohne zu ſagen: cela ne durera pas toujours. Die Größe, welche ſie umgab, hat ſie wenigſtens nicht verblendet. Unter ihren Kindern liebt ſie den Exkönig von Holland, Louis, am meiſten. Sie lebt ſeit 1814 in Rom, bei ihrem Stiefbruder, dem Card. Feſch. Durch den Pariſer Tractat vom 20. Nov. 1815 wurde die geſammte Familie Buonaparte aus Frankreich verbannt; und in dem am 6. Jan. 1816 von Ludwig XVIII. gegebenen Amneſtiegeſetz wurden von der Amneſtie ausgenommen Napoleon Buonaparte's ſämmtliche Verwandte, die aus Frankreich verbannt bleiben, daſelbſt nichts beſitzen dürfen, und binnen 6 Monaten ihr dort erkauftes Eigenthum verkaufen ſollen. Hierauf beſtimmte die kön. franz. Ordonnanz vom 22. Mai 1816, daß die Güter und Einkünfte der bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich zurückgekommenen Glieder der Familie Buonaparte, die durch das Geſetz vom 12. Jan. 1816 confiscirt worden waren, zur Unterſtützung verdienter Militärperſonen und ſolcher Donatarien, die ihre Donationen im Auslande verloren haben, verwandt werden ſollen. Wir handeln in den nächſten Artikeln Joſeph, Napoleon, Lucian, Louis und Jerome Buonaparte ab, und verweiſen wegen Mariana, nachher Eliſa genannt, auf Bacciochi, wegen Carletta, nachher Marie Pauline genannt, auf Borgheſe, wegen Annonciade, nachher Annonciade Caroline genannt, auf Murat. Nächſtdem ſehe man die Artikel Feſch, Eugen (deſſen Schweſter Hortenſia bei Louis Buonaparte angeführt iſt) und Marie Louiſe (Leopoldine Caroline).

Buonaparte (Joſeph), geb. den 7. Jan. 1767 zu Ajaccio, begann die juriſtiſche Laufbahn als Gehülfe eines Rechtsgelehrten; flüchtete dann im J. 1793 mit ſeiner Familie nach Marſeille, wo er ſich den 1. Aug. 1794 mit Marie Julie Clary, der Tochter eines reichen Kaufmanns (des jetzigen Königs von Schweden, Carl Johann, Schwägerin) vermählte. Auf ſeines Bruders Empfehlung ward er 1796 Kriegscommiſſär, Bataillonschef der Volontaires nationaux und Chef der Adminiſtration bei der italieniſchen Armee. Nach dem 18. Fructidor trat er als corſiſcher Deputirter in den geſetzgebenden Rath ein. Im J. 1797 ging er als Ambaſſadeur der Republik nach Rom, das er nach des Generals Duphot Ermordung verließ, worauf das Directorium den Kirchenſtaat beſetzen ließ. Im Rath der Fünfhundert ſprach er wenig; doch wählte man ihn zum Secretär d. 21. Juni 1798. Nach dem 18. Brumäre ernannte ihn ſein Bruder zum Staatsrath und Tribun. Dem verſchloſſenen, ſchlauen und mit politiſchen Kunſtgriffen noch aus ſeiner Advocatenlaufbahn wohlbekannten Joſeph fehlte es keinesweges an Talenten, ſich geltend zu machen; daher ernannte ihn Napoleon zu ſeinem Bevollmächtigten, um mit den Verein. Staaten von Nordamerika einen Freundſchafts- und Handelsvertrag (Paris den 30. Sep. 1800) abzuſchließen; hierauf den 11. Oct. 1800 zum bevollmächtigten Miniſter beim Friedenscongreſſe zu

Luneville. Als ſolcher unterzeichnete er den Frieden zu Luneville (9. Febr. 1801) und den mit England zu Amiens (1802). Auch leitete er nebſt Cretet und Barnier die Unterhandlungen mit dem Cardinal Conſalvi, dem Erzbiſchof Spina, und dem Pater Caſelli, wegen des nachher am 15. Juli 1801 abgeſchloſſenen Concordats. Als Napoleon die Kaiſerkrone erworben, ſah ſich Joſeph ſchnell nach einander zum Senator und Inhaber der Senatorie Brüſſel, dann zum Großoffizier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eiſernen Krone, endlich zum franzöſiſchen Prinzen und Großwahlherrn von Frankreich erhoben. Napoleon ſchien ihm unter ſeinen Brüdern das meiſte Vertrauen zu ſchenken, obgleich Lucian ſeinem Ehrgeize weſentlichere Dienſte geleiſtet hatte. Uebrigens ſoll Joſeph bei einem ächt italieniſchen Charakter nicht zur Grauſamkeit geneigt, vielmehr milde, und für ſich ſelbſt keiner durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigſten aber ein guter Soldat oder Taktiker ſein, obgleich er als Lieutenant des Kaiſers in deſſen Abweſenheit der Regierung vorſtand. Deſſenungeachtet gab ihm Napoleon den Oberbefehl über die Armee von Neapel, und beſtimmte ihn, nachdem die Dynaſtie von Neapel durch die Proclamation vom 27. Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrſcher beider Sicilien. Joſeph hielt am 15. Febr. 1806 ſeinen Einzug in Neapel, und am 30. März d. J. erſchien das kaiſerl. Decret, wodurch Joſeph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfaſſung des Reichs beſtimmt, ſechs große Reichslehen darin errichtet, und eine Million Franken von den Einkünften des Landes für franzöſ. Militärs ausgeſetzt wurden. Indeß widerſtand ihm noch in Gaëta der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal, und die engliſchen Expeditionen von Sicilien aus unterſtützten die entſchloſſene, mit großer Rachſucht vergeſellſchaftete Widerſetzlichkeit der Calabreſen. Der neue Herrſcher befolgte in ſeiner Verwaltung ganz Napoleons Vorſchriften. Er warf die alte Verfaſſung um. Schon in den erſten Monaten des J. 1807 wurden die geiſtlichen Orden aufgehoben und ihre Güter eingezogen, das Feudalſyſtem abgeſchafft, und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Zugleich eröffnete Joſeph die am 18. März d. J. geſtiftete Akademie der Alterthümer. Auch ward der Orden beider Sicilien geſtiftet. Aber ehe noch der neue Staat geordnet war, verſetzte Napoleons Machtwort ſeinen Bruder Joſeph, den 6. Juni 1803, auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem die Bourbons damals herabgeſtoßen worden waren. Vor ſeiner Abreiſe von Neapel, den 23. Juni, machte Joſeph die eiligſt entworfene Conſtitution des Reichs bekannt, und Joachim Mürat trat in ſeine Stelle ein. (S. d. A. Mürat) Nachdem hierauf in Bayonne Spaniens neue Conſtitution von der Junta beſchworen worden war, reiſete Joſeph von Bayonne ab und hielt ſeinen Einzug in Madrid am 20. Julius. Allein die Nation ergriff gegen den Eindringling (intruso) die Waffen, und Duponts Unglück in Andaluſien zwang ihn eiligſt Madrid zu verlaſſen, um unter dem concentrirten franzöſiſchen Heere bei Vittoria Schutz zu ſuchen. Nach den Schlachten bei Burgos, Eſpinoſa, Tudela und Sommo-Sierra fiel Madrid am 3. Dec. zwar wieder in franzöſiſche Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden aus Spanien vertrieben, und die Bewohner Madrids beugten ſich noch einmal unter Napoleons Willen, indem ſie den entflohenen Joſeph nicht nur zurück erbaten, ſondern ihm auch vor dem Altare der Hauptkirche beſtändige Treue und Gehorſam gelobten. Zum zweitenmale

hielt alſo Joſeph ſeinen Einzug in Spaniens Hauptſtadt am 22. Jan. 1809; aber der Krieg wüthete fort in allen Provinzen; denn der Haß und der gekränkte Stolz der Nation konnten nimmer beſchwichtigt werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reyna (27. und 28. Juli d. J.) drohte Joſeph wieder aus ſeiner Reſidenz zu verjagen; doch Wellington konnte, wegen Cueſta's ſchlechter Mitwirkung und Venegas Niederlage bei Almonacir, den Sieg nicht benutzen. Joſeph kehrte daher nach Madrid zurück, wo er, im Geiſte ſeines Bruders, ungleich ſtrengere Maßregeln zur Behauptung des Thrones nahm, und war glücklich genug, durch die am 18. Nov. d. J. bei Occana gewonnene Schlacht, ſich den Weg zur Eroberung des ſüdlichen Spaniens zu eröffnen. Im Anfange des J. 1810 ward Andaluſien erobert. Joſeph zog in Sevilla ein, und theilte das Reich in Präfecturen. Alle franzöſiſche Berichte verkündigten das baldige Ende des ſpaniſchen Krieges. Allein Cadix widerſtand, und im folgenden Jahre trieb Wellington die franzöſiſchen Armeen aus Portugal. Die Guerillas wütheten in allen Provinzen, ja ſelbſt vor den Thoren von Madrid, wo Joſeph wie ein Staatsgefangener lebte, und, gänzlich abhängig von dem Willen ſeines Bruders und den Verfügungen franzöſiſcher Marſchälle, den Spaniern um ſo verächtlicher erſchien. Als Major-General war ihm Jourdan (ſ. d. A.) von Neapel nach Madrid gefolgt. Aber dieſer allein konnte nicht bewirken, was Vendome hundert Jahre früher geleiſtet hatte. Im J. 1812 trieb Wellingtons Sieg bei Salamanca den König Joſeph zum drittenmale aus Madrid. Zwar kehrte er am 2. Nov. d. J. dahin zurück; allein die Unglücksfälle des J. 1813, beſonders der Sieg bei Vittoria den 21. Juni, wo Joſeph ſelbſt (nicht Jourdan) commandirte, machte ſeinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nachſetzenden engliſchen Dragonern. Der Feind erbeutete ſeine Wagen, nebſt allen Schätzen, dem Scepter und der Krone, ſo wie Jourdans Marſchallſtab. Joſeph lebte ſeitdem in Frankreich dem Vergnügen auf ſeinem Landſitze zu Morfontaine, und commandirte, als die verbündeten Heere in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies aber im März 1814 große Unentſchloſſenheit. Endlich gab er ſeine Zuſtimmung zu der Capitulation von Paris, welche Marmont abſchloß, und entfloh mit der Kaiſerin nach Blois. Nach Napoleons Abſetzung zog er ſich, mit einem ihm zugeſicherten Einkommen von 500,000 Franken, in das Waadtland zurück, wo er das Landgut Prangin kaufte. Bei Napoleons Rückkehr, 1815, erſchien er wieder in Paris als franzöſiſcher Prinz, Connetable und Pair des Reichs; allein nach der Kataſtrophe von Waterloo ſchiffte er ſich zeitig genug mit ſeinen Schätzen nach den vereinigten Staaten von Amerika ein, wo er nebſt vielen Begleitern im Sept. zu Neu-York anlangte. Hier lebt er als reicher Privatmann und nimmt Theil an der Niederlaſſung, welche die ausgewanderten Franzoſen am Mobilefluſſe gründen, und wo ſie eine Stadt, Aigleville, bauen wollen. Seine Gemahlin wohnt mit ihren beiden Töchtern in der Nähe von Frankfurt. Joſeph hat 1799 einen Roman, Moina, geſchrieben, der 1814 neu aufgelegt wurde. K.

Buonaparte (Napolione), ſpäter, um mehr Franzoſe zu ſcheinen, in Napoleon Bonaparte verändert, der zweite Sohn Carls Buonaparte, ward, noch ehe Marboeuf nach Corſica kam, den 5. Febr. 1768 zu Ajaccio geboren. Als erſter Conſul gab er den 15. Auguſt 1769 als ſeinen Geburtstag an, damit er für einen gebornen Franzoſen gelte (denn Corſica war erſt im Jul. 1769 Frankreich

unterworfen worden); vielleicht auch, um dieſen franzöſiſchen Feſttag der Jungfrau Maria, in einen Ehrentag für ſich, den Wiederherſteller der franzöſiſchen Macht, zu verwandeln. Als Frankreich ſich ſeines Vaterlandes bemächtigte, wollte er daſſelbe verlaſſen, ward aber durch ſeinen Oheim zurückgehalten. Marboeuf verſchaffte dem jungen Napoleon eine königliche Freiſtelle in der Militärſchule zu Brienne, wo er vom J. 1778 bis 1784 zum Officier gebildet ward. Durch neue Begünſtigung erhielt er einen Platz in der Militärſchule zu Paris, und ſchon 1785, im 17. Jahre ſeines Alters, ward er als Unterlieutenant bei der Artillerie, im Regiment la Fere, angeſtellt; zu einer Zeit, wo eine allgemeine Gährung nahe Stürme verkündigte, und einem entſchloßnen Geiſte große Ausſichten eröffnete. Der junge Corſe hatte ſchon in ſeinem Vaterland den Sinn für politiſche Parteikämpfe in ſeinen von Natur verſchloßnen Geiſt aufgenommen. Er hatte haſſen gelernt; denn ein unbeſiegbarer Haß gegen Genua, das die Corſen nicht zu bezähmen vermochte, und gegen Frankreich, das anfangs Corſica für Genua, dann für ſich unterjochte, wurzelte in Aller Herzen. Die Corſen ſind von Natur ein reizbares, trotziges und kühnes Gebirgsvolk, glühend für Unabhängigkeit und Unbeſchränktheit. Abgeſchloſſen auf ihrer Inſel, lernen ſie früh von andern Völkern ſich ſcheiden, und die ihnen nahen argwöhniſch beobachten. Lange Unterdrückung hat ſie mißtrauiſch und verſchloſſen gemacht, bei tiefer Verſtellung ihre Rachſucht genährt und ſie ſtets zur Empörung gereizt. Das heiße Clima der Inſel treibt raſcher das Blut durch ihre Adern; geſunde Luft und kräftige Nahrung macht ihre Körper ſtark. Sie lieben ihr Land, weil es ihnen Alles gewährt, was dem ſinnlichen Menſchen behagt, und trotzen hinter rauhen Gebirgen jeder fremden Gewalt. Von ihren Vorfahren haben ſie mehr Leidenſchaften als Tugenden geerbt; und ein altes Epigramm, das man dem Seneca beilegt, ſagt von ihnen: „Ihr erſtes Geſetz iſt die Rache, das zweite ſich durch Diebſtahl nähren, das dritte die Lüge, das vierte Götter läugnen.“ Mit dieſen Leidenſchaften erwuchs auch der Knabe Napoleon. Er ſah die Theilnahme ſeines Vaters an den öffentlichen Angelegenheiten, deſſen Freiheitsſinn und Haß der Unterjochung, und bewunderte den Helden Paoli. Aber zugleich lernte er die Menſchen verachten, und Haß und Rache im Buſen verbergen; wilde Kampfluſt wurde eben ſo bei ihm vorherrſchende Neigung, als Paoli's Ruhm ſeine Ehrſucht entzündete. Verſchloſſen, wie alle, die ihn umgaben, gewöhnte er ſich, die Menſchen zu beobachten, ſich ſelbſt der Beobachtung Andrer zu entziehen, und während das gemeinſame Intereſſe faſt zerſtört war, nur das eigne zu ſuchen. So geſellte ſich der ſtolzeſte Egoismus zu innrer Leidenſchaft. Kein ſanfteres Gefühl drang in ſeine eherne Corſenbruſt. Vielmehr mußte er bei ſeinem Eintritt in die Militärſchule zu Brienne bald ſein Uebergewicht wahrnehmen; kein Lehrer, kein Mitſchüler — ſie waren ja Franzoſen — gewann ihm Liebe, keiner wahre Achtung ab. In ſich zurückgezogen, ſuchte er die Einſamkeit, war finſter, hinbrütend, und verachtete die Spiele ſeiner Gefährten. Nichts konnte ihn aus dem Phantaſienkreis, in den er ſchon gebannt war, herausreißen. Dazu wirkten auch ſeine Studien mit. Im Krieg geboren, warf er ſich mit entſchiedner Neigung auf die Kriegswiſſenſchaften. Die abſtracteſten Lehren der Mathematik wurden ſeine Luſt, weil er ſie auf alle Kriegskunſt bezog, die der Mittelpunct ſeines Lebens ward. Und gerade die Kriegswiſſenſchaft mußte auf ſeinen Character am mächtigſten einwir-

ken, indem die Menſchen ihm hier immer mehr Maſchinen wurden oder Feinde, die man überliſten oder nach allen Regeln der Kunſt ſchlagen und vernichten mußte. Siegen, herrſchen ward ſeine heftigſte Neigung, und nur darum trat er ſeinen Mitſchülern etwas näher, um den Krieg im Kleinen zu führen, den er ſchon im Großen dachte. Man weiß, wie er ſeine Gefährten gegen einander aufgereizt, Meuterei gegen die Lehrer angeſtiftet, und ſich ein Anſehn unter den Knaben erworben, obwohl die meiſten ihn haßten. Bemerkenswerth iſt auch, daß er ſich endlich zwei von jenen, und gerade ſehr beſchränkte Köpfe, zu täglichen Gefährten auswählte, und dieſe ſo an ſich zu feſſeln wußte, daß ſie in demüthiger Bewunderung ſeiner Ueberlegenheit ſich zu Werkzeugen ſeiner Abſichten gebrauchen ließen. Neben ſeinen mathematiſchen Studien beſchäftigte ihn beſonders die Geſchichte des Alterthums. In allen kühnen Unternehmungen der Vorzeit erkannte er das eigne Kraftgefühl, und jedes gelungene Emporſtreben, jeder Sieg gewann ihm das einzige Entzücken ab, deſſen er fähig war. Was freiempfänglichen Gemüthern wahrhaft bildend iſt, das haftet nicht an denen, die in der ſchroffen Selbſtſucht einſeitiger Richtung und finſtrer Abgeſchloſſenheit ſich gefallen. Daher mußten ihm die Helden der Vorzeit nur als die Starken gefallen, die ihre Umgebungen zu ihren eignen Zwecken zu gebrauchen wußten, und die Helden Plutarchs, deſſen Lebensbeſchreibungen er mit beſonderer Neigung betrachtete, konnten ihn darum minder mit Weisheit als mit Herrſchſucht und Menſchenverachtung erfüllen. In ſpätern Jahren zog ihn auch das düſtre Nachtgemählde des Nordens in Oſſians Schlachtgeſängen an. Tacitus hingegen, den er nur den Verläumder des Nero nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner wurden ihm Vorbilder der Selbſtabhärtung, der Kampfluſt und jener Wortkargheit, die über den Sinn ihrer Rede in Zweifel läßt. Sie ahmte er auch in ſeinen Antworten und Mittheilungen nach, und gewann, ohne je einer Sprache ſich vollkommen zu bemächtigen, die große Fertigkeit, mit Wenigem viel, immer aber mehr zu ſagen, als die Hörer erkennen ſollten, oder auch wohl eine tiefere Bedeutung, als er ſelbſt hineinlegte, muthmaßen zu laſſen. Zugleich lernte er auf kleine Umſtände achten, nichts, was der eignen Abſicht förderlich ſein könnte, überſehen, den Gegnern ihre Schwächen ablauern und ſie in unbewahrten Augenblicken überliſten. So weit brachte es ſchon der Jüngling in der kleinen Welt von 150 jungen Franzoſen, die ihn zu Brienne umgaben. Sein Wille ward hier immer beharrlicher und ſtrenger, und ſeine Lehrer, die ſein Talent, ſeine raſchen Fortſchritte in den Kenntniſſen, die ſeinem Sinn entſprachen, ehren mußten, hatten oft Urſache, ſeine Ungelehrigkeit in Allem, was ihm keine Neigung abgewinnen konnte (wie Poeſie, Grammatik, Orthographie, Latein u. ſ. w.), ſeine Verſchloſſenheit und Hinterliſt, ſeine unbeugſame Hartnäckigkeit, und eine Leidenſchaft, die zuweilen in wilde Wuth ausbrach, wenn ſie Widerſtand fand, zu tadeln. Daher bemerkte einer der Lehrer, Herr l'Eguille, ſchon damals bei Napoleons Namen: „Ein Corſe von Geburt und Charakter. Er wird es weit bringen, wenn die Umſtände ihn begünſtigen." — So war Buonaparte, als er in die große Welt zu Paris eintrat. Zum Soldaten geboren, wußte er als Officier, fern von den Genüſſen der Jugend, durch Pünktlichkeit im Dienſt, durch ausgezeichnete Kenntniß in ſeinem Fache, und durch fortgeſetzten Fleiß, die Achtung ſeiner Obern zu gewinnen, und je mehr er über alle Officiere ſeines Alters hervorragte, deſto mehr durfte er hoffen, ſich emporzuſchwingen. Ein ungemeiner Menſch, wie er war, ſah er nur Einen

Zielpunct vor ſich, auf den er unbeweglich Alles bezog: Macht für ſeine Kraft! Als nun die erſten Stürme in Frankreich ausbrachen, war er nicht zweifelhaft, welche Partei er ergreifen ſollte. „Als General," ſoll er ſelbſt geſagt haben, „hätte ich mich an den Hof gehalten, als Lieutenant ohne Vermögen mußte ich die Partei des Volks ergreifen." Indeß ward Paoli nach Paris berufen. Mit ihm ſchiffte Napoleon gegen Ende des Jahres 1790 nach Corſica, wo ſchon die Parteien der Ariſtokraten und Demokraten mit einander kämpften. Napoleon, der damals ſein verunglücktes Gedicht zu Ehren der Freiheit in Umlauf ſetzte, zeichnete ſich unter den Letztern aus, und wurde zum Commandanten der Nationalgarde in Ajaccio ernannt. Verwegen ohne Patriotismus, hoffte er, in dem Sturm der Revolution ſelbſt an die Spitze ſeiner Landsleute zu treten, zumal da Paoli in der Volksgunſt immer mehr ſank. Allein er war nicht glücklich. Seine Unternehmung auf die Inſel Maddalena, die er mit einem kleinen ungeordneten Haufen im Namen der Republik beſetzte, mißlang, und die damit zuſammenhängende Expedition des Admirals Truguet auf Sardinien verunglückte gänzlich. Paoli aber, der die zügelloſen Demokraten nicht mehr zu bändigen vermochte, rief nun die Hülfe der Engländer an. Napoleon ſelbſt hatte ſich durch revolutionäre Ausſchweifungen und grobe Vergehungen ſo verhaßt gemacht, daß er 1793, auf Paoli's und Pozzo di Borgo's Veranſtaltung, mit vielen andern Aufrührern aus Corſica verbannt ward. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Familie nach Marſeille ein, wo damals ein hitziger Parteikampf herrſchte. Er warf ſich in die jacobiniſchen Clubs, und verſuchte ſich noch einmal als Schriftſteller in einem Geſpräch zwiſchen Marat und einem Föderaliſten, betitelt: Le Souper de Beaucaire, in dem die ausſchweifendſten Grundſätze vorgetragen waren. Aber weder dieſe bald vergeſſene Flugſchrift, noch andre Bemühungen konnten ſeine Lage verbeſſern. Endlich wurde er als Capitän im 4. Artillerie-Regimente angeſtellt, und diente bei der republicaniſchen Armee unter Kellermann, welche Lyon belagerte. Als hierauf die Republicaner Toulon angriffen, das ſich am 28. Auguſt 1793 den Engländern ergeben hatte, ward Napoleon durch Salicetti, Mitglied des Convents, an Barras empfohlen, und erhielt ein Commando bei der Artillerie. Hier zeichnete er ſich vorzüglich aus, daß es ihm beſonders zuzuſchreiben war, daß Toulon noch vor Ende des Jahrs in die Gewalt der Republik zurückfiel. Er vollzog hierauf die Rache des Convents an 800 Unglücklichen, die als Feinde der Republik mit Kartätſchen niedergeſchoſſen wurden. Sein Bericht hierüber war unterzeichnet: „Brutus Buonaparte, citoyen sans culotte." Damit begann ſeine republicaniſche militäriſche Laufbahn. Er ward 1794 zum Bataillonschef ernannt, und ſollte Corſica wegnehmen; allein ſeine Verſuche, ſich Ajaccio's zu bemächtigen, mißlangen. Doch empfahl ihn ſein Jacobinismus der herrſchenden Partei, und er wurde im J. 1795 zum Brigadegeneral der Artillerie bei der italieniſchen Armee ernannt. Dieſes Heer war ſchlecht organiſirt und durch öftere Niederlagen muthlos. Da entwickelte ſich zuerſt ſeine Kunſt, trotz aller Hinderniſſe, ein Ziel unverrückt ins Auge zu faſſen, kleine Gefechte zu vermeiden, und mit aller Gewalt auf Einen Punct loszubrechen, durch Kühnheit den Feind zu überraſchen, und im Fluge ihn zu beſiegen. Er ſuchte die Heerführer zu überzeugen, daß ſie ihr Vertheidigungsſyſtem verlaſſen, und, obwohl mit geringer Macht, Piemont überwältigen müßten. Doch ein unerwartetes Ereigniß hemmte ſeinen

Flug. Robespierre, und mit ihm die terroriſtiſche Regierung, war gefallen. Der Nationalconvent ließ in allen Provinzen und bei den Armeen der Republik die Terroriſten entwaffnen. In Nizza, wo Napoleon jenes furchtbare Syſtem mit grenzenloſem Ungeſtüm predigte, erſchien der Deputirte Beffroi, der ihn ſogleich gefangen nehmen ließ. Zwar erhielt er ſeine Freiheit wieder, verlor aber ſeinen Poſten bei der italieniſchen Armee. Er eilte nach Paris, dort zu klagen, und ſich zu rechtfertigen. Aber vergebens wendete er ſich an Aubry, der im Wohlfahrtsausſchuß Präſident der Kriegscomité war, und die Terroriſten unverſöhnlich haßte. Er ſah ſich aufs neue hülflos, und lebte von der kärglichen Unterſtützung einiger Freunde. Die Vernichtung glänzender Hoffnungen erfüllte ſeine Seele noch mehr mit finſterm Unmuth, Menſchenhaß und Verachtung. Er beſchloß daher, Frankreich zu verlaſſen, und in der Türkei ſein Glück zu verſuchen. Allein man verweigerte ihm die Erlaubniß. Dagegen erhielt er auf die Verwendung des Jean Debry und Freron ein neues Commando bei der Artillerie in Holland. Eben bereitete er ſich, dahin abzugehn, als er zu einem belohnenden Unternehmen in der Nähe gerufen ward. Mehrere pariſer Sectionen hatten ſich gegen die dritte Conſtitution der Republik vom 23. Sept. 1795 verbunden. Der Convent zog Streitkräfte zuſammen, und wählte zuverläſſige Generale. Barras empfahl Buonaparte. Jener erhielt den Oberbefehl; dieſem ward das Untercommando anvertraut. Er entſprach den Erwartungen, als am 5. Oct. in Paris der Kampf der royaliſtiſchen Partei gegen die Conventstruppen ausbrach, und — in Strömen floß unter ſeiner Hand das Blut der Mitbürger. An dieſem Tage, dem 13. Vendemiaire, ſagte er: J'ai mis mon cachet sur la France. Der dankbare Convent erhob ihn ſofort zum Diviſionsgeneral. Drei Monate ſpäter, im J. 1796, gab ihm das Directorium den Oberbefehl über die italieniſche Armee. Dieß bewirkte Barras. Dieſer hatte bis dahin im vertrauten Verhältniß mit der Wittwe des General Beauharnois geſtanden, und auf ſeinen Vorſchlag gab die reiche Frau (ſ. d. eignen Art.) dem General Buonaparte die Hand. Damit begann die glorreiche Laufbahn des 26jährigen Feldherrn Buonaparte. Am 30. März 1796 übernahm er in Nizza, als Scherers Nachfolger, den Heerbefehl. Bewährte Generale ſtanden ihm zur Seite. Aber die Armee war ſchwach und befand ſich in einem Zuſtande gänzlicher Auflöſung. Ihr gegenüber ſtand Beaulieu an der Spitze von 60,000 Mann Oeſterreicher und Sarden. Doch Napoleon begeiſterte ſeine Soldaten durch ſtolze Worte. Wie Hannibal zeigte er ihnen Alles, was ſie brauchten und wünſchten, in dem Lande des Feindes. Darauf führte er ſie in den Kampf. Seine Taktik war, alle Streitkräfte unerwartet auf die ſchwachen Puncte des Feindes zu werfen, und ſtets durch raſchen Angriff Herr aller Bewegungen im Felde zu ſein. Daher gelang es ihm, durch Umgehen oder Vordringen im Rücken des Feindes, deſſen Plan zu vereiteln, und ihn aus ſeiner Stellung zu werfen. Die Oeſterreicher waren bis zum 11. April 1796 vorgedrungen. Da ſchlug er am 12. Apr. bei Montenotte (ſ. d. Art.) den öſterreichiſchen Feldherrn d'Argentau. Ein glücklicher Flankenmarſch gewann ihm den erſten Sieg. Unaufhaltſam verfolgte er den errungenen Vortheil. Die Trennung der öſterreichiſchen von der piemonteſiſchen Armee war ſein nächſtes Ziel. Am 13. Apr. griff er von neuem an, und erfocht am 14. den glänzenden Sieg bei Milleſimo und Dego. Am 15. war die Trennung der feindlichen Armeen vollſtändig erreicht. Er warf

ſich jetzt zuerſt auf den ſchwächern Theil, griff am 16. das verſchanzte Lager der Piemonteſer bei Ceva an, drängte dieſelben nach Mondovi zurück, und ſchlug am 17. im feindlichen Lager ſein Hauptquartier auf. Am 22. Abends zog er ſiegreich in Mondovi ein. Der Hof von Turin bot Friedensunterhandlungen an; doch der Sieger bewilligte unter harten Bedingungen nur einen Waffenſtillſtand (am 28. April), der ihm die wichtigſten Feſten Piemonts einräumte, und ihn zum Meiſter des ganzen Landes und ſeiner Hülfsquellen machte. Unterdeſſen hatte ſich der öſterreichiſche Feldherr hinter den Po gezogen, um den Feind von Mailand abzuwehren. Er erwartete, durch Napoleons Bewegungen getäuſcht, daß dieſer zwiſchen Valencia und Pavia den Uebergang über den Po verſuchen werde. Jener aber bewirkte ſchon am 8. Mai den Uebergang ſeiner Armee von Piacenza aus, und nöthigte den Feind, ſich bis an die Adda zurückzuziehen. Bei Lodi verſchanzten ſich die Oeſterreicher; das Vordringen über die lange, ſtark vertheidigte Addabrücke ſchien unmöglich. Napoleon führte einen Theil ſeines Heers an die durch ein mörderiſches Feuer vertheidigte Brücke. Seine Schaaren wankten; aber ihre Führer drangen unerſchrocken vorwärts, und das erſte Wagniß von Napoleons blutiger Tactik — es koſtete 10,000 Mann! — war gelungen (10. Oct.). Am 12. zog Napoleon in Cremona, am 13. in Pavia, und ſchon am 14. in Mailand ein. Die Lombardei war in ſeiner Gewalt, und die Oeſterreicher vereinigten ihre Macht, um nur Mantua zu decken. Da ſuchten, von dem unerwartet ſchnellen Erfolge betäubt, die Fürſten Italiens den Frieden. Schon am 9. Mai hatte der Herzog von Parma einen Waffenſtillſtand erhalten; am 17. der Herzog von Modena. Dem König von Sardinien war am 18. Mai zu Paris der Friede gegeben worden, welcher der Republik außerordentliche Vortheile ſicherte. So hatte Buonaparte, indem er das Unglaubliche bewerkſtelligt, alle Staaten Italiens zittern gemacht, ungeheure Contributionen erhalten, und ſeine Armee mit neuem Muth erfüllt. Einige Begünſtigung fand er in der unruhigen Stimmung der gegen ihre Regierungen aufgeregten Italiener, denen er Freiheit und Vernichtung der Tyrannei verkündete. Ueberall ſuchte er die Unterthanen ihren Fürſten, ihrer Verfaſſung zu entfremden, und Empörung unter den Vorſpiegelungen des Republicanismus anzufachen. Faſt unerſchwingliche Summen foderte er für unſichern Waffenſtillſtand, deſſen Bedingungen ſtets ſo geſtellt waren, daß ſie weitern Forderungen Raum gaben. Schon hatte er das furchtbare Raubſyſtem eingeführt, welches alles, was zum Bedürfniſſe, zum Luxus des Heeres gehörte, ſchonungslos requirirte. Schon foderte er koſtbare Kunſtwerke von den Bedrängten, und ſendete dieſe Beute als glänzende Trophäen ſeiner Siege nach Paris. Auch ſeine Armeeberichte trugen das Gepräge ſeiner ſpätern Bulletins; nur waren ſie minder lügenhaft. Indeß ſchändete der gefeierte Held ſchon damals ſeinen Ruhm durch mehrere Greuelſcenen. Müde der endloſen Bedrückungen, eingedenk der milden Regierung, der ſie entriſſen worden, und der geſetzlichen Ordnung, die ihnen Wohlſtand und Sicherheit gegeben, griffen die Lombarden zu den Waffen, die raubſüchtigen Sieger, denen ihr Feldherr jede Willkühr geſtattete, zu ermorden oder zu vertreiben. In Pavia und Binasco wurden viele Franzoſen ein Opfer des Uebermuths, mit dem ſie die Bewohner gereizt. Da ſtrafte Napoleon mit Mord und Brand die Unglücklichen; Lugo ward von Augereau ausgeplündert. Der Feldherr nahm überall, wo er fand, in Leihhäuſern und Kirchen, das

anvertraute und das Privatgut. Darauf eilte er der öſterreichiſchen Armee, die ſich am Mincio befeſtigt, entgegen, ging am 21. Mai über den Fluß, da, wo man es wieder am wenigſten erwartete, nahm am 1. Juni Verona ein, und drängte die Feinde bis an die Grenzen Tyrols zurück. Am 5. Juni ſchloß er Waffenſtillſtand mit Neapel, und eilte nun um ſo ſicherer, ſeine Macht gegen die Oeſterreicher zu wenden. Doch vergebens rief er die treuen Tyroler zur Empörung auf, indem er ihnen Freiheit und Unabhängigkeit verſprach. In Ober-Italien ſelbſt drohten neue Unruhen; ſchnell erſchien er, ſie zu dämpfen. Die Citadelle von Mailand und die Feſte Mantua waren noch in öſterreichiſcher Gewalt. Letztere ſchloß er ein, und drang, um ſich Italiens zu verſichern, in das päpſtliche Gebiet vor. Am 19. Juni waren Bologna, Urbino und Ferrara in ſeiner Gewalt, und der Papſt ſah ſich genöthigt, am 23. einen Waffenſtillſtand mit ungeheuern Contributionen und mit den herrlichſten Kunſtſchätzen, dazu auch vorläufige Verzichtleiſtung auf Bologna, Ferrara und Ancona, zu erkaufen. Gleichgültig gegen alle Verträge, überfiel er jetzt das neutrale Gebiet des Großherzogs von Toscana, und beſetzte Livorno (28. Juni), um ſich der engliſchen Schiffe zu bemächtigen. Letzteres gelang zwar nicht, aber ein reicher Vorrath engliſcher Waaren fiel in ſeine Hände. Er ließ Beſatzungen zurück, um nach ſeiner Aeußerung — die erſte Erſcheinung ſeines ſpäteren Continentalſyſtems — das Land gegen den brittiſchen Deſpotismus zu beſchützen. Als ſich darauf den 29. Juni die Citadelle von Mailand ergeben hatte, unternahm er die Belagerung Mantua's. Dieſes zu entſetzen, drangen die Oeſterreicher unter Wurmſer (der an Beaulieu's Statt das Obercommando erhalten) mit bedeutenden Verſtärkungen an die Etſch, und unter Quosdanowich über Brescia vor, und nöthigten mit überlegener Macht Buonaparte, die Belagerung aufzuheben, und ſich an den Mincio zurückzuziehn. Nun zog zwar Wurmſer am 1. Auguſt in Mantua ein; aber Buonaparte warf ſich plötzlich auf die einzelnen öſterreichiſchen Armeeabtheilungen, ſchlug den 7. Auguſt Quosdanowich bei Lonato, und nöthigte am folgenden Tage mit 1200 Mann, die er ſelbſt führte, 4000 Oeſterreicher, ſich zu ergeben, da ſie von ſeinen Drohungen ſich ſchrecken ließen. Durch einen verſtellten Rückzug lockte er nun den Feldmarſchall Wurmſer aus ſeiner feſten Stellung, ſchlug ihn den 5. Aug. bei Caſtiglione, und nöthigte ihn, ſich nach Tyrol zurückzuziehen. So begann er am 23. Auguſt die Belagerung Mantua's von neuem, indem er zugleich die wieder mächtig vordringenden Oeſterreicher einzeln ſchlug. Am 4. Sept. griff er den rechten Flügel unter Davidovichs Oberbefehl an, ſchlug ihn, und rückte am 6. in Trient ein. Raſch wendete er ſich auch gegen den linken Flügel unter Quosdanowich, ſchlug ihn am 9. bei Baſſano, bemächtigte ſich der Stadt, und drängte den Feind über die Brenta zurück. Wurmſer, von der Hauptarmee getrennt, von Tyrol abgeſchnitten, faßte den kühnen Entſchluß, ſich nach Mantua zu werfen; Buonaparte, der noch bei San Giorgio, der Vorſtadt Mantua's, ihn erreichte und ſchlug, konnte die Stadt ihm nicht verſchließen, in die er am 29. Sept. einzog. Während Mantua von neuem belagert ward, beſchäftigte ſich Buonaparte mit der Republicaniſirung Italiens. Leicht fand er einen Vorwand, den Waffenſtillſtand mit dem Herzog von Modena, der ſich ſeine Unterthanen abgeneigt gemacht, zu brechen, beſetzte das Land, und vereinigte es mit der neugeſchaffnen cispadaniſchen Republik am 8. Oct. Dar-

auf gab er den neuen Republiken die franzöſiſche Verfaſſung. Auch trug er dazu bei, daß Corſica am 29. Oct. den Engländern durch die franzöſiſchen und corſiſchen Republicaner wieder entriſſen ward. Am 9. Oct. hatte ſich Genua unter harten Bedingungen, die Buonaparte vorſchrieb, in den Schutz der Republik begeben; am 16. Neapel den Frieden erlangt, und am 5. Nov. ging auch der Herzog von Parma, durch Modena's Beiſpiel geſchreckt, denſelben mit größern Aufopferungen ein. Da drangen die Oeſterreicher aufs neue, um Mantua zu entſetzen, gegen Baſſano und Roveredo vor. Doch den ſchwächern Buonaparte rettete ſeine Kühnheit. Ehe die feindlichen Armeen ſich vereinigen konnten, ging er in der Nacht vom 14. auf den 15. Nov. über die Etſch, und nöthigte die Oeſterreicher unter Alvinzy zu der dreitägigen Schlacht bei Arcole vom 15. bis 17. Nov., in der nur ſein und ſeiner Generale kecker Muth, das Vertrauen, das ſie ihren Soldaten einzuflößen wußten, und die Verzweiflung, mit der er ſich ſelbſt jeder Gefahr ausſetzte, ſeinen Untergang abwandte, und ihm einen blutigen, aber großen Sieg gewann. Alvinzy ging an die Brenta zurück. Auch Davidovich ward von Buonaparte nach Tyrol zurückgetrieben. Doch ſchon in den erſten Tagen des J. 1797 rückte Alvinzy wieder bis Rivoli vor, ward aber von Buonaparte am 14. Jan. bei Rivoli geſchlagen, am 15. aus der Stellung bei Corona gedrängt, und aufs neue nach Tyrol getrieben. Eine öſterreichiſche Colonne unter Provera hatte indeß verſucht, nach Mantua vorzubringen; Wurmſer that einen mörderiſchen Ausfall; aber Buonaparte ſchlug den Angriff zurück, ereilte Provera und nöthigte ihn, am 16. Jan. ſich mit mehr als 5000 Mann zu ergeben. Während nun die franzöſiſchen Generale in Tyrol eindrangen, und Italien von dieſer Seite ſicherten, nöthigte Buonaparte am 2. Februar die Oeſterreicher Mantua zu übergeben, wodurch der Sieg in Italien entſchieden war. An demſelben Tage rückte er, nachdem am 1. Febr. der Waffenſtillſtand mit dem Papſte, der ſich gegen Frankreich gerüſtet haben ſollte, aufgekündigt worden, in das päpſtliche Gebiet ein, ſchlug am Senio des Papſtes Truppen, und nahm Faenza, bald darauf Ancona, Loretto und Tolentino ein. Der ſchwergeängſtete Papſt ſchloß am 19. Febr. mit ungeheuern Aufopferungen den Frieden, der ihm nur einen Schatten von Herrſchaft übrig ließ. Der größere Theil des päpſtlichen Gebiets blieb von Franzoſen beſetzt. Jetzt hatte Buonaparte keinen geringern Plan, als den Kaiſer in ſeinen eignen Staaten zu bekämpfen. Der Erzherzog Carl hatte ſich hinter dem Tagliamento befeſtigt. Buonaparte ſetzte am 10. März ſeine bedeutend verſtärkte, der öſterreichiſchen überlegene Armee in Bewegung, und ging, während die franzöſiſche Rheinarmee auch in Deutſchland den Kaiſer von neuem bedrohte, über die Piave, erzwang am 16. März den Uebergang über den Tagliamento und Iſonzo, und warf den Erzherzog Carl bis nach Görz u. Gradisca zurück. Am 19. beſetzte er Gradisca, am 20. Görz, und zog am 23. in Trieſt ein. Vor Ende des Monats war der größte Theil von Kärnthen und Krain verloren, und ein Theil von Tyrol dazu. Buonaparte lud den Erzherzog Carl in einem Schreiben zu Unterhandlungen ein, verweigerte aber einen kurzen Waffenſtillſtand, und ſchlug die Armee des Erzherzogs bis nach Steyer zurück. Buonaparte's Hauptquartier war in Judenburg. Da erſchienen am 7. April öſterreichiſche Abgeordnete, noch einmal einen Waffenſtillſtand zu ſuchen. Der Sieger gewährte denſelben mit ſcheinbarer Großmuth,

weil man ihm Grätz und Bruck einräumte. Indeß war ſeine Lage doch bedenklich. Vor ſich ward er von den verſtärkten, durch Landſturm und Freiwillige ermuthigten Oeſterreicher bedroht, die ſich ſchon Trieſts wieder bemächtigt und Tyrol befreit hatten. In Italien regte ſich neuer Aufſtand. Darum ſchloß Buonaparte ſo willig den Präliminarfrieden am 18. April auf dem Schloſſe Eckenwalde bei Leoben, der dem Kaiſer große Opfer abnöthigte, die Franzoſen aber aufs neue in den Beſitz Trieſts ſetzte, und ihnen geſtattete, ihre Abſichten auf Venedig auszuführen. Schon am 3. Mai ward, nachdem bereits der Senat dieſer Republik viele Demüthigungen erfahren, der ganze Staat für erobertes Land erklärt, und die Aufhebung der alten Verfaſſung gefodert. Vergebens hatte Venedig ſeiner Neutralität vertraut, vergebens entſchuldigte ſich der Senat gegen alle Vorwürfe. Der übermüthige Feind kannte kein Recht, nur ſeinen eiſernen Willen. Am 12. Mai war die alte Verfaſſung der Republik vernichtet, und ſtatt ihrer das Schattenbild einer demokratiſchen aufgeſtellt. Die venetianiſchen Lande und die Hauptſtadt ſelbſt blieben von den Franzoſen beſetzt. Im Mai ward auch Genua revolutionirt, und erhielt am 6. Juli, als liguriſche Republik eine franzöſiſche Verfaſſung. Am 28. proclamirte Buonaparte in Mailand die neue ciſalpiniſche Republik, durch welche die ciſpadaniſche Republik, welche nur erſt am 27. März ihre eigne Verfaſſung erhalten hatte, wieder verſchlungen ward. Lucca entging nur durch wiederholte Contributionen dem nahen Verderben. Der König von Sardinien hatte ſich, nach theuer erkauftem Frieden, zu einem ſchmählichen Bündniß mit Frankreich verleiten laſſen; gleichwohl ward auch in ſeinem Lande die Flamme der Revolution angefacht. Schon damals ſammelte der in die weiteſte Ferne blickende Feldherr eine polniſche Legion, und ſuchte ſeine Verbindung ſelbſt bis nach Griechenland und Aegypten auszudehnen. Unterdeß erhielt er die Armee, ohne Unterſtützung aus Frankreich, ganz auf Koſten der Länder, denen er die Freiheit verſprochen, beſonders der venetianiſchen Terma Firma, und ſandte überdieß noch unermeßliche Schätze, wenigſtens an Kunſtwerken, nach Paris. Hierauf ging er, unter kriegeriſchen Drohungen, von Mailand nach Udine, und eröffnete am 1. Sept. zu Campo Formio die Friedensunterhandlungen mit Oeſterreich. Am 17. Oct. ward der Definitivfrieden abgeſchloſſen, der Oeſterreich Belgien und ſeine ſchönſten italieniſchen Provinzen entriß, und vom deutſchen Reich in geheimen Artikeln das linke Rheinufer Preis gab. Oeſterreich hatte dagegen bereits im Juni die venetianiſchen Provinzen Iſtrien und Dalmatien beſetzt. Buonaparte gab jetzt ihm noch Venedig und das feſte Land der Republik bis an die Etſch. Alles aus eigner Machtvollkommenheit! Das Directorium ernannte hierauf Buonaparte mit Treilhard und Bonnier zu Abgeordneten bei dem Reichsfriedenscongreß zu Raſtadt. Doch kaum hatte er daſelbſt den 25. Nov. die Unterhandlungen eingeleitet, als er am 2. Dec. Raſtadt wieder verließ, und nach Paris eilte. Man wünſchte nämlich den ſtolzen Feldherrn, der den Gewalthabern ſelbſt gefährlich ſchien, auf einen andern Platz zu ſtellen. In Paris merkte er bald, wie wenig Ernſt es dem Directorium mit den Ehrenbezeigungen ſei, die man ihm erwies; doch es war wohl auch ihm nicht Ernſt, wenn er unwillig ſeine Entlaſſung foderte. Man wußte ſeinen Ehrgeiz zu beſchäftigen, und dadurch ihn zu verſöhnen. Er erhielt das Obercommando über die an den Küſten aufgeſtellte Armee von England. Indeß war die Abſicht auf Aegypten

gerichtet, und Buonaparte ſelbſt hat zuerſt den Plan zu dieſer Unternehmung entworfen. Mit geſchäftiger Eile ward Alles betrieben, bei Toulon eine Flotte verſammelt, und ein auserwähltes Heer von mehr als 30,000 Mann. Buonaparte beſchleunigte die Einſchiffung, und ſchon am 19. Mai ging die Flotte unter Segel. Damit begann ein neuer Act ſeines Heldenſpiels. Der finſtre, verſchloſſne Mann erſchien jetzt freundlich und mittheilend; aber ſeine Freundlichkeit war bloß ein angeübtes Mittel für ſeine Zwecke; und wo er am offenſten ſchien, ſprach er nur, was der Augenblick heiſchte, aus, und der Vertrauteſte durchſchaute nicht das Geheimniß dieſes immer unbefriedigten Geiſtes. Die Freiheit verkündigte er allenthalben; aber er ſelbſt achtete ſie an keinem Menſchen. Alles war ihm nur Werkzeug. Seine Menſchenverachtung, die innere Glut ſeiner Leidenſchaft verbarg ſich hinter gleißneriſchen Worten, und ein unbegrenztes Selbſtvertrauen, das mit blinder Zuverſicht auf ſein Glück ſich verwebte, wuchs mit jedem Schritte auf ſeiner Laufbahn. Selbſt der Undank, den er in Frankreich erfuhr, erbitterte ihn noch mehr, und lehrte ihn, auf den Trümmern fremden Glücks ſeine Macht gründen. Wie ſehr ihn auch die Verhältniſſe begünſtigten; er erkannte in Allem nur ſeine Ueberlegenheit, und die Unfähigkeit, die er an Andern bemerkte, verſenkte ihn immer mehr in den Wahn, daß er über Alle zu herrſchen beſtimmt ſei. Die erhabenſten Ideen der Menſchheit wurden ihm eben ſo viele Gängelbänder, an denen er leichtgläubige Völker leiten wollte. Gleichwohl war dieſe Zeit, da er als der Sieger Italiens und als Friedensſtifter Großes vollendete, die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, weil es noch denkbar blieb, daß ein ſo außerordentlicher, vom Glück ſo begünſtigter Menſch, ſo anſtößig auch viele ſeiner Mittel waren, doch einen wahrhaft großen Zweck haben möge. Denn die Uebel der Zeit waren ungeheuer; daß er ihnen ſteuern wollte, verkündete er; ſein inneres Weſen war noch zu wenig erkannt. Was ihn nach Aegypten trieb, iſt ſchwer zu berechnen. Ob er dort eine Herrſchaft erringen wollte, die in Europa unerreichbar ſchien; oder ob er Frankreich und Europa in Aegypten ſich unterwerfen wollte: das läßt die Geſchichte unentſchieden. Bei abenteuerlicher Einbildungskraft fühlte er in ſich die Kraft eines Alexanders. Sein Ziel war Alles, oder Nichts; und das Leben erſchien ihm wie ein ungeheures Glücksſpiel. — Am 6. Juni 1798 erſchien er vor Malta. Die Erlaubniß, in den Hafen einzulaufen, ward abgeſchlagen. Am 10. landete er, Verrätherei und Unentſchloſſenheit der Ritter übergaben ihm die faſt unüberwindliche Hauptſtadt la Valette am 12. mit einer ſchmählichen Capitulation. Wortbrüchig verletzte er bald den geſchloſſenen Vertrag. Schnell waren die nöthigen Maßregeln zur Behauptung der Inſel ergriffen, und ſchon am 17. Juni ging er wieder unter Segel. Indeß war die engliſche Flotte unter Nelſon ihm nachgeeilt, und vor ihm an den Küſten Aegyptens angekommen, aber, weil ſie ihn dort nicht gefunden, weiter geſegelt. Am 21. Juni erfuhr die franzöſiſche Armee mitten auf dem hohen Meere ihre Beſtimmung. Am 1. Juli lag die Küſte von Alexandrien vor ihnen, und Napoleon bewirkte noch am Abend und in der Nacht die Ausſchiffung eines Theils der Bewaffneten. Am folgenden Tage brach er gegen Alexandrien auf, das unvorbereitet war, und ſogleich im Sturm genommen ward. Von hier aus verkündeten Proclamationen, wie die Franzoſen nur gekommen, Aegypten von den Mameluken zu befreien, und das Land zu beglücken. Buonaparte's Rede ſchien die eines echten Muſelmanns. „Gott iſt Gott, und Ma-

homet ſein Prophet!" Er nannte ſich ſelbſt den Geſandten Gottes. Am 6. Juli ſtand die ganze Armee auf Aegyptens Boden. Am 7. Juli brach Buonaparte von Alexandrien gegen Cairo auf. 4 Stunden vor der Stadt, beim Dorfe Emba, fand er am 20. Juli, nachdem er den mächtigen Bey Ibrahim zurückgedrängt hatte, den Bey Murad mit einem Haufen von 6000 Mamelucken. Am 21. ward Murad bei den Pyramiden geſchlagen, das Lager mit ſeinen Schätzen erobert, und am 22. zog der Sieger in Cairo ein. Aegypten ward als eine franzöſiſche Provinz behandelt und organiſirt. Buonaparte ſchien europäiſche Cultur hieher verpflanzen zu wollen. Aber am 1. Auguſt erſchien Nelſon vor Alexandrien, und vernichtete in der Schlacht bei Abukir dergeſtalt die touloner Flotte, daß nur zwei Schiffe nach Malta entkamen. Dieß war Buonaparte's erſter bedeutender Unfall. Am 12. Sept. erfolgte auch die Kriegserklärung der Pforte. Jener aber ſchien es nicht zu achten, daß er von Europa abgeſchnitten ſei, und ſetzte die Organiſirung Aegyptens fort. Doch war noch nicht ganz Aegypten überwunden. Tauſende von Franzoſen fielen als Opfer der Rache der Beduinen. Aber am 7. Oct. ſchlug General Deſaix bei Sedman die neue Macht des Murad Bey; eine Empörung, die in Cairo ausbrach, ſtillte Buonaparte am 21. Oct. nicht ohne Verluſt. Hier ſchändete er ſeinen Namen aufs neue durch fürchterliche Grauſamkeiten, die er theils anordnete, theils nicht hinderte. Ein neuer Sturm erhob ſich von Syrien her. Dort hatte Ibrahim Bey bei Gaza eine neue Macht geſammelt. Ihn verſtärkte Achmed Oghezzar, Paſcha von Acre. Sofort brach Buonaparte (22. Dec.) mit 12,000 Mann nach Syrien auf, ließ die Landenge Suez und den Hafen beſetzen, und unterſuchte, ob wirklich jener Canal vorhanden geweſen, der das rothe mit dem Mittelmeer verbunden haben ſolle. Am 18. Febr. 1799 traf er vor El Ariſch ein, das ſchon vorher vom General Regnier belagert ward, und am 20. überging. Am 25. gewann er Gaza. Jaffa, das ſich länger hielt, ward am 6. März mit Sturm genommen, und 4000 Gefangene wurden gemordet, weil man für ſie keine Lebensmittel hatte. Am 18. März ſtand er vor Acre. Aber tapfer ward der Platz vertheidigt unter Leitung und Unterſtützung des engliſchen Admirals Sidney Smith. Buonaparte's Armee war ſchon durch den Zug in der Wüſte geſchwächt; die ſtets erneuten Kämpfe mit den Belagerten, die Anfälle der umherſchwärmenden Scharen, noch mehr verheerende Seuchen in ſeiner Armee, hemmten ſeine Unternehmung. Zwar gelang es ihm, am 15. April am Berge Tabor einen ſtarken Haufen Mamelucken zu ſchlagen; doch ſah er ſich am 21. Mai genöthigt, nach wiederholten blutigen Stürmen, die Belagerung Acre's aufzuheben. Unmuth und Rache trieben ihn nun, auf ſeinem Rückzug Alles zu verwüſten. Jaffa ward geſchleift; Wilſons Erzählung, daß er dort ſeine peſtkranken Soldaten, die ſeinen Rückzug hemmten, habe vergiften laſſen, hat Beauvois berichtigt. Am 14. Juni traf er mit ſeiner ſehr verminderten Armee wieder in Cairo ein. Zugleich von mehrern Seiten bedroht, erhielt nur er den wankenden Muth der Franzoſen aufrecht. Eine türkiſche Flotte war bei Abukir gelandet, und hatte das Fort genommen. Buonaparte ſchlug die Türken am 26. bei Abukir, und bemächtigte ſich des Forts wieder. Dieß war ſeine letzte That in Aegypten. Aus Frankreich erhielt er, beſonders durch ſeinen Bruder Lucian, der über England die Verbindung mit ihm unterhielt, ſichre Kunde von der kritiſchen Lage der Republik. Sieyes hatte ihn zum

Wiederherſteller des gedemüthigten Frankreichs auserſehen. Schnell war der Entſchluß gefaßt, zurückzukehren. Heimlich verließ er ſein Heer, deſſen Commando General Kleber übernahm. Unter Verſprechungen, mit größerer Macht wiederzukommen, ſchiffte er ſich mit Lannes, Mürat, Berthier, Andreoſſy, Bourienne, Ganteaume, Marmont, Lapalette, Berthollet und Monge am 23. Auguſt ein. Am 30. Sept. war er in Ajaccio, wo ungünſtige Winde ihn zurückhielten. Am 9. Oct. ſtieg er bei Frejus ans Land. Wie in Triumph zog er nach Paris, wo er am 14. Oct. eintraf. Jetzt begann der entſcheidende Act ſeines Herrſcherlebens. Der Jubel der Pariſer empfing den Helden, der plötzlich erſchien, wie durch einen Zauberſchlag. Aber erſchrocken traten die zuſammen, die froh, ihn fern zu wiſſen, von ſeinem Auftreten nichts Gutes ahneten. Wohl durfte Buonaparte dem Directorium vorwerfen, daß er ſiegreich und mächtig die Republik verlaſſen, und beſiegt und ohnmächtig ſie wiederfinde. (S. Frankreich). Laut war die Stimme aller Parteien, daß die Regierung geändert werden müſſe. Barras wollte die Monarchie wiederherſtellen, und rechnete auf Buonaparte's Ergebenheit. Sieyes dagegen wollte die Republik durch Buonaparte wieder erheben. Er aber täuſchte beide, und lenkte den Faden der Verſchwörung nach ſeiner Abſicht. Der Rath der Alten übertrug ihm den Oberbefehl über die Truppen, mit uneingeſchränkter Vollmacht für die Sicherheit der Nationalrepräſentation zu wachen. Er ſchwor Treue der Republik, — und am 9. Nov. (18. Brumaire) 1799 vernichtete er die alte Verfaſſung. In St. Cloud hatte ſich nämlich der Rath der Alten und der Rath der 500 verſammelt. Schon erhob ſich in letzteren der Ruf der Republicaner: „Keine Dictatur; nieder mit dem Dictator!“ Da trat Buonaparte mit mehreren Grenadieren in den Saal. Ein lautes Geſchrei beſtürmte ihn. Man faßte ihm beim Kragen; doch ward kein Dolch, wie er vorgab, gegen ihn gezückt. Er entfernte ſich, und ſandte Mürat, der mit Bajonetten die Volksrepräſentanten aus dem Saale trieb. Lucian, Präſident des Raths, ließ durch Wenige, die um die Verſchwörung wußten, den 10. die Aufhebung des Directoriums und die Ernennung von drei proviſoriſchen Conſuln, Buonaparte, Sieyes und Roger Ducos, decretiren. Sie traten am 17. Nov. ihr Amt an. Eilig vollendete man die neue Verfaſſung (die vierte der Republik). Am 15. Dec. (22. Frimaire) ward ſie proclamirt. Buonaparte ward auf zehn Jahre zum Oberconſul ernannt, mit einer Gewalt, wie ſie kaum der König beſeſſen; neben ihm ſtanden, faſt nur als Figuranten, zwei Conſuls. Von nun an entfaltete ſich Buonaparte's Regierungskunſt. Seine Brüder erhielten bedeutende Aemter. Er ſelbſt fand aus ſeinen Umgebungen die brauchbarſten Werkzeuge ſeiner Plane, aber auch wirklich ausgezeichnete Männer heraus, wie Talleyrand und Fouché. Durchgreifende Maßregeln ſicherten das neue Regiment, die Emigrantenliſte ward geſchloſſen, und dem Volke der Friede verſprochen. Zwar erklärte der Oberconſul am 28. Dec. aufs neue allen Feinden der Republik den Krieg; aber am folgenden Tage trug er dem Könige von England den Frieden an. Doch Grenville wies den Antrag in ſeiner ungewöhnlichen Form zurück; auch das deutſche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte ſtanden noch unter den Waffen. Da ſammelte Buonaparte eine Reſervearmee bei Dijon, und am 15. April eröffnete Moreau den Feldzug in Deutſchland. Buonaparte langte am 7. Mai bei der Armee

in Dijon an, und führte ſie, noch vor Ende des Monats, über den großen Bernhard nach Italien, wo Maſſena der überlegenen feindlichen Macht gewichen war. Schon am 4. Juni zog Buonaparte in Mailand ein. In wenigen Tagen ward die cisalpiniſche Republik wieder hergeſtellt. Während Moreau ſiegend in Deutſchland vordrang, wurden die Oeſterreicher, die am 4. Juni Genua genommen, von der franzöſiſchen Macht umgangen. Eine Schlacht mußte entſcheiden. Sie ward gekämpft den 14. Juni bei Marengo in der weiten Ebene zwiſchen Aleſſandria und Tortona. Gegen Abend ſchien der Sieg für Oeſterreich entſchieden; ſchon zogen die Franzoſen ſich zurück. Da langte Deſaix mit einem Theil der Reſerve an, und führte die Weichenden, Fliehenden, Geſchlagenen zum neuen Kampf; ſchon wankten die öſterreichiſchen Reihen; da fiel Deſaix; aber die Rache ſeiner Tapfern entſchied den Sieg. Hierauf ging der feindliche Heerführer Melas am 6. Juni einen Waffenſtillſtand ein, der den Franzoſen den größten Theil Oberitaliens einräumte. Am 22. verließ Buonaparte Italien, nachdem er Maſſena zum Obergeneral ernannt, und traf am 1. Juli in Paris ein, wo eben ſo ſehr der Volkstaumel als die Huldigung aller Behörden ihn feſtlich empfingen. Noch ſchmeichelte Buonaparte dem Republicanismus der Franzoſen, während er auf vielfache Weiſe das Weſen eines Freiſtaats vernichtete. So ward am 14. Juli das Bundesfeſt der Republik mit Buonaparte's Siegesfeſten verbunden; Denkmähler ſeiner Eitelkeit wurden aufgeſtellt; Organe der öffentlichen Schmeichelei emporgehoben, und der erſte Conſul der Republik trat mit dem Pomp eines Dictators einher. Die fremden Geſandten erfuhren jetzt den Uebermuth des ſtolzen Imperators eben ſo ſehr, als achtbare Mitbürger, die ſeinen Unwillen reizten. Bei außerordentlicher Kraft hatte er doch nicht Gewalt genug über ſich ſelbſt, und ſeine grenzenloſe Eitelkeit ließ ſeinen Sinn, dem die wahre Größe immer mehr entſchwand, dem Reize unbeſchränkter Herrſchaft erliegen. Mit feſtem Schritt ging er in der Verwaltung des Innern, wie der äußern Verhältniſſe, auf dieſes Ziel los. Der Kampf der Parteien ward minder offenbar. Die ermüdeten Franzoſen beugten ſich unter der eiſernen Gewalt eines gefeierten Helden, der ihren Nationalſtolz erhob. Die Siege in Italien und Deutſchland gaben Buonaparte den Muth, den Königen Geſetze vorzuſchreiben. Er empfing die bemüthigen Ehrenbezeigungen ihrer Abgeordneten, während die ſeinigen mit dem franzöſiſch republicaniſchen Uebermuth noch den ihres Gebieters verbanden. Seine Geſandtſchaftspoſten wurden ſo ergiebige Stellen, daß ſein Bruder Lucian ſich in Madrid fürſtliche Reichthümer ſammelte. Doch ſollte der übermächtige Gebieter auch ſelbſt die Unſicherheit angemaßter Herrſchaft erfahren. Schon am 9. Oct. 1800 ward eine Verſchwörung gegen ſein Leben entdeckt, und am 24. Dec. ward eine zweite vereitelt, da die berüchtigte Höllenmaſchine mitten in Paris ihn nur um wenige Secunden verfehlte. Eine furchtbare Inquiſition ward deshalb verhängt. Am 9. Jan. 1801 wurden 130 Männer jeden Standes als Jacobiner verhaftet und 70 davon als Opfer der Tyrannei des erſten Conſuls nach den Sechellen deportirt, und am 30. Jan. bluteten als Theilnehmer der frühern Verſchwörung Arena, Ceracchi und A. unter der Guillotine. Darauf erging an alle Präfecten der Befehl, die Waffenvorräthe aufzuſuchen und in Obhut zu nehmen. Indeß wurden auch die neuen Geſetzbücher vorbereitet, und ſchon am 3. Sept. 1800 war mit den nordamerikaniſchen Freiſtaaten

ein feſter Friede, und zugleich ein Handelstractat abgeſchloſſen worden. Darauf nöthigten Moreau's Siege Oeſterreich zu einem Frieden ohne Englands Theilnahme. Nach langen Verhandlungen zwiſchen Joſeph Buonaparte und dem Grafen Cobenzl kam (9 Febr. 1801) der Friede zu Lüneville zu Stande, von dem der Oberconſul am 13. Febr. proclamiren durfte, er ſei, wie ihn das franzöſiſche Volk gewünſcht habe. Am 28. März folgte der Friede mit dem Könige beider Sicilien; am 15. Jul. ein Concordat mit dem Papſt; am 24. Auguſt ein beſondrer Vertrag mit Pfalzbaiern; am 29. Auguſt eine Convention mit der bataviſchen Republik; am 29. Sept. der Friede zu Madrid, mit Portugal, und am 1. Oct. ſelbſt ein Präliminarfriede zu London mit Großbritannien; endlich am 8. Oct. der Friede zu Paris mit Rußland, dem ſich am 9. Oct. ein Präliminarfriede mit der Pforte anſchloß. Die glänzende Feier des allgemeinen Friedensfeſtes zu Paris, am 9. Nov. (dem Gedächtnißtage des 18. Brumaire) war ein neuer Triumph des Conſuls. Darüber vergaß man den Untergang der franz. Armee in Aegypten, deren letzte Reſte dort am 29. Juni 1801 capitulirten und bald darauf eingeſchifft wurden. Darüber vergaß das franzöſiſche Volk den Verluſt ſeiner Freiheit, die immer mehr zur leeren Form hinabſank. Indeß wendete Buonaparte die Aufmerkſamkeit auf ſchimmernde Entwürfe für das Innere. Von Künſten und Wiſſenſchaften ward geredet; von Beförderung des Handels und der Gewerbe vieles zur Schau geſtellt, die Flotte mit großen Aufwand neugeſchaffen, und ernſtlich der Plan gemacht, auch Colonien für Frankreich zu erhalten. Dabei gefiel den Franzoſen, daß ihr Conſul den Fremden Geſetze, Conſtitutionen, und zu Zeiten auch Verweiſe geben durfte. Nur Wenige erkannten den Herrſchſüchtigen, als er am 8. Jan. 1802, begleitet von der Conſulargarde, prunkend wie nie der König, nach Lyon zog, um dort die Angelegenheiten der cisalpiniſchen Republik zu entſcheiden. Er ward daſelbſt am 26. Jän. zum Präſidenten der in eine italieniſche umgetauften Republik ernannt. Auch ſeine Thätigkeit erhöhte die Betäubung zur Bewunderung. Der endliche Friede mit Großbritannien, zu Amiens am 26. März geſchloſſen; die Beſchäftigung mit den Colonien; die Erhebung des Concordats mit dem Papſt zu einem Reichsgeſetz; die darauf folgende Organiſirung der kirchlichen Verhältniſſe in Frankreich; die Wiederherſtellung einiger Schulen; die erſten wieder gefeierten kirchlichen Feſte; die neuen Verfügungen über die Emigrirten: das Alles lieh den Franzoſen reichen Stoff zu Unterhaltungen, und leitete fein die Verhandlungen über die längere Dauer der Conſularwürde ein. Am 8. Mai beſchloß der Erhaltungsſenat die Verlängerung des Conſulats auf neue zehn Jahre. Er aber nahm dieſe nur unter der Bedingung an, daß das Volk ſie genehmige. An dieſes ward nun die Frage gerichtet: Ob Buonaparte Conſul auf Lebenszeit ſein ſolle? Während die Regiſter zur Volksabſtimmung eröffnet wurden, machte Buonaparte den Entwurf zur Stiftung einer Ehrenlegion bekannt, die, am 19. Mai nach lebhaftem Widerſpruch genehmigt, neue Gewalt in ſeine Hand legte, und Viele an ihn feſſelte. Als darauf am 26. Juni der Definitivfriede mit der Pforte abgeſchloſſen ward, durfte er der Republik vorhalten: wie er ihr allgemeinen Frieden gegeben, und ihr Gebiet um 2000 Quadratmeilen vergrößert habe. So ergab ſich am 29. Julius die weit überwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslang-

liche Conſulat. Am 2. Auguſt erfolgte die feierliche Proclamation durch ein Senatsconſult. Zugleich trat abermals eine neue Conſtitution in Wirkſamkeit, die dem Conſul faſt völlig monarchiſche Gewalt ſicherte, mit unbedeutenden Beſchränkungen. Der Oberconſul ſtand nun als oberſte Staatsgewalt über alle Behörden, mit dem Rechte, die Urtheilsſprüche der Gerichtshöfe zu caſſiren, den geſetzgebenden Körper nach Gutdünken zu berufen und zu vertagen; und einen Juſtizminiſter zu ernennen, durch den alle Juſtizſachen von der oberſten Gewalt abhängig wurden. Auch die Civilliſte ward dem Oberconſul über das Sechsfache erhöht. Sofort erſchien die Conſularregierung mit allem Pomp der königlichen Herrſchaft; und es ward ein Hofceremoniel in St. Cloud und Paris hergeſtellt, noch förmlicher, als am königlichen Hofe. Dabei fuhr Buonaparte fort, der Nationaleitelkeit auf alle Weiſe zu ſchmeicheln. Die Senatoren ſchworen ihm am 27. Auguſt den Eid der Treue; und eine ſcheußliche Polizei verbreitete ſich durch das ganze Reich. Seitdem wirkte Buonaparte noch kräftiger nach außen. Das zögernde, ſich ſelbſt verwirrende, Entſchädigungsgeſchäft in Deutſchland gab ihm Veranlaſſung, einzugreifen. Selbſt deutſche Fürſten flehten des Mächtigen Begünſtigung und Vermittlung an. Die Unruhen in der Schweiz machten auch die vordem unabhängige Eidgenoſſenſchaft von Frankreichs Willen abhängig. Und Buonaparte wollte Alles, was ihm Vortheil brachte. Es gefiel ihm, am 26. Auguſt die Inſel Elba mit der Republik zu verſchmelzen. Am 11. Sept. folgte die durch kein Rechtsverhältniß begründete, kaum leicht entſchuldigte, Einverleibung Piemonts. Während franzöſiſche Truppen in der Schweiz und an den Grenzen ſtanden, mußten die Abgeordneten der Eidgenoſſenſchaft in Paris erſcheinen, um unter ſcheinbaren Berathſchlagungen die Befehle des Oberconſuls zu vernehmen. Schon am 24. Jan. 1803 ward ihnen der Entwurf einer Mediationsacte überliefert; am 19. Febr. erhielten ſie dieſelbe, bereits gedruckt, als die unwiderrufliche Verfaſſung des Staats. Um ſeine Anhänger feſter an ſich zu ketten, wurden im Innern der Republik Senatorien in 31 Reſidenzſtädten errichtet (4. Jan. 1803); und das franzöſiſche Nationalinſtitut erhielt eine neue Organiſation (23. Jan.). Die öffentliche Darſtellung der damaligen Lage der franzöſiſchen Republik, am 23. Febr., und des Zuſtandes der Finanzen, am 12. März, überzeugte das Volk, welche Wohlthaten die neue Regierung über daſſelbe verbreitet habe. Neue Straßen und Canäle, Preisaufgaben und prachtvolle Anlagen beſchäftigten die Müßigen. Doch während Alles ſchwieg oder bewunderte, erklärten ſich die engliſchen Tageblätter ohne Scheu, bitter und gehäſſig, freimüthig und wahr, über den Gewalthaber. Die brittiſche Preßfreiheit rettete damals die Ehre der Geſchichte, ſo daß ſelbſt die Miniſter Georgs auf des beleidigten Conſuls Anträge, jene zu beſchränken, nicht eingehen konnten. Gern hätte Buonaparte Frieden behalten, um erſt eine neue Flotte zu ſchaffen, damit ſpäter, mit ſicherem Erfolg, der Erbfeind Frankreichs bekämpft werden könnte. England ſchien dieß nicht abwarten zu wollen. Klagen häuften ſich von beiden Seiten; nirgend wurden ſie abgeſtellt; und ſchon am 13. März erklärte Buonaparte in einer feierlichen Audienz der Geſandten den nahen Bruch mit England. Doch verſuchte er neue Unterhandlungen, ſelbſt als der engliſche Geſandte ſchon ſeine Päſſe foderte. Als aber dieſer Paris verlaſſen hatte, belegte Buonaparte den 15. Mai alle fremde Schiffe in den franzöſiſchen Häfen mit Embargo. Darauf erklärte England am 18. den Krieg.

Hannover wollte eine bewaffnete Neutralität behaupten, indem es ſich auf den Frieden des deutſchen Reichs mit Frankreich ſtützte; aber die franzöſiſche Armee, die um Nimwegen lagerte, brach unter Mortier ſchon am 16. Mai auf, am 3 Juni ward Hannover beſetzt, und das Land fiel, durch die Convention von Suhlingen, ohne Kampf in franzöſiſche Gewalt. Alle Waffen, Artillerie, Vorräthe und ſämmtliche Pferde der hannöverſchen Armee wurden den Franzoſen überliefert, die in Hannover ſo große Hülfsquellen fanden, daß die franzöſiſche Armee ſich hier mit dem verſah, was ſie zur Führung eines Kriegs gegen England bedurfte, indeß Deutſchland ruhig zuſchauen mußte. England ratificirte zwar die Suhlinger Convention nicht, konnte es aber nicht hindern, daß Hannover ganz als erobertes Land behandelt und völlig ausgeräumt ward. Hierauf entwickelte der erſte Conſul ſein Continentalſyſtem. Die neuen Republiken und alle Verbündeten mußten dazu mitwirken. Zuerſt verbot er am 20. Juni 1803 die Einfuhr engliſcher Waaren in Frankreich. Dann ſollte England in England ſelbſt bekämpft werden. Buonaparte begab ſich deßhalb nach Boulogne (den 30. Juni), wo — in allen Häfen, von Havre bis Oſtende — eine Landung in England vorbereitet wurde. Dreimal wiederholte er dieſe Reiſe, unter ungeheuern Zurüſtungen. Allein es geſchah nichts. Indeß ſperrte die engliſche Flotte mehrere franzöſiſche und deutſche Häfen ſammt der Elbe und Weſer. Darauf ward am 15. Febr. eine Verſchwörung gegen den Oberconſul entdeckt, in welcher Pichegrü und Georges, mit mehreren Emigrirten, Hauptperſonen waren. Beide wurden mit 45 andern Theilnehmern oder Verdächtigen nach und nach verhaftet. Unter ihnen auch Moreau. Man wollte gefunden haben, daß die Verſchwornen mit mehreren Emigranten und engliſchen Geſandten und Agenten in Deutſchland in Verbindung ſtänden. Dieß gab Veranlaſſung zu Gewaltthaten, die den Character dieſes „Robespierre à cheval," wie ihn Frau von Staël nannte, von neuem beſtätigten. Zwei Militärcommando's unter Caulaincourt gingen in der Nacht vom 14. auf den 15. März über den Rhein, beſetzten mitten im Frieden im badenſchen Lande Kehl und Ettenheim, und nahmen den Herzog von Enghien (ſ. d. Art.) gefangen, der in Vincennes vor eine Militärcommiſſion (in der Nacht des 20 März) geſtellt, und in derſelben Nacht auf Befehl des Oberconſuls erſchoſſen ward. Rußland und Schweden erhoben laut ihre Stimmen gegen die ſchändliche Verletzung des Völkerrechts. Die franzöſiſche Regierung ſchien ſich rechtfertigen zu wollen durch die Anzeige von geheimen Ränken, durch welche der engliſche Geſandte, Francis Drake, zu München und Spencer Smith in Stuttgart Empörung in Frankreich einzuleiten geſucht hätten. Beide eilten nach England zurück, wo man zwar die Anklage für Verleumdung erklärte, doch war ſie wohl nicht ganz grundlos. In Paris gaben jene Vorfälle Veranlaſſung, auf die Nothwendigkeit einer erblichen Gewalt hinzuweiſen. Der Plan dazu ward raſch betrieben. Am 22. März 1804 hatte der Senat zuerſt von der Sicherung der Regierung durch eine erbliche Familiengewalt geredet, und ſchon am 30. April erfolgte der Antrag im Tribunat, die Regierung einem Kaiſer anzuvertrauen, und dieſelbe in der Familie Buonaparte's erblich zu machen. Nur Carnot ſprach dagegen. Adreſſen aus allen Departements wurden veranlaßt, die beſtimmt denſelben Wunſch erklärten. Darauf erſchien am 18. Mai das organiſche Senatsconſult, das der vernichteten Republik in Napoleon einen Erbkaiſer gab. Mit dem feierlichen Ausruf der Kaiſerwürde am 20. Mai begann der Hauptact von

Buonaparte's Leben. Das leichtſinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaiſerthums leicht befriedigt. Die angeſehenſten Generale der Republik verſammelten ſich als Reichsmarſchälle um den Thron; denn auch ihnen eröffneten ſich glänzende Ausſichten. Der Kaiſer aber ſchien die neue Gewalt nur erhalten zu haben, zuerſt die Verſchwornen zu ſtrafen. Pichegrü war ſchon am 6. April in ſeinem Gefängniß todt gefunden worden. *Moreau*, der um die Verſchwörung gewußt, ohne ſelbſt Theil zu nehmen, ſollte mit dem Tode büßen; allein die öffentliche Meinung rettete ihn (ſ. d. Art. *Moreau*). Nur Georges wurde mit neun andern den 25. Juni hingerichtet; die übrigen theils begnadigt, theils zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt; unter den letzteren war Moreau, der ſich jedoch nach Amerika begeben durfte. Jetzt war Napoleons Despotismus gegründet. Er entfaltete ſeitdem, was längſt in ſeiner Seele lag. Wie er Frankreich gedemüthigt, hoffte er nun auch Europa zu unterwerfen. Und Alles begünſtigte ihn. Eine geübte ſiegreiche Armee ſtand ihm zur Seite. Die Macht ſeines Staats durch ſeine eigne Größe, auch in der Meinung der Menſchen, erhöht, ward überall mit geheimem Grauen anerkannt. Die Nachbarſtaaten waren durch die langen Kriege entmuthigt. Dazu wußte er was einig war, zu trennen; was ſchon zwieträchtig, völlig aus einander zu reißen; was vereint unbeſiegbar geweſen wäre, vereinzelt zu übereilen und zu überwinden. Der lange Schlaf, der die meiſten Staaten Europa's ſeit langer Zeit gefeſſelt, aus dem ſie noch immer nicht völlig aufgeſchreckt waren, beförderten alle Plane des nie Raſtenden. Jeder neue Sieg über den Einen ſchreckte und lähmte den Andern. Der Glaube an den Unüberwindlichen ward immer allgemeiner; und er war unüberwindlich, ſo lange man nicht wagte, daran zu zweifeln. Während Alle ängſtlich auf die Mittel ſannen, ſich zu erhalten, ergriff er raſch, gleichgültig gegen Geſetz und Recht, die kräftigſten Maßregeln, ſich über Alle aufzuſchwingen. Eine Schar von Emporkömmlingen, abgehärtet in den Greueln der Revolution, und ihm verwandt durch Leidenſchaft und Schlechtigkeit, diente blind ſeinem Willen. Am 11. Juli 1804 ward die Ehrenlegion, ein neues Band, das die eitle und habſüchtige Menge an Napoleon feſſeln ſollte, geſchaffen. Gleich darauf ward das kleinlichſte Hofceremoniel für den neuen Kaiſer vollendet. Nun trat Napoleon am 18. Juli, mit ſeiner Gemahlin, den Pompzug nach den Seehäfen, nach *Aachen* und *Mainz* an, wo deutſche Fürſten ſich vor ihm demüthigten. Auch der Papſt fand ſich bereitwillig zu der Kaiſerkrönung, die den 2. Dec. in der Kirche Notre-Dame zu Paris erfolgte. Napoleon ſetzte ſich ſelbſt, dann ſeiner Gemahlin die Krone auf, und der Papſt vollzog die Salbung. Das Jahr 1805 begann Napoleon mit einem Friedensantrag an England, der ohne Erfolg blieb. Indeß bereitete Napoleon andere Plane. Mit einem elenden Nepotismus hatte er ſeine Familie begünſtigt, und eine Menge kaiſerlicher Prinzen um ſich verſammelt. Jene ſollten auf alte und neue Throne ſteigen, und das Geſchlecht der Napoleoniden in Europa herrſchend, alle Staaten aber von ihm abhängig machen. Auf *Italien*, wo er zuerſt ſeine Gewalt gegründet, richtete ſich zuerſt ſeine Abſicht. Die Republiken, die er geſchaffen, ſollten aufhören. Am 15. März erklärte in Paris die Staatsconſulta der *italieniſchen* Republik den Kaiſer der Franzoſen zum *König von Italien*. Der Titel deutete auf die Zukunft. Am 26. Mai krönte Napoleon ſich ſelbſt in Mailand zum König von Italien, und ernannte am 7. Juni ſeinen Stiefſohn, Eugen Beauharnois, zum

Vicekönig. Seine Schweſter Eliſa war bereits zur Fürſtin von Piombino, und ihr Gemahl Bacciochi zum Fürſten von Lucca ernannt. Genua aber, Parma und Piacenza wurden, wie früher Piemont, mit dem franzöſiſchen Reich verbunden. Kaum war Napoleon aus Italien nach Paris zurückgekehrt, als er (3. Aug.) noch einmal in Boulogne England bedrohte. Aber ſchon hatten ſich Oeſterreich und Rußland mit England neu verbündet, da warf er raſch ſich auf Deutſchland. Die Verbindung mit deutſchen Fürſten begünſtigte ſein Unternehmen. Am 14. Sept. waren die Oeſterreicher in München eingerückt. Sofort ordnete Napoleon die erſte Conſcription für 1806 an, und ſeine Armee ging am 25. und 26. über den Rhein. Am 2. Oct. war er in Ludwigsburg, und ſchloß mit dem Churfürſten von Würtemberg ein Bündniß, das neue Truppen ihm zuführte. An demſelben Tage vereinigten ſich die Baiern mit der franzöſiſchen Armee. Am 3. erzwang ſich Bernadotte mit ſeinem Corps den Durchzug durch die neutralen preußiſchen Beſitzungen in Franken. Durch dieſen unerwarteten Gewaltſtreich waren die Oeſterreicher ſchon am 4. in der Flanke und im Rücken bedroht. Am 8. erfocht Murat bei Wertingen einen bedeutenden Sieg. Am 10. ſchloß Napoleon in Eßlingen das Bündniß mit Baden. Am 14. wurden die Oeſterreicher bei Ulm theilweis geſchlagen. Leidenſchaftliche Proclamationen begeiſterten das Heer. Am 17. capitulirte Mack in Ulm; am folgenden Tag ein andres öſterreichiſches Corps bei Trochtelfingen. Doch ſchien Napoleons Glück zu wanken. Am 21. Oct. ward die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte bei Trafalgar von Nelſon vernichtet. Erzherzog Carl drang in Italien vor. Preußen ſetzte ſeine Armee in Bewegung. Der ruſſiſche Kaiſer erſchien ſelbſt in Berlin, u. bewirkte Friedrich Wilhelms Geneigtheit zur Theilnahme an dem Kriege. Doch unaufhaltſam drangen die Franzoſen in Oeſterreich vor, und trieben Oeſterreicher und Ruſſen zurück. Schon am 13ten Nov. zog Murat in Wien, Napoleon in Schönbrunn ein. Ungeheure Contributionen wurden dem Land aufgelegt. Am 2. Dec. ſchlug er die Ruſſen bei Auſterlitz. Darauf kam der Kaiſer Franz den 4. Dec. zu Napoleon, und ſchloß den 6. einen Waffenſtillſtand. Am 26. Dec. folgte der Friede zu Preßburg, der Oeſterreich ſchöne Provinzen entriß, und Baiern, Würtemberg u. Baden vergrößerte. Dann ward den 15. Dec. in Wien ein Vertrag mit Preußen abgeſchloſſen, der dieſem Hannover übergab, und dadurch Preußen mit England entzweite. Immer weiter ſchritten Napoleons Plane im Jahr 1806. Schon mußte der neue König von Baiern ſeine Tochter dem Stiefſohn Napoleons zur Gattin geben; ſeiner Gemahlin Nichte Stephanie Beauharnois ward mit dem Erbprinz von Baden vermählt. Des Beinamens der Große, den ein Senatsſchluß dem Kaiſer beilegte, durfte derſelbe um ſo mehr ſich freuen, als ihm am 23. Jan. ein gefährlicher Feind, Pitt, geſtorben. Am 2. März erklärte Napoleon dem geſetzgebenden Körper Frankreichs Herrſchaft über Italien, und laut ward die Weltherrſchaft Frankreichs ausgeſprochen. Am 16. März erhob er ſeinen Schwager Murat zum Herzog von Cleve und Berg, und am 30. ſeinen Bruder Joſeph zum König von Neapel und Sicilien. Venedig wurde mit Frankreich vereinigt; Guaſtalla der Schweſter Napoleons Pauline, Neufchatel, dem Kriegsminiſter Berthier übergeben. Noch feſter band das kaiſerl. Familiengeſetz vom 31. März alle Glieder der Kaiſerfamilie, mit allen ihren Herrſchaften, an den Gewaltigen. Am 24. Mai erhielt auch ſein Bruder Louis eine Krone, als Napoleon die

bataviſche Republik in das Königreich Holland umſchuf. Talleyrand und Bernadotte wurden Herzoge. Domainen in den eroberten Ländern, und reiche Dotationen lohnten die Feldherren und Miniſter. Am 12. Juli ward der Rheinbund in Paris zu Stande gebracht, und Napoleon, als Protector deſſelben, erklärter Gebieter über den größern Theil Deutſchlands, worauf am 6. Auguſt Kaiſer Franz der alten römiſch deutſchen Kaiſerkrone entſagte, und das alte deutſche Reich aufgelöſt ward. Welches Reich an deſſen Stelle getreten, bezeugte am 25. Auguſt die ſchändliche Hinrichtung des Buchhändlers Palm aus Nürnberg. Dafür wurden Napoleons Geſetzbücher den Schutzfürſten zur Annahme empfohlen. Preußen aber fühlte ſich in der franzöſiſchen Argliſt ſo verſtrickt, daß es zum Schwert greifen mußte. Doch wollte Napoleon den Schein des Angriffs vermeiden. Schon am 13. Oct. erſchien er ſelbſt in Jena. Am 14. ward in einer Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt die preußiſche Armee gänzlich geſchlagen, und Sachſen von dem Bund mit Preußen getrennt. Die zerſtreuten preußiſchen Armeetheile unterlagen der ſtärkern Macht. Die beſten Feſtungen fielen durch Verrätherei und Feigheit. Der Sieger entehrte ſich damals durch giftige Lüge in ſeinen Bülletins, indem er die Hoheit der Tugend verläumdete. Am 27. Oct. hielt er ſeinen Einzug in Berlin und organiſirte die Verwaltung der eroberten preußiſchen Lande. Am 1. Nov. ſah auch der Churfürſt von Heſſen ſich genöthigt aus ſeinem Land zu fliehen, das als eroberte Provinz behandelt wurde. Am 21. Nov. erſchien in Berlin das berüchtigte Decret, welches England in Blokadezuſtand erklärte, und allen Handel, alle Gemeinſchaft mit Engländern ſtreng unterſagte. Darauf verſprach Napoleon in Poſen den Polen die Wiederherſtellung ihres Reichs. Zwar eilte ein ruſſiſches Heer dem König von Preußen zu Hülfe. Aber die unglückliche Schlacht bei Pultusk, am 26. Dec., die fürchterliche Schlacht bei Eylau, am 7. und 8. Febr.; die Capitulation von Danzig; die Theilung der Macht Rußlands durch den Türkenkrieg; die Treffen bei Heilsberg am 16. Juni, bei Oſtrolenka den 12., und die Schlacht bei Friedland am 14. bewirkten endlich am 21. Juni den Waffenſtillſtand, darauf am 7. und am 9. Juli den Frieden Rußlands und Preußens mit Frankreich zu Tilſit. Preußen verlor über vier Millionen Unterthanen; unerſchwingliche Contributionen wurden dem Land aufgelegt, und die beſten Feſtungen blieben bis zur völligen Abzahlung in Frankreichs Gewalt. Das Herzogthum Warſchau ward dem von Napoleon zum König erhobenen Churfürſten von Sachſen gegeben; das neue Königreich Weſtphalen erhielt Napoleons Bruder Hieronymus, welcher ſich mit einer königl. Würtembergiſchen Prinzeſſin vermählte. Im Triumph kehrte Napoleon durch Deutſchland nach Frankreich zurück, und empfing in Paris die Aufwartung deutſcher Fürſten. Neue Ränke wurden jetzt geſchmiedet. Spanien theilte mit Napoleon (27. Oct. 1807) zu Fontainebleau Portugal. Darauf erklärte der Moniteur den 13. Nov.: „das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren." Zugleich überzogen franzöſiſche Heere Spanien und Portugal, jenes im Schein des Friedens, dieſes im offenen Angriffe. Auch Hetrurien wurde mit Frankreich vereint, in Frankreich ſelbſt das Tribunat, das dem Gewalthaber läſtig geworden, aufgehoben, Sprech- und Preßfreiheit immer mehr beſchränkt, und die geheime Polizei trieb ihr Weſen immer drückender. Von Mailand aus rächte ſich Napoleon für die ſtrengere Blokadeverfügung der engliſchen Regierung durch jenes, allen Handel, alle

Rechte der Neutralen vernichtende Decret vom 17. Dec., das ein andres vom 11. Jan. 1808 noch nachdrücklicher machte (ſ. Continentalſyſtem). So weit jetzt Napoleons Macht reichte, erſtickte ſie Handel und Wohlſtand, die Freiheit der Rede und den Muth der Schriftſteller. Auf ſein, durch vorausgepreßte Conſcription immer furchtbarer vergrößertes, Heer trotzend, vereinigte Napoleon im Jan. 1808 mitten im Frieden Kehl und Kaſtel, Weſel und Vließingen mit dem franzöſ. Reich. Nun reifte auch der Plan gegen Spanien. Die ſchon beſtehenden Parteiungen beförderten die Abſichten gegen einen König, der Frankreichs treuſter Bundesgenoſſe geweſen, und ungeheure Opfer dieſer Verbindung gebracht hatte. (S. d. A. Spanien ſeit 1808.) In Bayonne richtete Napoleon über die ſpaniſchen Bourbons; hier ſetzte er die Krone von Spanien und Indien auf ſein Haupt, um ſie ſeinem Bruder Joſeph (ſ. d. A.) zu übergeben. Aber Napoleon kannte die Spanier nicht. An dem Muthe dieſer Nation brach ſich ſeine Macht zuerſt. Unterdeſſen hatte er (den 10. Juni 1808) ſeinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel und Sicilien ernannt, und deſſen Großherzogthum Berg an den unmündigen Sohn des Königs von Holland gegeben, während die ihres Landes beraubte Königin von Hetrurien, ſtatt der verſprochenen Entſchädigung — ärmliches Koſtgeld erhielt. Auch der Papſt ſah ſich getäuſcht. Franzöſiſche Truppen hielten ſein Land beſetzt. Zu gleicher Zeit erſchuf Napoleon in Frankreich einen neuen Adel und Majorate für die Diener ſeiner Plane. Durch die Organiſation der Schulen und Studienanſtalten aber bezeugte er immer mehr, wie fremd ihm eine echt menſchliche Cultur ſei, wie er darauf nur ſinne, eine Soldatenmacht zu gründen, und, nach Unterdrückung jedes edlern Freiheitsſinnes, ganz Europa eben ſo unterwürfig zu machen, wie der neue Religionscatechismus für das franzöſiſche Reich die blindeſte Ergebenheit gegen ihn zur Pflicht machte. — Doch von neuem ſollte es ſcheinen, als wollte er Europa den Frieden geben. Am 27. Sept. erſchien er in Erfurt, wo auch der Kaiſer Alexander mit vielen Königen und Fürſten ſich einfand. Allein England konnte die Sache Spaniens nicht aufgeben. Indeß ſchloß Alexander ſich enger an Napoleon an. Dieſer war hierauf am 18. Oct. wieder in St. Cloud eingetroffen; am 29. ging er nach Spanien ab. Seine Gegenwart führte auch hier die Franzoſen zu neuen Siegen. Doch drohende Bewegungen in Oeſterreich riefen ihn ſchleunig zurück. Noch einmal wollte der Kaiſer Franz die eigne Sicherheit durch entſchloſſenen Kampf vertheidigen. Am 9. April 1809 erfolgte Oeſterreichs Kriegserklärung. Schon am 18. April traf Napoleon in Ingolſtadt ein. Für ihn hatte der Rheinbund ſich gerüſtet. Am 20. beſiegte er an der Spitze der Baiern, Würtemberger und Darmſtädter eine öſterreichiſche Armee bei Abensberg, am 21. bei Landshut, am 22. bei Eckmühl, am 23. bei Regensburg, und am 12ten Mai capitulirte Wien. Vergeblich ſuchte er die Ungarn aufzuwiegeln. Dagegen erhob ſich Tyrol für Oeſterreich. Auch in Weſtphalen drohte ein allgemeiner Aufſtand, und in Preußen brach der Volksgeiſt in Schill's gefährlicher Wagniß aus. Unterdeß vernichtete Napoleon die weltliche Gewalt des Papſtes, und erklärte die Einverleibung des ganzen Kirchenſtaats in das große franzöſiſche Reich. Der Papſt hatte keine Waffen als den Bann, den er am 11. und 12. Juni ausſprach. Dafür ward er gefangen nach Frankreich abgeführt. Unterdeſſen verfolgte Napoleon in Oeſterreich ſeinen Siegslauf. Am 21. und 22. Mai verlor er zwar die Schlacht bei

Aſpern und Eßlingen, aber die italieniſche Armee war ihm zu Hülfe gekommen, und nach der Schlacht bei Raab, am 14. Juni, verloren die Oeſterreicher auch die bei Wagram, am 5. und 6. Juli, welche den Waffenſtillſtand zu Znaym am 12. Juli zur Folge hatte. Ungeheure Contributionen wurden wieder eingezogen. Nur die Tyroler kämpften noch glücklich fort; und der Herzog von Braunſchweig-Oels entging den Verfolgungen einer überlegnen Macht, auch die Beſetzung Walcherns durch die Engländer, die Capitulation von Vließingen (15. Aug.), und die Eroberung der ioniſchen Inſeln (9. Oct.) erzürnten den Zögling des Glücks. Am 13. zückte ein deutſcher Jüngling, Staps, gegen ihn den Dolch. Am 14. Oct. ward der Friede zu Wien mit Oeſterreich geſchloſſen. Nicht nur ſchöne Provinzen, ſelbſt die geliebte Tochter mußte Kaiſer Franz dem übermächtigen Feinde, der ihm die Thronentſetzung längſt verkündet hatte, zur Gattin verſprechen. Die illyriſchen Provinzen wurden ein franzöſiſches Generalgouvernement. Hierauf ward am 3. Dec. in Gegenwart vieler Könige und Fürſten das Krönungsfeſt Napoleons in Paris gefeiert. Am 16. Dec. erklärte er die Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Joſephine. Am 11. März 1810 ward in Wien die Vermählung der Erzherzogin Marie Luiſe gefeiert, und am 2. April zog die neue Kaiſerin in Paris ein. Auch mit Schweden war den 6. Jan. 1810 der Friede auf den Fuß des Continentalſyſtems geſchloſſen worden. Noch ward am 1. März der Vicekönig von Italien zum Erbgroßherzog von Frankfurt als Nachfolger des Fürſten Primas ernannt; Hannover mit dem Königreich Weſtphalen vereinigt; und am 16. der König von Holland zu großen Abtretungen genöthigt. Dieſer legte daher unerwartet am 1. Juli ſeine Krone, die er nicht länger mit Ehren tragen konnte, nieder, und am 9. Juli ward die Aufnahme des ganzen Königreichs als eine émanation du territoire françois! — in das franzöſiſche Reich decretirt. Gleiches Schickſal hatten Wallis, und die deutſchen Rheinbundsländer an den Mündungen der Ems, Weſer und Elbe, die Hanſeſtädte, Oldenburg, ein Theil des Großherzogthums Berg, und ſelbſt einige Stücke von Weſtphalen, die der König abzutreten genöthigt ward, während zugleich ſeine reichſten Domainen zu Dotationen für die franzöſiſchen Generale verwendet wurden. Ein großer Theil Europa's war nun dem Despoten unterthan. Nur Spanien kämpfte noch; England blieb ſich ſelber treu, unüberwunden; und Rußland ſtand noch als eine gefürchtete Macht da. Auch mit Amerika entſtanden Spannungen über das Continentalſyſtem; daher wurden ſcheinbar am 28. April 1811 die Decrete von Berlin und Mailand aufgehoben; aber der Tarif von Trianon, die fortgeſetzte Confiſcirung und Verbrennung der engliſchen und Colonialwaaren ſchlugen noch tiefere Wunden. Der Tyrann ſtand jetzt auf der Höhe ſeiner Macht, als im J. 1811 neue Zwiſtigkeiten mit Rußland und Schweden eintraten. Leicht wurden den Schweden ihre deutſchen Provinzen entriſſen. Bald ſah man ungeheure Rüſtungen in Frankreich gegen Rußland. Während ein fruchtloſes Nationalconcilium und ein Sanhedrin der Israeliten in Paris die Franzoſen beſchäftigten, ſammelten ſich die Scharen der franzöſiſchen und verbündeten Heere in Deutſchland und Polen. Die preußiſchen Feſtungen und Danzig waren noch immer von den Franzoſen beſetzt. So begann der Krieg mit Rußland. (S. d. A. Ruſſiſch-deutſcher Krieg von 1812—1815.) Napoleon verließ am 9. Mai St. Cloud.

In Dresden verſammelte er die deutſchen Kaiſer, Könige und Fürſten um ſich. Darauf führte er ſein Heer am 24. und 25. Juni über den Riemen. Am 7. Sept. erkämpfte er ſich bei Borodino die Straße nach Moskau. Aber dumpfes Schweigen empfing ihn, als er am 15. Sept. einzog, und an demſelben Tage brach die Feuersbrunſt aus, durch welche die Ruſſen den reichen Unterhalt für die erſchöpfte Armee vernichteten. Zugleich zerſtörten die franzöſiſchen Soldaten ſelbſt, was auf längere Zeit ſie ernährt hätte. Bald waren alle Hülfsquellen erſchöpft, mit Feſtigkeit verwarf Alexander den Frieden, und die Vaterlandsliebe der Ruſſen verſchloß dem Sieger alle Ausſichten. Dieſer rächte ſich durch kleinliche Verheerungen, während Malet's Verſchwörung in Paris ihn vom Throne ſtürzen wollte. Zu ſpät, am 17. Oct., entſchloß er ſich, Moskau zu verlaſſen, und der ſchaudervolle Rückzug begann, der eine der größten Armeen bis auf geringe Reſte vernichtete. Charakteriſtiſch iſt ſein 29ſtes und letztes Büllotin von den Tagen an der Beresina. Als er Alles verloren ſah, floh er durch Polen und Deutſchland, wie von den Coſaken oder den Schatten der Gemordeten verfolgt, und traf am 18. Dec. in ſeiner Hauptſtadt ein, während die Trümmer ſeiner Armee der Gewalt der Elemente, dem Hunger und den Feinden erlagen. Auch in Spanien hatten ſich ſeine Angelegenheiten verſchlimmert. Deſſenungeachtet wich ſein Uebermuth nicht von ihm; und die Verblendung ſeiner Leidenſchaften ging in Verſtockung über. Mit dem Anfang des J. 1813 begannen ſchon die neuen Rüſtungen. Um die Meinung der Spanier für ſich zu gewinnen, rang er mit Liſt und Gewalt dem Papſt einen vorläufigen Vertrag zu Fontainebleau ab (am 28. Jan.), den er ſogleich für ein förmliches Concordat ausgab. Am 27. März erklärte Preußen ihm den Krieg. Der Volksgeiſt erwachte in Deutſchland; und Napoleon geſtand nachher ſelbſt, daß die Macht der liberalen Ideen (welche er an den getäuſchten Völkern verrathen hatte) ihn geſtürzt habe! Zwar ſiegte er über die Preußen und Ruſſen am 2. Mai bei Großgörſchen und Lützen, wodurch er Dresden und die Elbe behauptete; auch errang er am 20. und 21. Mai einen neuen blutigen Sieg bei Bautzen und Wurſchen, worauf er in Schleſien eindrang, und am 4. Juni einen Waffenſtillſtand ſchloß, während Davouſt des befreiten, hochherzigkämpfenden Hamburgs ſich wieder bemächtigte. Allein ſein Trotz verhinderte den Abſchluß eines Friedens in Prag. Nun erklärte auch Oeſterreich am 10. Auguſt den Krieg an Frankreich. Zu gleicher Zeit trat der Kronprinz, nunmehrige König, von Schweden mit einem ſchwediſchen Heere in Deutſchland auf. In dieſem Gedränge blieb Dresden der Mittelpunct von Napoleons Operationen. Allein ſein Heer ward durch Hin- und Herzüge nach Schleſien, Böhmen und gegen Berlin geſchwächt, und erlitt Niederlagen, ſo daß er ſelbſt, dem ſein Glück am 26. und 27. Auguſt bei Dresden zum letzten Male den Sieg gewährt hatte, Dresden den 7. Oct. verlaſſen und ſich nach Leipzig ziehen mußte, um nicht von ſeiner Verbindungslinie mit Frankreich ganz abgeſchnitten zu werden. Hier ereilte ihn ſein Schickſal. Am 16. Oct. ward ihm der Sieg entriſſen; am 18. ward er völlig geſchlagen; am 19. floh er mit der Hälfte ſeiner Armee dem Rhein zu. Nach der Schlacht bei Hanau kam er am 2. Nov. in St. Cloud an. Die Erklärung der Verbündeten (Frankf. 1. Dec. 1813) machte auf ihn keinen Eindruck. Er glaubte ſich zu ſchützen, wenn er die Schweiz, die für ihren „Ver-

mittler" — ſo nannte er ſich ſeit 1803, — ſich verblutet hatte, für neutral erklärte! Da giengen die Bundesheere 1814 über den Rhein, und Wellington, der Sieger von Vittoria, ſtieg von den Pyrenäen herab in die Ebenen der Garonne. Schon am 13. Dec. 1813 hatte Napoleon — zu ſpät! — liſtig und eilig einen Frieden mit dem gefangenen Ferdinand zu Valençay gemacht, und durch neue Friedensunterhandlungen die Verbündeten hinzuhalten geſucht. Noch hätte es in ſeiner Gewalt geſtanden, ein großes Reich ſich zu erhalten. Aber Starrſinn und Ehrgeiz verblendeten ihn. Am 25. Jan. verließ er Paris, und erfocht am 27. einen unbedeutenden Sieg. Da ſchlug ihn Blücher am 1. Febr. bei Brienne. Neue Friedensunterhandlungen wurden am 3. Febr. zu Chatillon eingeleitet. Auch jetzt konnte er noch einen günſtigen Frieden erhalten. Aber augenblickliche Vortheile erhoben ſeinen Trotz aufs Neue. Indeß bewährte er ſein großes Feldherrntalent zwiſchen der Marne und Seine. Er brachte die Verbündeten ins Gedränge. Doch dieſe kannten die Stimmung der Pariſer; und Schwarzenbergs entſchloßner Zug gegen Paris entſchied den blutigen Kampf. Am 31. März capitulirte die Stadt. Napoleon, zu ſpät von jener Unternehmung unterrichtet, erreichte Fontainebleau, als die Verbündeten ſchon in die Hauptſtadt eingezogen waren. Am 2. April ward ſeine Entthronung, am 6. die Wiederherſtellung der Königswürde in der Bourboniſchen Familie von den Siegern und den Repräſentanten der Nation erklärt. Am 11. April unterzeichnete er ſelbſt ſeine Thronentſagung, und den Vertrag, der ihm die Inſel Elba mit ſouveräner Gewalt einräumte. Am 28. April ſchiffte er zu St. Rapheau unweit Frejus, wo er vor 15 Jahren mit großen Hoffnungen ans Land geſtiegen, ſich nach Elba ein. Hier brachte er die Zeit mit Bauen, Reiten, Schifffahrten, mit Fremden, mit Arbeiten am Schreibtiſche zu, und lachte im Stillen, daß ihn die Pariſer Blätter als wahnſinnig darſtellten; denn unter dieſem Anſchein von Gleichgültigkeit hatte er ſeine ihm ergebnen mitgenommenen Garden ſorgfältiger als je geübt und ihnen immer geſagt, daß ſie noch große Dinge zu ſehen beſtimmt wären. Aus Frankreich kamen ihm die ſicherſten Nachrichten zu von der Unzufriedenheit mit der neuen Regierung, und wie beſonders die Soldaten, Bauern und Beſitzer der Nationalgüter feſt an ihm hingen. Auch von der diplomatiſchen Spannung auf dem Wiener Congreſſe erhielt er genaue Kunde. Da verließ er — das Größte wagend, ſeinem Glück vertrauend, die Engländer täuſchend, Abends den 26. Febr. 1815 Elba, mit allen ſeinen Truppen, die auf einer Brigg und etlichen andern Fahrzeugen eingeſchifft waren, und etwa 1100 Mann betrugen. Nach einer glücklichen Fahrt landete er am 1. März zu Cannes, nicht weit von Frejus. Ohne auf Truppen zu ſtoßen, durchzog er das Land raſch vorwärts dringend, und erließ Proclamationen, worin er die Mißgriffe der Bourbons mit den grellſten Farben ſchilderte. Erſt am 7. März ſtieß er auf der Straße von Grenoble auf eine Truppenmaſſe unter Labedoyere, die ihm den Weg verſperren ſollte, aber ſie ging im Augenblick zu ihm über, und noch denſelben Abend zog er in Grenoble ein, das die Thore öffnete. Daſſelbe war mit Lyon der Fall wo er den 10. Abends einzog. So erreichte er, ohne daß ein Schuß gegen ihn fiel, ohne daß ein Marſchall Miene gemacht hätte, ihm den Weg ernſtlich zu verlegen, im Gegentheil durch Ney's Uebergang am 13. ungemein verſtärkt, Abends den 20. März Paris, das Ludwig XVIII. eiligſt verlaſſen hatte. Ein Ereigniß, das, durch Verrath

weniger vorbereitet, als begünſtigt, faſt ans Wunderbare grenzt! Während Napoleon, um die Klügeren zu bethören, vorgab, daß England ſeine Flucht gewollt, daß Oeſterreich auf ſeiner Seite ſtehe, daß Gemahlin und Sohn aus Schönbrunn zu ihm zurückkehrten, — ein Plan, der in der Ausführung entdeckt ward — ſprachen die Monarchen auf dem Congreſſe zu Wien am 13. einmüthig den Bann des Völkerrechts über ihn aus, und erneuerten den Vertrag von Chaumont. Ueber 800,000 Mann waren am Ende des Mais ſchlagfertig, jene Acht zu vollziehen. Allein auch er bot Alles auf, um, da ſeine Anträge verworfen wurden, den Kampf der Verzweiflung zu wagen. Die Verſammlung des Maifeldes (ſ. d. A. März- u. Maifeld) ſollte ſeinen Thron auf der Grundlage liberaler Ideen, zu denen er jetzt ſeine Zuflucht nahm, wieder aufrichten. Ein Landſturm, der alle Männer von 20ſten bis 60ſten Jahre unter die Waffen ſtellte, ſchien Frankreich in ein großes Lager zu wandeln. Die alten, ihm getreuen Truppen zogen aller Orten herbei, unter den geliebten Adlern die Schmach verlorner Schlachten auszutilgen. Den 15. Juni brach er über die Sambre gegen das preußiſch-engliſche Heer in Belgien los, das Wellington und Blücher in ausgedehnten Cantonirungen befehligten. Bei **Fleurus** und **Ligny** kam es am 16. Juni zu einer blutigen Hauptſchlacht, die er gewann, indeſſen **Ney** mit dem linken Flügel ein hartnäckiges Treffen bei Quatrebras auf der Straße nach Brüſſel lieferte. Die ſich zurückziehende preußiſche Armee nöthigte auch die engliſche zum Rückzug, der bis zum großen Soigner Wald ging, vor welchem ſie ſich auf einem großen Plateau lagerte, um Napoleons Angriff abzuwarten, da Blücher ſich mit ihr zu vereinen beſtimmt verſprochen hatte. Napoleon glaubte nur den engliſchen Nachtrab zu ſehen, der ihm den Weg nach Brüſſel verſperren wollte, und griff den 18. Mittags die äußerſt feſte Stellung Wellingtons auf den Höhen vor **Waterloo** bei Mont St. Jean mit dem heftigſten Ungeſtüme an. Allein die Stellung und der Muth der Britten vereitelte jeden Angriff, und als am Abend Blücher nach dem beſchwerlichſten Marſche in der Franzoſen rechter Flanke vorbrach, ward die Schlacht für ſie zur entſetzlichſten Niederlage, aus der ſich kaum wenige Tauſend nach Paris retteten, und wohin Napoleon als der erſte Flüchtling den 21. zurück kam. Hier dankte er, von den Volksrepräſentanten dazu aufgefodert, und vom General Solignac überredet, den 22. ab, jedoch nur zu Gunſten ſeines Sohns, und begab ſich nach Malmaiſon, dann aber nach **Rochefort**, wo er ſich nach Amerika einſchiffen wollte. Aber die engl. Kreuzer hinderten ihn an der Abfahrt, und da er fürchten mußte, an die Bourbons ausgeliefert zu werden, ſo ergab er ſich, einem Themiſtokles ſich gleichſtellend, den 14. Juli an den engl. Capitän Maitland, und ging den 15. an den Bord des Bellerophon. An dem engl. Geſtade eröffnete ihm die engl. Regierung, daß er als **Gefangener** nach **St. Helena** abgeführt werden ſolle. Hier lebt er jetzt in Longwood in abwechſelnder Gemüthsſtimmung, aber bei vollkommen körperlichem Wohlſein. England bewacht den „**General Buonaparte**," unter den Augen der Commiſſarien ſeiner Verbündeten, als europäiſchen Staatsgefangenen. Er ſelbſt hat fortwährend gegen ſeine Verhaftung proteſtirt, und läßt ſich in Longwood von ſeinen Begleitern als Kaiſer behandeln. Der General Bertrand und deſſen Frau, Montholon, Gourgaud und ſein ganzes Gefolge erzeigt ihm, wie ſonſt, die größten Ehren. Sir Hudſon Lowe, der Commandant v. Helena, behandelt ihn vorſchriftmäßig ſtreng; daher zeigt ihm Buonaparte

viel Widerwillen. Angenehmer war ihm der Admiral Malcolm, mit dem er auf einem freundſchaftlichen Fuße ſtand. Indeß hört Buonaparte nicht auf, Europa mit ſich zu beſchäftigen, und verleidet bisher ſich ſelbſt und ſeinem Gefolge durch Eigenſinn jeden Lebensgenuß, der mit der Aufſicht über ihn vereinbar iſt. Mehr noch als ſeine grundloſen Klagen, daß man es ihm an Wein, Holz u.ſ.w. fehlen laſſe, hat das Manuscrit venu de St. Hélène, (Londres 1817) in Europa Aufſehen gemacht. Dieſe Rhapſodie einer Biographie des Exkaiſers iſt nach deſſen Mittheilungen größtentheils von Las Caſas, ſo wie das Manuſcript von Elba vom General Bertrand niedergeſchrieben worden. Sein Vertrauter, der Graf Las Caſas, kehrte 1817 nach Europa zurück, mußte aber ſeine Papiere, unter welchen ſich eine von ihm entworfene Geſchichte Napoleons befindet, an das engliſche Miniſterium abliefern. Doch ſoll er Verfaſſer der Briefe vom Cap ſein, welche vielen Anekdoten widerſprechen, die Haß und Lüge gegen Buonaparte in Umlauf gebracht haben. Indeß iſt das Urtheil der Welt über dieſe Titanengeſtalt in der Hauptſache vollkommen berichtigt. Napoleon Buonaparte ſteht da, in der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit, ähnlich dem Eiland des Weltmeers, das ihn aufgenommen, wie ein ausgebrannter Vulkan. — Unter vielen Schriften über ihn nennen wir drei: Histoire du 18. Brumaire de Buonaparte par Mr. Gallais, en 4 part., der 4te unt. d. Tit. Hist. du 20 mars 1815; — Saalfeld's Geſch. Napoleon Buonaparte's in 2 Bd., 2te Aufl. Leipz. 1817. (5 Thlr. 12 Gr.), und Correspondance inédite offic. et confid. de Nap. Buonaparte I—VII. Paris 1819. K. und K—e.

Buonaparte (Maria Françoiſe Joſephine), Kaiſerin der Franzoſen; geb. zu St. Pierre auf Martinique, den 24. Juni 1768, war die Tochter eines reichen Edelmanns, Taſcher de la Pagerie. Noch ſehr jung, vermählte ſie ſich mit ihrem Landsmann, dem in der Geſchichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnois (ſ. d. A.), ward nach deſſen Hinrichtung ins Gefängniß der Magdelonettes geſetzt (wo Buonaparte ihre Bekanntſchaft gemacht haben ſoll) und durch den Sturz der Schreckensregierung wieder befreit. Nun kam ſie unter den Schutz des damals ſehr mächtigen Barras, deſſen beſondere Freundin ſie wurde, und der, um ihr einen Namen und Stand zu geben, ſie, am 8. März 1796, an Napoleon Buonaparte verheirathete, welcher dadurch das Oberkommando der italien. Armee erhielt. Von nun an theilte ſie das glänzende Schickſal ihres Gemahls, dem ſie mit wahrer Anhänglichkeit zugethan war, und den ſie bald auf allen ſeinen Zügen begleitete. Am 2. Dec. 1804 ließ Napoleon ſie feierlich als Kaiſerin der Franzoſen krönen. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, geſagt werden kann, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren ſteten Drang und ihr unabläſſiges Bemühen, Menſchenelend zu vertilgen oder doch wenigſtens zu mildern, iſt nur eine Stimme unter denen, welche ſie gekannt haben. Und dieſe ſchöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eiſernen Willen Napoleons zu brechen; Joſephinens ſanftem Sinne gelang es, manche grauſame Pläne des Tyrannen zu mildern. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieſer Seite oft waren, ſo mußte ſie doch von der andern auch häufig dagegen die Ausbrüche ſeines ungezügelten Jähzorns erdulden, welcher zuweilen ſo niedrig ausartete, daß er die Kaiſerin tagelang in ihre Zimmer einſchloß. Von ihrem erſten Gemahl hatte ſie zwei Kinder, Eugen und Hortenſe

Eugenie Beauharnois (ſ. d.). Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben und ſich zugleich mit einem mächtigen europäiſchen Fürſtenhauſe enger verbinden wollte, beſchloß ſeine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Eine Eheſcheidung von Joſephinen war dazu unerläßlich. Dieſe wußte mit Anſtand der Nothwendigkeit nachzugeben. Sie ward von ihrem Gemahle geſchieden, mit dem Titel einer verwitweten Kaiſerin-Königin (Impératrice-Reine-Douairière), und vergrub ſich, nachdem ſie vorher einige Reiſen gemacht, in die Einſamkeit ihres ſchönen Luſtſchloſſes Malmaiſon. Die Achtung, die Liebe und das Bedauern der Franzoſen folgten ihr, die man ſchon lange Napoleons guten Geiſt (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Sie erlebte den Sturz des Reichs, auf deſſen Gipfel ſie einſt geſtanden. Aber ſie hatte auch den Troſt, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren perſönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Beſuche der angeſehenſten verbündeten Fürſten. Eine Erkältung indeß, welche ſie ſich auf einem Spaziergange mit dem Kaiſer Alexander in ihren Gärten zuzog, gab der Krankheit, von der ſie ſeit einiger Zeit befallen war, eine üble Wendung, ſo daß ſie am 30. Mai 1814 nach kurzem Leiden ſtarb. K.

**Buonaparte (Lucian)**, Napoleons jüngerer Bruder, geweſenes Mitglied des Raths der Fünfhundert, Miniſter des Innern, Senator, Prinz u. Pair von Frankreich, jetziger Prinz von Canino ꝛc., iſt 1772 in Ajaccio geboren. Beim Ausbruch der Revolution ergriff er mit Enthuſiasmus die Partei des Volks. Zuerſt war er bei der Adminiſtration der Armee angeſtellt; dann ging er nach St. Maximin, wo er ſich verheirathete und Mitglied des Revolutionsausſchuſſes wurde; ward darauf Kriegscommiſſär, und im März 1797 zum Deputirten des Liamoner Departements beim Rathe der Fünfhundert gewählt. Während ſeiner Kriegscommiſſariats-Geſchäfte hatte er nicht verſäumt, die Grundlage zu ſeinem ſpäterhin unermeßlich angewachſenen Vermögen zu legen. Den 18. Juli 1797 erſchien er zuerſt auf der Rednerbühne. Er verwarf die Verordnung, am Decadi die Läden zu ſperren, als tyranniſch; erhob ſich mit Macht gegen die Vergeuder; foderte am Stiftungsfeſte der Republik ſeine Collegen auf, für die Conſtitution vom Jahr III. zu ſterben, half aber kurz darauf die Stützen derſelben, Merlin, Laréveillère und Treilhard, ſtürzen. Jetzt wuchs ſein Einfluß, und man ſah ihn ſchon die Partei bilden, welche hernach die Abſichten ſeines Bruders beförderte. Kurz vor dem 18. Brumaire ward er Präſident des Raths. Er war es vorzüglich, der die Begebenheiten dieſes Tages leitete. Da er die Gährung, welche Buonaparte's Eintritt in die Verſammlung verurſachte, nicht zu dämpfen vermochte, verließ er ſeinen Sitz, legte die Zeichen ſeiner Würde von ſich, ſetzte ſich zu Pferde, ſprengte durch die Reihen und foderte die Truppen auf, ihren General, den man ermorden wollte, zu retten. Sein Muth und ſeine Rede begeiſterten die Soldaten. (S. Napoleon.) Lucian (nebſt Sieyes der eigentliche Urheber des 18. Brumaire) ward Miniſter des Innern. Er benutzte ſeine Stelle, ſich noch mehr zu bereichern, und folgte nun ganz ſeinem Hange zum Wohlleben. Im Jahr 1800 ging er als Geſandter nach Spanien, wo er (29. Sept. 1801) zu Badajos den Frieden mit Portugal unterzeichnete. Damals, wird verſichert, mußte ihm die portugieſiſche Regierung 10 Millionen Francs an Juwelen einhändigen laſſen. Bei ſeiner Zurückkunft in Paris trat er in das Tribunat

(9. März 1802). Er unterſtützte den Plan zur Errichtung einer Ehrenlegion, deren Großofficier er, und dadurch ſtatutenmäßig auch Senator wurde. Das Inſtitut nahm ihn am 3. Febr. 1803 zum Mitglied für die Claſſe der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften auf: und kurz nachher erhielt er die Senatorie Trier. Darauf nahm er Beſitz von den der Ehrenlegion in den Rheindepartements und in Belgien zugetheilten Gütern. Stets hatte er ſich jedoch Napoleons Streben nach Alleinherrſchaft widerſetzt; daher die immer mehr zunehmenden Mißhelligkeiten mit ſeinem Bruder. Als endlich Ende deſſelben Jahres Lucian die ſchöne Witwe des Banquier Jouberton, ganz gegen Napoleons Willen, geheirathet, (ſeine erſte Frau war 1802 geſtorben) und dieſer nach der Kaiſerkrone gegriffen, wurde die Spannung unter den beiden Brüdern ſo ſtark, daß Lucian, um (wie man ſagt) einer Verhaftung zu entgehen, ſich 1804 nach Italien begab, die 4 Meilen von Rom gelegene Villa de Nemori kaufte, und dort ſeiner Familie, den Künſten und den Wiſſenſchaften lebte. Der Kaiſer bot ihm wiederholt (in einer Zuſammenkunft zu Mantua) den Thron von Italien, den Thron von Spanien an, verlangte aber auch ſtets die Trennung von ſeiner Gattin. Lucian ſchlug Alles aus, und erbitterte dadurch ſeinen Bruder ſo ſehr, daß er ſich nach Nordamerika in Sicherheit begeben wollte. Er bat daher den engliſchen Geſandten am ſardiniſchen Hofe Hill um Päſſe von der engliſchen Regierung, und auf deſſen Verſprechen ſchiffte er ſich den 5. Auguſt 1810 zu Civita-Vecchia mit ſeiner Familie, einem Gefolge von 35 Perſonen und ſeinem beweglichen Eigenthum ein. Ein Sturm nöthigte ihn, in Cagliari einzulaufen. Aber das engliſche Miniſterium verweigerte die Päſſe, und Lucian durfte nicht einmal ans Land gehen. Beim Auslaufen aus dem Hafen wurde ſein Schiff angehalten, und H. Adair, der ſich eben als brittiſcher Geſandter nach Conſtantinopel begab, ließ ihn, durch Hill veranlaßt, nach Malta bringen, wo Lucian dem Londner Cabinet als die einzige Abſicht ſeiner Reiſe nach Amerika angab, dort ſicher als Privatmann zu leben. Das wurde ihm aber nicht zugeſtanden. Er ward nach England gebracht (den 18. Dec.), doch mit Auszeichnung behandelt. Lord Powis überließ ihm anfänglich ſein Caſtle Stonehouſe, bei Ludlow; dann bezog er das von ihm erkaufte Schloß Tomgrove bei Worcheſter, wo er unter Aufſicht blieb, und einen engliſchen Oberſten zum Geſellſchafter hatte, der auf ſeinen Briefwechſel Acht gab. Einige Zeit nachher ward im Parlament die Frage aufgeworfen, ob Lucian Buonaparte, da er arglos engliſche Päſſe zu erhalten geglaubt, als Gefangener angeſehen werden dürfe? Nach mancherlei Debatten ward er, da er der franzöſiſchen Senatorwürde noch nicht entſagt, zum Kriegsgefangenen erklärt, in ſeinem Verhältniß aber nichts geändert. Napoleons Sturz (1814) gab ihm die Freiheit, und er ging wieder nach Rom. Noch in London gab er ſein mittelmäßiges, aber mit dem größten typographiſchen und chalcographiſchen Luxus verziertes, Heldengedicht: Charlemagne ou l'Eglise délivrée, en 24 Chants, heraus, worin er gegen ſeinen Bruder eifert und die Bourbons erhebt, und welches er dem Papſte zueignete. Dieſer belohnte ihn dafür mit dem von ihm gekauften kleinen Fürſtenthum Canino, mit dem Titel, Principe di Canino. Bei Napoleons Rückkehr von Elba aber ſchloß er ſich, durch ſeine Schweſter Pauline Borghese dazu

bewogen, an denſelben eifrig an. Man ſah ihn als franzöſiſchen Prinzen und als Mitglied der Kammer der Deputirten, ſo wie als Pair von Frankreich, alle Maßregeln der Uſurpation unterſtützen. Die Idee des Maifeldes rührte von Lucian her. Auch nach der Kataſtrophe von Waterloo bemühte er ſich den Thron für Napoleon II. zu bewahren. Die zweite Thronbeſteigung Ludwigs XVIII. bewog ihn, ſich nach Rom zu flüchten. Der öſterreichiſche General, Graf Bubna, aber ließ ihn nach Turin auf die Citadelle bringen, wo er jedoch mit Achtung behandelt wurde. Indeß gaben ihm die Verbündeten auf ſeine Erklärung: „Qu'il s'était constamment opposé aux vues ambitieuses de son frère, et qu'en dernier lieu il ne s'était joint à lui qu'afin de le ramener à des sentimens de modération," und auf die Fürſprache des Papſtes, im Sept. 1815 ſeine Freiheit wieder; doch machte ſich der päpſtliche Stuhl anheiſchig, weder ihn noch Jemand von ſeiner Familie aus dem Kirchenſtaate ziehen zu laſſen. Seitdem lebt er in Rom, oder in der Nähe auf ſeinen Gütern, unter welchen die Ruffinella der Sitz des feinſten Kunſtgeſchmacks iſt. Er hat ſich im Laufe der Revolution als Redner ausgezeichnet. Noch ſind von ihm abgefaßte Mémoires handſchriftlich in Paris im Umlauf. In London erſchienen 1818 Mémoires sur Lucien Buonaparte. Im Jahr 1817 verlangte Lucian Päſſe für ſich und einen ſeiner Söhne nach Nordamerika, die ihm aber von den Miniſtern der verbündeten Mächte abgeſchlagen wurden.

Buonaparte (Louis), Exkönig von Holland, geb. zu Ajaccio d. 2. Sept 1778, Lätitia's vierter Sohn, kam jung nach Frankreich, und wählte die militäriſche Laufbahn. Er begleitete ſeinen Bruder auf deſſen Feldzügen in Italien und Aegypten, ohne ſich jedoch auszuzeichnen. Aus Aegypten kam er, mit Depeſchen von ſeinem Bruder an das Directorium, den 14 März 1799 zurück. Bald nach den 18. Brumaire ſchickte ihn Napoleon nach Berlin, wo er ein Jahr lang ſehr üppig lebte. Darauf wurde er zum Brigadegeneral erhoben und 1802 mit der Stieftochter Napoleons, Hortenſia Beauharnois, vermählt. Die ſcandalöſe Chronik behauptete eine galante Verbindung zwiſchen dieſer und Napoleon, und wollte Ludwig nicht die Ehre der Vaterſchaft der Kinder ſeiner Ehe zugeſtehen. Auch trat zwiſchen beiden Ehegatten bald ein Mißverhältniß ein und ſie lebten getrennt. Als Napoleon die Kaiſerwürde angenommen, erhob er ſeinen Bruder Louis zum Connetable und Generaloberſten der Carabiniers, darauf im Jahr 1805 zum Generalgouverneur von Piemont. Wegen Kränklichkeit aber verließ Louis bald wieder Turin. Als hierauf der bataviſche Großpenſionär Schimmelpennink wegen Erblindung reſigniren wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um ſeinen Bruder, allen Tractaten und dem Willen der Nation entgegen, derſelben den 6. Juni 1806 zum Könige aufzudrängen. In den erſten Jahren ſeines Königthums benahm er ſich etwas furchtſam; doch gewann er durch ſein menſchenfreundliches Benehmen (z. B. bei der Pulverexploſion in Leiden und bei den Ueberſchwemmungen im Winter 1808) und durch ſeinen Gerechtigkeitsſinn die Liebe der Holländer, deren Handel er, ſo viel er konnte, zu befördern ſuchte; daher ihn ſein Bruder 1810 in Paris hart anließ, und ihn nur den Schleichhändler nannte. Als er fortfuhr, das Continentalſyſtem in Holland nicht mit Strenge zu vollziehen, und

ſein Volk gegen die immer wachſenden Anmaßungen ſeines Bruders kräftig vertrat, ſo zerfiel er darüber ganz mit dieſem, wurde nach Paris entboten, und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, die Fortdauer des holländiſchen Staats zu retten. Indeſſen war dieß von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Oudinot in Anmarſch ſei, um Amſterdam u. die Küſten zu beſetzen, legte er die Regierung den 1. Juni 1810 nieder, ſetzte, der Conſtitution gemäß, ſeine abweſende Gemahlin zur Regentin im Namen ſeines unmündigen Sohnes ein, verließ, von zwei Vertrauten begleitet, Holland, und begab ſich über Teplitz nach Grätz, wo er den Wiſſenſchaften lebte und einen mittelmäßigen Roman ſchrieb. Sein Betragen war untadelhaft. Als Oeſterreich 1813 gegen Napoleon den Krieg erklärte, begab er ſich nach Rom. Im J. 1815 nahm er die Einladung Napoleons, der ihn zum Pair von Frankreich ernannte, nach Paris zu kommen, nicht an, ſondern blieb in Rom. Von ſeiner Gemahlin geſchieden, die zu Paris viel Theil hatte an den Begebenheiten im März 1815, verlangte er, daß ſie ſeinen Sohn (ehemaligen Großherzog von Berg unter Napoleons Vormundſchaft) ihm überlaſſen ſollte, mit deſſen Erziehung er jetzt in Rom ſich ſelbſt beſchäftigt. Von ihm befinden ſich Briefe in der Correspond. interceptée de l'armée d'Egypte. Der Brief, in welchem er Hrn. Bonald die Erziehung ſeines Sohnes antrug, zeugt eben ſo vortheilhaft von ſeinem Geiſte, als von ſeinem Herzen. Der 2ten Claſſe des Pariſ. Nationalinſtituts ſchlug er 1814 als Preisfragen vor: warum die franz. Poeſie den Reim nicht entbehren und den Rhythmus der Griechen und Römer nicht ſich aneignen könne. Der Abbé Scoppa erhielt (6. April 1815) den Preis. Ludwigs Roman: Marie, ou les peines de l'amour, ou les Hollandaises (3 Vol. 1814) enthält eine Schilderung der holländiſchen Sitten. Seine Gemahlin lebt gegenwärtig zu Conſtanz.

**Buonaparte** (Jérôme), ehemaliger König von Weſtphalen, geb. 15. Nov. 1784 zu Montpellier, ward erzogen im College zu Juilly, das er nach dem 18ten Brumaire verließ, um ſich der Marine zu widmen. Als Schiffslieutenant diente er 1801 bei der Expedition nach St. Domingo, kam mit Depeſchen von Leclerc zurück, ſegelte dann als Fregattencapitän nach Martinique, u. kreuzte zwiſchen St. Pierre u. Tabago. Von den Engländern verfolgt, begab er ſich nach Nordamerika, wo er (27. Dec. 1803) mit Eliſabeth Patterſon, älteſten Tochter des Kaufmanns Patterſon zu Baltimore, ſich vermählte. Auf Napoleons Befehl verließ er ſie, und kehrte im Mai 1805 nach Frankreich zurück. Napoleon gab ihm jetzt den Auftrag, vom Dey von Algier die gefangenen Genueſer zurückzufordern. Er befreite 250 dieſer Unglücklichen. Nun gab ihm ſein Bruder das Commando über ein Schiff von 74 Kanonen. Darauf führte er eine Escadre von 8 Linienſchiffen nach Martinique, u. wurde Contreadmiral. Ende Auguſt 1806 kam er nach Frankreich zurück. Zum franzöſiſchen Prinzen ernannt, commandirte er im preußiſchen Kriege in Verbindung mit dem General Vandamme das 10te Corps in Schleſien, zog (6. Jan. 1807) in das eroberte Breslau ein, und wurde Diviſionsgeneral. Die letzte Waffenthat, wozu er ſeinen Namen lieh, war die Eroberung der Feſtung Glatz (25. Juni 1807). Der Friede zu Tilſit gab ihm (18. Aug. 1807) das neu geſchaffene Königreich Weſtphalen. Hierauf vermählte ihn Napoleon den 22. Aug. 1807 mit Catharina Friedrika Sophia Dorothea, königl. Prinzeſſin von Würtemberg. Den 1. Jan. 1808 wurde ihm in Caſſel mit großem Pomp gehuldigt. Hier lebte er mit königl.

Pracht, während Franzoſen den neuen Staat organiſirten. Er bekümmerte ſich wenig um die Geſchäfte, u. lernte nicht einmal Deutſch. Eine Kränkung, die Johannes von Müller, Studiendirektor des Königreichs, in ſeiner Amtsführung erfuhr, beſchleunigte den Tod dieſes Mannes. Während des Krieges Napoleons mit Oeſterreich 1809, brach Schill ins Elb- und Ockerdepartement ein, nahm königliche Gelder weg und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, vor den Thoren der Hauptſtadt, erregte Dörrenberg Aufruhr, und die Kriegsſcenen in Sachſen riefen Hieronymus ſelbſt mit einem Theile ſeines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachſen in Weſtphalen ein, und machte ſich Bahn bis zu den Küſten des deutſchen Meeres. Die weſtphäliſchen Finanzen waren damals durch den Aufwand des Krieges, durch thörichte Verſchwendungen, verkehrte Operationen, unterbrochenen Handelsverkehr und durch die oftmaligen Plünderungen der Staatscaſſen völlig zerrüttet. Große Reſultate wurden von dem am Schluſſe des J. 1809 zuſammenberufenen zweiten Reichstag erwartet, blieben aber unerfüllt, weil überall Napoleon dazwiſchentrat. Doch machte dieſer ſeinem Bruder mehrmals Vorwürfe über ſeine Lebensweiſe. Im J. 1812 zog der König an der Spitze einer franzöſ. Diviſion nach Polen, erlaubte ſich ſelbſt räuberiſche Requiſitionen, lebte mit großem Aufwande zu Warſchau, verſchuldete dann durch ſeine Fehler, daß ſich Bagration den 6. Aug. 1812 mit Barclay de Tolly vereinigte, weßhalb ihm Berthier in Napoleons Namen ſchrieb: „Da Sie, Sire, Alles verkehrt verſtehen, ſo iſt auch nicht zu verwundern, wenn Alles verkehrt geht." Er wurde daher nach Caſſel zurückgeſchickt. Im J. 1813 machten Czernitſcheff und die Niederlage Napoleons bei Leipzig „dem Poſſenſpiele des Königreichs Weſtphalen" ein Ende. Jener vertrieb den König aus Caſſel, den 30. Sept. Zwar kehrte Hieronymus den 17. Oct. dahin zurück, allein nur um ſich mit den zuſammengerafften Koſtbarkeiten ſogleich wieder nach Paris zu flüchten. In welcher Lage er damals ſich befand, zeigen die aufgefangenen Briefe von ihm. Nach dem Pariſer Frieden 1814 behielt Hieronymus den Titel eines Prinzen und ſein Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er ſich nun in der Schweiz, dann zu Grätz und endlich zu Anfang 1815 in Trieſt auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba begab er ſich erſt in das Hauptquartier Joachims, nachher aber nach Frankreich in Geſellſchaft ſeiner Mutter und des Cardinals Feſch zu Ende Mais (1815). Er wurde Pair den 2. Juni 1815. In den Schlachten von Ligny u. Waterloo befand er ſich an der Seite Napoleons. Nach Napoleons Abdankung verließ er Paris den 27. Juni, um ſich in der Schweiz zu verbergen. Dann nahm ihn ſein Schwiegervater, der König von Würtemberg, in ſeinen Staaten auf, und er lebte unter Aufſicht auf dem Schloſſe Elwangen, als Graf von Montfort, ein Titel, den ihm ſein Schwiegervater gab. Im Aug. 1816 nahm er ſeinen Aufenthalt in den öſterreichiſchen Staaten, wo ſeine Gemahlin ſein Schickſal mit ihm theilt. Er kaufte eine anſehnliche Herrſchaft in der Nähe von Wien; doch iſt ihm der Aufenthalt in letzterer Stadt unterſagt. —

Buonaroti, ſ. Angelo (Michel).

Burchiello (Domenico), vielleicht der bizarrſte u. extravaganteſte Dichter, der je geſchrieben hat, von deſſen Lebensumſtänden aber wir wenig unterrichtet ſind. Er lebte zu Anfang des 15ten Jahrhun-

derts zu Florenz, wo er wahrſcheinlich geboren war. Als der Sohn eines Barbiers, Namens Giovanni, hatte er keinen andern Namen erhalten als Domenico; er ſelbſt nannte ſich in der Folge Burchiello, aus Veranlaſſungen, die ſich nicht mehr angeben laſſen. Um das Jahr 1425 fing die Epoche ſeines Ruhmes an, aber erſt 1432 wurde er als Barbier immatriculirt. Seinem Charakter haben Einige viel Böſes nachgeſagt, und ihn als einen niedrigen Poſſenreißer, der für Geld Alles that, geſchildert; Andere haben ihn dagegen in Schutz genommen. Seine Barbierſtube ward ſo berühmt, daß Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedrige ſich täglich daſelbſt verſammelten, und der große Cosmus ſie in einem Gewölbe ſeiner Gallerie ſogar mahlen ließ. Sie erſcheint in dieſem Gemälde in zwei Theile abgetheilt; hier wird barbiert, und dort gedichtet und muſicirt. Das Portrait Burchiello's iſt darüber gemahlt. — So unbeſtritten auch ſeine Celebrität iſt, ſo ſchwer iſt es doch, über den Werth oder Unwerth ſeines Witzes und ſeiner Satiren zu urtheilen, da uns die Local- und Privatverhältniſſe unbekannt ſind. Aber eben dieſe Beſchränkung muß ihn auch in unſern Augen herabſetzen. Für ſeine Zeitgenoſſen wurde ſeine Local- u. Perſonalſatire durch das myſtiſche Dunkel u. die abſichtliche Seltſamkeit ſeines Ausdrucks noch anziehender gemacht. Burchiello's burleske Sonnette waren zugleich Räthſel, zu denen uns die Auflöſung fehlt, was auch Doni zu ihrer Erklärung gethan zu haben behauptet. Die erzählenden und beſchreibenden laſſen ſich zwar leichter verſtehen, aber auch in ihnen iſt das Salz meiſtens ſo grobkörnig, daß eben dadurch die Satire ſich ſelbſt wieder zerſtört. Sie ſind ſämmtlich ſehr keck, aber auch unſittlich und zügellos. — Die beſten Ausgaben ſeiner Sonette ſind vom Jahr 1568, Florenz, in 8. und 1757, Londra, in 8.

**Burdet** (Sir Francis), einer der heftigſten Redner der Oppoſition im Hauſe der Gemeinen. Er griff ohne Unterlaß die Verhandlungen der Miniſter an und votirte namentlich 1797 eine Reform des Parlaments. Den 13. Febr. 1800 widerſetzte er ſich der fernern Suspenſion der Habeas Corpus-Acte, und theilte ſeine Beſorgniß mit, daß dieſes Palladium der brittiſchen Freiheit durch ſtete Suspenſion endlich ſeiner gänzlichen Vernichtung entgegengeführt werde. Ueberhaupt zeigte er ſich bei jeder Gelegenheit als erklärten Feind der Miniſter. Im Jahr 1810 wurde er wegen ungeziemender Aeußerungen im Parlamente in Verhaft genommen und in den Tower geſetzt. Er widerſetzte ſich ſeiner Verhaftnehmung aufs äußerſte, und gab nur der Gewalt nach, wodurch große Volksbewegungen veranlaßt wurden. Nach dem Parlamentsſchluſſe kam er wieder in Freiheit. Er iſt der Beſitzer eines großen Vermögens; auch hat er ſelbſt bei ſeinen Feinden den Ruf eines Mannes von wackerem Charakter.

**Bureau** heißt eigentlich ein Schreibtiſch oder Schreibpult; in weiterm Sinne nennt man auch das Zimmer oder den Ort ſo, wo die Schreib- oder Amtsgeſchäfte verrichtet werden, z. B. Polizei-Bureau u. dgl. Die neuere Staatsverwaltungsart, die Alles, was ſonſt mit dem Munde abgemacht worden iſt, durch die Feder abmachen läßt, und darum viele Federn in Bewegung ſetzt, vervielfältigte in jedem Verwaltungszweige die Büreaus oder Schreibſtuben, und räumte denſelben ſo große Macht über den Staatsbürger ein, daß in vielen Ländern eine wahre **Bureaucratie**, Herrſchaft der Schreibſtuben, entſtanden iſt. Dieſe Bureaucratie iſt um ſo gefährlicher, je mehr die ſonſt gewöhnliche collegialiſche Geſchäftsbehandlung beſchränkt, und dem Vorſtande eines Bureaus neben der Herrſchaft über ſeine Diener

auch oft ungemeſſene Gewalt über den Staatsbürger in die Hände gegeben iſt. Dieſes Bureauweſen oder Unweſen dankt ſein Entſtehen vorzüglich dem Grundſatze des Organismus, der ſo nachtheilig in der Staatsverfaſſung geltend gemacht worden iſt.

Bürger (Gottfried Auguſt), war geb. am 1. Jan. 1748 zu Wolmerswende im Halberſtädtiſchen, wo ſein Vater Prediger war, und ſtarb 1794 zu Göttingen. Nur langſam wuchs er an Leib und Seele und bis in ſein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als Leſen und Schreiben; doch äußerte ſich ſchon früh eine Art poetiſcher Stimmung in ihm. Schon als Knabe ſuchte er die Einſamkeit, liebte er ſchon die ſchauerlichen Gefühle, welche Dämmerung, finſtere Wälder und menſchenleere Oerter einzuflößen pflegen; er fing auch bald an, ohne Anleitung und ohne ein anderes Muſter, als ihm das Geſangbuch darbot, Verſe zu machen, die wenigſtens im Versmaße richtig waren. Latein lernte er ſehr ſchwer. 1760 kam er nach Aſchersleben auf die Schule. Er machte ein Epigramm auf den ungeheuren Haarbeutel eines Primaners, bekam derbe Schläge dafür und wurde auf das halliſche Pädagogium gebracht. Hier wurde ſeine Freundſchaft mit Göckingk begründet. 1764 bezog er die Akademie Halle, um Theologie zu ſtudiren. Er kam mit Klotz in genaue Verbindung, die auf Bürgers lebhafte Phantaſie und rege Sinnlichkeit großen Einfluß hatte. Im J. 1768 ging er von Halle nach Göttingen, um die Theologie mit den Rechten zu vertauſchen. Allein auch hier gerieth er in dem Hauſe, worin Klotzens Schwiegermutter wohnte, in Verbindungen, die weder auf ſein Studiren, noch auf ſeine Sitten vortheilhaft wirken konnten. Sein Großvater, der ihn zeither allein unterſtützt hatte, zog ſeine Hand von ihm ab. Ohne die Verbindung mit jenen ausgezeichneten Jünglingen, die damals in Göttingen ſtudirten, mit Boie, Bieſter, Sprengel, Hölty, Miller, Voß, den beiden Stolberg, C. F. Cramer, Leiſewitz, wäre er wahrſcheinlich verloren geweſen. Boie beſonders munterte ihn auf und führte ihn ins Publicum ein. Gemeinſchaftlich mit ſeinen Freunden ſtudirte er nun die beſten Muſter der Alten u. Neuen, der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier, beſonders aber Shakſpeare. Percy's Relicks, welche nachher ſo ſehr auf ſeinen Geiſt wirkten, wurden ſein Handbuch. Seine Gedichte machten bereits großes Aufſehen. 1772 brachte es Boie dahin, daß die Herren von Uslar ihm die Stelle ihres Juſtizbeamten in Alten Gleichen übertrugen, ein geringes Aemtchen, das nur als Rettung vor der dringendſten Noth angeſehen wurde. Der gute Großvater, als er hörte, daß ſein Enkel ein Amt erhalten hatte, ſöhnte ſich wieder mit ihm aus, und ſchoß eine Summe vor, um ſeine Schulden zu bezahlen und die erforderliche Caution zu machen. Unglücklicher Weiſe wurde dies Geld bei einen Freunde Bürgers deponirt, der ſelbſt in zerrütteten Umſtänden war; dieſer verwandte es für ſich und Bürger verlor an 700 Thlr. Hierdurch wurde hauptſächlich der Grund zu der Zerrüttung ſeiner ökonomiſchen Umſtände gelegt, die bis zu ſeinem Tode fortdauerte, und auf ſeinen poetiſchen Charakter ſo großen Einfluß hatte. Er heirathete 1774 die Tochter eines benachbarten Beamten, Namens Leonhardt, und auch dieſe Heirath wurde für ihn eine Quelle namenloſer Leiden. „Schon als ich mit ihr vor den Altar trat," ſchreibt er ſelbſt, „trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für ihre Schweſter, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für

einen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Es wäre meine Pflicht geweſen, noch am Altare zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde zehn Jahre lang immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich wieder geliebt. O ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre die mir Angetraute ein Weib gemeinen Schlages, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen, ſo wäre ich längſt zu Grunde gegangen. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere es zu ſeyn. 1784 verlor ich meine Frau. 1785 heirathete ich öffentlich u. förmlich die Einzige, höchſt Gefeierte meines Herzens; allein nach kurzem Beſitze verlor ich ſie ſchon im nächſten Jahre. Was ihr Beſitz, ihr Verluſt mir war, ſagen meine Freuden- und Trauerlieder." Nichts beugte ihn in der That ſo tief, als dieſer Verluſt ſeiner Molly. Er hatte überdieß durch eine unglückliche Pachtung ſein ganzes Vermögen, er hatte, weil die Cabale ihn verfolgte, durch freiwillige Reſignation ſeine Stelle verloren, und ſeine ökonomiſchen Umſtände waren höchſt zerrüttet; allein von dieſem allen würde er ſich erholt haben, wenn jener Verluſt ihn nicht alles Muthes und aller Kraft beraubt hätte. Nach Niederlegung ſeiner Stelle lebte er zu Göttingen, erſt als Privatdocent, dann nach ziemlich langer Zeit als außerordentlicher Profeſſor ohne Gehalt. Er, der Lieblingsdichter der Nation, war genöthigt, ſeinen Unterhalt aufs kümmerlichſte u. dürftigſte durch Lohnüberſetzung für Buchhändler zu erringen. Dennoch würde er erträglich gelebt haben, wenn nicht bei ſeiner Sorge für ſeine Kinder, denen er gern eine Mutter gegeben hätte, ein Gedicht von einem Schwabenmädchen, das, wie es ſchien, von der Schönheit ſeiner Gedichte bezaubert, den Muth hatte, ihm öffentlich ihre Hand zu bieten, ihm zu Geſicht gekommen wäre. 1790 wurde dieſes Schwabenmädchen, mit Namen Eliſe Hahn, ſeine Gattin, und dieſe Verbindung für ihn eine Quelle des bitterſten Kummers, welchen ſelbſt die zwei Jahre darauf erfolgte gerichtliche Trennung derſelben nicht mehr tilgen konnte. Einſam, ohne kräftige Freunde, an Leib und Seele heftig erſchüttert, an Kraft und Vermögen erſchöpft, mußte er durch elende Lohnarbeiten ſein Leben kümmerlich friſten. Ein Geſchenk der Regierung zu Hannover half dem drückendſten Mangel ein wenig ab. Es erweckte dieß in dem gebeugten Manne die Hoffnung zu künftiger Beſoldung wenigſtens; er ahnete nicht, daß er deren bald nicht mehr bedürfen würde. Er ſtarb den 8. Junius 1794. Denkt man ſich den unglücklichen Dichter, ſo muß man erſtaunen über das, was er deſſen ungeachtet geleiſtet hat. Er hat uns Lieder, Oden, Elegien, Balladen, erzählende Gedichte und Epigramme hinterlaſſen. In keiner dieſer Arten behauptet er einen niedern Rang, in einigen hat ihm die einhellige Stimme der Nation ſeinen Platz unter den Erſten angewieſen. Schillers berühmte Recenſion ſeiner Gedichte that Bürger ſehr weh. A. W. Schlegel iſt in ſeinen Charakteriſtiken u. Kritiken beſonnener in die Mitte getreten, und man darf dieſem ſicher folgen, um ein reines Kunſturtheil über unſern Sänger auszuſprechen. Früher hatte man an ihm geprieſen, daß er allen Volksclaſſen genießbar ſei, daß Alles, mit dem ſicherſten Griff aus dem Mittelpuncte gehoben, Alles, nicht blos

gut, einzig gedacht, empfunden und geſagt, der Ausdruck den Gedanken nicht angepaßt, ſondern angeſchaffen ſei. Ganz im Gegentheil vermißte Schiller in dem größten Theil der Bürgerſchen Gedichte den milden, ſich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geiſt, der eingeweiht in die Myſterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniederſteigt, aber auch in der vertrauteſten Gemeinſchaft mit demſelben nie ſeine himmliſche Abkunft verläugnet; er vermiſche ſich nicht ſelten mit dem Volke, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, ſich ihm gleich zu machen. Schiller vermißte an ihm die Idealiſirkunſt, die Kunſt, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien. Bürgers Muſe, ſagt er, hat einen zu ſinnlichen, zu gemeinſinnlichen Charakter. Liebe iſt ihm ſelten etwas anders als Genuß oder ſinnliche Augenweide. Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit und Wohlleben. Seine Gemählde, die er aufſtellt, möchte er mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compoſition von Zügen, eine Art von Moſaik, als Ideale nennen. Wirklich war Bürger nie von dieſer Schillerſchen Idealität ausgegangen; ſeine leitenden Principien waren ganz anderer Art, ſie waren Popularität und Correctheit. Was den poetiſchen Werth von Bürgers Werken in den einzelnen Dichtungsarten anbetrifft, ſo ſteht er in den Romanzen, da, wo er den altengliſchen Balladen nachgebildet hat, ſeinen Vorbildern an Einfachheit und Zartheit nach; in ſeinen eigenen, deren Reihe auf das glänzendſte Lenore eröffnet, die ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern würde, findet man doch, als die beiden Endpuncte ſeiner Manier, eine unpopuläre Künſtlichkeit der Darſtellung und dann wieder poſitive Popularität, die nicht durch bloße Enthaltung von allem nicht Volksmäßigen, negativ, ſondern durch Annahme gemeiner Sprecharten erreicht werden ſollte. Von ſeinen Liedern im Volkstone gibt es einige, die nicht leicht zu ſehr gelobt werden können. Sie ſind eigenthümlich, ohne Bizarrerie und frei aus voller Bruſt geſungen. Bürger hat auch das Verdienſt, das bei uns gänzlich vergeſſene und nach einſeitigen Vorurtheilen verachtete Sonett zuerſt wieder zu Ehren gebracht zu haben. Unter ſeinen Ueberſetzungen iſt die des Homer die wichtigſte. A. W. Schlegel faßt ſein Urtheil in folgendem Reſultate zuſammen: Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfaſſender Phantaſie, von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweiſe; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höhern lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theile ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zärtlichkeit hat.

**Bürger**, ſ. Bürgerſtand.

**Bürgerliche Geſellſchaft**, ſ. Staat.

**Bürgerkrone** war bei den Römern die höchſte militäriſche Belohnung, welche demjenigen zu Theil ward, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufſchrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht. Der Gerettete überreichte ſie auf Befehl ſeines Anführers ſeinem Retter, den er nachher wie einen Vater zu ehren hatte. Unter den Kaiſern wurde ſie nur von dieſen ertheilt.

Mit dieſer Belohnung waren zugleich auch Ehrenbezeigungen verbunden. Der damit Geſchmückte trug ſie bei den Schauſpielen und ſaß zunächſt beim Senat. Bei ſeinem Eintritt ſtand die ganze Verſammlung, zum Zeichen der Hochachtung, auf. Dem Auguſtus bewilligte der Senat als ein beſonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel ſeines Hauſes zwiſchen zwei Lorbeerzweigen eine Bürgerkrone aufgeſtellt werden ſollte, zum Zeichen, daß er der beſtändige Erhalter ſeiner Bürger und Ueberwinder der Feinde ſei. Gleiche Ehre wiederfuhr auch dem Claudius.

Bürgerſchulen ſind Schulen für Kinder aus dem Bürgerſtande, die darin eine ihrer wahrſcheinlichen künftigen Beſtimmung zum bürgerlichen Leben angemeſſene und zum Theil darauf vorbereitende Bildung erhalten ſollen. Die Sorge für eine allgemeine, nach den herrſchenden Begriffen unſerer Zeit jedem Menſchen nothwendige Bildung der Kinder iſt zwar auch in dieſen Schulen das Hauptaugenmerk des Unterrichts und der Disciplin, jedoch glaubt man es hier nicht wie in den Landſchulen bei den Elementen dieſer Bildung (ſ. d. Art. Elementarſchulen) bewenden laſſen, ſondern um den höheren Forderungen der ſtädtiſchen Cultur Genüge zu leiſten, weitergehen und den Unterricht auch auf ſolche Kenntniſſe und Fertigkeiten ausdehnen zu dürfen, welche vornehmlich den künftigen Fabrikanten, Künſtler, Handels- und Geſchäftsmann für ſeine Berufsarbeiten brauchbarer machen und auf ſeiner Wohlhabenheit und bürgerlichen Stellung angemeſſenen Stufe der geiſtigen Entwickelung und Einſicht erheben können. Für ärmere Kinder, von denen abzunehmen iſt, daß ſie meiſt in die Claſſe der Dienſtboten, Handarbeiter und niedern Handwerke übergehen und bei dem Drucke ihrer Verhältniſſe oft Unterbrechungen und Verkürzungen ihrer Lernzeit erleiden müſſen, wurde, um ſie nicht mit dem Entbehrlichern aufzuhalten, durch beſondere nach dieſen Umſtänden modificirte Schulen geſorgt, welche niedere Bürgerſchulen, oder, weil der Unterricht darin meiſt unentgeltlich ertheilt wird, Freiſchulen heißen. Sonach gibt es überhaupt zwei Gattungen von Bürgerſchulen: die höhern, welche auf eine feinere Bildung für das geſellſchaftliche und Geſchäftsleben anlegen, ohne die eigentlich gelehrten Kenntniſſe einzumiſchen, und die niedern, welche ſich mehr auf das Unentbehrliche einſchränken, ohne darum hinter den weitern Fortſchritten der Städter in gemeinnützigen Sachkenntniſſen und Kunſtfertigkeiten ganz zurückbleiben zu wollen. Daß die Idee der Errichtung ſolcher Schulen eben nicht alt iſt, beweiſen die in mehreren Mittelſtädten noch ganz nach dem alten Schlenbrian beſtehenden Trivialſchulen (ſ. d. Art. Schulweſen). In dieſen letztern war und iſt ein wenig Latein beinahe das Einzige, was ſie von gewöhnlichen Dorfſchulen unterſcheidet, denn darauf beſchränkte ſich ſonſt, d. h. bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der ganze Vorzug, den man dem nicht gelehrten Städter vor dem Landmann geſtatten mochte. Zwar hatte ſchon im 17. Jahrhunderte Amos Comenius den Gedanken, den Unterricht in Realien, z. B. Geſchichte, Geographie, Naturkunde, Technologie u. ſ. w., mit dem damals dominirenden Sprachunterrichte zu verbinden, und Auguſt Hermann Franke ſtiftete am Ende dieſes Jahrhunderts zu Halle ſeine berühmten Schulanſtalten, unter denen die deutſchen oder Bürgerſchulen das erſte Beiſpiel eines wohlgeordneten Volksunterrichts auch in den ſogenannten Realien und einer genaueren Berückſichtigung der Bedürfniſſe des Bürgerſtandes ge-

ben. Die Nachahmung derſelben an andern Orten beſchränkte ſich aber meiſt nur auf eine für dieſen Zweck verbeſſerte Einrichtung der untern Claſſen lateiniſcher Schulen, und die zu gleicher Zeit in den Städten beſtehenden deutſchen Schulen (auch Viertel-, Winkel- und Klippſchulen genannt) leiſteten wegen der Unfähigkeit ihrer Lehrer ſelten mehr, als gemeine Dorfſchulen. Die 1747 von Hecker zu Berlin errichtete Realſchule und die Normalſchulen der Aebte von Felbiger und von Schulenſtein in den öſterreichiſchen Staaten kamen der zweckmäßigen Befriedigung dieſes Volksbedürfniſſes um vieles näher, und die Philanthropen wußten ihre für Anſtalten dieſer Art am meiſten geeigneten Vorſchläge laut genug vor die Ohren der Regierungen zu bringen; ſo daß die Sprecher und Reformatoren der Volksbildung in der neueſten Epoche der Pädagogik bereits viele Empfänglichkeit und willige Hände zur Ausführung ihrer Ideen vorfanden. Daher ſchreiben ſich die gegen Ende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit großem Eifer vorgenommenen Reorganiſationen des deutſchen Schulweſens in den Städten, dem die theils aus den untern Claſſen der Gymnaſien und Lyceen gebildeten und in der Abhängigkeit von dieſen gelehrten Anſtalten verbliebenen Bürgerſchulen für Knaben, theils die völlig neu errichteten und ſelbſtſtändig beſtehenden Bürger- oder Stadtſchulen für beide Geſchlechter ihr Daſein verdanken. Am meiſten geſchah dafür in den baierſchen und würtembergiſchen Landen; aber auch mehrere Städte im nördlichen Deutſchland, z. B. Lübeck, Bremen, Leipzig, Zittau, Naumburg, Mühlhauſen, Altenburg u. a. m. haben ſich durch eine rühmliche Sorgfalt für dieſe Angelegenheit ausgezeichnet. Mehr oder weniger iſt dabei die oben angegebene Idee der Bildung zum Bürgerſtande zur Ausführung gekommen, und nach Verhältniß der Umſtände entweder die höhere von der niedern Bürgerſchule als Parallelanſtalt getrennt oder, wo nur eine Schule beſtehen kann, die höhere als Oberclaſſe auf die niedere gepfropft worden. Daß eine in Betracht des ehemaligen beklagenswürdigen Zuſtandes der deutſchen Schulen ſo ſtark ins Auge fallende Verbeſſerung in vielen Städten nur noch gewünſcht wird, liegt hauptſächlich an der Unzulänglichkeit der Fonds zur Beſoldung eines gehörigen Lehrerperſonals und nebenbei auch wohl an der Gleichgültigkeit mancher Unterbehörden. Denn die Schwierigkeiten, welche das Intereſſe der von dieſer Verbeſſerung Abnahme ihrer Frequenz befürchtenden gelehrten Schulen hier und da in den Weg legen will, können bei einer unparteiiſchen Verſtändigung über das Suum cuique und einer dieſem gemäß getroffenen Einrichtung nicht in Betracht kommen, und die Klagen der außer Thätigkeit zu ſetzenden, unfähigen Winkelſchulhalter ſind durch Penſionen und unſchädlichere Anſtellungen leicht zu ſtillen. Das auf den erſten Blick erheblichere Bedenken einiger Theoretiker, welche von der Erziehung für einen beſtimmten Stand Gefahr für die allen zukommende echte Humanität und Nährung eines engherzigen Standesgeiſtes befürchten, verſchwindet in der Praxis bei Bürgerſchulen, wo der künftige Stand keinesweges als vorherrſchender Schulzweck erſcheint, meiſt von ſelbſt, und andere Bildungsanſtalten für beſtimmte Stände, wie Forſt-, Handlungs-, Militär- und Kunſtſchulen, erhalten doch ihre Zöglinge erſt, wenn das allgemein Menſchliche in ihnen bis zu einer gewiſſen Reife entwickelt iſt. Allerdings aber hat man bei Anſtalten dieſer Art der ſeichten Vielwiſſerei, welche den Eifer, ja alle dem künftigen Bürger nützlichen Wiſſenſchaften und Künſte zugleich in den Lehrplan aufzunehmen, leichter erzeugen kann,

eben ſo ernſtlich zu wehren, als dem von der philanthropiſchen Periode herrührenden hyperpractiſchen Sinne, der über dem Beſtreben, die Schüler recht brauchbar für dieſe Welt zu machen, ihre Beſtimmung für eine beſſere aus den Augen verliert. E.

Bürgerſtand, Bürgerliche, Bourgeoisie, eine zahlreiche Claſſe, welche alle Freien unter ſich begreift, die weder zu dem Adel, noch zu dem Bauernſtande gerechnet werden können. Man unterſcheidet daher den Staatsbürger, Citoyen, und den eigentlich ſogenannten Bürger einer Stadt, von dem Bürgerlichen überhaupt, Bourgeois. Eine Abtheilung des Bürgerſtandes heißt die Claſſe der Honoratioren, vornehmere Bürger; ſie begreift den Stand der Gelehrten, Künſtler und Kaufleute. Der Bürgerſtand gehörte ſchon im Mittelalter zu den Freigebornen. Man unterſchied nämlich, nach Erbauung der Städte, ingenuos militares (Ritterfreie), *burgenses* und rusticos. Anfangs waren die Ortſchaften nur mit einem Pfahlwerk (Zaun) umgeben, und der Sitz der germaniſchen Gemeinen unter Altermännern und Schulzen. An ihrer Seite entſtanden Kirchen mit freien und unfreien Leuten unter einem Biſchof und Vogt; dieß war eine zweite Gemeine; endlich entſtand mit der Nationalbewaffnung eine Burg mit Burgmännern und Hörigen unter einem Burggrafen, alſo eine dritte Gemeine. Handel und Gewerbe aber wurden überall nur von freien Deutſchen getrieben, und die Kaufleute ſtanden unter kaiſerlichem Schutze. Daher gründete ſich auch die ſtädtiſche Verfaſſung auf den Gewerbſtand; und als dieſer ausſchließend in die Städte zog, bildete ſich der Unterſchied zwiſchen dem niedern Adel und den Bürgern ſchärfer aus, vorzüglich ſeit Heinrichs IV. Zeit, am Ende des 11. Jahrhunderts (ſ. Eichhorn's Abh. über das Städteweſen, und Hüllmann's Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland). Da ſich die ſtädtiſchen Gemeinheiten, jede für ſich, feſt verbanden, erlangten ſie, als ſolche, Freiheiten und zum Theil ſelbſt landſtändiſche Rechte; die einzelnen Bürger aber begnügten ſich, unter dem Schutze der Gemeinheit, ganz ihrem Gewerbe zu leben, und waren in ihrem Sinne freier und ſtolzer, als der Hof- und Kriegs-Dienſtadel. So kam es, daß letzterer der Perſon des Fürſten näher, der Bürger aber entfernter ſtand, und daher von den bedeutenderen Aemtern und Stellen im Staate, am Hoflager und im Heere ausgeſchloſſen wurde. Dieſe Ausſchließung fällt jetzt nothwendig weg, wo Bildung und Verdienſt allein die Würdigkeit beſtimmen ſollen. Der erbliche Beſitz von Vorzügen hat ſogar den größeren Haufen des Adels ſo von aller Anſtrengung und eigentlicher Arbeit entwöhnt, daß er mit dem Willen ſelbſt die Kraft dazu verloren zu haben ſcheint. Ausnahmen können dieſe allgemeine Erfahrung nicht widerlegen. Man vergleiche z. B. nur den adelichen Officier in Frankreich vor 1792, und den bürgerlichen ſeit 1792; oder die Summe der bürgerlichen Officiere in dem preußiſchen Heere von 1813 bis 1815, mit der Summe adelicher Officiere in demſelben Heere im Jahr 1806. Daſſelbe gilt von den Geſchäftsmännern, von dem gelehrten und Künſtler-Berufe. In jedem Fache, das Talent und anhaltenden Fleiß erfodert, ſcheint der Adel, in Hinſicht auf die Zahl tüchtiger nnd ausgezeichneter Männer, wie in Hinſicht auf die Summe der Leiſtungen, dem Bürgerſtande nachzuſtehn. Wurden doch in Preußen ſeit 1807 mehrere hohe Civilſtellen mit Bürgerlichen beſetzt! Nichts wird alſo ſelbſt dem Adel zur Erfriſchung ſeiner Kraft und zur Ausbildung ſeiner Talente erſprieß-

licher ſein, als wenn er von Jugend auf mit dem Bürgerlichen in die Schranken der Anſtrengung und des arbeitvollen Strebens tritt, um, wie dieſer, blos ſeinem Verdienſte Ehre und Anſehn zu verdanken, die ihm zeither ſo oft nur ſein Name und ſeine Geburt verſchafften. S. die Ehre des Bürgerſtandes nach den Reichsrechten (vom Freih. v. Horix). Wien 1791. K.

**Burgfriede**, in den alten Ritterzeiten ein wichtiger Gegenſtand, bezeichnete 1. diejenige Gegend um eine Burg, wohl auch bisweilen einen ganzen Gerichtsbezirk, in welchem der öffentliche Friede nicht geſtört werden durfte; dann war es 2. auch der Vertrag oder das Bündniß gewiſſer Familien zur Beſchützung allgemeiner Sicherheit einer Burg und des Gebiets derſelben; 3. begriff man auch die öffentliche Sicherheit ſelbſt darunter, welche fürſtlichen Burgen oder Reſidenzen zuſtand.

**Burggraf** hieß derjenige, welchen der Beſitzer einer mit Hoheitsrechten verſehenen Burg zum Hauptmann in derſelben ernannte, die Aufſicht über dieſelbe und über die Beſatzung in derſelben zu führen, und das Gerichtsweſen, ſo wie die Einkünfte derſelben zu verwalten. In den mittlern Zeiten gab es viele ſolche Burggrafen, deren Nachkommen dieſen Titel noch beibehalten haben, wenn ſie ſchon dergleichen Burgen weder erblich, noch auf andere Art beſitzen. Sie wurden auch **Burgrichter**, **Burgvögte**, **Burgmänner** und **Weichgrafen** genannt. Der Vorſteher eines Ganerbſchloſſes, welcher von dem Ganerben gewählt und vom Kaiſer beſtätigt wurde, hieß bis auf die neueſten Zeiten ein **Burggraf**, dergleichen der Burggraf von Friedberg war. Da ehemals Burg auch eine **Stadt** bedeutete, ſo war ein Burggraf auch eine obrigkeitliche Perſon, welche über Maß und Gewicht und über die Preiſe der Lebensmittel die Aufſicht führte.

**Bürgſchaft** iſt ein Vertrag, wodurch ſich Jemand verbindlich macht, etwas auf den Fall zu leiſten, daß der, dem eigentlich die Verbindlichkeit obliegt, es nicht leiſten ſollte. Die Verbindlichkeit des Schuldners gegen den Gläubiger wird durch einen ſolchen Vertrag nicht aufgehoben; vielmehr bleibt ſelbiger zunächſt verpflichtet, und der Gläubiger iſt nicht eher berechtigt, den Bürgen anzugreifen, als bis er den Schuldner ohne Wirkung angegriffen, es wäre denn, daß jener ſich dieſes Rechts ausdrücklich begeben hätte. Iſt die Bürgſchaft von mehreren übernommen; ſo haben dieſe ſich entweder gemeinſchaftlich, oder jeder Einzelne für das Ganze verbindlich gemacht. Im erſtern Fall hat jeder nur ſeinen Antheil zu vertreten, mit Einſchluß deſſen, was etwa noch auf ihn kommen möchte, wenn einer oder der andere Mitbürge zahlungsunfähig geworden; über den letztern Fall ſ. **Alle für Einen**.

**Burgunder, burgundiſche Reiche, Burgund.** — Die Burgunder (bei den Alten Burgundi, Burgundines, Burngundi, Bugautae, Bunticcae, auch Urugundi genannt) gehörten dem Hauptſtamme der Vandalen an und hatten ihre erſten bekannten Wohnſitze zwiſchen der Oder und Weichſel, in der heutigen Neumark und dem ſüdlichen Theile von Weſtpreußen. Von den andern deutſchen Völkerſchaften unterſcheiden ſie ſich beſonders dadurch, daß ſie in Dörfern (Burgen) vereint wohnten (daher vielleicht ihr Name Burgunder entſtanden iſt), dagegen jene zerſtreut und mehr nomadiſch lebten. Hierin liegt wahrſcheinlich auch der Grund, daß ſie viel länger als die ihnen benachbarten Gothen und Vandalen in ihren

Wohnplätzen ſich behaupteten, bis ſie endlich den von den Weichſelmündungen heraufdrängenden Gepiden nicht mehr zu widerſtehen vermochten. Der Verluſt einer großen Schlacht gegen dieſe hatte zur Folge, daß ſie nach Deutſchland wanderten, wo ſie bis in die Gegend des Oberrheins vordrangen, und ſich dort, öſtlich neben den Allemannen, niederließen. Dieſen nahmen ſie bedeutende Länderbezirke ab, und lebten daher mit denſelben in faſt beſtändiger Fehde. Doch dieſe beendigten ſich, als die Burgunder, mit andern germaniſchen Völkerſchaften vereint, im Anfange des 5. Jahrhunderts in Gallien einfielen. Nach langem Kampfe und manchem erlittenen Nachtheile gelang es ihnen doch, durch Vertrag von den Römern das ſüdöſtliche Gallien zu erhalten, wovon noch die Namen Bourgogne und Hochburgund ſich herſchreiben. Ein Theil von Helvetien, Savoyen, Dauphiné, Lionnois und Franche-Comté gehörten zu ihrem neuen Reiche, das ſchon im J. 470 Burgund genannt wurde. Der Sitz der Regierung ſcheint bald in Lyon, bald in Genf geweſen zu ſein. — Von ihrer alten Verfaſſung weiß man, daß ſie von Königen regiert wurden, die ſie Hendinos nannten und nach Gefallen wählten und abſetzten; traf ſie ein bedeutendes Unglück, als Mißwachs, Epidemien oder Niederlagen, ſo mußte der König dafür büßen; er verlor ſeinen Thron, den ein anderer beſtieg, unter welchem ſie glücklicher zu ſein glaubten. Ehe ſie noch die chriſtliche Religion angenommen hatten (was in Gallien geſchah), hatten ſie einen Oberprieſter, Sineſtus genannt, deſſen Perſon unverletzlich und deſſen Poſten lebenslänglich war. Der Zweikampf war damals ſchon als Gottesurtheil bei ihnen eingeführt. — Indem ſie dahin ſtrebten, ſich immer mehr auszubreiten, trafen ſie mit den Franken zuſammen, denen ſie endlich unter Chlodwigs Söhnen gänzlich unterlagen, nachdem Chlodwig ſelbſt ſchon Lyon mit einem bedeutenden Gebiet ihnen entriſſen hatte. Doch retteten ſie noch ihre Verfaſſung Geſetze und Gewohnheiten auf einige Zeit. Aber bald wurde nun auch ihre Königswürde aufgehoben und unter den Carolingern das Reich in eine der Provinzen zerſtückelt, worin die fränkiſchen Vaſallen ſich von Zeit zu Zeit unabhängig zu machen wußten. Im J. 879 gelang es dem Grafen von Autün, Boſo, einem Schwager Königs Carl des Kahlen, und Statthalter in der Lombardei, mit Beiſtimmung der Burgundiſchen Stände die königliche Würde über dieſes Reich wieder zu erlangen. Er nannte ſich König von Provence; ſeine Reſidenz war zu Arles, und hiervon entſtand der Name „das arelatiſche Reich.“ — Zwar verlor er manche Provinz wieder an Ludwig und Carlmann; allein ſein Sohn, Ludwig, vereinigte mit dem väterlichen Erbtheile das dieſſeits des Jura gelegene Land, und ſo entſtand das cisjuraniſche Burgund, oder das niederburgundiſche Reich, deſſen ſämmtliche Beſtandtheile ein Theil der Provence mit Arles, das Delphinat, Lionnois, Savoyen und ein Theil der Franche-Comté waren. — Ein zweites burgundiſches Reich entſtand, als der Welfe Rudolph von Strettlingen (Herzog in den lotharingiſch-helvetiſchen Landen) den Reſt von Lotharingen, nämlich die Schweiz dieſſeits des Fluſſes Rühß, das walliſer Land und einen Theil von Savoyen, kurz alle Provinzen zwiſchen dem Jura und den penniniſchen Alpen, an ſich brachte und im Jahre 888 zum Könige des oberburgundiſchen Reiches (regnum Burgundicum transjuranum) ſich krönen ließ. — Beide burgundiſche Reiche wurden aber 930 vereinigt und der ganze Staat der burgundiſchen Könige zerfiel endlich völlig, als er nach dem Ver-

löſchen des Rudolphiſchen Stammes (1032) unter Kaiſer Conrad II., dem Salier, Deutſchland einverleibt wurde. — Allein ein dritter Staat, der ungefähr um die nämliche Zeit wie der oberburgundiſche ſeine Entſtehung erhalten hatte, wovon der Haupbeſtandtheil die franzöſiſche Provinz Bourgogne (Burgund in eigentlicher Bedeutung) war, und als deſſen Stifter Richard, ein Bruder des Boſo (erſten Königs von Niederburgund), angegeben wird, erhielt ſich. Von Richards Enkelin, Ludegardis, und ihrem Gemahle Otto, einem Bruder Hugo Capets, ſtammten die ältern Herzoge von Burgund (Bourgogne); ſie erloſchen im J. 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp, und Bourgogne wurde ſogleich von König Johann von Frankreich, theils als ein Lehen, theils weil ſeine Mutter eine Schweſter von dem Großvater des letzten Herzogs geweſen, und kraft deſſen Teſtamentes mit den Domänen der franzöſiſchen Krone vereinigt. Doch bald darauf wurde von ihm ſelbſt die Würde der burgundiſchen Herzoge wieder hergeſtellt, als er 1363 jene Lände unter dem Titel eines Herzogthums ſeinem jüngſten, ſehr geliebten, Sohne Philipp dem Kühnen zur Apanage verlieh. — Philipp wurde nun Stifter der neuern Linie der Herzoge von Burgund. Er vermählte ſich 1368 mit der hinterlaſſenen Braut des letzten Herzogs Philipp von der ältern Linie, Margaretha, einzigen Tochter und Erbin Ludwigs III., Grafen von Flandern, und vermehrte dadurch ſeine Beſitzung ſehr bedeutend; denn Flandern, Mecheln, Antwerpen und Franche-Comté fielen ihm zu. — Im Jahre 1402 wurde er bei der Gemüthskrankheit Carls VI. von Frankreich zum Regierungsverweſer daſelbſt ernannt, weßhalb des Königs Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, der zurückſtehen mußte, einen bittern Haß auf Philipp warf. Dieß gab Veranlaſſung zu der bekannten Spaltung der franzöſiſchen Nation in die orleaniſche und burgundiſche Partei. Als 1404 Philipp ſtarb, folgte ihm ſein Sohn, Johann der Unerſchrockene; Orleans wurde nun Reichsſtatthalter in Frankreich. Allein beide Vettern blieben erbitterte Feinde, bis ſie unter den Mauern von Montfaucon, eben als das erſte Blut im beginnenden Bürgerkriege fließen ſollte (1405), im Angeſichte der Armeen durch eine Umarmung ſich verſöhnten und zum völligen Zeichen der Ausſöhnung in der folgenden Nacht in einem Bette zuſammenſchliefen. Aber dennoch wurde Orleans (am 22. November 1407, Abends) auf freier Straße von Meuchelmördern ums Leben gebracht, und Herzog Johann von Burgund bekannte ſich ſelbſt als den Anſtifter dieſer That, welche die größten Zerrüttungen in Paris zur traurigen Folge hatte. Zwar erhielt Johann vom Könige einen Erlaſſungsbrief, allein die Nemeſis erreichte ihn in dem Augenblicke, als er die Scene der öffentlichen Verſöhnung mit dem Dauphin auf der Brücke zu Montereau (10. Sept. 1419) noch einmal geben wollte; ſchon während der erſten Bewillkommungsworte ward er von den Begleitern des Dauphins niedergeſtochen. Sein Sohn und Nachfolger Philipp, mit dem Beinamen der Gütige (bisher Graf von Charolois) wußte in dem mit England zwiſchen Frankreich und Burgund (1420) geſchloſſenen Frieden die Ausſchließung des Dauphins, zur Strafe für Herzogs Johann Ermordung, zu bewirken. Aus Philipps Regierungszeit iſt der Streitigkeiten zu gedenken, die er mit Jacobine von Brabant und deren zweitem Gemahl, dem Herzog von Gloceſter, hatte, und die ſich mit einem Vergleiche endigten, kraft deſſen Philipp als Erbe Jacobinens gelten, (wenn ſie kinderlos ſtürbe), ſie aber ohne ſeine Einwilligung nicht

heirathen ſollte. Doch Jacobine brach (1430) die letztere Bedingung, und nun bemächtigte ſich Philipp ihrer Beſitzungen, Hennegau, Holland und Seeland, indem er ihr nur wenig zu ihrem Unterhalte ausſetzte. Im Jahre vorher (1429) hatte Philipp ſchon Namur durch Kauf erworben, und im Jahre 1431 fielen ihm auch Brabant und Limburg zu, als die Familie Antons von Burgund, zweiten Sohnes Herzogs Philipp des Kühnen, erloſch. Im Frieden mit dem Könige von Frankreich (1435 zu Arras) erhielt Philipp, außerdem, daß König Carl VII. wegen Johanns Ermordung förmliche Abbite thun mußte, ſehr anſehnliche Diſtricte von Frankreich, nämlich Macon, St. Gengoul, Auxerre u. Bar an der Saone für ſich und ſeine ehelichen männlichen und weiblichen Erben, Peronne, Mondidier und Roye für ſeine ehelichen männlichen Erben; ferner St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbevile, Ponthieu, Dourlons, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne, und die Grafſchaft Boulogne für ſich und ſeine Erben. Zu dieſen bedeutenden Beſitzungen kam 1441 auch noch das Herzogthum Luxemburg. Schon im J. 1430 war Philipp zur dritten Ehe geſchritten, da ſeine zwei vorherigen ihn kinderlos gelaſſen hatten. Bei ſeiner Vermählung mit Iſabella (Eliſabeth), einer Tochter Königs Johann I. von Portugal, zu Brüge in Flandern, ſtiftete er den Orden vom goldenen Vließ. Drei Söhne entſprangen aus dieſer Ehe, von denen die erſten beiden bald wieder ſtarben. Aber der dritte, geboren am 10. November 1433 in Dijon, war Carl, Graf von Charolois, nachmals der Kühne, Herzog von Burgund genannt. In den Kriegen, die ſein Vater Philipp mit den empörten Städten Gent und Brügge, England, gegen Ludwig XI. und gegen die Lüttichen führte, erwarb er ſich jenen Beinamen mit vollſtem Rechte. Im Frieden mit Ludwig XI. erhielt Carl als Prinz für ſich von Frankreich, außer Boulogne und Quines, die neun Monate vorher von Ludwig wieder eingelöſeten vorhin genannten Städte, die einſt für 200,000 Goldthaler ſollten wieder eingelöſet werden können. — Als endlich Philipp am 16. Jul. 1467 zu Brügge ſtarb, ward Carl der Kühne Herzog von Burgund, und einer der mächtigſten und reichſten Fürſten ſeiner Zeit. Da wir ihm einen eigenen Artikel gewidmet haben, ſo erwähnen wir hier von ihm blos, daß er 1475 noch Geldern erwarb, und den großen Plan hatte, ſeine Staaten zu einem Königreiche zu erheben, welcher aber an ſeiner habſüchtigen Abſicht, damit den ganzen Rhein bis Baſel zu vereinigen, ſcheiterte. Er ward hierbei in viele Händel verwickelt und in einen gefährlichen Krieg, als er es wagte, den Herzog Renatus von Lothringen aus ſeinem Lande zu vertreiben. Mit dieſem hatten die Schweizer ſich verbunden; Carl fiel daher in ihr Land, verlor aber die beiden berühmten Schlachten bei Granſon (am 9. April 1476) und bei Murten (am 22. Junius d. J.), und endete, als er einen Angriff auf Nancy unternahm, am 5. Januar 1477 ſein thatenreiches Leben, dem er zur Deviſe die Worte: „ich habe es begonnen! Glück zu!“ gegeben hatte.— Er hinterließ nur eine Tochter, Maria, als einzige Erbin ſeiner Staaten. Sieben Prinzen waren ihre Freier; unter ihnen der Dauphin von Frankreich und Maximilian von Oeſterreich.. Der letztere ward der Glückliche, und der König von Frankreich erhielt von dem burgundiſchen Nachlaſſe nichts als die Städte in der Picardie und das Herzogthum Bourgogne, das er als Mannlehn einzog. — Ma-

rie ſtarb in ihrem 25. Jahre (am 28. März 1482), an den Folgen eines Falles, nachdem ſie ihrem Gemahle drei Kinder, Philipp, Margarethe und Franz (der aber bald wieder ſtarb) geboren hatte. Nicht alle Provinzen wollten Maximilian als Vormund der Kinder anerkennen. Da verlobte er ſeine Tochter mit dem Dauphin Carl, wobei die Grafſchaften Artois und Burgund, nebſt Maconnais, Auxerrois, Salins und Bar an der Seine zum Heirathsgute beſtimmt wurden. Aber die Abſicht, die Provinzen hierdurch ganz zu beruhigen, wurde nicht erreicht; beſonders waren die Flanderer die hartnäckigſten, und es kam ſogar ſo weit, daß Maximilian, zwei Jahre nach ſeiner Erwählung zum römiſchen Könige (1488), in Brügge über drei Monate lang gefangen gehalten wurde. Endlich erkannten ihn die Flanderer als Vormund ſeines Sohnes Philipp und als Regierungsverweſer an. Nun aber verliert ſich die Geſchichte der burgundiſchen Länder in die der Niederlande und Frankreichs. Das eigentliche Burgund war, wie wir oben geſehen haben, in zwei abgeſonderte Theile zerſplittert: Bourgogne und Hochburgund oder die Franche-Comté. Jenes wurde im Damenfrieden von Cambrai 1529 von Spanien auf immer an Frankreich abgetreten, dieſes eroberte Ludwig XIV. und behielt es 1678 im Nimweger Frieden. Seitdem ſind beide Burgund nie wieder von Frankreich getrennt. (S. Niederlande, Königreich der.)

**Burgunder Wein** gehört zu den vorzüglichſten unter den franzöſiſchen Weinen, und ſtreitet mit dem Champagner um den Vorzug. Er hat einen feinen, ſehr reizenden Geſchmack, und etwas ihm Eigenthümliches, das der Zunge behagt. Seine Wirkung iſt minder raſch, als die des Champagners, aber dauerhafter; er macht einen ſanften und ruhigen Eindruck, und gilt für ein beſonderes Stärkungsmittel bei alten und ſchwächlichen Perſonen. Die Franzoſen ſelber ſchätzen ihn ſehr hoch, und bei allen nordiſchen Nationen wird er viel getrunken. Am vorzüglichſten wird er gewonnen in der Gegend von Nuits; aus dieſer Gegend erhält man den Romanee, den Boudot, Echeraux, la Fache, Didier, St. George u. ſ. f.; dieſe Sorten übertreffen alle übrigen Burgunder, und werden ihres feinen und delikaten Geſchmackes wegen ſehr hoch bezahlt. Ins Ausland kommen ſie nur ſelten. Der Wein von Chamtole iſt aber der vorzüglichſte. Unter den Beauneweinen zeichnen ſich der weiße Alontrachet, Chambertin, Clos de Vougeot u. ſ. w. aus. Die Weine zweiter Claſſe ſind der Vollenay, Pomard, Vosne u. ſ. w., die faſt eben ſo wohlſchmeckend ſind, als die erſten, wenn ſie zur gehörigen Reife kommen. Die Weine aus der Gegend von Auxerre, Dijon und Avalon ſind nicht weniger berühmt, und werden vorzüglich ins Ausland verführt. — Die Burgunder Weine haben in den erſten Monaten ihres Alters etwas Strenges, das ſich aber mit der Zeit verliert. Man verführt die jungen im März und April, die alten können das ganze Jahr über verſendet werden. Sie müſſen, wenn ſie ſich lange halten ſollen, zu gehöriger Zeit auf Bouteillen gezogen werden.

**Burke** (Edmond), geboren zu Dublin den 1. Jan. 1730, war der Sohn eines berühmten proteſtantiſchen Sachwalters, verdankte ſeine erſte Erziehung einem Quäker, für welche Secte er ſein ganzes Leben hindurch die größte Zuneigung behielt, und beſuchte hierauf die Schule ſeiner Vaterſtadt. Im J. 1753 kam er nach London, wo ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe ihn bald auszeichneten. Er ſtudirte zwar die Rechte und ward Advocat, aber ſeine Neigung ſchien ihn mehr zu

der Literatur hinzuziehen, und er ſchrieb für Journale und periodiſche Schriften. Damals verheirathete er ſich mit der Tochter des Doctors Nugent, ſeines Arztes. Da ſie catholiſch war, wurde dadurch die ſchon beſtehende Meinung, daß er dieſer Religion zugethan ſei, noch mehr beſtärkt. Das erſte Werk, zu dem er ſich bekannte, iſt vom J. 1756 und führt den Titel: Reclamation zu Gunſten der Rechte der natürlichen Geſellſchaft oder Ueberblick der Uebel, welche die Civiliſation hervorgebracht hat. Burke gab es als ein nachgelaſſenes Werk von Bolingbroke heraus, und hatte deſſen Styl und Manier vollkommen nachgeahmt, denn ſeine Abſicht war, zu zeigen, daß mit denſelben Gründen, mit welchen Bolingbroke die Religion angegriffen, ſich alle bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen angreifen laſſen; aber er war dabei ſo gründlich in die Sache eingegangen, daß den meiſten die Satire entging. Im J. 1757 gab er ſeinen Verſuch über das Erhabene und Schöne heraus, und ſchon damals ſagte Johnſon, daß Burke der außerordentlichſte Menſch ſei, den er je kennen gelernt habe. Im Jahr 1758 entwarf Burke den Plan zu dem Annual Register, und übernahm den hiſtoriſchen Theil deſſelben. So bildete er ſich allmählig zum Redner und Staatsmann. Man kann ſagen, daß ſeine öffentliche Laufbahn im J. 1761 anfing, als er mit ſeinem Freund Hamilton, Secretär des Vicekönigs, Lords Halifax, nach Irland reiſete. Nach ſeiner Rückkehr 1765 ward er von dem Marquis von Rockingham, erſtem Lord der Schatzkammer, zu deſſen Privatſecretär gemacht, und um dieſelbe Zeit zum Repräſentanten des Fleckens Wendover gewählt. Wiewohl er theils durch dieſes Verhältniß, theils durch ein beträchtliches Geſchenk, welches Rockingham ihm unter dem Namen eines Darlehns machte, der Miniſterialpartei beizutreten genöthigt war, ſo zeigte er ſich darum den Volksgrundſätzen keineswegs entgegen. Die in Amerika entſtandene Unzufriedenheit fing an, die ganze Nation zu intereſſiren. Burke's erſte Rede hatte zur Abſicht, die Nachtheile der Stempeltaxe zu zeigen. Seinem Vorſchlage gemäß, ward ſie mit der Erklärung zurückgenommen, daß Großbritannien übrigens allerdings das Recht habe, Amerika zu beſteuern. Dieſer Ausweg hob wenigſtens die gegenwärtigen Streitigkeiten. Indeß trat Lord North an die Spitze der Geſchäfte; Burke ſchloß mit einem kräftig und einfach entworfenen Gemählde des letzten Miniſteriums und nahm ſeinen Platz in der Kammer der Gemeinen, wo er ſich unter den Anhängern des entlaßnen Miniſteriums auszeichnete. Zu weitläufig würde es ſein, Burke's Verhalten an der Spitze der Oppoſition aus einander zu ſetzen; eben ſo führen wir ſeine Betrachtungen über die Urſache der gegenwärtigen Unzufriedenheit, welche damals viel Aufſehen machte, nur kurz an. Als Mittel gegen die allgemein gefühlten Uebel ſchlägt er darin vor, die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1788 ſowohl als der nachherigen Maßregeln geweſen, und bezeichnete auf dieſe Weiſe die Rockinghamſche Partei. Er zog ſich dadurch den Vorwurf eines zu weit getriebenen Demokratismus zu, allein wir dürfen nur das erwähnte Werk ſelbſt anführen, um ihn von demſelben zu befreien. In ſeiner Oppoſition gegen die Maßregeln der Miniſter, vor und nach dem amerikaniſchen Kriege, wandte er Alles an, zuerſt den Bruch zu verhindern, nachher, eine Annäherung zu bewirken. Sein Rednertalent hatte damals ſeine Reife erlangt; die Annalen des Parlaments erhalten wenig Beiſpiele einer ſo kraftvollen und lebendigen Beredſamkeit, als

Burke beſaß. Im J. 1774 hielt man ihn für einen ſo entſchiedenen Anhänger der Freiheit, daß die Whigs der reichen Stadt Briſtol ihn zu ihrem Repräſentanten wählten. Burke griff die Unternehmungen der Miniſter als unzulänglich, grauſam und ungerecht an. Der Krieg ward Sache des Volks, und Burke, der ſich ihm widerſetzte, ſchien in der öffentlichen Meinung zu verlieren. Er erzürnte zugleich ſeine Freunde zu Briſtol, als er für die Irländer auf freien Handel und für die Catholiken auf mildere Geſetze im Parlament antrug. Dennoch ward er wieder gewählt; außer Briſtol ernannte ihn noch eine zweite Stadt zu ihrem Repräſentanten. Damals hielt er in der Wahlverſammlung jene berühmte Rede, in welcher er Rechenſchaft von ſeinem Betragen ablegt, und welche für ſein Meiſterſtück gehalten wird. Wie dem auch ſei, ſeine Bill, worin er auf eine Reform der im Febr. 1780 ergriffenen fiscaliſchen Maßregeln antrug, gewann ihm die Gunſt des Volks wieder. Lord North endigte ſeine Verwaltung im März 1782 und Rockingham mit ſeiner ganzen Partei ward wieder ins Miniſterium berufen. Burke ward Generalzahlmeiſter der Armee und trat in den geheimen Rath. Jetzt gelang es ihm, ſeine Bill einer Reform, wiewohl mit bedeutenden Modificationen, durchzuſetzen. Der Tod des Marquis von Rockingham löſete das Miniſterium auf, deſſen Seele Burke geweſen, und dieſer zog ſich zurück, da Lord Shelburne als der Nachfolger genannt wurde. Dieſer Miniſter machte bald der ſogenannten Coalition Platz, zu welcher Burke den Plan entworfen hatte, welche aber durch Fox berühmte, dem Könige und dem Volke gleich mißfällige *oſtindiſche Bill* wieder getrennt ward. Damals ergriff Pitt das Ruder des Staats, und fing damit an, das Parlament aufzulöſen, eine Maßregel, die Burke mit Feuer beſtritt. Haſtings berühmter Prozeß machte eine Hauptepoche in Burke's Leben. Als der erklärteſte Gegner deſſelben ſchien er eben ſo ſehr für ſeinen Privathaß als für die Sache der Nation zu handeln, und bewährte ſtets aufs neue ſein großes Rednertalent, ohne jedoch an öffentlicher Achtung zu gewinnen. Als im J. 1788 die Krankheit des Königs (ſ. Georg III) die Einſetzung einer Regentſchaft zu erfodern ſchien, beſtritt er die Grundſätze der Miniſter, daß die Regentſchaft von der Wahl der Nation abhange und durch kein Erbrecht beſtimmt ſei, und ſetzte ſich dadurch nicht nur dem Mißfallen des Volks, ſondern durch ſeine unehrerbietigen Aeußerungen über den König noch dem beſondern Tadel aus. Die franzöſiſche Revolution fand von ihrem Anfange an in Burke den erklärteſten Gegner, deſſen Grundſätze für Freiheit allerdings mit jener, Geſetz und Ordnung umſtürzenden, Herrſchaft raſender Volksparteien und Demagogen nicht übereinſtimmten. Als im Febr. 1790 über die Reduction der Armee geſprochen ward und Fox verlangte, daß man der neuen Regierung in Frankreich ein edles Vertrauen zeigen ſollte, erklärte Burke laut, daß er alle Freundſchaft mit ihm aufhebe. Bald darauf gab er ſeine *Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution* heraus, worin er mit bewundernswürdigem Scharfblick dieſe große Begebenheit beurtheilt und alle die verderblichen Folgen vorausſagt, welche nur zu richtig eingetroffen ſind. Nie machte ein Buch größeres Aufſehen und verſchaffte ſeinem Verfaſſer einen glänzendern Triumph; nicht zu berechnen iſt der Einfluß, den es auf die öffentliche Meinung in England hatte, welche auf das entſchiedenſte gegen Frankreich eingenommen ward. Man darf behaupten, daß der Haß, den Burke auf die engliſche Nation übertrug, zum Theil noch fortwirkt. Noch 4 andere Schriften gab

er über die Revolution heraus, die ihn jezt einzig beſchäftigte und deren Fortſchritte die letzten Jahre ſeines Lebens verbitterten. Außerdem machte er noch (1792) einen vergeblichen Verſuch, die Emancipation der irländiſchen Catholiken zu bewirken. Er zog ſich darauf aus dem Parlament zurück, hatte den Schmerz, ſeinen einzigen geliebten Sohn, der ſeine Stelle einnahm, durch den Tod zu verlieren, und ſtarb, von Kummer und Alter gebeugt, den 8. Juli 1797, im 68 Jahre ſeines Alters. Burke war als Privatmann ſehr liebenswürdig. Von ſeinem Eifer für die Wiſſenſchaften zeugen ſeine zahlreichen, zum Theil meiſterhaften Schriften. Eine ſehr intereſſante umſtändlichere Biographie Burke's befindet ſich im V. Hefte der Zeitgenoſſen. (1816. Leipzig, bei Brockhaus.)

**Burleigh**, ſ. Cecil.

**Burlesk** (vom italieniſchen Worte burla, der Scherz, der Spaß) zeigt ſchon durch ſeine Abſtammung an, daß der Begriff deſſelben dem des Ernſtes entgegengeſetzt ſei. Wenn die beiden Hauptempfindungen der menſchlichen Seele, alſo auch die beiden Hauptgegenſtände der darſtellenden Kunſt, in Freude und Leid, im Scherz und Ernſt, im Komiſchen und im Tragiſchen beſtehen und die verſchiedenen Benennungen jener beiden Hauptempfindungen der ihnen inwohnenden Natur gemäß, vielleicht nicht qualitativ, ſondern nur quantitativ, von einander unterſchieden zu ſein ſcheinen; ſo folgt daraus, daß burlesk als Unterbegriff von komiſch, dem Hauptbegriffe, anzuſehen ſein möchte. Wenn das Komiſche in der verkehrten, gänzlich verfehlten Anwendung der Mittel zu einem vorgeſetzten Entzwecke zu gelangen, beſteht, ſo ſcheint burlesk die Verkehrtheit der Mittel, zu dem vorhandenen Zwecke zu gelangen, nur noch greller zu bezeichnen. Wenn wir im Komiſchen noch einen gewiſſen Grad von Conſequenz vorfinden müſſen, uns dieſe Conſequenz ſogar zum wahrhaft Künſtleriſch-Komiſchen unerlaßlich nothwendig zu ſein ſcheint; ſo iſt im Gegentheile das Burleske von jedem Zwange, mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung erſcheinen zu müſſen, frei und ſteht äußerlich gänzlich regellos da, dürfte aber nichts deſto wenigerim Innern eine ſtrenge Nothwendigkeit offenbaren müſſen. Wenn demnach im Komiſchen, neben den Geſetzen dieſer innern Nothwendigkeit, auch die Geſetze ei- einer äußern Nothwendigkeit ſtreng hervorleuchten müſſen; ſo iſt dagegen das Burleske dieſer Geſetze der äußern Nothwendigkeit in ſo fern gänzlich überhoben, als nur der innere Gehalt deſſelben mit ſich in übereinſtimmender Harmonie zu ſtehen braucht. Wir glauben, auch den bloßen Liebhabern der Kunſtphiloſophie verſtändlich zu werden, wenn wir das Weſen des Burlesken als in ſo fern verſchieden von dem Komiſchen bezeichnen, als die Poſſe, wo ſich Alles von außenher regellos und willkührlich zu geſtalten ſcheint, von dem eigentlichen Luſtſpiele, in welchem auch die äußern Erſcheinungen in geſetzlicher Uebereinſtimmung ſtehen müſſen, verſchieden iſt. Da es nun aber die Natur der neuern romantiſchen Bildung, als welche weder im Komiſchen, noch im Tragiſchen, das Reine, das Einfache, das Unvermiſchte anerkennt, weil ſie nicht etwa bloß aus dem Ernſten, oder aus dem Scherzhaften, ſondern aus beiden zugleich beſteht, als ein unerlaßliches Bedingniß mit ſich bringt, daß ſie weder ein reines Luſtſpiel, noch auch ein reines Trauerſpiel aufweiſen könnte; ſo folgt daraus, daß wir auch vom eigentlichen Rein-Burlesken, als wirklicher Kunſtgattung (die mechaniſchen kunſt- und regelloſen Poſſen etwa

ausgenommen) kein vorhandenes Werk anführen können. Die Burleske kann nämlich in der europäiſchen Kunſt durchaus nicht rein und unvermiſcht vorhanden ſein, ſondern muß ſtets, wie ſie auch wirklich thut, den Charakter des Tragiſch-Komiſchen (ſ. d. Art.) annehmen. In dieſer Gattung nun haben die Italiener, als diejenigen, welche in jedem Zweige der Kunſt dem übrigen Europa ein Vorbild geweſen ſind, wahre Meiſterſtücke aufzuweiſen. Zum Beweiſe dürfen wir nur die Tragi-Comödien des Carlo Gozzi anführen, welche wahre Vorbilder derjenigen Burlesken ſind, wie die romantiſche Poeſie ſie geſtatten darf und geſtatten kann. Pq.

Burmann. Dieſer Name iſt durch mehrere ausgezeichnete Männer in der gelehrten Welt berühmt worden. Als den älteſten derſelben nennen wir Franz Burmann, geb. zu Leyden 1628. Er war 9 Jahre Paſtor zu Hannover, dann Subregens des Ordenscollegiums zu Leyden, und endlich Profeſſor der Theologie zu Utrecht, wo er 1692 ſtarb, und der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hatte zwei Söhne, Peter und Franz Burmann. Peter Burmann war zu Utrecht 1668 geboren. Er ſtudirte an ſeinem Geburtsorte und zu Leyden, ward 1688 Doctor Juris, bereiſete dann Deutſchland und die Schweiz, und betrat nach ſeiner Rückkehr zu Utrecht die juriſtiſche Laufbahn. Die glänzendſten Erfolge auf derſelben machten ihn jedoch nicht dem Studium der Alten ungetreu. Dieß bewies ſeine im Jahr 1694 zuerſt erſchienene Abhandlung De vectigalibus pop. rom. (am vollſtändigſten 1734). Auf Grävius Empfehlung ward er 1696 zum Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit auf der Univerſität zu Utrecht ernannt, welches Lehramt er mit einer Rede De eloquentia et poesi antrat. Seitdem verging kein Jahr, in welchem er nicht etwas herausgab, entweder einen Claſſiker, mit ſeinen Anmerkungen verſehen, oder eine Rede, oder lateiniſche Verſe, worin er ein Meiſter war, oder ein Pamphlet gegen ſeine Widerſacher, deren ſeine Heftigkeit, Intoleranz und ſein Jähzorn ihm viele zugezogen hatte. Jene Streitigkeiten ſind jetzt vergeſſen, und nur die wichtigen Dienſte im Andenken geblieben, die er der römiſchen Literatur durch ſeine ſchönen und zahlreichen Ausgaben geleiſtet hat. Nicht ſowohl durch Geſchmack und Kritik, als durch Gelehrſamkeit, philologiſche Genauigkeit, eine Fülle von Hülfsmitteln und Schönheit des Drucks empfehlen ſie ſich. Einige derſelben, wie ſein Ovid, Virgil, Quinctilian, Petron, Phädrus, ſind Werke vom erſten Range. Im Jahre 1715 ging er nach Perizonius Tode als Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache nach Leyden, wo er nach einer ſchmerzhaften Krankheit 1741 ſtarb. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften würde hier nicht an ſeiner Stelle ſein. Sein Bruder Franz, geboren zu Utrecht 1671, und geſtorben ebendaſelbſt 1719 als Profeſſor der Theologie, war der Verfaſſer mehrerer theologiſchen Schriften. Er hinterließ 4 Söhne, von welchen ſich zwei ebenfalls als Gelehrte ausgezeichnet haben; ſie hießen Johann und Peter. — Johann Burmann, geboren 1707, ſtarb 1780 als Arzt und Profeſſor der Botanik zu Amſterdam. Er hat ſeiner Wiſſenſchaft durch mehrere Werke weſentliche Dienſte geleiſtet. Linné erwähnt ihn mehrmals auf das ehrenvollſte. — Peter Burmann, geboren zu Amſterdam 1714, trat in die Fußſtapfen ſeines gleichnamigen Oheims, der ihn nach dem frühen Tode ſeines Vaters erzog. Außerdem waren Duker und Drakenborch ſeine Lehrer. Im Jahre 1734 ward er zu Utrecht Doctor der Rechte. Im folgenden Jahre erhielt er den durch

Weſſelings Uebergang nach Utrecht erledigten Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Geſchichte auf der Univerſität Franeker. Im Jahre 1741 bekam er den Lehrſtuhl der Poeſie; aber ſchon 1742 verließ er Franeker, um an d'Orville's Stelle als Lehrer der Geſchichte und alten Sprachen nach Amſterdam zu gehen. Im Jahre 1744 erhielt er den Lehrſtuhl der Poeſie, 1752 ward er Aufſeher der öffentlichen Bibliothek, und 1753 Inſpector des Gymnaſiums. Wie ſein Oheim hat er viele treffliche Ausgaben, beſonders lateiniſcher Claſſiker, geliefert, dem er ſowol in umfaſſender Gelehrſamkeit und einem ſeltenen Talent für die lateiniſche Dichtkunſt, als auch in der Reizbarkeit des Charakters, wodurch er in groſe Streitigkeiten verwickelt wurde, ähnlich war. Klotz und Sapius waren ſeine Hauptgegner, mit denen er eine Menge von Schmäh- und Streitſchriften wechſelte. Er ſtarb im Jahre 1778. Wir ſchließen die Ueberſicht dieſer gelehrten Familie mit Nicolaus Laurentius Burmann. Er war 1734 zu Amſterdam geboren, und folgte 1781 ſeinem Vater, dem oben angeführten Johann Burmann, auf dem Lehrſtuhl der Botanik, um welche Wiſſenſchaft er ſich ebenfalls namhafte Verdienſte erworben hat, theils durch eigene Schriften, theils durch die Förderung fremder Unternehmungen. Er war es, der Thunberg beſtimmte, das Cap und Japan zu beſuchen, welche Reiſe der Botanik bedeutende Erweiterungen verſchafft hat. Er ſtarb 1793.

Burmann (Gottlob Wilhelm), eigentlich Bormann, der ſich als deutſcher Dichter einen Namen erworben, war zu Lauban in der Oberlauſitz geboren, beſuchte anfangs die lateiniſche Schule zu Hirſchberg in Schleſien, ſtudirte darauf 1758 zu Frankfurt an der Oder die Rechte, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatiſirender Gelehrter ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht, beſonders in der Muſik, außerdem durch Schriftſtellerei, Gelegenheitsgedichte u. ſ. w. zu erwerben ſuchte, aber immer in der äußerſten Dürftigkeit lebte. Er war klein von Perſon, hager, hinkend und ungeſtaltet; aber in dieſem unſcheinbaren Körper wohnte ein Geiſt voll lebendigen Gefühls für alles Edle und Schöne. Dabei war er ein Sonderling in ſehr hohem Grade, ohne Stetigkeit, daher auch ohne gründliche Studien und reifen Geſchmack; aber ein poetiſcher Geiſt von den ſeltenſten Fähigkeiten, zugleich ein Mann von warmer Theilnahme an dem Wohl ſeiner Mitmenſchen. Schade, daß er in den Folgen ſeiner Bizarrerie unterging und ſchon im Leben der Vergeſſenheit reifte, die, nach der ihm inwohnenden Geiſteskraft, ihn nie hätte treffen ſollen. In Berlin war Burmann ein groſer Gegner der Karſchin, ſo wie dieſe ihrer Seits auch ihn wiederum haßte. Zuletzt aber brachte die Karſchin, welche von den ſchlechten Umſtänden Burmanns unterrichtet worden war, durch perſönliche Verwendung bei ihren Freunden eine namhafte Summe für Burmann zuſammen. Wider Erwarten nahm Burmann dieſes Geld an, ob er gleich hörte, daß es von der Karſchin kam, indem er ſagte, daß er es, da es von keiner ihm werthen Perſon, ſondern von ſeiner Feindin käme, ihr zum Poſſen annehmen und es ſich recht wohl bekommen laſſen wolle. Seine ſeltene Stärke beſaß Burmann im Improviſiren. Er konnte ein jedes gegebene Thema in ein poetiſches Gewand hüllen und oft vier bis fünf Stunden ein Geſpräch in Verſen fortſetzen, bei welchem man freilich ſehr oft nur Reime, aber mitunter auch überraſchende Gedanken und frappante Wendungen wahrnahm. Er ward endlich vom Schlage getroffen und brachte die letzten zehn Jahre ſeines Lebens

höchſt elend zu. Das Publicum hielt ihn bereits für todt, bis am 5. Januar 1805 von ihm ein kleines Gedicht in den Zeitungen erſchien, worin er ſich als ſterbend und in der äußerſten Noth ſchilderte. Mehrere ſeiner Freunde eilten zu ihm, aber Burmann war bereits verſchieden. Wir nennen von ſeinen Werken ſeine Fabeln (Berlin 1769, 71 und 73) und ſeine Gedichte ohne den Buchſtaben R (1788 und 96).

Burnet (Gilbert), Biſchof von Salisbury, war zu Edinburgh im Jahre 1643 geboren. Sein Vater, einer der geſchickteſten Juriſten Schottlands, war von Carl II. zur Belohnung für ſeine Anhänglichkeit an die Sache Carl I. zu einem Lord Cromont ernannt worden. Der junge Burnet erhielt von ihm die ſorgfältigſte Erziehung. Nachdem er einen juriſtiſchen Curſus gemacht hatte, beſtimmte er ſich dem geiſtlichen Stande und machte die dahin einſchlagenden Studien. Ausgerüſtet mit einem außerordentlichen Gedächtniß, einer lebhaften Einbildungskraft, einer großen Lernbegierde, einer feſten Geſundheit, und gewohnt, täglich um vier Uhr aufzuſtehen, mußte er in kurzem ſich ausgebreitete Kenntniſſe erwerben. Eine Reiſe nach England gab ihm Gelegenheit, ſich mit den Gelehrten zu London, Oxford und Cambridge zu verbinden. Im Jahre 1664 ging er nach Holland, verkehrte mit den ausgezeichnetſten Männern aller Confeſſionen, und gewann in ihrem Umgang jenen Geiſt allgemeiner Toleranz, den er ſeitdem in ſeinem ganzen Verfahren zeigte. Nach ſeiner Rückkehr ward er Mitglied der königlichen Geſellſchaft zu London und Pfarrer zu Salton in Schottland. Seine Freimüthigkeit zog ihm Anfeindungen von Seiten der ſchottiſchen Biſchöfe zu. Ihnen zu entgehen, hielt er ſich von aller Geſellſchaft entfernt, und trat 1669 mit ſeinen Geſprächen zwiſchen einem Conformiſten und Nonconformiſten auf, welche vielfachen Widerſpruch fanden. In demſelben Jahre ward er als theologiſcher Lehrer nach Glasgow berufen, aber ſein Eifer für das Episcopat machte ihn den Presbyterianern, und ſeine Toleranz gegen dieſe den Episcopalen verhaßt. Seine Vertheidigung des Anſehns der Conſtitution und der Geſetze der Kirche und der Krone von Schottland, worin er gegen Buchanan die biſchöfliche Verfaſſung dieſer Kirche und die Souveränität der ſchottiſchen Monarchen vertheidigte, machte ihn Carl dem II. bekannt, dem er ſchon früher durch eine Schrift, in welcher er die Rechtmäßigkeit der Eheſcheidung wegen Unfruchtbarkeit zu beweiſen ſuchte, intereſſant geworden war. Allein durch eine plötzliche Veränderung ſeiner Grundſätze zerſtörte er ſelbſt die Ausſichten, welche das Wohlwollen des Königs ihm eröffnet hatte. Da er ſich in Schottland nicht perſönlich ſicher glaubte, legte er ſein Lehramt zu Glasgow nieder und ging nach London, wo er ſich durch ſeine Predigten und durch eine öffentliche Conferenz mit dem Doctor Stillingflet gegen Colleman und andere catholiſche Geiſtliche einen großen Ruf erwarb. Als 1685 Jacob II., in deſſen Ungnade Burnet ſtand, weil er ihn hatte vom Throne ausſchließen wollen, zur Regierung gekommen war, bereiſete er Frankreich, Italien, Deutſchland, die Schweiz; allenthalben zeigte er ſeine Abneigung gegen den catholiſchen Cultus, ſo daß Innocenz XI., der ihn gütig aufgenommen hatte, ihm den längern Aufenthalt in Rom nicht verſtattete. In Holland zog ihn der Prinz von Oranien in ſeinen Plan, ſich der engliſchen Krone zu bemächtigen, und Burnet begünſtigte und unterſtützte die Abſichten dieſes Fürſten theils durch eine Menge von Flugſchriften, theils dadurch, daß er ihn mit vielen mißver-

gnügten Engländern in Verbindung brachte, wofür man ihm den Proceß als Hochverräther machte. Allen Verfolgungen zu entgehen, ließ Burnet ſich in Holland naturaliſiren, und trat jetzt öffentlich für den Prinzen von Oranien auf, verfaßte das Manifeſt deſſelben, und ſchiffte ſich mit ihm ein. Früher hatte Burnet zwei Mal die angetragene biſchöfliche Würde ausgeſchlagen; im Jahre 1689 nahm er von Wilhelm III. das Bisthum von Salisbury an. Im Hauſe der Lords, in welches er jetzt trat, zeigte er Toleranz, ſo wie in ſeinen Amtsverhältniſſen Güte und Wohlwollen. Mehr als irgend ein Anderer trug er dazu bei, daß dem Hauſe Hannover die Thronfolge zugeſichert wurde. Aber eine große Kränkung wiederfuhr ihm bei Gelegenheit eines Hirtenbriefs, in welchem er die Anſprüche Wilhelms III. auf das Recht der Eroberung zu gründen ſchien, und welchen das Parlament durch des Henkers Hand verbrennen ließ. Er ſtarb 1715. — Burnet ward in ſeinen politiſchen Grundſätzen oft durch die Umſtände beſtimmt. Sein Eifer gegen den Catholicismus hat ihn oft zur Unwahrhaftigkeit verleitet. Dieſer Tadel trifft beſonders ſeine Geſchichte der Reformation Englands, obwohl das Parlament ihm eine Dankſagung dafür votirte; eine Ehre, die keinem andern Schriftſteller zu Theil geworden.

Burney (Charles), berühmter muſikaliſcher Schriftſteller und Tonſetzer, war 1726 in Shrewsbury geboren. Seine muſikaliſchen Studien begann er in Cheſter unter Backer, Organiſt an der dortigen Hauptkirche, ſetzte ſie unter der geſchickten Leitung ſeines Halbbruders Burney in Shrewsbury fort, und vollendete ſie in London (von 1744 bis 1747) unter dem berühmten Dr. Arne. In dem letztern Jahre erſchienen ſeine erſten Compoſitionen. Durch das Divertiſſement Alfred und die Pantomime Queen Mab machte er ſeinen Namen bekannt und geehrt. 1751 erhielt er die einträgliche Organiſtenſtelle zu Lyee Regis in Norfolk, die er 9 Jahre verwaltete. Hier faßte er den Plan zu ſeiner allgemeinen Geſchichte der Muſik, ſammelte Materialien dazu und beſchloß, alle Etabliſſements in Europa, die ihm dabei Intereſſe darbieten konnten, zu beſuchen. Im J. 1760 jedoch ging er, auf den Ruf des Herzogs von York, wieder nach London, wo er theils ſeiner intereſſanten Compoſitionen, theils der muſikaliſchen Fertigkeit ſeiner älteſten, damals 8jährigen Tochter wegen, Aufſehn erregte. Im J. 1761 ertheilte ihm die Univerſität zu Oxford die Würde eines Doctors der Muſik. 1770 machte er Reiſen durch Frankreich und Italien, und zwei Jahre nachher durch die Niederlande und Deutſchland, in Hinſicht auf ſein oben erwähntes großes Werk. Von beiden Reiſen gab er die Beſchreibungen heraus. In demſelben Jahre ward er Mitglied der Londner Akademie (Royal Society). 1776 erſchien endlich der erſte Theil ſeiner General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to., der 2. 1779 und der 3. und 4. 1789. — Er hat noch mehrere geſchätzte Schriften, worunter Händels Biographie vorzüglich zu bemerken, und verſchiedene muſikaliſche Compoſitionen hinterlaſſen, und iſt im April 1814 als Organiſt am Chelſea-Hoſpital geſtorben. Burney hatte eine zahlreiche Familie, deren ſämmtliche Mitglieder ſich vortheilhaft bekannt gemacht haben. Wir erinnern hier nur an ſeine zweite Tochter Franciſca d'Arblay, die Verfaſſerin der bekannten Romane Evelina, Cecilia, Camilla.

Burns (Robert), ein ſchottiſcher Dichter, geboren im J. 1759. Er war der Sohn eines armen Gärtners in der Grafſchaft Ayr, und

lernte in der Schule ſeines Dorfs leſen, ſchreiben und ſelbſt ein wenig franzöſiſch; ſein Vater lehrte ihn die erſten Regeln der Arithmetik. Durch das Leſen einiger Bücher, die er ſich zu verſchaffen wußte, ward in ihm die Begierde erweckt, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Die Lebensgeſchichten der Helden des Alterthums, die Lectüre von Ritterromanen, und die den Schotten geläufigen theologiſchen Streitigkeiten entzündeten wechſelsweiſe ſeine Einbildungskraft. Das Leſen der engliſchen Dichter entwickelte endlich ſein Genie vollkommen; aber auferzogen mitten in der wilden Natur Schottlands, die Phantaſie erfüllt von den eigenthümlichen Traditionen ſeines Vaterlandes, behielt er in ſeinen Werken die Originalität u. ſelbſt die Bizarrerie derſelben bei. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind Volkslieder im ſchottiſchen Dialect, aber ausgezeichnet durch das Feuer, die Kraft und den Glanz der Phantaſie. Die Liebe war der erſte Gegenſtand ſeiner Lieder; Burns huldigte ihr oft; aber dadurch ward ein Gefühl von Melancholie nicht verbannt, worein eine ſeinen Neigungen widerſtreitende Lage ihn verſetzte. Die Vergnügungen der Geſelligkeit allein konnten ihn zerſtreuen; er überließ ſich ihnen mit Leidenſchaft, und kam dadurch in vielfache Noth. Er gab endlich einen Band ſeiner Gedichte heraus und wurde hierdurch dem größern Publicum bekannt. Nun kam er nach Edinburgh. Die angeſehenſten Männer beeiferten ſich, ihn hier mit Auszeichnung aufzunehmen, und er würde ſich in der höchſten Achtung erhalten haben, wenn er ſich nicht von ſeinem Hange zur Unmäßigkeit unaufhörlich hätte hinreißen laſſen. Als er 1788 mit einer neuen Ausgabe ſeiner Gedichte 500 Pfund Sterling gewonnen hatte, unternahm er eine Pachtung in der Grafſchaft Dumfries. Er verheirathete ſich mit einem Mädchen, das er ſchon früher geliebt hatte, und das wegen der Folgen dieſer Liebe von ihren Eltern verſtoßen worden war. Zugleich bekam er das Amt eines Acciſeeinnehmers. Aber ſowohl ſeiner Pachtung als dieſem Amte ſtand er ſo übel vor, daß er jene aufgeben mußte, und nahe daran war, dieſes zu verlieren, als ein frühzeitiger Tod ihn im Juli 1796 hinraffte. Seine Werke ſind in England ſehr geſchätzt. Sie erſchienen von Dr. Currie geſammelt 1800 in 4 Bänden, ſeine Gedichte einzeln 1804 zu Glasgow in einem Bande, und ſpäter noch aus ſeinem Nachlaß eine Sammlung Briefe und Gedichte.

**Burr (Aaron)**, Oberſt u. eine Zeitlang Vicepräſident des Congreſſes der vereinigten amerikaniſchen Staaten, geboren zu Fairfield 1749. Er ward in dem Collegium zu Prince-Town in Neu Jerſey, von dem ſein Vater Präſident war, erzogen. In einem Alter von 25 Jahren ward er Adjutant des Generals Putnam, und Waſhington ernannte ihn zum Oberſtlieutenant von einem der 12 Regimenter des neuen Aufgebots. Er zeichnete ſich während des ganzen Krieges durch Tapferkeit und Talente aus, erſchöpfte dabei ſein Vermögen und ward nach dem Frieden genöthigt, ſich dem Rechtsſtande zu widmen, in welcher neuen Laufbahn er nicht ohne Glück arbeitete. Hierauf trat er in die Geſetzgebung von Neuyork, ward Mitglied des amerikaniſchen Senats und endlich deſſen Vicepräſident. Während ſeiner Vicepräſidentſchaft forderte er den General Hamilton, mit dem er politiſcher Meinungen wegen in Mißverſtändniſſen ſtand, zum Zweikampf heraus und tödtete ihn. Dieſer Vorfall hatte anfangs für ihn die verdrießlichſten Folgen; endlich gelang es ihm, die Verwandten ſeines Gegners zu beſänftigen, und er kam mit Entſchädigungen los. Ueber zwei Jahre, nachdem er den General Hamil-

ton erſchoſſen hatte, behielt er ſeinen Poſten, nämlich ſo lange, als ihn ſeine urſprüngliche Wahl dazu berechtigte. Dann kehrte er auf ſeine Güter im Staate Teneſſee zurück, wo ihn zwei große Plane beſchäftigten: der erſte ging dahin, die Staaten jenſeit der alleganiſchen oder apalachiſchen Gebirge von der Union zu trennen; ſeine zweite Abſicht war, ſich Mexiko's zu bemächtigen. Indeſſen ward ſein Vorhaben vereitelt, da der Präſident Jefferſon davon Nachricht erhielt, und zu rechter Zeit Gegenmaßregeln ergriff. Er wurde den 2ten März 1807 in der Grafſchaft Tombigbee verhaftet und nach Richmond in Virginien abgeführt, um als Verräther gerichtet zu werden. Gegen Caution ließ man ihn ſpäter los, und er benutzte dieſe Freiheit, um nach England zu entkommen, wo er ſich einige Zeit aufhielt. Er reiſete dann nach Schweden und von da nach Frankreich. Späterhin iſt von ihm nichts weiter bekannt geworden.

**Burſche**, die gemeinſchaftliche Benennung, die auf Univerſitäten ſtudirende Jünglinge einander beilegen. Es ſtammt dieſe Benennung von Bursales, wie in den mittlern Zeiten die Studirenden von den Univerſitätsgebäuden, Bursae, worin ſie zuſammen lebten, genannt wurden, ab. Die neueſten Zeitereigniſſe haben den Geiſt der Einigung auch auf den Univerſitäten belebt, ſo daß an mehreren, nach dem Beiſpiele Jena's, die Landsmannſchaften, welche an die Stelle der frühern Orden getreten waren, aber gleich dieſen die Quelle vieler Uneinigkeiten und Händel blieben, freiwillig aufgehoben, und dafür eine ſogenannte Burſchenſchaft eingeführt wurde. Der feierliche Zuſammentritt der Studirenden vieler deutſchen Univerſitäten am 18ten Oct. 1817 auf der Wartburg hatte unter andern auch die Aufhebung aller bisherigen Studentenverbindungen und die Einführung einer allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft zur Abſicht. S. Wartburgsfeſt, und Haupt: üb. Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Leipz. 1820.

**Busbecq** (Augier Ghislen von), ein natürlicher Sohn eines Edelmanns dieſes Namens, war 1522 zu Comines in Flandern geboren, und wurde in der Folge von Carl V. legitimirt. Nachdem er die berühmteſten Univerſitäten Flanderns, Frankreichs und Italiens beſucht und ſich unter den geſchickteſten Lehrern gebildet hatte, begleitete er Peter Laſſa, Geſandten des römiſchen Königs Ferdinand, nach England. Ein Jahr darauf (1555) ernannte ihn dieſer Fürſt zu ſeinem Geſandten bei Soliman II. Seine erſte Unterhandlung war eben nicht glücklich; er erhielt nur einen Waffenſtillſtand auf 6 Monate und einen Brief, den er ſogleich an Ferdinand überbrachte. Busbecq begab ſich wieder auf ſeinen Poſten, und dieß Mal hatte ſeine Unterhandlung einen vollſtändigen Erfolg. Nach ſieben Jahren kehrte er zurück, und ward zum Erzieher der Söhne Maximilians II. ernannt. Als dieſer Fürſt Kaiſer geworden war, beauftragte er ihn 1570, die Erzherzogin Eliſabeth, welche ſich mit Carl IX. vermählen ſollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbecq blieb in der Eigenſchaft eines Haushofmeiſters bei Eliſabeth, und als ſie nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, lebte er fortwährend daſelbſt als Geſandter Rudolphs II. Im J. 1592 trat er ſeine Rückreiſe nach Flandern an; unglücklicher Weiſe ward er unterwegs unweit Rouen von einer Partei Liguiſten angefallen. Zwar ließen ihn dieſelben, ſobald ſie ſeine Päſſe geſehen, die Eigenſchaft eines Geſandten in ihm ehrend, ungekränkt ziehen; allein der Schrecken, den dieß Ereigniß ihm verurſacht hatte, zog ihm ein heftiges Fie-

ber zu, an welchem er nach wenigen Tagen ſtarb. Wir beſitzen von ihm zwei wichtige Werke: 1. Legationis turcicae epiſtolae quatuor, worin die Politik, die Macht und die Schwäche der Pforte ſo gründlich und bündig aus einander geſetzt werden, daß ſie noch jetzt belehrender ſind, als viele nachherige Werke über die Türkei; und 2. Epiſtolae ad Rudolphum II. Imp. e Gallia ſcriptae (editae a Houwaert), ein für die Geſchichte der damaligen Zeit überaus wichtiges Werk, welches Aufſchlüſſe giebt, die man wo anders vergebens ſuchen würde. Dabei iſt ſein Styl rein und elegant und voll Naivetät. Während ſeines Aufenthalts in der Türkei ſammelte er griechiſche Inſchriften, welche er Andreas Schott, Juſtus Lipſius und Gruter mittheilte; man verdankt ihm unter andern das berühmte Denkmahl von Ancyra auf Auguſt. Mehr als hundert griechiſche Handſchriften, die er geſammelt hatte, ſchenkte er der wiener Bibliothek.

Büſch (Joh. Georg), Profeſſor der Mathematik bei dem hamburgiſchen Gymnaſium und Vorſteher der Handlungs-Akademie. Kein gründlicher Kenner unſerer Literatur wird dieſen Namen ohne Achtung ausſprechen; allein mehrere Gründe laſſen uns zweifeln, daß die Schriften dieſes eben ſo tiefen als klaren Denkers denjenigen Grad von allgemeiner Bekanntſchaft haben, den ſie verdienen. Zu einer Zeit, wo mehr als jemals von allen Ständen und an allen Orten über den Wohlſtand des Staats und der Bürger und die Quellen und Hinderniſſe deſſelben geſprochen wird, kennen wir keine intereſſantere und lehrreichere Lectüre, als das vortreffliche Büſchiſche Werk von dem Geldumlauf, welches ein wahrer Catechismus über die erwähnten Gegenſtände iſt. Ueber ihn ſelbſt ſehe man den vierten Theil ſeiner Erfahrungen. Wir begnügen uns, nur Folgendes anzuführen. Büſch war zu Alten Weding im Lüneburgiſchen den 3ten Jan. 1728 geboren, kam mit ſeinem Vater, einem Geiſtlichen, im dritten Jahre nach Hamburg, beſchäftigte ſich ungeachtet der Schwäche ſeiner Geſundheit und ſeines Geſichts aufs Unbeſtimmte mit den Wiſſenſchaften, und ging von hier 1748 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, womit er Geſchichte und ſpäter Mathematik verband. Im J. 1757 erhielt er in Hamburg die Profeſſur der letztern, und 1767 ſtiftete er in Verbindung mit Wurmb eine Handelsſchule, welche das vorzüglichſte Inſtitut dieſer Art in Europa wurde. Er war ein ächter deutſcher Patriot, und hat um Hamburg, das ſein Andenken durch ein öffentliches Denkmahl geehrt hat, unvergängliche Verdienſte. Er ſtarb, nachdem ſein hohes, aber noch kräftiges Alter durch eine, beinahe an Blindheit grenzende Augenblödigkeit zum Theil erſchwert worden war, an einem Fußſchaden zu Hamburg den 5ten Auguſt 1800. Von ſeinen übrigen zahlreichen Werken machen wir noch folgende namhaft: Erfahrungen, 5 Bände (1790—1802); Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel (ſpäter fortgeſetzt von Brebow); Lehrbuch der geſammten Handlungswiſſenſchaften und die Handlungsbibliothek, 3 Bände (gemeinſchaftlich mit Ebeling). Von 1813 — 16 iſt eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften in 12 Bänden erſchienen.

Büſching (Anton Friedrich), wurde am 27ſten Sept. 1724 zu Stadthagen geboren, wo ſein Vater ein ſehr geſchätzter, aber in ſeinen häuslichen Umſtänden ſehr zerfallener Advocat war. Nachdem er ſein Knaben- und Jünglingsalter mit großer Anſtrengung den Wiſſenſchaften gewidmet hatte, bezog er noch, durch die harte Behandlung

ſeines Vaters aus dem väterlichen Hauſe vertrieben, auf ein Jahr das halliſche Waiſenhaus. Oſtern 1744 wurde er Student der Theologie zu Halle, wo er an Baumgarten einen Freund, Beſchützer und Wegweiſer fand, der auch ſeine 1746 erſchienene Introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede begleitete. Nachdem er ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, ward er Magiſter und fing an, Vorleſungen auf der dortigen Univerſität zu halten. Im J. 1748 übertrug ihm der däniſche Geheimerath, Friedrich Rochus, Graf zu Lynar, den Unterricht ſeines älteſten Sohns, der bei ſeinem Großvater, dem Grafen Heinrich Reuß XXIV. in Köſtritz, erzogen wurde. Als im folgenden Jahre der Vater ſeines Zöglings vom däniſchen Hofe zum Geſandten in Petersburg ernannt worden war, begleitete Büſching denſelben nebſt ſeinem Zöglinge dort hin. Auf dieſer Reiſe, die am 1ſten Dec. 1749 angetreten wurde, faßte Büſching, dem das Mangelhafte der Hübnerſchen und Hagerſchen Geographien recht deutlich wurde, zuerſt den Entſchluß, eine neue Erdbeſchreibung zu entwerfen; ein Werk, durch welches er ſich ſpäter nicht allein um das Gebiet der Wiſſenſchaften, ſondern auch überhaupt um das ganze practiſche Leben große Verdienſte erworben hat. Da der Graf von Lynar zurückberufen werden ſollte, ſandte er ſchon im Auguſt des folgenden Jahres ſeinen Sohn nebſt Büſching nach Deutſchland zurück. Hier nun fing dieſer an, ſeine Erdbeſchreibung auszuarbeiten, und ließ bereits 1752 eine kurz gefaßte Staatsbeſchreibung von Holſtein und Schleswig, als Probe und Ankündigung ſeines größern Werks, erſcheinen. Den größten Theil deſſelben arbeitete er in Copenhagen im Hauſe ſeines Freundes Hauber aus, in welchem er zwei Jahre verweilte. Zugleich gab er unter dem Titel: Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in den däniſchen Reichen (2 Bände, 1754 und 1756), eine Monatsſchrift heraus, durch welche er ſich in Copenhagen ſehr beliebt machte und als einen däniſchen Patrioten zeigte. Im Jahre 1754 beſchloß er, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutſchland wieder in ſein Vaterland zurückzukehren, und begab ſich nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte. Er ſchrieb daſelbſt ſeine Diſſertation Vindiciae septentrionis, und kündigte ein Collegium über die Verfaſſung der vornehmſten europäiſchen Staaten an. Aber kaum hatte er damit begonnen, als ihm von dem hannöverſchen Miniſter Münchhauſen die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie zu Göttingen mit 200 Thalern Gehalt angetragen u. dabei die Freiheit geſtattet wurde, daſelbſt ſeine geographiſche Arbeit zu vollenden. Büſching nahm den Antrag an und traf den 27ſten Auguſt 1754 in Göttingen ein. Er las nun, außer ſeinen philoſophiſchen Collegien, auch ein catecheſiſches Collegium, mit practiſchen Uebungen der Studirenden verbunden, und über die politiſche Erdbeſchreibung. Da aber die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten ſtets ſein Hauptgeſchäft blieben, ſo lehnte er den Antrag, zugleich Univerſitäts-Prediger zu werden, von ſich ab. Aus eben dieſem Grunde ſchlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von dem däniſchen Miniſterium gemacht wurde, nach Dänemark zurückzukehren und dort eine neue Schule anzulegen. Im Frühling 1755 verheirathete er ſich mit Chriſtiane Diltey, nachdem ſie vorher ſeinetwegen von der reformirten Religion zur lutheriſchen übergegangen war. Dieſe Frau iſt auch deshalb merkwürdig, weil ſie nicht allein von der göttingſchen gelehrten Geſellſchaft als Ehrenmitglied aufgenommen, ſondern auch von dem

damaligen Prorector der Univerſität Helmſtädt, Häberlin, zur kaiſerlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Von dieſer Zeit nahmen Büſchings Leiden ihren Anfang. Er hatte nämlich ſein bisheriges theologiſches Syſtem geprüft und gefunden, daß Mehreres darin nicht haltbar ſei. Dieß nun vertauſchte er mit neuen Ideen und ſchrieb alsdann zur Erlangung der Doctorwürde eine Disputation, in welcher er ſein neues Syſtem öffentlich darlegte. Obgleich einige Einwendungen dagegen gemacht worden waren; ſo hatten die göttinger Theologen doch eben keinen weitern Anſtoß daran genommen. Aber bald darauf fing der hannöverſche Conſiſtorialrath Götten, Münchhauſens Beichtvater und ſein Rath in den theologiſchen Angelegenheiten der göttingiſchen Univerſität, an, den redlichen Büſching der Heterodoxie zu beſchuldigen. Münchhauſen ahnete unangenehme Folgen für die Univerſität, und ließ deshalb am 14ten Januar 1757 ein Reſcript an Büſching ergehen, worin ihm, da er in ſeiner Inaugural-Disputation von den recipirten Lehrſätzen der lutheriſchen Kirche abgewichen ſei, aufgegeben wurde, künftig nichts Theologiſches mehr drucken zu laſſen, was er nicht vorher an das geheime Concilium zu Hannover zur Cenſur eingeſchickt habe; auch ſolle er ſich vorerſt der theologiſchen Vorleſungen, beſonders der dogmatiſchen, enthalten. Büſching antwortete hierauf, wie es einem Manne geziemt, in ernſtem freimüthigem Tone, wodurch die Sache in Hannover nur noch immer mehr Aufſehen erregte. Ob ſich gleich nach und nach die unangenehmen Folgen, welche dieſes Ereigniß für Büſching nach ſich gezogen hatte, verloren, und er auch 1759 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie geworden war, ſo war ihm dadurch der Aufenthalt in Göttingen doch ſehr verleitet worden. Als nun hierzu auch noch die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges kamen, während welchem Göttingen bekanntlich viel zu leiden hatte; ſo nahm Büſching einen Ruf nach Petersburg an, von wo aus ihm von dem Kirchenconvente der lutheriſchen Peters-Gemeinde das Paſtorat an der Kirche derſelben angetragen wurde. Schon während ſeines erſten Aufenthalts in Petersburg hatte Büſching in der erwähnten Kirche mit vielem Beifalle gepredigt. Im Juni 1761 reiſete er über Hamburg und Lübeck zur See mit den Seinigen dahin ab, und kam am 24ſten Juli, nach einer zehntägigen glücklichen Seefahrt, in Petersburg an. Dort erfuhr Büſching eine ſehr gute Aufnahme und wurde reichlich, ſelbſt fürſtlich beſchenkt und überhaupt für Alles, was er bei dem Verkaufe ſeiner Sachen in Göttingen eingebüßt hatte, entſchädigt. So ſehr ihn hier ſchon ſein Predigtamt beſchäftigte, ſo viel größere Bemühung machte ihm noch die Gründung der mit der Gemeinde verbundenen Schulanſtalt, welcher er durch ſein raſtloſes Beſtreben einen großen Ruhm verſchaffte. Nichts deſto weniger bildete ſich nach und nach eine Gegenpartei wider ihn, die allen ſeinen Schritten entgegenſtrebte und an deren Spitze ſich der Graf Münnich, der ſonſtige Beſchützer Büſchings, ſtellte. Dadurch fühlte ſich Büſching am Ende bewogen, ſeine Entlaſſung zu nehmen, obgleich die Kaiſerin Catharina ihm den Antrag machen ließ, mit Ablegung ſeiner theologiſchen Würde in Dienſte bei der petersburger Akademie zu treten und ſich ſeinen Gehalt ſelbſt zu beſtimmen. Er kam im Juli 1765 nach Deutſchland zurück und wählte Altona zu ſeinem Aufenthalt, um dort ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen und den Ruf zu einer feſten Verſorgung abzuwarten. Der hannöverſche Miniſter Münchhauſen wünſchte ihn wieder in Göttingen angeſtellt zu ſehen; Büſching verlangte ſeinen vorigen Platz in der philoſophiſchen Facultät,

tauſend Thaler Gehalt und Poſtfreiheit. Dieſe Bedingungen ſchienen dem Miniſter zu hoch; er bot ihm jedoch einſtweilen eine Penſion von vierhundert Thalern an, wenn er, ſtatt in Altona, in Göttingen privatiſiren wollte. Büſching lehnte dieß ab und blieb in Altona, von ſeinen petersburger Gönnern und Freunden auf das großmüthigſte unterſtützt. Im Auguſt 1766 wurde ihm von Berlin aus das Amt eines Directors der verbundenen berliniſchen und cöllniſchen Gymnaſien nebſt Sitz und Stimme im Oberconſiſtorium angeboten, welches er annahm und zu Ende Octobers auch wirklich antrat. Hier lebte er nun, von ſeinen Vorgeſetzten, Freunden und Bekannten aufrichtig geliebt und verehrt, in geräuſchloſer, aber wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit für ſein Amt, als Director der Gymnaſien, und erwarb ſich um die Aufnahme derſelben bleibende Verdienſte. Er endigte ſeine thätige Laufbahn im 70ſten Jahre ſeines Lebens am 28ſten Mai 1793, nachdem er gerade volle 26 Jahre die Direction des Gymnaſiums geführt hatte. Sein größtes ſchriftſtelleriſches Verdienſt hat er, außer ſeinen theologiſchen, pädagogiſchen und andern Werken, unſtreitig als Geograph. Bis auf ſeine Erdbeſchreibung hatten weder die Deutſchen, noch irgend eine andere Nation, ein geographiſches Werk, das auf wiſſenſchaftliche Behandlung und auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen konnte. Er behauptet den erſten Platz unter den Geographen unſerer Zeit, und ſeine Erdbeſchreibung, die ſeit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen iſt und während der Lebenszeit ihres Verfaſſers acht rechtmäßige Ausgaben gehabt hatte, iſt nach den unvollkommenen Verſuchen ſeiner Vorgänger das erſte vorzügliche Werk in dieſem Fache, aber leider nicht vollendet. Die erſten zehn Theile enthalten Europa; der 11te (bis jetzt vier Abtheilungen, bearbeitet von Sprengel und Wahl) ſoll Aſien; der zwölfte (bis jetzt die erſte Abtheilung, bearb. von Hartmann) Afrika; der 13te endlich (deſſen ſechs erſchienene Bände die vereinigten Staaten von Nordamerika von Ebeling enthalten) Amerika umfaſſen.

**Buſchmänner** (holländiſch Bojesmann) iſt der allgemeine Name jener wilden Volksſtämme, die in den Wüſten Südafrika's einen ungeheuren Flächenraum von Morgen gegen Abend bewohnen, die Nordſeite der Colonien am Cap beſtreifen und ſich nordwärts gegen das Innere des noch wenig bekannten Welttheils in Regionen verlieren, die bis jetzt kein Europäer betreten hat. Der ehemalige holländiſche Gouverneur Janſſens gibt folgende Nachrichten von ihnen. Die Buſchmänner ſind ein wildes, ungezähmtes, häßliches Volk, und über alle Vorſtellung verwildert-elend. Weit entfernt, eine Nation zu bilden, leben ſie nicht einmal geſellig beiſammen. In einzelnen Familien ſchwärmen ſie umher, und vereinigen ſich nur in größern Maſſen, wenn ſie ſich vertheidigen, oder einen räuberiſchen Angriff machen. Sie bauen die Erde nicht und haben kein einziges zahmes Hausthier als den Hund. Ihre gewöhnliche Nahrung ſind Heuſchrecken, und in deren Ermangelung die Excremente dieſer Inſecten. Sie ertragen den Hunger ſehr lange, und entſchädigen ſich durch eine deſto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochſen oder einige Hammel zu ſtehlen. Hütten und Hausgeräth haben ſie eigentlich gar nicht. Der brennende Himmel iſt ihr Zelt, der heiße Sandboden ihr Bett. Ihre Waffe beſteht aus einem kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die ſie mit erſtaunlicher Beſtimmtheit in große Fernen ſchießen. Ihre Sprache iſt überaus arm; ſie beſteht aus einem

gewiſſen Klatſchen mit der Zunge und rauhen, hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchſtaben haben. Sie ſind im Ganzen von kleiner Geſtalt, ihre Haut iſt dunkelgelb, und ihr Haar, das der Wolle gleicht, iſt in kleinen Zöpfen zuſammengewirrt.

Buſembaum (Herrmann), ein durch ſein Werk: Medulla theologiae moralis, ex variis probatisque auctoribus concinnata, berühmt gewordener Jeſuit. Er war zu Nottelen in Weſtphalen im J. 1600 geboren, ward in der Folge Rector des Jeſuitercollegiums zu Hildesheim u. Münſter und ſtarb 1668. Das genannte Werk war als ein Duodezbändchen in den Seminarien der Jeſuiten ſehr im Gebrauch, als der Pater Lacroix vermittelſt ſeiner Commentare und der Zuſätze des Pater Collendall zwei Folianten daraus machte, welche mit neuen Vermehrungen, 1729 zu Lyon, vom Pater Montauſan herausgegeben wurden. Dieſelbe Ausgabe erſchien 1758 unter dem Druckort Cöln. Jetzt fand man über den Menſchen- und Königsmord Grundſätze darin, die um ſo tadelhafter erſchienen, als eben damals Damiens einen Verſuch gegen Ludwigs XV. Leben gemacht hatte. Das Parlament von Touloufe ließ das Werk öffentlich verbrennen, und zwang die Superioren der Jeſuiten, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe ſagten ſich von der Lehre des Buchs los, erklärten, den Verfaſſer nicht zu kennen, nnd proteſtirten, daß ein Jeſuit daran Theil habe. Das Parlament von Paris begnügte ſich, das Buch zu verurtheilen. Gegen dieſe beiden Urtheile trat ein italieniſcher Jeſuit, Pater Zacharia, mit Erlaubniß ſeiner Obern, als Vertheidiger von Buſembaum und Lacroix auf; aber ſeine Vertheidigung wurde vom Pariſer Parlament auch verdammt. Außerdem hat man von Buſembaum: Lilium inter spinas, de Virginibus Deo devotis eique in saeculo inservientibus.

Büſte (italieniſch il busto, wahrſcheinlich von dem lateiniſchen bustum) iſt ein durch des Bildhauers Kunſt dargeſtellter menſchlicher Kopf mit einem Theile des Oberleibes, auf einer Baſis ruhend. Sie werden aus derſelben Maſſe und auf dieſelbe Art wie die Statuen verfertigt. Die Büſten ſind verſchieden, theils durch die größere und geringere Hinzufügung von einem Theile des Oberleibes, theils durch die Form der Baſis. Es giebt deren in der erſteren Hinſicht 1. ſolche, wo an dem Kopfe nur ein Stück Hals bis unterhalb der Vertiefung deſſelben und der obere Theil der Schultern befindlich iſt; 2. Köpfe mit dem obern Theile der Bruſt bis unter die Herzgrube (die eigentlich ſogenannten Büſten), und 3. Köpfe mit dem Obertheil der Bruſt bis auf den Nabel, ja bis auf die Hüften. Die Form der Baſis iſt entweder rund oder viereckig; zwiſchen Baſis und Büſte befindet ſich bisweilen eine Säule, bisweilen ein langer Stamm, und dann nennt man eine ſolche Darſtellung Herme (ſ. d.); öfters ſitzt aber auch die Figur auf einer ſchildförmigen Fläche auf, in welchem Fall die Büſte nicht ins Runde, ſondern en Relief gearbeitet iſt. Alle dieſe Verſchiedenheiten ſind antiquariſch von Wichtigkeit. In äſthetiſcher Hinſicht hat man zu unterſcheiden Portrait, idealiſirte Portrait, und idealiſche Köpfe. Von den eigentlichen Portraitbüſten hat man keinen andern äſthetiſchen Vortheil zu erwarten, als von Portraits überhaupt; idealiſirte Portraitbüſten reichen ſchon näher an die ſchöne Kunſt, und können ſehr lehrreich ſein für das Studium der Charakteriſtik unter dem leitenden Princip der Schönheit. Vom wahren Genius beſeelte Künſtler ſtreben nie anders, als auf dieſe Weiſe, darzuſtellen. Die idealen Büſten endlich gehören ganz der ſchönen Kunſt; dahin gehören die Büſten von Göttern und Heroen, welche dem Archäo-

lagen ſehr wichtig ſind, da ſie zu mancher Vergleichung Gelegenheit geben u. manche Lücke ausfüllen. Gewiß iſt der Urſprung der Büſten von den Hermen abzuleiten; doch findet man die eigentlichen Büſten bei den Griechen erſt zu Alexanders, und bei den Römern zu der Cäſaren Zeiten in Gebrauch. Dieſer Gebrauch hatte ſeinen Grund, einmal in einer den Griechen und Römern gemeinſchaftlichen Sitte, die Ehren- oder Weihſchilde mit Portraits zu zieren, und ſodann in dem Rechte des römiſchen Adels, in den Vorhallen der Wohnungen die Bildniſſe der Vorfahren aufzuſtellen. Dadurch ward man auf den häufigen Gebrauch rundgearbeiteter Büſten berühmter Männer überhaupt geleitet, und führte ſie des geringen Aufwandes wegen auch in den Darſtellungen der Götter ein. — Wir beſitzen eine große Menge von Büſten aus dem Alterthum; doch iſt der bei weitem größere Theil aus Rom und Italien. Die meiſten ſind aus Marmor. Wichtig waren die Bronzen, welche man in Herculanum fand. Die ſeltenſten ſind die aus Edelſteinen und edlen Metallen.

Buſtrophedon iſt eine Schreibart, die auf Münzen und Inſchriften aus dem höchſten griechiſchen Alterthum gefunden wird. Die Zeilen liefen in derſelben nicht ununterbrochen von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken; ſondern die erſte fing von der Linken an und ging zur Rechten, die zweite Zeile ging in entgegengeſetzter Richtung von der Rechten zur Linken, die dritte wieder von der Linken zur Rechten u. ſ. w. Man nannte ſie Buſtrophedon, weil die alſo geſchriebenen Zeilen wie die Furchen des von Ochſen gepflügten Ackers auf einander folgen.

Bute (John Stuart, Graf v.), einer der berühmteſten Staatsmänner Großbritanniens neuerer Zeit, war gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Schottland geboren. Seine Vorfahren waren ſeit dem J. 1703 Pairs des Reichs und rühmten ſich der Verwandtſchaft mit den alten Königen Schottlands. In ſeiner Jugend ſchien ſich Bute zerſtreuenden Vergnügungen zu ergeben u. wenig geneigt, ſich mit Politik zu befaſſen; dennoch ward er im Jahre 1737 nach dem Tode eines ſchottiſchen Pairs an deſſen Stelle ins Parlament gewählt, beſtritt hier unabläſſig und oft mit wenigem Grunde die Maßregeln der Miniſter, empfahl ſich dadurch keineswegs der Regierung, und ward, als im J. 1741 ein neues Parlament berufen wurde, nicht wieder gewählt. Beleidigt durch dieſe Zurückſetzung, begab ſich Bute auf ſeine Güter und lebte dort in häuslicher Eingezogenheit, als die Landung des Prätendenten in Schottland im J. 1745 ihn bewog, nach London zu gehen und der Regierung ſeine Dienſte anzubieten. Ungeachtet dieſes löblichen Eifers würde er in Rückſicht auf ſein früheres Betragen nicht aus der Dunkelheit herausgetreten ſein, wenn er nicht in einer Vorſtellung der ſchönen Büßerin von Rowe, welche bei der Herzogin von Queensbury von Dilettanten gegeben wurde, in der Rolle des Lothario, dem Prinzen von Wallis ſo ſehr gefallen hätte, daß dieſer ihn einlud, bei Hofe zu erſcheinen. Bute gewann bald einen bedeutenden Einfluß und wußte ſich dem Prinzen unentbehrlich zu machen. Nach dem Tode des Thronerben im Jahre 1751 ſetzte die verwitwete Prinzeſſin nicht minder ihr ganzes Vertrauen in ihn, ließ ihn nach vielen Bemühungen bei ihrem Sohne als Kammerherrn anſtellen u. überließ ihm die Erziehung des muthmaßlichen Thronerben. Bute verlor ſeinen Zögling nie aus dem Auge, und beſaß bei der Prinzeſſin von Wallis ein ſolches Uebergewicht über deſſen eigentliche Erzieher, den Grafen Harcourt und den Biſchof von Norwich, daß

dieſe ihr Amt niederlegten. Lord Waldegrave und der Biſchof von Lincoln, die an ihre Stelle traten, erhoben vergeblich Klage über ihn. Georg II. ſtarb den 25. October 1760, und zwei Tage darauf ward Bute zum Mitglied des geheimen Raths, und wenige Tage ſpäter zum Aufſeher des Parks von Richmond ernannt. Im März 1761 wurde das Parlament aufgelöſet. Zwei Tage darauf trat Bute als Staatsſecretär an die Stelle des Lords Holderneß, und ernannte zu ſeinem Unterſecretär Charles Jenkinſon, nachmaligen Lord Hawkesbury und Grafen von Liverpool. Der Kanzler der Schatzkammer, Legge, ward entlaſſen. Pitt, der ſeinen Einfluß im neuen Conſeil vernichtet ſah, nahm im Jahre 1761 ſeinen Abſchied. Dieſes Ereigniß machte ein höchſt ungünſtiges Aufſehen bei der Nation. Bute ſtand nunmehr mit dem unbeſchränkten Vertrauen ſeines Königs an der Spitze des Staats; er ſäumte nicht, den alten Herzog von Newcaſtle, der als erſter Lord der Schatzkammer allein noch von dem alten Miniſterium übrig war, zu verdrängen, nahm auch dieſen wichtigen Poſten ein und empfing zugleich den Orden des Hoſenbandes. Er war jetzt ernſtlich bemüht, den Frieden zu ſchließen; und er ſchloß ihn nach harten Kämpfen im Parlament zu Fontainebleau ab. Mochten auch die Bedingungen für England ſeinen errungenen Vortheilen nicht unangemeſſen ſein, ſo war es doch ſchimpflich, daß der König von Preußen, trotz der mit ihm beſtehenden Allianz, ſeinem Schickſale überlaſſen wurde. Auch mußte Bute die lebhafteſten Vorwürfe hören, die er jedoch im Oberhauſe mit einer kraftvollen Rede zu beantworten unternahm. Es gelang ihm auch, im Ganzen die Meinung für ſich zu gewinnen und Alles ſchien der Macht des Miniſters eine lange Dauer zu verſprechen. Die Anhänger der Whigs hatte er dem Könige verdächtig gemacht und von der Adminiſtration ausgeſchloſſen; dagegen begünſtigte er die Tory's und ſelbſt die vormaligen Jacobiten, und umgab ſo den König mit Perſonen, deren Grundſätze mit den ſeinigen übereinſtimmten, beſonders mit ſeinen ſchottiſchen Landsleuten. Die engliſche Nation murrte, unzählige Flugſchriften griffen mit Erbitterung den Miniſter an, der mit aller Bemühung nur langſam das Vertrauen des Publicums erwerben konnte, als neue Urſachen der Unzufriedenheit die Gemüther aufs äußerſte erbitterten. Zur Tilgung der gebliebenen Kriegsſchulden mußte über eine neue Anleihe unterhandelt werden, deren Intereſſen der Miniſter durch eine Taxe auf den Fruchtwein decken wollte. Wie auch die Oppoſition dagegen ſtritt, der Vorſchlag ging in beiden Häuſern durch. Die Stadt London kam bei dem König mit dem Geſuch ein, ſeine Beſtätigung zu verſagen; dennoch ward die Bill in ein Geſetz verwandelt. Niemand zweifelte jetzt an Bute's unbegrenztem Credit und Einfluß, als man wider Erwarten vernahm, daß er ſein Amt als erſter Miniſter niedergelegt habe, um fortan als Privatmann zu leben. George Grenville folgte ihm im Miniſterium; allein Bute ſah nur zu bald die Schwäche der Verwaltung, und ſuchte ſich Pitt zu nähern. Der Plan ſcheiterte und die Erbitterung der Gemüther verdoppelte ſich. Bute ward, ungeachtet er ſich zurückgezogen hatte, für die Seele der königlichen Beſchlüſſe gehalten. Er galt für den Urheber der berüchtigten Stempelacte, welche den erſten Brand der Zwietracht zwiſchen Großbritannien und ſeine nordamerikaniſchen Colonien warf. Gewiß iſt es wenigſtens, daß ſeine Freunde mit Eifer gegen ihre Zurücknahme ſprachen. Die Miniſter, welche nicht Bute's Anſichten gemäß handelten, wurden entlaſſen; ſeine Anhänger, welche ſich Freunde des Königs nannten, bildeten eine mächtige Partei. Man

bezeichnete ſie mit dem alten Namen Cabale und klagte ſie an als die Urheber aller vorhandenen Uebel. Im J. 1766 hatte Bute in der Kammer der Pairs erklärt, daß er ſich von den öffentlichen Angelegenheiten völlig zurückgezogen habe, und daß er den König nicht mehr ſehe; dennoch vermuthete man, daß er unveränderlich einen großen Einfluß behalten habe. Erſt mit dem Tode der Prinzeſſin von Wallis im J. 1772 ſcheint er ſeine Theilnahme an den Regierungsgeſchäften ganz aufgegeben zu haben. Der Haß des Publicums legte ſich; er wurde vergeſſen. Seine letzten Jahre verlebte Bute abwechſelnd auf ſeinem prächtigen, mit einem großen Park umgebenen Schloſſe zu Lutton, und auf einem andern Landhauſe an den Ufern des Meeres, in der Provinz Hants. Ein köſtlicher botaniſcher Garten, eine Bibliothek von 30,000 Bänden, prächtige aſtronomiſche, phyſicaliſche und mathematiſche Inſtrumente gewährten ſeinem Geiſte die mannichfaltigſte Beſchäftigung. Sein Lieblingsſtudium war die Botanik; er beſaß in derſelben ausgebreitete Kenntniſſe und correſpondirte mit den berühmteſten Botanikern Europa's. Für die Königin von England ſchrieb er ein Werk unter dem Titel: Botaniſche Tafeln, welche die verſchiedenen Pflanzengeſchlechter Großbritanniens enthalten u. ſ. w. 9 Bände in 4., welches alle früher erſchienenen Werke über dieſe Wiſſenſchaft an Pracht übertraf. Auch iſt es nur in dieſer Rückſicht und wegen ſeiner Seltenheit merkwürdig. Es wurden nur zwölf Exemplare abgezogen, welche einen Aufwand von mehr als 10,000 Pfund Sterling verurſachten. Bute ſtarb den 10. März 1792. Faſſen wir zuſammen, was ſeine Freunde und Feinde von ihm geſagt haben, ſo ſehen wir, daß er mehr Anmaßung als Geſchicklichkeit beſaß, daß er als Staatsmann, wozu ihm Talente und Kenntniſſe fehlten, ſeine eigene Ruhe verlor und durch falſche Maßregeln Unruhe und Zwietracht im Schooße der Nation erzeugte. Er wollte herrſchen unter dem Schutze der höchſten Gewalt, und war daran, ſie in Gefahr zu bringen. Ihm fehlte die dem Regenten unentbehrliche Umſicht. Man hat ihm Hochmuth vorgeworfen, aber er miſchte dieſen Fehler mit einem edeln Stolz, und verſchmähte es ſtandhaft, während ſeines Miniſteriums Libelliſten in Sold zu nehmen. Mißtrauiſch und verſteckt galt er für hart, herrſchſüchtig und hartnäckig; indeß gewöhnlich zeigte er einen unſichern, unentſchloſſenen, ſelbſt furchtſamen Geiſt. Nie griff man ihn wegen ſeiner Sitten an; in ſeinem Privatleben zeigte er die liebenswürdigſte Einfachheit.

**Butler** (Samuel), ein berühmter engliſcher Dichter, geboren zu Strensham in der Grafſchaft Worceſter im J. 1612. Nachdem er ſeine Studien zu Cambridge vollendet hatte, ward er in ſeinem Vaterlande als Gehülfe eines Friedensrichters angeſtellt, welcher, als er ſeine Neigung für die Literatur und für Künſte erkannt hatte, ihm hinreichende Muße gewährte, um ſich damit zu beſchäftigen. Er trat hierauf, in welcher Eigenſchaft iſt unbekannt, in die Dienſte der Gräfin Kent, bei welcher ſich mehrere Gelehrte zuſammenfanden, und unter dieſen Selden, welcher beſonders den jungen Butler in ſeinen literariſchen Arbeiten anfeuerte. Er machte die Bekanntſchaft des Sir Samuel Luke, eines durch Geburt und Vermögen ausgezeichneten Mannes und glühenden Puritaners, der ſich ſpäter an die Sache Cromwells anſchloß. Damals faßte Butler die Idee zu ſeinem **Hudibras**, einem Werke, das ſeinen Ruf begründet hat, und das, vermöge der Natur des Gegenſtandes, und vermöge der Umſtände, unter welchen es erſchien, einen glänzenden Erfolg haben mußte. Man

ſagt, der Verfaſſer habe ſich unter dem Hudibras ſelbſt ſchildern wollen. Die Abſicht des Gedichtes iſt, den Fanatismus und die wilde Ausgelaſſenheit der religiöſen Secten und politiſchen Factionen, welche England in den letzten Regierungsjahren Carls I. umgekehrt und zuletzt dieſen Fürſten auf das Schaffot gebracht hatten, lächerlich zu machen. Die Helden ſind zwei groteske Caricaturen, der Ritter Hudibras und ſein Stallmeiſter Ralph, barokke und ziemlich anmuthloſe Nachahmungen des Don Quixote und Sancho Panſa. Ohne ein eigenthümliches poetiſches Leben konnte der Hudibras nur momentan ein bedeutendes Intereſſe erregen; ſeine Wirkung mußte ſich verlieren, je weiter man ſich von dem Zeitpuncte entfernte, dem er ſeine Entſtehung verdankte; und gegenwärtig mögen wol die wenigſten von denen, die ihn aus Gewohnheit loben, Geduld gehabt haben, ihn zu leſen. Wenigſtens für uns möchte dieß gelten. Für die Engländer hat er allerdings das wichtige Nebenverdienſt, durchaus national zu ſein. Er erinnert ſie nicht nur an Ereigniſſe und Anecdoten aus einem intereſſanten Zeitraume ihrer Geſchichte, ſondern iſt zugleich ein Gemählde rein engliſcher Sitten, Charaktere und Lächerlichkeiten. Obgleich Butler bei ſeinen Lebzeiten eines großen Rufs genoß, an einem glänzenden Hofe lebte und ſehr bedeutende Männer zu Beſchützern und Freunden hatte; ſo ſind ſeine Lebensumſtände doch im Dunkeln geblieben. Gewiß ſcheint es, daß er, ungeachtet er eine ziemlich reiche Frau geheirathet hatte, in Armuth lebte und ſtarb. Carl II., der ihn liebte und ſein Gedicht bewunderte, erwies ihm einiges Gute; aber die Freigebigkeit des Fürſten ſtand wahrſcheinlich nicht in Verhältniß mit den Bedürfniſſen des Dichters, der in ſeinen letzten Augenblicken wegen der drückendſten Noth zu einigen Freunden ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er ſtarb 1680, und ſechzig Jahre ſpäter ward ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmahl errichtet. In ſeinen letztern Werken, namentlich in ſeinem Hudibras am Hofe, der den vierten Theil des Hudibras ausmachen ſollte, finden ſich manche Spuren von Bitterkeit gegen den Hof; wahrſcheinlich eine Folge der wenigen Unterſtützung, die ihm zu Theil ward. — Wir beſitzen eine meiſterhafte Ueberſetzung des Hudibras von Soltau.

Buxtorf, ein durch eine Reihe von Gelehrten während zweier Jahrhunderte in der hebräiſchen Literatur rühmlich bekannter Name. — Johann Buxtorf, geboren 1564 zu Camen in Weſtphalen, ſtudirte zu Marburg und Herborn, und zwar mit ſo vieler Auszeichnung, daß ſein Lehrer Piſcator offen geſtand, der Schüler übertreffe bereits die Profeſſoren. Zu Baſel und Genf genoß er den Unterricht von Grynäus und Theodor Beza, und ließ ſich, nachdem er Deutſchland und die Schweiz bereiſet hatte, zu Baſel nieder, verheirathete ſich hier und ward Profeſſor der hebräiſchen Sprache. Nach 38jähriger Verwaltung dieſes Lehramts ſtarb er 1629 an einer anſteckenden Krankheit. Buxtorfs Bemühungen bezogen ſich beſonders auf die Schriften der Rabbinen, deren ſehr gründlicher Kenner er war. Auch verfaßte er mehrere geſchätzte grammatiſche und lexicographiſche Werke. — Sein Sohn, ebenfalls Johann Buxtorf mit Namen, war 1599 zu Baſel geboren, und zeigte früh die entſchiedenſte Neigung für den Zweig der Literatur, in welchem ſein Vater ſich auszeichnete. Man ſagt, daß er ſchon in ſeinem vierten Jahre deutſch, lateiniſch und hebräiſch geleſen. Er beſuchte in ſeiner Jugend die verſchiedenen Städte Hollands, Frankreichs und Deutſchlands, wo die hebräiſche Literatur am meiſten in Aufnahme war. Im J. 1630 folgte er ſeinem

Vater auf dem Lehrſtuhl der alten Sprachen zu Baſel, und ſtarb daſelbſt 1664. Er iſt der Verfaſſer mehrerer gelehrten Werke. — Sein Sohn war **Johann Jacob Buxtorf**, geboren zu Baſel 1645, und geſtorben ebendaſ. 1704. Er folgte ſeinem Vater in ſeiner Geburtsſtadt auf dem Lehrſtuhl der hebräiſchen Sprache. Außer einer Vorrede zu einer neuen Ausgabe des Tiberias ſeines Großvaters hat er nichts herausgegeben, aber mehrere wichtige Manuſcripte hinterlaſſen. — Sein Neffe, **Joh. Buxtorf**, war ebenfalls Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu Baſel. Er ſtarb 1732, und hinterließ einen Sohn, der dieſelbe Laufbahn betrat. Man hat einige Schriften von ihm.

**Byng** (George), Lord-Viscount Torrington, ein berühmter engliſcher Seeheld, Admiral von Großbritannien, geb. 1663, ging in ſeinem 15ten Jahre zu der königl. Flotte u. zeichnete ſich bald ruhmvoll aus. Nicht nur im ſpaniſchen Succeſſionskriege that er den Alliirten große Dienſte, z. B. bei der Eroberung der Flotte im Hafen von Vigos, bei der Eroberung Gibraltars ꝛc., ſondern beſonders thätig zeigte er ſich, den drohenden Angriff Carls XII. auf England zu vereiteln (1717) und die Unternehmungen des Cardinals Alberoni auf Sicilien u. Neapel rückgängig zu machen (1718 bis 1720). Um die engliſche Seemacht überhaupt erwarb er ſich mancherlei Verdienſte. Er brachte es dahin, daß der Matroſenſtand Aufmunterungen, und die Witwen der im Kriege gebliebenen Seeoffiziere Unterſtützung erhielten, und ſtarb zu London den 28. Jan. 1733. — Sein Sohn, **John Byng**, geboren 1705, trat früh in Seedienſte und ſchwang ſich ſchnell zum Admiral von der weißen Flagge empor. Im J. 1756 ward er mit einer Flotte von 13 Linienſchiffen und 5 Fregatten abgeſchickt, die Inſel Minorca, auf welcher inzwiſchen die Franzoſen mit bedeutender Macht gelandet waren und das Fort St. Philipp belagerten, zu befreien, oder doch zu unterſtützen, lieferte der um ein Linienſchiff ſchwächeren franzöſiſchen Flotte unter dem Marquis de la Galiſſonière ein unentſchiedenes Treffen, aus dem er ſich, mit Aufgebung des erhaltenen Befehls, zurückzog. Für dieſen der engliſchen Flagge zugezogenen Schimpf wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen, zum Tode verurtheilt und am 14ten März 1757 erſchoſſen. Er ſtarb als ein Opfer der ſchlechten Maßregeln des Miniſteriums, denn erwieſen iſt es, daß Byng auch bei größerer Energie und Thätigkeit, als er allerdings bewieß, Minorca nicht würde haben retten können.

**Byron** (John), engliſcher Comodore, geboren in England im Jahre 1723, ſchiffte ſich in einem Alter von ſiebzehn Jahren auf einem von den Schiffen des Lords Anſon ein, welches beſtimmt war, die Reiſe um die Welt zu machen, aber im Norden der magellaniſchen Meerenge Schiffbruch litt. Byron wurde mit einigen ſeiner Unglücksgefährten von den Indianern nach Chili geführt u. blieb daſelbſt bis 1744, wo er ſich auf einem Schiffe von St. Malo einſchiffte und 1745 nach Europa zurückkam. Im Jahr 1758 commandirte er drei Linienſchiffe, und that ſich in dem Kriege gegen Frankreich hervor. König Georg III., der einen Theil des atlantiſchen Oceans zwiſchen dem Cap und der Südſpitze von Amerika unterſuchen laſſen wollte, gab Byron zu dieſem Ende den Befehl einer Fregatte, mit welcher dieſer im Juni 1764, begleitet von einer zweiten Fregatte unter Capitain Monat, aus den Dünen abſegelte. Beide Fahrzeuge beſuchten Madera, die Inſeln des grünen Vorgebirges, und liefen von da in

den Rio Janeiro, der Stadt dieſes Namens gegenüber, ein. Er beſchiffte darauf den ſüdlichen Theil des atlantiſchen Oceans, und nachdem er die Pepysinſeln vergebens aufgeſucht hatte, lief er in den Hafen Famine in der magellaniſchen Straße ein, um Waſſer und Holz einzunehmen. Dann beſuchte er die Falklandsinſeln, durchfuhr die Meerenge, und ſetzte ſeine Reiſe in die Südſee fort. Hier begegnete er Bougainville, der eine Colonie auf den Falklandsinſeln zu gründen beſchäftigt war. Byron richtete ſich, als er aus der magellaniſchen Meerenge kam, nördlich auf die Inſel Maſafuera; ſodann nahm er ſeinen Weg weſtlich, paſſirte nördlich den gefährlichen im Oſten von den Societätsinſeln gelegenen Archipelagus, und entdeckte hier the Island of Disappointment und the Island of King George. Indem er dann nordöſtlich weiter fuhr, entdeckte er the Island of Danger und of Byron, ſchiffte vor den Carolinen vorbei, und in das chineſiſche Meer; darauf ſich ſüdlich wendend, kam er durch die Meerenge von Banca nach Batavia, von wo er zu Ende des Jahrs 1765 abfuhr und im Mai 1766 nach England zurückkam. Obwol Byrons Reiſe nicht fruchtbar an Entdeckungen war, ſo verdient er doch einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Reiſen um die Welt; denn er war der erſte von jenen berühmten Weltumſeglern (Byron, Wallis, Carteret und Cook), welche bei ihren Unternehmungen nicht bloß einen mercantiliſchen, ſondern auch einen wiſſenſchaftlichen Zweck hatten.

**Byron** (George Gordon, Lord), einer der jetzigen vorzüglichſten engliſchen Dichter, ein Groß-Neffe des Comodore's, iſt 1788 in Schottland geboren und auf Harrow School erzogen. Nach dem Tode ſeines Großonkels, 1798, erbte er deſſen Titel, trat, als er volljährig geworden war, in die Kammer der Pairs, und machte in Hobhouſe's Geſellſchaft ſeine Reiſen. Er durchſtrich Griechenland und die ioniſchen Inſeln, und behielt für dieſe Gegenden eine Vorliebe, wovon man faſt in jedem ſeiner Werke Beweiſe findet. Sein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch (Hours of idleness 1807) fand wenig Beifall, deſto mehr aber ſein zweiter (Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems, 1809), wo er ſich mit der Satyre beſchäftigte. Es ſcheint, daß ſein frühes zartes Gefühl für Unglück ſeinen Geiſt düſter und menſchenfeindlich gemacht und ihn allmählig zur Irreligion geleitet habe. Seine neuern literariſchen Arbeiten verſchafften ihm zwar neuen Ruhm, allein ſie beſtätigen die Meinung, die man ſchon früher von der Ungleichheit ſeines Geſchmacks und der Unbeſtändigkeit ſeines Charakters gehabt hat. The Pilgrimage of Childe Harold, ein poetiſcher Roman, der 1812 erſchien und 1813 bereits acht Aufl. erlebt hatte, machte ungewöhnliches Aufſehen, aber durch den **Corſar** (in 3 Geſ., 1814) erhielt man noch eine richtigere Anſicht von ſeiner düſtern und melancholiſchen Gemüthsart. In demſelben Jahre machte er auch eine **Ode an Napoleon Bonaparte** bekannt, worin er dieſem über ſeine ſchmachvolle Abdankung und ſeine Liebe zu einem ruhmloſen Leben ſtarke Vorwürfe macht. Kurz darauf verheirathete ſich Lord Byron mit einer Tochter des Sir Ralph Milbanke; dieſe Ehe nahm aber bald eine ſo unglückliche Wendung, und ward durch ſolche Mißhelligkeiten geſtört, daß ſie ein höchſt widriges Aufſehen erregte. Im J. 1816 endlich wurde dieſe Ehe getrennt, und er mußte England verlaſſen. Bald darauf erſchien ſein **Abſchied an England** und ſeine **Ode an St. Helena**; er durchwanderte von Neuem den Orient, bewohnte eine Zeitlang eine Inſel im Archipelagus, lebte dann in Ita-

lien, und kehrte im Aug. 1820 nach England zurück. Sein Giam und ſeine hebräiſchen Poeſien beweiſen, daß ſich ſeine religiöſen Anſichten geändert haben. Dieſe Veränderung hatte einen ſehr glücklichen Einfluß auf ſein Talent; ſein Geſchmack iſt viel zarter geworden. Sein Talent zeichnet ſich durch die Kraft des Ausdrucks und durch die Harmonie ſeiner Verſe aus. Seine Gemählde ſind zuweilen zart, doch größtentheils düſter; er gefällt ſich in der Darſtellung der Verzweiflung, tiefer und ſtarker Leidenſchaften, großer, ins Dunkel gehüllter Verbrechen, und ſolcher Charaktere, die alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen treten. Man findet in ſeinen Werken (die 1815 in 4 Bänden erſchienen ſind) oft Verſtöße gegen den guten Geſchmack und große Nachläſſigkeiten; aber ungeachtet dieſer Unvollkommenheiten iſt Lord Byron doch in einem Alter von 32 Jahren einer der vorzüglichſten Dichter. Sein reizend gelegenes altes Familiengut, das er 1812 geerbt, Newſtead Abbey, in Nottinghamſhire, hatte er ſchon im 15ten Jahre beſungen. Er begleitete Mr. Hobhouſe auf ſeinen Reiſen nach Griechenland und der Türkei, und von ihm ſind mehrere vortreffliche Stücke in deſſen Imitations and transactions from the ancient and modern classics together with original poems. 8. 1809. Man hat noch von ihm: Bards and Scotch Reviewers, a satyrical poem; The bride of Abydos, a turkish tale; the Vampyre (1819), Don Iuan u. a. m. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht ein glänzendes Talent, dem nichts als eine vollkommene Ausbildung mangelt. S. über ihn das N. Lit. W. Bl. Aug 1820.

Byſſus, eben ſo viel als Goſſypium und Xylon, die Baumwolle, die aus Indien ſchon zu Herodots Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Mit Unrecht hielt man den Byſſus ſonſt für eine feine Leinwand. Die aus dem Byſſus verfertigten feinen Zeuge hießen insbeſondere Sindones. Forſter leitet das Wort Byſſus aus dem Coptiſchen ab.

Byzantiner. — Das byzantiniſche oder oſtrömiſche Kaiſerthum, welches anfangs von Aſien, diesſeits des Euphrats, die Küſte des ſchwarzen Meers und Klein-Aſien, von Afrika Aegypten, und von Europa die Länder von den Meerengen bis an das adriatiſche Meer und die Donau umfaßte, und nicht nur um tauſend Jahre das abendländiſche Kaiſerthum überlebte, ſondern ſich ſogar noch durch die Küſte am mittelländiſchen Meere und Italien vergrößerte, entſtand, als im Jahre 395 Theodoſius das römiſche Reich unter ſeine beiden Söhne, Arcadius und Honorius, theilte. Das morgenländiſche Kaiſerthum erhielt der älteſte dieſer beiden Söhne, Arcadius; ſeine Schwäche ſchlug demſelben ſogleich tiefe Wunden. Bei ſeiner Minderjährigkeit war Rufinus Vormund und Miniſter; dieſer und Stilicho ſuchten einander gegenſeitig zu ſtürzen. Die Gothen verwüſteten Griechenland; Eutropius, des Rufinus Nachfolger, und Gainas, des Rufin Mörder, ſtürzten ſich durch eigene Verbrechen (399). Der letztere verlor ſein Leben in einem von ihm erregten innern Kriege (400). Arcadius und ſein Reich wurden nun von ſeiner ſtolzen und geizigen Gemahlin, Eudoria, bis an ihren Tod (404) regiert. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten die Provinzen Aſiens und an der Donau. Der minderjährige Theodoſius folgte dem Vater (408) unter Leitung der Pulcheria, ſeiner Schweſter. Bei ohnehin geringen Geiſtesgaben hatte ihn die Erziehung völlig zur Selbſtregierung ungeſchickt und unthätig gemacht. Pulcheria, die auch den Titel Auguſta führte, regierte das Reich nicht unglücklich. Von dem an Valentinian abgetretenen abend-

ländiſchen Reiche behielt Theodoſius Weſtillyrien (423). Die Griechen fochten glücklich gegen den Perſerkönig Varanes. Das durch einen Zwiſt zerrüttete, und von den Römern und Perſern an ſich geriſſene armeniſche Reich ward von nun an ein Zankapfel zwiſchen beiden Nationen (440). Attila verwüſtete Theodoſius Reich, und nöthigte ihn zur Abkaufung und zum Tribut (448). Nach ihres Bruders Tode wurde Pulcheria als regierende Kaiſerin anerkannt; das erſte Beiſpiel dieſer Art (450). Sie gab ihre Hand dem Senator Marcian, den ſie dadurch auf den Thron hob. Seine Weisheit und Tapferkeit hielt die Hunnen von den Grenzen ab, doch unterſtützte er das occidentaliſche Reich nicht thätig genug in den hunniſchen und vandaliſchen Kriegen. Den durch den hunniſchen Krieg gegen die römiſchen Grenzen gedrängten Deutſchen und Sarmaten wies er zum Theil Wohnungen an. Pulcheria ſtarb vor ihm (453). Auf Marcian folgte durch Wahl Leo I. (457), ein von den gleichzeitigen Schriftſtellern gelobter Fürſt. Seine Unternehmungen gegen die Vandalen ſcheiterten (467). Ihm ſollte ſein Enkel Leo folgen; dieſer aber ſtarb gleich nach ihm, nachdem er ſeinen Vater Zeno zum Unterregenten ernannt (474). Die Regierung dieſes ſchwachen, von ſeinen Unterthanen gehaßten Kaiſers ward durch häufige Empörungen und innere Zerrüttungen des Reichs bezeichnet. Die Gothen verheerten die Provinzen, bis ihr Anführer Dietrich (489) nach Italien zog. Ariadne, des Zeno Witwe, hob den Miniſter Anaſtaſius, mit dem ſie ſich vermählte, auf den Thron (491). Das zur Unzufriedenheit und zu Tumulten einmal aufgereizte Volk war durch Milderung der Laſten und weiſe Verordnungen nicht völlig zu beruhigen. Die auf dieſe Weiſe geſchwächten Kräfte des Reichs konnten den Perſern und den Völkern an der Donau nicht hinreichenden Widerſtand leiſten. Gegen ihre Einbrüche in die Halbinſel von Conſtantinopel erbaute Anaſtaſius die ſogenannte lange Mauer. Nach Anaſtaſius Tode riefen die Soldaten Juſtin zum Kaiſer aus (518). Troz ſeiner niedrigen Geburt behauptete er ſich auf dem Throne. Religionsverfolgungen, wozu ihn die Geiſtlichen, und mancherlei Verbrechen, wozu ſein Neffe Juſtinian ihn verleitete, zeichnen ſeine Regierung aus. Nach ſeinem baldigen Tode (521) folgte ihm eben dieſer Juſtinian, der zwar den Namen des Großen nicht verdient, dem aber doch viele Regenten-Fähigkeiten nicht abzuſprechen ſind. (S. Juſtinian.) Er ward berühmt als Geſezgeber und durch die Siege Beliſars, aber wie wenig innere Kraft er dem Reiche hatte geben können, bewies der ſchnelle Verfall deſſelben nach ſeinem Tode. Juſtin II., ſein Nachfolger (565), war ein geiziger, grauſamer, ſchwacher, von ſeiner Gemahlin geleiteter Fürſt. Die Longobarden entriſſen ihm einen Theil von Italien (568), auch mit Perſien führte er über Armenien einen ſehr unglücklichen Krieg (570) und die Avaren plünderten die an der Donau gelegenen Provinzen. Juſtin fiel aus Kummer in Wahnſinn; Tiber, ſein verdienſtvoller Miniſter, wurde zum Cäſar erklärt, und der Feldherr Juſtinian führte den Krieg gegen Perſien glücklich. Die Griechen verbanden ſich jezt zum erſten Male mit den Türken. Gegen ſeinen Nachfolger Tiber II. (578) verſchworen ſich die Kaiſerin Sophia und der Feldherr Juſtinian vergeblich. Von den Avaren erkaufte der Kaiſer den Frieden, von den Perſern erzwang ihn der Feldherr Mauritius (582). Tiber erklärte ihn zum Cäſar. Mauritius (582) würde ein vorzüglicher Regent geweſen ſein, aber für dieſe Zeiten fehlten ihm Klugheit und Entſchloſſenheit. Er hatte an den morgenländiſchen Grenzen Ruhe, welche ihm die Dank-

barkeit des Königs Coſroes II. gewährte, den er, als ſeine Unterthanen ihn vertrieben hatten, wieder auf den Thron ſetzte (591). Deſſen ungeachtet wurde der Krieg gegen die Avaren durch die Schuld des Commentiolus ſehr unglücklich geführt. Das Heer war mißvergnügt, und wurde bald durch unzeitige Strenge und Sparſamkeit, bald wieder durch furchtſame Nachgiebigkeit aufgereizt. Es rief endlich einen ſeiner Offiziere, den Phocas, zum Kaiſer aus. Mauritius wurde auf der Flucht eingeholt und getödtet (602). Phocas Laſter und geringe Regentenfähigkeiten führten im Innern die größte Zerrüttung herbei. Heraclius, der Sohn des Statthalters in Afrika, griff zu den Waffen, nahm Conſtantinopel ein, und ließ Phocas hinrichten (610). Er that ſich nur in der kurzen Periode des perſiſchen Krieges hervor. Während der erſten zwölf Jahre ſeiner Regierung plünderten die Avaren und andere donauiſche Völker die europäiſchen Provinzen, und die Perſer eroberten die Küſten Syriens und Aegypten. Als es ihm endlich gelungen war, die Avaren zu befriedigen, zog er ſelbſt gegen die Perſer (622) und ſchlug ſie glücklich zurück, während die aufs Neue feindlich aufgeſtandenen Avaren Conſtantinopel vergebens angriffen (626). Unterſtützt von dem Aufruhr gegen Coſroes drang er bis in das Innere Perſiens ein. In dem mit Siroes geſchloſſenen Frieden erhielt er die verlornen Provinzen und das heilige Kreuz zurück. Die Araber aber, die inzwiſchen unter Mahomed und den Kalifen mächtig geworden waren, eroberten unter ſeiner Regierung Phönicien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten (631 bis 641). Unter ſeinen Nachkommen war kein einziger würdiger Regent. Ihm folgte ſein Sohn Conſtantin III., wahrſcheinlich in Gemeinſchaft mit ſeinem Stiefbruder Heracleonas (641). Der erſte ſtarb bald und letzterer verlor die Krone in einem Aufruhr und ward außerdem verſtümmelt. Darauf erhielt Conſtans, des Conſtantin Sohn, den Thron (642). Blutiger Verfolgungsgeiſt und die Ermordung ſeines Bruders Theodoſius (650) machten ihn dem Volke verhaßt. Die Araber, ihre Eroberungen fortſetzend, entriſſen ihm einen Theil von Afrika, Cypern und Rhodus, und ſchlugen ihn ſelbſt zur See (653). Innere Streitigkeiten nöthigten ihn zum Frieden. Er verließ darauf Conſtantinopel (659) und führte in dem folgenden Jahre gegen die Longobarden in Italien einen unglücklichen Krieg, in welchem er zu Syrakus das Leben verlor (660). Conſtantin IV., Pogonat, des Conſtans Sohn, überwand den ſyrakuſaniſchen Gegenkaiſer Mezizius und theilte anfangs mit ſeinen Brüdern, Tiberius und Heraclius, die Regierung. Die Araber überſchwemmten ganz Afrika und Sicilien, brachen durch Klein-Aſien in Thrazien ein, und griffen Conſtantinopel mehrere Jahre hinter einander zur See an (669). Dennoch erhielt er von ihnen einen guten Frieden; dagegen nöthigten ihn die Bulgaren zu einem Tribut (680). Juſtinian II., ſein Sohn und Nachfolger (685), ſchwächte die Maroniten; unglücklich aber kriegte er gegen die Bulgaren (683) und gegen die Araber (692). Leonitius ſetzte dieſen grauſamen Fürſten ab und ſandte ihn verſtümmelt nach dem tauriſchen Cherſones (695). Leonitius aber wurde wieder von Apſimar oder Tiber III. abgeſetzt (698) und dieſen überwand der König von Bulgarien, Trebelius, welcher Juſtinian wieder auf den Thron ſetzte (705); allein aufs Neue empörte ſich gegen ihn Philippicus Bardanes. Mit Juſtinian II. erloſch des Heraclius Stamm. Philippinus einzige Sorge war, die Beförderung des Monotheismus, während die Araber Klein-Aſien und Thrazien verwüſteten. Gegen den

allgemein gehaßten Fürſten riefen die verſchiedenen Heere ihre Anführer zu Kaiſern aus, unter denen Leo, ein Iſaurier, die Oberhand behielt (713 bis 714). Leo trieb die Araber von Conſtantinopel, das ſie faſt zwei Jahre angegriffen, zurück, und dämpfte den von Baſilius und dem vorigen Kaiſer Anaſtaſius angeregten Aufſtand. Seit 726 beſchäftigte ihn die Aufhebung des Bilderdienſtes. Die italieniſchen Provinzen wurden darüber ein Raub der Longobarden, und die Araber plünderten die morgenländiſchen Provinzen. Nach ſeinem Tode (741) beſtieg ſein Sohn, Conſtantin V., den Thron, ein tapferer, thätiger und edler Fürſt. Er bezwang ſeinen aufrühreriſchen Schwager Artabasdus, entriß den Arabern einen Theil Syriens und Armeniens, und überwand zuletzt auch noch die Bulgaren, gegen die er lange unglücklich geweſen. Er ſtarb 775. Ihm folgte ſein Sohn Leo III., der nicht unglücklich gegen die Araber focht; und dieſem ſein Sohn, Conſtantin VI. (780), deſſen herrſchſüchtige Mutter als Vormünderin und Mitregentin ſich durch Wiedereinführung des Bilderdienſtes eine mächtige Partei machte. Er ſtrebte umſonſt, ſich von ihrer und ihres Lieblings Stauratius Abhängigkeit loszumachen, und ſtarb (766), nachdem er geblendet worden. Gegen die Araber und Bulgaren wurde inzwiſchen der Krieg ziemlich glücklich geführt; doch endigte er gegen die erſten unglücklich. Der Plan der Kaiſerin, ſich mit Carl dem Großen zu vermählen, erregte das Mißvergnügen der Großen, welche den Patrizier Nicephorus auf den Thron ſetzten (802). Irene ſtarb in einem Kloſter. Nicephorus ward den Arabern zinsbar, und blieb gegen die Bulgaren (811). Stauratius, ſein Sohn, verlor die Krone an Michael I., ſo wie dieſer wieder an Leo IV. (813), Leo wurde abgeſetzt und getödtet von Michael II. (826). Die Araber entriſſen ihm Sicilien, Unter-Italien, Creta und andere Länder. Er verfolgte den Bilderdienſt; ſo auch ſein Sohn Theophilus. Theodora, Vormünderin ſeines Sohns, Michaels III., endigte den Bilderſtreit (841). Während einer grauſamen Verfolgung der Manichäer verwüſteten die Araber die aſiatiſchen Provinzen. Der ausſchweifende und verſchwenderiſche Michael nöthigte ſeine Mutter, in ein Kloſter zu gehen. Die Regierung führte ſtatt ſeiner Bardas, ſein Oheim, und nach deſſen Ermordung Baſilius, der Michaeln umbrachte (867), Baſilius I. war kein ganz verwerflicher Regent (886). Seines gelehrten Sohns, Leo's V., Regierung war nicht glücklich (911). Ueber Conſtantin VIII., Porphyrogennet, ſeinen Sohn, war der Mitkaiſer Alexander Vormund, und nach deſſen Tode (912) ſeine Mutter Zoe. Romanus Lacopenus, ſein Feldherr, zwang ihn (919), den Thron mit ihm und ſeinen Kindern zu theilen. Jener aber bemächtigte ſich deſſelben wieder allein, und regierte mild aber ſchwach. Sein Sohn Romanus II. (939) focht glücklich gegen die Araber. Ihm folgte (963) ſein Feldherr Nicephorus, den ſein General Johannes Tzimiskes tödtete (970), welcher die Ruſſen glücklich bekriegte. Baſilius II., Romanus Sohn, folgte dieſem guten Regenten. Er beſiegte die Bulgaren und die Araber. Sein Bruder, Conſtantin IX. (1025), glich ihm nicht. Durch deſſen Tochter Zoe beſtieg Romanus III. den Thron (1028). Dieſe ausſchweifende, aber ſtaatskluge Fürſtin, ließ ihren Gemahl hinrichten und erhob nach einander auf den Thron: Michael IV. (1034), Michael V. (1041) und Conſtantin X. (1042). Ruſſen, Patzinazen und Araber verheerten indeß das Reich. Nach ihr ward ihre Schweſter, Theodora, zur Kaiſerin gewählt (1053). Ihr Nachfolger, Michael VI. (1054), ward von Iſaac Comnenus abgeſetzt,

Dieſer wurde (1059) Mönch. Sein Nachfolger, Conſtantin XI. Ducas, focht glücklich mit den Uzen. Eudocia, ſeine Gemahlin, Vormünderin ſeiner Söhne, Michael, Andronicus und Conſtantin (1067) heirathete Romanus IV., und gab ihm dadurch die Krone. Dieſer focht unglücklich gegen die Türken, die ihn eine Zeit lang gefangen hielten. Michael VII., Conſtantins Sohn, raubte ihm den Thron (1071). Dieſen entthronte Nicephorus III. (1078) und dieſen Alexius I. Comnenus (1081). Unter ihm begannen die Kreuzzüge. Sein Sohn, Johann II. (1118), focht ſehr glücklich gegen die Türken; Patzinazen u. A. Auch ſein Sohn Manuel I. (1143) regierte nicht unglücklich. Deſſen Sohn, Alexius II. (1180) entthronte ſein Vormund Andronicus, und dieſen wiederum Iſaac (1185). Nach einer von außen und innen unruhigen Regierung ſtieß Alexius III. ſeinen Bruder, Iſaac II., vom Throne (1195); zwar ſetzten die Kreuzfahrer ihn und ſeinen Sohn Alexius IV. wieder ein, aber die unruhigen Conſtantinopolitaner riefen Alexius V., Ducas Murzuphlus, zum Kaiſer aus, welcher Alexius IV. ermordete. Zugleich ſtarb Iſaac II. Während der letzten Regierungen hatten die Könige von Sicilien an der Küſte des adriatiſchen Meeres viele Eroberungen gemacht. Jetzt rückten die Lateiner wieder vor Conſtantinopel (1204), eroberten die Stadt, und behielten ſie ſich vor, wie die meiſten europäiſchen Länder des Reichs. Balduin, Graf von Flandern, ward Kaiſer; Bonifaz, Markgraf von Montferrat, erhielt Theſſalonich als ein Königreich, und die Venetianer ſehr große Länder. In Attalia, Rhodus, Philadelphia, Corinth und Epirus entſtanden beſondere Deſpoten. Theodor Lascaris riß die aſiatiſchen Provinzen an ſich, führte zu Nicäa den Kaiſertitel, und war anfangs mächtiger als Balduin. Comnenus Alexius errichtete zu Trapezunt ein Fürſtenthum, in welchem ſein Urenkel Johann den Kaiſertitel annahm. Weder Balduin noch ſeine Nachfolger konnten den ſchwankenden Thron befeſtigen. Er ſelbſt ſtarb in der Gefangenſchaft der Bulgaren (1206). Ihm folgten Heinrich, ſein Bruder, Peter, deſſen Schwager, und Robert, deſſen Sohn (1221). Bis auf Conſtantinopel wurden alle Länder von dem nicäiſchen Kaiſer Johann erobert, ſo auch Theſſalonich. Balduin II., Roberts Bruder, unter der Vormundſchaft und Mitregentſchaft Johanns von Brienne, Königs von Jeruſalem, ſtarb 1237, Michael Paläologus, König von Nicäa, eroberte Conſtantinopel (1261) und Balduin ſtarb im Abendlande als Privatmann. Zu Nicäa regierte bis dahin: Theodor Laſcaris (1204), Johann Ducas Patatzes, ein guter Regent und glücklicher Krieger (1222), Theodor II., ſein Sohn (1259), welchem Michael Paläologus die Krone raubte. Michael vereinigte ſich mit der lateiniſchen Kirche, allein ſchon ſein Sohn Andronicus II. (1282) entſagte ihr wieder. Innere Unruhen und äußere Kriege, beſonders gegen die Türken, zerrütteten das ſchwache Reich. Andronicus II., ſein Enkel, nöthigte ihn, den Thron mit ihm zu theilen (1322) und raubte denſelben ihm endlich ganz. Andronicus ſtarb als Mönch (1328). Andronicus III., der in demſelben Jahre den Thron beſtieg, focht gegen die Türken unglücklich und ſtarb 1341. Sein Sohn, Johann, mußte den Thron mit ſeinem Vormunde, Johann Cantacuzen, zehn Jahre theilen. Auch deſſen Sohn, Matthäus, ward zum Kaiſer ernannt. Doch legte jener freiwillig, dieſer gezwungen die Krone nieder (1355). Unter Johanns Regierung faßten die Türken zuerſt feſten Fuß in Europa, und eroberten Gallipolis (1357). Die Paläologen verloren von nun an auch dieſe europäiſchen Länder, theils durch Abfall, theils an

die Türken. Sultan Murad nahm Adrianopel (1361); Bajazed nahm bis auf Conſtantinopel faſt alle europäiſchen Länder weg, und nöthigte Johann zum Tribut. Dieſen hatte auf eine Zeit lang ſein Sohn Andronicus vertrieben. Ihm folgte ſein zweiter Sohn, Manuel (1391). Bajazed belagerte Conſtantinopel, ſchlug eine abendländiſche Armee unter Sigismund bei Nicopolis (1396) und nöthigte Manuel, das Reich mit Johann, Andronicus Sohne, zu theilen, oder an ihn abzutreten. Timurs Einfall in die türkiſchen Provinzen rettete dießmal Conſtantinopel (1402). Manuel erhielt damals ſeinen Thron völlig zurück, und eroberte von Bajazeds uneinigen Söhnen ſelbſt einige verlorene Provinzen wieder. Ihm folgte Johann, ſein Sohn (1425), dem Murad II. alle Länder bis auf Conſtantinopel nahm und Tribut auflegte (1444). Dem Kaiſer Johann folgte ſein Bruder Conſtantin. Tapfer doch fruchtlos widerſtand er mit ſeinem Feldherrn, dem Genueſer Juſtinian, der Uebermacht und blieb heldenmüthig bei der Vertheidigung Conſtantinopels, durch deſſen Eroberung am 29. Mai 1453 Mahomed II. dem griechiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerthum, dieſem Zweige des römiſchen Reichs, ein Ende machte. Im J. 1461 unterwarf ſich auch David Comnenus, Kaiſer von Trapezunt, und trat in den Privatſtand zurück.

**Byzantiniſche Schriftſteller**, oder vielmehr, wegen der größern Wichtigkeit ihrer hiſtoriſchen Werke, **byzantiniſche Geſchichtſchreiber**. Sie beginnen von Conſtantin dem Großen, und enden kurz nach der Eroberung von Conſtantinopel im Jahre 1453. Vier von ihnen bilden, ſich ergänzend, eine fortlaufende Geſchichte bis zum Jahre 1470, nämlich 1. Zonaras, 2. Nicetas Acominatus Choniates, 3. Nicephorus Gregoras, 4. Laonikus, oder Nikolaus Chalkondylae von Athen. Dieſe vier Hiſtoriker bilden eine eigentliche byzantiniſche Geſchichte in ihrem Zuſammenhang. Die übrigen Autoren, die nur einzelne Theile der byzantiniſchen Geſchichte behandelt haben, findet man faſt alle im Corpus byzantinum, welches 1648 ſehr prachtvoll zu Paris in der königl. Buchdruckerei in drei Foliobänden erſchienen iſt. Die merkwürdigſten unter dieſen ſind nach der Zeitfolge: 1. Prokopius aus Cäſarea, Rhetor zu Conſtantinopel. Man hat von ihm acht Bücher Geſchichten, nämlich: Persica in 4 Büchern, und Gothica in 4 Büchern, einzeln herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1607, und Geheime Geſchichte (Anecdota) in 9 Büchern, wo er ſich im Gegenſatze des erſten Werks ſehr feindſelig gegen den Kaiſer Juſtinian zeigt, herausgegeben von Reinhard, Erlangen und Leipzig 1753. 2. Agathias, ſchrieb nach Juſtinians Tode über deſſen Regierung in 5 Büchern. Herausgegeben Paris 1660. Folio. 3. Theophylactus aus Aegypten. Man hat von ihm eine Geſchichte der Thaten des Kaiſers Mauricius in 8 Büchern, bis zum Jahre 604. Paris, 1644. 4. Nicephorus, Patriarch zu Conſtantinopel, welcher mehrere gelehrte theologiſche Schriften hinterlaſſen hat. Hierher gehört ſein Breviarium historicum von der Ermordung des Kaiſers Mauricius bis zum Jahre 770. Venedig 1759. 5. Johannes Scylitzes, bekleidete mehrere Staatsämter in Conſtantinopel. Man hat von ihm einen Abriß der Geſchichte vom Jahr 811 bis auf Iſaac Comnenus 1057. In einer lateiniſchen Ueberſetzung, Venedig 1570. Daſſelbe Werk ſetzte er fort bis auf Alexander Comnenus, 1081 (noch im Manuſcript.) 6. Anna Comnena, Kaiſerin. Sie ſchrieb eine Alexias, oder ein Werk über die Thaten ihres Vaters, des Alexius Comnenus in

15 Büchern. Herausgegeben von Höſchel, Augsburg 1610. Eine vollſtändigere Ausgabe Paris, 1651. Folio. 7. Georg. Acropolita, Staatsmann in Conſtantinopel. Abriß der byzantiniſchen Geſchichte von der Eroberung Conſtantinopels durch die Lateiner (1204) bis zu deſſen Wiedereroberung (1260). Paris, 1651. 8. Georg. Pachymeres, bekleidete hohe Staats- und Kirchenämter in Conſtantinopel. Byzantiniſche Geſchichte in 13 Büchern, von der Geburt des Michael Paläologus 1158 bis zum Jahre 1308. Frankfurt, 1568. Folio. 9. Joannes Cantacuzenus, Kaiſer, byzantiniſche Geſchichte in 4 Büchern, vom Jahre 1320 bis 1354. Paris, 1645. 10. Georg. Codinus, Palaſtaufſeher in Conſtantinopel, Wir beſitzen von ihm mehrere Werke über die Alterthümer von Conſtantinopel. Das wichtigſte darunter iſt über die Aemter und Dienſte bei dem Hofe und der Kirche von Conſtantinopel. Paris, 1648. Folio. 11. Conſtantinus Porphyrogennetus, oder Porphyrogenneta, Kaiſer. Er beſchrieb das Leben ſeines Großvaters, Baſilius Macedo; herausgegeben von Johannes Meurſius. Dann beſitzen wir ein Werk von ihm über die Staatsverwaltung, an ſeinen Sohn, und über die Provinzen (θέματα) des orientaliſchen und occidentaliſchen Kaiſerthums, anderer Schriften und Sammlungen nicht zu erwähnen. Das wichtigſte von ihm iſt über die Ceremonien des byzantiniſchen Hofs; herausgegeben von Leich und Reiske, Leipzig, 1751 bis 1754. 2 Vol. 12. Ducas ſchrieb nach der Eroberung von Conſtantinopel eine byzantiniſche Geſchichte vom Jahre 1341 bis zur Eroberung von Lesbos (1462). 13. Anſelmus Bandurius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein weitläuftiges Werk über die Alterthümer von Conſtantinopel, in welchem mehrere Werke älterer Schriftſteller enthalten ſind. 14. Petrus Gillius. Von ihm haben wir 3 Bücher über die Meerenge von Conſtantinopel und 4 Bücher von der Topographie und den Alterthümern Conſtantinopels. 15. Zoſimus, ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 6 Büchern von Auguſtus bis zum Honorius. Dieſes Werk iſt beſonders für die ſpätern Epochen wichtig. Herausgegeben von Reitemeyer. Leipzig, 1784. 16. Georg Phranzes ſtarb nach Conſtantinopels Eroberung in einem Kloſter von Corfu. Man hat von ihm eine Chronik der byzantiniſchen Geſchichte in 4 Büchern vom Jahre 1401 bis 1477. Herausgegeben von Alter. Wien, 1796. Da das Leben dieſer Schriftſteller in die ganz geſunkenen Zeiten der griechiſchen Literatur fällt, ſo kann man leicht denken, daß ſie weniger den Geſchmack, als die Wißbegierde befriedigen. Denn wiewohl ſich eine gewiſſe Liebe zur Gelehrſamkeit noch ſpät im friedlichen und kunſtliebenden Conſtantinopel erhielt, ſo war doch die Blüthe längſt dahin, und todte Künſtelei und Nachahmungsſucht waren an die Stelle der lebendigen Darſtellung getreten. Auch die beſten unter ihnen, wie Prokopius und Zoſimus, bedienen ſich barbariſcher Wörter und Redensarten, und man kann zu ihrem vollſtändigen Verſtändniß der neugriechiſchen Gloſſarien nicht gänzlich entbehren. Doch bleiben ſie ſtets von großer Wichtigkeit. bb.

Byzanz, Byzantium, alſo benannt von ſeinem erſten Erbauer Byzas, und am thraziſchen Bosporus auf einem dreieckigen Vorgebirge gelegen, das heutige Conſtantinopel und ſchon im Alterthum eine blühende Stadt. Sie war eine griechiſche Colonie, von den Megarenſern gegründet und in der Folge von Mileſiern und andern griechiſchen Völkern erweitert und verſchönert. Neben ihr

befand ſich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, welche drei Häfen bildete. Die ſchöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünſtigte den Handel ungemein, und ſetzte ſie in den Stand, den Handel Anderer nach dem ſchwarzen Meere einzuſchränken und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Wenn alles dieß den Reichthum der Stadt ſehr vermehrte, ſo mußte ſie doch auch vielfach von den Anfällen der Thrazier, Bithynier, Gallier und ſelbſt der Griechen leiden, die ſie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Beſonders hart ward ſie im peloponneſiſchen Kriege mitgenommen. Nach demſelben aber gewann ſie wieder, und unter den Kaiſern begann ihr höchſter Flor. Seit Conſtantin ward ſie die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz des Regenten, welche ſich bemühten, ihr den Glanz des alten Roms zu geben. Sie wurde, wie Rom, in vierzehn Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum romanum, einen Circus maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom dahin brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt ſie mancherlei Veränderungen. (Vergl. Conſtantinopel.)

# C. *)

C, der dritte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher vor a, o und u wie k, vor e und i wie z lautet. In der Muſik bezeichnet C: 1. die erſte Klangſtufe in jeder der vier Octaven unſers Tonſyſtems. Von ihm, als dem Grundtone, geht daſſelbe aus (vergl. Ton, Tonart); 2. den Vierviertel-, und wenn es durchſtrichen iſt, den Zweizweiteltact; 3. einen Notenſchlüſſel. (S. Schlüſſel.)

Cabale. Der Begriff dieſes Wortes iſt bekannt genug, weniger aber ſein Urſprung. Man nannte aber in England Cabal das berüchtigte engliſche Miniſterium unter Carl II., welches aus den fünf ſchändlichen Männern Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, beſtand, deren Anfangsbuchſtaben, zuſammengeſetzt, dieſes Wort (Cabal) bilden. (S. Carl II.)

Cabanis (Pierre Jean George). Dieſer verdienſtvolle Arzt, Philoſoph und Literator war zu Cognac im J. 1757 geboren. Als 14jähriger Jüngling kam er nach Paris, wo er ſich mit dem größten Eifer den Wiſſenſchaften widmete. Schon im 16ten Jahr erhielt er eine Secretärſtelle bei einem polniſchen Magnaten, der ſich in Paris befand. Er kam nach Polen, war Zeuge des ſtürmiſchen Reichstags von 1773, der ihn mit Schwermuth und Verachtung gegen die Menſchen erfüllte, und kehrte nach zwei Jahren nach Paris zurück. Da die franzöſiſche Akademie für die Ueberſetzung eines Fragments aus dem Homer einen Preis ausgeſetzt hatte, wagte er nicht nur unter die Bewerber zu treten, ſondern er beſchloß, die ganze Iliade zu überſetzen. Die beiden Bruchſtücke, die er der Akademie vorlegte, blieben zwar von derſelben unbeachtet, aber geſchmackvolle Männer urtheilten anders, und er erhielt von vielen

*) Wenn der Leſer Artikel, welche in den Plan dieſes Werks gehören, vergebens unter dieſem Buchſtaben ſuchen ſollte, ſo wird er dieſelben unter dem K finden.

Seiten Beifall. Seine Geſundheit hatte durch die anhaltenden Studien gelitten, und weil ein Entſchluß für die Zukunft gefaßt werden mußte, entſchied er ſich endlich für die Medicin. Der geſchickte Arzt Dubreuil war ſein Lehrer und Rathgeber. Um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, rieth ihm dieſer an, aufs Land zu ziehen. Cabanis wählte das nahe bei Paris gelegene Auteuil. Hier machte er die Bekanntſchaft der Madame Helvetius. Bei ihr ward er mit Holbach, Franklin und Jefferſon bekannt, und gewann die Freundſchaft von Condillac, Türgot und Thomas. Dieſer und Holbach machten ihn mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und andern Gelehrten vom erſten Range bekannt. Indeß hatte ſich Cabanis ganz ſeinen Berufsgeſchäften gewidmet und den ſchönen Wiſſenſchaften entſagt. In ſeinem Serment d'un médecin nahm er im Jahre 1783 förmlich Abſchied von ihnen, und befeſtigte ſich in dieſen Geſinnungen, je mehr die Revolution ſich näherte. Bei ihrem Ausbruche bekannte er ſich zu ihren Grundſätzen, aber er verabſcheute die Greuel, durch welche ſie befleckt wurde. Gleiche Meinungen hatten ihn mit Mirabeau zuſammengeführt. Das Genie dieſes außerordentlichen Mannes, der die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften in ſich vereinigte, und Lob und Tadel in gleichem Maße verdiente, bemächtigte ſich ſeines argloſen Herzens, und zog ihn in ein Bündniß, über welches Cabanis vielfältig angefochten wurde. Mirabeau verſtand meiſterhaft die Kunſt, ſich mit fremden Arbeiten zu ſchmücken, und bekam von ihm die Schrift über die öffentliche Erziehung, die nach ſeines Freundes Tode Cabanis ſelbſt 1791 herausgab. Eine noch innigere Freundſchaft hatte er mit Condorcet geſchloſſen. Er ſtarb als Mitglied des Senats am 5. Mai 1808.

**Cabarrus** (François, Graf von), war 1752 zu Bayonne geboren, und von ſeinem Vater, einem ausgezeichneten Kaufmann, ebenfalls zur Handlung beſtimmt. Nachdem er zu London und Toulouſe unterrichtet worden, ſchickte ihn ſein Vater zu einem ſeiner Handelsfreunde, Galabert, nach Saragoſſa, deſſen Tochter er wider den Willen beider Familien heimlich, im J. 1772, heirathete. Doch etablirte ihn ſein Schwiegervater zu Caravanchel in einer Seifenfabrik, deren Direction er ihm übertrug. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, ſich mit mehrern Gelehrten daſelbſt, und namentlich mit dem Abbé Guevara, dem Verfaſſer der Zeitung von Madrid, in Verbindung zu ſetzen, der ihn mit dem Grafen von Campomanes und dem P. Olavides bekannt macht. Dadurch und durch die Zeitumſtände entwickelten ſich in ihm ehrſüchtige hochſtrebende Plane. Der nordmerikaniſche Krieg, an dem Spanien gegen England Theil nehmen mußte, beraubte dieß Land des Gebrauchs ſeiner Hülfsquellen in Amerika, und Cabarrus, der von dem Finanzminiſter in dem höchſten Drange der Umſtände um Rath gefragt worden, ſchlug vor, ein Intereſſen tragendes Papiergeld zu creiren; dem gemäß wurden zehn Millionen Piaſter in Umlauf geſetzt, und da ſie bald beſſer als baares Geld ſtanden, gewann Cabarrus das entſchiedenſte Anſehn. Darauf errichtete er die Bank di San Carlos 1782, deren Director er ward, und eine Handlungscompagnie der Philippinen im J. 1785. Cabarras wurde Finanzrath. Nach Carls III. Tode, im J. 1788, fiel er aber in Ungnade. Florida Blanca ward Miniſter und Lerena klagte ihn ſogar an, und bewirkte 1790 ſeine Verhaftung. Erſt 1792 ward er freigeſprochen, entſchädigt und zum Grafen erhoben. Als ernannter bevollmächtigter Miniſter des Königs von Spanien bei dem Friedenscongreß ward er

den 8. Juni 1797 dem Vollziehungsdirectorium in dieſer Eigenſchaft vorgeſtellt. Bei ſeiner Rückkunft nach Spanien hatte er vielen Antheil an den Veränderungen, die im Miniſterium vorgenommen wurden. Von neuem zum Botſchafter nach Frankreich beſtimmt, wurde er vom Directorium nicht angenommen, weil er ein geborner Franzoſe ſei. Er verließ Paris und begab ſich in Geſchäften nach Holland. Der König berief ihn abermals zum Miniſterium der Finanzen, ſchenkte ihm den ſchmeichelhafteſten Empfang und ſechs Millionen Realen. Er fiel aber von neuem in Ungnade, machte 1803 mehrere Reiſen nach Paris, und ſtarb den 27. April 1810 als ſpaniſcher Finanzminiſter, zu welcher Stelle ihn Joſeph Buonaparte erhoben hatte. Seine Tochter, eine durch Schönheit und Talente gleich berühmte Dame (vergl. Reichardts Briefe aus Paris), die aus Dankbarkeit in der Schreckensepoche den ſonſt vielfach berüchtigten *Tallien* geheirathet hatte, aber ſpäter von ihm geſchieden wurde, vermählte ſich in zweiter Ehe mit dem Grafen *von Caraman*, iſt aber Witwe und lebt in Paris.

Cabbala. Der Name *Cabbala*, welcher durch *mündliche Ueberlieferung* verdeutſcht wird, bezeichnet bei den Juden bald die Lehre von den Propheten, bald die voralterlichen Sagen, bald aber, und zwar vorzüglich, die myſtiſche Philoſophie. Der Name Cabbala iſt ſo alt nicht; was aber die cabbaliſtiſche Philoſophie betrifft, ſo ſind die Meinungen der Gelehrten über den Urſprung derſelben ſehr verſchieden. Die Juden leiten die cabbaliſtiſchen Geheimniſſe aus den älteſten Zeiten ihres Volks, ja von Adam ſelbſt her. Wenn aber auch bei den Hebräern ſchon in den früheſten Zeiten ein *geheimer Unterricht* Statt gefunden hat, ſo iſt dieſes doch nur in gottesdienſtlichen Sachen der Fall geweſen. Was indeß die philoſophiſche Cabbala betrifft, ſo iſt der Urſprung derſelben in Aegypten zu ſuchen, und von den Zeiten des *Simeon Schetachides* an zu rechnen, welcher ſie aus Aegypten nach Paläſtina gebracht hat. Erſt im 2. Jahrhunderte wurde ſie niedergeſchrieben, damit ſie mit der Zerſtreuung des jüdiſchen Volks nicht verloren gehen möchte. Die neuern Ausleger haben viel Fremdartiges eingemiſcht. Man theilt die Cabbala in die *ſymboliſche* und *reale*. Die *ſymboliſche* beſchäftigt ſich vorzüglich mit *Buchſtaben*, denen ſie geheimnißvolle Bedeutungen gibt; die *reale*, welche der *ſymboliſchen* entgegengeſetzt wird, und *Lehren* begreift, wird wieder in die *theoretiſche* und *practiſche* eingetheilt. Die *theoretiſche* ſucht die heilige Schrift nach den geheimen Ueberlieferungen zu erklären, und ein philoſophiſches Syſtem der Metaphyſik, Phyſik und Pneumatik aus derſelben aufzuſtellen; die *practiſche* hingegen verſpricht uns eine Wiſſenſchaft, *Wunder zu thun*, und zwar blos durch eine künſtliche Anwendung der göttlichen Namen und Sprüche in der heiligen Schrift. Nach dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften ſtudirten viele gelehrte Männer die Cabbala. Unter den neuern Cabbaliſten ſind vorzüglich *Heinrich Morus* und *Chriſtian Knorr* berühmt, welcher letztere das Vornehmſte aus den cabbaliſtiſchen Schriften in zwei lateiniſchen Quartanten zuſammengetragen hat.

*Cabinet*, bedeutet eigentlich ein kleineres Zimmer neben einem größern, wird aber noch auf mehrere weitere Begriffe ausgedehnt. Sein nächſter Sinn iſt der zurückgezogenſte Ort im ſchönſten Theile eines Privatgebäudes, entweder zum Arbeiten, oder zur beſondern Unterhaltung, oder zur Aufbewahrung koſtbarer Sachen beſtimmt. —

In einer Fürſtenwohnung iſt das Cabinet das Gemach, welches der Regent für ſeine Perſon ausſchließlich bewohnt; dann aber auch das Zimmer, in welchem er die Regierungsgeſchäfte bearbeitet, ſeine geheimen Räthe hört, und aus welchem ſeine Beſchlüſſe ausgehn. Daher gilt Cabinet auch für die Regierung, beſonders in politiſcher Hinſicht. „Das Londner, Wiener Cabinet, das Cabinet von St. Cloud, der Tuilerien ꝛc.“ Manche Chargen, deren Geſchäfte den Zutritt in das Cabinet verſchaffen, erhalten davon ihr Prädicat: „Cabinetsrath, Cabinetsſecretär.“ — Endlich iſt Cabinet jeder Theil eines Gebäudes, oder jedes Gebäude, oder mehrere Gebäude, worin Koſtbarkeiten aus dem Natur- oder Kunſtreiche aufbewahrt werden, als Gemählde, Pflanzen, todte Thiere, Münzen, Foſſilien, Seltenheiten aller Art; und, durch Metonymie, dieſe Sammlungen ſelbſt: das Münz-, das Naturalien-Cabinet u. ſ. w. Da man nur vorzügliche Stücke in dergleichen Sammlungen aufnimmt, ſo nennt man ein ausgezeichnetes ſchönes Kunſt- (auch zuweilen Natur-) Werk: ein Cabinetsſtück, und einen Künſtler, der beſonders vortreffliche Arbeiten liefert, z. B. einen Mahler, einen Cabinetsmahler.

**Cabinetsbefehle**, ſ. **Cabinet**, und in Beziehung auf **England** ſ. **Continental-Syſtem** und **Großbritannien**.

**Cabochon**, ein Edelſtein, beſonders ein Rubin, der zwar ſchon geſchliffen, aber noch nicht gehörig geformt iſt.

**Cabot** (Sebaſtiano), eigentlich **Cabotto**, ein berühmter Seefahrer und Entdecker, ſo wenig es auch möglich iſt, ſeine Reiſen und Entdeckungen mit Beſtimmtheit anzugeben. Sein Vater, Giovanni Cabotto, ein Venetianer, war nach England gegangen, um Heinrich VII. ſeine Dienſte anzubieten, die auch angenommen wurden. Von ſeinen Seereiſen aber wiſſen wir nichts. Sein zweiter Sohn war Sebaſtian, geboren zu Briſtol 1477. Er machte mehrere Reiſen. Nach der gewöhnlichen Meinung entdeckte er am 24. Juni 1497 die Oſtküſte von Neufundland. Im J. 1526 trat er in ſpaniſche Dienſte, in welchen er ebenfalls Reiſen machte, und namentlich den Plataſtrom befuhr. In ſeinem Alter kehrte er nach England zurück, wo er als königlicher Oberpilot und Gouverneur der Geſellſchaft zur Entdeckung unbekannter Länder ſtarb.

**Cabotage**, die Fahrt an den Küſten von einem Hafen zum andern, bei der man die hohe See vermeidet; auch die Kenntniß der Küſten, und der Handel, der an den Seeküſten getrieben wird. — **Cabotier**, ein plattes Fahrzeug, das an den Küſten gebraucht wird, ein Küſtenfahrer. — **Cabotiren**, die Küſten befahren, oder Küſtenhandel treiben.

**Cacadu**, eine Art Papagei, weiß von Farbe, mit einem hohen Federbuſche geziert. Er wohnt in Oſtindien und auf den nahe liegenden Inſeln. In Europa wird er in vornehmen Häuſern häufig gehalten, weil er poſſirlich iſt; zum Sprechen hat er wenig Anlage.

**Cacao**, **Cacaobohnen** nennt man die Früchte eines Baums (theobroma cacao) auf einigen weſtindiſchen Inſeln und in dem zwiſchen den Wendekreiſen gelegenen Theile von Amerika, welche einen ſehr angenehmen bittern Geſchmack und ſehr viel Oel beſitzen, und zur Grundlage der Chocolade angewendet werden. **Cacaobutter** iſt das ausgepreßte Oel der Cacaobohnen und bildet eine Art Seife.

**Cachet** (Lettres de), geheime Verhaftsbefehle, vermöge welcher von den ehemaligen Königen von Frankreich Jedermann nach Be-

lieben eingekerkert oder an einen gewiſſen Ort verwieſen werden konnte, ohne eine Urſache davon anzugeben. Die erſte Anwendung derſelben ſchreibt man dem unter dem Miniſterium des Cardinals Richelieu ſo berüchtigten Capuciner, Pater Joſeph, zu.

Cacherie heißt wörtlich eine üble, krankhafte Diſpoſition und wird beſonders von demjenigen Zuſtande des Körpers gebraucht, der ſeine Ernährung herabgeſetzt und verderbt. Sie äußert ſich durch Abmagerung und weißfarbiges Anſehn der Haut, und geſellt ſich zu vielen, beſonders chroniſchen Krankheiten. Daher nennen wir cachektiſch ſolche Perſonen, deren übles Ausſehen, blaſſe, gelbliche, erdfahle Hautfarbe auf ein inneres Uebelbefinden ſchließen läßt.

Cäcilie, (die heilige) wird für die Erfinderin der Orgel ausgegeben und als Schutzpatronin der Muſik verehrt. Dieſe fromme Jungfrau ſollte, nach der Legende, die Gattin eines heidniſchen Jünglings, Valerian, werden; allein ſie wollte im jungfräulichen Stande bleiben und fürchtete ihre Hochzeit. Am Tage derſelben betete ſie nur um göttliche Hülfe, nicht achtend auf die Feierklänge der hochzeitlichen Muſik (cantantibus organis illa in corde suo soli Domino decantabat). Es gelang ihr, den Bräutigam und deſſen Bruder zu bekehren, und im Jahre 220 ſoll ſie den Märtyrertod erlitten haben. Daß in ihrer Legende der Ausdruck organa, muſikaliſche Inſtrumente, vorkam, dieſer Umſtand wurde ergriffen, und ſie zur Heiligen der Muſik gemacht; die Orgeln aber ſind weit jüngern Urſprungs. Wie dem indeß ſei, ſo hat dieſer Mönchsirrthum eine ſchöne chriſtliche Muſe geſchaffen, den heiligen Geſang chriſtlicher Andacht gleichſam perſonificirt, und dadurch den Künſten einen ſchönen Stoff geboten, wie dem großen Rafael zu einem in Bologna befindlichen Gemählde. So hat auch ihr Tag, der den 22. November beſonders zu London und Paris gefeiert wird, ſchönen Wetteifer unter Dichtern und Muſikern veranlaßt. Die größten engliſchen Dichter haben gewetteifert, dieſes Feſt durch Lobgeſänge auf die Tonkunſt zu verherrlichen, namentlich Dryden, Pope, Addiſon, Congreve. F.

Cacodämon, ſ. Agathodämon.

Cacus, ein furchtbarer Räuber in Italien, der Schrecken des aventiniſchen Waldes, der Umwohnenden und Fremden, ein ungeheurer, und nach Einigen auch feuerſpeiender Rieſe von übermäßiger Kraft und ſchrecklicher Geſtalt, war ein Sohn Vulkans. Eine ungeheure Höhle mit langen Windungen war ſeine Wohnung, über deren Eingange Köpfe und Arme der Erſchlagenen hingen, und die er mit einem Steine verſchloß, den 20 Paar Stiere nicht fortbewegen konnten. Als Herkules des Geryon Rinder durch Italien trieb, raubte ihm Cacus einige derſelben, und führte ſie, um die Spur zu verbergen, rückwärts in die Höhle. Aber das Gebrüll verrieth ſie, worauf Herkules den Räuber ergriff, und nach einem ſchrecklichen Kampfe (ſ. Virgils Aeneide im 8. Buche) mit der Keule erſchlug. Zum Dank errichtete Herkules die Ara maxima, Evander aber nebſt ſeinen Arcadiern erwieſen dem Hercules als ihrem Wohlthäter göttliche Ehre.

Cada Moſto oder Ca da Moſto (Luigi da), geboren zu Venedig gegen das J. 1432, widmete ſich nach einer ſorgfältigen Erziehung dem Handel, und machte mehrere Reiſen im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere. Am 8. Aug. 1454 reiſete er auf dem Schiffe ſeines Landsmannes, des Marco Zen, nach Flandern. Widrige Winde hielten ihren Lauf in der Straße von Gibraltar auf, und ſie waren genöthigt, bei dem Cap St. Vincent anzulegen, wo in der Einſam-

keit der Prinz Heinrich ſeinen Studien oblag und ſich mit der Entdeckung der afrikaniſchen Küſten beſchäftigte. Cada Moſto, ein Jüngling voll Unternehmungsgeiſt, ging in die Plane dieſes Fürſten ein, bot demſelben ſeine Dienſte an und erhielt ein Fahrzeug von 90 Tonnen, auf welchem ein portugieſiſcher Patron angeſtellt war. Am 22. März 1455 reiſete er von Lagos ab, verweilte zu Porto-Santo, dann zu Madera und legte auf den canariſchen Inſeln bei Gomera an; die Eiſen- und Palmeninſeln berührte er nur. Darauf kam ihm das weiße Vorgebirge zu Geſicht; er paſſirte Arguin, wo 1445 der Prinz Heinrich eine Niederlaſſung angelegt hatte, und lief von da in den ſeit fünf Jahren entdeckten Senegal ein. Cada Moſto fuhr in ſüdlicher Richtung an der Küſte hin, und verweilte bei dem Fürſten Damel, deſſen Staaten ſich vom Senegal bis zum grünen Vorgebirge erſtreckten. Nachdem er Gold und Sclaven eingehandelt hatte, richtete er ſeinen Lauf nach dem im letzten Jahre entdeckten grünen Vorgebirge. Hier vereinigte er ſich mit zwei andern Entdeckungsſchiffen des Prinzen Heinrichs, welche von Antonietto Uſo, einem genueſiſchen Edelmann, und von einem Stallmeiſter dieſes Fürſten geführt wurden. Sie ſetzten ihre Reiſe längs der unbekannten Küſte hin fort, worüber Cada Moſto die intereſſanteſten Nachrichten gibt. Endlich kamen ſie an die Mündungen des Gambia, deſſen Reichthümer man ihnen gerühmt hatte. Da ſie indeß von den Einwohnern feindlich angegriffen wurden, und die Schiffsmannſchaften, von der langen Reiſe ermüdet, darüber den Muth verloren, ſo ſahen ſie ſich genöthigt, nach Portugal zurückzukehren. Im Jahre 1456 machte Cada Moſto gemeinſchaftlich mit Antonietto Uſo und einem andern Portugieſen eine zweite Reiſe nach dem Gambia. Ein Windſtoß trieb ſie im Angeſicht des weißen Vorgebirges vom Lande ab, und nachdem ſie drei Tage lang gegen dieſes Ungewitter gekämpft hatten, entdeckten ſie die Inſeln des grünen Vorgebirges. Die Inſel, bei welcher ſie landeten, nannten ſie Buonaviſta, die größte aber St. Yago. Als ſie dießmal in den Gambia einliefen, wurden ſie von den Einwohnern gut aufgenommen, allein der Eintauſch des Goldes entſprach ihren Erwartungen nicht. Die drei Schiffe kamen bis zu dem Fluß Caſamanſa und dem Rio Grande, und kehrten darauf nach Portugal zurück. Cada Moſto blieb daſelbſt bis 1463, in welchem Jahre Prinz Heinrich ſtarb. Die Beſchreibung ſeiner Reiſen Prima navigazione per l'Oceano alle terre de' Negri della bassa Etiopia, di Luigi Cadamosto, Vicenza 1507 und Mailand 1519), die älteſte von den Schifffahrten der Neuern, iſt ein wahres Muſter. Es herrſcht darin eine bewundernswürdige Ordnung, die Details ſind anziehend, die Beſchreibungen klar und genau. Man erkennt allenthalben einen unterrichteten Beobachter.

**Cadenz** (Cadence, Cadenza), **Schlußfall**, **Tonſchluß**, iſt diejenige Form der Töne, welche dem Ohr das Gefühl eines Ruhepunctes oder Endpunctes gibt. Man unterſcheidet deren demnach zwei Arten: eine ſolche, nach welcher das Ohr eine Reihe der Töne ſchlechterdings für geſchloſſen, beendigt, erklären muß, und alſo keine weitere Fortſetzung derſelben erwarten kann, — dieſe iſt die **vollkommene Cadenz**; und eine ſolche, welche nur das Gefühl eines Ruhepunctes gewährt, nach welcher man alſo eine Fortſetzung der Tonreihe erhalten muß — **Halbcadenz**. Durch die erſtere werden ſowohl die Haupttheile eines Tonſtücks von einander abgeſondert, als die ganzen Tonſtücke geſchloſſen (Finalcadenz). Sie beſteht aus drei

Theilen: 1. der auf den Niederſchlag des Tactes fallenden Vorbereitung, 2. dem in den Aufſchlag des Tactes fallenden Uebergang in den Hauptton, und 3. dem eigentlichen Ruhepunct, den man auch die Cäſur des Tonſchluſſes nennt, und welcher wieder in den Niederſchlag des Tactes fällt. Damit das Ohr das Gefühl völliger Beruhigung erhalte, muß die Modulation der Töne wieder in den Hauptton zurückgeführt werden und mit dem harmoniſchen Dreiklang auf dem Grundtone endigen. Kommt der Grundton auf den Dreiklang einer Nebentonart, in welche man ausgewichen iſt, ſo entſteht eine Halbcadenz, mit welcher bloß eine Periode geſchloſſen wird. Folgt auf den Vorbereitungsaccord ſtatt des Schlußaccordes ein anderer, ſo nennt man dieß eine trügeriſche, abgebrochene, unterbrochene Cadenz, Betrugſchluß (clausula falsa, cadence rompue, cadenza d'inganno, cadenza sfuggita), weil hier das Ohr gleichſam getäuſcht oder betrogen wird, indem es etwas Anderes erwartete. Häufig verſteht man unter Cadenz auch jene freie Phantaſie, die der Sänger oder Concertſpieler, um den Hauptinhalt des Satzes nach ſeiner individuellen Empfindungsart auszudrücken, vor dem Hauptſchluſſe des Tonſtücks anbringt, wo der Schlußfall in die Haupttonart, mittelſt einer über die Dauer ihrer Gattung ausgehaltenen Note (ſ. Fermate) aufgehalten wird. Hier fällt der Sänger oder Concertſpieler mit ſeiner Phantaſie, nach einer kleinen Pauſe, ein, und entwickelt, wofern er von echtem Kunſtgefühle beſeelt iſt, entweder einen Hauptgedanken des Tonſtücks oder legt alle Hauptgedanken in ihrer Aufeinanderfolge nochmals in gedrängter Ueberſicht vor. Hierauf nähert er ſich der Vorbereitungsnote des Schluſſes und fällt gemeiniglich mit einem Triller wieder in den Hauptton des Stücks ein. Dieſe Art von Cadenz nennt man figurirte Cadenz, auch Cadenz in der Melodie, zum Unterſchied von den vorigen Arten, Cadenzen in der Harmonie. (S. Clauſel.) dd.

Cadi bedeutet im Arabiſchen einen Richter oder Rechtsgelehrten. Bei den Türken iſt Cadi der Titel eines Unterrichters, zum Unterſchied von dem Molla oder Oberrichter. Sie werden zu der Geiſtlichkeit gezählt, weil die Türken ihr Geſetz von ihrem Propheten haben.

Cadiz oder Cadix, im Königreich Sevilla, iſt die reichſte Handelsſtadt und eine der ſchönſten Städte Spaniens. Sie liegt auf dem weſtlichen Ende der langen und unförmlichen Erdzunge einer Inſel, welche Leon heißt. Der ſüdöſtliche Theil dieſer Inſel iſt durch einen ſchmalen Canal oder Arm des Meers von dem feſten Lande getrennt, aber durch die alte Brücke Suaço damit verbunden. Die Stadt iſt mit einer Mauer und unregelmäßigen Baſtionen umgeben, wie es die Beſchaffenheit des Erdbodens zugelaſſen hat. An der Südſeite kann man ihr wegen der hohen und ſteilen Ufer nicht beikommen, an der Nordſeite iſt eine Landung wegen der Sandbänke und Klippen, welche ſich unter dem Waſſer befinden, gefährlich. An der Südweſtſpitze iſt eine Reihe von Felſen, die zum Theil, wenn das Meer hoch geht, mit Waſſer bedeckt ſind, und auf der Spitze St. Sebaſtian iſt ein ſtarkes Fort zur Vertheidigung angelegt. Cadix kann alſo nur von der ſchmalſten Seite der Erdzunge angegriffen werden, und hier hat man Alles angewendet, um es gegen feindliche Angriffe ſicher zu ſtellen. Man kann demnach Cadix für eine Hauptfeſtung anſehen. Die geräumige Bay von Cadix bildet einen trefflichen Hafen, und beſteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Meerbuſen. Der erſte von dieſen Meerbuſen heißt Bahia de Cadix, der andere Bahia de Puntales. Die Oeffnung des erſten beträgt 2000 Klafter, die

des zweiten aber nur 500 Klafter. Dieſe Oeffnungen, ſo wie überhaupt der Hafen und die Stadt werden durch die Forts St. Catharina, St Sebaſtian, Chiclane, Matagorda, Puntales und Fort Luis vertheidigt. Die Bahia de Cadix iſt der allgemeine Hafen der Kauffahrteiſchiffe, die Bahia de Puntales aber der Hafen der Kriegsſchiffe und der nach Amerika gehenden und von da herkommenden Kauffahrteiſchiffe, denn die Schiffe fremder Nationen durften daſelbſt nicht einlaufen. In Anſehung der Kriegsmarine galt Cadix immer für einen Hauptplatz und nach Bourgoins Meinung war es der vollſtändigſte Seeplatz von ganz Europa. Die Stadt iſt ſeit dem Jahre 1786 ſehr erweitert, verſchönert und mit geſchmackvollen neuen Gebäuden verſehen worden. Sie hat ein Bisthum, eine alte und eine ungemein prächtige neue Kathedralkirche, dreizehn Klöſter, eine Steuermanns-, nautiſche und mathematiſche Schule, eine vortrefflich eingerichtete Sternwarte, ein See- und Landhoſpital, ein chirurgiſches Lehrinſtitut, einen botaniſchen Garten, ein Nationaltheater, ein anſehnliches Verſammlungshaus, funfzehn Civilhoſpitäler. Die Zahl der Einwohner belief ſich vor dem J. 1808 auf mehr als 70,000. Auf der Erdzunge bei der Stadt ſind ſehr wichtige Salzwerke und Weingärten, worin ein guter Wein wächſt. Die Fiſcherei von Thunfiſchen iſt erheblich. Unter die Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an trinkbarem Waſſer. Es iſt zwar jedes Haus mit einer Ciſterne verſehen; aber das friſche Waſſer wird von der Stadt Puerto de Santa Maria geholt. Cadix gehört unter die beträchtlichſten Handelsplätze Europens. Es iſt der Mittelpunct des ſpaniſch-amerikaniſchen Handels. Alle Handlung treibende europäiſche Nationen haben hier ihre Conſuln, Agenten und Correſpondenten. Im Jahre 1795 waren 110 große Handelshäuſer in Cadix, ohne die vielen kleinern. Im J. 1792 betrug der Werth der aus andern Erdtheilen eingeführten Waaren 100 Millionen, und der Werth der Ausfuhr 270 Millionen Realen. Im Jahre 1804 belief ſich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 1386. Die Stadt Cadix iſt uralt. Sie wurde zuerſt von den Tyriern erbaut und Cadix, d. h. ein Zaun oder ein eingezäunter Ort, genannt. Nach ihnen beſaßen es die Carthaginienſer und dann die Römer, welche es Gades nannten. In der Folge bemeiſterten ſich die Araber dieſer Stadt, und beſaßen ſie bis zum Jahr 1262, wo ſie ihnen durch die Spanier entriſſen wurde. Im Jahre 1696 wurde Cadix von den Engländern geplündert und verbrannt, von den Spaniern aber wieder, und zwar in einem feſtern Zuſtande hergeſtellt. Im Jahre 1702 verſuchten die Engländer einen abermaligen Angriff, richteten aber nichts aus. Im Jahre 1800 raffte die Peſt 8000 Menſchen hin. Als Spanien mit Frankreich alliirt war, wurde Cadix mehrmahls von den Engländern blockirt, und auch einmal, jedoch ohne Erfolg, bombardirt. Im Jahre 1805 fiel in der Nachbarſchaft die wichtige Seeſchlacht vor, ſ. Trafalgar. Seit der Revolution von 1808 war Cadix bis zu Ferdinands VII. Rückkehr im Inſurrectionszuſtande. Nach den Fortſchritten der franzöſiſchen Truppen in Andaluſien zog ſich die oberſte Inſurrections-Junta nach Cadix, verſammelte dort ihre ſtärkſte Macht, und wurde noch durch beträchtliche engliſche Corps aus Gibraltar und Portugal verſtärkt. Sie ließ die Erdzunge vor Cadix abgraben und die 700 Schritt lange Brücke, welche das feſte Land mit der Inſel Leon verbindet, abbrechen. Cadix wurde dadurch gänzlich vom Lande getrennt, und da es von der Seeſeite durch Feſtungswerke, Forts, vorzüglich aber durch

ſtarke ſpaniſche und engliſche Flotten geſchützt war; ſo gehörte die Belagerung dieſer Stadt zu den außerordentlichſten Unternehmungen. Seit dem Februar 1810 blockirte ſie General Sebaſtiani von der Landſeite; im März wurden die Laufgräben an mehreren Orten längs der Küſte eröffnet, und ungeachtet des heftigſten Feuers aus den Forts, von den Schiffen und ſchwimmenden Batterien und unter mehrmahligen ſtarken Ausfällen, die Belagerungswerke fortgeſetzt, die Forts längs der Bay eingenommen, und endlich auch das wichtige Fort Matagorda, Cadix gegenüber, erobert. Von hier aus wurde ein Verſuch gemacht, die Stadt, ungeachtet der großen Entfernung, zu bombardiren, zu welchem Ende die Franzoſen Mörſer von einer neuen Erfindung zu Sevilla hatten gießen laſſen. Den 15. December wurden die erſten Bomben und Granaten geworfen, und flogen bis in die Stadt. Die Beſchießung wurde fortgeſetzt, weil aber die Häuſer in Cadix faſt durchaus von Stein gebaut und mit wenig Holzwerk verſehen ſind, ſo entſtand kein Brand, und der Schaden war unbedeutend. Im Jahre 1811 wurden die ungeheuren Belagerungsanſtalten der Franzoſen vor Cadix fortgeſetzt, obgleich die vereinigten Engländer und Inſurgenten mehrere Verſuche zum Entſatz machten, und wirklich einmal die Werke der Belagerer, wenigſtens zum Theil, zerſtörten. Vorzüglich war man mit dem Bau und der Ausrüſtung einer Flottille beſchäftigt, womit der Angriff auf die Inſel Leon gemacht werden ſollte. Dagegen waren die Spanier mit ihren Vertheidigungsanſtalten in größter Thätigkeit, weil von der Eroberung der Inſel das Schickſal von Cadix abhing. Dieſer Zuſtand dauerte bis in die letzte Hälfte des Jahres 1812, wo Wellingtons ſiegreiches Vorrücken in die Mitte von Spanien die Franzoſen nöthigte, ſich für immer aus Andaluſien zurückzuziehen und die mit ſeltener Anſtrengung betriebene Belagerung aufzugeben. Die neueſte Geſchichte der Inſel Leon ſ. im Nachtr. Band X. dieſes Werks, Art. Spanien.

Cadmus, ein berühmter Name, der in der Mythologie und Geſchichte mehreren Perſonen beigelegt wird. Der berühmteſte iſt Agenors Sohn und Neptuns Enkel. Er wurde nebſt ſeinen Brüdern von dem Vater ausgeſendet, um ihre vom Jupiter entführte Schweſter Europa aufzuſuchen, ohne welche ſie nicht wieder zurückkehren ſollten. Nach mehreren Abenteuern befragte Cadmus wegen ſeiner Schweſter das Orakel zu Delphi, welches ihm befahl, vom ferneren Suchen abzuſtehen, ſich der Leitung einer Kuh zu überlaſſen, und da, wo dieſe ſtehen bleiben werde, eine Stadt anzulegen. So kam er nach Böotien: hier wollte er die Kuh der Minerva opfern; ſeine Gefährten aber, die das Waſſer dazu aus einer Quelle des Mars herbeiholen wollten, wurden von dem ſie bewachenden Drachen umgebracht. Dieſen tödtete Cadmus, ſäete die Zähne deſſelben auf Befehl der Minerva in die Erde, und ſofort wuchſen gewaffnete Männer hervor, die er Sparti (Geſäete) nannte, die ſich aber, bis auf fünf, unter einander ſelbſt tödteten. Mit den Uebrigen erbaute Cadmus die Stadt Cadmea oder Theben (ſ. d. Art.). Darauf vermählte ihn Jupiter mit der Harmonia. Bei ſeiner Hochzeit waren alle Götter zugegen, Apollo aber und die Muſen verherrlichten ſie durch Muſik. Er zeugte in dieſer Ehe die Antinoe, Ino, Semele, Agave und den Polydorus. Als Cadmus eine Zeit lang das neu erbaute Cadmea und das von ihm geſtiftete Reich beherrſcht hatte, ging er auf des Bacchus Befehl mit der Harmonia zu den Encheleienſern, beſiegte ihre Feinde, die Illyrier,

ward ihr König und zeugte noch einen Sohn, den Illyrius. Endlich verwandelte Jupiter ihn und die Harmonia in eine Schlange, oder nach Andern in einen Löwen, und verſetzte ſie nach Elyſium. — Die glaubhafte Geſchichte erzählt, daß Cadmus im J. 1550 vor Chr. aus Phönicien nach Böotien kam, hier die ſich widerſetzenden Einwohner beſiegte und mit ihnen die oben genannte Stadt anlegte. Er machte ſich übrigens um die Bildung ſeiner neuen Unterthanen ſehr verdient, denn er lehrte ſie die phöniciſche Buchſtabenſchrift, die Anwendung der Muſik bei den Götterfeſten durch die Prieſter, ferner den Gebrauch des Kupfers u. ſ. f. — Ein anderer Cadmus, von Milet, ein Sohn des Pandion, wird als der erſte unter den Griechen angeſehen, der in Proſa geſchrieben hat. Er lebte ungefähr 600 Jahre vor Chr.

Caducëus war ein Lorbeer- oder Olivenſtab, um den ſich zwei Schlangen wanden, die ihre Köpfe einander zukehrten, ohne den Kamm zu ſträuben, und diente zu einem Sinnbilde des Friedens. Ihn trugen die Herolde, deren Perſon dann ſelbſt den Feinden heilig und unverletzlich war. Die Fabel erzählt: Apollo ſchenkte dieſen Stab dem Merkur für die Abtretung der Ehre, die Leier erfunden zu haben. Als Merkur mit demſelben nach Arkadien kam, ſah er zwei mit einander kämpfende Schlangen; er warf den Stab unter ſie, und ſogleich gingen ſie friedlich aus einander; daher ward er in der Folge das Symbol des Friedens. Wen Merkur damit berührte, der ſank in einen tiefen Schlaf. Daher auch Merkur Caducifer.

Caffa, auch Feodoſia genannt, war vormals die größte Stadt in der Crimm, die Reſidenz des Chans, und wurde ehemals ihrer Wichtigkeit wegen das crimmiſche Conſtantinopel genannt. Sie hatte den Flor ihrer Handlung von der letzten Hälfte des dreizehnten bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts den Genueſern zu danken, die ſich hier anſiedelten und denen ſie die Türken 1474 abnahmen. Damals ſtieg die Bevölkerung auf einige 100,000 Menſchen. Sie iſt an der Küſte eines großen Buſens zum ſchwarzen Meere, am Abhange eines Berges, weitläuftig gebaut. Den 19. Juli 1770 wurde ſie von dem ruſſiſchen General Dolgorucki mit Sturm erobert, 1774 aber dem crimmiſchen Chan abgetreten, der ſie mit ſeinem ganzen Lande 1783 an Rußland überließ. Die Pforte beſtätigte dieß erſt in dem Frieden von Jaſſy 1792. Sie iſt gegenwärtig eine Kreisſtadt des Gouvernements Taurien, mit etwa 5000 Einwohnern und ſeit 1798 ein Freihafen. Im Jahre 1808 kamen 92 Schiffe an und 74 gingen ab.

Caffarelli, ſ. Majorano.

Caffee. Der Caffeebaum iſt in Arabien einheimiſch. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts brachten ihn die Holländer von Mokka nach Batavia, und gegen das J. 1710 von Batavia nach Amſterdam. Einige Jahre nachher bekam der botaniſche Garten zu Paris einen Caffeebaum, und 1720 ward ein dort gezogener junger Baum von Declieux nach den Antillen geführt. Der Bemühung dieſes Reiſenden wird der Anbau eines Gewächſes auf Martinique, St. Domingo, Guadeloupe und auf den übrigen amerikaniſchen Inſeln verdankt, welches ein gegenwärtig durch alle vier Welttheile verbreitetes und zum allgemeinen Bedürfniß gewordenes Getränk liefert. Man machte indeß in Europa weit früher Gebrauch von dem Caffee, als man die Pflanze kannte. Schon im J. 1652 war zu London ein Grieche, der ſich mit der Zubereitung des Caffee's beſchäftigte. — Die Frucht des Caffeebaums iſt eine Beere, welche bei ihrer Reife die

Größe und Geſtalt einer Kirſche hat und dunkelroth iſt; getrocknet vermindert ſich ihr Umfang. Das äußere Fleiſch hüllt zwei längliche Bohnen ein, deren jede einen Keim enthält. Die Araber bereiten aus der Hülſe ein Getränk, das ſie ſehr hoch halten und Sultanscaffee nennen; die Europäer hingegen bedienen ſich nur der Bohnen. Das bekannte daraus gewonnene Getränk wirkt auf die Nerven des Unterleibes, beſonders auch auf die Nervengeflechte der großen Pulsadern, befördert daher die Strömung des Blutes nach den Unterleibsorganen, erregt eine angenehme Wärme in dem Magen und erleichtert die Verdauung; theils durch die Ableitung des Blutes von dem Gehirn nach dem Unterleibe, theils durch die nach dem Gehirn ſich fortpflanzende Reizung der Unterleibsnerven wird die Thätigkeit der Hirnorgane mit erregt, der Schlaf und die Trägheit verſcheucht und Munterkeit erhalten. Allein eben dieſer Wirkungen wegen kann dieß Getränk bei leicht reizbaren Naturen auch Beklemmung, Hitze, Herzklopfen, Zittern der Glieder und fieberartige Erſcheinungen hervorbringen, und zu Hämorrhoidalbeſchwerden Veranlaſſung geben.

**Caffern** nennen wir die Bewohner der Länder zwiſchen Moſambique und dem ſüdlichen Hottentottenlande bis an die weſtliche Küſte. Sie ſind kriegeriſch und grauſam. Der Name, welcher Ungläubige heißt, wurde von den Arabern, als ſie ſich auf den Oſtküſten von Afrika niederließen, den ins Innere zurückweichenden Ureinwohnern gegeben. In der Folge, als man mehrere den ſogenannten Caffern ähnliche Völker kennen lernte, dehnte man das Caffernland bis zur Südſpitze von Afrika aus, wodurch Völker der verſchiedenſten Abkunft unter einem Namen auf eine höchſt unbequeme Weiſe zuſammengefaßt wurden. Seitdem man dieſen Irrthum bemerkte, ſchränkte man den Namen Caffern auf die Völker im ſüdlichen Afrika ein, die zwar den Negern ähnlich ſind, aber doch Haare ſtatt Wolle und eine mehr olivenbraune Farbe haben. Nach dieſer Bedeutung dehnt ſich das Caffernland über den ganzen untern Theil von Südafrika, vom 16. bis 35. Grad Süderbreite auf eine Fläche von 70,000 Quadratmeilen aus. — Die Caffern machen den Uebergang von den Negern zu den ſchwarzbraunen Völkern: ein großer, ſtarker, wohlgebauter und geſunder Menſchenſchlag. Von den Hottentotten, ihren Geſchlechtsverwandten, ſind ſie beſonders durch eine hellere Leibesfarbe unterſchieden. Sie wohnen in Negerhütten und ſind Fetiſchdiener. Man theilt das Caffernland in das öſtliche, innere und weſtliche ein, und findet hier folgende Staaten; a. an der Oſtküſte: 1. das Land der Moſſequejos, gerade unter dem Aequator. Die Bewohner ſind wild, grauſam und treiben hauptſächlich Viehzucht. Sie leben von der Milch und dem Blute der Kühe, denen ſie öfters die Adern öffnen, damit ſie nicht am Fette ſterben. Keiner wird zu einer Bedienung gelaſſen, der nicht einen Feind getödtet, und deſſen Kopf dem Befehlshaber vorgezeigt hat; 2. das Land der Mimmeamey, weſtwärts vom vorigen; 3. das Land der Murengaer, weſtwärts im Gebirge Lupata; 4. das Reich der Boroer, im Süden des Merawiſees; 5. das Land der Zimbaer, oſtwärts im Gebirge Lupata; 6. das Reich der Marawi, am See gleiches Namens. b. Im Innern: das Reich der Cimbebaer, nebſt andern unbekannten Reichen und Völkerſchaften. c. Auf der Weſtküſte, die Länder der Groß- und Klein-Namaquer.

**Cagliari**, die Hauptſtadt der Inſel Sardinien an einem Hügel am Meere. Sie beſteht aus 4 Theilen: 1) dem Kaſtelle, welches auf

der Spitze des Hügels liegt; 2) der Marina; 3) der Eſtempache und 4) der Villa nova, iſt ſtark befeſtigt und der Sitz des Vicekönigs, eines Erzbiſchofs und einer 1765 verbeſſerten Univerſität, auch der Verſammlungsort der Corti. Ihre 35,000 Einw. unterhalten einige Fabriken und treiben einen ſehr ausgebreiteten Handel: Cagliari iſt der Stapelplatz des ganzen ſardiniſchen Handels. Ihr geräumiger ſicherer Hafen wird durch mehrere Forts geſchätzt.

Caglioſtro (Graf), oder, wie ſein eigentlicher Name war, Giuſeppe Balſamo, wurde am 8. Juni 1743 zu Palermo geboren. Da ſein Vater frühzeitig ſtarb, übernahmen die mütterlichen Verwandten ſeine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder, welche ſich vorzüglich die Verpflegung der Kranken angelegen ſein laſſen. Balſamo fand hier Gelegenheit, ſein Talent für die mediciniſchen Wiſſenſchaften, mit denen er in der Folge ſo viel Aufſehn machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausſchweifungen, und beging verſchiedene Exceſſe. Man ſah ſich genöthigt, ihn bald wieder aus dem Orden zu entfernen. Er kehrte nach Palermo zurück, täuſchte daſelbſt einige leichtgläubige Perſonen mit ſogenannten Zauberkünſten und Schatzgraben, ſpielte noch andere Betrügereien, und benutzte beſonders ſeine ſchädliche Geſchicklichkeit, alle Handſchriften täuſchend nachzuahmen. Er wollte ſich durch Verfälſchung eines Documents in den Beſitz eines ſtreitigen Grundſtücks ſetzen, ward aber entdeckt, und ſah ſich genöthigt, heimlich die Flucht zu nehmen. Jetzt wollte er ſich nach Rom begeben; auf ſeiner Reiſe durch Calabrien lernte er die ſchöne Lorenza Feliciani, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Dieſe ſchien ihm zur Ausführung ſeiner Plane, welche auf Gelderwerb und Betrügereien gingen, vorzüglich geſchickt. Er verband ſich daher mit ihr, nnd zwang ſie bald darauf, ſeine ſchändlichen Abſichten mit dem Verluſt ihrer Tugend befördern zu helfen. Nun nahmen ſeine Wanderſchaften, auf welchen er ſich, zu mehrerer Empfehlung, hohe Titel beilegte, und erſt unter dem Namen des Marcheſe Pellegrini, und dann des Grafen Caglioſtro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptſtädten derſelben, und verſchaffte ſich bald durch ſeine chemiſchen Compoſitionen, bald durch ſeine Betrügereien, bald auch durch die Galanterien ſeiner Frau beträchtliche Summen. Wir finden ihn in Madrid, Liſſabon, Paris, London und einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer iſt er ſo glücklich, ſich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen einem oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Gauner zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weiſen, Zubereitung einer köſtlichen Lebenstinctur, und andere treffliche Univerſaleſſenzen, welche nur durch geheime Wiſſenſchaften hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Caglioſtro ſeine leichtgläubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde ſpielen ließ. Manche wollten ſich von ihm nicht gerade in die Tiefen der Magie einweihen laſſen, ſondern begnügten ſich, für anſehnliche Summen andere Arzneimittel zu erhandeln, unter denen ſich beſonders ein Schönheitswaſſer befand, womit Caglioſtro alle alte Damen von den häßlichen Runzeln zu befreien verſprach. Dieß einträgliche Handwerk trieb unſer Held mehrere Jahre. Da aber mit den abnehmenden Reizen ſeiner Frau viele ergiebige Hülfsquellen für ihn zu verſiegen anfingen, und der Handel mit den Medicamenten auch zu ſtocken begann,

beſchloß er, als Stifter einer neuen und geheimen Secte ſein Glück zu verſuchen, ließ ſich deswegen bei ſeinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und ſpielte ſeitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worin er die Augen aller ſchwärmeriſchen Köpfe Europens auf ſich zog. Die Gräfin Cagliostro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; ſie war die erſte und gelehrteſte Schülerin ihres Gatten, und ſpielte nunmehr die Rolle einer Prieſterin der geheimen Weisheit eben ſo meiſterhaft, als ſie vorher die Prieſterin einer andern Göttin geſpielt hatte. Das Syſtem, wodurch Cagliostro einen alten ägyptiſchen Orden, deſſen Stifter Enoch und Elias geweſen ſein ſollten, wiederherſtellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeſchmackteſten Träumereien und des aberwitzigſten Unſinns; aber der Anſtrich des Ueberirdiſchen und Geheimnißvollen, womit es übertüncht war, und die täuſchende Wunderkraft ſeines Urhebers, welcher bald mit der ſcheinbarſten Uneigennützigkeit Kranke unentgeltlich curirte, bald als großer Cophtha (dieſen Namen hatte er ſich als Wiederherſteller der ägyptiſchen Maurerei beigelegt) die Geheimniſſe der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viel Freunde und Beförderer. Cagliostro durchſtreifte abermals Europa, und machte beſonders in Mitau, Straßburg, Lyon und Paris ungemeines Aufſehen. Bei ſeinem Aufenthalt in der letzten Stadt (1785) hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeſchichte verwickelt zu werden. Er wurde als ein Vertrauter des Cardinals Rohan zugleich mit ihm in die Baſtille geſetzt, und erhielt endlich einen königlichen Befehl, Frankreich zu verlaſſen. Cagliostro begab ſich wieder nach London, und erließ von dort mehrere Sendſchreiben an ſeine Anhänger, worin er ſich über die in Frankreich erlittene Beſchimpfung bitter beklagte, und den franzöſiſchen Hof mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Von London, wo er ſich nicht lange halten konnte, reiſete er nach Baſel und in andere Städte der daſigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten ſeiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte im Frühlinge 1789 nach Rom zurück, wo er ſich mit der Maurerei beſchäftigte, aber entdeckt und den 27. Dec. 1789 auf die Engelsburg gebracht wurde. Man inſtruirte einen Prozeß gegen ihn, und er wurde, zufolge eines päbſtlichen Definitiv-Erkenntniſſes vom 7. April 1791, als ein Freimaurer und Erzketzer und der römiſch-catholiſchen Religion höchſt gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Er ſtarb im Sommer 1795 im Gefängniſſe zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenſtaate. In einer Biographie der Frau von der Recke in den Zeitgenoſſen XI. findet man intereſſante Aufſchlüſſe über Cagliostro's Aufenthalt in Riga und ſeine Verhältniſſe zu der Frau von der Recke.

**Cagots**, eine eben ſo unglückliche Menſchengattung, wie die Kretinen. Man findet ſie im ſüdlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen; die meiſten ſind elende Bettler, mit den niedrigſten Arbeiten beſchäftigt, von Ausſatz, Flechten und Ungeziefer bedeckt, auf die gröbſten Nahrungsmittel beſchränkt, umherſchweifend, ohne Wohnung, ohne Kleider, ohne Feuerung in der Winterkälte, nothdürftig mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, die Nächte im Koth und in Viehſtällen zubringend, von hagerem, bleichem Geſicht, meiſtens verſtümmelt, an ihren Gliedern gelähmt, verachtet, verhöhnt oder bemitleidet, ausgeſtoßen aus der menſchlichen Geſellſchaft, als des Lebens unwürdige, viehiſchen Ausſchweifungen ergebene Weſen, einem ſteten Hunger Preis gegeben, und der verruchteſten Laſter angeklagt, womit das Menſchengeſchlecht ſich beflecken kann. In den vorigen Jahrhunderten wur-

den ſie entfernt als Ausſätzige, verflucht als Ketzer, verabſcheut als Menſchenfreſſer und Päderaſten; man durchbohrte ihnen die Füße mit einem Eiſen, zwang ſie als Erkennungszeichen eine Eierſchale auf ihren Kleidern zu tragen u. ſ. w. Auch der Name Cagot, welchen Scaliger von canis gottus ableitet, iſt ein Beweis ihrer tiefen Verachtung. Ueber die Abſtammung dieſer verworfenen Menſchenclaſſe im Schooße einer der gebildetſten Nationen der Welt ſind die Meinungen ſehr verſchieden. Am wahrſcheinlichſten iſt die Vermuthung, daß ſie von jenen nordiſchen Barbaren herſtammen, die im dritten und vierten Jahrhundert in das ſüdliche Europa einwanderten. Genauere Unterſuchungen aber haben gelehrt, daß ſie nicht ohne Fähigkeiten ſind, nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft zu werden, und daß man ſie zu dieſem Zweck nur aus dem Zuſtande des Elends, der Verachtung und des Mangels reißen dürfte, welcher ſie hindert, ihre, wenn auch geringen, Anlagen zu entwickeln und anzuwenden.

**Cahors = Weine** nennt man die dickſten und beſten Sorten der **Pontak = Weine**, die über Bordeaux in alle Theile der Welt verfahren werden, insbeſondere nach Holland, den Hanſeſtädten Lübeck, Stettin u. ſ. w.

**Caille** (Nicolas = Louis de la) war zu Rumigny unweit Roſoy in Thiérache im Jahre 1713 geboren. Er ſtudirte auf dem Collegium zu Liſieux. Um ſich eine ruhige und unabhängige Exiſtenz zu ſichern, und ſeiner Neigung für die Wiſſenſchaften folgen zu können, wollte er ſich dem geiſtlichen Stande widmen, und fing ſeinen theologiſchen Curſus an. Aber um dieſelbe Zeit richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Aſtronomie: er trug den geometriſchen Geiſt in die ſcholaſtiſche Philoſophie und ſelbſt in die Theologie über, deren Sprache er umändern, und deren Sätze er nach der Weiſe des Euclides, ſeines Lieblingsſchriftſtellers, behandeln wollte. Bald entſagte er der Theologie ganz. Caſſini und Maraldi wurden ſeine Freunde, und er nahm mit ihnen gemeinſchaftlich die Küſten Frankreichs von Nantes bis Bayonne auf. Die Genauigkeit und Geſchicklichkeit, welche er bei dieſem Geſchäft bewies, machten, daß man ihn würdig fand, auch an der Meſſung des Meridians, womit man ſich zu beſchäftigen anfing, Theil zu nehmen. Er begann dieſe große Arbeit am 30. April 1739, und hatte in demſelben Jahre alle Triangel von Paris bis Perpignan beendigt; die Baſen von Bourges, Rhodes und Arles gemeſſen; die Azimuthe und die Entfernung der Sterne vom Zenith zu Bourges, Rhodes und Perpignan beobachtet, und den größten Antheil an der Meſſung des Längengrades genommen, der bei dem Hafen von Cette endigt. Während des harten Winters von 1740 dehnte er ſeine Triangel über die Hauptberge von Auvergne aus, um mit dem Meridian eine neue, bei Rom gemeſſene, Baſis in Verbindung zu bringen. Die Abſicht dieſer Abſchweifung war, ſich ein Mittel mehr zu verſchaffen, um die Zweifel aufzuklären, die er über die von Picard 1669 gemeſſene Baſis von Juviſy hegte. Er hatte wahrgenommen und gezeigt, daß dieſe Baſis um ein Tauſendtheil zu lang ſei, woraus folgte, daß die Toiſe Picards wenigſtens um eine Linie kürzer ſei, als die Toiſe der Akademie. Dieſe ſo lange beſtrittene Behauptung La Caille's ward jetzt außer Zweifel geſetzt. Währen ſeiner Abweſenheit und in Folge ſeines Rufs ward er durch den Doctor Robbe zu dem mathematiſchen Lehrſtuhle des Collegiums Mazarin ernannt, und dieſes neue Amt verzögerte die Fortſetzung der Mittagslinie in dem nördlichen Theile bis zum Herbſt. La Caille beendigte ſie in einigen Monaten, während welcher er noch zwei Baſen maß, und zu Paris und Dünkirchen alle aſtro-

nomiſchen Beobachtungen machte. Nach ſeiner Rückkehr ging er an die Berechnungen, die eine ſo lange Arbeit nach ſich zog, und durch die Vergleichung der verſchiedenen Bogen, die er gemeſſen hatte, zeigte er, daß vom Aequator nach dem Pol zu die Grade zunehmen; ein Reſultat, das dem aus der alten Meſſung gezogenen gerade entgegenlief. Seine geometriſchen, mechaniſchen, aſtronomiſchen und optiſchen Abhandlungen, die ſich in wenig Jahren folgten, beweiſen, mit welchem Fleiße er ſein Amt als Profeſſor verwaltete; ſeine Ephemeriden und die zahlreichen und wichtigen Memoiren, die er der Akademie der Wiſſenſchaften übergab, ſeine Berechnungen der Finſterniſſe auf achtzehnhundert Jahre, in der erſten Ausgabe der Art de vérifier les dates, beweiſen, mit welchem Eifer er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten fortſetzte. Er hatte die Berichtigung der Sternverzeichniſſe unternommen, und wählte dazu die Methode der correſpondirenden Höhen. Im J. 1746 war er im Beſitz eines eigens für ihn eingerichteten Obſervatoriums auf dem Collegium Mazarin. Treu der mühſamen Methode, der er den Vorzug geben zu müſſen geglaubt hatte, brachte La Caille vierzehn Jahre lang ſeine Tage und Nächte zu, die Sonne, die Planeten, und beſonders die Sterne zu beobachten, um die aſtronomiſchen Verzeichniſſe und Tafeln zu berichtigen. Man hatte ihm die beiden ſechsfüßigen Sectoren überlaſſen, womit er den Meridian von Frankreich verificirt hatte. Begierig, die niemals über dem Horizont von Paris erſcheinenden Sterne der ſüdlichen Hemiſphäre kennen zu lernen und zu verificiren, entwarf er den Plan zu einer Reiſe nach dem Cap; er ſah zugleich, welchen Nutzen er aus dieſer Ortsveränderung für die Beſtimmung der Parallaxe des Mondes, der Venus u. des Mars, und für die Strahlenbrechung ziehen könnte. Lalande, damals 19 Jahre alt, wurde zu dieſem Entzweck nach Berlin geſchickt, welches mit dem Cap unter einerlei Meridian liegt. Dieſe aſtronomiſche Unternehmung koſtete 4jährige Reiſen und Arbeiten. Aber es gelang ihm, in 127 Nächten die Stellungen von ungefähr zehntauſend Sternen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit zu beſtimmen. Da ſeine Abreiſe vom Cap ſich verzögerte, benutzte La Caille die Zwiſchenzeit, in der Südzone einen Grad zu meſſen. Auch nahm er noch auf Befehl der Regierung eine genaue Karte von Isle de France und der Inſel Bourbon auf, welches kurz vorher von dem berühmten Seefahrer d'Après ebenfalls geſchehen war. Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte er ſich aufs neue anhaltend, die verſchiedenen, für das Problem der Längen vorgeſchlagenen, Methoden zu vergleichen. Er wählte dafür die Abſtände des Mondes von der Sonne oder den Geſtirnen, zeigte die Vortheile dieſer Methode, und ſchlug eine ſpäterhin allgemein angenommene Art von nautiſchem Almanache vor. Für die wenig unterrichteten Seefahrer gab er ſinnreiche graphiſche Hülfsmittel an, wodurch ſie auf eine leichte Weiſe mit einer Methode vertraut gemacht wurden, die ſie durch die Länge der Berechnungen abſchrecken mußte. In ununterbrochener Thätigkeit theilte La Caille ſeine Zeit zwiſchen ſeinem Obſervatorium, ſeinen Rechnungen, ſeinen Pflichten als Akademiker und Profeſſor, und der Herausgabe ſeiner verſchiedenen Werke. Es erſchienen jetzt ſeine Sonnentafeln, ſeine Fondemens de l'Astronomie, die Fortſetzung ſeiner Ephemeriden; außerdem beſchäftigte er ſich ganz beſonders mit dem Monde und den Sternen des Thierkreiſes. Da er einſah, daß für den ungeheuern Plan, den er entworfen hatte, die Methode der correſpondirenden Höhen viel zu langſam ſei, brachte er auf ſeiner Sternwarte ein Mittagsglas an, das ihm die geraden Aufſteigungen der Sterne mit mehr Leichtigkeit geben ſollte; aber um

zugleich diejenige Genauigkeit zu erlangen, die er beabſichtigte, machte er ſich zum Geſetz, in ſein neues Verzeichniß keinen Stern aufzunehmen, den er nicht drei oder vier Tage beobachtet hatte, wobei er ihn jedesmal mit mehrern von denjenigen Sternen verglich, deren Standpunct er ſo mühſam beſtimmt hatte. Dadurch erreichte er eine größere Genauigkeit, als ſeine berühmten Nebenbuhler, Bradley und Mayer, die, obwohl mit beſſern Inſtrumenten verſehen, ſich bei den Sternen von geringerer Größe gewöhnlich mit einer einzigen Beobachtung begnügten. Zu bedauern iſt, daß dieſer ſchönen Arbeit von dem Herausgeber, einem Schüler und Freunde La Caille's, nicht diejenige Sorgfalt gewidmet worden, welche man gewünſcht hätte. Unter ſo vielen Geſchäften fand La Caille auch noch Zeit für fremde Arbeiten. Von Bouguer, der ihm ſterbend ſeine Handſchriften empfohlen hatte, ließ er den Traité de la gradation de la lumière erſcheinen, und arbeitete den Traité de navigation ganz um. Ferner gab er die Beobachtungen des Landgrafen von Caſſel, und Waltherus, die Reiſe Chazelle's nach Aegypten, und Feuillées nach den canariſchen Inſeln heraus. Ein heftiger Anfall von Gicht hatte ſeine Arbeiten unterbrochen; er ſetzte ſie, kaum geneſen, um ſo eifriger fort, zerſtörte aber dadurch ſeine ſchwache Geſundheit, und ſtarb im März 1762. Seine Manuſcripte hatte er ſeinem Freunde Maraldi übergeben, welcher den Ciel austral mit einer Vorrede über den Verfaſſer von Brotier herausgab. Nie war ein Gelehrter ein größerer Freund der Arbeit und Wahrheit als La Caille. Die Menge, ſo wie die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen iſt bewundernswürdig, um ſo mehr, wenn man bedenkt, daß ſeine ganze aſtronomiſche Laufbahn ſich auf 27 Jahre beſchränkt.

Caimakan heißt bei den Türken der Stellvertreter des Großveziers, wenn dieſer abweſend, todt oder abgeſetzt iſt.

Cairo, Kahira, die Hauptſtadt in Aegypten, eine der größten Städte in der Welt. Sie liegt am öſtlichen Ufer des Nils in einer ſandigen Ebene, beſteht aus 4 ziemlich weit von einander entfernten Theilen, Alt Cairo, Bulak, dem Hafen der Stadt und Neu-Cairo. Im Caſtell reſidirt der Paſcha. Die eigentliche Stadt, ohne Gärten und Pflanzungen, hat 3½ Stunde im Umfang, 31 Thore, 24,000 unregelmäßige, ungepflaſterte Gaſſen, welche des Nachts am Ende der Quartiere verſchloſſen werden, um Unordnung zu verhüten; größtentheils von Ziegelſteinen erbaute Häuſer mit platten Dächern, gegen 300,000 Einwohner, Araber oder Mahomedaner, coptiſche Chriſten, Mamelucken, Griechen, Syrer, Armenier, Europäer, Juden 2c. Man zählt an 80 öffentliche Bäder, 300 Moſcheen, 2 griech., 12 coptiſche und 1 armeniſche Kirche, 36 Synagogen, viele Seiden-, Camelot-, Tapeten-, Schießpulver-, Leder-, Leinwand- und Cattunfabriken. Der Handel der Stadt iſt ſehr wichtig, da ſie der Mittelpunct alles Verkehrs zwiſchen Europa, dem mittelländiſchen Meere, Aſien und Nord-Afrika iſt. Hier iſt auch eine mahomedaniſche hohe Schule. In der Nähe befindet ſich eine Waſſerleitung von 317 Schwibbogen. Im Jahre 1798 wurde ſie von den Franzoſen eingenommen; ſ. d. Art. Aegypten.

Calabrien, ſ. Neapel.

Calais, eine franzöſiſche Seeſtadt an der Meerenge, die den Canal mit dem deutſchen Meere verbindet, von ihr den Namen empfängt und ihn dem Departement Pas de Calais mittheilt. Ein lebhafter, ſtark befeſtigter Ort, den außerdem eine Citadelle und das Fort Nieuvelet decken; er hat 7000 Einw. und einen Hafen, der aber für große Schiffe zu ſeicht, und nur deshalb wichtig iſt, weil von hier aus in

Friedenszeiten wöchentlich zweimal Paquetboote nach Dover abgehen und von daher Dienſtags und Freitags zurückkommen. Die Ueberfahrt dauert bei günſtigem Wetter etwa 5 bis 6 Stunden, bei ungeſtümen aber bringt das Boot wohl 12, 16, ja 24 Stunden darauf zu, und doch iſt hier die Meerenge nur 128,214 Fuß oder etwas über 6 geogr. Meilen breit. — Im hundertjährigen Kriege wurde Calais 1346 von König Eduard III. von England nach einer tapfern Vertheidigung, die die Belagerung von Calais zu einer der merkwürdigſten in der Geſchichte macht, erobert; die Engländer blieben bis 1558 in ihrem Beſitze, und Calais war die letzte aller ihrer Beſitzungen auf dem Continente, welche ſie ſo lange erhalten hatten.

C a l a s (Jean). Dieſer unglückliche Mann, der als ein Opfer der durch Fanatismus parteiiſch geleiteten Juſtizpflege auf dem Blutgerüſte ſtarb, war den 19. März 1698 im Flecken Lacaparède, bei Chartres, in Languedoc geboren, in der proteſtantiſchen Religion erzogen und als Kaufmann in Toulouſe etablirt. Er hatte drei Söhne und drei Töchter, die er ſelbſt erzog, und ſtand wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in der allgemeinſten Achtung, als er in ſeinem 68ſten Jahre plötzlich des ſchrecklichſten Verbrechens angeklagt wurde, deſſen ein Vater beſchuldigt werden kann. Am 13. Oct. 1761 ward ſein älteſter Sohn, Marc Antoine, im väterlichen Hauſe erdroſſelt gefunden, und ſo glaublich es auch ſcheinen mußte, daß der von Natur ſchwermüthige, unruhige und unregelmäßige Jüngling ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſo riefen doch bald tauſend Stimmen in der Stadt, daß der Vater den zum Uebergang zur catholiſchen Religion geneigten Sohn ermordet habe. — Jean Calas und ſeine ganze Familie wurden verhaftet, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet, in welchem zahlreiche Zeugen, deren Unzulänglichkeit ſehr einleuchtend war, wider ihn auftraten. Umſonſt berief ſich der Greis auf ſeine Zärtlichkeit für ſeine Kinder und auf die Melancholie ſeines Sohnes, umſonſt führte er an, daß er einem andern Sohne, der die catholiſche Religion angenommen, ſogar noch ein Jahrgeld zahle, daß er bei ſeiner Alterſchwäche eine ſolche Gewaltthat an einem kraftvollen Jünglinge unmöglich verüben können, daß eine catholiſche Magd, die er im Hauſe gehabt, die That nicht zugegeben haben würde: das Parlament von Toulouſe verurtheilte ihn mit acht Stimmen gegen fünf zum Rade, und ließ am 9. März 1762 das Urtheil vollziehen. Standhaft und ruhig duldete er die Martern der Folter und beſtieg das Blutgerüſt mit den Worten: „Ich ſterbe unſchuldig, meine Richter müſſen irre geleitet worden ſein. Chriſtus aber, der die Unſchuld ſelbſt war, ſtarb ja eines noch qualvolleren Todes" — Der jüngſte Sohn ward auf immer verbannt, dagegen wurden die Mutter und die Magd freigeſprochen. Die Familie des Unglücklichen begab ſich nach Genf. Voltaire, der zu Ferney lebte, lernte ſie kennen, und faßte den Entſchluß, das Andenken des Calas zu vertheidigen. Er brachte die Sache vor den Richterſtuhl des Publicums, machte ſie zu einer Sache aller Nationen, und lenkte die Aufmerkſamkeit auf die Mängel der Criminalgeſetzgebung. Die Wittwe und die Kinder Calas baten hierauf um eine Reviſion des Prozeſſes. Funfzig Richter prüften alle Umſtände nochmals, und erklärten ſämmtliche Angeklagte für unſchuldig. Der König ſuchte durch Freigebigkeit die Familie wegen ihres unerſetzlichen Verluſtes zu entſchädigen, und Perſonen vom erſten Range wetteiferten, ihre Lage zu erleichtern.

C a l c e d o n oder C h a l c e d o n, ſ. A c h a t. Uebrigens iſt c a l c e-

doniſch ein Kunſtwort der Juwelirer, den Fehler zu bezeichnen, daß auf einem Edelſtein, wenn man ihn dreht und wendet, Zeichen oder weiße Flecken ſichtbar werden, wie beim Calcedonier.

Calcedon, eine angeſehne Stadt Bithyniens, wo im 5ten Jahrhundert das vierte allgemeine Concilium gehalten wurde.

Calchas, des Theſtor Sohn, ein Prieſter und Seher der Griechen zur Zeit des trojaniſchen Krieges. Als die im Hafen von Aulis verſammelte Flotte gen Troja abſegeln wollte und man zuvor noch den Beiſtand der Götter durch Opfer erflehte; da ſchoß ein von Zeus erſchaffener Drache unter dem Altar hervor, wand ſich an dem Ahorn hinan, worauf geopfert ward, verſchlang ein auf dem Baume befindliches Sperlingsneſt mit acht Jungen und der Mutter, und ward darauf in Stein verwandelt. Calchas deutete dies Wunderzeichen auf die Dauer des Krieges, daß die Griechen neun Jahre hindurch Troja belagern und erſt im zehnten erobern würden. Er begleitete das griechiſche Heer vor Troja, enthüllte hier die Urſache der von Apollo wegen der Beſchimpfung ſeines Prieſters geſandten Peſt, ohne dabei des mächtigen Agamemnon zu ſchonen, und foderte ihn auf, die geraubte Chryſeis, des Prieſters Tochter, ihrem Vater zurückzugeben, damit die Gebete deſſelben den zürnenden Gott verſöhnen möchten. Auf ſeinen Rath ward das hölzerne Pferd erbaut; auch weiſſagte er dem Aeneas ſein bevorſtehendes Reich in Italien. Nach ſeinem Tode hatte er ein Orakel in Daunien auf dem Hügel Drium.

Calciniren oder Verkalken. Im weiteſten Sinne des Worts iſt es die Operation, durch welche die feſten Körper vermöge des Feuers in einen Zuſtand kommen, wo ſie zerreiblich werden. Im engern Sinne verſteht man das Calciniren bloß von Metallen, und meint damit die Operation, mittelſt welcher dieſelben ihrer reguliniſchen Form beraubt und in Metallkalke oder metalliſche Erden verwandelt werden. Die Metalle können auf verſchiedene Weiſe, entweder durchs Feuer oder auf dem trockenen Wege, durch eine Art von Verbrennung in freier Luft, calcinirt werden. Man kann die Verkalkung aber auch auf naſſem Wege durch Auflöſung der Metalle und durch Niederſchlagung ihrer Kalke bewirken. Zum Beweiſe dient das Blei: ſchmelzt man eine genau abgewogene Quantität dieſes Metalls in freier Luft in einem flachen Gefäße, ſo erſcheint bald eine graue, erdige Haut auf der Oberfläche; nach Wegnahme derſelben zeigt ſich das Blei auf ſeiner Oberfläche hellglänzend; nach einiger Zeit zieht ſich eine ähnliche graue Haut darüber. Mit dieſem Abhäuten kann man fortfahren, ſo lange noch Blei vorhanden iſt, und man hat dann alles Blei in eine ſtaubartige Subſtanz verwandelt, welche ein Kalk iſt. Dieſer Bleikalk iſt ſpecifiſch leichter, als das metalliſche Blei, ſein abſolutes Gewicht aber beträchtlich größer, als die dazu verwendete Quantität von Blei, ſo daß man auf zehn Pfund Blei eilf Pfund Bleikalk erhält. Platina, Gold und Silber erleiden nicht auf oben beſchriebene Art gleiche Veränderung, weshalb ſie edle Metalle genannt werden. — Nach Lavoiſier iſt der Metallkalk eine aus Metall und Oxygen zuſammengeſetzte Materie, welche aus dem Grunde mehr als das Material für ſich allein wiegt, weil das Gewicht des Oxygens noch hinzukommt. Andere wenden ein, wie Weſtrumb, daß dasjenige, was dem Metalle beitritt, ein aus Phlogiſton und reiner Luft durch Verbrennung erzeugtes Waſſer ſein könne. Sehr berühmte Chemiker ſind jetzt überzeugt, daß bei der Calcination reſpirable Luft zerſetzt werde, und ein wägbarer Theil derſelben zu den Metallen trete, wodurch die

Vermehrung der Gewichtszunahme begreiflich wird. Jede Verkalkung iſt daher eine Säuerung, bei welcher jedoch der Sättigungsgrad noch bei weitem nicht erreicht, mithin keine Acidität hervorgebracht, ſondern nur eine metalliſche Halbſäure erzeugt wird.

Calcutta, die Präſidentſchaft der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft in Hindoſtan (10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einw.). Die Stadt Calcutta iſt die Hauptſtadt Bengalens und des ganzen brittiſchen Oſtindiens. Sie liegt an dem öſtlichen Arm des Hoogly, eines Armes des Ganges, auf dem die größten Oſtindienfahrer bis zur Stadt kommen können. Die Fahrt iſt jedoch wegen vieler Sandbänke, die ihre Lage und Größe unablässig verändern, nicht ohne große Gefahr. Erſt im vorigen Jahrhundert hat ſie ſich aus dem unbedeutenden Dorfe Govindpour zu ihrer jetzigen Größe und Pracht erhoben. Das Clima war, als die Engländer im J. 1690 ſich zuerſt hier niederließen, eben ſo ungeſund, wie zu Batavia; erſt nach und nach hat man es unſchädlicher gemacht, theils durch Hinwegſchaffung eines nahen Waldes, theils dadurch, daß man lernte, ſeine Lebensweiſe ihm angemeßner einzurichten. Dennoch war dieſe Nirderlaſſung in ſtetem Wachsthum, erholte ſich ſchnell von der im J. 1756 erlittenen Zerſtörung, und iſt jetzt eine der prächtigſten Städte der Welt mit 700,000 Einwohnern. Die Häuſer der Engländer, die ein eignes Quartier bilden, ſind aus Backſteinen, von ſchöner Bauart und zum Theil Paläſten ähnlich. Wegen des heißen Clima's ſind ſie nicht aneinander gebaut, ſondern ſtehen getrennt und haben hohe und luftige Zimmer. Dagegen ſticht die ſ. g. ſchwarze Stadt, das von den Eingebornen bewohnte Quartier, gewaltig ab; ſie hat überaus enge und krumme Straßen, untermiſcht mit vielen Gärten und unzähligen Waſſerbehältern. Einige ſind gepflaſtert. Häuſer aus Backſteinen, aus Lehm, aber meiſt aus Bambusrohr und Strohmatten, ſtehen bunt durcheinander. Die Citadelle Fort William unweit der Stadt, vom Lord Clive im J. 1757 begonnen, iſt ein prachtvolles Fünfeck mit vielen Außenwerken, aber zur Vertheidigung zu ausgedehnt. Sie enthält bombenfeſte Gebäude für 10,000 Mann, und würde auf den Werken 600 Kanonen erfordern. Sie beherrſcht den Fluß. Ein Graben umgibt das Ganze, der aus dem Hoogly bis auf 8 Fuß Höhe gefüllt werden kann. Zwiſchen Fort William und der Stadt liegt eine Ebene, die als Spaziergang immer beſucht iſt. Hindoo, Schwarze, Europäer, Equipagen aller Art und Palankins wimmeln hier bunt durcheinander. Auf der Weſtſeite ſteht das vom Marquis Wellesley erbaute neue Gouvernementshaus, das durch ſeine Pracht in die Mährchenwelt von Tauſend und eine Nacht verſetzt. Das alte Fort iſt jetzt ein Zollhaus, und das berüchtigte ſchwarze Loch eine Niederlage. Ein 50 Fuß hoher Obelisk am Eingange enthält die Namen der unglücklichen Gefangenen, die hier im J. 1756, als der Nabob Suraja Dowla die Stadt eroberte und plünderte, das Opfer der unmenſchlichſten Grauſamkeit wurden. Andre öffentliche Gebäude ſind das Gerichtshaus, eine armeniſche und eine engliſche Kirche. In der Mitte der Stadt iſt ein großer Waſſerbehälter angelegt, um die Einwohner in der heißen Jahreszeit, wo das Flußwaſſer abſchmeckig iſt, mit Waſſer zu verſehen. Hier iſt die Reſidenz des Generalgouverneurs von Indien und der Sitz des höchſten Gerichtshofs, der nach engliſchem Geſetz ſpricht, ohne Rückſicht auf Rang, Stand oder Nation. Kleine Vergehen werden von einem Oberpolizeibeamten und von Friedensrichtern unterſucht. Die Ruhe der Stadt erhalten einige Compagnien Seapons, die regelmäßige Runden durch die Stadt machen. Calcutta iſt der Stapelplatz von Bengalen und der Canal, durch

welchen die Schätze der innern Provinzen nach Europa gehn. In dem Hafen sieht man Schiffe aller Nationen, und die kaufmännische Thätigkeit iſt ſo regſam, als irgendwo. Es giebt Häuſer, die jährlich zwiſchen 4 und 5 Millionen Pfund Sterling umſetzen. Der Handel in Zucker, Opium, Seidenzeug, Muslin u. ſ. w. iſt ſehr beträchtlich. Viel Salz wird nach Aſam verführt, und dagegen Gold, Silber, Elfenbein, Moſchus und eine eigne Seidenbaumwolle zurückgebracht. Die als Scheidemünze dienenden Cauris (kleine Muſcheln) werden auf den Maldiven gegen Reiß eingetauſcht; feine Musline und Calico's ſind ein wichtiger Ausfuhrartikel nach Europa. Der ſonſt ſo vortheilhafte Tauſchhandel mit Pegu, Siam und den Malayiſchen Inſeln iſt dagegen ſehr geſunken. Die brittiſchen Kaufleute ſind natürlich die zahlreichſten; viele haben großes Vermögen erworben und leben mit einer Pracht, wie man in dieſem Stande nicht leicht findet. Von den Fremden kommen ihnen die Amerikaner an Zahl und Anſehn ſowohl, als auch an äußerm Glanz am nächſten. Sie ſind friedliebende und fleißige Geſchäftsleute; viele haben bedeutende Capitalien und treiben einen ausgebreiteten Handel nach China und den Häfen gegen Weſten, ſoweit der perſiſche Meerbuſen reicht. Die Mongolen indeß ſind die begütertſten, und da ſie ihr Geld nur zu ungeheuern Intereſſen anlegen, ziehen ſie einen dreimal größern Nutzen davon, als gewöhnlich ein Capital giebt. Die Hindoo bleiben, auch wenn ſie reich ſind, bei ihren beſchränkten Begriffen und ihrer gewohnten Sparſamkeit. Ihre Häuſer und Laden ſind ſchlecht und unfreundlich; nur en Hochzeiten und religiöſen Feſten erlauben ſie ſich eine außerordentliche Ausgabe. Dann verſammeln ſie ſich unter prachtvoll erleuchteten Baldachinen, ſpenden Roſenwaſſer und andre Wohlgerüche in Ueberfluß und ſpeiſen Zuckerwerk aus goldnen Gefäßen, während Mädchen dazu ſingen oder eine Pantomine aufgeführt wird. Der Kleinhandel von Calcutta iſt meiſt in den Händen der Banianen und Sarkars, die mit unermüdlichem Eifer darauf aus ſind, wohlfeil einzukaufen, und ſich jede Art von niedrigen Ränken erlauben, den Käufer zu bevortheilen. Dieſe Art von Betrug iſt bei ihren Landsleuten ſo wenig in Mißcredit, daß ſie vielmehr den Meiſtern darin den Beinamen Pucka adme, was einen Mann von großen Talenten bedeutet, beilegen. Ungeachtet der hohen Preiſe, die im Allgemeinen in allen Lebensbedürfniſſen herrſchen, und ungeachtet des ungeheuern Aufwandes, zu dem vornehmlich die engliſchen Kaufleute genöthigt ſind, findet man doch eine Menge Anſtalten zur Unterſtützung der Nothleidenden. Dahin gehört ein Hoſpital für ſolche Eingeborne, die der ärztlichen Hülfe bedürfen; zwei Schulen für Verwaiſete, deren Väter im Dienſt der Compagnie geſtanden; eine Freiſchule u. ſ. w. Das Collegium von Fort William, welches vom Marquis Welleſley geſtiftet worden, haben die Directoren zum Theil wieder aufgehoben. Es ſollte, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, die jungen Leute, welche in den Dienſt der Compagnie treten, nicht allein in den erforderlichen Sprach- und andern Kenntniſſen unterrichten, ſondern auch über ihr Betragen wachen und ſie vor den Gefahren ſchützen, denen ſie hier bei dem Mangel an Erfahrung mehr als anderswo ausgeſetzt ſind. Das Letztere iſt aber jetzt weggefallen. Die aſiatiſche Geſellſchaft, welche im J. 1784 von Sir W. Jones geſtiftet worden, beſchäftigt ſich mit Aufklärung und Erforſchung der Literatur, der Geſchichte, der Alterthümer, Künſte und Wiſſenſchaften Aſiens. Die von ihr herausgegebenen Schriften ſind größtentheils von hohem Werth.

Caldara (Polidoro), genannt Caravaggio, war im J. 1495 zu Caravaggio im Mailändiſchen geboren. Er kam jung nach Rom, und bildete ſich hier zum Mahler, indem er Johann von Udine und die andern in den Logen des Vatikan beſchäftigten Meiſter arbeiten ſah. Er trat in enge Freundſchaft mit Mathurin von Florenz, der ihn mit Rath unterſtützte. Caldara übertraf ihn bald und befleißigte ſich der Verbeſſerung der Zeichnung, wobei er ſtets die Antike vor Augen hatte. Rafael gebrauchte ihn in den Galerien des Vaticans, und hier mahlte er mehrere treffliche Frieße. Zu Meſſina vollendete Caldara ein Oelgemählde, welches Chriſtus mit dem Kreuze vorſtellt, eine Menge ſchöner Figuren enthält und ſeine Fähigkeit, die größten Gegenſtände zu behandeln, beweiſt. Mehr als ein andrer hat er ſich dem Styl und der Manier der Alten genähert, beſonders in Nachahmung der Basreliefs. Seine Figuren ſind correct, ſchön vertheilt und geordnet, die Stellungen natürlich, die Köpfe voll Ausdruck und Character. Aus Allem erkennt man, daß er ſich großen Ruhm würde erworben haben, wenn er größere Arbeiten unternommen hätte. Mit großem Fleiß behandelte er das Clairobſcur, beſonders diejenige Gattung deſſelben, welche man Sgraffiato nennt. Auch in der Landſchaft zeigte er viel Talent. Er ward im J. 1543 von ſeinem Bedienten ermordet.

Calderon. Don Petro Calderon de la Barca Henao y Riano, aus einer altadelichen Familie ſtammend, ward geboren zu Madrid den 1. Januar 1601. Im Jeſuitercollegium ſeiner Vaterſtadt erhielt er ſeine erſte Bildung, und vollendete ſie zu Salamanca, welche Univerſität er ſchon im 18ten Jahre wieder verließ. Geſchichte, Philoſophie und Jurisprudenz waren ſeine Hauptſtudien geweſen; frühzeitig aber hatte ſich auch ſchon ſein poetiſches Genie entwickelt, denn ſchon vor ſeinem vierzehnten Jahre ſchrieb er ſein erſtes Schauſpiel: El carro del Cielo (Bd. 9. ſ. Werke.) Sein Talent für dieſe Gattung von Poeſie, das ſeinen Namen ehrenvoll auf die Nachwelt gebracht hat, vielleicht auch ſein reicher Erfindungsgeiſt für feſtliche Veranſtaltungen, erwarb ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen bald Freunde und Gönner. Mehrere Große am Madrider Hofe nahmen ſich ſeiner an, und eröffneten ſeinem Talente eine würdige Laufbahn. Hiermit aber nicht begnügt, trat er in den Soldatenſtand, und zehn Jahre lang trug er in Mailand und den Niederlanden mit Auszeichnung die Waffen. 1636 berief ihn Philipp IV. an den Hof zurück, und ernannte ihn im folgenden Jahre zum Ritter des St. Jagoordens, als welcher er wieder dem Feldzuge in Catalonien beizuwohnen für ſeine Pflicht hielt. Der gegen Erwarten früh abgeſchloſſene Friede gab ihn aber ſeiner friedlichern Kunſt zurück, deren glückliche Uebung den Ruhm ſeines Namens bereits verbreitet hatte. Am Hofe zeichnete man ihn durch Gnadenbezeigungen aller Art aus, gab ihm eine monatliche Penſion von 30 escudos de oro, hielt aber auch ſein Talent in ununterbrochener Thätigkeit. Dagegen hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß der Monarch, der auf das Theater mehr verwandte, als einer ſeiner Vorgänger, keine Koſten ſcheute, um des Dichters Schauſpiele mit allem Pomp aufzuführen. Nachdem er zehn Jahre lang unabläſſig für Theater und Kirche gearbeitet hatte, erhielt er auf königlichen Befehl die Erlaubniß, in den geiſtlichen Stand zu treten. 1653 bekam er eine der Capellanſtellen an der erzbiſchöflichen Kirche zu Toledo, ohne aber ſeine bisherige Beſchäftigung aufzugeben. Da ihn jedoch dieſe Stelle allzuweit vom Hofe entfernte, ſo erhielt er 1663 mit Beibehaltung ſeiner bisherigen noch eine andere Stelle an der königlichen Hofcapelle, und

zugleich eine auf die Einkünfte von Sicilien angewieſene Penſion. Sein Ruf aber vergrößerte ſeine Einkünfte noch um Vieles, indem er von den angeſehenſten Städten Spaniens um Verfertigung von Autos sacramentales (Frohnleichnamsſtücke) erſucht ward. Auf Verfertigung derſelben wendete er, ſeitdem er in den geiſtlichen Stand getreten war, vorzüglichen Fleiß, und in der That verdunkelte er Alles, was die an Stücken dieſer Art ſo reiche Literatur Spaniens bis dahin aufzuweiſen hatte. Dieſe Stücke ſagten vornehmlich ſeinem religiöſen Gemüthe zu, und auf ſie legte er auch einen vorzugsweiſen Werth, ſo daß er ungerecht gegen ſeine übrigen Stücke ward, die in vielfacher Hinſicht ebenfalls eine nicht geringe Auszeichnung verdienen. Zwar mag das Romantiſche in ihnen mehr aus ſeiner Nation und ſeiner Zeit abgeleitet werden müſſen, als aus tiefer Kunſteinſicht; allein das iſt auch nicht die Hauptanſicht bei der Würdigung ſeiner poetiſchen Verdienſte. Welchen Stoff der Dichter auch behandle, überall erkennt man, freilich mehr oder minder, das Wehen des echten poetiſchen Genius: und ſteht er an Reichthum der Erfindung vielleicht dem *Lope de Vega* nach, ſo übertrifft er ihn an Feinheit der Ausführung, Adel der Empfindung und angemeſſenerm Ausdruck. Allerdings werden wir dabei immer noch manches unſerer Denk- und Empfindungsweiſe, unſerer gewohnten Anſicht und Ausdrucksart Fremdes finden, weit öfter aber den Dichter als unübertrefflich zu bewundern Gelegenheit haben. Vielſeitig gebildete Kritiker unterſchreiben das Urtheil der ſpaniſchen Nation, welches Calderon unter die größten poetiſchen Genies zählt, und ſind billig genug, manche unläugbare Mängel ſeiner Stücke der Zeit und den Umſtänden zuzuſchreiben. Man hat von ihm 127 Comödien, deren viele Intriguenſtücke ſind, voll von Verwickelungen und reich an den intereſſanteſten Situationen; andere ſind heroiſche Comödien, wieder andere hiſtoriſche Schauſpiele, deren einige den Namen der Tragödie verdienen. Die Krone von dieſen iſt *der ſtandhafte Prinz*, der unter den romantiſchen Tragödien erſten Ranges einen ehrenvollen Platz verdient. Außerdem hat man von Calderon noch 95 Autos sacramentales, 200 Loas (Vorſpiele) und 100 Saynetes (Divertiſſements). Seine kleinern Gedichte, Lieder, Sonette; Romanzen u. a. ſind, ungeachtet des nicht geringen Beifalls, den ihnen des Dichters Zeitgenoſſen ertheilen, in Vergeſſenheit gerathen; ſeine Schauſpiele allein haben ihm Unſterblichkeit verſchafft. Die vollſtändigſte Ausgabe derſelben iſt die von D. *Juan de Vera Taſſis y Villarroel* beſorgte (Madrid 1685. 9 Bände). Zwei unſerer vorzüglichſten Ueberſetzer, A. W. *Schlegel* und *Gries*, haben uns mit meiſterhaften Ueberſetzungen Calderoniſcher Stücke beſchenkt. Von jenem beſitzen wir 5 Stücke in zwei Bänden (Berlin 1803 und 1806), von dieſem bis jetzt 6 Stücke in drei Bänden (Berlin 1815—1818), und von Letzterm iſt noch mehr zu erwarten. Ihnen hat ſich der Freiherr von der Malsburg würdig angeſchloſſen. Göthe und Schlegel haben das Verdienſt um die deutſche Bühne, ſie dem Genius Calderons eröffnet zu haben, wie es früher Schröder in Hinſicht Shakſpear's ſich erworben hatte. Im Jahre 1810 oder 1811 erſchien zuerſt der ſtandhafte Prinz in Schlegels Ueberſetzung auf dem Hoftheater zu Weimar; ihm folgte bald die Schickſalstragödie, *das Leben ein Traum*, in einer Ueberſetzung des Hrn. v. Einſiedel, und ſpäter *die große Zenobia* nach Gries. Im Jahre 1816 beſchritt das erſtgenannte Stück auch die Bühne von Berlin, fand aber eine ſtarke Oppoſition. Das Leben ein Traum bearbeitete Hr. Weſt (Schreyvogel

in Wien), mit Benutzung der Griesſiſchen Ueberſetzung, für das Theater; in dieſer Geſtalt breitete es ſich auf den meiſten deutſchen Bühnen aus, und ſprach überall lebhaft an. Dieſes Stück iſt in Bezug auf die tragiſche Kunſt dem ſtandhaften Prinzen vorzuziehen, es löſet eine der ſchwerſten Aufgaben: echt poetiſche Behandlung der Schickſals-idee — in einer Tragödie mit glücklichem Ausgange. Die große Fruchtbarkeit Calderons hat einen ſo reichen Vorrath für die Bühne aufgehäuft, daß wir nun, da uns einmal der Eingang gezeigt iſt, unſer Theater damit ſehr bereichern können, wenn wir unſere Ueberſetzungsmanier dem Theatergeſchmack annähern, welcher keine ſchwerfälligen Nachbildungen fremder poetiſcher Formen duldet, weil ſie das Auffaſſen vom Mund aus erſchweren. Zu wünſchen wäre von derſelben Meiſterhand, die in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt u. Literatur eine Charakteriſtik Calderons geliefert hat, eine vollſtändige Parallele dieſes ſpaniſchen Dichters mit ſeinem Geiſtesverwandten Shakſpeare. Was Schlegel über die Ironie Beider geſagt hat, darf von Keinem überſehen werden, dem es um wahre Einſicht hierin Ernſt iſt. Zu bedauern iſt, daß man die Werke Calderons nicht chronologiſch geordnet hat. Wir würden dann auch ſehen, wie bei dem Dichter, je ſpäter, deſto tiefer, der Myſticismus Wurzel ſchlug. In einem Alter von 62 Jahren wurde er förmlich Prieſter, und in die Congregation von St. Pedro aufgenommen, in welcher er ſein ganzes übriges Leben blieb. 1687 erwählte ſie ihn zu ihrem Capelan mayor. Noch in demſelben Jahre ſtarb er, ein Greis von 86 Jahren, und vermachte jener Congregation ſein ganzes bedeutendes Vermögen. (Man vergl. Spaniſche Poeſie.) dd. A. Mnr.

Caledonier, der alte Name einer großen Nation oder vielmehr eines Völkerbundes in dem heutigen Schottland (Britannia barbara). Tacitus hält ſie für Deutſche, Andere mit mehrerem Rechte für Celten. Sie gelten für die Vorfahren der heutigen Bergſchotten.

Calembour, ein Wortſpiel, indem man einem Worte einen andern Sinn als den gewöhnlichen gibt, den es aber haben kann, wenn man einige Buchſtaben verändert, hinweg- oder hinzuthut, ohne daß dadurch die Ausſprache geändert wird. Als ein Beiſpiel führen wir folgendes an: Ein Räuber foderte einem Reiſenden die Börſe ab, indem er ihm mit den gewöhnlichen Worten die Piſtole auf die Bruſt ſetzte: la bourse, ou la vie. — Pour l'avis (la vie), erwiderte dieſer trocken: le meilleur que je puisse vous donner, c'est de quitter votre métier, sans quoi vous serez pendu, et pour la bourse (den Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (Haarknoten). Ueberhaupt iſt die franzöſiſche Sprache reich an dergleichen Wortſpielen, weil ſie arm an Worten iſt, dieſe folglich in mehrern Bedeutungen genommen werden können, auch zur Güte der Calembours nicht die Richtigkeit der Orthographie, ſondern nur die Aehnlichkeit des Klangs gehört.

Calender iſt überhaupt die Eintheilung der Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage; man nennt aber auch insbeſondere ſo ein Verzeichniß dieſer Eintheilung. Der Name kommt von einem griechiſchen Worte her, welches ausrufen bedeutet, weil bei den alten Römern die Sitte war, wegen Mangels eines ſolchen Verzeichniſſes, wie wir es haben, allemal am erſten Tage des Monats die übrigen Tage deſſelben auszurufen. — Zu den erſten Abtheilungen der Zeit gaben wiederkehrende Ereigniſſe der Natur Gelegenheit. Der ſcheinbare tägliche Umlauf des ganzen geſtirnten Himmels und mit

ihm der Sonne um die Erde erzeugte die Eintheilung in *Tage*. Da ſich aber die Zahl der Tage zu ſehr vergrößerte, ſo fühlte man bald das Bedürfniß eines größern Zeitmaßes, welches mehrere Tage in ſich faßte. Dieſes bot der Wechſel des Mondes, deſſen Erſcheinungen man alle 29 bis 30 Tage wiederkehren ſah, dar, und es entſtand die ſchon größere Zeitabtheilung in *Monate*. Allein nach Verlauf von einem ziemlichen Zeitraume ſah man auch dieſe zu ſehr gehäuft, und man bedurfte eines noch größern Maßes der Zeit. Dies fand man in dem ſcheinbaren jährlichen Laufe der Sonne um die Erde in der Ekliptik. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß ſie nach etwas mehr als 365 Tagen dieſen ſcheinbaren Lauf vollende, und nannte dieſen Zeitraum ein *Sonnenjahr* oder blos Jahr, welches man wieder nach den vorigen Zeitmaßen, Monaten und Tagen, beſtimmte. Da nun wegen des wichtigen Einfluſſes, den der Lauf der Sonne in der Ekliptik und ihre damit zuſammenhängende Entfernung von unſerm Scheitel auf die Erde und die Geſchäfte ihrer Bewohner in allen Gegenden hatte, dieſer Umſtand die Aufmerkſamkeit der letztern natürlich auf ſich ziehen mußte; ſo kam es, daß alle bekannte Völker von einiger Cultur das Jahr als das größte Zeitmaß angenommen haben. Wahrſcheinlich haben ſich zuerſt die Phönicier, dann die Aegypter, dann die Griechen dieſer Zeitrechnung bedient, von welchen ſie zu andern Völkern fortgepflanzt iſt. Die Beſtimmung des Jahrs nach Monaten und Tagen konnte aber anfangs nicht ſehr genau ſein; denn dieſes forderte lange und aufmerkſame Beobachtung. Der Calender der älteſten Völker konnte nur ſehr unvollkommen ſein. Indeß war es für dieſe genug, die ökonomiſchen Geſchäfte darnach einzurichten. Den Lauf der Sonne mit dem des Mondes in Uebereinſtimmung zu bringen, bemühten ſich zuerſt die Griechen. Sie rechneten 12½ Umdrehungen des Mondes um die Erde auf ein Sonnenjahr, und, um die Theilung der Monate zu vermeiden, ließen ſie ein Jahr zu 12 Monaten mit einem zu 13 Monaten abwechſeln. *Solon*, der die Mängel dieſer Eintheilung einſah, beſtimmte den Monat auf 29½ Tage, und ließ auf gleiche Weiſe Monate von 29 und 30 Tagen abwechſeln. Dadurch wurden die Zeiträume der Monate mit der angenommenen Zeit des Jahrs aber immer noch nicht in genaue Uebereinſtimmung gebracht, und es mußten bald neue Unordnungen entſtehen. Ungeachtet von Zeit zu Zeit Vorſchläge zur Verbeſſerung gethan wurden, ſo gelang es doch erſt Meton und Euctemon dadurch, daß ſie einen Zeitraum von 19 Jahren annahmen, in welchem die Verhältniſſe der Sonne zum Monde wiederkehren (ſ. Cyclus), die Sache ihrer Richtigkeit näher zu bringen. Dieſe Zeitrechnung, welche die Griechen im J. 433 vor der chriſtl. Z. R. annahmen, fand ſo großen Beifall, daß ſie mit goldenen Buchſtaben in eine zu Athen errichtete Tafel eingegraben wurde; daher man diejenige Zahl, welche angibt, wie viel Jahre in der laufenden 19jährigen Periode verfloſſen ſind, die *güldene Zahl* nannte. Allein die 19jährige Periode war noch um 6 Stunden zu lang. Dieſem Mangel ſuchte Kalippus, 102 Jahre ſpäter, abzuhelfen, wiewohl er es noch nicht dahin brachte, daß der Anfang der Jahreszeiten auf einem beſtimmten Tage des Jahrs blieb. Bei den Römern führte ihr erſter König Romulus ein Jahr von 10 Abtheilungen oder Monaten, ein, wovon 4, nämlich März, Mai, Quintilis und October 31 Tage, die übrigen, April, Juni, Sextil, September, November und December nur 30 Tage hatten. Da er einſah, daß dieſe Rechnung nicht ausreichte, ſo ſchaltete er zur Ergänzung des

Jahrs noch ſo viel Tage ein, als bis zu Anfange des folgenden Jahres nöthig waren. Sein Nachfolger, Numa Pompilius, ſchaffte dieſe Rechnung ab, fügte noch 50 Tage hinzu, ſchnitt von den 6 Monaten, welche 30 Tage hatten, weil er die gerade Zahl für unglücklich hielt, einen ab, und bildete aus den 56 Tagen 2 neue Monate, jeden zu 28 Tagen, welche er dem Janus und den Göttern der Unterwelt zu Ehren Januar und Februar nannte. So bekam das Jahr 12 Monate und 350 Tage; und um es mit dem Laufe der Sonne in Uebereinſtimmung zu bringen, bediente man ſich der Einſchaltungen nach Art der Griechen. Die letztern waren aber den Prieſtern überlaſſen; und weil dieſe nach den Bedürfniſſen des Staats oder ihren Privatvortheilen damit ſehr willkührlich verfuhren, ſo verurſachten ſie bald Mißvergnügen und Störungen. Deſſen ungeachtet dauerte dieſe Einrichtung bis gegen das Ende der republikaniſchen Verfaſſung fort. — Der Calender der Römer hatte eine ganz eigene Einrichtung. Sie gaben nämlich drei gewiſſen Tagen des Monats eigene Namen: der erſte Tag hieß bei ihnen allemal Calendä, in den vier Monaten März, Mai, Quintilis und October der ſiebente, in den übrigen der fünfte Tag hieß Nonä und in jenen vier Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag hieß Idus. Nach dieſen beſtimmten ſie die übrigen auf folgende Art: ſie zählten die Tage von den obengenannten rückwärts, ſo daß man den Tag, von welchem man zu zählen anfing, mitrechnete. Wollte man z. B. den 3. März angeben, ſo mußte man wiſſen, daß im März die Nonä auf den 7. fielen, daher wurde jener der 5. vor den Nonen genennt; wollte man den 8 Januar nennen, in welchem Monat die Nonä auf den 6., und die Idus auf den 13. fallen, ſo war dieſer der 6. vor den Idus des Januar; ſollten endlich die nach den Idus fallenden Tage angezeigt werden, ſo gab man an, die wievielſten ſie vor den Calenden des folgenden Monats waren. — Wegen des Mangels an Genauigkeit der oben angegebenen Berechnung war es nach und nach dahingekommen, daß zu Cicero's Zeit der Calender die Frühlingsnachtgleiche um 2 Monate (nach Cicero's letztem Brief des 10. Buchs der Briefe an den Atticus war gegen Ende des damaligen Calender-Maies die Frühlingsnachtgleiche noch nicht vorbei) zu ſpät ergab. Um dieſer Unordnung Einhalt zu thun, berief Julius Cäſar, als er die Dictatur und das Pontificat übernommen hatte, im J. 707 nach Roms Erbauung den griechiſchen Aſtronomen Soſigenes nach Rom, welcher mit dem Marcus Fabius die Zeitrechnung zu Stande brachte, die nach dem Namen ihres Stifters der Julianiſche Calender genannt wurde. Die Hauptverbeſſerung beſtand darin, daß man die Frühlingsnachtgleiche wieder auf den März zurückbrachte. Man ſchob daher im J. 707 zwiſchen den November und December noch 2 Monate ein, ſo daß dieſes Jahr 14 Monate bekam. Für die Zahl der Tage wurde die Beſtimmung der Griechen angenommen, nämlich 365¼ Tage, und die Zahl und die Namen der Monate wurden beibehalten, außer daß der Quintilis, zu Ehren des Urhebers dieſer Verbeſſerung, von nun an Julius genannt wurde. Da ¼ Tag in die bürgerliche Zeitrechnung nicht aufgenommen werden konnte, ſo wartete man 4 Jahre ab, wo er einen ganzen Tag ausmachte, und ſchaltete dieſen zwiſchen den 23. und 24ſten Februar ein. Dieſer Tag wurde Schalttag und das 4te Jahr, wo er eingeſchaltet wurde, Schaltjahr genannt. Dieſer Calender iſt bei den Römern bis zum Untergange ihres Reichs, und in der chriſtlichen Kirchenverfaſſung aller Länder bis zum J. 1582 n. Chr. Geb. üblich geweſen.

In der letztern waren die Feſte mit dieſer Zeitrechnung verwebt. Aber hier mußte um des Oſterfeſtes willen auf den Lauf des Mondes Rückſicht genommen werden. Die Juden feierten ihr Oſterfeſt (Paſcha) den 14. Niſan (März); die Chriſten in demſelben Monate, nur beſtimmten ſie einen Sonntag dafür. Da nun aber das Oſterfeſt der Chriſten mit dem Paſcha der Juden bisweilen zuſammenfiel, und man es nicht für chriſtlich hielt, dieſes wichtige Feſt mit den Juden zugleich zu feiern, ſo wurde auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa, 325 n. Chr. Geburt, feſtgeſetzt, daß das Oſterfeſt allemal den Sonntag nach dem erſten Vollmonde nach der Frühlingsnachtgleiche gefeiert werden ſollte, die man damals auf den 21. März fallend annahm. Weil ſich alſo hiernach die Berechnung des Oſterfeſtes auf den Lauf des Mondes gründet, ſo hatte man dazu den 19jährigen Mondcyclus des Meton angenommen, nach welchem das Jahr 365¼ Tage enthielt und die Neumonde nach 19 Jahren allemal wieder auf denſelben Tag fallen mußten. Die Unrichtigkeit dieſes, ſolchergeſtalt mit dem Mondcyclus verbundenen Julianiſchen Jahres mußte ſich aber, bei Vergleichung mit dem wirklichen Eintritte der Nachtgleichen, bald veroffenbaren, da ſeine angenommene Länge von 365¼ Tagen die wahre um 11 Minuten übertrifft. Um dieſe 11 Minuten rückte alſo die Zeit der Nachtgleichen gegen jedes ſolche Julianiſche Jahr zurück, und im 16. Jahrhunderte war dem zu Folge die Frühlingsnachtgleiche von dem 21. März auf den 10. gekommen. Aloys Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf daher einen Plan zur Verbeſſerung, und nach ſeinem Tode überreichte ihn ſein Bruder dem Papſte Gregor XIII. Zur Ausführung deſſelben berief dieſer eine Anzahl Prälaten und Gelehrten zuſammen; 1577 nahmen alle catholiſchen Regenten den Vorſchlag an, und 1582 ſchaffte Gregor durch ein Breve den Julianiſchen Calender in allen catholiſchen Ländern ab und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des Gregorianiſchen oder verbeſſerten Calenders, oder des neuen Styls beſitzen, da hingegen jener nun der alte Styl genannt wurde. Die Verbeſſerung beſtand darin: Man warf vom 4. October 1582 an 10 Tage heraus, und zählte nach dem 4. ſogleich den 15. Jedes hundertſte Jahr, welches nach dem alten Styl ein Schaltjahr ſein ſollte, ſollte nun ein gemeines ſein, das 4. ausgenommen, d. h., es ſollte das Jahr 1600 ein Schaltjahr bleiben, aber 1700, 1800, 1900 ein gemeines und 2000 wieder ein Schaltjahr ſein. Bei dieſer Beſtimmung war das Sonnenjahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 49 Minuten, 12 Secunden angenommen. Neuere Beobachtungen von v. Zach, de la Lande und Delambre geben zwar die mittlere Länge des tropiſchen Sonnenjahrs noch um etwa 26 Secunden kürzer an; allein es iſt unnütz, die Leſer auf die daraus entſpringende Unrichtigkeit, die ſich erſt nach drei Jahrtauſenden auf Einen Tag belaufen wird, aufmerkſam zu machen. Dieſer Verbeſſerung ungeachtet behielten die Proteſtanten den Julianiſchen Calender fort bis zum Jahr 1700, wo ſie den neuen Styl auch annahmen; doch ſo, daß ſie zur Oſtergrenze denjenigen Tag, auf welchen der erſte Vollmond nach der Frühlingsnachtgleiche aſtronomiſch fällt, beſtimmten. Dieſe Einrichtung aber erzeugte wieder Abweichungen; in den Jahren 1724 und 1744 fiel das Oſterfeſt der Catholiken acht Tage ſpäter als das der Proteſtanten. Daher wurde 1777 der Gregorianiſche Calender für die Feſtrechnung unter dem Na-

men des allgemeinen Reichskalenders (das, was in den jetzigen Calendern, unter den Epochen, mit dem Ausdrucke „verbeſſerter Calender" bezeichnet wird,) eingeführt, damit Proteſtanten und Catholiken das Oſterfeſt, mithin alle bewegliche Feſte des Jahrs, weil ſie von ihm abhängen, an einem Tage feierten. — England nahm den neuen Styl 1752 und Schweden 1753 auch an; der alte iſt nur noch in Rußland üblich, und von dem neuen jetzt eilf Tage verſchieden. — In Frankreich wurde während der Revolution von dem Nationalconvente durch ein Decret vom 24. November 1793 ein neuer Calender eingeführt. Zur Grenze dieſer Jahrrechnung nahm man die Herbſtnachtgleiche des Jahrs 1792, welche den 22. September 9 Uhr 18 Minuten 30 Secunden Vormittags nach dem Pariſer Meridian einfiel, an, als den Tag, an welchem das erſte Decret der neuen Republik bekannt gemacht worden war. Nach dieſem beſtand das Jahr aus zwölf Monaten, jeder zu dreißig Tagen; zur Ergänzung deſſelben hängte man am Ende fünf, und in den Schaltjahren ſechs Tage an. Die Schaltjahre, deren alle vier Jahre eins war, beſtimmte man nach einer beſondern Periode, welche Franciade hieß. Die Wochen fielen ganz weg; jeder Monat wurde in drei Theile (Decaden), jeder zu zehn Tagen eingetheilt, ſo wie ſich alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalſyſtem gründeten. Die Namen der Monate wurden ſo gewählt, daß ſie durch ihre Ableitung die Jahreszeit, die Temperatur und den Zuſtand der Vegetation bezeichnen. Sie waren: Herbſt vom 22. September bis 22. December: Vendémiaire, Weinleſemonat (October), Brumaire, Nebelmonat (November), Frimaire, Reifmonat (December); Winter vom 22. December bis 22. März: Nivôse, Schneemonat (Januar), Ventôse, Windmonat (Februar), Pluviôse, Regenmonat (März); Frühling vom 22. März bis 22. Junius: Germinal, Keimmonat (April), Floréal, Blüthenmonat (Mai), Prairial, Wieſenmonat (Juni); Sommer vom 22. Juni bis 22. September: Messidor, Erntemonat (Juli), Thermidor, Hitzemonat (Auguſt), Fructidor, Fruchtmonat (September). Den zehn Tagen jeder Decade hatte man folgende Namen beigelegt: 1. Primidi, 2. Duodi, 3. Tridi, 4. Quartidi, 5. Quintidi, 6. Sextidi, 7. Septidi, 8. Octidi, 9. Nonidi, 10. Decadi (der Ruhetag). Ueberdies hatte noch jeder Tag im Jahre ſeinen beſondern Namen, der aber nicht von Heiligen, ſondern von der Oekonomie hergenommen, und der Zeit, in welche der Tag fällt, angemeſſen war; z. B. der 7. Vendemiaire hieß Carottes, Möhren. Dieſes Calenders bediente ſich die Regierung in allen öffentlichen Angelegenheiten; bei Privatgeſchäften brauchte man häufig den gewohnten Styl, oder ſchrieb dieſen dem neuen bei. Allein er wurde auf Befehl Napoleons durch ein Senatsdecret vom 9. September 1805 aufgehoben, und der allgemeine chriſtliche (Gregorianiſche) Calender in ganz Frankreich wieder eingeführt. Sx.

Caliari (Paolo), bekannter unter dem Namen Paul Veroneſe, ein Mahler von Verona, war 1528 oder 1530 geboren. Sein Vater, welcher Bildhauer war, wollte ihn für dieſe Kunſt bilden; allein der Jüngling verrieth mehr Neigung zum Zeichnen, und ſein Vater ſandte ihn zu Badile, ſeinem Oheim, welcher dadurch berühmt iſt, daß er zuerſt regelmäßige Gemählde lie-

ferte, in denen er ſich von der ſogenannten **alten Manier** losmachte. Paul machte unter der Anleitung dieſes geſchickten Lehrers reißende Fortſchritte; aber da die veroneſiſche Schule bereits herrliche Künſtler, wie Forbicini, Gioſino, Ligozzi, Bruſaforci und Farinato, zählte; ſo hatte er in den erſten Jahren nur wenig Ruf. Er gewann indeß zu Mantua einen Preis durch ſeine Kunſt. Die Ungunſt des Publicums bewog ihn, Verona zu verlaſſen. Er ging nach Vicenza, und in der Folge nach Venedig. Er bemühte ſich anfangs, in die Fußſtapfen Titians und Tintorets zu treten, aber zugleich ſchien er ſie durch eine geſuchtere Eleganz und durch eine reichere Mannichfaltigkeit der Verzierungen übertreffen zu wollen. Man erkannte bald an ſeinen Werken, daß Paul die nach Antiken geformten Gypsabdrücke, und die geätzten Blätter von Parmeſan und Albrecht Dürer ſtudirt habe. In ſeinen erſten großen Compoſitionen, welche zu St. Sebaſtian in Venedig ſind, erſcheint ſein Pinſel noch furchtſam; ſpäter erregte eins ſeiner Frescogemählde in derſelben Kirche, welches die Geſchichte der Eſther vorſtellt, die allgemeine Bewunderung, und der Senat glaubte, ihm wichtige Arbeiten übertragen zu müſſen. Paul indeſſen begab ſich mit dem venetianiſchen Geſandten Grimani nach Rom, ſah hier mit Enthuſiasmus die ſchönen Muſter Rafaels und Michel Angelo's, und mahlte nach ſeiner Rückkehr ſeine ſchöne Apotheoſe Venedigs. Vortrefflicher noch ſind ſeine verſchiedenen Abendmahlseinſetzungen. In Venedig befinden ſich deren wenigſtens ſechs in den Refectorien der Geiſtlichen. Am berühmteſten iſt ſeine **Hochzeit von Cana**, und ſein **Gaſtmahl Chriſti bei Simon** An jenem tadelt man mit Recht die unpaſſend angebrachte aſiatiſche Pracht, die Vereinigung der verſchiedenſten Perſonen und Coſtume, an dieſem einen Zug von Stolz, der ſtatt einfacher Hoheit in dem Chriſtusgeſicht ausgedrückt iſt, die Verſetzung der Hauptperſon in einen Winkel des Gemähldes, und das Ineinanderlaufen der weißen Tiſchtücher und der Architektur. In ſeinen **Pilgrimmen von Emaus** verſetzt Paul Veroneſe alle Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung. — Aber neben allen dieſen Fehlern, welche Schönheiten! welcher Geiſt in den Phyſiognomien! welcher Adel in den Porträts und welche Richtigkeit in dem Colorit! Er hatte eine bewundernswürdig fruchtbare Einbildungskraft, neue und anziehende Ideen, aber er achtete zu wenig gewiſſe Regeln, von denen ſich der Künſtler nie entfernen darf. Er ſtarb 1588. Seine Schüler waren Carlo und Gabriele, ſeine Söhne, und Benedetto, ſein Bruder, ferner Michele Parraſio, Naudi, Maffei Verona, Franceſco Montemezzano.

**Caliber, Caliberſtab, Viſirſtab, Artillerie-Maßſtab**, iſt ein vierſeitiger meſſingener Maßſtab, welcher die Durchmeſſer der Kugeln von eins bis hundert Pfund zeigt. Auf einer Seite ſind die ſteinernen, auf der andern die bleiernen, und auf der dritten die eiſernen Kugeln verzeichnet. Auf der vierten ſind die Kubi von verſchiedenem Gewichte des Pulvers und die Durchmeſſer der Bohrungen des Geſchützes angegeben. **Georg Hartmann** aus Eckolsheim, Mathematiker in Nürnberg, hat ihn 1540 erfunden. **Caliber** wird auch für den **Durchmeſſer** der Mündung eines Geſchützes und den einer Kugel von allen Arten gebraucht. So ſagt man: „Geſchütz von ſchwerem, von leichtem Caliber.“ — In der Schiffkunſt iſt **Caliber** das Mo-

dell eines zu erbauenden Schiffs. Ferner ein Werkzeug bei verſchiedenen Handwerkern, ja bei einigem überhaupt jedes Modell.

Californien, eine große Halbinſel im ſpaniſchen Nordamerika. (ſ. Nordamerika.)

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus), war der Sohn des Germanicus und der Agrippina, und wurde zwölf Jahre nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 765) im Lager, wahrſcheinlich in Deutſchland, geboren und unter den Legionen auferzogen. Hier bekam er von den Soldaten, gleich welchen er ſich der Caligae, einer Art kleiner Stiefeln, bediente, den Beinamen Caligula. Er wußte ſich beim Kaiſer Tiberius ſo einzuſchmeicheln, daß er nicht nur dem grauſamen Schickſale ſeiner Aeltern und Geſchwiſter allein entging, ſondern auch mit Ehrenſtellen überhäuft wurde. Ob er den Tiberius durch ein langſames Gift, wie Einige berichten, aus dem Wege geräumt habe, iſt ungewiß. Als aber derſelbe ſich ſeinem Tode näherte, war er zweifelhaft, ob er den Caligula oder des Druſus Sohn, Tiberius Nero, zu ſeinem Nachfolger ernennen ſolle, und ſetzte nach Sueton Beide zu Erben des Reichs ein. Allein Caligula, um ſeines Vaters Germanicus willen, allgemein geliebt, konnte ohne Schwierigkeit ſich des Thrones allein bemächtigen. Rom nahm ihn freundlich auf, und die entfernteſten Provinzen des Reichs jauchzten ihm entgegen. Auch waren ſeine erſten Handlungen gerecht, löblich und edel. Er beſtattete auf das ehrvollſte die Ueberreſte ſeiner Mutter und ſeines Bruders Nero, ſetzte alle Staatsgefangenen in Freiheit, rief die Verbannten zurück und verbot jede Anklage wegen Hochverraths. Den Obrigkeiten ertheilte er freie und unabhängige Gewalt. Obgleich des Tiberius Teſtament von dem Senat für nichtig erklärt worden war, vollzog er doch alle Artikel deſſelben, den einigen ausgenommen, in welchem der verſtorbene Kaiſer ſeinen Enkel Tiberius und ihn, den Caligula, zu ſeinen Erben eingeſetzt hatte. Als er zum Conſul erwählt worden, nahm er ſeinen Oheim Claudius zum Mitconſul, und bezeichnete den Anfang ſeiner Regierung durch mehrere Handlungen der Hoheit und Großmuth. So hatte er acht Monate geherrſcht, als ihn eine Krankheit befiel, nach welcher er ſich durch die unerwarteſte Umwandlung plötzlich als den grauſamſten, unnatürlichſten Tyrannen zeigte. Die künſtlichſten Martern dienten ihm zur Luſt. Während ſeiner Mahlzeiten ließ er Verbrecher oder auch unſchuldige Perſonen foltern und enthaupten; die angeſehenſten Perſonen wurden täglich hingerichtet. Im Wahnſinne des Uebermuths hielt er ſich ſelbſt für einen Gott, und ließ ſich die Ehren erweiſen, welche man dem Apoll, dem Mars und ſelbſt dem Jupiter erwies. Auch die Venus und andere Göttinnen wollte er ſein und zeigte ſich öffentlich mit den Attributen derſelben. Er ließ ſeiner eigenen Gottheit einen Tempel erbauen und weihen. Einſt wünſchte er, das römiſche Volk möchte nur einen Kopf haben, um ihn auf einen Streich abhauen zu können. Die Worte eines alten Dichters: Oderint dum metuant, führte er häufig im Munde. Eine ſeiner größten Thorheiten war die Erbauung einer Brücke zwiſchen Bajä und Puzzuoli. Er weihte dieſen Wunderbau ſelbſt prachtvoll ein, und nachdem er die folgende Nacht in einer Orgie mit ſeinen Freunden hingebracht, ließ er plötzlich, um vor ſeiner Abreiſe noch etwas Außerordentliches zu thun, eine Menge Perſonen, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und der

Gewinnung, ergreifen und in das Meer ſtürzen. Bei ſeiner Rückkehr zog er triumphirend in Rom ein, weil er, wie er ſagte, die Natur ſelbſt beſiegt habe. Darauf rüſtete er ſich zu einem Zuge gegen die Germanen, ging mit mehr als 200.000 Mann über den Rhein, kehrte aber wieder um, nachdem er einige Meilen zurückgelegt hatte, und ohne einen Feind geſehen zu haben. Ihn hatte eine ſolche Furcht befallen, daß, als er an die Brücke kam und dieſe von den zudrängenden Maſſen verſtopft fand, er ſich von Hand zu Hand über die Köpfe der Soldaten hinweg heben ließ. Er begab ſich hierauf nach Gallien, das er mit beiſpielloſer Habſucht ausplünderte. Nicht zufrieden mit der dadurch gewonnenen anſehnlichen Beute, verkaufte er Alles Eigenthum ſeiner beiden Schweſtern, Agrippina und Livilla, die er ins Exil ſchickte. Auch die Mobilien des alten Hofs, die Kleider des Marcus Antonius, des Auguſtus, der Agrippina u. ſ. w. verkaufte er. Bevor er das Land verließ, kündigte er die Abſicht an, nach Britannien gehen zu wollen. Er verſammelte ſein Heer an der Küſte, beſtieg eine prächtige Gondel, kehrte aber, nachdem er ſich kaum vom Lande entfernt hatte, zurück, ordnete das Heer, ließ das Zeichen zur Schlacht geben, und befahl den Soldaten, ihre Taſchen und Helme mit Muſcheln anzufüllen, indem er ausrief: „Dieſe dem Ocean entriſſene Beute gebührt meinem Palaſt und dem Capitol!“ Als er nach Rom zurückgekehrt war, verlangte er einen Triumph wegen ſeiner Kriegsthaten, begnügte ſich jedoch mit einer Ovation. Unzufrieden mit dem Senat, beſchloß er den größten Theil der Senatoren und die ausgezeichnetſten Männer Roms zu verderben. Dieß bewieſen zwei Bücher, die man nach ſeinem Tode fand, worin die Namen der Verurtheilten verzeichnet waren, und von denen das eine (gladius) (Schwert), das andere pugil (Dolch) betitelt war. Er ſöhnte ſich indeß mit dem Senat wieder aus, da er ihn ſeiner würdig fand. Caligula unterhielt Bordelle und Spielhäuſer für das Publicum und nahm ſelbſt das Eintrittsgeld der Beſuchenden ein. Zu weitläufig würde es ſein, alle Verbrechen und Thorheiten dieſes Kaiſers anzuführen. Einiges müſſen wir indeß noch flüchtig erwähnen. Caligula beſaß ein Pferd mit Namen Incitatus; dieß war ſein Liebling. Es hatte ein Haus, Meublen, eigene Diener, und ward aus Marmor und Golde geſpeiſet. Caligula hatte es in das Collegium ſeiner Prieſter aufnehmen laſſen, und war Willens, es ſogar zum Conſul zu machen. Ferner hatte er die Idee, die Gedichte Homers zu vertilgen, und faſt hätte er die Werke und Bildniſſe des Virgils und Livius aus allen Bibliotheken wegnehmen laſſen, jenes weil er ohne Genie und Kenntniſſe, dieſes, weil er ein unzuverläſſiger Geſchichtsſchreiber ſei. Die Sitten Caligula's waren von Jugend auf verdorben, mit allen ſeinen Schweſtern hatte er Blutſchande getrieben. Nachdem er mehrere Weiber genommen und verſtoßen hatte, feſſelte ihn Cäſonia. — Eine Verſchwörung, an deren Spitze Chärea und Cornelius Sabinus, beides Tribunen der prätorianiſchen Cohorten, ſtanden, machte endlich ſeinem Leben im 29. und ſeiner tyranniſchen Regierung im vierten Jahre ein Ende.

**Calixtiner** oder Utraquiſten, eine huſſitiſche Partei in Böhmen, die ſich vornehmlich durch die Beibehaltung des Kelchs im Abendmahle für die Laien von den Catholiſchen unterſchied (Vergl. d. Art. Huſſiten). Unter Georg von Podiebrad, 1450 bis 1471, der ſich ſelbſt zu ihrer Partei bekannte, wurden die calixtiniſchen Stände den übrigen überlegen, unter Wladislaw erhielten ſie ſich im Beſitze ihrer

Religionsfreiheit und theilten ſeit der Reformation des 16. Jahrhunderts wie den Glauben ſo auch das Schickſal der Proteſtanten in Böhmen. Ihre Weigerung, im ſchmalkaldiſchen Kriege gegen ihre Glaubensgenoſſen zu fechten, zog ihnen anfangs harte Verfolgungen zu, doch ließ der ihnen ſonſt ungünſtige Ferdinand I. ſie die Vortheile des Religionsfriedens ſeit 1556 mit ſeinen übrigen evangeliſchen Unterthanen genießen, und der vortreffliche Maximilian II. gab ihnen völlige Freiheit der Religionsübung. Bedenklicher wurde ihr Schickſal unter Rudolph II., und ſie hatten Mühe, ihn endlich dahin zu bringen, daß durch den am 9. Juli 1609 ausgefertigten **Majeſtätsbrief** die von ihnen in Verbindung mit den böhmiſchen Brüdern und den Evangeliſchen eingereichte böhmiſche Confeſſion öffentlich anerkannt und ihre Kirchenordnung, vermöge deren ſie bisher eigne Lehrer, Kirchen und Schulen und ein beſonderes Conſiſtorium zu Prag gehabt hatten, beſtätigt wurde. Da indeß Mathias mancherlei Verletzungen der Freiheiten dieſes Majeſtätsbriefes zuließ, griffen die vereinigten Proteſtanten unter Anführung des Grafen von Thurn 1617 zu einer Selbſthülfe, die den 30jährigen Krieg anfachte und nach einem kurzen Triumphe unter dem von ihnen erwählten Könige, Friedrich von der Pfalz, durch die Niederlage dieſes übelberathenen Fürſten bei Prag 1620, mit völliger Unterdrückung des Proteſtantismus allzuhart beſtraft wurde. Ferdinand II. ließ viele Calixtiner, Lutheraner und Reformirte als Rebellen hinrichten und nöthigte andere zur Auswanderung; und auch Ferdinand III. mochte die Wohlthaten des weſtphäliſchen Friedens nicht auf die Evangeliſchen in Böhmen ausdehnen. Seine Nachfolger waren dem Proteſtantismus nicht günſtiger, und erſt das Toleranzedict Joſephs II. gab den Evangeliſchen in Böhmen 1782 die ſeit 162 Jahren entbehrte Freiheit der Religionsübung wieder, welche die reformirten und lutheriſchen Gemeinden, unter die ſich die Reſte der alten Calixtiner verloren haben, auch gegenwärtig genießen.

E.

**Callico**, urſprünglich ein weißes oſtindiſches Baumwollenzeug, das in England gebleicht, in Mancheſter und in London, gleich andern weißen Cattunen, gedruckt wurde, und ſo in den Handel kam. Im Auslande wurden bald alle engliſchen gedruckten Cattune Callicos genannt. Auch in England nahm man nicht mehr weiße oſtindiſche Callicos, beſonders nicht zu den Exporten ins Ausland, ſondern ſtatt ihrer in England gewebte weiße Cattune. Da zuerſt gemeiniglich dieſe Cattune mit braunem Grunde und Deſſeins, worin rothe Blumen vorherrſchend waren, gedruckt wurden, ſo kamen davon zweierlei Arten zunächſt in deutſchen Handel: full chints (Doppeldruck), wo die rothe Farbe doppelt aufgetragen war, und half chints, einfacher rother Druck. Späterhin brachten die Engländer auch mit andern Farben gedruckte Callicos in den Handel, und ſo lange das ſogenannte Continental-Syſtem die engliſchen Manufacturen vom Continente verdrängte, nannten alle deutſche und ſchweizeriſche Fabrikanten ihre gedruckten Cattune Callicos.

**Callimachus**, dieſer berühmte griechiſche Elegien- und Hymnendichter, war von Cyrene in Lybien gebürtig und blühte unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 250 Jahre vor Chriſto. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur ſo viel, daß er aus einem vornehmen Geſchlechte entſproſſen, ſich früh auf die Erlernung der damals beliebten Wiſſenſchaften legte, in Alexandrien eine Schule der Grammatik, d. h. der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſen-

ſchaften, eröffnete, und in derſelben mehrere Gelehrte von ausgezeichneten Kenntniſſen und nicht geringem Ruhme bildete, z. B. Eratoſthenes, Apollonius Rhodius, Ariſtophanes von Byzanz u. A. Ptolemäus Philadelphus räumte ihm eine Stelle in Muſeo ein, wo er, wie die übrigen Gelehrten, vom Könige Gehalt bekam. In gleicher Gunſt ſtand er bis an ſeinen Tod bei Ptolemäus Euergetes. Er ſchrieb in dieſer günſtigen Lage ſeine meiſten Werke, deren Zahl nach Suidas ſehr beträchtlich geweſen. Wir haben, außer einigen Fragmenten, nur 72 Sinngedichte und 6 Hymnen von ihm übrig. Sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice hat ſich in Catulls lateiniſcher Ueberſetzung erhalten. Callimachus Gedichte tragen den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der Genialität durch prunkende Vielwiſſerei zu erſetzen ſuchte. Statt edler einfacher Größe zeigen ſich Künſtelei und Ueberladung. Vergebens ſucht man in ſeinen Hymnen jenen Ton feierlicher Andacht, jenes tiefe Gefühl von der Hoheit und Würde der Götter; man findet ſtatt deſſen ein falſches Pathos und ein Streben zum Seltenen, Veralteten, Gelehrten. Seine Elegien ſind verloren gegangen; ſie werden von den Alten mit großem Lobe erwähnt und dienten Properz zu Muſtern. Die beſte Ausgabe des Callimachus iſt von J. A. Erneſti, Leyden, 1761, 2 B. 8., in welcher ſich, wie in der Ausgabe von Grävius, Utrecht, 1697, auch Spanheims gelehrter Commentar findet. Man muß damit verbinden Elegiarum fragmenta von Valckenaer, Leyden 1799, 8.

Callipygos, ſ. Venus.

Callot (Jacques), geb. 1594 zu Nancy und geſtorben daſelbſt 1635, hat ſich unter den franzöſiſchen Künſtlern einen ehrenvollen Platz erworben. Von der Natur mit einer lebhaften Neigung für die zeichnenden Künſte ausgeſtattet, beſiegte er ſtandhaft jedes Hinderniß, das ſich der Vervollkommung ſeines Talents entgegenſtellte. Im zwölften Jahre ſeines Alters floh er, da ſeine Aeltern ihn einer andern Beſtimmung widmen wollten, nach Italien, lernte zu Rom zeichnen unter Jul. Parigi, kupferſtechen unter Philipp Thomaſſin, und wurde nachher zu Florenz ein Schüler von Santa-Gallina, und zu Nancy von Claude Henriet. Bald überließ er ſich gänzlich der Liebe zur Kupferſtecherei, und zog hier wieder die Aetzkunſt vor, wahrſcheinlich, weil durch ſie ſein lebhafter und fruchtbarer Geiſt ſich ſchneller ausdrücken konnte. In einem Zeitraume von zwanzig Jahren erfand und fertigte er an 1600 Stücke deren Verzeichniß man in dem Cabinet de Singularités d'Architecture, Peinture, Sculture et Gravure von Le Comte T. 2 p. 376–392, und beſſer noch in Gerſaints Catalogue de Lorangère findet. In der Anordnung, Compoſition und Austheilung des Lichtes glänzt Callot nicht, aber in den einzelnen Partien iſt er vortrefflich: die Zeichnungen ſind richtig, die Stellungen meiſt gefällig, die Gruppen mannichfaltig, die gezwungenen Contraſte vermieden, der Ausdruck iſt ſtark und die Ausführung von der Leichtigkeit einer Meiſterſtand. Beſondern Ruhm hat er ſich durch die Zeichnung kleiner Figuren erworben, die er auch in Menge in allen ſeinen Stücken angebracht hat. Die meiſten davon, wenn man die heiligen Sujets abrechnet, ſind Darſtellungen von Schlachten, Belagerungen, Bällen, feſtlichen Aufzügen. Von dieſen werden die Misères et Malheurs de la Guerre auf achtzehn Blättern als das vorzüglichſte geprieſen. Dergleichen Blätter verfertigte er für Cosmus II. von Florenz, Ludwig XIII. von Frankreich und den Herzog von Lothringen. Eigene Neigung trieb ihn ſo ſehr zum Komiſchen, daß er

dieſer Laune ſelbſt bei Darſtellung heiliger Gegenſtände nicht widerſtand, z. B. in der Verſuchung des heiligen Antonius. Er ſtellte aber nicht blos allerhand burleske und groteske Figuren in ſeinen Blättern mit auf, die man wohl auch Callotiſche Fratzen genannt hat, ſondern ſchuf auch ganze Tableaux dieſer Art, die in der That den Inbegriff ſeiner Kunſt zeigen. Seinen Jahrmarkt, ſeine Bettler nennt man als ſeine vollkommenſten Arbeiten. Zu bemerken iſt noch, daß er der erſte war, der beim Aetzen ſich des Scheidewaſſers und eines Firniſſes bediente. Nicht aber blos als Künſtler, auch als Menſch iſt er ſehr intereſſant, und es wird Niemand gereuen, Callots Biographie bei Gerſaint a. a. O. oder von Huſſon (Par. 1766. 8.) geleſen zu haben. d d.

Calmar, die Hauptſtadt von Smaland in Schweden, an der Oſtſee, Oeland gegenüber gelegen, mit 4300 Einw. Als ſie 1647 abgebrannt war, wurde ſie nicht wieder auf der alten Stelle erbaut, ſondern auf die Inſel Quarnholm verlegt. Sie hat einen kleinen aber guten Hafen, und treibt beträchtlichen Seehandel mit Brettern, Alaun und Theer. Auch hat ſie Wollenzeug Manufacturen. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs und des Landhauptmanns. Im J. 1800 verlor ſie durch eine Feuersbrunſt 150 Häuſer, das Gymnaſium nebſt der Bibliothek und einen Theil der öffentlichen Magazine. Hier wurde im J. 1397 die berühmte, nach dieſem Orte benannte Union zwiſchen den drei nordiſchen Reichen geſchloſſen. (S. Dänemark, Margarethe und Schweden.) Das wohlbefeſtigte Schloß Calmar liegt außer der Stadt im Sunde.

Calmoucks, nennt man ein zuerſt in England, vorzüglich in Leeds verfertiges, locker gewebtes dickes, ſehr langhaariges Zeug, dem die Engländer eine ſehr ſchöne Appretur zu geben wiſſen, und das zu Winter Oberröcken gebraucht wird. Es wird in den niederländiſchen, ſächſiſchen und ſchleſiſchen Manufacturen mit Erfolg nachgemacht.

Calonne (Charles Alexandre de) geboren im Jahre 1734 zu Douai, wo ſein Vater erſter Parlamentspräſident war. Nachdem er zu Paris ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Advocatenſtande, und ward bei dem Provincialconſeil von Artois angeſtellt. Von da trat er als Generalprocurator in das Parlament von Douai. Im Jahre 1763 wurde er zum Maître des requêtes, 1768 zum Intendanten von Metz und in der Folge von Lille ernannt, und zeichnete ſich in dieſen verſchiedenen Aemtern durch Talente aus. Dies war ſeine Lage, als Ludwig XV. ſtarb. Der aus einem langen Exil zurückgerufene Miniſter Maurepas hatte nach einander Turgot und Necker, Fleury und Ormeſſon ins Finanzminiſterium berufen. Im November 1783 folgte dieſen nach Maurepas Tode Calonne. Er fand die Finanzen in der höchſten Zerrüttung. Außer den Anleihen und verfallenen Zahlungen, die ſich von den vorhergegangenen Regierungen herſchrieben, waren 176 Millionen anticipirt worden. Calonne ließ ſich durch dieſe Schwierigkeiten nicht niederſchlagen. Sein Syſtem war, die Bedrängniß zu verhehlen und einen Schein von Wohlbefinden anzunehmen. Er verſchmähte das Hülfsmittel der Erſparniſſe, bezahlte die fälligen Termine, hielt die öffentlichen Papiere durch geheime Vorſchüſſe aufrecht, beſchleunigte die Zahlung der Staatsrenten, ſetzte bedeutende Vergütungen für die Regie- und Landgüterpachtungen aus, ſicherte den Credit der Caisse d'escompte, projectirte Tilgungsfonds, und unternahm ſogar eine Umprägung der Goldmünzen, wie in einer Zeit der tiefſten Sicherheit. Anfangs befolgte er das vor ihm ange-

nommene Anleiheſyſtem. Nach ſeiner Schätzung waren von 1776 bis 1786 ungefähr 1,250,000,000 geborgt; das jährliche Deficit aber belief ſich auf 115 Millionen; dies ſollte jedoch im J. 1797 bis auf 55 Millionen getilgt ſein. Zu dem Ende mußten die Staatseinkünfte, welche ſich damals auf 475 Millionen belaufen konnten, bis auf 590 Millionen gebracht werden. Alle dieſe Maßregeln wurden lebhaft beſtritten. Der Miniſter antwortete ſeinen Gegnern in Aufſätzen, welche ſich durch Methode, Klarheit und Kraft der Dielektik auszeichnen. Wie dem auch ſei, die Erſchöpfung des Schatzes war ungeheuer. Calonne's erſte Maßregeln waren nur für den Augenblick berechnet; die Staatsſchuld war auf kein ſicheres Unterpfand begründet. Dies zu bewirken gab es nur ein neues Contributionsſyſtem, und Calonne ſchlug es vor. Seine beiden Haupthebel waren eine in Natura zahlbare Grundſteuer und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Da indeß vorauszuſehen war, daß der Ausführung eines Plans, der von den beiden erſten Ständen des Staates bis dahin unerhörte Opfer foderte, von ihnen Hinderniſſe entgegengeſtellt werden würden, eine allgemeine Ständeverſammlung aber zu gefährlich ſchien: ſo wählte Calonne einen Mittelweg, der die für die Erreichung ſeiner Abſicht nöthigen Bedingungen zu haben ſchien. Er ſchlug eine Verſammlung von Notablen, gewählt aus den angeſehenſten Mitgliedern der beiden erſten Stände, den Obrigkeiten, und aus den Häuptern der wichtigſten Municipalitäten vor. Am 22. Febr. 1787 hatten die Notablen ihre erſte Sitzung zu Verſailles. Man erwartete mit Ungeduld den Bericht des Finanzminiſters. Er erſtattete ihn mit aller Geſchicklichkeit, deren er fähig war; aber dies konnte den übeln Eindruck ſeiner Aufſchlüſſe nicht mindern. Das Deficit von 115 Millionen war weit mehr, als man gefürchtet hatte. Calonne leitete den Urſprung deſſelben von der Verwaltung Terray's her, behauptete, daß es damals 40 Millionen betragen, daß es von 1776 bis 1783 um eben ſo viel geſtiegen, und gab endlich zu, daß er ſelbſt es bis 1786 um 35 Millionen vermehrt habe. Lafayette erſchien an der Spitze der zahlreichen Ankläger, die nun gegen Calonne auftraten, aber der König ſchien im erſten Augenblicke ſeinen Miniſter zu halten. Der Großſiegelbewahrer, Calonne's ſteter Gegner, wurde entlaſſen. Dieſer Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer. Unabhängig von Lafayette's und Neckers Freunden trat noch eine andere Partei gegen ihn auf, diejenige nämlich, welche den Erzbiſchof von Touloſe, Loménie Brienne, ins Miniſterium brachte. Der Hof erſchrak über die Weitläufigkeiten der Verſammlung der Notablen und über die Gährung, welche ſie erregte. Die Königin, entweder aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, oder auf Breteuils Eingebungen, ſagte ſich los von Calonne, welcher entſetzt und nach Lothringen verwieſen wurde. Man erſparte ihm hier weder Vorwürfe noch Demüthigungen. Er begab ſich nach England, wo er von der Kaiſerin Catharine eine ſchmeichelhafte Einladung bekam; er aber beſchäftigte ſich, die Anklagen, welche ſich gegen ihn erhoben, zurückzuweiſen. Dieß iſt der beſondere Zweck einer an den König gegen das Ende des J. 1787 gerichteten Bittſchrift, worin er alle ſeine miniſteriellen Unternehmungen durchgeht und ſich bemüht, zu beweiſen, daß ſie ſämmtlich die Verbeſſerung der Finanzen zum Zweck gehabt. Der Erzbiſchof von Toulouſe, ſein Nachfolger, hatte ihm das perſönliche Mißfallen des Königs zu erkennen gegeben; die Parlamente von Grenoble, Toulouſe, Beſançon hatten ihn der

öffentlichen Ahndung Preis gegeben; das Parlament von Paris war förmlich wider ihn aufgetreten. Calonne vertheidigte ſich gegen alle dieſe Angriffe; er erſuchte den König zu erklären, daß er ſtets auf ſeinen ausdrücklichen Befehl oder mit ſeiner Zuſtimmung gehandelt habe, und erbot ſich, im Fall der König ſchweige, auf die feierlichſte Weiſe vor dem Gerichtshofe der Pairs, vor dem er angeklagt worden, ſich zu rechtfertigen. Allen Beſchuldigungen ſetzten Calonne's Freunde die allerdings wahre Thatſache entgegen, daß er arm aus dem Miniſterium getreten ſei. Gleich unwirkſam war ein Brief Calonne's an den König vom 9. Febr. 1789, welcher politiſche Betrachtungen enthielt, und hauptſächlich gegen Necker gerichtet iſt. Er zeigte darin an, daß er die Abſicht habe, ſich als Candidat zu den Generalſtänden einzufinden. Wirklich erſchien er in der Wahlverſammlung des Adels von Bailleul, kehrte aber unverrichteter Sache nach London zurück, wo er ſich aufs neue mit polemiſchen Schriften über die Lage der Angelegenheiten beſchäftigte. Die Revolution hatte indeß begonnen. Calonne nahm mit einem Eifer, der ſeine Kräfte zu überſteigen ſchien, an den Ereigniſſen Antheil. Seine Unterhandlungen, ſeine Reiſen nach Deutſchland, Italien und Rußland, ſeine Beharrlichkeit, ſeine Anhänglichkeit machte ihn der Partei unſchätzbar, welcher er diente. Um ſeiner unglücklichen Sache noch mit der Feder zu dienen, ſchrieb er ſein Tableau de l'Europe en Novembre 1795, eins ſeiner merkwürdigſten Werke, wegen der Treue und Wärme, womit er die Ereigniſſe darſtellt. Seitdem lebte er ruhig zu London, vornehmlich mit den ſchönen Künſten beſchäftigt, die er immer mit Geſchmack getrieben hatte. Er verließ im Sept. 1812 England und kam nach Paris zurück, wo er im October deſſelben Jahres ſtarb. Dieß war die glänzende und unglückliche Laufbahn eines Miniſters, der den erſten Anſtoß zur Revolution ſeines Landes gab. Er veranlaßte ein Ungewitter, das er nachher nicht mehr beſchwören konnte. Die für eine große Verwaltung erfoderlichen Eigenſchaften beſaß er in einem hohen Grade; er kannte genau alle Details, umfaßte das Ganze mit bewundernswürdiger Genauigkeit; er war ſelbſt fähig, das Höchſte ins Auge zu faſſen. Wenn aber Weisheit, welche die Gedanken zur Reife bringt, wenn ein vorſchauender Blick, der die Hinderniſſe erräth, wenn ein folgerechter und ordnungsliebender Geiſt, der den Erfolg der Unternehmungen vorbereitet, weſentlich zu einem Staatsmanne gehören; ſo darf Calonne keinen Anſpruch auf dieſen Namen machen. Sein Charakter war offen und edel, aber es fehlte ihm tiefere Menſchenkenntniß. Seine Sitten waren fern davon, ſtrenge zu ſein. Seine Werke, unter denen ſeine Reden und Denkſchriften an die Verſammlung der Notabeln den erſten Platz verdienen, haben als hiſtoriſche Denkmäler in der Finanzverwaltung bleibenden Werth.

Calottiſten, (oder das Regiment der Calotte, Régiment de la Calotte), waren eine Geſellſchaft, welche zu Paris in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. entſtand, und den abenteuerlichen Einfall hatte, ein Regiment unter dem Namen la Calotte, eine Plattmütze, welche man einem, der ſich über Kopfſchmerzen beklagte, aufzuſetzen im Scherz gerathen hatte, und woraus ſich eben jener bizarre Einfall entſpann, zu errichten, und darein alle aufzunehmen, welche durch ſinnloſes lächerliches Betragen, durch bizarren Charakter, tolle Meinungen u. ſ. w. den öffentlichen Tadel ſich zuziehen würden. Sie hatten beſondere Wappen, worin der Scepter

des Momus, ferner Schellen, Affen, Klappern ꝛc. ſich befanden; in der Hauptfahne ſtanden die Worte: Pavet Momus, luna influit. Allen, die ſich durch excentriſche Handlungen auszeichneten, wurden Patente zugeſchickt, und obgleich Manche ſich höchlich darüber entrüſteten, ſo wurden ſie dennoch — ausgelacht. Als der Oberſte dieſer Calottiſten, Torſac, geſtorben war, und die Leichenrede (eine ſinnreiche Kritik des akademiſchen Styls), welche die Calottiſten auf ihn hielten, confiscirt wurde, eilte der Gardeoberſt Aimon zum Marſchall von Villars, beklagte ſich, und ſetzte am Ende hinzu: „Monſeigneur! Seit Alexanders und Cäſars Tode haben die Calottiſten keinen andern Beſchützer als Sie,“ und die Confiscation wurde aufgehoben. Indeſſen wurden die Herren doch zu übermüthig, indem ſie Miniſter und ſelbſt fremde Könige angriffen, und ſo nahm das Regiment bald ein Ende.

**Calpe**, eine der Säulen des Herkules, und zwar die europäiſche, das heutige Gibraltar. Die auf der afrikaniſchen Küſte gegenüberliegende hieß Abyla.

**Calprenede** (Gautier de Coſtes de la), geb. zu Tolgou in Gascogne, geſt. zu Paris 1663 als königl. Kammerherr, iſt einer von den Schriftſtellern, durch welche eine neue Art meiſt ſehr dick leibiger und lang ausgeſponnener Ritterromane im 17. Jahrhunderte Mode wurde. Begebenheiten aus der Geſchichte der Griechen und Römer wurden in dem Geiſte und der Manier des ältern Ritterromans ſo bearbeitet, daß nur die Namen griechiſch und römiſch blieben, die Abenteuer ſelbſt aber, die Situationen und Charaktere ganz die romantiſche Ritterzeit athmeten. Von Calprenede ſind Caſſandra, zehn Bände; Cleopatra, zwölf Bände; Faramond, ſieben Bände, wozu Herr v. Baumoriere noch eine Fortſetzung in fünf Bänden lieferte. Durch dieſe Werke erwarb ſich der Verfaſſer, deſſen Trauerſpiele neben denen eines Corneille keine Aufmerkſamkeit erregen konnten, zu ſeiner Zeit großen Ruf. Zu läugnen iſt nicht, daß die ſeinigen unter allen dieſer Art ſich vortheilhaft auszeichnen. Es mangelt dem Verfaſſer nicht an dichteriſcher Einbildungskraft; ſeine Helden ſind nicht ohne Erhabenheit, und man findet ſehr gut gezeichnete Charaktere, unter denen der des Artaban eine Art von Glück gemacht hat, indem er zum Sprichwort geworden iſt, welches freilich zugleich das Lächerliche der Uebertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Wäre Calprenede minder eilfertig geweſen, ſo hätte er beſſere Werke liefern können; faſt ſchrieb er aber ſo geſchwind, als er ſprach. Dennoch ſind die Begebenheiten mit vieler Kunſt in einander verflochten, die Sprache nicht gemein, und das Ganze, ſo gedehnt es iſt, nicht ohne poetiſche Haltung. Seine Cleopatra iſt, ungeachtet ihrer Weitſchweifigkeit, der ewigen Unterredungen und Beſchreibungen, der vielfachen unter einander nicht zuſammenhängenden Intriguen und mancher Sonderbarkeiten, doch ein Meiſterſtück in dieſer Gattung. An Abenteuerlichkeit aber hat wohl ſeine Gattin in ihrem Roman: Les Nouvelles, ou les Divertissemens de la Princesse Alcidiane, ihn noch übertroffen. Auch in Deutſchland wurde in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts dieſe Gattung von Romanen Mode; die Aramena, Octavia des Herzogs Anton Ulrich von Braunſchweig u. a. waren dieſer Art.

**Calpurnius** (Titus Julius), ein Zeitgenoſſe Nemeſians, gebürtig von Sicilien, lebte im dritten Jahrhundert. Er war ſehr arm. Wir beſitzen von ihm ſieben Idyllen, die nicht ohne Verdienſt ſind und

den Virgiliſchen ſich nähern, obwohl ſie ihnen an Eleganz und Reinheit ſo wie den Theokritiſchen an Einfalt und Natürlichkeit nachſtehen. Sie ſind dem Nemeſian zugeeignet. Die beſte Ausgabe iſt von Beck, Leipzig, 1803.

Calquiren, durchzeichnen, indem man die Rückſeite einer Zeichnung oder eines Kupferſtichs mit einer Kreide einreibt, ein weißes Blatt darunter legt und mit einer ſtumpfen Nadel über diejenigen Linien der Zeichnung hinfährt, welche man durchzeichnen will und welche auf dem unterlegten Papier erſcheinen.

Calvarienberg, Golgatha, die Schädelſtätte, der Richtplatz der alten Juden. Dieſer in der evangeliſchen Geſchichte berühmte Berg, der ehemals außer der Stadt Jeruſalem gelegen war, iſt jetzt in deſſen Ringmauer eingeſchloſſen. Auf demſelben ſteht die größte und vornehmſte Kirche in Paläſtina, welche die heilige Helena, des Kaiſers Conſtantin Mutter, im 4. Jahrhunderte zu bauen angeordnet hat. In catholiſchen Ländern heißt jede Erhöhung, jede Capelle, wo man ein Kreuz aufgepflanzt hat, und wohin man in der Faſtenzeit, zur Feier und Darſtellung des Leidens Chriſti wallfahrtet, Calvarienberg. Es ſind oft wirkliche Berge, zu deren Spitze ein Pfad führt, der von Stelle zu Stelle mit Bildern oder Figuren, kleinen Capellen, Inſchriften ꝛc. beſetzt iſt, welche die Hauptmomente des Lebens Jeſu darſtellen bis zur Kreuzigung, welche oben durch drei wirkliche Kruzifixe, mit dem Heiland und den zwei Schächern, zuweilen auch mit den dazu gehörigen Gruppen, verſinnlicht wird.

Calvart (Dionys), ein Mahler, geboren zu Antwerpen im J. 1565. Er kam als Landſchaftsmahler ſehr jung nach Italien, wo er, um Figuren zeichnen zu lernen, die Schule Fontana's und Sabbatini's beſuchte, auch an den Arbeiten im Vatican Theil nahm. Nachdem er einige Zeit nach Raphael gezeichnet hatte, eröffnete er eine Schule zu Bologna, aus der hundert ſieben und dreißig Meiſter, und unter dieſen Albano, Guido und Dominichino hervorgingen. Die Bologneſer betrachten ihn als einen der Wiederherſteller ihrer Schule, beſonders in Hinſicht des Colorits. Calvart verſtand die Perſpective, die Anatomie und die Architectur, aber ſeine Figuren ſind zuweilen unedel und zu kühn geſtellt. Er ſtarb 1619 zu Bologna, und dort ſind auch ſeine beſten Gemählde. Agoſtin Caracci und Sadeler haben einen Theil ſeiner Werke geſtochen.

Calvin (Jean), der zweite große Reformator des ſechzehnten Jahrhunderts, war zu Noyon den 10. Juli 1509 geboren. Sein Vater, Gerard Calvin, war ein Böttſicher und widmete ihn früh dem geiſtlichen Stande. Wir erfahren von Calvin ſelbſt in einem Briefe an Claude d'Hangeſt, Abt von St. Eloi zu Noyon, daß er der Familie dieſes Prälaten ſeinen erſten Unterricht und eine liberale Erziehung verdankte. Kaum zwölf Jahre alt, erhielt er eine Pfründe bei dem Dom ſeiner Vaterſtadt. Sechs Jahre darauf ward er zu einer Pfarre berufen, die er bald mit einer andern vertauſchte. So hatte Calvin durch die Gunſt ſeiner Gönner ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mehrere Pfründen und ſelbſt den Titel und die Einkünfte einer Pfarre, während er noch in Paris ſeine Studien fortſetzte. Hier machte er die Bekanntſchaft ſeines um einige Jahre ältern Landsmanns Pierre Robert Olivetan, von dem er die erſten Keime der neuen Lehre empfing, welche ſich in Frankreich zu verbreiten begann. Er fand ſich dadurch bewogen, der Theologie zu entſagen, um anfangs zu Orleans und ſpäter zu Bourges die Rechte zu ſtudiren. Er machte ſchnelle

Fortſchritte darin und lernte zugleich die griechiſche Sprache unter Melchior Volmar, der die von Olivetan in ihm geweckte Neigung zu Neuerungen verſtärkte. Im J. 1532 kam er nach Paris zurück und legte ſeine Pfründen nieder. Er gab in demſelben Jahre einen lateiniſchen Commentar über die beiden Bücher des Seneca de clementia heraus, auf welchem er ſich lateiniſirt Johannes Calvinus nannte, und mußte 1533 aus Paris flüchten, da ſein Freund Michael Cop, Rector der Univerſität, wegen einer über die neue Lehre gehaltenen Rede in Unterſuchung verfiel und er ſich der Theilnahme daran verdächtig gemacht hatte. Er entging der Verhaftung und begab ſich zu Du Tillet, Canonicus zu Angoulème, bei welchem er ruhig ſeine Studien fortſetzte und die Materialien zu ſeiner zwei Jahre nachher erſchienenen chriſtlichen Unterweiſung zu ſammeln anfing. Von da ging er nach Nerac, zur Königin Margarethe von Navarra, Franz I. Schweſter, die nicht ſowohl aus entſchiedener Neigung für die neue Lehre, als aus Liebe für die Wiſſenſchaften, mehrern Gelehrten, welche ihrer Meinungen wegen Frankreich verlaſſen mußten, eine Zuflucht gewährte. Calvin ward von ihr ſehr wohl aufgenommen und lernte hier mehrere Männer kennen, die in der Folge ſeiner Partei nützlich wurden, kehrte nach Paris zurück, mußte aber 1534 aufs neue Frankreich verlaſſen. Jetzt ging er nach Baſel, wo er, als ein Glaubensbekenntniß der in Frankreich grauſam Verfolgten und zum Scheiterhaufen Verurtheilten, ſeine chriſtliche Unterweiſung herausgab, in welcher er die Abſicht hatte, ſie von der aus politiſchen Gründen verbreiteten Verläumdung zu befreien, daß ſie Aufrührer und Anabaptiſten ſeien, und mit der Lutheriſchen Lehre nichts gemein hätten. Es würde ſich nicht in der Kürze darſtellen laſſen, wie er weiter ging, als Luther in der Lehre vom freien Willen, von der Zurechnung und dem Verdienſt guter Werke; leichter laſſen ſich die kühnen Folgerungen angeben, die er aus ſeinen Lehren zog. Er beſtritt nicht nur ebenfalls die Oberſtelle des Papſtes, ſondern ſelbſt das Anſehn der allgemeinen Kirchenverſammlungen; ein Biſchof oder Prieſter iſt ihm kein ſichtbares Haupt der Kirche; er läßt kein anderes Gelübde zu als die Taufe; und keine andern Sacramente als die Taufe und das Abendmahl, und auch dieſe betrachtet er nicht als unerlaßlich nothwendig zur Seligkeit. Die Meſſe iſt ihm eine Entweihung und die Verehrung der Heiligen ein Götzendienſt. Dieſes Werk erſchien unter dem Titel: Institutio christianae religionis, anfangs lateiniſch, nachher aber franzöſiſch, und wurde faſt in jedem Jahre von ihm verbeſſert und vermehrt herausgegeben. Die vollſtändigſte Ausgabe beſorgte Robertus Stephanus 1559. Die vorangeſetzte Praefatio ad Christianisimum Regem, qua hic ei liber pro confessione fidei offertur, konnte indeß den Religionsverfolgungen in Frankreich kein Ende machen, da Franz I., vom religiöſen Fanatismus weit entfernt, durch politiſche Rückſichten dazu gedrungen wurde. Calvin ging hierauf nach Italien, um dort ſeine Lehren zu predigen, fand bei der Herzogin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII. und Gemahlin Herkules von Eſte, die in der Folge ſeine Lehre annahm, günſtige Aufnahme, mußte ſich aber von Aoſta, wo man ihn entdeckte, durch ſchleunige Flucht retten, und kam um die Mitte des J. 1536 wieder nach Paris. Da er jedoch hier nicht mit Sicherheit leben konnte, beſchloß er nach Baſel zu gehen und nahm den Weg über Genf, wo ſeit einem Jahre durch ein förmliches Decret der Regierung die neue Lehre eingeführt worden und Farel für die Befeſtigung derſelben thätig war.

Dieſer bewog ihn leicht, ſich zu dieſem Zwecke mit ihm zu vereinigen. Calvin bekam bald darauf den Auftrag, theologiſchen Unterricht zu ertheilen, dem er ſich einzig widmete, während er Farel die Kanzel überließ. Aber ein nicht minder eifriger, jedoch weniger geſchickter Geiſtlicher, mit dem ſie ſich verbunden hatten, zog ihnen eine Menge mächtiger Feinde zu, durch welche ſie endlich geſtürzt wurden. Der Anlaß dazu war folgender. Die Genfer Kirche bediente ſich beim Abendmahl des geſäuerten Brotes und hatte die Taufſteine aus den Kirchen entfernt; auch, außer dem Sonntag, alle Feſte abgeſchafft. Dieſe Neuerungen wurden von der Lauſanner Synode nicht gebilligt; der Magiſtrat von Genf verlangte von Farel und Calvin, daß ſie ſich nach dem Ausſpruche derſelben bequemen ſollten, und gab ihnen, da ſie ſich weigerten, den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlaſſen. Dieß geſchah im April 1538. Sie gingen nach Bern, und da die Bemühungen des Berner Magiſtrats und der Züricher Synode ihre Zurückberufung nicht bewirken konnten, begab ſich Calvin nach Straßburg, wo Luthers Lehre durch Bucer ſeit 10 Jahren Eingang gefunden hatte. Dieſer nahm ihn ſehr wohl auf und ließ ihn zum Profeſſor der Theologie ernennen. Zugleich bekam er die Erlaubniß, eine franzöſiſche Kirche zu errichten, welche durch die große Menge aus Frankreich Geflüchteter ſehr bedeutend ward. Ungeachtet der großen Achtung, in der er hier ſtand, waren doch ſeine Blicke auf Genf gerichtet, deſſen Einwohner er in zwei Schreiben ermahnte, der neuen Lehre treu zu bleiben, als der Cardinal Sadolet ſie einlud, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Hier gab Calvin auch im J. 1540 ſeine Schrift über das Abendmahl heraus, in welcher er ſowohl Luthers, der dieſes Sacrament im Wortſinne nahm, als Zwingli's Meinung, der es ſymboliſch verſtand, zu widerlegen ſuchte (ſ. d. Art.). Erſt in einer 1549 in Zürich gehaltenen Conferenz erklärte er ſich unbedingt für die Meinung des Letztern. Endlich gelang es ſeinen Freunden in Genf, ſeine Rückberufung im Mai 1541 zu bewirken; eine eigene Deputation erſuchte den Magiſtrat von Straßburg, ihn ſeiner alten Herde wiederzugeben. Da aber Calvin zum Deputirten auf dem Reichstage zu Frankfurt ernannt worden und nachher noch der Berathſchlagung zu Regensburg beiwohnen mußte, ſo konnte er erſt im September wieder nach Genf kommen. Er legte jetzt dem Rath den Plan ſeiner Verordnungen über die Kirchendisciplin vor, welche ſogleich angenommen und im November publicirt wurden. Zufolge einer dieſer Verordnungen wurde ein halb aus Geiſtlichen, halb aus Laien beſtehendes Conſiſtorium gebildet, „um über die Erhaltung der reinen Lehre" und die Sitten zu wachen. Daſſelbe zog Jedermann ohne Ausnahme über die geringſten Handlungen und Reden zur Rechenſchaft und verwies die Fälle, wo Kirchenſtrafen nicht zureichten, mit einem Gutachten an den Rath. So machte ſich Calvin zum Herrn aller Handlungen wie aller Meinungen der Genfer. Sein Geiſt herrſchte ausſchließlich im Rath wie im Conſiſtorium, und die Richter nahmen nie Anſtand, Jeden zu beſtrafen, der ſich ihm widerſetzte. So ward eine Magiſtratsperſon entſetzt und zu zweimonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, „weil der Lebenswandel dieſes Mannes unregelmäßig ſei und er mit Calvins Feinden in Verbindung ſtehe;" ſo wurde Jacob Gruet enthauptet, „weil er gottloſe Briefe und unſittliche Verſe geſchrieben, und die Kirchenordnungen zu ſtürzen geſucht habe." Mit gleicher Strenge wurden die Meinungen gerichtet. Es iſt bekannt, wie Michel Servet auf ſeiner Durchreiſe durch Genf 1553 verhaftet und

auf deſſelben Calvin Anklage lebendig verbrannt würde, weil er das Myſterium der Dreieinigkeit in einem zu Genf weder geſchriebenen noch gedruckten Buche angegriffen hatte. Noch zahlreiche ähnliche Beiſpiele ließen ſich anführen, um den blinden und wilden fanatiſchen Eifer zu beweiſen, den er dem Magiſtrate von Genf für die Erhaltung der guten Sitten und der ſogenannten reinen Lehre eingeflößt hatte; und dadurch gelang es ihm, den Neuerungen und dem Unterſuchungsgeiſte Einhalt zu thun, und ſeine Anhänger zu ſtrengen und untadelhaften Menſchen zu bilden. Auch in der bürgerlichen Geſetzgebung der Genfer und den Formen ihrer Regierung nahm er Aenderungen vor, wobei ihm einige geflüchtete Franzoſen behülflich waren. Zur Beförderung nützlicher Studien errichtete er die, von ſeinem Freunde Theodor Beza ſo glücklich dirigirte Akademie. Lieſet man, was Calvin während ſeines Aufenthalts in Genf alles that, ſo kann man nicht begreifen, wie er ſo vielen Arbeiten nicht unterlag. Er predigte faſt täglich, ertheilte wöchentlich drei Mal theologiſchen Unterricht, wohnte allen Berathſchlagungen des Conſiſtoriums, allen Sitzungen der Predigergeſellſchaft bei, und war die Seele aller Beſchlüſſe. Eben ſo oft über juriſtiſche wie über theologiſche Gegenſtände befragt, antwortete er Allen. Dabei fand er noch Zeit für politiſche Verhandlungen im Namen der Republik, für eine Menge Schriften zur Vertheidigung ſeiner Meinungen, von denen ſeine Commentare über die Bibel die wichtigſten ſind, und für eine Correſpondenz durch ganz Europa, vornehmlich aber nach Frankreich, wo er auf alle Weiſe die neue Lehre zu verbreiten ſuchte. Außer ſeinen gedruckten Predigten beſitzt die Genfer Bibliothek deren 2025 im Manuſcript, und, wie auch die Berner, mehrere ungedruckte theologiſche Abhandlungen. Wiewohl Calvin in weſentlichen Puncten von Luthern abwich, ſo wurden doch ſeine Anhänger von den Lutheranern nicht unterſchieden und in den Edicten Franz I. und Heinrichs II., und ſelbſt in dem Edict von Rouen im J. 1559 mit dieſem Namen bezeichnet. Sie ſelbſt betrachteten zwar Calvin als ihr Haupt, ohne ſich darum für verſchieden von den Anhängern Luthers zu halten. Dieſe förmliche Abſonderung geſchah erſt nach dem Colloquium von Poiſſy im J. 1561, wo ſie außer einigen andern hauptſächlich den 10. Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion ausdrücklich verwarfen und den Namen Calviniſten annahmen. Calvin ſtarb den 27. Mai in ſeinem fünf und funfzigſten Lebensjahre. Er war von ſehr ſchwacher Conſtitution und litt an häufigen Krankheiten. In Straßburg hatte er ſich mit einer Witwe, Idelette de Burie, 1539 verheirathet; ein mit ihr gezeugter Sohn ſtarb früh; im J. 1549 verlor er ſeine Gattin, worauf er ſich nicht wieder verheirathete. Er war nüchtern und ſtreng in ſeinen Sitten, aber von einer traurigen und unbeugſamen Gemüthsſtimmung. Er kannte nie die Süßigkeit der Freundſchaft, und hatte keine andere Leidenſchaft, als ſeinen Meinungen den Sieg zu verſchaffen. In Rückſicht der Uneigennützigkeit wird er wenige ſeines Gleichen haben. Er hatte einen Jahrgehalt von 150 Franken, funfzehn Maß Getreide und zwei Fäſſer Wein; nie nahm er ein Mehreres. Der Werth ſeines geſammten Nachlaſſes in Büchern, Möbeln, Geld u. ſ. w. überſtieg nicht 125 Thaler. Sein Charakter war unduldſam und ertrug keinen Widerſpruch. „Ich habe,“ ſchrieb er an Bucer, „keine härtern Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich ſind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu beſiegen ſuche. Dieſes reißenden Thiers bin ich noch nicht Herr worden.“ Auch iſt der Ton ſeiner pole-

miſchen Schriften faſt immer hart und mit Bitterkeit und Verachtung gemiſcht. Es gelingt ihm nicht immer, das Gefühl, das er von ſeiner Ueberlegenheit hat, zu verbergen. Als Theolog ſtand Calvin keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach an tiefen Kenntniſſen, Scharfſinn, und, wie er ſich deſſen auch rühmt, in der Kunſt, einen Gegenſtand darzuthun; als Schriftſteller verdient er großes Lob. Seine lateiniſchen Schriften ſind mit viel Methode, Würde und Correctheit geſchrieben. Außerdem war er auch ein großer Rechtsgelehrter und ein geſchickter Politiker. Aber alle dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften würden nicht hingereicht haben, ihn zum Oberhaupt einer beſondern Religionspartei zu machen, wenn er nicht mit grober Kühnheit die Ausübung aller Ceremonien verworfen hätte. Dadurch gewann er auf der einen Seite viele Gebildete, welche den Sinnenreiz für etwas Unwürdiges anzuſehen geneigt waren, und gab auch den Ungebildeten ein leichtes Mittel an die Hand, ihre Trennung von der Gegenpartei zu bezeichnen, ohne auf die Sache ſelbſt eingehen zu dürfen, wozu ſie allerdings weder geneigt noch geſchickt waren.

Calydon, eine uralte Stadt Aetoliens, berühmt durch den König Oeneus, den calydoniſchen Eber, die Deïanira und den Herkules. Als Oeneus, ſo erzählt die Mythengeſchichte, einſt allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber Dianen vergeſſen hatte, ſandte dieſe aus Rache einen furchtbaren Eber, der die Fluren und Gärten verwüſtete. Um dieſes Ungeheuer zu jagen und zu erlegen, berief Meleager, des Oeneus Sohn, die tapferſten Helden Griechenlands, den Theſeus, Jaſon, Neſtor u. A. Keiner konnte ihn tödten und mehrere kamen um. Endlich traf ihn Meleager, daß der Wurfſpieß im Rücken ſtecken blieb, und verwundete ihn mit dem Fangeiſen, worauf die Uebrigen ihn völlig erlegten. (Vergl. Meleager.)

Camaldulenſer, Eremiten und Mönche des vom h. Romuald, einem Benedictiner adelichen Geſchlechts aus Ravenna, im Thale Camaldoli bei Arezzo auf den Apenninen 1012 geſtifteten und 1072 vom Papſt Alexander III. beſtätigten Ordens, gab es in Italien, Frankreich, Deutſchland und Polen. Dieſer anfangs blos zum Einſiedlerleben in abgeſonderten Klauſen beſtimmte Orden ging bei zunehmendem Reichthum und Anwachs großentheils zum geſellſchaftlichen Kloſterleben über, und theilte ſich in Einſiedler, Obſervanten und Conventualen, welche zwar 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Major des Stammſitzes Camaldoli untergeben und durch Unterdrückung der ausgearteten Conventualen gereiniget wurden, aber durch das Streben neuer Stiftungen nach Unabhängigkeit wieder zerfielen. Im 18. Jahrhundert beſtanden fünf, von einander ganz unabhängige, unter eignen Generalen (majores) ſtehende Congregationen der Camaldulenſer. 1) Die Mutter der übrigen, Camaldoli, eine Einſiedelei von 40 Klauſen, zu denen das nahe Kloſter Fontebuono und fünf andere Einſiedeleien gehörten; 2) Die Congregation vom Kronenberge, einer reizend gelegnen Einſiedelei über der Abtei St. Salvador bei Perugia, 1622 von Juſtiniani geſtiftet, ſeit 1667 von Calmadoli geſondert, mit 28 Einſiedeleien, wovon 7 im Kirchenſtaat, 6 im Venetianiſchen, 6 im Neapolitaniſchen, 6 in Polen und 3 im Oeſterreichiſchen eben ſo viele Nationen unter eignen Generalvicaren bildeten; 3) die 1617 geſtiftete Congregation von Turin mit 10 Einſiedeleien im Piemonteſiſchen; 4) die franzöſiſche Congregation mit 6 Einſiedeleien oder Camaldulen, deren Hauptſitz ſeit 1640 die Camaldule Grosbois bei Paris war, und 5) die 1476 entſtandene und 1616 von

Camaldoli abgeſonderte Congregation von St. Michael zu Murano im Venetianiſchen mit 35 gewöhnlichen Mönchs= und 8 Nonnenklöſtern. Zwölf andere Klöſter der Camaldulenſerinnen gehörten zu keiner Congregation und ſtanden unter den Biſchöfen ihrer Sprengel. Die weiße Kleidung und die verſchärfte Benedictinerregel hatten alle mit einander gemein, die Einſiedler überdieß noch Bärte und ſtrengere Obſervanzen im Faſten, Schweigen, Geißeln und andern Selbſtquälereien. Bei dieſem ſtets nur beſchaulichen, aſcetiſchen Leben konnte der, in der öffentlichen Meinung nie bedeutende, Camaldulenſerorden auf keine Weiſe gemeinnützig und, nachdem er im Oeſterreichiſchen unter Joſeph II., in Frankreich während der Revolution, in Italien und Polen unter dem Einfluſſe der Franzoſen verloſchen war, auch nicht vermißt werden. E.

Camayeu, ſ. Grau in Grau.

Cambacérès (J. J. Regis de), Herzog von Parma, Prinz und geweſener Erzkanzler des franzöſiſchen Reichs, Mitglied des Inſtituts ꝛc. ꝛc. iſt den 15. October 1753 zu Montpellier in einer unbegüterten Familie angeſehener Rechtsgelehrten geboren. Sein Eifer und ſeine Talente erwarben ihm bald einen großen Ruf und verſchafften ihm das Amt eines Raths an der Cour des comptes zu Montpellier. Nachdem er ſich zu Anfang der Revolution verſchiedenen Staatsgeſchäften unterzogen, ward er im Sept. 1792 zum Conventsdeputirten ernannt. Er arbeitete viel in den verſchiedenen Ausſchüſſen und beſchäftigte ſich beſonders mit dem Gerichtsfache. Den 12. December 1792 erhielt er den Auftrag, Ludwig XVI. zu fragen: wen er ſich zu ſeinem Beiſtande wählen wolle, und ließ beſchließen, daß die gewählten Rathgeber freien Zutritt zu dem Könige erhielten. Im Januar 1793 erklärte er Ludwig für ſchuldig, machte aber dem Convent das Recht ſtreitig, ihn zu richten, und votirte einſtweiligen Verhaft, und im Fall eines feindlichen Einfalls den Tod. Den 24. Januar ward er zum Secretär ernannt. Als Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes zeigte er in der Sitzung vom 26. März die Verrätherei Dumouriez's an. Im Monat Auguſt und October 1793 legte er ſeinen erſten Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vor, in dem ſich die demokratiſchen Ideen des damaligen Zeitgeiſtes ausſprachen. Man fand in einem aufgefangenen Briefe von Antraigues die Worte: „Ich wundere mich gar nicht, daß Cambacérès unter denen iſt, welche die Rückkehr des Königthums wünſchen; ich kenne ihn ꝛc.“ Cambacérès wies die Beſchuldigung, welche daraus hätte gegen ihn geführt werden können, zurück. Die Verſammlung befahl, ſeine Rede drucken zu laſſen; allein der Ruf ſeines Republicanismus hatte dennoch einen Stoß bekommen, und er ward aus dem Directorium, für das er aufgezeichnet war, zurückgewieſen. Er trat in den Rath der Fünfhundert, wo er einen neuen Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche vorlegte. Den 20. Mai 1797 trat er aus dem Rathe, das Jahr darauf erſchien er unter den Wählern von Paris, und nach der Revolution vom 30. Prairial VII. (19. Juni 1799) ward er zum Juſtizminiſter erhoben. Den 18. Brumaire erhielt er die Stelle eines zweiten Conſuls, welche er im December antrat. Er ließ die Organiſation der Gerichtsverwaltung den Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung ſein. Nach Napoleons Thronbeſteigung ward er zum Reichserzkanzler und darauf zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt, erhielt nach und nach faſt alle fremde große Orden, und ward 1808 Herzog von Parma. Er hat

ſich ſtets durch vorzügliche Anhänglichkeit an Napoleon ausgezeichnet. Die vielen Senatus-Conſulte, die während deſſen Regierung erſchienen, ſind von ihm abgefaßt. Der Geiſt, in dem ſie geſchrieben, iſt noch in friſchem Andenken. Bei Annäherung der Alliirten 1814 folgte er dem Gouvernement nach Blois, und ſandte von dort ſeine Zuſtimmung zu des Kaiſers Abſetzung. Als dieſer aber 1815 zurückkehrte, nahm er das Portefeuille des Juſtizminiſteriums. Nach Napoleons zweitem Sturze traf ihn die Verbannungs-Verordnung Ludwigs XVIII.; er ging nach Brüſſel. Im Dec. 1818 erlaubte ihm der König die Rückkehr nach Paris.

Cambrai oder Camerich, eine große ſtark befeſtigte Stadt mit einem Erzbisthume an der Schelde, im Königreiche der Niederlande. Von daher kommt die unter dem Namen Cambray oder Cammertuch bekannte Leinwand. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 16,000. Ueber den Frieden zu Cambrai im Jahr 1529 ſ. Friedensſchlüſſe. — 1507 wurde zu Cambrai ein berühmtes Bündniß gegen die Republik Venedig geſchloſſen, und 1724 zwiſchen Kaiſer Carl VI. und Philipp V. ein Friedenscongreß eröffnet, der ſich aber durch den wiener Vergleich von 1725 zerſchlug.

Cambridge, die Hauptſtadt der gleichnamigen Grafſchaft am Fluß Cam, berühmt wegen ſeiner jährlichen Meſſe, noch mehr aber wegen ſeiner Univerſität, welche ſchon im J. 630 geſtiftet ſein ſoll, aber erſt 1280 ihre jetzige Einrichtung erhielt. Sie hat zwölf Collegia (ſ. Colleges), unter welchen das Trinity-College das wichtigſte iſt, und vier Hallen, wo die Studenten unter Aufſicht wohnen. Ihre Privilegien ſind bedeutend; ſie ſendet zwei Deputirte ins Parlament. Sehr beträchtlich ſind die Bibliothek und einige andre wiſſenſchaftliche Sammlungen. Die Zahl der Studenten iſt gewöhnlich gegen 1500; die Einwohnerzahl aber gegen 11 000.

Cambridge (Adolphus Frederik von England, Herzog von), Graf von Tipperary, Baron von Culloden, Generalſtatthalter von Hannover, Kanzler der Univerſität von St. Andre und Feldmarſchall. Er iſt geboren den 24. Jan. 1774. Früh ſchon für den Waffendienſt beſtimmt, trat er mit dem 16. Jahre als Fähnrich ein, und bezog bald hernach die Univerſität Göttingen. Nachdem er ſich einen Winter am Hofe Friedrich Wilhelms II. aufgehalten hatte, reiſte er nach London zurück (1793), und wurde 1794 nach erlangter Volljährigkeit zum Oberſten und Herzog von Cambridge ernannt und in die Pairskammer berufen. Bald trat er, wenigſtens dem Namen nach, auf die Seite der Oppoſition unter Fox, bis dieſe Partei, wegen ihrer revolutionären Geſinnungen verdächtig, ſich beinahe auflöſte. Er ſchloß ſich nun an die andre, dem Pitt entgegengeſetzte Partei des Grenville an, bis er 1803 mit einer Armee zur Vertheidigung von Hannover abgeſandt wurde. Er konnte auf dieſem neuen Poſten kein Anſehen gewinnen, und wußte eben ſo wenig die Hannoveraner zuſammenzuhalten. Er hielt es daher bald für das beſte, den Oberbefehl an Wallmoden abzutreten und nach England zurückzukehren. Stets heftig gegen Frankreich, und beſonders gegen Buonaparte eifernd, ſchwankte er zwiſchen den Parteien des Lord Sidmouth, Grenville und der Oppoſition, und ſtrebte vergebens nach einem Obercommando im Felde — bis die Wiedergewinnung von Hannover ihn zum Generalſtatthalter dieſes Königreichs erhob. Bis jetzt iſt es ihm nicht gelungen, den Wünſchen dieſes Landes ganz zu entſprechen, da er noch immer bei der Conſtitution dem Adel zu viel Begünſtigungen vor den andern Volksclaſſen zu geſtatten ſcheint.

Die Stadt Hannover verdankt ihm durch ſeine königliche Hofhaltung und durch den Schutz, den er manchen Künſten wie der Schauſpielkunſt angedeihen läßt, gegenwärtig ſehr viel. Er vermählte ſich den 7. Mai 1818 mit Auguſte, der Tochter des Landgrafen Friedrich von Heſſen-Caſſel, die im März 1819 ihm einen Sohn geboren hat.

Cambyſes, des Cyrus und der Caſſandana Sohn, ward König der Perſer und Meder nach ſeines Vaters Tode im J. 530 vor Chr. Geb. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung machte er einen Angriff auf Aegypten, ſchlug den König dieſes Landes, Pſammenit, eroberte nach einer kurzen Gegenwehr die Hauptſtadt Memphis und unterwarf binnen ſechs Monaten das ganze Land. Nunmehr wollte er eine Flotte gegen Carthago abſenden, Aethiopien erobern, und ſich des Tempels des Jupiter Ammon bemächtigen. Die erſte dieſer Unternehmungen kam gar nicht zu Stande, da die mit Phöniciern bemannte Flotte ihm den Gehorſam verweigerte; die gegen die Ammoniten abgeſchickte Armee kam in den Sandwüſten um, und das Heer, an deſſen Spitze Cambyſes ſelbſt gegen die Aethiopier aufgebrochen war, ward durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Jetzt übte er ſchonungslos die äußerſten Grauſamkeiten aus. Als er bei ſeinem Eintritt in Memphis die Aegypter in der Feier eines Feſtes zu Ehren des wieder aufgefundenen Apis begriffen fand, glaubte er, man freue ſich ſeiner Unfälle. Er ließ den heiligen Stier ſich vorführen, und erſtach ihn mit ſeinem Säbel; die Prieſter aber ließ er mit Ruthen peitſchen. Seinen Kummer zu vergeſſen, überließ er ſich dem unmäßigſten Genuß des Weins. Kein Verhältniß war dem ſtets Trunkenen heilig. Seinen Bruder Smerdis, über den ein Traum ihn beunruhigt hatte, ließ er umbringen; ſeine Schweſter und Gemahlin Atoſſa, die des Smerdis Tod beweinte, tödtete er mit einem Fußtritt. Dieſe und andere Handlungen der unſinnigſten Wuth hatten die Gemüther von ihm entfernt. Ein Magier benutzte dieß Mißvergnügen und bemächtigte ſich unter dem Namen des Smerdis, deſſen Tod man verheimlicht hatte, des Throns. Cambyſes war entſchloſſen, nach Suſa zu gehen, um ihn zu beſtrafen, als er ſich beim Aufſteigen auf ſein Pferd mit ſeinem Säbel in der Hüfte verwundete. Er ſtarb an dieſer Wunde bald darauf im J. 522 zu Ecbatana in Aſſyrien, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Camee, eigentlich ein geſchnittener Stein, welcher zwei Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhobene Figur geworden, die andere aber der Grund derſelben iſt. Weil gemeiniglich Onyre dazu genommen werden, ſo werden in weiterer Bedeutung erhoben geſchnittene Onyre, und in noch weiterer alle erhoben geſchnittenen koſtbaren Steine Cameen genannt. Eine der berühmteſten iſt die zu Paris befindliche Onyrcamee unter dem Namen: Apotheoſe des Auguſt; auch durch die beſondern Schickſale, welcher dieſer Onyr gehabt hat, merkwürdig. (Vergl. Steinſchneidekunſt.)

Camenen (oder Camönen) werden die Muſen genannt. Eigentlich war Camena eine Gottheit der älteſten Bewohner Italiens, die auch nachher Carmenta hieß, und das Symbol der höchſten göttlichen Weisheit ausdrückte. Numa weihete den Camenen einen Quell und Hain, und eben daher wurden ſie mit den Muſen verwechſelt.

Cämentation, eine chemiſche Operation, mittelſt der man einen Körper, mit einem Cämentpulver umgeben, in einem eignen Gefäße (Cämentbüchſe oder Schmelztiegel) der Wirkung des Feuers ausſetzt,

wodurch er gewiſſe Veränderungen erleidet. Die vornehmſten Cämentpulver ſind: das Goldcämentpulver, deſſen man ſich zur Scheidung des Goldes bedient, das Cämentpulver zur Verwandlung des Eiſens in Stahl, das Cämentpulver, wodurch man gewiſſen Gläſern die Eigenſchaften des Porzellans mittheilt; endlich das Cämentpulver zur Verwandlung des Kupfers in Meſſing. — Cäment heißt auch der Mörtel oder Waſſerkitt, der zur Verbindung des Mauerwerks im Waſſer dient und ſich von dieſem nicht ablöſen läßt. — Cämentkupfer entſteht durch Cäment- oder Kupferwaſſer, welches aus der Erde quillt oder in Bergwerken von den Seiten der Gruben hervorträufelt. Legt man in dieſes Waſſer Eiſen, ſo löſt es die Eiſentheile auf und ſetzt dafür Kupfertheile an.

Camera clara (helle Cammer), ein vom Opticus Reinthaler erfundenes optiſches Inſtrument, welches den Mängeln der Camera obſcura abhilft, und den Vortheil hat, daß der abzubildende Gegenſtand nicht von der Sonne beſchienen zu werden braucht. Alle Gegenſtände bilden ſich darin mit großer Beſtimmtheit und Schärfe ab, und ſie iſt bei hellem und trübem Wetter, bei Sonnen- und Mondſchein gleich vortheilhaft zu gebrauchen.

Camera obſcura (finſtere Cammer), nennt man entweder ein ganz verſchloſſenes Zimmer, in welches das Licht nur durch eine kleine runde Oeffnung fallen kann, oder einen nach den Regeln der Lichtlehre eingerichteten Kaſten, in welchem ſich die äußern Gegenſtände, z. B. die vorliegende Landſchaft, verkleinert abbildet. Eine ſolche Camera obſcura dient theils zur Unterhaltung, theils kann man ſich ihrer auch zum Nachzeichnen von Landſchaften und Gegenden bedienen, wiewohl dabei am Colorit, welches zwar treu, doch matter iſt, eingebüßt wird, was man an Schnelligkeit und Leichtigkeit gewinnt.

Camerarius (Joachim I.), einer der größten Literatoren und Polyhiſtoren Deutſchlands, der am meiſten zu den Fortſchritten der Künſte und Wiſſenſchaften im 16. Jahrhundert beigetragen, theils durch die Ausgaben und Ueberſetzungen, die er, mit Commentaren verſehen, von vielen griechiſchen und lateiniſchen Autoren lieferte, theils durch verſchiedene Werke, von denen die meiſten lange claſſiſch geweſen und noch heut ſehr geſchätzt ſind, theils endlich dadurch, daß er den Univerſitäten Leipzig und Tübingen und dem akademiſchen Gymnaſium zu Nürnberg eine neue Organiſation gab. Auch hatte er an den politiſchen und religiöſen Angelegenheiten ſeiner Zeit großen Antheil, und ward mit wichtigen Verhandlungen beauftragt. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Weisheit und Mäßigung ſeiner Grundſätze, die Energie ſeines Charakters, ſeine ſanfte und überzeugende Beredſamkeit, erwarben ihm die Achtung aller ausgezeichneten Perſonen, und beſonders der Kaiſer Carls V., Ferdinands und Maximilians II. Er war Grammatiker, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Mediciner, Agronom, Naturkundiger, Geometer, Mathematiker, Aſtronom, Antiquar, Theologe. Joachim Camerarius war im Jahre 1500 zu Bamberg geboren. Sein alter Familienname war Liebhard; aber er wurde in Camerarius verwandelt, weil ſeine Vorfahren am Hofe Cammermeiſter geweſen. Er begann ſeine Studien in ſeinem Vaterlande und machte in wenig Zeit ſo große Fortſchritte, daß er erſt dreizehn Jahre alt war, als ſein Lehrer erklärte, er könne ihm nichts mehr lehren. Sein Vater ſchickte ihn hierauf nach Leipzig. Hier ſtudirte er unter Richard Crocus die griechiſche Sprache, und vertrat in einem Alter von ſechzehn Jahren oft die Stelle ſeines

Lehrers, wenn dieſer abweſend war. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt zu Leipzig ging er 1518 nach Erfurt, wo er mit Eobanus in Verbindung trat. Im J. 1521 verließ er dieſe Stadt, welche durch Unruhen und durch die Peſt zerrüttet wurde. Der Ruf Luthers und Melanchthons zog ihn nach Wittenberg. Melanchthon ſchenkte ihm ſeine ganze Freundſchaft. Camerarius war 24 Jahr alt, als er ſein erſtes Werk, die lateiniſche Ueberſetzung einer Rede des Demoſthenes, herausgab. Ein Jahr darauf erſchienen ſeine Bemerkungen über die Tuſculanen des Cicero, wodurch er mit Erasmus in Briefwechſel kam. Im J. 1525 verließ er des Krieges wegen Wittenberg, und bereiſete Preußen. Im folgenden Jahre ward er zu Nürnberg als Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache angeſtellt, und 1530 von dem Senat zum Deputirten am Reichstage zu Augsburg ernannt. Er nahm mit ſeinem Freunde Melanchthon großen Antheil an den Berathſchlagungen daſelbſt, in deren Folge beide die unter dem Namen der Augsburgiſchen Confeſſion bekannte Acte abfaßten. Vier Jahre nachher wählte ihn der Nürnberger Senat zum Secretär, welches ehrenvolle Amt er jedoch ablehnte. Der Herzog Ulrich von Würtemberg berief ihn, um dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften auf der Univerſität Tübingen einen neuen Anſtoß zu geben; und zu dieſem Zwecke ſchrieb Camerarius ſeine Elemente der Rhetorik. Einige Zeit darauf trugen ihm Heinrich und Moritz von Sachſen auf, die Univerſität Leipzig neu zu organiſiren. Er verfaßte, gemeinſchaftlich mit Caſpar Borner, die Statuten derſelben. Lange ſtand er ihr als Rector und Decan vor. Im J. 1555 ging er aufs neue als Deputirter zum Reichstag nach Augsburg und von da mit Melanchthon nach Nürnberg, um hier über verſchiedene Religionsgegenſtände zu verhandeln. Im folgenden Jahre begleitete er dieſen Gelehrten auf den Reichstag zu Regensburg. Im J. 1560 verlor er Melanchthon, deſſen Leben er zugleich mit der Geſchichte der Reformation ſchrieb. In der Folge gab er auch die für die Zeitgeſchichte ſo wichtigen Briefe Melanchthons heraus, mit dem er 38 Jahre correſpondirt hatte. Camerarius war 68 Jahre alt, als Maximilian II. ihn nach Wien einlud, um ſich über verſchiedne kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Er kehrte mit reichen Geſchenken zurück. In einem Alter von 74 Jahren befiel ihn eine Krankheit, die vom Stein herzurühren ſchien. Er wollte ſich jedoch der Operation nicht unterwerfen, verbot auch die Section ſeines Körpers und ſtarb zu Leipzig im J. 1574. Unter ſeinen neun Kindern waren fünf Söhne, nämlich Johann, Rath des Herzogs von Preußen, der zu Königsberg ſtarb; Joachim, (ſ. unten); Philipp, Rechtsgelehrter und Rath zu Nürnberg; Ludwig, Arzt; und Gottfried, in Dienſten Richards, Comes Palatinus. — Camerarius war von Natur ernſt und einſylbig, ſelbſt gegen ſeine Kinder. Der Lüge war er über Alles feind und duldete ſie ſelbſt im Scherz nicht. Seine Schriften belaufen ſich auf 150, meiſtens Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen. Auch hat man von ihm lateiniſche und griechiſche Gedichte und elf Bücher vertrauter Briefe. —

Camerarius (Joachim II.), des Vorigen Sohn, geboren zu Nürnberg 1534, einer der gelehrteſten Aerzte und größten Botaniker ſeiner Zeit. Nachdem er zu Wittenberg, Leipzig und Breslau die Medicin ſtudirt hatte, bereiſete er Italien, hörte hier noch die berühmteſten Profeſſoren und promovirte zu Bologna. Als er 1564 nach Nürnberg zurückgekommen war, begann er ſeine Kunſt mit gro-

ſem Erfolg auszuüben. Er benutzte ſein Anſehn, den Magiſtrat zur Stiftung einer mediciniſchen Lehranſtalt im J. 1592 zu vermögen, deren Decan er bis an ſeinen Tod war. Vor allem liebte er die Botanik, über die er mehrere große Werke herauszugeben ſich vornahm. Er legte einen Garten an, wo er eine Menge ſeltner Pflanzen zog, und ſparte weder Mühe noch Koſten, um Materialien zu ſammeln. So kaufte er von Caſpar Wolf in Zürich die koſtbare botaniſche Bibliothek und die Handſchriften Conrad Geßners um 150 Floren. Es befand ſich dabei eine Sammlung von 1500 in Holz geſchnittenen Pflanzen, welche Camerarius zum Theil für ſeine Epitome utiliſsima Petri Andreae Matthioli u. ſ. w. benutzte. Eine kleine Zahl von Abbildungen hat er jedoch hinzugefügt, und zwar von ſeltenen Pflanzen, deren erſte Kenntniß man ihm verdankt. Sämmtliche Abbildungen ſind mit Recht als die vollkommenſten zu betrachten, die in Holz ausgeführt worden. Camerarius fügte ſeinem Werke die lateiniſche Ueberſetzung von Calceolarius Reiſe nach dem Berge Baldo bei, deren deutſche Ueberſetzung (von G. Handſch) unter dem Namen Kräuterbuch bekannt iſt. Von ſeinen übrigen Werken nennen wir folgende: Hortus medicus et philoſophicus; Sylva Hercynica (ein Catalog der Pflanzen ſeines Gartens); Electa georgica ſive Opuſcula de re ruſtica u. ſ. w. Er ſtarb zu Nürnberg im J. 1598. — Noch nennen wir Johann Rudolph Camerarius und deſſen Sohn Elias Rudolph, ferner deſſen beide Söhne Elias und Rudolph Jacob und endlich des Letztern Sohn Alexander, welche ſich ſämmtlich um die Medicin, beſonders aber um die Botanik bedeutende Verdienſte erworben haben.

Camillus (Marcus Furius). Dieſer in der römiſchen Geſchichte ſo berühmte Held ward im J. R. 353 zum Volkstribun erwählt und nahm Theil an der langen Belagerung von Veji. Drei Jahre ſpäter ward er mit derſelben Würde bekleidet und marſchirte wider die Falisker. Nachdem er Cenſor geworden, trug er auf ein Geſetz an, das den unverheiratheten Männern auferlegte, die Witwen der in dem Kriege Gebliebenen zu heirathen. Nach der Niederlage der Kriegstribunen L. Atilius und Cn. Genucius vor Veji durch die Tuſcier ward Camillus mit der Dictatorwürde bekleidet. Er ſchlug die Falisker, Capenater und Tuſcier, rückte vor Veji, in das er ſich einen unterirdiſchen Weg bahnte und bemeiſterte ſich ſo eines Platzes, der zehn Jahre lang der römiſchen Macht getrotzt hatte. Das Volk, das nur einen Theil der Beute erhalten hatte, murrte. Dies Murren verdoppelte ſich, als man Camillus, auf einem prächtigen Wagen mit vier weißen Roſſen und das Geſicht geſchminkt, im Triumph einziehen ſah; denn das Eine wie das Andere gebührte nur den Göttern. Aber aufs Höchſte ſtieg die Unzufriedenheit der Bürger, als der Dictator den zehnten Theil der Beute von ihnen zurückfoderte, um ein dem Apollo für den zu verleihenden Sieg gethanes Gelübde zu bezahlen. Nach langem Streite kam man überein, dem Gott eine goldene Schale zu weihen, wozu die römiſchen Frauen all ihr Geſchmeide in den öffentlichen Schatz liefern mußten. Nicht lange darnach ward Camillus zum Kriegstribun ernannt. Er belagerte Falerii, deſſen Einwohner ſich aufs äußerſte vertheidigten. Ein treuloſer Schulmeiſter überlieferte die Kinder der vornehmſten Falisker dem Camillus; dieſer aber ließ den Verräther mit gebundenen Händen unter Ruthenſtreichen von den Knaben zurückführen. Dieſe Großmuth bewog die Belagerten, ſich ihm zu ergeben. Der Senat erlaubte dem Camillus, das Schickſal

der Beſiegten zu beſtimmen, und dieſer begnügte ſich damit, daß ſie ſeinen Soldaten den rückſtändigen Sold bezahlten, vermehrte aber dadurch nur die Zahl ſeiner Feinde. Schon früher hatte ſich Camillus dem Vorſchlage, mit der Hälfte der Bürger Roms Veji zu bevölkern, widerſetzt; er that es auch jetzt, als dieſer Vorſchlag erneuert wurde. Einige Zeit mit der Würde eines Interrex bekleidet, hatte er mit allen Verfolgungen des Haſſes zu kämpfen. Der Volkstribun Lucius Apulejus klagte ihn an, einen Theil der Beute unterſchlagen zu haben. Camillus, der ſeine Verurtheilung voraus ſah, verbannte ſich freiwillig, obgleich ſeine Freunde ſich erboten, die ihm abgeforderte Summe für ihn zu bezahlen. Aber eben dieſe Freunde erklärten zugleich, daß ſie nicht umhin könnten, für ſeine Verurtheilung zu ſtimmen. Sie ward in ſeiner Abweſenheit ausgeſprochen. Minder hochgeſinnt als Ariſtides im gleichen Fall ſoll Camillus die Götter gebeten haben, bald ſein undankbares Vaterland zur Reue zu nöthigen. Dieſer Wunſch ward erhört. Brennus (ſ. d.) hatte ſich Roms mit Ausnahme des Capitols bemächtigt. Camillus, der in Ardea wohnte, bewog die Einwohner der Stadt zum Widerſtande, machte einen Ausfall auf die ſorglos gelagerten Gallier und ſchlug ſie. Die Römer, welche nach der Niederlage am Allia ſich nach Veji zurückgezogen hatten, foderten Camillus auf, ſich an ihre Spitze zu ſtellen; aber dieſer erklärte ſich nur auf den Fall bereit dazu, wenn das römiſche Volk, nach Centurien verſammelt, ihm den Oberbefehl übertragen würde; mit dem römiſchen Volke aber meinte er die Vertheidiger des Capitols. Pontius Cominius, ein junger Plebejer, hatte den Muth und das Glück, die Botſchaft auszuführen. Camillus, einmüthig zum Dictator ernannt, ſah ſich bald an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, mit dem er zum Entſatz des Capitols herbeieilte, das im Begriff war, ſich um tauſend Pfund Gold mit den Galliern zu vergleichen. Camillus vernichtete den Vertrag. „Mit Eiſen," rief er, „nicht mit Gold kauft ſich Rom los!" Es kam zum Treffen; die geſchlagenen Gallier verließen in der Nacht ihr Lager. Camillus holte ſie am folgenden Tage ein, und trug den vollſtändigſten Sieg davon. Keiner entkam; triumphirend zog Camillus unter dem Zujauchzen des Volks und des Heers, die ihn mit den Namen Romulus, Vater des Vaterlandes und zweiter Gründer der Stadt begrüßten, in Rom ein. Aber die Stadt war in einen Schutthaufen verwandelt, und die Tribunen erneuerten den Vorſchlag, nach Veji auszuwandern, indem ſie zugleich dem Volke Beſorgniſſe über des Camillus Macht zu erregen ſuchten. Der Senat vereitelte jedoch ihre Abſichten und Camillus behielt die Dictatur. Rom ward wieder aufgebaut. Die benachbarten Völker hielten den Augenblick für günſtig, die Römer anzugreifen. Die Aequer, Volsker, Etrusker und ſelbſt die Lateiner verbanden ſich unter einander. Camillus, zum dritten Mal zum Dictator ernannt, bewaffnete Alles, und kam den von den Feinden eingeſchloſſenen Kriegstribunen zu Hülfe. Er ſteckte das feindliche Lager in Brand und gab die Beute ſeinen Soldaten preis. Darauf nahm er Bola, die Hauptſtadt der Aequer, ein, unterwarf die Volsker und zwang die Tuſcier zum Rückzuge. Er triumphirte ſodann zum dritten Mal, gab aus der Beute den Römerinnen zurück, was ſie früher zur Erfüllung ſeines Gelübdes dargebracht hatten, und trat nach ſo großen Thaten ohne Widerwillen in den Privatſtand zurück. Als aber bald darauf die Bewohner von Antium Rom angriffen, ward er zum Kriegstribun ernannt, erhielt von

ſeinen Collegen den Oberbefehl, und nahm ſtrenge Rache an den Feinden. Sein Ruhm reizte die Eiferſucht des Manlius; der Senat, dadurch beunruhigt, wählte Camillus nochmals zum Kriegstribun. Manlius unterlag, aber das Volk, das anfangs bei ſeiner Hinrichtung gejauchzt hatte, ermangelte nicht, in kurzem Reue zu empfinden. Man beſchloß, die Präneſtiner, Bundesgenoſſen der Volsker, anzugreifen; Camillus mußte ungeachtet ſeines hohen Alters den Oberbefehl übernehmen. Es ſchien ihm nicht thunlich, eine Schlacht zu wagen; da aber L. Furius, ſein College, ihn drängte, auf den Feind loszugehen, ließ er dieſen eine Schlacht liefern, und beſchränkte ſich auf die Führung eines Reſervecorps. Seine Erſcheinung rettete den hartbedrängten Furius; am folgenden Tage erfocht er, von dieſem rühmlich unterſtützt, einen vollſtändigen Sieg. Die Bewohner von Tuſculum, gegen die er ſofort aufbrach, unterwarfen ſich ohne Widerſtand und erlangten ſo Roms verſcherzte Freundſchaft wieder. Zum vierten Male ward Camillus zum Dictator ernannt, als die von den Volkstribunen Licinius und Sextius angeſtifteten Unruhen Beſorgniſſe erregten; er entſagte jedoch bald wieder einer Würde, die er diesmal gegen Römer und nicht gegen ihre Feinde anwenden ſollte. Er war bereits achtzig Jahre alt, als die Erſcheinung eines neuen galliſchen Heers Rom in Schrecken ſetzte. Er übernahm nochmals die Dictatur, überfiel die Gallier, zerſtreute ſie gänzlich, und erhielt die Ehre des Triumphs. Da neue Unruhen ausgebrochen waren, legte Camillus ſeine Würde nicht eher nieder, bis die Gährung geſtillt war. Als er dies glücklich bewirkt hatte, ließ er neben dem Capitol der Concordia einen Tempel erbauen, trat von dem öffentlichen Schauplatze ab, und ſtarb, von allen ſeinen Mitbürgern betrauert, bald darauf im J. Roms 389 an der Peſt, welche damals die Stadt heimſuchte.

Camiſarden hießen diejenigen Reformirten in den Sevennen, die ſich zu Anfang des 18. Jahrhunderts dem gewaltthätigen Verfahren der königlichen Befehlshaber widerſetzten, welche ſie mit der Kopfſteuer über Gebühr belaſteten. Die Steuereinnehmer wurden von den Mißvergnügten, welche, um unerkannt zu bleiben, im bloßen Hemde erſchienen, — daher ihr Name — bei Nacht überfallen, aus den Betten geholt und mit den Steuerrollen um den Hals aufgehenkt. Die Regierung ließ Truppen marſchiren, um die Ordnung wieder herzuſtellen und dieſe Gewaltthätigkeiten zu beſtrafen; aber ein gewiſſer Jean Cavalier, der Sohn eines Bauern, den eine Wahrſagerin als den Befreier Iſraels bezeichnet hatte, trat an die Spitze der Camiſarden und wußte theils durch ſein unbegrenztes Anſehn bei ſeinen Anhängern, theils durch ſeine Talente und ſeinen Muth den Maßregeln alter erfahrner Generale ſo kräftig zu begegnen, daß man den Weg der Unterhandlung vorzog. Der Marſchall Villars ſchloß einen Vergleich mit Cavalier, worin die Foderungen ſeiner Partei im Ganzen zugeſtanden wurden, und vermöge deſſen Cavalier ſelbſt als Oberſter in königliche Dienſte trat. Spätere Kränkungen bewogen ihn jedoch, Frankreich zu verlaſſen. Er ging nach England, wo die Königin Anna ihn ehrenvoll aufnahm und anſtellte. Voltaire, der ihn in London kennen lernte, gibt ihm die rühmlichſten Zeugniſſe. Cavalier ſtarb als General und Gouverneur der Inſel Jerſey.

Cammer. Wir erwähnen von den vielen Bedeutungen des Worts Kammer oder Cammer nur folgende: ein aus mehrern Perſonen, Vorſitzern, Räthen und Dienern beſtehendes hohes Collegium, um die landesherrlichen Einkünfte und einige andere wichtige Landes-

angelegenheiten, als die öffentliche Polizei in allen ihren Zweigen u. ſ. w., zu verwalten, deſſen Einrichtungen und Umfang aber ſehr verſchieden ſind. In manchen Ländern und Landſchaften verwalten die Cammern die ſämmtlichen Einkünfte des Landesherrn, in andern nur die Cammer- oder Tafelgüter und wieder in andern noch andere Zweige der Einnahme. In manchen Ländern iſt die Cammer die oberſte Behörde in den die Einkünfte des Landesherrn betreffenden Angelegenheiten, in andern iſt ſie noch einer höhern Behörde unterworfen. Bei kleinern Herren, Städten oder Gemeinheiten werden die die Einkünfte verwaltenden Perſonen gewöhnlich die Cämmerei genannt. — Das Cammergericht, in verſchiedenen Ländern und Gegenden, z. B. im Preußiſchen, der Name des höchſten Gerichtshofes, welcher unmittelbar unter dem Landesherrn ſteht. Das Reichscammergericht zu Wetzlar wurde 1495 vom Kaiſer Maximilian I. zur Erhaltung des Landfriedens angeordnet. Anfänglich war es zu Frankfurt am Main, wurde nachher nach Worms, Nürnberg, Augsburg und Speyer ꝛc. verlegt, und war ſeit 1793 zu Wetzlar. Es beſtand aus einem Cammerrichter und aus zwei Präſidenten, welche der Kaiſer ernannte, und aus Aſſeſſoren, welche die Reichsſtände präſentirten. Dieſe hatten auch das Cammergericht zu unterhalten, und jeder Stand mußte ſeinen ihm angeſchlagenen Beitrag, welcher Cammerzieler genannt ward, alle halbe Jahre an den Cammergerichts-Pfennigmeiſter einſchicken. Die Gerichtsbarkeit des Cammergerichts erſtreckte ſich über die Streitigkeiten der Reichsſtände mit einander, der Unterthanen mit ihrer Landesherrſchaft, auch, vermittelſt der Appellation, über die Streitigkeiten der mittelbaren Unterthanen des deutſchen Reichs mit einander; wenn ſie erheblich genug waren. Jedoch hatten die Churfürſten und verſchiedene fürſtliche Häuſer das Privilegium, daß von ihnen an die Reichsgerichte nicht appelirt werden durfte (Jus de non appellando). Es endigte mit dem J. 1806. S. Reichshofrath. —

Cammer der Gemeinen. Die Cammer der Gemeinen iſt in der conſtitutionellen Monarchie der Mittelpunct des demokratiſchen Elements, welches nebſt den monarchiſchen und ariſtokratiſchen eines der drei Grundelemente der Staatsverfaſſung iſt. In England beſteht das Haus der Gemeinen aus 653 Mitgliedern, von denen aber ſelten 400 verſammelt ſind, da vielen der Aufenthalt in London zu theuer, und da nach der Verfaſſung ſchon 40 hinreichen, einen rechtsgültigen Schluß zu machen. Um für eine Stadt gewählt zu werden, muß einer 300 Pfund Sterl. Einkünfte an liegenden Gründen haben. Um für eine Grafſchaft gewählt werden zu können, muß man 600 Pf. Sterl. Einkünfte von liegenden Gründen haben. In Frankreich iſt das Wahlrecht an den Steuerſatz geknüpft. Jeder, der 300 Franken Grund-, Fenſter-, Mobiliar- und Patentſteuern bezahlt, iſt Wähler, und jeder, der 1000 Fr. bezahlt, kann gewählt werden. Jener ſind in Frankreich 100,000, dieſer etwa 17,000. Die Stadt Paris hat 9000 Wähler. Bei den Wahlen im J. 1817 waren 7000 in den verſchiedenen Sectionen bei den Wahlen gegenwärtig. Ueber das franzöſiſche Wahlgeſetz, ſ. Zeitgenoſſen, Heft XIX. Ueber die Verhältniſſe der Cammer der Gemeinen zu den beiden andern Elementen der Verfaſſung ſ. den Artikel Staatsverfaſſung.

Cammeralwiſſenſchaft, Cammeraliſtik wird häufig mit Finanzwiſſenſchaft (ſ. den Art.) und Staatswirthſchaft (ſ. d. Art.) verwechſelt; richtiger iſt aber darunter der Inbe-

griff der Hülfswiſſenſchaften von beiden zu verſtehen, namentlich die Landwirthſchaftskunde, die Forſtwiſſenſchaft, die Bergbaukunde, die Gewerbkunde oder Technologie, die Handelskunde. Ihren Namen hat die Cammeraliſtik von den Cammern, d. i. den Bewahrungsörtern der öffentlichen Einkünfte. In Schatzcammer, Cammerrath u. ſ. w. iſt jener Ausdruck noch üblich. (S. Cammer.) KM.

Cammerknechte, kaiſerliche, heißt ſo viel als kaiſerliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem chriſtlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauberer und geheime Urſachen aller Landplagen betrachtet, waren ſie es gewöhnlich, gegen welche ſich die, durch irgend einen Anlaß entzündete, fanatiſche Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man für ſo verdienſtlich, als einen Kreuzzug. Der Kaiſer, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre ſtets gefüllten Caſſen (denn ſie waren bis zum 12. Jahrhunderte im faſt alleinigen Beſitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte ſie daher für ſeine Knechte und Schützlinge. S. den Art. Juden.

Cammermuſik, im weiteſten Sinne diejenige Muſik, welche im Zimmer, insbeſondere an fürſtlichen Höfen, oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In ſofern nun die Cammermuſik auch die Theatermuſik in ſich begreift, iſt der Styl beider dem Style der Kirchenmuſik entgegengeſetzt. In der ältern Muſik war freilich der Cammerſtyl von dem Theaterſtyle ſehr verſchieden. In der Cammermuſik pflegte man den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nüanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und ihr überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu geben, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß ſie ihrer Natur nach, bei der Größe des Locals und der ſtärkern Beſetzung der Stimmen, ſo wie bei dem, nicht blos aus Kennern beſtehenden Publicum, nur allgemein hingeworfene große Maſſen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung zulaſſe, ſo wie etwa die Decorationsmahlerei keine ſo feine Ausarbeitung der einzelnen Theile geſtattet, wie die für die Nähe berechnete Porträt- und Landſchaftsmahlerei. Da nun ſo die künſtleriſche Ausarbeitung des Cammerſtyls weit höher geſteigert wurde, als die des Theaterſtyls; ſo wurde auch bei den Ausübern des erſtern ein höherer Grad von Kunſtfertigkeit vorausgeſetzt, als bei dem Theaterſtyle. Jetzt hingegen findet in ſo fern dieſer Unterſchied nicht Statt, als man im Allgemeinen keine eigentliche beſondere Cammermuſik mehr hat, ſondern dazu meiſtens nur Theatermuſik nimmt, wozu noch der Umſtand kömmt, daß man ſchon längſt angefangen hat, den Theaterſtyl ſo ſorgfältig auszuarbeiten, als den Cammerſtyl. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterſtyl, in ſofern dieſer dazu dienen ſoll, das ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatiſchen Handlung zur äußern Erſcheinung zu bringen, ſich unter die Geſetze des Cammerſtyls, die ihrer Natur nach beſchränkter ſein mußten, nicht fügen, ſondern daß ſich, umgekehrt, dieſer vielmehr dem Theaterſtyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. Indeſſen erkennt man heutzutage beſonders eine Verſchiedenheit der Concert- und Theatermuſik an, welche aus der verſchiedenen Anwendung der Muſik im Concert (wo es nur auf Anhörung ausgezeichneter Muſik) und auf dem Theater (wo die Muſik durch dramatiſche Poeſie unmittelbar bedingt iſt) hervorgeht, und nennt Cammermuſik im engern Sinne diejenigen Tonſtücke, welche zur Ausführung in Zimmern und Privatzirkeln, mithin für Stimmen oder Inſtrumente geſchrieben und

geeignet, (z. B. Terzetten, Quartetten) und daher für ein kleineres Local berechnet ſind. — Cammermuſicus, ein Mitglied einer fürſtlichen Capelle. Cammerton, bezeichnet ſonſt die gewöhnliche Stimmung der (zur Cammermuſik erforderlichen) Inſtrumente, welche aber immer noch einen ganzen Ton tiefer ſtimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu ſein pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmuſik die Orgelſtimme um einen ganzen Ton tiefer ſpielen, als die begleitende Inſtrumentalmuſik. Wenn das Stück z. B. in Gdur geſetzt iſt, und die Inſtrumente auch wirklich aus dieſem Tone ſpielen; ſo muß die Orgelſtimme aus Gdur in Fdur transportirt, alſo um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Ehemals ſtand daher dem Cammertone der Chorton entgegen, oder die um einen Ton höhere Stimmung der Inſtrumente in der Kirche, welche ſich darauf gründete, daß die Cammermuſik wegen des beſchränkten Locals nicht ſo ſcharf und durchdringend zu ſein brauchte. Jetzt bedient man ſich gewöhnlich nur einer Stimmung.

Camoens (Luis de), der berühmteſte Dichter der Portugieſen, war zu Liſſabon im J. 1517 geboren. Sein Vater ſtammte aus einem edlen Geſchlechte, ſeine Mutter aus dem erlauchten Hauſe Sâ. Er ſtudirte zu Coimbra. In jenen Zeiten ſchätzte man nur die Nachahmung der Alten. Camoens Seele war von der Geſchichte ſeines Landes, von den Sitten ſeiner Zeit begeiſtert; ſeine lyriſchen Gedichte vornehmlich gehören, wie die Werke des Dante, Petrarca, Arioſt und Taſſo, der durch das Chriſtenthum wiedererweckten Literatur und dem Rittergeiſte viel mehr, als der rein claſſiſchen Literatur an. Nach Beendigung ſeiner Studien kam er nach Liſſabon zurück; eine Palaſtdame, Catharine von Attayde, flößte ihm die feurigſte Liebe ein. Oft ſind heftige Leidenſchaften mit großen Naturgaben gepaart; Camoens war mit beiden ausgeſtattet. Er ward nach Santarem verwieſen, als ſeine Liebe für Catharina ihn in Streitigkeiten verwickelte. Hier, in der Zurückgezogenheit, dichtete er einzelne Poeſien, welche den Zuſtand ſeiner Seele ausdrücken; man kann in ihnen noch jetzt den Gang ſeiner Geſchichte auffinden. Voll Verzweiflung über ſeine Lage, ward er Soldat und diente auf der Flotte, welche die Portugieſen gegen Marocco ausſandten. Er dichtete in der Mitte der Schlacht und wie die Gefahr ſeinen Genius entflammte, entflammte ſein Genius wieder ſeinen Muth. Ein Flintenſchuß raubte ihm das rechte Auge vor Ceuta. Nach ſeiner Rückkehr hoffte er, man werde wenigſtens ſeine Wunden vergelten, wenn man auch ſein Talent verkenne; aber den doppelten Anſprüchen, die er hatte, ſtellte der Neid ſich entgegen. In gerechtem Unwillen, ſich vergeſſen zu ſehen, ſchiffte er ſich 1553 nach Indien ein, und ſagte, wie Scipio, ſeinem Vaterlande Lebewohl, in deſſen Schooße auch ſeine Gebeine nicht ruhen ſollten. Er erreichte Goa, eine der berühmteſten portugieſiſchen Niederlaſſungen. Seine Einbildungskraft ward erregt durch die Heldenthaten ſeiner Landsleute in dieſem uralten Lande der Welt, und, ob er ſich über ſie zu beklagen hatte, widerſtand er doch nicht dem Antriebe, ihren Ruhm in einem Epos zu verherrlichen. Aber dieſe Lebhaftigkeit des Geiſtes, die den Dichter macht, iſt ſchwer vereinbar mit der Mäßigung, die eine abhängige Lage erfodert. Camoens ward entrüſtet durch die Mißbräuche der Regierung in Indien, und ſchrieb eine Satire, welche ihm die Verweiſung nach Macao zuzog. Hier lebte er mehrere Jahre in keiner andern Geſellſchaft, als der mit allen Reizen des Orients im Ueberſchwange ausgeſtatteten Natur. Er dichtete hier ſeine Luſiade.

Vasco da Gama's Unternehmung nach Indien, die Kühnheit dieſer noch nie zuvor verſuchten Seefahrt iſt der Gegenſtand dieſes Werks; am bekannteſten ſind aus demſelben die Epiſode der Ines de Caſtro und die Erſcheinung Adamaſtors, der Kraft ſeiner Herrſchaft über die Stürme Gama's Reiſe aufhalten will, als er im Begriff iſt, das Cap zu umſchiffen. Mit großer Kunſt hat Camoens gewußt, durch das ganze Gedicht die Erzählungen der portugieſiſchen Geſchichte mit dem Glanze der Dichtkunſt und das Chriſtenthum mit den Fabeln der Mythologie zu vereinigen. Man hat ihm daraus wohl einen Vorwurf machen wollen; aber dieſe Verbindung ſcheint uns in der Luſiade keinen Mißlaut hervorzubringen, denn man fühlt, daß während jenes die Realität des Lebens iſt, dieſe nur zum Schmuck gebraucht worden ſind, und ſein Verfahren erſcheint ſelbſt als eine Art von zarter Rückſicht, welche ſich ſcheut, das Heilige zu den Spielen des Geiſtes herabzuziehen. Aber noch andere Gründe bewogen Camoens, die Mythologie in ſein Gedicht einzuführen. Er gefiel ſich, den Urſprung der Portugieſen von den Römern abzuleiten, für deren Stammeltern und Schutzgötter Mars und Venus galten. Da die Fabel dem Bacchus die erſte Eroberung Indiens zuſchreibt, war es natürlich, dieſen als eiferſüchtig auf die Unternehmung der Portugieſen darzuſtellen. Hat indeß dieſe Nachahmung der Werke des claſſiſchen Alterthums einen Nachtheil hervorgebracht, ſo beſteht er vielleicht darin, daß der Originalität der Gemählde Abbruch geſchah, die man in einem Werke zu ſuchen berechtigt iſt, in welchem Indien und Afrika von einem Augenzeugen beſchrieben werden. Die Verſification der Luſiade hat etwas ſo Reizendes und Prachtvolles, daß nicht nur der Gebildete, ſondern auch das Volk von dem Zauber derſelben entzückt iſt, und die herrlichen Stanzen auswendig lernt und ſingt. Das allgemeine Intereſſe des Gedichts beſteht vorzüglich in dem patriotiſchen Gefühle, von welchem es durchdrungen iſt. Der Nationalruhm der Portugieſen erſcheint hier in allen Formen, welche die Erfindung ihm leihen kann; und ſo mußten es natürlich Camoens Landsleute noch mehr bewundern, als Ausländer. Die entzückenden Epiſoden, welche das befreite Jeruſalem zieren, ſichern demſelben einen allgemeinen Beifall, und wäre es auch wahr, wie einige Kritiker behaupten, daß in der Luſiade ein kräftigeres und reineres hiſtoriſches Colorit, als im Taſſo, gefunden wird: ſo werden doch die Dichtungen des italieniſchen Meiſters gefälliger und einſchmeichelnder erſcheinen. Camoens ward endlich aus ſeinem Exil am äußerſten Ende der Welt zurückgerufen: an der Mündung des Fluſſes Macon in Cochinchina litt er Schiffbruch und rettete ſich ſchwimmend, in der einen Hand die Rolle ſeines Gedichts über den Fluthen emporhaltend, den einzigen Schatz, den er den Wellen entriß, und der ihm theurer war, als ſein Leben. Camoens hatte in Goa neue Verfolgungen zu erdulden; er ward wegen Schulden ins Gefängniß geſetzt und nur auf die Bürgſchaft einiger Freunde durfte er ſich im J. 1563 ſechzehn Jahre nachher, ſeit er Europa verlaſſen hatte, einſchiffen, um nach Liſſabon zurückzukehren. König Sebaſtian, kaum der Kindheit entwachſen, gewann Camoens lieb. Er nahm die Zueignung ſeines epiſchen Gedichts wohl auf, und gerüſtet zu ſeinem Zuge gegen die Mauren in Afrika, fühlte er tiefer als ein Anderer das Genie des Dichters, der, wie er, die Gefahren liebte, wenn ſie zum Ruhme führen; aber man könnte ſagen, daß das Mißgeſchick, welches Camoens verfolgte, ſelbſt ſein Vaterland umſtürzte, um ihn unter deſto ſchrecklichern Trümmern zu vernichten. Sebaſtian blieb

im J. 1578 in der Schlacht von Alcaçar. Mit ihm erloſch der königliche Stamm und Portugal verlor ſeine Unabhängigkeit. Alle Hülfsquellen wie alle Hoffnungen waren damit für Camoens verloren. So groß war ſeine Armuth, daß Nachts ein Sclave, den er aus Indien mit ſich genommen, in den Straßen bettelte, das Leben ſeines Herrn zu friſten. In dieſem Elend verfertigte er noch lyriſche Gedichte, welche zum Theil die rührendſten Klagen enthalten. So ſchöpfte ſein Geiſt ſelbſt Begeiſterung aus den Leiden, vor denen ſonſt der Farbenglanz der Poeſie zu ſchwinden pflegt! Endlich ſtarb dieſer Heros der portugieſiſchen Literatur, die Zierde ſeines Vaterlandes und Europa's, 62 Jahre alt, im J. 1579 im Hoſpital; funfzehn Jahre nachher prangte zu ſeinem Andenken ein prächtiges Denkmahl. Camoens Werke beſtehn außer der Luſiade in Sonetten, Canzonen, Seſtinen, Oden, Elegien, Eclogen, Stanzen, Redondilien, Epigrammen, Satiren, Briefen und zwei Comödien (Amphitruo nach Plautus und die Liebe des Philodem). (Vergl. Portug. Sprache und Literatur.)

Campagna di Roma nennt man den Landſtrich Italiens, der den größten Theil des alten Latiums umfaßt. Nördlich grenzt er an Sabina und die Wälder des alten Hetruriens, weſtlich und ſüdlich an Abruzzo und Terra di Lavoro, und öſtlich an das mittelländiſche Meer; er iſt ungefähr 15 deutſche Meilen breit und 50 lang. Gewöhnlich verſteht man unter Campagna di Roma die wüſte Ebene, welche bei Ronciglione oder ſchon bei Viterbo anfängt, und ſich mit Inbegriff der pontiniſchen Sümpfe (ſ. d. Art.) bis Terracina erſtreckt, in deren Mitte ſelbſt halb verödet die alte Hauptſtadt der Welt liegt. Der Boden dieſer Gegend iſt faſt durchaus vulkaniſch und hat nur wenig Erhöhungen, die faſt wie Meereswellen ausſehen oder ſich mit Blaſen, von der Gewalt unterirdiſchen Feuers in die Höhe getrieben, vergleichen laſſen. Alle dieſe Hügel ſind voll von Höhlen und Grotten, die Hirten und Räubern als Zufluchtsorte dienen. Die höchſten Spitzen der Campagna ſind drei Meilen ſüdlich von Rom die Berge von Albano, und unter dieſen iſt der waldbewachſene Monte Cavo mit dem herrlich gelegenen Kloſter der Paſſioniſten die hervorragendſte. Seine Füße umgibt eine Kette minder hoher Berge, auf welchen die Orte Compiti, Colonna, Frascati, Rocca di Papá, Marino, Caſtel Gandolfo, Albano, Lariccia, Genſano und Città Lavigna größtentheils ſehr mahleriſch vertheilt ſind. Vier Meilen nordöſtlich von Rom erhebt ſich in der Campagna mit ſtufenartigen Abſätzen der einſam ſtehende Berg Soracte, jetzt durch eine ſonderbare Namensverſtümmelung San Oreſte genannt; ein Heiliger, von dem die catholiſche Kirche nichts weiß. Ebenfalls nordöſtlich von Rom, aber nur eine halbe Stunde entfernt, liegt eine dritte Höhe der Campagna, der Monte Mario mit der Villa Millini, aus welcher man die köſtlichſte Ausſicht über Rom und deſſen Umgebung genießt. Die Seen der Campagna ſind offenbar ehemals Krater feuerſpeiender Berge geweſen. So liegt der See Regillus (oberhalb Frascati's) in der Tiefe eines umgekehrten Kegels harter ſchwarzer Lava, welcher 40 bis 60 Fuß hoch iſt und nackte wilde Felſen bildet. Die Krater von Albano und Nemi, welche 4 bis 500 Fuß höher als der Regillus liegen, haben eine ſehr regelmäßige Kegelform und ſind ſo hoch, daß man eine halbe Stunde braucht, um von den Seen bis an den Rand des Kegels zu gelangen. Höchſt merkwürdig iſt der Albanerſee überdies durch ſeinen Ableitungskanal oder Emiſſar, eins der älteſten und

trefflichſten Römerwerke, welches dem Waſſer des Sees einen Abfluß jenſeits der Berge verſchafft. Während der Belagerung von Veji war der See ſo hoch angeſchwollen, daß er ſein hohes Ufer zu überſteigen und ſogar Rom zu überſchwemmen drohte. Auf den Ausſpruch des delphiſchen Orakels, daß die Eroberung Veji's nicht eher möglich ſei, bis man dem See eine Ableitung gegeben, wurde im J. 393 v. C. binnen Jahresfriſt der Canal, deſſen Länge über eine halbe Stunde beträgt, durch die vulkaniſchen Felſen gehauen, und auf dieſe Weiſe das Waſſer in die Ebene dem Meere zugeleitet. Noch heute erfüllt das Werk ſeine Beſtimmung und hat in der ganzen Zeit nicht der mindeſten Ausbeſſerung bedurft. Die Keſſel beider Seen beſtehen aus Lava, welche wie alle in der Campagna vorkommende Lava ſich äußerſt hart zeigt. Auch Schwefelquellen kommen häufig vor, beſonders zwiſchen Rom und Tivoli, wo das Waſſer faſt ſiebendheiß aus der Erde quillt und den See der Solfatara bildet. Laub, Reiſer und andere Vegetabilien, die in denſelben hinein gerathen, werden bald von einer kalkartigen Maſſe überzogen und zu Körpern verdichtet, die auf dem Waſſer ſich hin und her bewegen, ja öfters Menſchen tragen und ſchwimmende Inſeln (Isole natanti) genannt werden. Der aus dieſem See entſpringende kleine Fluß (die Albula der Alten) beſitzt dieſelbe Eigenſchaft und ſtößt Rauch und Schwefeldämpfe aus, bis er in den Teverone (Anio) fällt. Von den Alten wurde ſein Waſſer als vorzüglich heilkräftig geſchätzt; neben dem See ſtanden die Thermen des M. Agrippa, deren Spuren noch vorhanden ſind. Der Boden der Campagna iſt im Allgemeinen trocken aber fruchtbar, beſonders an feuchten Stellen. Indeſſen wird ſein Anbau faſt gänzlich vernachläſſigt, und daher gleicht die Gegend um Rom weit und breit einer menſchenleeren Wüſte. Das Gemüth des Reiſenden wird hier durch ſehr düſtere Eindrücke auf die Königin der Städte vorbereitet, deren höchſte Kuppel bald hinter Baccano den ſehnſüchtigen Blicken erſcheint und zu ernſten Betrachtungen auf die Grabmahle der Vorzeit winkt! Nur bei Monterosi ſtehen noch immergrüne Eichen in Menge; von hier bis an die Albaner Berge ſieht man ſehr ſelten einen Baum. Alle Bemühungen der Franzoſen, durch Anpflanzungen von Bäumen die ungeſunde Luft in dieſen Gegenden zu verbeſſern, ſind geſcheitert. (I. F. Koreff de regionibus Italiae aëre pernicioso contaminatis, Berol. 1817.) Man hatte 60,000 Bäume kommen laſſen, die Campagna damit bepflanzt und jeden einzelnen durch eine Umzäunung von Dornen gegen die Beſchädigungen der Viehheerden zu ſchützen geſucht; ſie hatten aber faſt alle eben ſo wenig Fortgang, als die Lorbeeren, welche die Franzoſen auf dem Capitol anbauen wollten! Dörfer und Flecken gibt es in der Campagna nicht; hie und da trifft man einzelne jämmerliche Hütten, an die Trümmer irgend eines alten Thurmes oder Tempels gelehnt, und aus den Bruchſtücken dieſer alten Gebäude zuſammengeſtoppelt, die man dort Casali nennt. Sie werden aber nicht bewohnt; denn in der Mitte des Sommers, wenn bösartige Fieber die Campagna ſo gefährlich machen, ſind die unglücklichen Landleute genöthigt, in die benachbarten Städtchen oder nach Rom zu flüchten, wo ſie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläſte ein Nachtlager ſuchen. Verweilen ſie zu lange im Felde, ſo unterliegen ſie den Fiebern, und die große Menge von Kranken, welche während der Monate Julius, Auguſt und September die römiſchen Spitäler anfüllt, beſteht meiſtens aus Bewohnern der Campagna. Außer den Caſali zeigen ſich in der Campagna noch unzählige

Ruinen von Tempeln, Rennbahnen, Grabmahlen (vorzüglich auf der Via Appia) und die langen Reihen zerſtörter oder noch erhaltener Waſſerleitungen, deren Bogenpfeiler Epheu und anderes Geſträuch mahleriſch umrankt. Im Winter weiten Schafherden in dieſen Einöden; während des Sommers, wenn Trockenheit des Bodens und die Gefahr des Fiebers droht, werden ſie auf die Apenninen getrieben; wilde Rinderheerden bleiben das ganze Jahr hindurch in der Campagna. Die Hirten derſelben werden aber auch bald ein Raub des Todes, oder verfallen in ein Siechthum, welches allmählig ihrem elenden Leben ein Ende macht. Sie ſtammen meiſtens aus dem Gebirge und verdingen ſich für geringen Lohn an die Eigenthümer der Heerde, mit welcher ſie ein Nomadenleben führen. Die eigentliche Viehzucht iſt völlig vernachläſſigt; Bonſtetten ſah zu Torre Paterno, kaum vier Meilen von Rom, eine Herde von einigen Hundert Kühen, deren Beſitzer es nicht der Mühe werth hielt, ſie zu melken, obſchon die Milch in Rom ſo theuer als in andern großen Städten iſt. (Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide, Genève, 1805.) Das Ausſehen der Hirten läßt den ſtaunenden Wanderer eher an die Steppen der Tatarei als an die Nähe Rom's denken. Es begegnet oft genug, daß man Schäfer, ganz in Felle gekleidet, mit blutigen Händen aus einer der unzähligen Höhlen treten ſieht, worin ſie eben ein Lamm geſchlachtet haben. Die Rinderhirten ſind beritten und mit großen Lanzen bewaffnet, womit ſie ihre wilden Thiere ſehr geſchickt im Zaume zu halten wiſſen. Nicht unähnlich den Koſaken ſieht man ſie öfters in Rom erſcheinen, wo Alles ängſtlich von den Straßen weicht, ſobald eine Herde von Rindern oder gar Büffeln durchgetrieben wird. Der Feldbau iſt durchaus ſchlecht; überhaupt wird kaum der neunte Theil der Campagna angebaut, alles Uebrige dient zur Weide. Man nimmt ſo wenig Rückſicht auf die Beſchaffenheit des Bodens, daß man in fruchtbarem und fetten Lande Wein baut ſtatt Korn, Getreide hingegen in Weinland pflanzt. Gleich nach der Ernte, alſo in der heißeſten Zeit des Sommers, brennt man die Stoppeln ab, deren Aſche faſt die einzige Düngung abgibt, welche man anwendet. Auch läßt man wohl zu dieſem Zwecke einen ganzen Winter hindurch Schafe auf dem Acker einpferchen, welchen man im Frühjahr beſtellen will. Da das Getreide hoch empor wächſt, ſo bücken ſich die Mäher nicht bei der Ernte, ſondern ſchneiden die Halme etwa anderthalb Fuß unter den Aehren ab, die Stoppeln bleiben alſo zwei bis drei Fuß hoch zurück. Sind dieſe abgebrannt, ſo findet man auf dem Felde eine große Menge verbrannter Schlangen, und andere, die dem Feuer zu entfliehen verſuchten, auf den ſtaubigen Landſtraßen getödtet. Eben dieſe traurige Wüſtenei gewährte zu den Zeiten der alten Römer ein lachendes Bild der Fülle, Macht und Fruchtbarkeit. Saatfelder, Haine, Villen, Monumente wechſelten reizend mit einander ab, und nach den Verſicherungen eines Strabo, Varro und Plinius herrſchte hier die geſundeſte Luft, einige ſumpfige Landſtriche an den Küſten ausgenommen. Woher nun dieſe unſelige immer weiter greifende Verderbniß des Clima's? Sie entſtand bereits im 6. Jahrhundert, angeblich nach großen Ueberſchwemmungen der Tiber. Allein noch jetzt finden dieſe zuweilen Statt ohne das Uebel zu vermehren; dagegen iſt in der heißen und trockenen Jahreszeit die ungeſunde Luft, jene in Italien ſo berüchtigte *Aria cattiva*, am furchtbarſten. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie durch die Verheerungen, welche Rom und ſein Gebiet in den Zeiten der Völkerwanderung heimſuchten und entvölkerten, be-

gründet wurde. Der Feldbau gerieth in Verfall, weil es an Menſchen fehlte; ausgetretenes Waſſer wurde ſtockend und erzeugte Sümpfe, weil man ihm keinen Abfluß verſchaffte; Leichen von Menſchen und Thieren, die man nicht begrub, verpeſteten die Luft. Was menſchlicher Kunſtfleiß der Natur abverdient hatte, fiel ihr wieder anheim, und ſeit Jahrhunderten in ihrem, ſich immer feindſeliger geſtaltenden, Wirken nicht unterbrochen, ſcheint ſie durch eine langſame, aber unaufhaltſame Zerſtörung des Menſchen und ſeiner Werke in dem begünſtigtſten Lande der Welt für alle Vernachläſſigung ſich rächen zu wollen. Daher ſind alle, und ſelbſt die kräftigſten Maßregeln, den Zuſtand der Campagna und die Schädlichkeit des Clima's zu verbeſſern, bis auf dieſe Stunde vergeblich geblieben, und ſelbſt die Strenge der Regierung iſt nicht im Stande, den gröbſten Mißbräuchen, die wir geſchildert, abzuhelfen, weil ihr noch zwei andere mächtige Feinde, Vorurtheil und Trägheit des Volkes, im Wege ſind. So ſchreitet das Verderben immer weiter; ganze Gegenden Roms, welche die Aria cattiva verpeſtet, ſind bereits im Sommer öde und verlaſſen, und eben dieſe Luft, in deren ſüßem Schmeichelwehn Niemand Verrath und Tücke ahnen ſollte, droht nach und nach ſich in den vollen Beſitz der ſieben Hügel zu ſetzen und Rom aus Rom zu verdrängen. F—r.

Campan (Madame de), die Vorſteherin eines der berühmteſten weiblichen Erziehungsinſtitute in der Nähe von Paris. Sie war früher Kammerfrau bei der Königin Marie Antoinette, deren volles Vertrauen ſie genoß. Nach deren Tod errichtete ſie zu St. Germain en Laye eine Erziehungsanſtalt, wo ihr die vornehmſten Häuſer Kinder anvertrauten. Unter ihren Zöglingen waren z. B. Buonaparte's jüngſte Schweſtern, die Exkönigin von Neapel und die Exkönigin von Holland. Der Kaiſer ernannte ſie bald zur Oberaufſeherin des Erziehungshauſes der Waiſen der Ehrenlegion zu Ecouen. — Sie erwarb ſich bedeutendes Vermögen, war aber dabei nebenher der verläumderiſchen Nachrede ausgeſetzt, als liefere ſie ihre Zöglinge in die Arme der Häupter der Zeit. 1814 wurde ſie abgeſetzt und jene Gerüchte wurden in Broſchüren ꝛc., und durch eine ſcandalöſe Anklage eines gewiſſen Navel zur offenen Kunde gebracht, aber ohne daß ſie hätten erwieſen werden können. Sie iſt eine Tante der Gemahlin des weiland Marſchalls Ney.

Campanien, der alte Name einer Landſchaft Italiens am tyrrheniſchen Meere, welche theils durch die Merkwürdigkeiten der Natur, wohin der brennende Veſuv, die phlegräiſchen Felder, der Avernusſee gehörten, theils durch eine ungemeine Fruchtbarkeit an Getreide, Oel, Wein u. ſ. w., einen beſondern Reiz für die vornehmen Römer hatte, ſo daß ſie die herrlichſten Landhäuſer daſelbſt erbauten, auf welchen ſie einen Theil des Jahres zuzubringen pflegten. Die berühmteſten Bäder, ungeheure Dämme, welche ins Meer hineingebaut und mit prächtigen Paläſten beſetzt wurden — vermehrten die Genüſſe, und zeigten zugleich von der um ſich greifenden Verſchwendungsſucht der Römer. Cumä, Puteoli, Neapel, Herculanum, Pompeji, Capreä, Salernum, endlich Capua, die Hauptſtadt Campaniens — lauter Namen, an welche die wichtigſten Erinnerungen geknüpft ſind. Die appiſche und lateiniſche Straße führten in das Innere dieſer Landſchaft, welche den reizendſten, verführeriſchſten Aufenthalt darbot. Auch jetzt noch iſt Campania, oder Terra di Lavoro, die ſchönſte und fruchtbarſte Gegend von ganz Italien.

Campe (Joachim Heinrich) dieſer als philoſophiſcher, beſonders aber als pädagogiſcher Schriftſteller und Sprachforſcher ſo be-

rühmte Deutſche, wurde 1746 zu Deenſen, einem Dorfe im Fürſtenthume Braunſchweig-Wolfenbüttel, geboren. Seine frühere Bildung erhielt er auf der Schule zu Holzminden, und ſtudirte dann auf der Univerſität Halle Theologie. 1773 ward er Feldprediger bei dem Regimente des damaligen Prinzen von Preußen zu Potsdam, aber ſein Herz, das ſo warm für Menſchenwohl ſchlug, und durch den Anblick des menſchlichen Elends tief erſchüttert werden mußte, lenkte ſeine Neigung auf die Erziehung hin, wo er hoffen konnte, durch eine beſſere Bildung jugendlicher Seelen die Hauptquelle des menſchlichen Elends zu verſtopfen. Seine Abſicht wurde ſehr befördert, als er 1777 fürſtlich anhalt-deſſauiſcher Educationsrath, und nach Baſedow's Abgange Director des Philantropins zu Deſſau wurde. Er zog ſich jedoch von dieſem Poſten bald wieder zurück und legte eine Privaterziehungsanſtalt zu Hamburg an. Wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit und abnehmenden Geiſtesmunterkeit überließ er 1783 dieſes Inſtitut dem Profeſſor Trapp, und privatiſirte zu Trittow, einem Dorfe unweit Hamburg. 1787 ward er herzoglich braunſchweigiſcher Schulrath und Canonicus des St. Cyriakſtifts zu Braunſchweig, und zugleich Vorſteher einer Buchhandlung, die unter der Firma der braunſchweigiſchen Schulbuchhandlung bekannt iſt, und vorzüglich durch den Verlag ſeiner eigenen Schriften ſich zu einer der angeſehenſten in Deutſchland emporſchwang. Späterhin übergab er dieſelbe ſeinem Schwiegerſohn, dem Buchhändler Friedrich Vieweg. Seit 1805 iſt er Dechant des Stifts St. Cyriak, und lebte die letztern Jahre, da Altersſchwäche ſeinen Geiſt gelähmt hatte, geſchäftslos in ſeinem Garten vor Braunſchweig. Im J. 1809 ertheilte ihm die theologiſche Facultät zu Helmſtädt das Diplom eines Doctors der Gottesgelehrſamkeit. Die Zahl ſeiner Schriften iſt überaus groß; in ſeinen philoſophiſchen und pädagogiſchen Werken erſcheint er ſtets als ein Mann von dem menſchenfreundlichſten Herzen und edelſten Gemeinſinne, aus allen leuchten edle, patriotiſche Zwecke hervor. Er will mehr unterrichten, als ergötzen, mehr durch Verbreitung guter Grundſätze beſſern, als durch Witz beluſtigen, lieber ſeinen Mitmenſchen Wahrheiten ans Herz legen, die zur Tugend und Glückſeligkeit führen, als eine blos glänzende Rolle vor ihnen ſpielen. Beſſerung der Sitten und Bereicherung des Geiſtes, eine Umwandlung unſers geſammten Erziehungsweſens, und die daraus folgende beſſere Bildung jugendlicher Seelen waren das Ziel ſeines aufgeklärten und thätigen Strebens. Seine Verdienſte um das Erziehungsweſen ſind mit dem lauteſten Beifall anerkannt worden, wiewohl ſeine voreiligen Urtheile über das claſſiſche Alterthum, ſein Parteinehmen für den Philanthropismus, und die damit zuſammenhängende hyperpractiſche Tendenz zu tadeln ſind. Seine Erziehungsſchriften ſind die geleſenſten und geſchätzteſten. Sein Styl iſt rein und fließend, frei von den Künſten der Schule, lebhaft, ſanft. In der vertraulichen und rührenden Schreibart dient er zum Muſter. Vorzüglich beſitzt er eine ſeltene Gabe, ſich zu dem Faſſungsvermögen der Jugend, die er unterrichten will, herabzulaſſen, und ſelbſt abſtracte Gegenſtände zu verſinnlichen. Als Philoſoph verdient er Lob wegen ſeiner Klarheit und Popularität. Er weiß ſehr gut, von trocknen ſpeculativen Betrachtungen zu faßlicher Moral, vom weiſen Ernſte zu den leichten Spielen der Jugend überzugehen. Sein Herz wird immer gleich erwärmt. Obſchon ſeine Bemühungen um „die Reinigung und Bereicheruug der deutſchen Sprache" oft die Geſtalt des Sonderbaren angenommen ha-

ben, ſo hat er doch auch hierin ſich ein bleibendes Verdienſt erworben. Da ſeine Schriften ſo mannichfaltig und zahlreich ſind, ſo iſt es hier nicht wohl möglich, ſie alle der Reihe nach aufzuführen, indeſſen dürfen auch einige Notizen der merkwürdigſten und bekannteſten nicht gänzlich fehlen. Seine Jugendſchriften hat er in 30 Bändchen vereinigt unter dem Titel: „Sämmtliche Kinder- und Jugendſchriften von Joachim Heinrich Campe." Braunſchweig 1807. 12. (30 Bändchen, 19 Thlr. 4 Gr.) mit vielen Kupfern, herausgegeben. Unter dieſen iſt, wie Campe ſelbſt verſichert, ſein Leſebuch „Robinſon der jüngere" in alle europäiſche Sprachen von Cadix bis Petersburg, ſogar in die ruſſiſche und neugriechiſche überſetzt worden. Faſt eben ſo verbreitet und vielfach überſetzt iſt Campe's Theophron, oder der erfahrene Rathgeber für die unerfahrene Jugend. Ein ausgezeichnetes Verdienſt um unſere Sprache erwarb ſich Campe durch die Unternehmung eines deutſchen Wörterbuchs, welches er von Theodor Bernd ausarbeiten ließ, und welches in 5 Quartbänden einen faſt drei Mal größern Schatz von Wörtern enthält, als das Adelungiſche. Dieſes ſchätzbare Werk erwartet noch Erweiterungen von Vater. — Campe befand ſich 1789 in Paris, und wurde damals ein enthuſiaſtiſcher Lobredner der franzöſiſchen Revolution. Seine aus Paris geſchriebenen Briefe erſchienen zuerſt im braunſchweigiſchen Journale, und erregten viele Aufmerkſamkeit. Sie kamen nachher geſammelt heraus. Campe wurde dieſer Briefe wegen häufig mit Ernſt und Spott angegriffen, und in der That ſind ſie ſehr freimüthig und kühn, mit Beredſamkeit, Wärme und Mahlerei geſchrieben, enthalten aber freilich auch Uebertreibungen, die ſich nur mit dem damaligen, faſt allgemeinen Enthuſiasmus für die Revolution bei einem ſonſt ſo ruhigen Denker wie Campe erklären laſſen. Er ſtarb den 22. Oct. 1818, 72 Jahre alt. Sein letzter Wille war, die erſparten Koſten einer herkömmlichen Beſtattung an die Armen zu vertheilen; eben ſo trug er ſeinem Schwiegerſohn Vieweg auf, 2000 Exempl. ſeines Robinſons und ſeines Theophrons, als Geſchenk für unbemittelte Kinder, zu drucken.

Campeche, 1. ein Theil des mexicaniſchen Meerbuſens, bisher Spanien gehörig, an deſſen Küſten das berühmte Campecheholz wächſt, das zum Violettfärben, ſeit einiger Zeit auch gegen die Ruhr gebraucht wird; 2. eine wohlgebaute Stadt nebſt einem Hafen in der Halbinſel Jucatan, in Neu-Spanien in Nordamerika.

Campbell I. (Thomas), ein berühmter engliſcher Dichter, geb. 1777 zu Glasgow, wo er auch ſeine Studien begann. Von dieſer Univerſität zog er nach Edinburg, und gab ſchon 1799 hier ſein erſtes Gedicht in 2 Geſängen „die Freuden der Hoffnung" heraus, welches die größten Erwartungen von ihm erregte, ſeine claſſiſche Bildung beurkundete, und ſelbſt feſtere philoſophiſche und politiſche Anſichten in ihm bewährte. Durch einige Artikel in mehrern Journalen, welche für Lord Grenville eifrig ſprechen, erwarb er ſich deſſen Gunſt und eine Penſion, die er noch jetzt genießt. 1800 machte er eine Reiſe nach Deutſchland, kehrte 1803 zurück, verheirathete ſich und ließ ſich in Sydenham nieder. 1808 erſchien von ihm, aber ohne Namen: Annalen von Großbritannien von der Thronbeſteigung Georgs III. bis zum Frieden von Amiens. 3 Bände. 8. — 1809 erſchien wieder von ihm: Gertrude von Wyoming, eine Penſylvaniſche Geſchichte, mit einem Anhang andrer Gedichte, worunter ſich die Schlachten im Baltiſchen Meere, von Lochiel und Hohenlin-

den und ein Ruf an die brittiſchen Seeleute auszeichnen, und im Munde des Volks fortleben. — Finden ſich hierin auch weniger auffallend glänzende Züge, ſo entfalten ſich dagegen ganz eigne Reize in Beſchreibungen aus dem Gebiete ſüßer und zarter Gefühle, und in Contraſten der Züge aus dem goldenen Zeitalter mit dem trübſeligen Zuſtand unſrer Zeit. So ſehr ihm auch erhabne und pathetiſche Schilderungen gelingen, ſo geräth er darin doch oft durch eine geſuchte Energie und Kürze ins Dunkle. Von allen engliſchen Dichtern ſcheint er am meiſten mit Spencer und Thomſon verwandt zu ſein. — II. Campbell, Fregatten-Capitän, erhielt allein dadurch in der Geſchichte einen Namen, daß er 1815, vor der Inſel Elba ſtationirt, den Kaiſer Napoleon nach Frankreich entwiſchen ließ, wodurch von neuem ganz Europa in Krieg verwickelt ward. Er wurde auch deßfalls angeklagt, aber durch Lord Caſtlereagh's Bemühungen freigeſprochen. Das Dunkel, welches über dieſer ganzen Geſchichte herrſcht, muß erſt die Zukunft aufklären.

Camper (Peter), geboren zu Leyden den 11. Mai 1722, geſtorben zu Haag den 7. April 1789, war unſtreitig einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Aerzte und Anatomen des verfloſſenen Jahrhunderts. Doch kennt man ihn erſt von Einer Seite, wenn man nur ſeine Verdienſte um Anatomie, Chirurgie, Entbindungskunſt und gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft kennt, auch für die Kenntniß des Schönen hat er nicht Unbedeutendes geleiſtet, wofür er den Sinn theils in ſeinem Vaterlande, theils auf ſeinen Reiſen vielſeitig ausgebildet hatte. Er zeichnete ſelbſt ungemein fertig mit der Feder, mahlte in Oel, boſſirte, und verſtand den Bildhauermeißel zu führen. Dieß Alles aber geſchah von ihm mit wirklicher Kunſteinſicht. Der genau und ſcharf beobachtende Anatom mußte nothwendig Einfluß auf den Mann haben, den Neigung und Talent zur Beſchäftigung mit der ſchönen Kunſt hinzog: welchen Gewinn aber durfte ſich vornehmlich die Theorie der bildenden Kunſt von der Vereinigung dieſer beiden Beſchäftigungen in einem ſolchen Manne verſprechen! Nicht unbefriedigt ſind dieſe Erwartungen geblieben. Schon die Aufſtellung ſeiner Geſichtslinie iſt nicht unwichtig. Der Grund nämlich, worauf ſich der Unterſchied der Nationen gründet, beſteht nach Camper in einer geraden, durch die Höhlen des Ohrs bis auf den Boden der Naſe gezogenen, und einer andern geraden Linie, welche die Hervorragung des Stirnbeins oberhalb der Naſe berührt, und bis auf den am meiſten hervorragenden Theil des Kinnbackenknochens gezogen wird, wobei man die Köpfe in Profil betrachtet. In dem Winkel nun, den dieſe beiden Linien beſchreiben, beſtehe nicht allein der Unterſchied der Thiere, ſondern auch der verſchiedenen Nationen, und man würde ſagen können, die Natur habe ſich gleichſam dieſer Winkel bedient, um alle Verſchiedenheiten der Thiere zu beſtimmen, und ſie gleichſam ſtufenweiſe bis zum Schönen, der ſchönſten Menſchenbildung hinaufſteigen zu laſſen. Die Vögel beſchreiben die kleinſten Winkel, und dieſe Winkel werden größer, je nachdem ein Thier ſich mehr der menſchlichen Geſtalt annähert, wie aus den Affenköpfen erhellt, von denen einige Arten einen Winkel von 42 Grad, die dem Menſchen ähnlichſten aber einen Winkel von 50 Graden beſchreiben. Der Kopf eines africaniſchen Mohren, ſo wie der eines Kalmüken, bildet einen Winkel von 70, der eines Europäers von 80 Graden. („Kl. Schrift. die Arzneik. und Naturgeſch. betr." I. 15. Schade, daß die Abhandlung nicht vollendet iſt, und die zwei Kupfertafeln fehlen.) Wenn man bedenkt, daß die Griechen

ihr Ideal von 90 zu 100 Graden verſchönert haben, und daß, was über dieſe Linie fällt, ein Ungeheuer wird; ſo wird man jene feine Bemerkung des vergleichenden Anatomen für die bildende Kunſt eben ſo wichtig finden, als ſie es, zumal nach Blumenbachs und Herders Zuſätzen, für die Naturgeſchichte iſt, welche Camper übrigens auch durch ſeine Affenzergliederungen bereichert hat. Seine Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, worin er darthut, daß dem menſchenähnlichſten Affen die Rede durch einige Seitenſäcke, welche die Natur an ſeine Luftröhre hing, gleichſam abſichtlich verſagt ſei, beſeitigte die meiſten der bis dahin über menſchliche Beſtimmung gehegten, nicht unerheblichen Zweifel. Man ſieht ſchon aus jener Aufſtellung der Geſichtslinie, daß Camper auf Schönheit der Formen ein vorzügliches Augenmerk müſſe gerichtet haben. Merkwürdig iſt hierüber eine eigene Abhandlung von ihm, die er in der Zeichenſchule zu Amſterdam 1790 vorlas. Er erklärte ſich gegen die Meinung derer, welche behaupten, es gebe in der Natur eine ewige, unveränderliche Schönheit der Formen, und alle vernünftigen Weſen beſäßen eine angeborne Empfänglichkeit für dieſelbe. Dagegen ſucht er zu erweiſen, daß die Natur in der Bildung der Körper, vorzüglich der thieriſchen, nichts anderes bezweckte, als bloß die Nützlichkeit der conſtitutiven Theile, keineswegs aber feſte Verhältniſſe: daß folglich an den Formen der Thiere keine unveränderliche, ewige, durch Regeln beſtimmbare Schönheit haften könne. Wer jemals über das Weſen der bildenden Kunſt ernſtlich nachgedacht hat, der weiß, wie wichtig eine Unterſuchung hierüber iſt, in welche wir jedoch hier nicht tiefer eindringen können. Bedeutend für die Theorie der bildenden Kunſt iſt auch ſeine Schrift über Verbindung der Anatomie mit den zeichnenden Künſten, welche man am beſten in der engliſchen Ueberſetzung von Cogan zur Hand nimmt, durch deſſen Zuſätze und Veränderungen dies wichtige Werk noch ſehr gewonnen hat. Es enthält eine Unterſuchung über die natürliche Verſchiedenheit der Geſichter, bei Perſonen aus verſchiedenen Ländern und Lebensperioden, über die Schönheit in der alten Schnitzbildnerei, nebſt einer neuen Methode, Köpfe, natürliche Geſtalten und Bildniſſe einzelner Perſonen richtig zu ſkizziren. So vielfache Verdienſte, als Camper hatte (er ſchrieb zudem in vier Sprachen, und erhielt bei verſchiedenen Akademien zehn Mal den Preis), blieben nicht ohne Anerkennung. Nachdem er ſeine Studien zu Leyden abſolvirt hatte und auf Reiſen gegangen war, erhielt er zu Genf den Ruf zum Profeſſor der Philoſophie, Medicin und Chirurgie in Franeker. Nach einigen Jahren lehrte er dieſelben Wiſſenſchaften zu Amſterdam, dann zu Gröningen. Hierauf privatiſirte er zu Franeker, erhielt ſeit 1787 Sitz im Staatsrath, und zog deshalb nach dem Haag, wo er ſtarb. In der Peterskirche zu Leyden ſteht ſein einfaches Denkmahl aus Marmor.

**Campetti**, ſ. Wünſchelruthe.

**Campher**, eine vegetabiliſche Subſtanz, welche ſich in vielen Pflanzen, namentlich in mehreren Arten Lorbeerbäume, findet, für den Handel aber hauptſächlich aus zwei Baumarten gezogen wird. Die erſte iſt der Laurus camphora, der in China und Japan ſehr häufig wächſt, von welchem man ihn gewinnt, indem man die Wurzeln und Zweige in kleine Stücke ſchneidet und ſie mit Waſſer in einem eiſernen kolbenförmigen Topf mit irdnem Deckel, der inwendig mit Reißſtroh belegt iſt, kocht, wo alsdann der Campher ſich verflüchtigt und in kleinen Körnern an das Stroh anſetzt. — Das andere Gewächs, wel-

ches den Campher liefert, iſt ein Baum, der auf Sumatra, Borneo und um Malakka wächſt. Er iſt den Botanikern noch nicht bekannt; man nennt ihn Kapour = Barros. Nach Garcias ab Horta iſt Barros ein Ort bei Malakka, wo er häufig wächſt. Der Campher findet ſich völlig ausgebildet und abgeſondert in den Vertiefungen zwiſchen dem Holz und der Rinde. Er wird von den Morgenländern der andern Art vorgezogen. Aller Campher, der nach Europa gebracht wird, kommt aus China und Japan. Sonſt reinigte man ihn in Venedig, gegenwärtig aber auch in Holland, England, Berlin u. ſ. w. Gereinigt iſt der Campher eine feſte, weiße, durchſichtige Maſſe, welche im Waſſer ſchwimmt, ſich in ſechsſeitigen Pyramiden cryſtalliſirt, einen durchdringenden und unangenehmen Geruch hat. In der Medicin iſt er von vielfachem Gebrauche.

Campidoglio, Capitol (ſ. d. Art.)

Campiſtron (Jean = Galbert de) war zu Toulouſe gegen das Jahr 1656 geboren, und wurde 17 Jahre alt von ſeinen Aeltern nach Paris geſchickt. Er fühlte Neigung zur Poeſie, erhielt von Racine Anweiſung, und gab ſeine Tragödie, Virginie, welche ausnehmend gefiel, kurz darauf den Arminius, deſſen Erfolg noch glänzender war, dann Andronicus, welcher mit verändertem Namen die Geſchichte des Don Carlos enthält, und nach dieſem Alcibiades, mit immer ſteigendem Beifall. Für den Herzog von Vendôme ſchrieb er die Oper Acis et Galathée, die allgemein gefiel; ein entgegengeſetztes Schickſal aber hatten ſeine beiden Opern Achille und Alcide. Campiſtron kehrte hierauf wieder zum Theatre françois zurück. Sein Phocion ward kalt aufgenommen; ſein Phraates dagegen mit unmäßigem Beifall. Das Stück iſt übrigens, ſo wie die Tragödie Aetius, verloren gegangen. Adrian hatte wenig Erfolg, aber Tiridates hielt ſich lange mit Glück auf der Bühne. Auch im Luſtſpiel fand Campiſtron mit dem Jaloux désabusé ungetheilten Beifall. Der Herzog von Vendôme ernannte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber. Er befand ſich oft an der Seite des Fürſten mitten in den Schlachten. Auf dem Schlachtfelde von Luzzara belohnte der König von Spanien ſeinen Muth durch Ertheilung des St. Jacobsordens und der Commanderie von Ximenes. Der Herzog von Mantua gab ihm das Marquiſat von Penango in Montferrat. Nach dreißigjährigen Dienſten nahm er ſeinen Abſchied beim Herzog und ſtarb zu Toulouſe den 11. Mai 1723, 67 Jahre alt. La Harpe ſagt von ihm: „Man hat die Weisheit ſeiner Plane geprieſen; ſie ſind allerdings verſtändig; aber man hat nicht daran gedacht, daß ſie eben ſo ſchwach angelegt als ausgeführt ſind. Campiſtron beſaß in keiner Rückſicht Kraft, kein ausgezeichneter Charakter, keine ergreifende Situation, keine gründliche Scene, kein energiſcher Vers. Er ſucht unabläſſig Racine nachzuahmen, aber er thut es wie ein Lehrling, der das Gemählde eines Meiſters vor ſich hat und mit furchtſamer und unbeſtimmter Hand lebloſe Figuren hinmahlt. In der Verſification ſteht er noch eine Stufe unter Pradon; ſie iſt nicht gerade lächerlich, aber meiſt eine ziemlich leicht gereimte gemeine Proſa.“ Seine Werke erlebten zwar zehn Auflagen; ſeine Stücke werden aber längſt nicht mehr gegeben.

Campo Formido, unrichtig Campo Formio, ein kleines Caſtell bei (oder vielmehr eine Vorſtadt von) Udine, in der venetianiſchen Delegation Friaul, merkwürdig durch den in der Nacht vom 17. auf den 18. Oct. 1797 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, und zwar

von Seiten Oeſterreichs von den Geſandten Cobenzl, Merveld, Degelmann und Marcheſe di Gallo, von Seiten Frankreichs vom General Buonaparte daſelbſt unterzeichneten Frieden. S. d. Art. Friedensſchlüſſe.

Campomanes (D. Petro Rodriguez, Graf von). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter, Director der von Philipp V. im Jahre 1738 geſtifteten königlichen Akademie und Großkreuz des Ordens Carls III., war in Aſturien zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren, und nützte ſeinem Vaterlande und verherrlichte es durch ſeine Talente und ſeine Gelehrſamkeit, durch ſeine erhabenen Anſichten von Staatsverwaltung und Politik, während ſeine Schriften durch ganz Europa ſeinen Ruf verbreiteten und ihn unter die vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation ſtellten. Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Correſpondenten, ſo wie die philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia, auf Franklins Empfehlung, zu ihrem Mitgliede. Die ſpaniſchen Schriftſteller des 18. Jahrhunderts erheben wetteifernd ſeine Talente, ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Wohlthätigkeit. Campomanes ſtieg durch ſein eigenes Verdienſt. Er hatte ſich den Ruf des geſchickteſten und uneigennützigſten Rechtsgelehrten von ganz Spanien erworben, als Carl III. ihn 1765 zum Fiscal des königlichen und hohen Raths von Caſtilien ernannt, auf deſſen Befehl er unter andern ſeinen Discurso sobre el fomento de la industria popular (1774) und sobre la education popular de la Artisanos y su fomento (1775) herausgab, worin er Alles, was innere Polizei, Abgaben, Ackerbau, Manufacturen und Handel betrifft, erörtert und abhandelt. Den Grafen Aranda unterſtützte er bei dem ſchwierigen Unternehmen, die Jeſuiten aus Spanien zu vertreiben. Auch hatte er durch ein Memoire die Freigebung des Getreidehandels bewirkt. Er ſuchte das Gauner- und Bettlerweſen zu vernichten, indem er über die Zigeuner ſchrieb, und überhaupt Mittel an die Hand gab, wie man die Vagabunden und Müßiggänger nützlich gebrauchen könne. Bei dem Regierungsantritt Carls IV. im J. 1788 wurde Campomanes zum Präſidenten des Raths von Caſtilien und darauf zum Staatsminiſter ernannt. Zu dieſer Zeit führte er den Vorſitz unter den Cortes des Reichs, und ſein Anſehen ſchien auf unerſchütterlichen Grundfeſten zu ruhen; aber als der Graf Florida Bianca die Gunſt des Königs erwarb, wurde Campomanes aus dem Rathe entfernt und verlor alle ſeine Ämter. Er ertrug dieſe Ungnade mit Muth und Würde, und ſtarb in den erſten Jahren des 19. Jahrhunderts. Unter ſeinen zahlreichen Schriften, die meiſtens hiſtoriſchen und geographiſchen Inhalts ſind, befinden ſich zwei mit Caſiri gemeinſchaftlich aus dem Arabiſchen überſetzte Capitel des Ebn al Avam über den Ackerbau; alle ſind geſchätzt, aber die ſtaatsökonomiſchen am meiſten.

Canaan, ſ. Paläſtina.

Canada, ſ. Amerika und Nordamerika.

Canal, Pas de Calais, ſ. Calais.

Canäle ſind durch Kunſt hervorgebrachte Flüſſe. Faſt alle größeren und reicheren Staaten Europa's haben ſich die Anlegung von Canälen zu Beförderung der inneren Waſſercommunication angelegen ſein laſſen, da ſie für den Handel und Verkehr die entſchiedenſten Vortheile gewähren, und durch einen angemeſſenen Zoll das darauf verwendete Capital reichlich verintereſſiren. „Der Ruhm,"

ſagt Nemnich, „einen Plan von dem ausgebreitetſten Umfange und Nutzen zuerſt in Ausführung gebracht zu haben, gebührt dem Herzoge von Bridgewater. Sieben Meilen von Mancheſter beſaß er die reichſten Kohlenminen, welche ihm aber, wegen des beſchwerlichen Landtransports, von keinem Vortheil waren. Er faßte daher die Idee, von ſeinen Minen einen Canal nach Mancheſter zu leiten, wozu er 1758 vom Gouvernement Erlaubniß erhielt, und gleich darauf den Anfang machte. Dabei hatte er das Glück, die Ausführung ſeines Projects dem größten mechaniſchen Genie, das England je hervorgebracht hat, anvertrauen zu können. Dieß war Brindley; zwar ein Mann von ſehr verwahrloſter Erziehung und von Profeſſion ein Mühlenbauer, der weder ſchreiben noch leſen konnte, aber die verwickeltſten Plane und Berechnungen ohne Feder und Papier im Kopfe zu Stande brachte, und für die ſchwierigſten Fälle jedesmal die beſten und ſicherſten Mittel fand. Als der Canal bis dahin vollendet war, wo der Fluß Irwall für große Fahrzeuge ſchiffbar iſt, ließ ihn Brindley mittelſt eines Aquäducts 39 Fuß über die Oberfläche des Waſſers weiter leiten. Außer dieſem Aquäduct bewundert man ein anderes Meiſterſtück von Brindley, nämlich die Leitung des Canals unter einen Berg, faſt eine Meile bis zu den Kohlenminen. Kaum war der Canal von Morsley-Mill bis Mancheſter zu Stande, ſo extendirte der Herzog einen andern auf 29 Meilen, wodurch die Verbindung mit Liverpool bewirkt wurde. Brindley hatte den großen Plan, eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen London, Briſtol, Liverpool und Hull zu unternehmen, und andere Städte und Fabrikplätze durch Zweige mit jenen Haupthäfen in Communication zu ſetzen. Er erlebte zum Theil noch die Ausführung deſſelben. Denn im J. 1766 begann der Herzog die ſogenannte Grand Tunk Navigation, wodurch die Flüſſe Trent und Merſey, und mithin Liverpool und Hull in Verbindung kamen. Dieſer Canal iſt 99 engliſche Meilen lang und wurde 1777 vollendet. Gleich beim Anfange des Great Trunk leitete Brindley von dieſem Canal einen andern nach dem Fluſſe Severn, wodurch die Schifffahrt zwiſchen Briſtol, Hull und Liverpool glücklich erreicht wurde. Dieſer Zweig iſt 46 engliſche Meilen lang und wurde 1772 fertig. In demſelben Jahre ſtarb Brindley. Verſchiedene Haupt- und viele Nebencanäle wurden in der Folge zu Stande gebracht. Bis 1802 zählte man 2896½ engliſche Meilen Länge von Canälen durchſchnitten, welche über 13 Millionen Pf. St. gekoſtet hatten. In dieſer Angabe ſind 43 Canäle als Privateigenthum, wohin auch der von Bridgewater und andere große Canäle gehören, nicht mit begriffen. Der Grand Junction-Canal iſt erſt im Dec. 1805 vollendet worden. Er vereinigt viele Canäle der Centralprovinzen, und bildet von da eine Communication zwiſchen der Themſe, Severn, Merſey und Trent.“ Ein andrer, ſehr wichtiger Canal iſt der Caledoniſche, welcher die weſtlichen und öſtlichen Küſten von Schottland verbindet. Er fängt in dem Murray-Firth bei Inverneß an, geht durch den Loch-Neß, dann durch den Loch Loch nördlich von dem berühmten Ben-Nevis, bei dem Fort William in das Loch-Eil und das Loch-Linné. Der Nutzen einer ſolchen Verbindung leuchtet in die Augen, wenn man beſonders die gefährliche Schifffahrt durch, oder um die Orkneys und ſhetländiſchen Inſeln, ſo wie um die Hebriden herum, betrachtet. Trotz aller Wachſamkeit der Küſtenaufſeher, trotz aller Leuchtthürme iſt dennoch dieſe Fahrt in den langen Winternächten höchſt gefährlich. Dieſe wird nun völ-

lig vermieden, indem Augenzeugen verſichern, daß, wenn der Canal erſt fertig ſein wird, große Kauffahrteiſchiffe durch alle Schleuſen und ſelbſt durch die Seen durchgehen werden, ohne nur einen Stoß zu empfinden. Kürzlich hat man eine Dampfmaſchine eingerichtet, zum Ziehen der Schiffe, welche wenigſtens in der weſtlichen Hälfte des Canals ſchon ſehr gute Dienſte thut. Die Länge des letzten beträgt ungefähr 13 deutſche Meilen, wovon aber nur ungefähr 5 Meilen gegraben zu werden brauchten; die übrigen acht nimmt die Länge der Seen oder der Lochs ein. Es ſind im Ganzen 8 Hauptſchleuſen, und die Koſten haben ſich bis jetzt auf 800,000 Pfund belaufen. Man ſieht indeſſen noch ſo großen Schwierigkeiten bei der völlig zweckmäßigen Einrichtung dieſes Werks entgegen, daß man ſchwerlich vor dem Jahre 1820 dieſen Canal als vollſtändig fertig betrachten kann. — Nächſt England hat Frankreich die bedeutendſten Canäle aufzuweiſen. Der Canal du Midi, Südcanal, ſonſt Canal von Languedoc, auch der königliche Canal, ward nach Andréoſſy's Plan durch Riquet von 1666 bis 1681 mit einem Koſtenaufwand von 17½ Mill. Livr. (die jetzt vielleicht das Dreifache ausmachen würden) angelegt, geht vom Hafen Cette am mittelländiſchen Meere bis nach Toulouſe, wo er ſich mit der Garonne verbindet, ſo daß auf ihm Schiffe in 11 Tagen aus dem Ocean in das mittelländiſche Meer kommen. Er iſt 45 franzöſiſche Meilen lang, oben 60 Fuß, unten 32 breit und wenigſtens ſechs Fuß tief; die darauf fahrenden Barken gehen nicht fünf Fuß Waſſer, wenn ſie auch 2000 Centner tragen. Längs den Ufern ſind Wege zum Ziehen, der eine neun, der andere ſechs Fuß breit. Der Canal hat 62 Schleuſen; er geht 85 Toiſen lang und 19 Fuß breit durch den Berg von Malpas, und führt, mittelſt 55 mit Einfaſſungen an der Seite zu Waſſerleitungen eingerichteter Brücken, über verſchiedene Flüſſe hinweg. Außerdem gehen 29 Brücken für Landſtraßen über denſelben. Sein Waſſer erhält er aus einem großen, zu St. Ferrol zwiſchen zwei Bergen und einer 36 Toiſen dicken Mauer angelegten Baſſin, 1200 Toiſen lang, 300 breit und 20 tief, welches bei ſeiner vollſtändigen Füllung gegen eine Million Cubik-Toiſen Waſſer enthält, und aus welchem man durch drei große kupferne Hähne das nöthige Waſſer ziehen muß. Die Unterhaltung koſtet jährlich 300,000 Franken, und der reine Ertrag beläuft ſich eben ſo hoch. Unter Ludwig XVI. wurde der Canal des Mittelpuncts 1782 angefangen und 1791 beendigt. Er nimmt ſeinen Anfang bei Digoin und mündet in die Saone bei Chalons. Er hat 81 Schleuſen und dient dem Handel der mittäglichen Provinzen mit der Hauptſtadt durch die Rhone, Saone, Loire, den Canal von Briare und die Seine. — Der Canal von St. Quentin, den bereits 1724 eine Geſellſchaft begann, ward erſt 1809 vollendet. Er iſt ſechs Meilen lang, fängt bei der Stadt le Chatelet, unweit des Urſprungs der Schelde an, iſt auf dem offenen Profil 24 Fuß breit, ſteigt von St. Quentin bis Tronquoy 40 Fuß durch ſechs Schleuſen, und fällt von Macquincourt bis Cambray 130 Fuß durch 18 Schleuſen. Er wird durch die Quellen der Schelde geſpeiſet, und iſt an zwei Stellen unter der Erde durchgeführt, bei Tronquoy 700, und bei Bellicourt 4,100 Toiſen. Durch ihn, die Oiſe, Seine und den Canal von Briare iſt eine Verbindung der Nordſee und der Straße von Calais mit dem mittelländiſchen Meere eröffnet worden. Viel iſt in der neueſten Zeit für die Waſſerverbindungen in Frankreich geſchehen. Wir nennen aus dieſer Periode den Canal von Jemappes, von

Sedan, von Burgund, von Arles, von Beaucaire, von Carcaſſonne, des Ourcq, der Salzwerke, der Haiden, die Canäle in der ſonſtigen Bretagne, den Canal der Ille und Rance, den Canal der Blavet, den Canal von Nantes nach Breſt und den ehemaligen Napoleonscanal, welche zum Theil noch unbeendigt ſind. — Holſtein beſitzt einen berühmten Canal, der die Oſt- und Nordſee vereinigt. Er wurde von 1777 bis 1784 ausgeführt und koſtete 2½ Millionen Thaler. Er iſt 4⅝ Meilen lang, auf der Oberfläche 100 Fuß breit, 10 Fuß tief und hat ſechs Schleuſen. — Preußen hat den Bromberg'ſchen, den Finow-, den Friedrich Wilhelmscanal u. a., die jedoch an Kunſt und Aufwand mit den genannten nicht zu vergleichen ſind. — In Rußland bemerken wir den Ladogaiſchen Canal, welchen Peter der Große wegen der gefährlichen Schifffahrt auf dem Ladogaſee ziehen ließ. Er geht von Schlüſſelburg bis Neuladoga in den Fluß Wolchow, iſt 15 deutſche Meilen lang, 17 Schuh breit und hat 32 Schleuſen. Vollendet ward er im J. 1732. Da die Wolchow mit der Wolga vereinigt worden iſt, ſo hängt durch ihn die Oſtſee mit dem caspiſchen Meere zuſammen. — Ueber die Canäle in Aragonien ſ. d. Art. Aragon. Andere wichtige Canäle, z. B. der von Trollhätta, werden unter ihren Rubriken aufgeführt. Vergl. auch d. Art. Waſſerſtraßen.

Canarienſect iſt ein weißer, ſüßer, angenehmer und ſtarker Wein, der von den canariſchen Inſeln nach Europa kommt. Der von Teneriffa iſt der beſte. Man unterſcheidet drei Sorten: Malvaſier, Canarienſect, Palmenſect.

Canariſche Inſeln, eine Gruppe von 20 Eilanden (151 Q. M. mit 174,000 Einw.), an der weſtlichen Küſte von Afrika, ungefähr 18 Meilen vom Lande entfernt. Canaria, Teneriffa, Ferro, Palma, Fortaventura, Lancerota und Gomera ſind die Namen der wichtigſten. Vom 29. bis jenſeits des 28. Grades nördl. Br. erſtrecken ſie ſich von Oſten nach Weſten, ſind vulkaniſchen Urſprungs und haben ein ſo herrliches Clima und einen ſo fruchtbaren Boden, daß der Name der glücklichen Inſeln, der ihnen von den Alten beigelegt wurde, wohl gerechtfertigt werden kann. Von ihrer älteren Geſchichte wiſſen wir nur, daß Juba II., König beider Mauritanien, ſie zuerſt genauer beſchrieben. Von Julius Cäſar im Triumphe aufgeführt, ward er in allen Künſten und Wiſſenſchaften der Römer unterrichtet, und bildete ſich zu einem der gelehrteſten Fürſten. Seine Beſchreibung dieſer Inſeln hatte Plinius vor Augen. Juba nannte die eigentlichen Canarien fortunatas, Madera hingegen und Puertoſanto purpureas. Die Inſel Ferro kommt bei ihm unter dem Namen Ombrios vor, und er erzählt intereſſante Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte jener Eilande. Der Verluſt dieſer Schrift des mauritaniſchen Königs iſt um ſo mehr zu bedauern, da wir gewiß hoffen könnten, Nachrichten von jener alten räthſelhaften Völkerſchaft darin zu finden, welche ehedem dieſe Inſeln bewohnte. Dieſe Völker verſtanden die Kunſt, die Leichen einzubalſamiren, und näheten ſie dann in Ziegenhäute, worauf ſie in Särge, aus Einem Stück Holz gemacht, gelegt, und in Grotten beigeſetzt wurden. Dieſe Mumien werden noch heut zu Tage gefunden. Sie riechen angenehm, aber wenn man ſie aus ihren Ziegenhäuten herausnimmt, zerfallen ſie in Staub. Die Spanier erzählen wunderbare Dinge von der Cultur dieſer Völker, Guanches genannt, von ihrer Achtung des weiblichen Geſchlechts, von ihren reinen Sitten und von ihrer ariſtokratiſchen

Verfaſſung. Die Sprache dieſer Völker ſtimmte zwar einigermaßen mit der überein, welche die Völker des benachbarten feſten Landes reden: indeſſen wiſſen wir zu wenig von ihr, als daß man darüber urtheilen könnte. Von 1316 — 1334 entdeckten und eroberten die Spanier, von den Mauren gedrängt, dieſe Inſeln, und man findet ſie ſchon in der alten Landcharte, die Andreas Bianco in Venedig 1436 verfertigte, genau angegeben. Indeſſen ſcheinen die Spanier dieſe Beſitzungen nicht geachtet zu haben; denn der berühmte Infant von Portugal, Heinrich Navigator, ließ ſie im J. 1456 in Beſitz nehmen, und verfolgte von da aus die Entdeckungen bis nach der Küſte von Guinea. Allein im J. 1478 unternahmen die Spanier aufs neue die Eroberung der Canarien, und vollendeten ſie am Ende des 15. Jahrhund., indem ſie die urſprünglichen Einwohner unterjochten und in der Folge ganz vertilgten. Jetzt ſind dieſe Inſeln faſt von lauter Spaniern und nur wenigen Portugieſen bevölkert. Teneriffa als die größte (73 Q. M.) hat 70,000, Canaria 50,000, Palma 22,600, die übrigen haben weit weniger Einwohner. Teneriffa iſt beſonders ausgezeichnet durch einen 13,278 Fuß hohen Vulcan, den man den Pic nennt. Er iſt wegen ſeiner Steilheit, und weil die Spitze ganz mit Bimſtein und vulcaniſcher Aſche bedeckt iſt, äußerſt ſchwer zu beſteigen. Rings um den Crater, der genau auf der Spitze ſich befindet, iſt ein ſo ſchmaler kreisförmiger Wall von Lava, daß man kaum Platz zum Sitzen hat. Natürlich ſieht man von der Spitze dieſes Coloſſes die Inſel, die ſeine Grundlage iſt, mit allen ihren lieblichen Landſchaften auf das deutlichſte zu ſeinen Füßen, weil die Luft in jenen Breiten viel durchſichtiger iſt, als bei uns. Man ſieht aber auch die übrigen Inſeln, das Meer in unermeßlicher Ferne, und ſelbſt die Küſten Afrika's, mit ihren unendlichen Waldungen und jenſeits derſelben die Spuren der traurigen Sandwüſten. Die Hauptſtadt von Teneriffa, Santa Cruz, mit 8000 Einw., iſt der Sitz des Gouverneurs, und hat auf der öſtlichen Seite der Inſel einen trefflichen Hafen, worin die engliſchen Schiffe anlegen, um Lebensmittel und friſches Waſſer einzunehmen; doch muß man jene, wegen Unfruchtbarkeit des Bodens, größtentheils aus Canaria holen. Eine andere Stadt, Laguna, iſt volkreicher und weit ſchöner gelegen, als Santa Cruz. Canaria iſt wenig unterſucht, jedoch fruchtbarer als Teneriffa. Die Hauptſtadt, Palmenſtadt, hat 9000 Einw. und iſt der Sitz der oberſten geiſtlichen Behörden der Inſeln. Das vorzüglichſte Erzeugniß dieſer Eilande iſt Wein; man rechnet, daß jährlich ungefähr 40,000 Ohm ausgeführt werden, meiſtens nach Amerika und England. Auch Weingeiſt, rohe Seide, Soda und Früchte werden ausgeführt. Der Betrag der Ausfuhr beläuft ſich auf 242,000 Piaſter. Sie ſind das Vaterland der

**Canarienvögel**, zum Finkengeſchlechte gehörend, urſprünglich mit weißlich gelbem Gefieder und grünlichem Schwanz- u. Schwungfedern, welche Farbe durch Vermiſchung mit Stieglitzen, Hänflingen und Zeiſigen aber viele Abänderungen leidet (fringilla canaria L.). Dieſe Vögel ſind erſt ſeit dem 15. Jahrhundert in Europa bekannt. Jetzt werden ſie in Menge aus Tyrol, dem Schwarzwalde u. ſ. w. durch eigene Träger nach England, Rußland und insbeſondere nach Conſtantinopel gebracht.

**Canaſter**, ſ. Tabak.

**Candia**, ſ. Creta.

Candidat, wörtlich ein Weißgekleideter, weil bei den Römern diejenigen, die ſich um ein Amt bewarben, in glänzend weißer Kleidung erſchienen. Außerdem trugen die Candidati der Römer keine Tunica oder Unterkleid, entweder zum Zeichen der Demuth, oder um ihre auf der Bruſt empfangenen Wunden vorzeigen zu können. Die Zeit dieſer Bewerbung dauerte zwei Jahre. Jetzt nennt man in der proteſtantiſchen Kirche Candidat einen Theologen, welcher ſeine Studien auf der Univerſität beendet, durch eine Prüfung die Befugniß zu predigen, und die Anwartſchaft auf eine Pfarre erhalten hat.

Candirte Sachen heißen mit geläutertem und abgeklärtem Zucker überzogene Früchte, Blüthen, Gewürze, Wurzeln u. ſ. w. In Italien und dem ſüdlichen Frankreich ſind ſie ein Gegenſtand des größern Handels und der Ausfuhr. In Genua ſind z. B. die daſelbſt candirten Citronate, kleinen grünen Pomeranzen u. ſ. w. wegen ihrer Vortrefflichkeit berühmt. In Frankreich liefern Montpellier, Tours und Nancy die ſchönſten candirten Früchte. — Candis iſt der bekannte Zucker in großen Cryſtallen, welcher in ſcharfcandigen Stücken bricht. Man läßt, um ihn zu erhalten, den Zuckerſaft in kupfernen Gefäßen an Zwirnsfäden cryſtalliſiren. An dieſen Fäden bilden ſich die feinſten Cryſtalle, die gröbern ſchießen an den Seiten und an dem Boden der Gefäße an.

Canitz (Friedr. Rudolph, Freiherr von), geb. zu Berlin 1654, verdient als deutſcher Dichter und als Herſteller eines richtigen Geſchmacks eine dankbare Erwähnung. Er genoß in ſeinem Vaterlande und zu Leyden den beſten Unterricht. Als Geſchäftsmann wurde er in auswärtigen Angelegenheiten unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm und deſſen Nachfolger gebraucht, und erhielt die Stelle eines wirklichen geheimen Raths. Jene mit Reiſen verbundenen Geſchäfte, welche ihn mit dem Auslande bekannt machten, hatten einen nicht zu verkennenden Einfluß auf ſeine Bildung und ſeinen Geſchmack; er lernte dadurch die vorzüglichſten Gelehrten, die beſten Dichter kennen, erhielt zugleich in dem beſtändigen Umgange mit Perſonen aus allen Ständen eine gewiſſe Geſchmeidigkeit und Feinheit der Beurtheilungskraft, und ſo brachte er es bei ſeinen vorzüglichen Talenten auch zu einem bedeutenden Grade in der Dichtkunſt, obgleich er weder eine ſo reiche Einbildungskraft, noch einen ſo glänzenden Witz beſaß, als die Muſter, die er nachzubilden ſtrebte. Reinheit und Richtigkeit der Sprache und Harmonie, verbunden mit Leichtigkeit und Grazie im Versbau, ſind die Hauptverdienſte ſeiner Gedichte, unter welchen ohne Zweifel ſeine Satiren, für die er wohl hauptſächlich ſich Boileau zum Muſter wählte, den erſten Platz behaupten. Hier legt der Dichter eine Menge brauchbarer Erfahrungen und einen Schatz von Lebensweisheit nieder, wiewohl auch hier eine unſchmackhafte Weitſchweifigkeit im Styl den Inhalt verwäſſert. Er ſtarb 1699 in ſeinem 45. Jahre, und erſt nach ſeinem Tode kamen ſeine poetiſchen Arbeiten heraus.

Cannä, ein Flecken in Apulia Daunia in Italien, welcher durch den berühmten Sieg Hannibals über die Römer verewigt worden iſt. Schon zu Strabo's Zeiten lag er in Ruinen. Er liegt an den Ufern des Aufidus, jetzt Ofanto.

Cannibalen, Cannibaleninſeln, ſ. Caraiben.

Canneliren heißt in der Baukunſt aushöhlen oder auskehlen. — Cannelirt, gereift, mit Reifen verſehen, z. B. cannelirte Säulen. — Cannelirung, Hohlkehlung, ringenförmige Vertiefung.

**Canning** (Georg), einer der ausgezeichnetſten engl. Staatsmänner unſerer Zeit, britt. Staats- und Cabinetsminiſter für die oſtindiſchen Angelegenheiten und Parlamentsglied, aus einer urſprünglich irländiſchen Familie, wurde 1770 in London geboren. Er ſtudirte in Eton und Oxford. Schon in Eton gab er mit den beiden Brüdern J. und R. Smith und mit Frere die Zeitſchrift Microcosmus heraus, die ſich ſehr bemerkbar machte. In Cambridge veranlaßte er mit Frere und Ellis 1792 den nicht minder bekannt gewordenen Anti-Jacobin oder den wöchentlichen Unterſucher (the weekly Examiner). Er wollte ſich nach ſeinen Univerſitätsjahren den Rechten widmen, aber die Politik zog ihn bald ganz in ihre Intereſſen. Er wurde ſchon im nächſten J. 1793 Parlamentsmitglied für Newport auf der Inſel Wight und 1796 bereits Unter-Staatsſecretär. Er war in dieſer Zeit eine der Hauptſtützen der Pittiſchen Adminiſtration. Als Pitt, um den Frieden von Amiens, — einen politiſchen Verſuch über die Möglichkeit eines Friedens mit Napoleon — möglich zu machen, ſich vom Staatsruder entfernte, trat auch Canning zurück. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens aber, als Pitt wieder die höchſte Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, erhielt Canning ebenfalls einen bedeutenden Poſten in der Adminiſtration. Mit Pitts Tode (23 Jan. 1806) ging Cannings Einfluß wieder verloren. Fox wurde erſter Miniſter und Canning trat in die neue Oppoſition. Als Perceval an Fox's Stelle kam, wurde Canning 1807 wieder Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Wegen der verunglückten Expedition auf Walchern im J. 1809 aber veruneinigten ſich beide Freunde bis zu dem Puncte, daß ſie ſich zum Zweikampf forderten, in welchem Canning leicht verwundet wurde. Er trat jetzt aus dem Miniſterium, ohne im Parlament entſchieden zur Oppoſition überzugehen. Ihm widerfuhr dagegen 1812 die große Ehre, von Liverpool zum Parlamentsmitgliede erwählt zu werden. Im J. 1813 wurde ihm der unbedeutende Geſandtſchaftspoſten in Liſſabon übertragen, worüber er viel von dem Muthwillen der Londner Blätter und Caricaturen leiden mußte. Er behielt ihn aber nicht lange, ſondern kam 1817 wieder in das Miniſterium; auch ward er von Liverpool zum Parlamentsgliede erwählt. Im J. 1819 und 1820 reiſte er nach Italien, um gegen die Königin Beweismittel zu ſammeln. Schon im J. 1800 hatte er die Tochter des bekannten General Scott geheirathet, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. Als Parlamentsredner behauptet Canning einen ausgezeichneten Rang. Er beſitzt ein nicht gewöhnliches Maß von Scharfſinn, eine bewundernswürdige Fertigkeit im Argumentiren, einen unerſchöpflichen Reichthum an ſinnreichen Wendungen, eine große Gewandtheit in der Sprache. Die Streiche ſeines Witzes verfehlen ihres Gegenſtandes nicht, und keine Blöße ſeines Gegners entgeht ſeinem geübten Auge. Aber Burke, Pitt und Fox waren ihm dennoch überlegen. Er begeiſtert und überwältigt nicht wie Burke; er imponirt und zermalmt nicht wie Pitt; er reißt nicht mit ſich fort wie Fox.

**Cano** (Alonzo oder Alexis), einer der größten Künſtler Spaniens; zugleich Mahler, Bildhauer und Architekt, ſo daß die Mannichfaltigkeit ſeiner Talente, und beſonders ihr Umfang ihn zum Michel Angelo Spaniens machen, mit dem er in Hinſicht auf den Charakter viel Aehnlichkeit hatte. Er war 1608 zu Granada geboren. Sein Vater, Michel Cano, ein Architekt, gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt. Angezogen durch den Reiz der Mahlerei ſtudirte der junge Cano zu Sevilla unter dem geſchätzten, auch

als Schriftſteller bekannten Mahler Pacheco, vervollkommnete ſich in der Schule von Juan del Caſtillo oder Herrera, übte ſich zugleich in der Bildhauerei, und machte ſich dann zuerſt durch drei Statuen von natürlicher Größe, eine Maria mit dem Chriſtuskinde, einen St. Petrus und einen St. Paulus, für die große Kirche von Lebrija, bekannt. Er war erſt 24 Jahre alt, als er in die Reihe der großen Künſtler trat. Im J. 1638 ernannte ihn der König zu ſeinem Hofmahler und ertheilte ihm den erſten Platz unter den Künſtlern, welche dem Prinzen Don Balthaſar Carlos von Oeſterreich Unterricht ertheilten. Sein Ruf verſchaffte ihm viele Arbeiten. Als Architekt machte er die Plane zu mehreren Paläſten, Stadtthoren, einem Triumphbogen u. ſ. w. Als Mahler führte er mehrere berühmte Gemählde aus. Er war jetzt auf dem Gipfel ſeines Ruhms, als ein ſchreckliches Ereigniß eine Menge von Unglücksfällen für ihn herbeizog. Er fand, als er einſt in ſeine Wohnung trat, ſeine Gattin ermordet und ſein Haus beraubt. Ein italieniſcher Bedienter, auf den der nächſte Verdacht fiel, konnte nicht erlangt werden. Die Richter entdeckten bei ihrer Nachforſchung, daß Cano auf dieſen Italiener eiferſüchtig geweſen ſei, und mit einer andern Frau ein Verſtändniß gehabt habe. Sie ſprachen den entflohenen Liebhaber frei und verurtheilten den Gatten. Dies nöthigte Cano, Madrid zu verlaſſen. Er verbreitete das Gerücht, nach Portugal entflohen zu ſein, und ging nach Valencia, wo er, als ſeine Kunſt ihn verrathen hatte, in einem Carthäuſerkloſter Zuflucht fand. Er trat aber bald aus ſeiner Verborgenheit heraus, und war ſo unvorſichtig, ſogar nach Madrid zurückzukehren. Auch hier hielt er ſich zuerſt verborgen, ward aber bald des Zwangs müde, und ließ ſich verhaften, indem er ſagte: Excellens in arte non debet mori. Er ward auf die Folter gebracht erhielt jedoch als ein Zeichen der Achtung für ſein Talent die Vergünſtigung, daß die Henker ſeinen rechten Arm verſchonten. Standhaft ertrug er die Martern, ohne ein Wort auszuſtoßen, auf welches man ihn hätte verurtheilen können. Der König, dem davon Nachricht gegeben wurde, nahm ihn wieder in ſeine Gunſt auf, und ernannte ihn, da er Prieſter geworden war, zum Racionero (Reſidenten) von Granada. Cano führte als ſolcher ein frommes und muſterhaftes Leben und ſtarb im J. 1676. Als eine Eigenthümlichkeit verdient ſeine unbegrenzte Abneigung gegen die Juden, deren Berührung und Nähe er ſelbſt nicht ertragen konnte, angeführt zu werden. Er weigerte ſich auf dem Sterbebette, das Abendmahl von einem Prieſter zu nehmen, der es auch bekehrten Juden gegeben hatte.

Canon, eigentlich ein Maß, eine Regel, eine Richtſchnur; daher das in dem chriſtlichen Alterthum verfertigte Verzeichniß der bibliſchen Bücher, und dieſe Sammlung bibliſcher Bücher ſelbſt, unter denen diejenigen canoniſche Bücher heißen, deren göttlichen Urſprung die Kirche anerkennt. Ferner die Gebete, welche der catholiſche Meßprieſter kurz vor, bei und nach der Conſecration der Hoſtie verrichtet. Dieſer Meß-Canon, oder dieſe Meßformel fängt mit den Worten an: Te igitur, clementissime pater, und ſchließt: omnis honor et gloria per omnia saecula saeculorum, Amen, und wird bis auf: per omnia saecula, mit gedämpfter Stimme geleſen. Canon-Miſſä ſind, unter dieſen Gebeten, diejenigen, die ſich in der Meſſe nach dem dreimaligen Sanctus anfangen und mit Pater noster ſchließen. — In der kritiſchen Philoſophie bedeutet Canon die Wiſſenſchaft vom richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. —

In der Arithmetik, Algebra ꝛc. heißt *Canon* eine Formel, die am Ende der Auflöſung einer Aufgabe herauskömmt, und die Regel enthält, wonach alle beſonderen, unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel ausgerechnet werden müſſen. — *Canon*, (*Canoniſche Fuge*, *Kreisfuge*, ital. Fuga di conseguenza, lat. canon perpetuus). Das Wort Canon bedeutete in der Muſik der alten Griechen dasjenige, was wir jetzt Monochord nennen (ſ. d.). Gegenwärtig bedeutet Canon ein ſolches Tonſtück, bei welchem die Stimmen, woraus es beſteht, nach einander anfangen, und wobei jede nachfolgende Stimme die vorhergehende ununterbrochen nachahmt. Zuweilen geſchieht dies in demſelben Tone, zuweilen jedoch höher oder tiefer, als der Ton der Stimme iſt, welche anfängt. Ein ſolcher Geſang kommt nie zu Ende, ſondern wird ſo lange fortgeſetzt, als man will, und in dieſem Falle heißt er ein *unendlicher* oder *immerwährender Canon* (canon infinitus). Zuweilen wird der Satz aber auch mit einem Anhange verſehen, vermittelſt deſſen ſich alle Stimmen zu einem gemeinſchaftlichen Schluſſe neigen, und dann wird er ein *endlicher Canon* (canon finitus) genannt. Da er zwei-, drei-, vier- oder mehrſtimmig ſein kann; ſo bekommt er von der Anzahl der Stimmen den Namen eines zwei-, drei-, vier oder mehrſtimmigen Canons. Man pflegt gemeiniglich den Canon nur vermittelſt einer einzigen Stimme darzuſtellen und in derſelben durch Zeichen zu bemerken, wo die folgenden Stimmen den Satz anfangen ſollen. Bei dem mehrſtimmigen Canon werden entweder eben ſo viele Eintrittszeichen bemerkt, als Stimmen nachfolgen ſollen, oder es wird gleich zu Anfange des Canons vermittelſt einer Zahl angezeigt, wie viele Stimmen den Canon ausführen ſollen, z. B. Canon à 4, Canon à 6 u. ſ. w. Ein Canon, der auf dieſe Art nur vermittelſt einer einzigen Stimme dargeſtellt iſt, wird ein *geſchloſſener Canon* genannt; ſind hingegen alle Stimmen deſſelben entweder beſonders ausgeſchrieben, oder in Partitur geſetzt, ſo heißt er ein *offener Canon*. Wenn in einem ordentlichen Tonſtücke einzelne Stellen von dieſer Art vorkommen, da nämlich eine Stimme nur eine kurze Stelle einer andern Stimme wiederholt, ſo gibt man auch bisweilen ſolchen einzelnen Stellen den Namen Canon, oder nennt ſie *canoniſche Nachahmungen*. Zuweilen läßt man beim Canon die Eintrittszeichen der nachfolgenden Stimmen, oder auch die Anzeige des Intervalls, in welchem die Nachahmung geſchehen ſoll, ganz weg, um durch das Aufſuchen derſelben die Kenntniß anderer Contrapunctiſten zu erproben. Wenn dieſes geſchieht, ſo nennt man den Satz einen *Räthſel-Canon*, und das Aufſuchen des Orts, wo die folgenden Stimmen eintreten, oder das Aufſuchen des Intervalls, in welchem die Nachahmung geſchehen muß, wird die Auflöſung des Canons genannt. Der Canon wird auch ſo gemacht, daß jede Stimme bei jeder Wiederholung des Satzes denſelben um ein gewiſſes Intervall höher nimmt. Man hat z. B. ſolche, da das Thema zwölf Mal wiederholt wird, und zwar jedesmal den nächſten halben Ton der Tonleiter ſeines Grundtons höher, ſo, daß das Thema durch alle zwölf Töne ſeiner Tonart durchgeführt wird. Ein ſolcher Canon wird Canon per tonos oder *Cirkel-Canon* genannt. Wenn endlich der Canon verſchiedener Auflöſungen fähig, das heißt, ſo beſchaffen iſt, daß er ſowohl in verſchiedenen Intervallen, als in verſchiedenen Acten der Bewegung nachgeahmt, und die Nachahmung bald an dieſer, bald an jener Stelle des Satzes angefangen werden kann, ſo heißt er canon poly-

morphus, oder ein Canon von vielerlei Geſtalt. Jeder drei-, vier- oder mehrſtimmige Canon wird am beſten auf folgende Art vorgetragen. Die erſte Stimme ſingt oder ſpielt den Canon allein durch, bis ſie bei der Wiederholung deſſelben zum erſten Zeichen kommt. Hier tritt alsdann die zweite Stimme ein und trägt in Geſellſchaft der erſten den ganzen Canon erſt zweiſtimmig vor, ehe die dritte Stimme bei der zweiten Wiederholung des Satzes bei dem für ſie vorhandenen Zeichen ihren Eintritt beginnt. Auf die nämliche Art verfährt man auch bei dem vier- und mehrſtimmigen Canon und erlangt dadurch den Vortheil, daß man den ganzen Satz, immer nur durch eine einzige Stimme vermehrt, hören kann, bevor alle Stimmen deſſelben ſich zuſammen vereinigen. Man hat auch ſeit einiger Zeit angefangen, dem Duette, Terzette u. ſ. w. zuweilen eine ſolche Form zu geben, daß, nachdem die eine Singſtimme zuerſt die Hauptmelodie allein vorgetragen hat, dieſe Melodie von der folgenden Singſtimme unverändert wiederholt wird, wobei ſich die vorhergehende Stimme mit derjenigen, welche die Hauptmelodie wiederholt, vermittelſt einer Nebenmelodie vereinigt. Ein Singſtück von dieſer Form wird jetzt ebenfalls mit dem Namen Canon bezeichnet. Canones per diminutionem und Canones per augmentationem ſind ſolche, wenn die nachahmenden Stimmen die Gattung der Noten im Thema ändern, und z. B. aus Vierteln Achtel oder halbe Tacte machen. Bewegen ſich jedoch die nachahmenden Stimmen der führenden entgegen, ſo heißt dies ein Canon in motu contrario. Man hat auch Canons, wo die nachahmende Stimme das Thema rückwärts ſingt, indem die führende Stimme ordentlich fortſchreitet, oder ſolche, wo eine Stimme ihren Geſang führt, wie er auf dem Papier geſchrieben iſt, während die zweite denſelben vorträgt, wie die Noten liegen würden, wenn man das Papier umkehrte. — Canon, in juriſtiſcher und ökonomiſcher Bedeutung, iſt die jährliche Geldabgabe, mit welcher (als Anerkennungszeichen der fortwährenden Oberherrſchaft) gemeiniglich Güter, Grundſtücke, Häuſer, belegt werden, welche von Herrſchaften an Unterthanen verkauft werden. Es iſt ſoviel, als: Erbzins, Grundzins, Gült. — Canon iſt in Schriftgießereien und Buchdruckereien der Name zweier der größten Schriften, weil ehedem der Meßcanon damit gedruckt wurde. — Endlich heißt, in den Reitſchulen, Canon die Biegung vom Knie bis zur Köthe am Vorderbeine des Pferdes; auch ein beſonderes Gebiß oder Mundſtück am Zaume.

Canonen (Schießröhre), gewöhnlich die Canone, in der Artilleriesprache aber das Canon: ein ſchweres metallenes, und durch vereinte Kräfte von Menſchen und Pferden zu bewegendes Geſchütz, welches auf einer Unterlage ruht, und aus welchem eiſerne (ehemals auch ſteinerne und bleierne) Kugeln durch Schießpulver in die Weite getrieben werden. Der ganze innere Raum des Rohrs, d. i. Laufes, heißt die Seele, und derjenige Raum, welcher zwiſchen der Kugel und den innern Wänden deſſelben bleibt, der Spielraum. Der hinterſte ſtärkere Theil der Canone heißt die Verſtärkung des Bodens und endigt mit einem kugelförmigen Vorſatz, der Traube. Sie, ſo wie die Delphine, d. i. die Handhaben der ſchweren Caliber, führen dieſen Namen, weil man ſie ehemals dieſen Dingen ähnlich bildete. Die Oeffnung, durch welche die Flamme in die Seele dringt und die Ladung zündet, wird das Zündloch, und ein kleiner blecherner, jetzt auch hölzerner (neulich vom preuß. Artillerie Lieutenant Pauli erfundener) Trichter, welcher das Zündpulver enthält,

und vor dem Schuß in das Zündloch geſteckt wird, die Schlagröhre genannt. Die Unterlagen, welche Laffeten heißen, ſind entweder ſtehende, für die Schiffs-, auch einige Wall-Canonen, oder durch zwei Räder bewegliche, für die Feldſtücke. Wenn die Canone gefahren werden ſoll, wird an die Laffete noch ein zweirädriges Geſtell, die Protze oder der Protzwagen genannt, befeſtigt, und dies heißt aufprotzen. Soll geſchoſſen werden, wird abgeprotzt, d. i. die Protze wieder fortgenommen. Die Ladung, welche in einem ſerſchenen Beutel eingenäht iſt, heißt Cartouche. Das Abfeuern geſchieht vermöge der Lunte, d. i. eines um ein Stöckchen gewundenen glimmenden Werchfadens. Auf den meiſten engliſchen Schiffen hat man auch Canonen, die durch ein Schloß losgebrennt werden. Alle die Canone (und jedes Geſchütz) betreffenden Geſchäft verrichten, heißt das Canon (Geſchütz) bedienen. Nach dem Gewichte der daraus geſchoſſenen Kugeln, welche von 3 bis 48 Pfund ſind, werden ſie Drei-, Vier, 6-, 12-, 18-, 24-, 36-, 42-, 48pfünder genannt. Sie wurden ſonſt in Carthaunen (ſ. d. A.), je nachdem ſie weniger, und Schlangen, je nachdem ſie mehr lang ſind, eingetheilt. Acht Fuß lange, achtpfündige Canonen, die jetzt nicht mehr üblich, nennt man Batarden oder Baſtarden. Die Länge des Rohrs wird nach dem Caliber (ſ. d. A.) gemeſſen und angegeben. Es giebt ferner Mortier-Canonen, woraus man Feuerkugeln, wie aus Wurfgeſchütz, werfen kann. Aus den Canonen ſchießt man auch, wie aus den Haubitzen, häufig Cartätſchen. Die Canonen ſollen ihren Namen von dem franz. Worte Canne (Rohr) erhalten haben. Vor ihrer Erfindung bediente man ſich der Wurfmaſchinen, die man von den Arabern kennen lernte und Ingenia genannt haben ſoll (daher Ingenieur). Die erſten Canonen waren aus Holz verfertigt und mit vielfach zuſammengelegter und mit eiſernen Reifen wohl befeſtigter Leinwand umwunden, ſich kegelförmig nach vorn zu erweiternd. Nachher erhielten ſie die Cylinder- oder Walzenform. Dann ſetzte man ſie aus eiſernen Stäben zuſammen, und befeſtigte dieſe wie ein Bötticher ein Faß, mit eiſernen Reifen. Endlich in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts nahm man dazu eine Miſchung von Kupfer und Zinn, und dann noch andere Metalle. Solche Metall-Miſchung heißt Canonengut, Canonenſpeiſe. Einige machen die Chineſen zu Erfindern der Canonen und ſagen, daß man noch jetzt in China Geſchütze finde, die 80 Jahre nach Chriſti Geb. verfertigt worden. Von den Chineſen ſollen dann die Saracenen die Kunſt, ſie zu verfertigen, erlernt, und ein Ueberläufer, Kallinikus aus Heliopolis in Phönicien, ſie 670 (676) dem griechiſchen Kaiſer Conſtantinus Pogonatus bekannt gemacht haben. Nach andern ſoll Albert der Große, Biſchof zu Regensburg († 1280), dann auch ein Deutſcher, Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers ſein. Von Letzterem kann man weder beſtimmen, wann, noch wo er lebte; Viele halten ihn für eine erdichtete Perſon. Die gewöhnliche Sage meldet, Schwarz habe ſich eben mit chemiſchen Verſuchen beſchäftigt, als ein Stein, den er auf einen mit Schwefel, Salpeter und Kohlenſtaub angefüllten Mörſer gedeckt, durch einen in dieſen gefahrenen Funken mit großer Heftigkeit in die Luft geſchleudert, und er ſelbſt dadurch ſowohl zur Erfindung des Pulvers, als auch des groben Geſchützes veranlaßt worden ſei. Im J. 1378, ja ſchon im Kriege der Engländer und Franzoſen 1346 ſollen die Bombarden oder Donnerbüchſen im Gebrauche geweſen ſein. Aus allen

dieſen widerſprechenden Nachrichten erhellet, daß die wahre Zeit der Erfindung der Canonen bisher noch nicht hat ausgemittelt werden können; gewiß iſt indeß, daß ihr wirklicher Gebrauch ungefähr in die Mitte des 14. Jahrhunderts fällt. Im J. 1370 ſchoſſen die Augsburger bereits aus gegoſſenen Canonen. Zu Anfange des 15. Jahrhunderts waren faſt alle Länder Europas, Rußland ausgenommen, wo man erſt 1475 Canonen gießen lernte, damit verſehen. Die *ledernen Canonen*, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege, zwiſchen 1620 und 1632 erfanden und gebrauchten, waren von ſtarkem, zuſammengerolltem und feſt zuſammengenähtem Leder, das inwendig mit einer hölzernen oder auch kupfernen Röhre gefüttert und von außen mit eiſernen Ringen befeſtigt war. Die Kunſt, mit glühenden Kugeln aus Canonen zu ſchießen, erfand der churbrandenburgiſche Generalmajor Weiler. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts erfand der Schweizer Mariz die Kunſt, Canonen aus dem Ganzen zu gießen, und ſo auszubohren, daß der Kern als ein ganzes Stück herausgenommen wird. Die *Geſchwindſtücke*, welche man von hinten lud, und dann die Ladung mit einem Keil verſchloß, wurden durch Daniel Spekle (ſt. 1589) und Uffanus eingeführt. Carl Millon erfand eine Art *aeriſch-pneumatiſcher Canonen*, 2 Fuß lang, 3 Zoll Durchmeſſer im dickſten Theile, 12 Linien Caliber, die mit entzündbarer Luft geladen und mit einer Kleiſtiſchen Flaſche oder einem Stückchen Katzenfell abgeſchoſſen wird, und in einer Minute 12 Schüſſe thut. Sie ſteht auf einem Geſtelle von Glas, und kann nach allen Gegenden gerichtet werden. Im J. 1740 verfertigte man zu Petersburg Canonen von Eis, und ſchoß Kugeln von mehreren Pfunden daraus, ohne daß ſie dadurch beſchädigt wurden. Ein Ungenannter hat in dem *Mars*, einer allgem. Zeit. f. Milit. Perſ. Berl. 1805. B. 2. Heft 1. S. 81 — 86. *ſchwimmende Canonen* in Vorſchlag gebracht; Alles dieſes gehört unter die militäriſchen Spielereien. *Canonenkeller*, ſoviel als *Caſematten* (ſ. d. A.). *Canonenſchlag* iſt ein viereckiges pappernes, mit geleimtem Bindfaden ſtark umwundenes Käſtchen, das bei Luftfeuerwerken und bei andern Gelegenheiten, den Knall eines Canonenſchuſſes nachahmen ſoll. *Canonenuhr* iſt eine von einem gewiſſen *Rouſſeau* erfundene, und in den Gärten des Palais Royal und des Palais Luxemburg in Paris angebrachte Vorrichtung, vermöge welcher in dem Augenblick, wo die Sonne culminirt, eine Canone abgefeuert wird. Dies geſchieht vermittelſt eines Brennglaſes, das über dem Zündloch der Canone ſo angebracht iſt, daß die Sonnenſtrahlen gerade im Augenblicke der Culmination concentrirt auf das Zündkraut fallen. Das Brennglas wird zu dieſem Zwecke monatlich geſtellt.

*Canonicus*, ſ. *Stift*.

*Canonik* iſt der eigentliche Kunſtname der mathematiſchen Klanglehre, oder derjenigen Wiſſenſchaft, in welcher die Töne als Größen betrachtet und mit einander verglichen werden, oder ſie iſt die Eintheilungslehre der Klänge nach ihrem äußern Maße und Verhältniſſe. Den erſten Grund zu dieſer Wiſſenſchaft legte Pythagoras. (S. *Geſchichte der Muſik*.)

*Canoniſche Bücher*, ſ. *Apokryphiſche Bücher* und *Canon*.

*Canoniſation* hat zuerſt Alexander III. die Heiligſprechung genannt, da er ſie 1170 für ein ausſchließliches Vorrecht des päpſtlichen Stuhles erklärte. Dieſer Act iſt einer der feierlichſten in der

römiſchen Kirche. Der Papſt läßt eine förmliche Unterſuchung über die Würdigkeit des zur Canoniſation empfohlenen Verſtorbenen anſtellen, wobei ſein Lebenswandel und die Aechtheit der ihm zugeſchriebenen Wunder geprüft, und, um auch dem Erbfeind alles Guten nichts zu vergeben, ein ſogenannter Teufelsadvocat zugelaſſen wird, der die Frömmigkeit des gefeierten Todten auf alle Weiſe verdächtig machen darf, aber ſeinen Proceß natürlich allemal verliert. Hierauf ſpricht der Papſt den würdig Befundenen vorher zunächſt ſelig (ſ. *Beatification*); die eigentliche Heiligſprechung erfolgt aber, theils um neue Beweiſe der Würdigkeit des Heiligen, z. B. Wunder durch ſeine Reliquien, zu ſammeln, theils auch, weil die großen Koſten dieſes Actes von der darauf antragenden Commun nicht allemal gleich aufgebracht werden können, und wegen anderer geheimen Urſachen der Abgunſt des regierenden Papſtes gegen dieſe Commun, gewöhnlich erſt viele Jahre ſpäter, und dann wird ein Tag, meiſtens der Todestag des neuen Heiligen, zu ſeiner Verehrung angeſetzt, ſein Name in den *Canon* oder die Litanei der Heiligen in der Meſſe (daher Canoniſation) aufgenommen, Kirchen und Altäre werden ihm geweiht, und die Reſte ſeines Körpers als heilige Reliquien aufbewahrt. Das letzte Beiſpiel einer Canoniſation wurde 1803 gegeben. Vergl. d. Art. *Heilige*. E.

**Canoniſches oder Kirchenrecht** heißt im *weitern* Sinne der Inbegriff der Geſetze, welche die chriſtliche Kirche angehen; im *engern* die in dem *Corpus Juris Canonici* enthaltenen Geſetze. Dieſes letztere beſteht aus der Sammlung von alten *Canons*, Kirchenordnungen, Schlüſſen der Concilien, Verordnungen der Päpſte und Aufſätzen der Kirchenväter. Man darf jedoch nicht glauben, daß dieſes Recht, welches ſich auch auf bürgerliche Materien erſtreckt, ein reines Recht ſei; vielmehr iſt vieles aus dem römiſchen und deutſchen Rechte in daſſelbe übergegangen. Es iſt theils ausdrücklich, theils ſtillſchweigend, wie das römiſche, als ein deutſches Hülfsrecht angenommen worden. In den erſten Jahrhunderten nach der Einführung des Chriſtenthums waren die Diener der Kirche der weltlichen Gerichtsbarkeit und den bürgerlichen Geſetzen unterworfen, mithin hatte man damals noch kein Kirchenrecht im heutigen Sinne. Da aber ſpäterhin das Anſehen der Geiſtlichkeit ungemein zunahm, und dieſelbe anfing, einen Staat im Staate zu bilden, ſo war man ſehr ſorgfältig darauf bedacht, die Schlüſſe der ältern Kirchenverſammlungen zuſammenzutragen, um ſich ihrer als einer geſetzlichen Quelle zu bedienen, auf die man ſich nöthigenfalls zum Beweiſe ſeines Anſehns berufen konnte. Beſonders ſorgten die Päpſte für die Erhaltung der Verordnungen ihrer Vorfahren, die ihnen in Begründung der Hierarchie ſo trefflich vorgearbeitet hatten; und ſo entſtand nach und nach das ſogenannte *canoniſche Recht*, von dem man mehrere Sammlungen kennt. Diejenige, welche noch jetzt in catholiſchen Ländern die vorzüglichſte Entſcheidungsquelle für kirchliche Angelegenheiten iſt, und ſelbſt bei den Proteſtanten in vielen Fällen noch zu Rathe gezogen wird, wurde in den finſtern Zeiten des Mittelalters, im 12. bis 14. Jahrhunderte, in Italien zuſammengetragen. Sie hat mehrere Theile, worunter ſich beſonders zwei auszeichnen, nämlich das ſogenannte *Decret des Gratian*, d. h. eine Sammlung von kirchlichen Geſetzen, welche der Mönch Gratian aus Concilienſchlüſſen und andern ältern Werken entlehnte, und 1151 zu Bologna bekannt machte; und die *Decretalen*, oder die geſammelten Verordnungen der römiſchen Päpſte. *Canoniſten*

werden die Lehrer und Bearbeiter dieſes Kirchenrechts genannt. (S. Decretalen.)

Canova (Ritter Antonio), iſt der dritte Bildhauer, der in neuerer Zeit eine Epoche für ſeine Kunſt gründete. Michel Angelo Buonarotti war der erſte, Bernini, der zweite. Canova kann als Wiedererwecker des reinen Schönheitsſinnes und des lieblich reizenden Styls anerkannt werden, ſo wie als Stifter einer neuen Schule in Anſehung der weichen, zarten Ausführung und vortrefflichen Behandlung des Marmors. Canova wurde in Poſſagno, einem zum Kirchenſprengel von Trevigi gehörigen Dorfe des Nobile Falieri, im J. 1757 geboren. Schon früher äuſſerte ſich die künſtleriſche Neigung des Knaben zum Modelliren; in ſeinem 12. Jahre formte er, bei Gelegenheit eines glänzenden Gaſtmahles, welches der Nobile Falieri gab, in deſſen Küche einen Löwen von Butter zum Aufſatz für die Tafel. Doppelt merkwürdig bleibt dies, da der große Künſtler immer eine Vorliebe für Löwen behielt und ſie beſonders meiſterhaft bildete, und da ſein entſchiedener Sinn für das Weiche und Mürbe ihn zu der Wahl jenes erſten Stoffes geleitet zu haben ſcheint. Die Edlen Falieri, Vater und Sohn, nahmen ſich, durch dieſen Vorfall erweckt, ſeiner an, und thaten ihn zu einem Bildhauer in Baſſano in die Lehre, wo er ſich handwerksmäßig übte. Die erſte eigene Arbeit Canova's in ſeinem 17. Jahre war eine Eurydice in weichem Marmor in halber Lebensgröße. Er wurde nun auf die Kunſtakademie nach Venedig geſchickt, wo ſein eigentliches Kunſtſtudium erſt begann. Er gewann mehrere Preiſe, und verfertigte eine Gruppe von Apoll und Daphne, einen Aeſculap, einen Orpheus und einen jungen, die Schlangen erwürgenden Herkules. Dieſe Uebungsſtücke erregten Erwartungen, die er ſpäter weit übertraf. Die erſte Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, war die Statue des Marcheſe Poleni, in Lebensgröße, für Padua. Im 25. Jahre vollendete er die Gruppe Dädalus und Ikarus in Lebensgröße in carrariſchem Marmor; ſie iſt merkwürdig als ein Denkmahl ſo früher Jugendzeit, aber ſie hat noch keine Spur von Form und Styl, und iſt dürftig treue Nachbildung gemeiner Natur. Indeß beſchloß der Senat von Venedig, ihn mit einem Jahrgehalt von 300 Ducati nach Rom zu ſenden, wohin er Ende 1779 mit dem venetianiſchen Geſandten Zuliani abreiſete. Hier begann eine neue Epoche ſeines Studiums. Die erſte Frucht derſelben war ein Apollo, der ſich eine Lorbeerkrone aufſetzt, drei Palmen hoch in Marmor; er iſt noch ſchwach und charakterlos, doch verließ der Künſtler dabei ſchon die Nachahmung der gemeinen Modellnatur, und dieſe Statue iſt als ſein Uebergang zum Idealiſchen zu betrachten. Eine Gruppe in Lebensgröße, Theſeus auf dem erſchlagenen Minotaur ſitzend, war das erſte große Werk, womit ſich Canova 1783 in Rom bekannt machte. Es gehört jetzt noch zu den vorzüglichſten ſeiner Werke. Theſeus hat Heldencharakter und die Formen zeigen Studium und Styl der Antike. Es wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und Graf Fries in Wien kaufte es. 1783 wurde Canova die Verfertigung eines Monumentes für den Papſt Clemens XIV. Ganganelli, in der Kirche degli Apoſtoli aufgetragen. Er blieb bei dem Herkömmlichen und verbeſſerte nur den durch Bernini's Schule ganz geſunkenen Geſchmack. Das Monument bildet eine Pyramidengruppe, die Mäßigung und die Sanftmuth trauern am Sarkophag des Papſtes, der über demſelben in ſitzender Stellung ſegnend abgebildet iſt. Canova bildete zunächſt eine Gruppe

von Amor und Pſyche, worin er zuerſt ſeinen ganz eigenen Weg betrat, der ſich entſchieden zum Reizenden und Lieblichen neigt. Die Geſtalten ſind ungemein zart und anmuthig, doch ſucht man vergebens eine Anſicht, von wo man beide Phyſiognomien zugleich erblicken könnte; überdies ragen Amors Flügel auf eine mißfällige Art über die, zu viele Durchſichten darbietende, Gruppe hervor. Das Porträt des jungen Prinzen Czartoriſky als Liebesgott fällt in dieſe Zeit. Ein zweites öffentliches Monument wurde Canova von ſeinem Gönner, dem Prinzen Rezzonico, aufgetragen, nämlich das Grabmahl des Pabſtes Clemens XIII. in der Peterskirche. Seit 1792 iſt es daſelbſt aufgeſtellt, und zeichnet ſich durch coloſſale Größe und einfachen Styl aus. Raphael Morghen lieferte einen ſchönen Kupferſtich von dieſem Monument. Der Figur der Religion wirft man etwas geiſtlos Starres vor, die langen Strahlen, das ungeheure Kreuz und die kleinlichen Falten des Untergewandes geben ihr ein geſchmackloſes Anſehen; der Genius hat mehr ſchmeichelnden Reiz, als tiefe Bedeutung. Doch nahm der Ruhm des Künſtlers immer zu. Er errichtete in des venetianiſchen Geſandten Palaſt eine Schule zum Beſten der jungen Venetianer. Seine nächſten Arbeiten waren ein ſtehender geflügelter Amor; eine Wiederholung der Gruppe Amor und Pſyche; eine ſtehende Gruppe, Venus und Adonis, wo der Adon beſonders ſchön iſt, für den Marcheſe Berio in Neapel; ein Denkmahl des venetianiſchen Admirals und Ritters Emo, für die Republik Venedig; dies iſt eine Zuſammenſetzung von runder und erhobener Arbeit. Ferner bildete Canova eine ſehr liebliche Pſyche, ſtehend, halb bekleidet, mit den Fingern der Rechten einen Schmetterling an den Flügeln haltend auf der offenen linken Hand, und ihn mit ruhig heiterer Miene betrachtend. Außerdem bildete Canova in dieſer Zeit viele Basreliefs, meiſt Scenen aus dem Leben des Sokrates, aus dem Homer und der alten Fabel und Geſchichte. Nur eines, das vorzüglichſte derſelben, die Stadt Padua als weibliche Figur in ſitzender Stellung, führte Canova in Marmor aus. Dieſe Basreliefs gehören indeß nicht zu ſeinen beſten Werken. Eine büßende Magdalena in natürlicher Größe gehört zu den Marmorwerken, in denen der Künſtler das Verſchmolzene und Mürbe am weiteſten getrieben hat. Der erſchlaffende Affect der Reue iſt ſprechend ausgedrückt. Fröhlichere Empfindungen weckt das liebliche Bild einer Hebe. Hier iſt der Künſtler in ſeiner Sphäre des Gefälligen und Reizenden. In leichter lebendiger Bewegung ſchwebt die holde Jugendgöttin auf einer Baſe von Wolken; mit aufgehobener Rechten gießt ſie aus einem Gefäß Nektar in eine Schale, die ſie in der Linken hält. Beide Gefäße, ſo wie Hebens Stirnbinde und der Saum ihres Gürtels ſind vergoldet; unſer Künſtler liebt die Verſchiedenheit des Stoffes und ſtrebt oft darnach mit dem Marmor zu mahlen. Er wiederholte dieſe und die vorigen Statuen. Jetzt wünſchte er ſein Talent im Tragiſchen zu verſuchen, und bildete den raſenden Herkules, der den Lichas ins Meer ſchleudert. Die Gruppe iſt coloſſal und der Herkules noch etwas größer, als der farneſiſche, macht aber einen widrigen mit Schönheit unverträglichen Eindruck, welcher beweiſt, daß dieſe Gattung nicht zum Beruf unſers Künſtlers gehört. Weit gelungener iſt Canova's Darſtellung der beiden Fauſtkämpfer, Kreugas und Damoxenos. Eine ſtehende Gruppe des Amor und der Pſyche, welche auch öfter wiederholt iſt, wurde Canova's Triumph. Der Pſyche mit dem Schmetterling iſt hier ein Amor zugeſellt, und beide ſind zu der reizendſten Gruppe verbunden. Ein

Palamedes wurde ſpäter von Canova in Marmor ausgeführt, doch der ausgetretene Tiberſtrom, der im Winter 1805 in des Künſtlers Werkſtatt drang, machte die Breter, auf denen dieſe Statue ſtand, unbemerkt mürbe, und ſie ſtürzte dadurch um und zertrümmerte. In den Jahren 1796 und 97 verfertigte Canova das Modell zu dem berühmten Monument für die verſtorbene Erzherzogin Chriſtina von Oeſterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, welches im J. 1805 von dem Künſtler ſelbſt in der Auguſtinerkirche in Wien aufgeſtellt wurde. Dies herrliche Werk iſt oft ausführlich beſchrieben worden. Die Erfindung deſſelben iſt originell und zum erſtenmal wagte es hier der große Künſtler, die Bahn des Herkömmlichen bei ſolchen Denkmahlen zu verlaſſen. Früher ſchon hatte Canova eine ähnliche Idee in einer Zeichnung entworfen, weil er die Ausſicht hatte, ein Monument für Tizian auf Koſten der Republik Venedig zu verfertigen. Dieſer Entwurf zeigt ebenfalls eine Pyramide, in deren Mitte ſich der Eingang der Gruft öffnet; der Genius der Kunſt trägt die Urne mit der Aſche des großen Künſtlers in die Gruft, die drei Schweſterkünſte: Mahlerei, Plaſtik und Baukunſt, folgen ihm; auf dem Architrav des Eingangs ſollte das einzige Wort: Titiano, ſtehen. Die Kriegsſtürme hinderten die Ausführung dieſer Idee, einer der ſchönſten, klarſten und einfachſten in dieſer Art. Nicht lange nach der großen Arbeit jenes, aus acht runden und drei erhobenen Figuren beſtehenden, Monuments, gegen Ende des Jahres 1797, bildete Canova das coloſſale Modell zu einer Statue des Königs von Neapel, einer ſeiner ſchönſten Arbeiten. Er war bei der ausbrechenden Revolution in großer Gefahr, dem bilderſtürmenden Jacobinismus zu erliegen, doch die lieblichen Pſychen, Heben und Amors ſänftigten die rohe Volkswuth, ſie allein ſchützte damals ihres Meiſters Werkſtatt, und der königliche Coloß verbarg ſich in einem der hintern Studienſäle. Dieſe Statue, die 15 Palmen Höhe hat, wurde 1803 in Marmor ausgeführt. Während der Revolution, in den Jahren 1798 und 99, verließ Canova Rom und begleitete den Senator Prinzen Rezzonico auf einer Reiſe durch Deutſchland. Nach ſeiner Rückkehr nach Italien hielt ſich der edle Künſtler einige Zeit im Venetianiſchen auf, und mahlte für die Kirche ſeines Geburtsorts Poſſagno ein Altarblatt, auf welchem der todte Chriſt, die Marien, Nicodemus und Joſeph, und oben Gott Vater in einer Glorie, abgebildet ſind. Nach ſeiner Ankunft in Rom verfertigte er ſeinen Perſeus mit dem Haupte der Meduſa, der während der Zeit, wo der Apollo vom Belvedere aus Italien entführt war, auf deſſen Platz und Fußgeſtell im Cortile di Belvedere des Muſeo Pio-Clementino ſtand. Dieſe Statue erhöhte und verbreitete Canova's Ruhm mehr, als alle vorhergehende Werke. Dieſer Perſeus iſt ohne Einheit und beſtimmten Charakter, eine Nachahmung des Apollo ohne tiefere Bedeutung; man glaubt nicht eine, ſondern viele Statuen geſehen zu haben, wenn man ihn verläßt. Aber von ungemeiner Schönheit ſind alle einzelnen Theile deſſelben, in den Formen ſowohl als in der ganz meiſterhaften zarten Bearbeitung. Dieſer magiſche Reiz der Vollendung in dem blendend reinen Stoff feſſelt Augen und Sinne, und läßt die ſtrengeren Kunſtfoderungen von vielen vergeſſen. Weit weniger gelungen iſt der in gleicher Größe gearbeitete Mars pacifer. Im J. 1802 wurde Canova vom Papſt Pius VII. durch ein Diplom zum Oberaufſeher aller römiſchen Kunſtſachen und aller Kunſtunternehmungen im ganzen Kirchenſtaate ernannt, und zum Ritter des goldenen Spornes

erhoben. In demſelben Jahre wurde er von Buonaparte nach Paris berufen, um das Modell zu einer coloſſalen Bildſäule deſſelben zu machen. Im Anfange des Jahres 1803 ſah man das Modell dieſer Büſte, und ſpäter auch das der coloſſalen Statue in der Werkſtatt des Künſtlers. Es iſt unmöglich, ein Porträt charaktervoller aufzufaſſen, und es zugleich reiner im antiken Heldenſinn zu idealiſiren. Es iſt in einem wahrhaft großen und edeln Styl behandelt, auch der Wurf der Haare iſt vortrefflich. Es gibt in dieſer Art nichts Gelungeneres, als dieſe Büſte. Die Figur dieſer Coloſſalſtatue iſt bei weitem nicht ſo trefflich. Der Prinz-Regent hat ſie ſeit der Zeit dem Herzog von Wellington geſchenkt. Die Statue der Madame Lätitia Buonaparte erſtand 1819 in Paris der Herzog von Devonſhire für 36,000 Francs. Spätere Werke des fleißigen Künſtlers ſind: eine Copie der Mediceiſchen Venus, eine dem Bad entſtiegene Venus, eine Porträtſtatue, halb nackt auf dem Ruhebett liegend, die Büſte Papſt Pius VII., die Büſte Kaiſers Franz II., ein Monument für den verſtorbenen Kupferſtecher Volpato, die coloſſale Gruppe des Theſeus, der den Centauren erlegt, welche die frühern Werke im Heldencharakter weit übertrifft; Alfieri's Monument, für die Gräfin Stolberg in Florenz und daſelbſt aufgeſtellt, woran man die weinende Italia, eine Coloſſalſtatue in Marmor, beſonders bewundert; die aus dem Bade ſteigenden Charitinnen; das Monument der Gräfin S. Croce, ein großes Basrelief in Marmor; eine Venus, eine Tänzerin, mit faſt durchſichtigem Gewand, die Porträtſtatue der Gemahlin Lucian Buonaparte's, mit der Lyra im Arm dargeſtellt, eine große, ſchön bekleidete Marmorſtatue; ein coloſſaler Hektor, ein ruhender Paris, eine Muſe für Somariva's Privatcabinet in Mailand, über Lebensgröße, ein Modell zu einem coloſſalen Ajax, und das Modell einer ſitzenden, mit reichem Gewand umgebenen Statue der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. Nach Napoleons zweitem Sturz (1815) reclamirte Canova, im Auftrage des Papſtes, die aus Rom entführten Kunſtwerke, ging dann nach London, und kam 1816 nach Rom zurück, wo Pius VII. durch Eintragung ſeines Namens in das goldene Buch des Capitols und ein ihm eingehändigtes Sendſchreiben ihn für „hochverdient um die Stadt Rom" erklärte, und ihn zum Marcheſe von Iſchia mit 3000 Scudi jährlichen Einkommens ernannte. In der Art, wie Canova den Marmor behandelt, iſt ein beſonderes Streben ſichtbar, den materiellen Reiz des weichſten Schmelzes hervorzubringen. Nicht zufrieden, der Oberfläche des Marmors durch Feile und Bimſtein die zarteſte Beſtimmtheit und eine milde, matte Politur gegeben zu haben, hat er eine ins Gelbliche ſpielende Beize erfunden, die aus Ofenruß zubereitet iſt, und welche er nach der letzten, glänzenden Politur aufträgt, um das blendende Weiß des Marmors zu brechen, und demſelben das Weiche, Mürbe des Elfenbeines oder Wachſes zu geben. Dies Verblaſene iſt für Dilettanten anziehender, als für echte Kenner. Canova pflegt die Modelle ſeiner Erfindungen zuerſt klein in Wachs zu verfertigen, dann in Thon von derſelben Größe, die das Werk haben ſoll; das Uebertragen des in Gyps abgeformten Modells auf den Marmor, ſo wie das Aushauen des Bildes aus dem Groben, überläßt er geſchickten Arbeitern bis auf den Punct, wo er ſelbſt wieder die vollendende Hand anlegt. Er hat dabei die ſehr zu empfehlende Gewohnheit, ſich während der ſorgfältigen Bearbeitung ſeiner Bilder, die oft Monate dauert, die Schriften der Alten vorleſen zu laſſen. Als Künſtler kann man Canova wohl am treffendſten mit Mengs ver-

gleichen. Beide waren Erwecker ihrer Kunſt aus der Ohnmacht, worein ſie durch verdorbenen Geſchmack geſunken war; beide wurden von gleichem Streben beſeelt, nur iſt das Talent des italieniſchen Bildners ergiebiger, geſchmeidiger und fühlender. Als Menſch iſt Canova unausſprechlich achtungs- und liebenswerth. Er iſt raſtlos thätig, offen, mild, gefällig und gütig gegen jedermann, er kennt weder Künſtlerſtolz noch Mißgunſt, ſein Selbſtgefühl iſt höchſt beſcheiden, ungeachtet ſeines über ganz Europa verbreiteten Ruhms; er iſt nicht allein völlig uneigennützig, ſondern auch von der edelſten Wohlthätigkeit beſeelt, er unterſtützt alle jungen Kunſttalente kräftig, und ſetzt Preiſe aus, um die Künſtler aufzumuntern; kurz, ſein ſittlicher Charakter iſt ſo trefflich, daß ſelbſt unter ſeinen vielen Neidern über ſeinen Werth als Menſch nur noch Eine Stimme iſt! Seine jetzige neueſte Arbeit iſt eine große Gruppe, deren Hauptfigur die Religion als Siegerin darſtellt; ſie ſoll als Denkmahl der neueſten Zeitereigniſſe in Rom aufgeſtellt werden, auf Koſten einer in England dazu gemachten Subſcription. Canova iſt auch ſehr lieblicher Mahler, aber ſeltſam genug, mehr trefflicher Coloriſt, als ſtrenger Zeichner. Kürzlich beſchäftigten ihn das Monument des Cardinals von York, das Monument Pius VI. und die Statue von Waſhington. WI.

Canſtein (Carl Hildebrand von), der berühmte Stifter der nach ihm benannten Bibelanſtalt, war 1667 zu Lindenberg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, ward Page des Churfürſten von Brandenburg, und diente als Volontär in den Niederlanden, als ihn zu Brüſſel eine gefährliche Krankheit befiel, welche ihn nöthigte, den Kriegsdienſt zu verlaſſen. Er begab ſich nach Halle, wo er in vertrauten Umgang mit Spener trat und ſein Leben einer frommen Thätigkeit widmete. Der Wunſch, ſeine religiöſen Geſinnungen unter der ärmern Claſſe zu verbreiten, führte ihn auf den Gedanken, die Bibel mit ſtehenden Lettern zu drucken. Er eröffnete dafür eine Subſcription, und legte Hand ans Werk. So entſtand jene berühmte Bibelanſtalt, von der bei den Frankiſchen Stiftungen die Rede iſt. Canſtein hat auch eine Harmonie der vier Evangelien (Halle 1718) und das Leben Speners geſchrieben. Er ſtarb zu Halle 1719, und hinterließ dem Waiſenhauſe ſeine Bibliothek und einen Theil ſeines Vermögens.

Cantabile (ſangbar), wird in mehrfacher Bedeutung gebraucht. Im Allgemeinen bezeichnet es 1, das Faßliche und Zuſammenhängende, Leichte und Fließende der Melodie, wodurch ſie leichter ſangbar wird; 2. die ſanfteren Stellen eines Tonſtücks im Gegenſatze der mehr rauſchenden Paſſagen; einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie in hohem Grade ſangbar iſt. dd.

Cantate (vom ital. cantare, ſingen) bedeutet in der Muſik ein Singſtück mit Inſtrumentalbegleitung, nebſt dem ihm zum Grunde liegenden lyriſchen Gedichte, in welchem Betrachtungen und Gefühle über einen Gegenſtand in verſchiedenen abwechſelnden Sätzen der muſikaliſchen Darſtellung angemeſſen entwickelt werden. Der Gegenſtand iſt eine intereſſante Scene aus der Natur, aus dem menſchlichen Leben, aus der Moral, Geſchichte oder Religion. Eine Cantate kann daher auch in ihren einzelnen Theilen entweder erzählend, belehrend, betrachtend, oder lyriſch ſein, weswegen der Tonſetzer ſich aller verſchiedenen Arten Geſangſtücke (Recitative, Arien, Duetten, Terzetten, Chöre ꝛc.) in derſelben bedienen kann. Diejenigen, welche einen geiſtlichen Stoff haben, werden geiſtliche

Cantaten genannt. Wird der vornehmſte Gegenſtand derſelben nicht aus der Religion genommen, ſo heißen ſie weltliche Cantaten. Da nun die Cantate keine eigentliche Handlung in ſich faßt, wie das Drama, ſondern mehr Betrachtung über einen gewiſſen Gegenſtand iſt, ſo folgt daraus, daß ſie von keinem allzugroßen Umfange ſein müſſe. (S. von Moſel über den Umfang der Cantaten und Oratorien ꝛc. im Leipziger Kunſtblatte 4. Heft.) Der Dichter ſoll daher nicht Alles, was ſich über ſeinen Gegenſtand ſagen läßt, ſondern nur das, was im Stande iſt, Herz und Verſtand zu rühren, darzuſtellen ſuchen, wobei das Einfache natürlich dem Verwickelten vorgezogen werden muß. Da, wie ſchon oben bemerkt worden, die Cantate kein Drama iſt, ſo iſt es auch ſchon unzweckmäßig, wenn der Dichter verſchiedene beſtimmte Perſonen in derſelben als handelnde einführt; wenigſtens erreicht er dadurch den beabſichtigten Endzweck nicht vollkommner, als wenn die Cantate ohne eigentliche Namen und Perſonen dargeſtellt wird. Doch geſchieht dies bei den Paſſionscantaten am häufigſten. Werden nun gar etwa allegoriſche Perſonen (Göthe's Epimenides von B. A. Weber componirt?) zu Hülfe genommen, ſo iſt es ganz natürlich, daß dadurch der Zweck oft ganz verfehlt und ihre Darſtellung froſtig wird. Ueberhaupt iſt es dem Dichter zu rathen, ſich bei der Cantate ſo viel wie möglich aller moraliſchen Anmerkungen, Maximen und dergleichen zu enthalten, da ſie überall die Wirkung ſtören, indem ſie der Lebhaftigkeit der Empfindungen Einhalt thun und dem Tonſetzer nicht Gelegenheit genug geben, ſich kräftig und rührend auszudrücken. Findet der Dichter übrigens nöthig, dem Zuhörer hiſtoriſche Ereigniſſe darzuſtellen, ſo iſt ihm anzurathen, daß er dies auf eine wirkſamere Art thue, als es durch bloße Erzählungen geſchehen dürfte. Er kann nämlich die Sache als ſich eben in dem Augenblicke ereignend und ſo darſtellen, als wäre er ſelbſt Zuſchauer derſelben. So hat es, unter andern, Rolli in der ſchönen Cantate Acis und Galathea gethan, bei der Stelle, die ſich mit den Worten anfängt: Ma gorgogliar la placida marina già sento. Ueber die Poeſie der Cantaten überhaupt ſiehe Krauſe von der muſikaliſchen Poeſie. Die größern geiſtlichen Cantaten werden, beſonders wenn ſie die Leidensgeſchichte Jeſu vorſtellen, Oratorien genannt. Bei letztern hat der Tonſetzer alle diejenigen Regeln zu beobachten, welche wir im Art. Kirchenmuſik aufſtellen. Als Dichter der Cantaten und Oratorien ſind Ramler, Gerſtenberg, Niemeyer, Jacobi, Bürde, van Swieten, Meißner (Lob der Muſik), als Componiſten Händel, Rolle, Wolf, Schuſter, Joſ. Haydn (Schöpfung, Jahreszeiten), B. A. Weber, C. M. v. Weber (Sieg u. Kampf), A. Romberg ꝛc. zu den vorzüglichſten zu zählen.

Cantemir (Demetrius), Fürſt der Moldau, geboren 1673, leitete ſein Geſchlecht, das ſich in der Moldau niedergelaſſen hatte und zur griechiſchen Religion bekannte, von Tamerlan her. Er war der gelehrteſte Große, den die Türkei je gehabt hat. Die Pforte hatte ihn 1710 zum Hoſpodar ernannt, und ihm die Befreiung von allem Tribut, ſo wie die Anwartſchaft auf die Wallachei verſprochen. Da man aber nicht Wort hielt, trat er mit Peter dem Großen in geheime Unterhandlungen, nach welchem die Moldau ein ſouveränes, in Cantemirs Familie erbliches Fürſtenthum unter ruſſiſchem Schutz werden ſollte. Peter konnte jedoch bei der ungünſtigen Wendung des Krieges ſein Verſprechen nicht erfüllen, und mußte ſich begnügen,

ihm perſönlichen Schutz zu leihen und ihn zum ruſſiſchen Reichsfürſten und geheimen Rath zu ernennen. Er hatte großen Antheil an der Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, und ſtarb 1723 auf ſeinen Gütern in der Ukraine. Sein merkwürdigſtes Werk, das er ſelbſt lateiniſch ſchrieb, und Nic. Tindal aus der Handſchrift ins Engliſche überſetzt in London 1734 in zwei Foliobänden herausgab, iſt ſeine Geſchichte des Wachsthums und des Sinkens des ottomanniſchen Reichs. Es umfaßt die Jahre 1300 bis 1711. F. L. Schmid hat 1745 eine deutſche Ueberſetzung davon geliefert. Demetrius Sohn, Antiochus, geb. 1709, ſtarb 1744, wurde vom ruſſiſchen Hofe zu verſchiedenen wichtigen Geſandtſchaften gebraucht, und iſt als Gelehrter durch einige Satiren bekannt geworden, die aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche überſetzt ſind.

Canterbury (Anſelm, Biſchof von), zu Aoſta in Piemont 1034 geboren, ſtrebte von Jugend auf dem Kloſterleben zu. Da ihn aber ſeine Aeltern daran verhinderten, verfiel er in Zügelloſigkeit und Ausſchweifungen, welche ihn endlich nöthigten, ſeine Heimath und ſein Vermögen zu verlaſſen. Der Ruf des berühmten Lanfranc zog ihn endlich nach Bec in der Normandie, und hier wurde ihm ſein früher Wunſch gewährt. 1060 wurde er Mönch, einige Jahre darauf Prior und 1078 Abt deſſelben Kloſters, welches er nun zu einer Pflanzſchule gelehrter Geiſtlichen und Mönche erhob, und dadurch ſich noch berühmter als ſein Lehrer machte. 1093 folgte er ſeinem Lehrer auch als Erzbiſchof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an ſeinen Tod behauptete. Scharfſinn und Frömmigkeit zeichnen ſeine Schriften auf gleiche Weiſe aus. Rührend iſt es bei ſeinem Biographen (Eadmerus de vita Anselmi, in den Ausgaben der Werke des Anſelmus von Picard 1612 und Gerberon 1675 und 1721) zu leſen, mit welchem Eifer er nach einer feſten religiöſen Geſinnung geſtrebt, und vorzüglich nach einem gründlichen Beweiſe für das Daſein Gottes Tag und Nacht geſucht hat. Letztern glaubte er endlich in dem nachher ſogenannten ontologiſchen Beweiſe gefunden zu haben, deſſen Erfinder er genannt wird. Er ſchloß hier nämlich von dem Begriffe eines höchſten und vollkommenſten Weſens auf deſſen Exiſtenz. — Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieſes Beweiſes, der ſchon zu Anſelms Zeiten in Gaunilo (Mönch zu Marmontier) einen Gegner fand, iſt Anſelms Beſtreben, eine natürliche Theologie oder Religionsphiloſophie zu gründen, für die damalige Zeit ſehr wichtig, um ſo wichtiger, da Anſelm von den Gegenſtänden, welche er beweiſen wollte, ſo feſt und innig überzeugt war, ja auch den richtigen Grundſatz aufſtellte: Vor allem Philoſophiren über Gegenſtände der Religion müſſe der Glaube ſelbſt feſtſtehen, und die Erkenntniß müſſe ſelbſt aus Religion hervorgehen. Ob nun gleich der Einfluß der Kirche und ihrer Lehrer, namentlich des geiſtesverwandten Auguſtinus auf ſeine philoſophiſche Denkweiſe nicht zu verkennen iſt, ſo gebührt ihm doch der Ruhm, die Grundſätze ſeiner Religionsphiloſophie in beſtimmterer dialectiſcher Form mit Scharfſinn und Leben entwickelt und dadurch zugleich den eigentlichen Grund zur ſcholaſtiſchen Philoſophie gelegt zu haben. Er ſtarb im J. 1000 und hinterließ vorzüglich durch ſeine Schriften de Veritate, de Libertate Arbitrii, durch ſein Monologium und Prologium, in welcher letztern Schrift er jenen Beweis aufgeſtellt hat, einen fortdauernden Ruhm.

Canthariden, ſ. Fliege.

Canton, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz gleiches Namens, ſonſt auch Quang=tong oder Koanton genannt, liegt unter 23 Gr. 30 Min. nördl. Br. und 113 Gr. 20 Min. öſtl. Länge, an den Ufern des hier ſehr breiten Fluſſes Taho. Sie iſt eine, wegen ihrer Größe, Reichthümer und ſehr zahlreichen Bevölkerung merkwürdige Stadt; der einzige See= und Handelsplatz, der den Europäern in China offen ſteht. Die Angabe der Miſſionarien, daß die Volksmenge eine Million betrage, iſt ſehr übertrieben; die Zahl von 75,000 für die Stadt möchte der Wahrheit am nächſten kommen. Der Umfang der ziemlich hohen Stadtmauern beträgt beinahe zwei deutſche Meilen, jedoch iſt nur ein Drittheil davon mit Gebäuden, das Uebrige mit Luſtgärten und Fiſchteichen beſetzt. Die Umgegend iſt äußerſt reizend, gegen Morgen hügelicht und gewährt dort eine liebliche Ausſicht. Die meiſten Häuſer haben nur ein Stockwerk, doch ſind die der Mandarinen und vornehmeren Kaufleute hoch und gut gebaut. Allenthalben ſieht man in der Stadt und den Vorſtädten Tempel und Pagoden mit den Bildern der chineſiſchen Gottheiten. Die ſehr volkreichen Straßen ſind lang und enge, mit flachen Steinen gepflaſtert, und in Zwiſchenräumen mit Triumphbogen geziert. Zu beiden Seiten ſieht man Waarenladen und ein fortlaufendes Vordach ſchützt Fußgänger und Hausbewohner vor den Sonnenſtrahlen. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittelſt eines Schlagbaumes zugleich mit den Stadtthoren geſchloſſen. Die hieſigen Kaufleute, welche ſich in den gangbarſten europäiſchen Sprachen mit hinreichender Verſtändlichkeit ausdrücken, treiben ihren Handel mit Porcellan, lackirten Waaren u. dgl. faſt allein mit Europäern. Auch gibt es hier eine von der chineſiſchen Regierung ernannte Geſellſchaft von 12 bis 13 Kaufleuten, der Cohong genannt, ausſchließlich bevorrechtet, die Ladungen fremder Schiffe zu kaufen und ihnen ihre Rückfrachten an Thee, grober Seide u. ſ. w. zu liefern; eine Einrichtung, die zwar den Privathandel beeinträchtigt, dagegen aber die Sicherheit der mit den Mitgliedern dieſer Körperſchaft handelnden Ausländer außer alle Gefahr ſtellt, weil jene ſolidariſch für einander haften. Fuhrwerke gibt es hier nicht, ſondern alle Laſten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen. Alle vornehmeren Einwohner bedienen ſich der Sänften. Nie ſieht man chineſiſche und ſelten tatariſche Frauenzimmer auf den Straßen. Die Factoreien der europäiſchen Nationen, namentlich die holländiſche, franzöſiſche, ſchwediſche, däniſche und engliſche, liegen auf dem ſehr bequemen und angenehmen Quai am Ufer des Fluſſes. Hier wohnen die Supercargos der Handelsgeſellſchaften, beauftragt, die eingeführten Ladungen zum Verkauf auszubieten, Rückfrachten zu beſorgen u. ſ. w. Unter den Mitgliedern der verſchiedenen Factoreien herrſcht die vollkommenſte Einigkeit und ein angenehmer, geſelliger Ton. Zunächſt der Stadt iſt der Fluß mit Böten (angeblich 40,000) bedeckt, welche einen gleichſam in Straßen abgetheilten ſchwimmenden Wohnort der ärmern Claſſe der Chineſen tatariſcher Abkunft bilden. Mehrere Tauſende leben hier familienweiſe, dürfen nie das Land betreten und nähren ſich vom Verdienſte, wozu ihnen die lebhafte Schifffahrt auf dem Fluſſe Gelegenheit gibt. Die hieſigen Fabrikarbeiten werden größtentheils in den Vorſtädten getrieben. Kein Europäer darf das Innere der Stadt betreten. Zu Wampo, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen von der Stadt, müſſen die europäiſchen Schiffe ausladen, ihre Frachtwaaren auf Lichterſchiffen bis an die Factorei bringen

laſſen und werden auch auf die nämliche Weiſe wieder beladen. Zwiſchen Wampo und der Stadt liegen drei Hoppo's oder Zollhäuſer, wo Ladungen und Paſſagiere aufs ſtrengſte unterſucht werden. In Canton iſt es im Sommer ſehr heiß, im December, Januar und Februar hingegen kalt; übrigens iſt der dortige Aufenthalt geſund und angenehm, wozu die Fülle und Wohlfeilheit der Lebensmittel und ſelbſt der Leckereien nicht wenig beiträgt.

Canton heißt überhaupt ein Bezirk. So war im Preußiſchen jedem Regiment ein Canton angewieſen, aus dem es ſeine Recruten zog, und cantonpflichtig heißt ſo viel als militärpflichtig. In demſelben Sinne heißt bei der neuen Eintheilung Frankreichs die Unterabtheilung eines Departements Canton (ſ. Departement). Insbeſondere werden die ſchweizeriſchen Republiken, ſowohl zuſammen (les louables Cantons), als auch einzeln, Cantons genannt, jedoch nur bei den Ausländern. — Cantonniren heißt in der Militärſprache, wenn die Kriegsvölker zwar aus dem Felde, aber noch nicht in die Winterquartiere gehen, ſondern blos in in einzelnen Orten nahe beiſammen liegen, um nöthigenfalls ſich bald wieder verſammeln zu können.

Canut I., König von England und Dänemark, beſtieg beide vereinigte Throne im J. 1015. Den Namen des Großen erhielt er wegen ſeiner Macht, wie Alfred ihn wegen ſeiner Tugenden erhalten hatte. Die von den Dänen in England begangenen Barbareien hatten ihnen eine noch barbariſchere Rache zugezogen. Ethelred II., der zwölfte König aus dem ſächſiſchen Stamme, hatte die Vertilgung dieſer Fremdlinge beſchloſſen, und ließ wirklich an Einem Tage alle Männer, Weiber und Kinder (im J. 1002) niedermetzeln. Der Schweſter des damals in Dänemark regierenden Königs Sveno hatte er in ſeiner Gegenwart den Kopf abſchlagen laſſen. Dieſen Greuel zu rächen, war Sveno in England gelandet und hatte Ethelred gezwungen ſich nach der Normandie zu flüchten. Er verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert, in gleichem Maße Treuloſigkeit wie Gewalt übend, und ſtarb 1014, noch ehe er ſeine Macht hatte befeſtigen können. Dies vollbrachte ſein Sohn und Nachfolger Canut. Er begann ſeine Herrſchaft damit, daß er die ganze Oſtküſte ſeines neuen Reichs verwüſtete, und die ſeinem Vater als Geiſeln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Naſe und Hände abhauen laſſen, zu Sandwich erſäufen ließ. Bald darauf kam er mit Verſtärkung aus Dänemark zurück, und ſetzte ſeine Verwüſtungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund zog ihm mit einem Heere entgegen, und wiewohl er jedesmal durch die Treuloſigkeit des Edrichs, ſeines Schwagers, geſchlagen ward, ſo wußte er doch ſo wohl ſich gegen Canut zu behaupten, daß die engliſchen und däniſchen Edeln, des langen Kampfes müde, auf eine Theilung Englands zwiſchen beiden Fürſten beſtanden. Ein feierlicher Vertrag ſicherte Canut den Norden, Edmund den Süden von England zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund, und ganz England fiel an Canut, der vor einer Reichsverſammlung durch falſche Zeugen beſchwören ließ, Edmund habe, mit Uebergehung ſeiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben ſeiner Krone eingeſetzt. Nachdem der Reichstag dieſe Ceſſion beſtätigt hatte, ſandte Canut die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, ſie zu tödten; dieſer aber ſchickte ſie nach Ungarn, wo ſie die großmüthigſte Aufnahme fanden. Ca=

nut, der ſeine Regierung mit Grauſamkeiten und Verbrechen begonnen hatte, ward in der Folge billig und menſchlich und zuletzt fromm und abergläubiſch. Den Uebergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, beſtrafte, und den ehrloſen Edrich hängen und nachher in die Themſe werfen ließ. Als er aber auf einer Reichsverſammlung die ſächſiſchen Sitten wieder herſtellte, und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Perſon und des Eigenthums zuſicherte, verwandelte ſich der Abſcheu, den ſeine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünſche. Völlig befeſtigte er ſeine Macht durch ſeine Vermählung mit Emma, der Wittwe Ethelreds. Jetzt, da er ſich ohne Furcht aus England entfernen konnte, ging er zwei Mal nach dem feſten Lande; das erſte Mal, um Schweden zu beſiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Aber nachdem er der mächtigſte Fürſt ſeiner Zeit geworden war, ergriff und durchdrang ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdiſcher Majeſtät, und trieb ihn an, ſich in die Arme der Religion zu werfen. Er erbaute Kirchen und Klöſter, und machte ſelbſt eine Wallfahrt nach Rom, wo er große Privilegien für die engliſchen Schulen erhielt. Dieſer Geiſt der Frömmigkeit beſeelte ihn auch, als er einſt, ſeine Schmeichler zu verwirren, ſich an den Meeresrand ſetzte, und bei zunehmender Fluth dem Meere Stillſtand gebot, da es aber dennoch anſchwellend ſeine Füße benetzte, mit den Worten aufſtand, daß nur der allmächtig ſei, dem der Ocean gehorcht habe, als er ihm geboten: „Bis hierher und nicht weiter!“ — Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland. Vier Jahre ſpäter ſtarb er im Jahr 1036 zu Shaftsbury. Sein Teſtament beſtimmte ſeinem älteſten Sohne, Swein, Norwegen; dem zweiten, Herold, England; dem dritten, Hardi-Canut, Dänemark.

Canzone, eine lyriſche Dichtart, provenzaliſchen Urſprungs. Schon bei den frühen italieniſchen Dichtern des 13. Jahrhunderts findet man ſie, anfangs freier und ungebundner, von Petrarca aber zu beſtimmten und regelmäßigen Formen ausgebildet. Daher Canzone Petrarchesca; aber auch Canzone Toscana, weil ſie von Toscanern ausgebildet wurde. Sie iſt in mehrere Stanzen abgetheilt, in welchen ſowohl die Art und Vertheilung der Verſe (elf- und ſiebenſylbige), als die Stellung der Reime gleichförmig iſt. Jedoch iſt weder die Anzahl der Stanzen ſelbſt, noch die Anzahl der Verſe, aus denen jede Stanze beſtehen kann, genau beſtimmt. Bei Petrarca findet man keine Canzone von weniger als fünf und mehr als zehn Stanzen, und in keiner Stanze weniger als neun und mehr als zwanzig Verſe. Gewöhnlich ſchließt die Canzone mit einer Stanze, welche kleiner als die übrigen iſt, und ripresa, congedo, comiato, Abſchied genannt wird. Bei Petrarca fehlt ſie faſt nie, bei ältern Dichtern öfters. Meiſt enthält ſie eine Apoſtrophe des Dichters an ſeinen Geſang, worin er von ihm Abſchied nimmt, ihm Aufträge gibt u. ſ. w. Seit den Zeiten von Odo delle Colonne, deſſen Blüthe in die Zeit von 1240 fällt, iſt ſie im Gebrauche. Uebrigens gibt es verſchiedene Arten und Namen der Canzonen, ſo wie verſchiedene Benennungen der einzelnen Theile derſelben. Zwei Arten ſind den Dichtern des Alterthums nachgebildet, die Canzone Anacreontica und Pindarica. Jene iſt in kleinere Stanzen, aus kürzern Verſen beſtehend, abgetheilt, mit gleichförmiger Reimſtellung durch alle Stanzen, aber unbeſchränkter Wahl der Verſe und Stellung der

Reime. Deshalb iſt die Verſchiedenheit hier faſt unzählig, ſo wie ſelbſt der Inhalt ſehr verſchiedenartig iſt. Nicht blos, wie Anakreons Name erwarten ließe, leichte anmuthige Lieder der Freude, der Liebe, des Scherzes findet man hierunter, ſondern auch Gedichte von feierlichem, erhabenem Inhalte und prächtigem, dithyrambiſchem Schwunge. Dieſer Inhalt und Schwung eignet ſonſt der Pindariſchen Canzone, welche Luigi Alamanni im 16. Jahrhunderte zuerſt in die italieniſche Poeſie eingeführt, Chiabrera hauptſächlich ausgebildet hat. Sie unterſcheidet ſich von der Petrarchiſchen durch höheren, kühneren Schwung, erhabnere Ideen, größere Freiheit in der Wahl der Versarten und Stellung der Verſe, und durch die Form ihrer Stanzen, die von den griechiſchen Chören entlehnt iſt. Wie dieſe in Strophe, Antiſtrophe und Epode abgetheilt ſind, ſo auch die Pindariſchen Canzonen, die wohl auch Canzoni alla Greca heißen. Dieſe Theile führen aber auch andere Namen. Bernardino Rota nennt ſie Ballata, Contraballata und Stanza, Antonio Minturno aber Volta, Rivolta und Stanza, welches Alles faſt mit dem Griechiſchen übereinſtimmt. Doch iſt auch hier die griechiſche Benennung die üblichſte geblieben. Unter den modernen Formen der Canzonen ſind zu bemerken die Canzone a ballo, eine ſehr alte italieniſche Dichtart, urſprünglich beſtimmt, zum Tanze (ballo) geſungen zu werden. Man nannte ſie auch Ballata. Seit dem 16. Jahrhunderte kommt dieſe Art bei den italieniſchen Dichtern nicht mehr vor. dd.

Canzonetta (Poeſie und Muſik). 1) In der italieniſchen Poeſie eine Canzone aus kurzen Verſen, wie bei den Dichtern des 15. Jahrhunderts ſehr im Gebrauche waren. Rinuccini und nach ihm Chiabrera haben deren in neuerer Zeit gedichtet und ihnen mehr Anmuth eingehaucht. Meiſt ſind es Lieder mit dem Ausdrucke zärtlicher Empfindung. In der Muſik verſteht man deshalb gemeiniglich darunter 2) kleine italieniſche Lieder, aber auch 3) kleine Melodien ohne Text, über welche Variationen geſetzt werden. dd.

Cap, Vorgebirge, eine Landſpitze, die ſich ins Meer hinein erſtreckt. Vorzugsweiſe iſt dies der Name des Vorgebirges der guten Hoffnung (Cap de bonne espérance), worunter man eigentlich die ſüdweſtliche Spitze des Hottentottenlandes in Afrika, im weitern Sinne aber die geſammten Beſitzungen der Europäer in jenem Lande verſteht. Die Hauptproducte dieſer ehemals holländiſchen, jetzt engliſchen Niederlaſſung, welche ſich unter einem mehr gemäßigten als heißen Himmelsſtriche von der Küſte über funfzig Tagereiſen landeinwärts erſtreckt, ſind: Küchengewächſe, Hülſenfrüchte, Getreide, Südfrüchte, der berühmte Capwein (auch Conſtantiawein genannt, weil er bei der Meierei Conſtantia wächſt), Rindvieh, Schafe und alle Arten Geflügel. Für die Oſtindienfahrer, die hier Erfriſchungen einzunehmen pflegen, iſt das Cap von der größten Wichtigkeit. Die Urbewohner des Landes ſind die Hottentotten. (S. Hottentotten und Buſchmänner.) Nach und nach haben ſich viele Europäer hier niedergelaſſen. Die einzige Stadt iſt die ſogenannte Capſtadt am Fuße des Tafelberges, mit 6000 Europ. und 12000 Negerſklaven. Das Cap wurde ſchon 1493 von Bartholomäus Diaz entdeckt, aber erſt 1650 mit einer Colonie bepflanzt. In dem Kriege mit Frankreich ging es an die Engländer verloren, welche im J. 1795 Beſitz davon nahmen. Durch den Frieden zu Amiens

(1802) wurde es zwar den Holländern wieder zugeſtanden, jedoch ſo, daß der Hafen den übrigen drei contrahirenden Mächten (Großbritannien, Spanien und Frankreich) offen ſtehen, und dieſe keine andere Abgaben bezahlen ſollten, als die Bataver ſelbſt. Zu Anfange des J. 1806 wurde die Capſtadt, nachdem die Engländer am 6. Januar gelandet, und den 8. der holländiſchen Beſatzung ein Treffen geliefert hatten, durch Capitulation an die Engländer übergeben, und zugleich das Eigenthum der bataviſchen ſowohl als der franzöſiſchen Regierung denſelben überliefert. Das ganze Cap iſt endlich durch den Vertrag vom 19. Auguſt 1814 definitiv den Engländern abgetreten worden. Die ganze Colonie zählt jetzt 50 bis 60,000 Menſchen, wäre aber wohl einer Bevölkerung von einigen Millionen fähig. Ein gutes Originalwerk über das Cap hat Deutſchland im J. 1811 erhalten: Reiſen im ſüdlichen Afrika in den J. 1803, 4, 5 und 6 von Heinrich Lichtenſtein, 2 Bde.

Capacität bedeutet in der Geometrie das Quantum der Inhaltsfähigkeit eines gehöhlten Körpers. Daher man von der Capacität eines Schiffes, eines Gemäßes ꝛc. ſpricht. — In der neuern Theorie von der Wärme bedeutet Capacität die verhältnißmäßige Fähigkeit einer gegebenen Quantität irgend einer Subſtanz, den Wärmeſtoff einzunehmen und zu behalten, oder die Eigenſchaft oder Neigung, nach welcher die Körper mehr oder weniger Wärmeſtoff bedürfen, um eine gegebene Temperatur in einer gegebenen Maſſe zu erzeugen.

Cap Breton, eine Inſel (112 Q.M. 3000 Einw.) unfern der Küſte von Newfoundland, wichtig wegen der Fiſcherei. Sie wurde 1763 von den Franzoſen an die Engländer abgetreten.

Cap Comorin, die äußerſte Spitze des Ghat- oder Ghautsgebirges in Hindoſtan.

Cap François, oder Capſtadt, Hauptſtadt des franzöſiſchen Antheils an der Inſel St. Domingo, jetzt Cap Henry, und die Reſidenz des Neger Königs Heinrich I. Sie iſt regelmäßig erbaut, aber offen, und wird durch Batterien, die eine gegen den Hafen, die andere auf der Landſeite, vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, Weiße und Schwarze, betrug 8000. Der Hafen iſt groß und tief, aber gegen die Nordwinde nicht völlig geſichert.

Cap Horn, die äußerſte Südſpitze des Feuerlandes.

Capelle bedeutet, in muſikaliſcher Hinſicht, eine Vereinigung von Tonkünſtlern, welche von Fürſten oder reichen Privatleuten beſoldet werden, um vollſtimmige Muſiken aufführen zu können. Urſprünglich heißen Capellen kleine, geiſtliche, entweder ſelbſtſtändige, oder in Kirchen und Privathäuſern ſelbſt angebrachte Gebäude, in welchen gottesdienſtliche Handlungen begangen werden. Da nun in dieſen kirchlichen Capellen bei vorkommenden Gelegenheiten geiſtl. Muſiken aufgeführt wurden; ſo belegte man auch die Geſellſchaft der dazu beſtimmten Tonkünſtler mit demſelben Namen. Nachher nannte man auch ſo alle Tonkünſtlervereine (Orcheſter, ſ. d. Art.) im Dienſte irgend eines Herrn, ſie mochten geiſtliche oder weltliche Muſiken aufzuführen haben. Eine ſolche muſikaliſche Capelle, welche Künſtler auf allen gebräuchlichen Inſtrumenten in ſich faſſen muß, iſt entweder ſtark oder ſchwach beſetzt. Die ſchwächſte Beſetzung kann jedoch nicht leicht weniger als vier Ausüber für die erſte und zweite Geige, zwei für die Bratſche, vier für die Bäſſe und zwei für jedes erſte und zweite Blaſeinſtrument in ſich faſſen. Denn die Geigeninſtrumente müſſen, wenn ſie gegen einfach beſetzte Blaſeinſtrumente den gehörigen Effect machen ſollen, vierfach beſetzt ſein. Im Allgemeinen werden alle dieſe Muſi-

ker nur zum Accompagniren, oder, wie man auch zu ſagen pflegt, Ripien zu ſpielen, gebraucht, und haben nicht nöthig, Soloſpieler im eigentlichen Verſtande zu ſein. Doch gibt es in jeder Capelle Muſiker, welche Solo zu ſpielen vermögen, und dieſe werden dann Concertſpieler genannt. Aber eine Capelle beſteht nicht nur aus Inſtrumentaliſten, ſondern auch aus Sängern. Dieſe ſind erſte und zweite Sopran-Sängerinnen, deren Stelle auch die Caſtraten einnehmen, Tenoriſten und Baſſiſten. Sie können, gleich den Inſtrumentaliſten, entweder Soloſänger oder bloße Chorſänger ſein. An der Spitze dieſes Tonkünſtlervereins ſteht der Capellmeiſter (maestro di capella), deſſen Amt es iſt, für das Bedürfniß der aufzuführenden Muſiken entweder durch eigene Compoſitionen, oder Herbeiſchaffung derſelben von andern Tonſetzern zu ſorgen, ſie richtig zu beſetzen, das Einſtudiren derſelben zu leiten und die Direction darüber bei der Aufführung ſelbſt zu übernehmen. Der Capellmeiſter muß außer der umfaſſendſten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orcheſter-Inſtrument wenigſtens theoretiſch kennen, und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbeſſern verſtehen. Er dirigirt ſeine Capelle bei Kirchenmuſiken mit der Orgel, bei Theater- und Cammermuſiken mit dem Flügel; zuweilen, beſonders bei kleinern Muſiken oder ſchwacher Beſetzung, auch mit der Geige. In der neuern Zeit haben die Capellmeiſter angefangen, ohne Inſtrument mit dem Tactſtocke aufzuführen, oder durch das Inſtrument wenigſtens nur nachzuhelfen. Der Capellmeiſter hat die Partitur vor ſich (ſ. d. Art.). Aus dieſer dirigirt er insbeſondere den Geſang, und überläßt die Führung der Capelle ſelbſt meiſtens dem Concertmeiſter, der an der Spitze der Geige ſteht. — Uebrigens erhalten auch ſolche Tonſetzer zuweilen den Charakter eines Capellmeiſters, die an einer Hauptkirche als Muſikdirector angeſtellt ſind, obgleich weder ſie ſelbſt, noch die Geſellſchaft Tonkünſtler, welche die Kunſt unter ihrer Anführung ausüben, von einem Hofe abhängen. In Italien wird jeder bei einer großen Kirche, bei einem Theater, oder bei einem Conſervatorium angeſtellte Tonſetzer Capellmeiſter genannt. Pq.

Capello (Bianca), ſtammte aus einer der angeſehenſten adelichen Familien Venedigs, und ward durch die Verwickelung ungewöhnlicher Ereigniſſe die zweite Gemahlin Franceſco's II. von Medici, Großherzogs von Toscana. Ein junger Florentiner, Namens Pietro Buonaventuri, der auf dem Comptoir der Salviati, mit denen er verwandt war, die Handlung erlernte, knüpfte im J. 1563 eine Intrigue mit Bianca an, welche ſich um ſo leichter ihrer Neigung überließ, als Buonaventuri ſich ihr als einen Verwandten und Handelsgeſellſchafter der Salviati ankündigte. Die beiden Liebenden gaben ſich, mit Hülfe von Nachſchlüſſeln, mehrere nächtliche Zuſammenkünfte, und flohen, da ſie entdeckt zu ſein fürchteten, noch in demſelben Jahre aus Venedig. Sie nahmen die koſtbarſten Juwelen des Hauſes Capello mit ſich. Dieſer Raub ſetzte Bianca's Verwandten in die äußerſte Wuth. Sie behaupteten, der ganze venetianiſche Adel ſei in ihnen beleidigt worden, und wirkten vom Senat einen Befehl aus, Pietro zu verfolgen, mit einem Preis von 2000 Ducaten für denjenigen, der ihn tödten würde. Sie ſchickten ihm ſogar Meuchelmörder nach, die ihn bis in Florenz verfolgten, wohin er ſich mit ſeiner Geliebten begeben hatte. Um dieſe Zeit lebte noch Cosmo I; allein der Regierung überdrüßig, hatte er alle Geſchäfte derſelben ſeinem Sohne Franceſco übergeben, deſſen Charak-

ter noch finſterer und grauſamer als der ſeinige war. Francesco ſollte ſich mit der Erzherzogin Johanna von Oeſterreich vermählen, allein ihr Stolz und ihre Kälte vermochten ihm keine Liebe einzuflößen. Buonaventuri begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft unter den Schutz Francesco's und duldete die engſte Verbindung zwiſchen dieſem Fürſten und ſeiner Gattin. Bis zu ſeiner Vermählung mit der Erzherzogin 1565 hatte Francesco dieſe Verbindung geheim gehalten; nach ſeiner Vermählung glaubte er dieſe Rückſichten nicht mehr nehmen zu dürfen. Er führte Bianca in ſeinen Palaſt ein, indem er Buonaventuri zu ſeinem Intendanten ernannte. Als aber die Anmaßungen deſſelben unerträglich wurden, ließ Francesco ihn im J. 1570 ermorden. Bianca wußte den Großherzog immer mehr zu feſſeln. Sein Entzücken erreichte den Gipfel, als ſie ihm, der mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin nur Töchter hatte, einen Sohn darbrachte, den ſie fälſchlich als ihr gemeinſchaftlich erzeugtes Kind untergeſchoben hatte. Faſt alle Mitwiſſer dieſes Betrugs ließ Bianca umbringen. Aber wider Erwarten gebar die Erzherzogin im folgenden Jahre ihrem Gemahl einen Sohn, und ſtarb 1578 bei der Niederkunft mit einem andern Kinde. Erſchüttert durch den Tod ſeiner Gattin und die Vorſtellung ſeiner Brüder verließ Francesco auf einige Zeit Florenz in der Abſicht, mit Bianca zu brechen. Dieſe dagegen ſetzte ihre ganze Geſchicklichkeit und alle Mittel der Verführung in Bewegung; ſie gewann den Beichtvater des Großherzogs, und noch nicht zwei Monate nach der Erzherzogin Tode ward ſie insgeheim Francesco's wirkliche Gemahlin. Aber eine geheime Ehe genügte weder dem Ehrgeize Bianca's, nach den Hoffnungen des Großherzogs, der nach dem frühen Tode ſeines mit der Erzherzogin erzeugten Sohnes einen andern von ſeiner zweiten Gemahlin erwartete. Er gab zuerſt Philipp II. von Spanien Nachricht von ſeiner Verbindung, und da dieſer ſie billigte, beſchloß er, ſie öffentlich bekannt zu machen. Er ließ der Republik Venedig erklären, daß er Willens ſei, ſich auf das innigſte mit ihr zu verbinden, indem er eine Tochter von St. Marcus zur Gemahlin nehmen wolle; und derſelbe Magiſtrat, der Bianca Capello öffentlich beſchimpft und auf ihres Gatten Kopf einen Preis geſetzt hatte, überhäufte ſie jetzt mit Ehrenbezeigungen. Eine Erklärung der Pregadi vom 16. Juni 1579 ernannte ſie zu einer wahren und eigentlichen Tochter der Republik; zwei Geſandte, begleitet von neunzig Nobili, erſchienen von Seiten Venedigs in Florenz, um der Adoption und der Vermählung beizuwohnen. Beide Ceremonien wurden im October 1579 mit großem Pomp gefeiert. Sie koſteten Toscana 300,000 Ducaten, zu einer Zeit, wo Hungersnoth und Unfälle aller Art das Volk heimſuchten. Durch die Anmaßungen Bianca's und ihres Bruders, der einige Zeit Miniſter war, wurde Francesco's Regierung dem Volke täglich verhaßter. Da Bianca einſah, daß ſie weder den früher untergeſchobenen Sohn zur Thronfolge bringen, noch, wie ſie zwei Mal entſchloſſen war, dieſen Betrug ohne Gefahr wiederholen könne, wünſchte ſie aufrichtig, ſich mit dem Cardinal Fernando von Medici, dem nächſten Thronerben, auszuſöhnen. Wirklich hatte derſelbe im J. 1587 mit ſeinem Bruder und deſſen Gemahlin eine Zuſammenkunft auf dem Poggio von Cajano. Man ſchien gegenſeitig ohne allen Groll zu ſein, aber wenige Tage nachher erkrankten plötzlich der Herzog und Bianca, und beide ſtarben am 19. October. Fernando legte ſeine geiſtlichen Würden nieder

und trat die Regierung an. Allein was er auch gethan, um den Verdacht einer Vergiftung von ſich zu entfernen, ſein Andenken iſt damit befleckt geblieben.

Caper, ein Schiff, welches zu Kriegszeiten von einer oder mehreren Privatperſonen (Armateurs, auch Reeder), oder auch auf Actien ausgerüſtet wird, um Schiffe von feindlichen Unterthanen, oder ſolche, die dem Feinde verbotene Waaren zuführen, wegzunehmen. Es wird durch eine Bewilligung der Admiralität ſeines Landes berechtigt, und dieſe von der Regierung herkommende Autoriſation, Caperbriefe (Lettres de marque) genannt, macht den Unterſchied zwiſchen dem Caper und dem Seeräuber oder Freibeuter. (Vergl. Seeräuberei.)

Capet, Capetinger, ſ. Frankreich.

Capi Aga iſt am türkiſchen Hofe der Vorſteher der Verſchnittenen. Er meldet zugleich Alle, welche den Großvezier ſprechen wollen, und führt die fremden Geſandten zur Audienz.

Capigi heißen die Wächter oder Thorhüter des Serails, gegen 400 an der Zahl. Ihr Vorſteher heißt Capigi Baſchi. Auch dienen ſie dazu, die Befehle des Sultans (unter andern auch denen, welche ſtrangulirt werden ſollen, die Schnur) zu überbringen.

Capillargefäße, ſ. Haargefäße.

Capitän, der Befehlshaber einer Compagnie. Im Mittelalter zeigte es einen Feldherrn, Feldhauptmann, an. Ein Schiffscapitän hat ein Schiff zu commandiren. Generalcapitän iſt in Spanien der höchſte Befehlshaber über die Landtruppen. In den Colonien auch der General-Gouverneur.

Capital, Capitäl, ſ. Säule und Säulenordnung.

Capital, Capitalrente u. ſ. w., ſ. Kapital, Kapitalrente u. ſ. w.

Capitälchen werden in der Sprache der Buchdrucker die lateiniſchen Buchſtaben genannt, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegoſſen ſind. Z. B. Aᴀᴀ, Mᴍᴍ.

Capitel, Hauptſtück, Abtheilung eines Buchs, daher auch Gegenſtand eines Geſprächs. Da die Regeln und Statuten der geiſtlichen Orden und Stifter in Capitel eingetheilt waren, wurde auch bald die Verſammlung der Ordensglieder und Stiftsherren, weil man dabei alle oder einige Capitel dieſer Regeln vorlas, und der Ort, wo ſie zuſammen kamen, ja auch der Verweis, den ein ſtraffälliges Mitglied bei Vorleſung des übertretenen Capitels der Regeln erhielt, Capitel genannt. Die Ritterorden, welche urſprünglich viel von der Verfaſſung der geiſtlichen angenommen haben, bedienen ſich deſſelben Ausdrucks von den Verſammlungen ihrer Glieder und ſelbſt einige Innungen nennen ihre Zunftverſammlungen Capitel. In der Bedeutung, daß man die Glieder einer Geſellſchaft als ein Ganzes betrachtet darunter verſteht, heißt nur das Collegium der ſtimmfähigen Domherren Capitel, und dieſe nennen ſich zum Unterſchiede von den nicht ſtimmfähigen jüngern Canonicis Capitularen. Mehr hierüber ſiehe in dem Art. Stift. E.

Capitolium, dieſe berühmte Burg des alten Roms, von deren Höhe herab ſich die Römer als Herrſcher der Welt erblickten, war auf dem capitoliniſchen Berge, dem kleinſten von den ſieben Hügeln Roms, erbaut, welcher in den frühern Zeiten der ſaturniniſche, auch tarpejiſche hieß. Der erſte Grund dazu wurde im Jahre Roms

140 von Tarquinius Priscus gelegt, vollendet aber ward es erſt nach Vertreibung der Könige. Zur Zeit der bürgerlichen Unruhen unter Sylla ging es in Flammen auf, wurde aber vom Senate wieder aufgebaut. Das nämliche Schickſal hatte es noch zweimal, und Veſpaſian und Domitian waren die Wiederherſteller deſſelben; der letztere ließ es vorzüglich prächtig wieder aufrichten, und verordnete die capitolinischen Spiele daſelbſt. Nach des Dionyſius Beſchreibung war der Tempel mit den außenſtehenden Säulen 200 Fuß lang und 185 breit. Eigentlich beſtand das ganze Gebäude aus drei Tempeln, welche dem Jupiter, der Juno und der Minerva gewidmet und durch Mauern von einander abgeſondert waren. In dem weiten Porticus wurden dem Volke die Triumphmahlzeiten gegeben. Die Statue Jupiters war ſitzend auf einem Seſſel von Gold und Elfenbein abgebildet, und beſtand in den älteſten Zeiten aus Thon, mit Mennige beſtrichen. Unter Trajan wurde ſie von Gold verfertigt. Das Dach des Tempels beſtand aus Erz; Q. Catulus ließ es vergoldet. Von eben der Beſchaffenheit war auch die Pforte. Ueberhaupt war an dem ganzen Gebäude Pracht und Koſtbarkeit verſchwendet. Die Vergoldung allein ſoll 12,000 Talente (gegen zwölf Millionen Thaler) gekoſtet haben, weswegen die Römer das Gebäude auch das goldene nannten. Die Dachziegel waren ebenfalls vergoldet. Auf dem Giebel ſtand eine Quadriga, anfangs von Thon, hernach von vergoldetem Erz. Der Tempel ſelbſt enthielt eine unermeßliche Menge der prächtigſten Geſchenke. Die wichtigſten Staatsacten, desgleichen die ſibylliniſchen Bücher wurden in demſelben aufbewahrt. Das heutige Capitolium (Campidoglio), welches auf dem Platze und zum Theil auf dem Grunde des alten Capitoliums ſteht, iſt ein neues Gebäude nach dem Riſſe des Michel Angelo. Der Hauptzugang auf daſſelbe bietet einen prächtigen Anblick dar; aber die Gebäude gehören, nach dem Urtheil der Kenner, unter Michel Angelo's minder vorzügliche Arbeiten. Es beſteht das neue Capitol aus drei Hauptgebäuden (in dem vorzüglichſten wohnt der Senator von Rom), welche den capitoliniſchen Berg nicht ganz bedecken. Auf den Ruinen des ehemaligen Tempels des Jupiters Capitolinus, von welchem man noch einige Säulen findet, ſteht jetzt eine Franciscanerkirche.

Capitulation (von Capita, Puncte, der Inbegriff gewiſſer Puncte), Wahlcapitulation, eine Uebereinkunft zwiſchen den Regierten (Volk) und dem von ihnen erwählten Regenten über die Rechte und Befugniſſe, welche dem letztern zugeſtanden werden, und über das Benehmen, das er gegen die Regierten zu beobachten hat. In monarchiſchen Staaten, wo eine uneingeſchränkte Regierungsform eingeführt und die Erbfolge vorher beſtimmt iſt, kann eine ſolche Uebereinkunft nicht Statt finden. Aber in den Ländern, wo ehemals die Wahl des Regenten von dem Volke oder deſſen Repräſentanten abhing, konnten dieſe den neuerwählten Regenten zu gewiſſen Bedingungen verbinden, deren Beobachtung er beſchwören mußte. Dieſe von den Wählenden dem Erwählten vorgeſchriebenen und von ihm angenommenen Bedingungen nannte man Wahlvertrag, Wahlcapitulation, die in allen dieſen Staaten als ein Reichsgrundgeſetz angenommen wurde. In Deutſchland wurde, bei der ehemaligen Verfaſſung des Reichs, dem neuerwählten Kaiſer eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er noch vor ſeiner Krönung beſchwören mußte. Schon in frühern Zeiten, unter den Carolingern, wurden zwi-

ſchen dem Könige, der den Thron beſtieg, und dem Volke gewiſſe Verträge gemacht, in welchen jener die Rechte des Volks und der Kirche zu beſchützen verſprach. In der Folge eigneten die Churfürſten ſich ausſchließlich das Recht zu, den von ihnen gewählten deutſchen Königen gewiſſe Bedingungen vorzuſchreiben. Am feierlichſten geſchah dieſes 1519 bei der Wahl Carls V., deſſen große Macht eine genauere Beſtimmung ſeiner Rechte nöthig zu machen ſchien, und dieſer von den Churfürſten des Reichs aufgeſetzte Wahlvertrag, den Carls Bevollmächtigte beſchwören mußten, ehe man ihm noch die Krone übertrug, iſt die erſte kaiſerliche Wahlcapitulation. Der neue Kaiſer wurde dadurch verbindlich gemacht, alle vorige Reichsgeſetze zu beſtätigen, alle Stände bei ihren hergebrachten Hoheiten und Rechten zu laſſen, ohne Einwilligung der Churfürſten keine Neuerungen im Reiche vorzunehmen, die Kirche zu beſchützen u. dgl. Dieſe Wahlcapitulation wurde nun eins der Grundgeſetze des deutſchen Reichs, und Carls Nachfolger mußten ähnliche Capitulationen beſchwören. Bei den weſtphäliſchen Friedensverhandlungen verlangten die übrigen Stände des Reichs, daß auch ſie, mit den Churfürſten zugleich, Antheil an der Wahlcapitulation haben ſollten, und daß eine beſtändige Wahlcapitulation entworfen würde. Ueber beide Anträge wurde in der Folge viel verhandelt, aber nichts entſchieden. Die Carl VI. vorgelegte Capitulation war zwar zum Theil nach dem Entwurfe der beſtändigen Wahlcapitulation eingerichtet; aber die Churfürſten behaupteten ſich fortwährend bei dem Vorrechte, ausſchließlich die Wahlcapitulation zu entwerfen, und dabei iſt es bis zu der gänzlichen Auflöſung des deutſchen Reichs verblieben. — Als Carl XII., König von Schweden, ohne männliche Erben ſtarb, wurde ſeine Schweſter, Ulrike Eleonore, (1719) von den Reichsſtänden zur Königin gewählt, ihr aber auch zugleich eine Capitulation vorgelegt, die ſie beſchwören mußte, und wodurch die willkührliche Gewalt, welche die Könige von Schweden bis dahin ausgeübt hatten, ſehr eingeſchränkt wurde. Guſtav III. änderte, wie bekannt, 1773 dieſe eingeſchränkte Regierungsform. — In Polen wurde ehemals jedem neuerwählten Könige ein Vertrag vorgelegt, den man *Pacta conventa* nannte, und erſt nachdem er dieſen beſchworen hatte, erhielt er die Wahlurkunde und wurde gekrönt. — Bei den ehemaligen Erz- und andern geiſtlichen Stiftern in Deutſchland (Mainz, Trier, Cöln ꝛc.) wo der Erzbiſchof, Biſchof oder Abt durch freie Wahl des Domcapitels zu ſeiner Würde gelangte, wurde dem Neuerwählten auch eine Wahlcapitulation vorgelegt, die er beſchwören mußte. Allen dieſen Wahlcapitulationen waren gewöhnlich die Bedingungen beigefügt, daß, wenn der Erwählte dawider handelte, er der Regierung verluſtig, oder das, worin er dawider gehandelt hätte, ungültig ſein ſollte. Ohngeachtet dieſer Clauſeln wurden doch die Wahlverträge oft übertreten, und zwiſchen Regenten und Unterthanen Streitigkeiten, welche durch jene vermieden werden ſollten, veranlaßt. — **Capitulation** heißt auch ein Vertrag, kraft deſſen ſich unter den darin enthaltenen Bedingungen eine belagerte Stadt, oder ein eingeſchloſſenes Truppencorps an den Feind ergibt; ferner die Zeit, auf welche ein Mann ſich verpflichtet, als Soldat zu dienen; und die Anzahl der Jahre, die einem jeden vom Staate geworbenen Recruten geſetzlich zu dienen beſtimmt iſt.

**Capo d'Iſtria** (Johann, Graf von), ruſſiſcher Staatsſecretär und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Er iſt zu Corfu geboren, trat früh in ruſſiſche Dienſte, und erhob ſich zum Staatsrath,

Staatsſecretär, Großkreuz des Wladimir-, Ritter des St. Annen-Großkreuz des k. öſterreichiſchen Leopold- und des k. preuß. rothen Adlerordens, und zeichnete ſich beſonders in der neueſten Periode durch ſeine diplomatiſchen Geſchäfte aus. Er war 1813 ruſſiſcher Geſandter bei der Schweiz, unterhandelte 1813 mit dem öſterr. Geſandten die neuen innern und äußern Verhältniſſe dieſer Republik, und verfügte ſich alsdann am 27. Sptbr. 1814 als ruſſiſcher Bevollmächtigter zum Congreß nach Wien, von wo ihn Napoleons neuer Einfall 1815 wieder ins Hauptquartier der Alliirten nach Frankreich rief. Er unterzeichnete als k. ruſſiſch. Bevollmächtigter den zweiten pariſer Frieden am 20. Nov. 1815, und kehrte alsdann mit ſeinem Monarchen nach Petersburg zurück, um an den Geſchäften des Staatsraths den thätigſten Antheil zu nehmen. Vorzüglich zeichnen ihn aus ſeine Bemühungen für Befreiung ſeiner griechiſchen Landsleute vom geiſtl. Joch, für die Aufrechthaltung der Staatsreligion gegen die Ränke der Jeſuiten, und für die Wiederherſtellung der Republik der Joniſchen Inſeln.

Cappadocien hieß im Alterthum eine der anſehnlichſten Provinzen Aſiens die einſt ein berühmtes Königreich war, und weſtlich an Lycaonien, ſüdl. an Cilicien und die ſyriſche Provinz Commagene, öſtlich an Armenien, nördlich an den Pontus grenzte. Im perſiſchen Zeitalter war der Name Cappadocien ausgedehnter, und begriff alle Länder zwiſchen dem Halys und Euphrat. Durch den erſtern Fluß wurde es von Phrygien und Paphlagonien, durch den letztern von Armenien getrennt. Mithin war auch das nachherige Pontus darunter begriffen. Die Perſer hatten es (nach Strabo) in zwei Satrapien getheilt, welche den Namen Groß Cappadocien (das nachherige eigentliche Cappadocien), und Klein Cappadocien (das nachherige Pontus) führten. Dieſe Eintheilung wurde jedoch nicht immer ſtreng beobachtet. Nach der Eroberung des Landes ſetzten die Perſer einen Satrapen aus der königl. Familie ein, deſſen Nachkommen unter dem Titel von Königen regierten, und ſich zuweilen unabhängig machten. Als Xenophon ſeinen berühmten Rückzug unternahm, ſtanden, wie es ſcheint, beide Cappadocien unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber ſein Land behielt, und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem perſiſchen Könige ward. — Groß Cappadocien war ein ſchlecht cultivirtes, von der Natur wenig begünſtigtes Land, deſſen Steppen meiſt nur zu Weiden für die Schafe taugten. Das Clima war rauh, und da es an Holz fehlte, ſo waren die Wohnungen der Einwohner niedrig und ſchlecht. Selbſt die Hauptſtadt Mazaca glich mehr einem Lager, als einer Stadt. Die Cappadocier, welche zum Unterſchied von den Syrern, mit denen ſie eine ähnliche Sprache hatten, auch Leucoſyri (die weißen Syrer) hießen, galten für dumm und tückiſch.

Caprara (Giambattiſta), Cardinal, Erzbiſchof von Mailand, päpſtlicher Legat, Graf und Senator des Königreichs Italien, Großwürdenträger des Ordens der eiſernen Krone, berühmt durch ſeine diplomatiſch geiſtlichen Miſſionen bei Joſeph II. und ſpäter bei Napoleon, war geb. zu Bologna den 29. Mai 1735. Sein Vater war der Graf von Monte Cocolli, und ſeine Mutter aus dem alten Geſchlechte der Caprara. Nach dieſer nannte er ſich. Er widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande. Schon im 25. Jahre ward er von Benedict XIV als Vicelegat nach Ravenna geſchickt. 1767 übertrug ihm Clemens XIII. die Nunciatur von Cöln, wo er dem Prinzen Maximilian die Mehrheit der Stimmen verſchaffte. Im J. 1775 war er

Nuncius in Lucern, und legte die Irrungen dieſes Landes mit dem päpſtlichen Stuhle glücklich bei. 1785 ging er als Pius VI Stellvertreter auf den, wegen der kirchlichen Neuerungen Josephs II., die er hintertreiben ſollte, ſchwierigen Poſten nach Wien. Seine Sendung ſcheiterte trotz ſeiner Geſchicklichkeit an Joſephs und Kaunitzens feſtem Sinne. Er ward 1792 Cardinal, trat das folgende Jahr in den päpſtlichen Staatsrath und erhielt 1800 das Bisthum von Jeſi. Im September 1801 ging er als Legatus a latere nach Frankreich, wo er mit Napoleon die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs, glücklich ordnen half. Kurz darauf ward er zum Erzbiſchof von Mailand ernannt. Als ſolcher weihte er 1805 Napoleon zum König von Italien. Er ſtarb krank und blind den 21. Juni 1810 in Paris, und vermachte alle ſeine Güter dem Hoſpitale zu Mailand. Er war ein Vater der Armen.

Capri, eine kleine Inſel im toscaniſchen Meere, am Eingange des Golfo von Neapel, von etwa 4000 Einwohnern bewohnt, und zwar felſig, aber ergiebig an Oel und Wein. Sie beſteht aus zwei hohen Bergen, welche durch eine Art von Thal, das ſich aber noch 5 bis 600 Fuß über die Meeresfläche erhebt, verbunden ſind. Rund umher iſt die Inſel mit hohen Felſen umgeben, welche nur Einen ſichern Zugang verſtatten. Das Thal zwiſchen beiden Bergen gehört zu den fruchtbarſten, geſundeſten und ſchönſten Landſtrichen Italiens. Bei den Römern hieß die Inſel Capreä. Auguſt tauſchte ſie von den Neapolitanern ein, und ließ ſie zu einem Ort des Vergnügens, der Erholung und der Ruhe einrichten, ohne jedoch Gebrauch davon zu machen. Tiberius aber brachte die ganzen letzten ſieben Jahre ſeines Lebens in ſchändlicher Zügelloſigkeit hier zu. Die Ruinen ſeines Palaſtes ſind noch vorhanden.

Capriccio, Caprice, iſt eine Art von Tonſtück, in welchem der Componiſt ſich nicht genau an die bei gewöhnlichen Tonſtücken eingeführte Ordnung oder Folge der Ausweichung bindet, und deſſen Veranlaſſung man nicht immer im Gebiet der Empfindung zu ſuchen hat. Man gibt die Benennung Capriccio öfters denjenigen Stücken, die blos zur Uebung für Inſtrumente geſchrieben ſind, und dann beſtehen ſie aus einer gewiſſen figurirten Notenfolge, die auf eine oder die andere Art modulirt iſt.

Caprification nennt man die eigenthümliche und merkwürdige Befruchtungsart der Feigen. Die Feigenbäume mit getrennten Geſchlechtern, d. h. diejenigen, wo ein einzelner Baum entweder lauter männliche oder lauter weibliche Blüthen trägt, würden ohne alle Befruchtung bleiben, wenn dieſe blos dadurch bewirkt werden ſollte, daß, wie bei andern Gewächſen derſelben Art, der Wind den männlichen Blüthenſtaub auf die weibliche Blüthe hinwehte, denn die geringe Oeffnung der Feige macht ſein Eindringen unmöglich. Die Natur hat hier auf eine eigne Weiſe die Erreichung ihres Zwecks bewirkt. Ein kleines Inſect, die Fliegenweſpe, legt ihre Eier in die innere Höhle der Feige. Aus dieſen Eiern entſtehen Larven, welche, wenn ſie ausgebildet ſind, hervorkriechen, ſich verpuppen und bald als geflügelte Inſecten erſcheinen, die inſtinctmäßig in die Feigen ein- und auskriechen. Iſt nun eine ſolche Fliegenweſpe in einer männlichen Blüthe geweſen und kriecht darauf in eine weibliche, ſo theilt ſie dieſer den an ihren Flügeln hängen gebliebenen männlichen Saamenſtaub mit und befruchtet ſie. Indeß haben neuere Naturforſcher die Wirkung, welche das Inſect auf die Frucht ausübt, auf den Stich beſchränkt, wodurch dieſelbe, gleich Aepfeln, die den Wurm haben, zeitiger gereift wird.

Capua, 1. das neue Capua, befeſtigte Hauptſtadt in Terra di Lavoro in Neapel, am Volturno, mit 7800 Einw. zwei Meilen von dem alten Capua, aus deſſen Trümmern ſie zum Theil im neunten Jahrhundert aufgeführt wurde. 2. Dieſes alte Capua, jetzt der Flecken S. Maria, war eine der ſchönſten und angenehmſten Städte in Italien, und zugleich ſo beträchtlich, daß man ſie mit Rom und Carthago verglich. Sie iſt vorzüglich dadurch berühmt, daß ſich Hannibal nach der Schlacht bei Cannä daſelbſt aufhielt, und daß ſie, wie man, jedoch ohne Grund, glaubt, den Muth ſeiner Soldaten erſchlaffte. Hannibal verſprach ihr, ſie zur Hauptſtadt von Italien zu erheben; ſie verband ſich daher mit ihm wider die Römer, welche ſie aber nach fünf Jahren eroberten. Die Vandalen verwüſteten ſie; Narſes ſtellte ſie wieder her; allein ſie wurde durch die Longobarden abermals zerſtört. Man ſieht noch Reſte alter Gebäude daſelbſt.

Capuciner, ſ. Franciscaner.

Caput Mortuum, ein techniſcher Ausdruck in der Chemie, den man auch ſchon häufig in der deutſchen Ueberſetzung Todtenkopf braucht. Es iſt im Allgemeinen die bei einer ſcheidenden Operation zurückbleibende unbrauchbare Subſtanz; bei den Metallen die nach der Fuſion im Schmelztiegel bleibende Unreinigkeit, der Kalk, die abgehobenen Schlacken; ferner alle nach einer Deſtillation zurückgebliebenen Körper; beſonders die verhärtete, taube Maſſe, welche nach dem Brennen des Scheidewaſſers ſich im Kolben findet. Klaproth und andere neuere Chemiker verwerfen dieſen Ausdruck als unpaſſend.

Capwein, ſ. Cap und Weine.

Caracalla (M. Aurelius Antonius Pius Baſſianus Britannicus.) Dieſer gekrönte Tyrann, dem ſeine Stelle neben Caligula und Nero gebührt, war der älteſte Sohn des Kaiſers Severus und im J. 188 zu Lyon geboren. Nachdem er im achten Jahre zum Cäſar und im elften zum Auguſtus proclamirt worden, nahm ihn ſein Vater, noch ehe er vierzehn Jahre alt war, zum Reichsgehülfen an. Nach Severus Tode 211 folgte ihm Caracalla gemeinſchaftlich mit Geta. Beide Brüder haßten ſich ſeit ihrer früheſten Kindheit. Sie herrſchten indeß einige Zeit gemeinſchaftlich. Caracalla führte Geta zu einer Unternehmung gegen die Caledonier. Nach einem ziemlich ſchimpflichen Frieden kehrten ſie zurück und hielten ihren feierlichen Einzug in Rom. Beide trugen darauf an, ihren Vater unter die Götter zu verſetzen. Dennoch ſuchten ſie einander zu ſtürzen. Sie hatten einen Augenblick den Plan, das Reich unter ſich zu theilen, dem ſich aber ihre Mutter Julia und die Großen des Reichs widerſetzten. Jetzt dachte Caracalla nur darauf, ſich ſeines Bruders durch Meuchelmord zu entledigen. Nach einigen mißlungnen Verſuchen heuchelte er das Verlangen, ſich zu verſöhnen, und bat ſeine Mutter, ihm eine Zuſammenkunft in ſeinem Zimmer mit ſeinem Bruder zu verſchaffen. Geta erſchien, und ward von mehrern dazu beſtellten Centurionen in den Armen ſeiner Mutter durchbohrt, welche ſeinen Tod nicht nur nicht beweinen durfte, ſondern ſogar erfreut darüber ſcheinen mußte. Reiche Geſchenke gewannen ihm die Herzen der Prätorianer, welche ihn als alleinigen Kaiſer ausriefen, und Geta für einen Feind des Staats erklärten. Von nun an war Caracalla's Leben nur eine Kette von Grauſamkeiten und Thorheiten. Alle, die mit Geta irgend eine Gemeinſchaft gehabt, ſelbſt deſſen Kinder, ließ er umbringen. Dio gibt die Zahl der Schlachtopfer auf 20,000 an. Aber auch viele von den Mördern ſeines Bruders ließ er hinrichten, und ihn ſelbſt

unter die Götter verſetzen. Er ſchien ſogar oft ihn zu beweinen. Sylla war ſein Vorbild, er ließ das Grab deſſelben aufſuchen und wieder herſtellen. Gleich dieſem Dictator bezahlte oder bereicherte er die Soldaten mit unbegrenzter Freigebigkeit. Eben ſo unbegrenzt waren zu dieſem Ende ſeine Erpreſſungen und Räubereien. Grauſam wie Caligula und Nero, aber thörichter als Beide, betrachtete er den Senat und das Volk mit gleichem Haß und gleicher Verachtung. Er griff ſie mit Schmähungen an, die er in Form von Edicten oder Reden ausgehen ließ. Mit beſonderm Eifer richtete er die Senatoren zu Grunde. Er gab allen freien Männern des Reichs das römiſche Bürgerrecht, und nahm zuerſt Aegypter in den Senat auf. Aber die größte aller ſeiner Thorheiten war ſeine Leidenſchaft für Alexander, den er in vielen äußern Dingen nachahmte. In der Meinung, daß Ariſtoteles an der Verſchwörung des Antipater Theil genommen, ließ er in ſeinem Enthuſiasmus für den macedoniſchen Eroberer die Werke des Philoſophen überall verbrennen. Auch Achilles war ein Gegenſtand ſeiner thörichten Verehrung. Er begab ſich nach Ilium, um das Grab dieſes Helden zu ehren, und vergiftete ſeinen liebſten Freigelaſſenen Feſtus, um dem Achill in ſeinem Schmerz um Patroclus nachzuahmen. Noch unſinniger erſcheint Caracalla auf ſeinen Kriegszügen. Zuerſt ging er nach Gallien, wo er Grauſamkeiten aller Arten beging. Darauf trug er ſeine Waffen über den Rhein gegen die Catten und Alemannen. Die Catten kämpften mit Muth und ließen ihn nur gegen eine anſehnliche Summe Goldes über den Fluß zurückgehen. Das Land der Alemannen betrat er als Freund und Bundesgenoſſe, und ließ Feſtungen darin erbauen, ohne daß ſich das Volk darüber beunruhigte. Sodann berief er die ganze junge Mannſchaft zuſammen, als wollte er ſie in ſeinen Sold nehmen, und ließ ſie von ſeinen Truppen, mit denen er ſie umringt hatte, niederhauen. Für dieſen großen Sieg nahm er den Namen Alemannicus an. Nachdem er über die Donau gegangen, traf er in Dacien auf die Gothen und erfocht über ſie einige Vortheile. Der Krieg, den er gegen die Parther vorhatte, rief ihn nach Antiochien. Artabanus, der damals regierte, willigte, durch ſeine Drohungen geſchreckt, in ſeine Foderungen und erlangte den Frieden. Abgares, König von Edeſſa, war ein Bundesgenoſſe der Römer. Caracalla lud ihn nach Antiochien ein, ließ ihn, als er ihn in ſeiner Gewalt hatte, mit Ketten belaſten, und bemächtigte ſich ſeiner Staaten. Als er dieſelbe Treuloſigkeit an Vologeſes, König von Armenien, ausgeübt, griffen die Armenier zu den Waffen und ſchlugen die Römer zurück. Caracalla ging hierauf nach Alexandrien, um die Einwohner für die Spöttereien zu ſtrafen, die ſie ſich gegen ihn erlaubt hatten. Während er die Vorbereitungen zu jenem großen Blutbade traf, brachte er dem Serapis Hecatomben und beſuchte Alexanders Grab, auf welchem er ſeinen kaiſerlichen Schmuck als Opfer zurückließ. Mehrere Tage und Nächte gab er ſodann die Einwohner der Metzelung und Plünderung preis, und ſah dieſem ſchrecklichen Schauſpiele von der Höhe des Serapistempels zu, in welchem er zuletzt den Dolch niederlegte, den er einige Jahre vorher auf ſeinen Bruder gezückt hatte. Der Wunſch, über die Parther zu triumphiren, bewog ihn, unter dem Vorwande, daß Artabanus ihm ſeine Tochter zur Ehe verſagt habe, den Frieden zu brechen. Er fand das Land ohne Vertheidigung, plünderte es aus, durchzog Medien und näherte ſich der Reſidenz. Die Parther, welche über den Tigris in die Gebirge zurückgegangen waren, rüſteten ſich, mit allen ihren Kräften im

folgenden Jahre über die Römer herzufallen. Caracalla erwartete ſie nicht, ſondern ging nach Meſopotamien zurück, ohne ein parthiſches Heer geſehen zu haben. Der Senat, dem er die Unterwerfung des Orients meldete, erkannte ihm einen Triumph und den Beinamen Parthicus zu. Unterrichtet von den Rüſtungen der Parther, wollte er den Krieg gegen ſie aufs neue beginnen, als der Präfect der Prätorianer, Macrin, den er durch Beleidigungen ſich feind gemacht hatte, ihn zu Edeſſa auf dem Wege zum Tempel des Lunus (217) ermordete. Uebrigens iſt die Regierung dieſes Fürſten, eine von denen, die den Thron der Cäſaren am meiſten befleckt haben, merkwürdig durch die großen Denkmähler, die er in Rom errichten ließ, durch die prächtigen Bäder, die ſeinen Namen trugen, und durch einen Triumphbogen, welcher die Thaten des Severus verherrlicht. Trotz ſeiner Verbrechen ward Caracalla unter die Götter verſetzt.

Caraccas, oder Venezuela, ein großes Land im nördlichen Südamerika, bis 1811 ein ſpaniſches Generalcapitaniat. Es liegt an der Nordküſte, und grenzt öſtlich an das atlantiſche Meer (12° bis 8° N. B.), nördlich an das caraibiſche Meer, weſtlich an Neu-Granada (Santa fé) ſüdlich an Braſilien. Auf 23,242 Q. M. enthielt es, vor dem noch fortwährenden Vertilgungskriege der Spanier unter Morillo (S. d.) und der Republikaner unter ihrem Dictator Bolivar (S. d. u. Paez), 900,000 Einwohner, theils Urbewohner, wie Caraiben, Otomaken, u. a. m. theils über 218,000 Neger. Das Clima iſt, ungeachtet das Land faſt bis unter den Aequator ſich erſtreckt, nichts weniger als unerträglich heiß; denn es zieht ſich durch daſſelbe von Weſten nach Oſten, in einer Breite von 10 bis 20 Meilen, ein Arm der Anden, die Sierra de Merida, welche von 4,000 bis 14,790 Fuß hoch anſteigt, und ſich endlich der Inſel Trinidad gegenüber verflächt. Die Hauptſtadt Caraccas (mit 50,000 Einwohnern und einer Univerſität) liegt 6 Stunden vom Meere, am Fuße des 8,400 Fuß hohen Berges, la Silla, am Fluß Guayra (der ſich durch den Hafen La Guayra (Goayre) ausmündet), in einen Höhe von 2,760 Fuß. Daher kömmt die ſtete, angenehme Temperatur, welche ſelten in unerträgliche Hitze ausartet. Das ganze Jahr hindurch ſteht das Thermometer 76 bis 85° Fahrenh., ſelten ſinkt es im Winter auf 52°. Nach Süden hin verlaufen ſich die Berge in ungemeſſene Ebenen, Llanos genannt; treffliche Weiden für die zahlreichen, faſt wilden Herden, die den Stadtbewohnern gehören. Der Winter in Caraccas iſt die ſogenannte Regenzeit vom April bis in den Novbr. Dann regnet es jeden Tag im Durchſchnitt 3 Stunden, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß alle Ströme (der Orinoko mit ſeinen Nebenflüſſen) das Land weit umher überſchwemmen. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt außerordentlich groß. Der undurchdringliche Wald auf der Oſtſeite liefert zwar überflüſſiges Bauholz; allein man kann es nicht ausführen, weil man es nicht über die Berge und noch weniger über die Flüſſe zu ſchaffen verſteht. Die köſtlichſten Hölzer, die zu Tiſchlerarbeiten und zu feinerem Hausgeräthe ungemein brauchbar ſind, werden in geringer Menge ausgeführt. Vanille, Cochenille und eine unzählige Menge Arzeneien, Harze und Balſame, erzeugen die Wälder, aber die Europäer wiſſen kaum den Namen der Bäume, die dieſe Subſtanzen liefern, und die Einwohner bekümmerten ſich bisher faſt gar nicht um die Reichthümer ihres Bodens. Man fing zwar an, Kaffe, Baumwolle, Kakao, Indigo, Zucker und Tabak zu bauen, und der Varinas und Maracaibokanaſter ſind bekannt, aber

auch dieſe Cultur iſt wieder vernachläſſigt worden, ſo wie die Perlenfiſcherei, die im 16. Jahrh. jährlich 800,000 Piaſter eintrug. Den wichtigſten Handel hat die Hptſt. Caraccas, mit dem Hafen La Guayra. Der beſſere Hafen Porto Cavallo liegt in einer ungeſunden, ſumpfigen Gegend. Von 1793 bis 1800 hatte ſich die Ausfuhr (vorzüglich Tabak, Kakao, Indigo, Baumwolle, Kaffee, Mauleſel, Häute, Pferde, Kupfer, Perlen) faſt um 6 Mill. Dollar vermindert, woran die ſchlechte Verwaltung der Colonien und der Krieg zwiſchen Großbritannien und Spanien, ſo wie der ſpätere zwiſchen der Colonie und dem Mutterlande Schuld waren. Denn am 5. Juli 1811 erklärte ſich das Land unter dem Namen der Vereinigten Provinzen von Venezuela für unabhängig. Der Freiſtaat beſteht aus 7 Provinzen: Caraccas (3845 Q. M. m. 500,000 Einw.), Cumana (mit der St. gl. N., die 24,000 Einw. hat), Barinas, die Inſel Margaretha, Barcellona, Truxillo und Merida. Die Hptſt. der Inſurgenten iſt Angoſtura. Vgl. d. A. Weſtindien.

Caraccioli (Louis Antoine de), war 1721 zu Paris geboren. Sein Vater, der von der berühmten neapolitaniſchen Familie dieſes Namens abſtammte, hatte ſein Vermögen durch Law's Syſtem verloren. Nachdem er zu Mons ſeine Studien gemacht hatte, trat er 1739 in die Congregation des Oratoriums, nahm den letzten Unterricht in dem Collegium Vendôme und ging dann nach Italien. Sein Name, ſeine perſönlichen Eigenſchaften und ſeine Kenntniſſe waren ihm hinreichende Empfehlungen. Benedict XIV. und Clemens XIII. nahmen ihn ehrenvoll auf. Er beſuchte hernach Deutſchland und Polen, wo er Gouverneur der Söhne des Fürſten Rewski, Kronfeldherrn und erſten Senators des Königreichs, ward, welcher ihm das Patent als Oberſt gab. Er ſchrieb darauf das Leben Wenceslaus Rewski's, des berühmteſten aus dieſer Familie. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich lebte er zu Tours und ſpäter zu Paris, und ſchrieb eine Menge von Werken, die ſich zwar weder durch tiefe Anſichten, noch durch einen glänzenden Styl auszeichnen, aber ſämmtlich Religioſität und eine geſunde Moral athmen, und vielen Beifall fanden, auch zum Theil ins Italieniſche, Engliſche und Deutſche überſetzt wurden. Von ſeinen Schriften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde, nennen wir nur die Lettres intéressantes de Clément XIV. (Paris 1775, 2 Vol. und 1776, 2 Vol.), offenbar das vortrefflichſte aller ſeiner Werke, das auch jetzt noch, nachdem Caraccioli, der bis an ſeinen Tod nur der Ueberſetzer zu ſein vorgab, für den Verfaſſer erkannt iſt, einen Theil des Intereſſe behalten hat, das es bei ſeiner Erſcheinung erregte.

Caracten, Masken, die nicht im Domino, ſondern in nachgeahmter gewöhnlicher Kleidung gewiſſer Stände erſcheinen. In der Converſation werden ſie auch häufig Charaktermasken genannt.

Caraibiſche Inſeln oder kleine Antillen, ſ. Antillen. Den Namen Caraiben haben ſie von ihren Urbewohnern, den Caraiben, erhalten, die aus Nordamerika in der Nähe von Florida, durch innerliche Kriege vertrieben, auf dieſe Inſeln und auch nach Guiana in Südamerika wanderten, wo ſie, durch flüchtige Negerſclaven verſtärkt, noch in Freiheit und öfters im Kriege mit den europäiſchen Coloniſten leben. Von den Inſeln aber wurden ſie im 18. Jahrhunderte meiſtens verdrängt; nur auf St. Vincent findet man noch 100 und auf Dominica 30 Familien von rothen Caraiben. Ihre Farbe iſt olivenbraun, ſie bemahlen ſich aber mit Orleans, um

ſich gegen Inſectenſtiche zu ſichern. Sie ſind tapfer und leben ohne Verfaſſung. Auf der Inſel St. Vincent ſind auch ſchwarze Caraiben, aus einer Vermiſchung von Negerſclaven mit caraibiſchen Weibern entſtanden. Ihre Anzahl ſteigt auf 2000 Familien. Sie ſind braunſchwarz und haben ſich, aller Anſtrengung der Engländer ungeachtet, mit Gewalt der Waffen im freien Beſitz ihres Antheils an der Inſel erhalten. Das caraibiſche Meer grenzt in Norden und Oſten an die Antillen, in Süden an das feſte Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela iſt.

Caraiten oder Caräer heißen bei den Juden diejenigen, welche die Tradition des Talmud verwerfen, und ſich blos an den Buchſtaben der Schrift halten, im Gegenſatz der Rabbaniten (ſ. d.).

Caravaggio (Michel Angelo Amerighi oder Morigi, genannt Michel Angelo di), ein berühmter Mahler, geboren zu Caravaggio im Mailändiſchen im J. 1569. Er war anfänglich Maurergeſelle, legte ſich auf das Studium der Mahlerei und zeichnete ſich bald aus. Man kann ihn als den Erfinder einer neuen Manier anſehn, die eine Menge Nachahmer fand. In der Kunſt, auf einer Fläche den Gegenſtänden die Rundung und Erhöhung zu geben, welche ſie in der Natur haben, iſt Caravaggio einer der erſten. Mit der Kraft und Wahrheit des Halbdunkels verbindet er die Kraft und Wahrheit des Colorits, und dies charakteriſirt ihn. Um die Wirkung hervorzubringen, beleuchtete er die Gegenſtände gern von oben mit geraden Lichtern. Er gab der Natur, welche er nachahmte, breite und kräftige Schattenmaſſen, wodurch das Licht ſehr gehoben und eine große Wirkung hervorgebracht wird. Aber auch ſeine Fehler ſind nicht zu verkennen. Nachahmung der Natur war ſein höchſtes Ziel. Er ahnete nicht, welchen Ruhm ein Meiſter erwirbt, der mit dieſem erſten Erfolg Hoheit der Ideen und eine verſtändige Anordnung zu verbinden weiß. Hannibal Caracci und Dominichino glänzten vielleicht bei ihren Lebzeiten weniger als Carravagio, aber nach ihrem Tode erhielten ſie einen ausgezeichnetern Platz, weil ſie, ohne das Colorit und das Studium der Natur zu vernachläſſigen, nach Correctheit der Zeichnung und Erhabenheit der Gedanken ſtrebten. Meiſterhaft iſt Caravaggio in der Carnation. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre an einem heftigen Fieber 1609. Die Mahler, die ihm am meiſten nachgeahmt haben, ſind Manfredi, Valentin und Ribeira mit dem Beinamen Eſpagnolet.

Caravaggio, ſ. Caldara.

Caravanen werden große Reiſegeſellſchaften in der Levante und in Afrika genannt, die ſich, um vor den Räubern geſichert zu ſein, zuſammenbegeben, und hauptſächlich die Handlung oder die Beſuchung des Grabes Mahomeds zu Mecca zur Abſicht haben. Eine ſolche Geſellſchaft hat oft mehr als tauſend Cameele bei ſich, welche das Gepäck und die Waaren tragen, und welche einzeln hinter einander gehen, ſo daß ein ſolcher Zug bisweilen eine Meile lang iſt. Sie reiſen der Hitze wegen meiſtens nur bei Nacht. Da jeder Mahomedaner in ſeinem Leben wenigſtens einmal das Grab Mahomeds beſuchen muß, ſo gehen alljährlich von mehreren Sammelplätzen Caravanen nach Mecca, z. B. von Cairo, zu welcher ſich die Conſtantinopolitaner ſchlagen, von Damaſcus, von Perſien, von Indien u. ſ. w. Der Anführer einer ſolchen Mecca-Caravane, der einiges Geſchütz zur Bedeckung mit ſich führt, wird Emir Adge genannt. Handlungs-Caravanen erwählen ſich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, welchen ſie Caravan-Bachi nen-

nen, und welcher zugleich die Tagreiſen beſtimmt. — Caravanen-Thee, ſ. Thee.

Caravanſerais ſind im Orient eine Art von Gaſthäuſern, welche auf allen Landſtraßen und in Gegenden, wo in einer beträchtlichen Strecke keine Städte und Dörfer gefunden werden, angelegt ſind, um den Reiſenden ein Obdach zu gewähren. Sie ſind zum Theil ſehr prachtvoll erbaut, enthalten aber eigentlich keine Mobilien, daher der Reiſende Bett und Teppich mitbringen muß. In vielen geſchieht die Aufnahme unentgeldlich.

Carbonari (wörtlich: Köhler), der Name einer politiſchen, weit ausgebreiteten, geheimen Geſellſchaft in Italien, welche, ſoviel bekannt geworden iſt, den Zweck hatte, alle italieniſchen Staaten in einen Bund, als Republik oder als conſtitutionelle Monarchie, zu vereinigen, und vom fremden Einfluſſe zu befreien. Dieſe Geſellſchaft ſoll anfangs gegen die franzöſiſche Oberherrſchaft gerichtet geweſen, und ſelbſt von England unterſtützt worden ſein. In der Folge ſcheint die Abſicht der Geſellſchaft eine andere Richtung genommen zu haben. Sie war beſonders 1813 und 1814 und bei Napoleons Zurückkunft von Elba thätig. Mürat ſchien bei ſeinem abenteuerlichen Vorrücken gegen die Lombardei auf ihren Beiſtand zu zählen. Im J. 1814 wurden in Mailand mehrere vornehme Militärs als Theilnehmer dieſer Verbindung eingezogen. Die öſterreichiſche Regierung hat ſie 1820 ſämmtlich für Hochverräther erklärt. In Neapel bewirkten ſie die von den Truppen erzwungene Annahme der ſpaniſchen Conſtitution im Juli 1820

Carbunkel, auch Carfunkel, Rubin. Die erſtere Schreibart iſt nach dem Lateiniſchen gebildet. Die ältern Schriftſteller haben über die beſondern Eigenſchaften dieſes Edelſteins viel gefabelt. Die Myſtiker Paracelſus und Jacob Böhme ſetzten einen hohen Werth in den Carfunkel. Verſchiedne unſrer neuen Dichter ſind ihnen darin gefolgt, haben aber auch vielen Spott erfahren, z. B. die Carfunkelweihe, romantiſches Trauerſpiel von Till Balliſtarius 1817. Der Carbunkel des Auges iſt eine kleine brennende dunkelrothe Geſchwulſt im Weißen des Auges, oder auf der Hornhaut, welche in eine Bandkruſte übergeht, und Blindheit, Brand des ganzen Augapfels und oft den Tod ſelbſt zur Folge hat (Carbunculus oculi).

Carcaſſe, ein Kopfzeug, eigentlich das dazu erforderliche Gerippe von Draht; auch eine Brandkugel, die aus vielen durch einzelne Bänder zu einer einzigen Kugel vereinigten Handgranaten, Piſtolenläufen und allerlei Feuerkugelzeuge beſteht; endlich das Gerippe eines Schiff, wenn es noch ohne Wände, Verdecke, Maſten und Segel auf dem Stapel liegt.

Cardano (Geronimo). Dieſer berühmte Arzt und Geometer war 1501 zu Pavia geboren. Man glaubt, daß er ein uneheliches Kind geweſen. Er ward indeß in dem Hauſe ſeines Vaters, Facio Cardano, der als Arzt und Rechtsgelehrter wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit berühmt war, mit Sorgfalt auferzogen. Zwanzig Jahre alt ging er nach Pavia, um ſeine Studien zu vollenden, und ſchon 2 Jahre darauf erklärte er den Euklides. Mit ſeinem 33. Jahre fing er an zu Mailand die Mathematik, ſodann die Medicin zu lehren. Er kehrte ſpäter nach Pavia zurück, lehrte einige Zeit zu Bologna, und da er hier ſich Streitigkeiten zugezogen, begab er ſich nach Rom. Hier ward er in das mediciniſche Collegium aufgenommen und erhielt eine Penſion vom Papſte. Die Einladungen des Königs von Dänemark

nahm er in Rückſicht auf das Clima und die Religion des Landes nicht an. Der letztere Grund ſeiner Weigerung ſcheint ſonderbar, da er der Irreligion angeklagt ward; aber die Biographen ſind in Anſehung ſeiner wahren Religionsmeinungen wenig einig. Sie führen widerſprechende Stellen an, die nicht befremden dürfen von einem Manne, der ſich in cabbaliſtiſchen Träumereien verlor der einen Dämon familiaris zu haben vorgab, von dem er Warnungen erhielte u. ſ. w. Durch alles dies reizte er die Theologen gegen ſich an, welche lebhaft ſeine Orthodoxie angriffen; man ſetzte ihn ſogar in die Zahl der Atheiſten. Damit that man ihm gewiß Unrecht. Nach unſerer Meinung war Cardano abergläubiſch und hegte Chimären, die mit den herrſchenden Meinungen nicht übereinſtimmten. Er glaubte ſo feſt an die Aſtrologie, daß er mehrere Male das Horoſcop ſeines Lebens zog, und die Falſchheit ſeiner Vorausſagungen nicht der Unſicherheit der Kunſt, ſondern ſeiner Unwiſſenheit zuſchrieb. Seine zwei Schriften, De subtilitate und De rerum varietate, enthalten das Ganze ſeiner Phyſik, ſeiner Metaphyſik und ſeiner naturhiſtoriſchen Kenntniſſe, und können als intereſſante Beweiſe gelten, auf welche Abwege der menſchliche Geiſt gerathen kann. Cardano ſchrieb auch über die Medicin und gab unter vielem Wuſt einige glückliche Ideen an. Sein Ruf als Arzt war ſo groß, daß der Primas von Schottland, der ſeit zehn Jahren krank war und die Aerzte des Königs von Frankreich und des Kaiſers umſonſt zu Rathe gezogen hatte, ihn zu ſich berief. Und wirklich ſtellte Cardano die Geſundheit dieſes Prälaten her. Hat er indeß wirklich Anſprüche auf die Dankbarkeit der Gelehrten, ſo iſt es in der Mathematik, wiewohl auch hier Manches durch ſein Betragen zweifelhaft geworden. Die Algebra, welche ſeit ihrer Entſtehung nur in Italien bearbeitet worden war, reizte den Wetteifer der Mathematiker, die ihre Entdeckungen ſorgfältig geheim hielten, um ſich bei ihren öffentlichen Wettſtreiten, zu denen ſie ſich herausfoderten, damit den Rang abzugewinnen. Cardano erfuhr, daß Tartalea die Auflöſung der Gleichungen des 3. Grades gefunden habe, entlockte ihm deren Mittheilung durch Liſt und unter dem Verſprechen der Verſchwiegenheit, machte dieſe Methode aber dennoch 1545 in ſeiner Ars magna bekannt. Es erhob ſich ein heftiger Streit darüber, der jetzt nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann. Die Ehre, der Erfindung ſeinen Namen zu geben, blieb demjenigen, der ſie zuerſt bekannt machte, und noch jetzt nennt man ſie die Formel Cardano's. Man glaubt einſtimmig, daß Cardano einige neue Fälle erfand, die in Tartalea's Regel nicht begriffen ſein mochten, daß er die Vervielfältigung der Wurzeln der höhern Gleichungen und endlich das Daſein negativer Wurzeln, deren Gebrauch er jedoch nicht kannte, auffand. — Cardano's Leben ward vielfältig beunruhigt, nicht nur durch die Angriffe ſeiner Feinde, ſondern auch durch ſeine eigenen Laſter, die man aus dem Bilde kennen lernt, welches er ſelbſt in dem Werke De vita propria von ſich entwirft. Die Freimüthigkeit darin geht ſo weit, daß diejenigen, die ihn mit Nachſicht beurtheilt haben, genöthigt geweſen ſind, anzunehmen, daß er Anfälle von Tollheit gehabt habe. — Er ſtarb wahrſcheinlich im J. 1576, wie Einige ſagen, eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben. Seine ſämmtlichen Werke, deren Anzahl ſich auf mehr als funfzig beläuft, ſind zu Lyon 1663 in 10 Foliobänden geſammelt erſchienen.

Carden, Weberdiſteln, erhält man von einem Gewächs (dipsacus vel carduus fullonum), das viele Aehnlichkeit mit einem Di-

ſtelkopfe hat, wild wächſt und durch Cultur veredelt wird. Die Tuchbereiter brauchen ſie zum Rauhen oder Auflockern des gewalkten Tuches. In Italien werden ſie aus Bologna, in Frankreich aus Rouen und Sedan, in Deutſchland aus Nürnberg, Bamberg und andern Orten bezogen.

Cardinal iſt der Name eines Geiſtlichen in der cathol. Kirche, der ein Mitglied des Conclave und mit der Macht bekleidet iſt, bei der Papſtwahl mitzuſtimmen. Er folgt dem Range nach unmittelbar auf den Papſt. Die Cardinäle behaupten demnach fürſtlichen Rang und führen den Titel Eminenz. Wie der Urſprung der Cardinalswürde in Dunkel gehüllt iſt, ſo haben auch über die Abſtammung des Namens verſchiedene Meinungen geherrſcht; und doch ſcheint nichts einfacher, als ihn von dem Worte cardinalis (vorzüglich, vornehm) abzuleiten, womit unter dem Kaiſer Theodoſius auch die höchſten Civilpoſten im Staate bezeichnet wurden. Die Cardinäle, die mit dem Papſt das Conclave oder heilige Collegium bilden, haben drei Rangordnungen, Diaconen, Presbyter und Biſchöfe. Ihre Zahl iſt ſehr ſchwankend geweſen und war anfangs gering. Der Cardinal-Diaconen gab es zuerſt nur ſieben; nach und nach ſtieg ihre Anzahl auf 18 und wurde ſpäter auf 14 beſchränkt. Cardinal-Presbyter gibt es funfzig; dazu kommen endlich die 6 Cardinal-Biſchöfe, von Oſtia, Porto, Sabina, Paleſtrina, Fraſcati und Albano. Um die Heiligkeit der Cardinalswürde zu vermehren, hat man wohl den Papſt und die Cardinäle mit Moſes und den ſiebzig Aelteſten verglichen. Die Wahl der Cardinäle hängt allein vom Papſt ab. Die Namen derer, welche er dazu beſtimmt, läßt er in dem Conſiſtorium mit der Formel Fratres habebitis (Ihr ſollt zu Brüdern erhalten ꝛc.) vorleſen. Den Gewählten wird ihre Wahl mit Ueberſendung des rothen Cardinalhuts bekannt gemacht. Ihre Kleidung beſteht in einem Chorrock mit kurzem Purpurmantel, und in einem Käppchen, über welchem ſie einen Hut mit ſeidenen herabhangenden Schnüren, an deren Enden Quaſten ſind, tragen. Die Farbe iſt entweder roth oder violett.

Cardinoide, iſt in der höhern Geometrie eine krumme Linie von einer herzförmigen Geſtalt.

Carga heißt das Verzeichniß der Kaufmannsgüter, die in ein Schiff geladen werden, auch zuweilen die Ladung ſelbſt. Cargador, ein Mäkler, der für einen Schiffer Ladung ſucht, ihm auch die Ankunft geladener Waaren anzeigt. Cargo, der Geſchäftsmann, welcher von den Eigenthümern der Ladung angenommen wird, um die Direction über den Verkauf der urſprünglichen Ladung und die Einnehmung der neuen Ladung am Orte der Beſtimmung des Schiffs zu führen; daher Super-Cargo, Unter-Cargo. Cargaiſon, eine Schiffsladung, die ein Kaufmann in fremde Länder ſchickt, um ſie zu verkaufen.

Caricatur, ein aus dem Italien. entlehnter Kunſtausdruck, von caricare, überladen, übertreiben (charger bei den Franzoſen; daher auf dem Theater chargirte Rollen. Wir gebrauchen auch im Deutſchen das Zeitwort Carikiren). Caricatur iſt demnach eine Darſtellung, worin Theile, Eigenſchaften, Merkmahle, durch Menge oder Größe übertrieben worden ſind, die Aehnlichkeit aber dennoch unverkennbar bleibt. Durch den Contraſt, welcher ſich dem Betrachtenden dabei unfehlbar aufdringt, werden ſie meiſt lächerlich, und daher kommt es, daß man gewöhnlich, wiewohl unrichtig, bei der Caricatur zunächſt und hauptſächlich an das Lächerliche denkt. Es gibt

aber nicht blos lächerliche, es gibt auch ſchreckliche Caricaturen. Entwickelt man ſich die Urſache jenes Contraſtes, ſo findet man den Grund. Jener Contraſt geht hervor aus einer Vergleichung des angeſchauten Individuellen mit dem Muſterbilde, welches der Phantaſie von der Gattung vorſchwebt, des Abweichenden mit der allgem. Normalidee. Dieſe Normalidee kann nie ganz verloren gehen, weil ſonſt das dargeſtellte Weſen aufhören würde, der Gattung anzugehören. Indem nun ein Theil nach dieſer unaufgeblichen Normalidee gearbeitet iſt, die übrigen aber entweder allzuſehr ins Miniatur oder ins Coloſſale ausarten, mithin dort zu viel unter, hier zu viel über der Normalidee ſtehen, geht jener Contraſt hervor, deſſen vorhin gedacht wurde, und den man nicht gewahr werden kann, ohne das gegebene Mißverhältniß nach Urſache und Wirkung zu beurtheilen. Was in der Caricatur der allgemeinen Gattungsnorm gemäß iſt, wird für die Urſache, das Uebrige für die Wirkung genommen, die nun entweder als zu groß, oder als zu klein erſcheint. Das Erſte gibt die ſchreckliche, das Zweite die lächerliche Art der Caricatur. Mit Recht ſagt daher Bendavid: „ein Kind von gehöriger Größe mit einem coloſſalen Kopfe, coloſſalen Armen u. ſ. w. iſt eine fürchterliche Caricatur: ein erwachſener Menſch mit einem kleinen Näschen, kleinem Mündchen und einem ſüßen Stimmchen iſt ein putziger, ſchnurriger Kerl, eine lächerliche Caricatur.“ Es kann aber auch Caricaturen geben, in welchen beides gemiſcht iſt, z. B. der Bramarbas, der ſich ein martialiſches Anſehn dadurch zu geben ſucht, daß er außerweſentliche Theile über die Normalidee unmäßig vergrößert, als den Schnurbart, Haarzopf, Stiefeln, Sporn, Hut, Säbel u. ſ. w., wobei das Lächerliche dieſer Furchtbarkeiten ſtets wieder um ſo mehr hervorſtechen wird, je mehr es etwa mit der kleinen Figur des Bramarbas contraſtirt. Das furchtbar ſein Sollende wird aber hier aus keinem andern Grunde lächerlich, als weil die menſchliche Willkühr ins Spiel tritt. Fürchterliche Caricaturen, bei denen dies nicht der Fall iſt, kann man als bloße Monſtroſitäten betrachten, die durchaus kein Vorwurf für die ſchöne Kunſt ſein können. Sie ſind unverſchuldetes Unglück, welches nur unſer Mitleid in Anſpruch nehmen kann, wenn ſie nicht geradezu Entſetzen und Abſcheu erregen. Deshalb ſind Alle, die, um Caricaturen darzuſtellen, ſich in Aufſtellung unverſchuldeter körperlicher Gebrechen erſchöpfen, welche nur kindlicher oder bübiſcher Muthwille zum Gegenſtande der Verſpottung nehmen kann, vom Weſen der Caricatur eben ſo ſchlecht, als vom Zwecke der ſchönen Kunſt unterrichtet. Freilich iſt's wahr, wer nur die obige Erklärung von Caricatur kennt — und auf ſie läuft meiſt hinaus, was darüber geſagt worden iſt — der kann leicht zu jenem Irrthum verleitet werden. Deſto nothwendiger aber iſt es, bei jener Erklärung nicht ſtehen zu bleiben. Die andere liegt ganz nahe. Wenn nämlich Darſtellung unverſchuldeter körperlicher Gebrechen hier nicht Statt finden ſoll, ſo werden im Gegentheil die verſchuldeten ganz eigentlich hieher gehören. Dieſe, Abdrücke der innern Häßlichkeit, geben ſich theils in der ganzen körperlichen Beſchaffenheit, theils und vornehmlich in den beweglichen Zügen des Geſichts zu erkennen. Der ganze Körper wird vollkommen deutliche Erſcheinung einer mißgebildeten Seele, Ausdruck des intellectuell oder moraliſch fehlerhaft Charakteriſtiſchen in einem menſchlichen Individuum oder einer Geſammtheit ſolcher, z. B. eines Standes, einer Secte u. ſ. w. In dieſem Sinne hat der erſte Leonardo da Vinci ſeine Caricaturen gezeichnet. Hier ſieht man den Zänkiſchen, den Mürriſchen, den Prah-

ler, den Faullenzer, die Feiſtheit des Gefräßigen, die Ausſchweifung des Wollüſtlings, die Plumpheit des Ungebildeten, das Lachen der Dummheit u. ſ. w. mit charakteriſtiſcher Treue dargeſtellt, und die ſonſt weniger bemerkbaren Züge nur ſtärker hervorgehoben. Allerdings findet ſich da Abweichung von der Idealnorm der Wohlgeſtalt des innern und äußern Menſchen, deſſen Neigungen und Leidenſchaften mit der Vernunft in ſchöne Harmonie geſetzt worden ſind; an eigentliche Uebertreibung des fehlerhaften Charakteriſtiſchen iſt aber noch nicht zu denken. Dieſe entſteht erſt durch Idealiſirung. Man denke hierbei nur nicht an Verſchönerung, denn wie es eine Idealiſirung ins Schönere gibt, ſo gibt es auch eine ins Häßliche (ſ. Ideal); dort und hier wird das jedesmalige Charakteriſtiſche bis zu dem Puncte der möglichen Vollkommenheit geſteigert. Die Vollkommenheit im Schlechten wird natürlicher Weiſe, je mehr ſie erreicht worden iſt, nur um ſo ſichtbarere Unvollkommenheit in moraliſcher und äſthetiſcher Hinſicht; dieſe Unvollkommenheiten aber ironiſch als Ideale aufgeſtellt, ſind die eigentlichen Caricaturen, die man deshalb erklären kann als: Ideale geiſtiger Mißbildungen im angemeſſenen Ausdruck und entſprechender Geſtaltung des Körpers, wenn man vornehmlich auf bildende Kunſt ſieht; oder Handlungsweiſen, die nach der zum Grunde liegenden Denkart und Geſinnung Ideale geiſtiger Mißbildung beurkunden, wenn man die Poeſie berückſichtigt. Nach dieſer Erklärung kann es nicht ſchwer fallen, den bisher noch unausgemachten Streit der Aeſthetiker, ob und in wiefern Darſtellungen von Caricaturen in der ſchönen Kunſt zuläſſig ſeien, zu entſcheiden. Vollkommen zweckmäßige Darſtellung der verſchuldeten geiſtigen Gebrechen der Menſchen iſt der Gegenſtand der Satire; Caricaturen ſind deshalb die Ideale des Satirikers. So lange man noch deſſen Anſprüche auf einen, und zwar ehrenvollen, Platz auf dem Parnaß nicht abgewieſen hat, was mit allen Sophiſtenkünſten nie erreicht werden wird, ſo lange darf man auch die Caricaturen nicht als Gegenſtände äſthetiſcher Darſtellung verwerfen. Und zwar weder die ſchrecklichen, noch die lächerlichen, denn beide fallen in das Gebiet des Satirikers, der entweder mit erhabenem Ernſte die Böſewichter, oder mit komiſcher Laune die Narren des menſchlichen Geſchlechts darſtellt. Dorthin gehören die ſelbſtverſchuldeten moraliſchen Gebrechen, welche die ſchrecklichen, hieher die ſelbſtverſchuldeten intellectuellen Gebrechen, welche die lächerlichen Caricaturen geben. Jene ſind Gegenſtand der pathetiſchen, dieſe der komiſchen Satire (ſ. Satire). So müßte man ſie nun ſchon in der Poeſie, der Satire und Comödie laſſen; allein es fragt ſich, ob auch in der bildenden Kunſt? Wahr iſt es, daß hier die Caricaturen dem gebildeten Geſchmack anſtößig, und der Bildung deſſelben hinderlich ſind. Immer haben ſie etwas Widriges, welches hier, wo der Gegenſtand unmittelbar vor den äußern Sinn gebracht wird, weniger gemildert als in poetiſchen Darſtellungen iſt, und man darf daher ein Zeitalter mit vorherrſchender Neigung für Caricaturen als ein Zeitalter des Ungeſchmacks annehmen. Damit iſt nun aber noch keineswegs ihr völliges Verbannungsurtheil ausgeſprochen, welches nur von der Entſcheidung einer andern Frage abhängen kann; ob nämlich der Zweck der bildenden Kunſt Schönheit oder Charakteriſtik ſei? Iſt das Erſte, ſo ſind ſie verwieſen; iſt das Zweite, ſo erhalten ſie ſich. Ohne uns in jene verwickelte Frage hier tiefer einzulaſſen, deuten wir einſtweilen blos einen Ausweg an. Wie man die ital. von der niederländiſchen Schule,

eine Madonna della Sedia von einem Kopfe Denners unterſcheidet, die letzteren aber, um vieler Trefflichkeiten willen, gern beſtehen läßt, wiewohl hinter den erſten, ſo kann man überhaupt die Charakteriſtiker neben jenen beſtehen laſſen, welche die reine Schönheit erſtreben und darſtellen. Wie dieſe ganz in der Poeſie ſind, ſo nähern ſich jene der Proſa; es gibt auch in der Poeſie Gattungen, die näher an die Proſa grenzen, hauptſächlich jene, die ſich in der Moral begegnen. Unter den Werken dieſer Art gibt es treffliche, obgleich ſie nicht reinpoetiſch genannt werden dürfen. Setzen wir in der bildenden Kunſt etwas Aehnliches, ſo laſſen ſich Darſtellungen von Caricaturen in ihr, wofern ſie rechter Art ſind, retten; ſie entſprechen der Satire und Groteske in der Poeſie (ſ. Grotesk), und ſo werden ſie auch ſchon von den Alten gebraucht, die unter ihren Masken eine Menge Caricaturen haben. Mehrere herkulaniſche Gemählde beweiſen daſſelbe. Allein ſie laſſen ſich auch wirklich nur retten, wofern ſie rechter Art ſind, d. h. wofern die Idee derſelben in der That poetiſch, das Dargeſtellte in der angegebenen Art charakteriſtiſch und der Zweck moraliſch (im weitern Sinn) iſt. Muſterhaft in dieſer Art iſt Hogarth. Eine rühmliche Erwähnung verdienen indeß auch: Annibale Carracci, Ghezzi, Callot, und unter unſern Landsleuten vornehmlich Ramberg (ſ. d. Art.). Ungleich frazzenhafter ſind mehrere politiſche Caricaturen, die hauptſächlich in London in ſo großer Menge erſchienen ſind, daß man dicke Portefeuilles damit anfüllen könnte. Die Engländer ſcheinen ſich beſonders zu dieſem Geſchmacke hingeneigt zu haben, vielleicht mehr, weil er ihrer politiſchen Freiheit, als weil er ihrem Schönheitsſinne zuſagte. Die Freiheit geht hier aber nicht ſelten bis zur zügelloſen Frechheit, indem das Heiligſte und Erhabenſte dem Spott und der Verachtung Preis gegeben wird. Die engliſchen Geſetze verbieten bei Strafe alle Schmähſchriften; allein der Geſetzgeber vergaß, daß der Künſtler eben ſo gut ſchmähen kann, als der Schriftſteller. Gilray und Bunbury ſind es hauptſächlich, von denen die neuen brittiſchen Caricaturen ſtammen. Den letztern hat man öfters den neuen Hogarth genannt, und er verdient dieſen Namen in ſo fern, als er ſein glückliches Talent öfters zu moraliſchen Zwecken benutzt hat. — Bei ſo viel Vorliebe der Engländer für Caricaturen iſt es nicht zu verwundern, wenn wir nur von einem Engländer (Grooſe, Lond. 1788. überſ. v. J. G. Grohmann, Leipz. 1799.) eine Theorie derſelben erhalten haben, die jedoch vielerlei zu wünſchen übrig läßt. Ueberhaupt dürfte es unthunlich ſein, da Regeln vorſchreiben zu wollen, wo dem Witze und der genialen Laune ſo Vieles überlaſſen werden muß. dd.

Carien, eine Landſchaft auf der Küſte von Kleinaſien, der Inſel Rhodus gegenüber. Die Hauptſtadt war Halicarnaß. Carien war früher ein eignes Königreich, kam aber nachher unter perſiſche Herrſchaft und war eine eigne Satrapie.

Carillon, das Glockenſpiel, ohne Zweifel eine gothiſche Erfindung, die man in den Niederlanden ſehr liebt. Man glaubt, daß die erſten Glockenſpiele zu Aloſt in Flandern im J. 1487 verfertigt worden ſind. Es gibt deren mancherlei Gattungen. Einige ſind mit Walzen, die von Zeit zu Zeit gewechſelt werden, und laſſen ſich nicht nur alle Stunden Tag und Nacht mit demſelben Stücke hören, ſondern bezeichnen auch die halben und Viertelſtunden durch kürzere Strophen, ja ſelbſt die halben Viertelſtunden durch einen einzelnen Schlag (wie das in Berlin auf dem Thurme der Parochialkirche befindliche, welches aber auch geſpielt werden kann). Andere dieſer Carillons haben zugleich

eine Art Tangenten, welche die Glocken berühren, und nach Art eines Claviers geſpielt werden können, jedoch nicht mit den Fingern, ſondern mit der Fauſt, welche, um den Schlag auf die Taſte mit der gehörigen Kraft thun zu können, mit einem ledernen Ueberzuge verſehen wird. So ſchwierig auch die Behandlungsart iſt, ſo gibt es doch Glockenſpieler (auch Carillonneurs oder Campaniſten genannt) von bewundernswürdiger Fertigkeit, welche dreiſtimmige Sätze ausführen, ja ſelbſt Läufer, Triller und Arpeggio's herausbringen. Burney erzählt, ein Carillonneur zu Löwen, Namens Scheppen, habe mit einem der ſtärkſten Violinſpieler daſiger Gegend gewettet, daß er eins der ſchwerſten Solo's, das dieſer für die Violine geſetzt hatte, auf den Glocken ausführen werde, und habe die Wette gewonnen. Ein anderer berühmter Meiſter der Art war Potthof, Organiſt an der alten Kirche und Campaniſt auf dem Rathhausthurme zu Amſterdam. Er war ſeit ſeinem 7. Jahre blind, erhielt im 31. die erwähnte Stelle, und ſpielte, obgleich jede Taſte ein Gewicht von 2 Pfund erfoderte, ſein Glockenſpiel mit einer Leichtigkeit, wie einen Flügel. Er ließ ſich im J. 1772 vor Burney mit einigen Fugen darauf hören. — Noch verdient ein anderes, der Harmonica ähnliches Inſtrument, das ebenfalls Carillon hieß, hier Erwähnung. Es wurde daſſelbe im J. 1740 auf Koſten des Grafen Brühl in Dresden von den Tonkünſtlern Kummer und Petzig (nachher in Berlin) aus porzellanenen Bechern und Schalen, welche dazu in Meißen gefertigt worden, zuſammengeſetzt, enthielt vier Octaven, und wurde mit ſechs Zoll langen hölzernen, mit Scharlach überzogenen Stäbchen geſchlagen. Leider wurde dieſes Kunſtwerk bei einem Brande zu Stade (1767) ein Raub der Flammen.

Carl der Große. Mehr als je ein Völkerbeherrſcher verdient dieſer Frankenkönig den Beinamen des Großen, den die Geſchichte ihm beigelegt hat. Denn groß war er nicht nur in dem, was ſein Zeitalter ſchätzte, ehrte und ſuchte, in kriegeriſcher Wirkſamkeit, in kühne Bewunderung und Staunen erregenden Unternehmungen, ſondern auch in dem, was es kaum kannte, nicht achtete, am wenigſten ſuchte und liebte, in Bildung des Geiſtes und Gründung des Glückes ſeiner Völker durch dieſelbe. Hier ein kurzer Umriß ſeines thatenreichen Lebens. Carl, König der Franken und ſpäterhin Kaiſer des Occident, wurde geb. im J. 742 auf dem Schloſſe Salzburg in Oberbaiern. Andere geben das Schloß Ingelheim bei Mainz, noch andre Aachen als ſeinen Geburtsort an. Sein Vater war Pipin der Kleine oder Kurze, König der Franken, ein Sohn Carl Martels, der durch ſeinen Sieg über die Araber im J. 732 unweit Poitiers und Tours die europäiſch-chriſtliche Bildung vom Untergang rettete und daher mit Recht eine neue Aera in der Geſchichte Europens bezeichnet. Nach dem Tode des Vaters, der im J. 768 erfolgte, wurde er als König gekrönt und theilte, nach des Vaters Willen, Frankreich mit ſeinem jüngern Bruder Carlmann; allein die Bedingungen dieſer Theilung wurden mehrmals geändert, ohne daß ſie jedoch die Zufriedenheit der Theilenden begründen konnten. Dieſe Unzufriedenheit wurde vornehmlich durch den König der Longobarden, Deſiderius, unterhalten, deſſen Tochter die Gemahlin Carlmanns war. Carlmann ſtarb und hinterließ nebſt ſeiner Wittwe zwei Söhne. Mit dieſem floh die Mutter nach Italien zu ihrem Vater, weil ſie des Schwagers Gemüthsart fürchtete, die ſie durch das Schickſal ihrer Schweſter, welche Carl verſtoßen hatte, weil ſie ihm keine Kinder brachte, erkannt zu haben glaubte. Carl bemächtigte ſich nun allein des Reichs und faßte die Zügel der Regierung mit kräftiger

Hand. Der Umfang ſeines Reichs war ſchon jetzt bedeutend genug, denn ihm gehorchte ganz Frankreich und ein Theil von Deutſchland, wenn gleich nicht in ſolcher Unterwürfigkeit, wie die ſpätern Zeiten zeigen. Unter Carls erſte auswärtige Unternehmungen gehört, außer den Kriegen gegen die Sachſen, ſein Zug nach Italien gegen den König der Longobarden, Deſiderius, der ſich wegen der Verſtoßung ſeiner Tochter an dem Eidam dadurch zu rächen ſuchte, daß er in Frankreich Unruhen anſtiftete und nährte, was ihm um ſo leichter wurde, da die Großen des Reichs einen muthigen Freiheitsſinn und große Liebe zur Unabhängigkeit von der Herrſchaft der Könige offenbarten. Allein ehe er dieſe ausführen konnte, hatte er ſein Anſehen in den ererbten Ländern zu behaupten und zu befeſtigen ſuchen müſſen, und dies konnte ihm nur durch Entwickelung ſeiner Talente als Krieger und die Unerſchütterlichkeit ſeines Charakters als Regent gelingen, wobei jedoch die Umſtände immer die Klugheit nicht zu verſchmähen riethen. Die Völker Aquitaniens waren die erſten, welche ſich unabhängig zu machen ſuchten. Carl zog gegen ſie mit einem nicht ſehr zahlreichen Heere, allein er rechnete auf ſeinen Bruder Carlmann, dem damals ein Theil Aquitaniens gehörte. Dieſer erſchien auch wirklich im Felde, allein im entſcheidenden Augenblicke verließ er ſeinen Bruder in der Gefahr, der nun allein den ungleichen Kampf zu beſtehen hatte. Mit großer Klugheit und Tapferkeit wußte er ſich den lange zweifelhaften Sieg zu erringen (770), und die Widerſtrebenden kehrten unter das Scepter des Siegers zurück. In dieſem Feldzuge hatte der jugendliche Held ſo ausgezeichnete kriegeriſche Talente entwickelt, daß die Furcht ſeines Namens ſelbſt den muthigſten Freiheitsſinn ſeiner Vaſallen bändigte. Allein Carl hatte in dieſen Kämpfen ſich doch auch von der Nothwendigkeit überzeugt, die Großen ſeines Reichs theils durch den immer wachſenden Glanz ſeines Namens niederzuhalten, theils ſie immerfort in bedeutenden Unternehmungen zu beſchäftigen, um ihre Aufmerkſamkeit von den innern Angelegenheiten des Reichs abzulenken. Hätte daher Carln auch nicht die eigene Neigung zu großen Unternehmungen, zu Eroberungen und Kriegen geführt, wo ſich ſeine Talente im vollen Glanze zeigen konnten, ſo würde ihn ſchon die innere Lage des Reichs dazu verleitet haben. Als er daher Herr von Frankreich war, bildete er den Plan, die Sachſen zu unterwerfen, wobei ihm noch überdies ſein übertriebener Eifer für das Chriſtenthum und deſſen Ausbreitung zur erträglichen Ausrede diente. Die Sachſen, ein damals noch heidniſches Volk, hatten einen anſehnlichen Theil von Deutſchland, beſonders die Gegenden zwiſchen der Weſer und Elbe, inne, und zogen, wie alle barbariſche Völker, für welche Unabhängigkeit das erſte Gut des Lebens iſt, die Plünderung friedlichen Gewerben, das Umherſchweifen den feſten Wohnſitzen vor. Sie hatten mehrere Anführer, und bildeten verſchiedene Stämme, welche ſelten geneigt waren, ſich in einem gemeinſamen Intereſſe zu vereinigen. Carl begann den Krieg mit ihnen im Jahre 772 *) und erſt im Jahre 804 gelang es ihm, ſie

*) Ein Einfall der Sachſen in das Gebiet der Franken war der Vorwand zu dem erſten Kriege, den Carl gegen ſie führte. Die andern Kriege wurden durch Empörungen dieſes kriegeriſchen Volkes erzeugt, das, obgleich überwunden, doch nie ganz unterworfen, erſt nachdem es das Chriſtenthum angenommen, völlig beruhigt wurde. Einen Theil der Sachſen verfolgte Carl nach Flandern und in die Schweiz, und ihre

ganz zu unterwerfen. Zwei und dreißig Jahre widerſtanden ſie einem Sieger, der, zuweilen nachſichtig bis zur Unklugheit, oft ſtreng zur Grauſamkeit, eben ſo eifrig beſtrebt, ſie zu bekehren, als zu unterjochen, nur erſt dann Herr ihres Landes wurde, als er es faſt gänzlich in eine Einöde verwandelt hatte. Sicherlich würden ſich die Sachſen ſelbſt gegen Carls Macht und großes Genie behauptet haben, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerſpalten geweſen wären, und einen einzigen Führer gehabt hätten. Der, welcher den meiſten Ruhm in jenen Kämpfen erwarb, war Wittekind, und nächſt ihm Alboin, welche aber endlich das Chriſtenthum annahmen (783). Um den langen Widerſtand der Sachſen begreiflich zu finden, darf man nicht vergeſſen, daß die Art, wie die Heere jener Zeit organiſirt waren, jedes Jahr einen Stillſtand der Operationen herbeiführte, indem der Heerbann nur für einen Feldzug galt, und Carl zu gleicher Zeit auch gegen die Longobarden, die Hunnen, die Saracenen, die Britannier und die Dänen Krieg zu führen hatte, und daß die Größe ſeiner Staaten die Empörungen der Vaſallen erleichterte, weshalb er oft genug zu thun hatte, nur den Frieden im Innern aufrecht zu halten, und ſich in ſeinem Anſehen zu behaupten. Seine Kriege mit den Sachſen wurden oft mit unbeſchreiblicher Grauſamkeit geführt, allein oft verſtand er ſich zu einer Art von Waffenſtillſtand und friedlicher Ausgleichung, wenn er durch andere Sorgen gedrängt wurde. So rief, indeß ſich eben Carl an den Ufern der Weſer mit den Sachſen ſchlug, der Papſt Hadrian ſeine Hülfe an, als der König der Longobarden, Deſiderius, ihm das Exarchat von Ravenna, das Pipin der Kurze dem heil. Stuhle geſchenkt hatte, wieder entriß, und in ihn drang, die beiden Söhne von Carls Bruder zu krönen, damit Carl als Uſurpator erſcheinen und ſeine Unterthanen ſich von ihm wenden möchten. Die Gefahr war dringend. Schnell verließ Carl Deutſchland und zog durch verborgene Wege der Alpen mit ſeinem Heere nach Italien. Deſiderius hatte ſich nach Pavia geflüchtet, welches von den Longobarden muthig und mit Glück vertheidigt wurde. Endlich aber fiel die Stadt doch in die Hände der Belagerer, auch Deſiderius gerieth, ſo wie die Wittwe Carlmanns nebſt ihren Söhnen, in Carls Gewalt. Alle wurden nach Frankreich abgeführt. Deſiderius endigte ſein Leben in einem Kloſter, und über das Schickſal der Andern ſchweigt die Geſchichte. Carl ließ ſich nun im Jahre 774 zum Könige von Italien mit der bekannten eiſernen Krone krönen. Obgleich nun das eigentliche Königreich der Lombarden aufhörte, ſo behielten doch die Provinzen, aus denen es beſtanden hatte, ihre bisherigen Geſetze und Verfaſſungen, ſo wie es überhaupt eine Hauptanſicht des großen Monarchen war, den beſiegten Völkern nichts Fremdartiges aufzubringen, auch ſie nicht nach Einer Form regieren zu wollen. Er folgte hier klüglich den Winken der Natur, die Einheit ſucht in der Mannichfaltigkeit. Im J. 778 begab ſich Carl nach Spanien zur Unterſtützung eines mauriſchen oder ſaraceniſchen Fürſten. Er eroberte Pampelona, machte ſich zum Herrn der Grafſchaft Barcelona und verbreitete überall unter den Feinden den Schrecken ſeines Namens. Allein bei der Rückkehr wurden ſeine Truppen im Thale Ronceval von den Sarace-

---

Wohnſitze wurden von den Obotriten, einem vandaliſchen Völkerſtamme im Mecklenburgiſchen, eingenommen. Auch die bekannte Irmenſäule wurde als ein Denkmahl des Götzendienſtes von Carl zerſtört.

nen in Verbindung mit den Gebirgsbewohnern Gasconiens überfallen, und erlitten eine bedeutende Niederlage, welche dadurch beſonders merkwürdig wurde, daß einer von den berühmteſten Kriegern jener Zeit, der von Vielen für eine fabelhafte Perſon gehaltene Roland, in der Schlacht blieb. Da die üble Stimmung der Völkerſchaften Aquitaniens Carln beſtimmt hatte, ihnen einen beſondern Beherrſcher zu geben, ſo wählte er dazu den jüngſten ſeiner Söhne Ludwig, der unter dem Namen der Fromme (le débonnaire) bekannt iſt. Die Lombarden waren nicht minder unruhig, und die Griechen machten immerwährende Verſuche, Italien wieder zu erobern; auch die Großen, denen er hier einen Theil der oberſten Gewalt anvertraut hatte, zeigten wenig Treue, daher gab er ihnen ſeinen zweiten Sohn, Pipin, zum Regenten, indeß der älteſte Sohn Carl ſtets bei ihm blieb, und ihn bei ſeinen mannichfachen Unternehmungen unterſtützte. Er hatte zwar noch einen Sohn, auch Pipin genannt, der unter allen ſeinen Kindern das älteſte war, und zwar von ſeiner verſtoßenen Gemahlin, allein dies eben mochte ihm einen Widerwillen gegen denſelben eingeflößt haben, und ſo erhielt dieſer keinen Theil an der Regierung des Reichs. Er zettelte daher eine Verſchwörung gegen den Vater an und endigte ſein Leben in einem Kloſter. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien mußte Carl abermals gegen die Sachſen zu Felde ziehen, und dieſe Feldzüge wurden jedes Jahr nothwendig. Carl fehlte wohl darin, daß er zu grauſam verfuhr, denn ſo ließ er einſt 4500 derſelben niederhauen, um ſeinen Zorn zu kühlen; eine Maßregel, welche den Haß des nie beſiegten Volkes bis zur Wuth ſteigerte. Von hier zog er nach Rom (780), um ſeine beiden Söhne, Pipin und Ludwig, von dem Papſte krönen zu laſſen, dem er ſtets die höchſte Ehrfurcht bewies, und dadurch befeſtigte er den Glauben ſeiner Völker, daß der Fürſt der Kirche allein die königliche Gewalt verleihen könne, eine Meinung, welche die Päpſte auf alle Weiſe zu erhalten bemüht waren. Es iſt unmöglich, dem thätigen und unternehmenden Monarchen auf allen ſeinen Zügen zu folgen, denn immerfort hatte er mit innern oder äußern Feinden zu kämpfen; daher bemerken wir nur, daß das Jahr 790, das 22. ſeiner Regierung, das einzige war, das er nicht unter den Waffen zubrachte. Je mehr ſich ſeine Macht ausbreitete, um ſo mehr dachte er darauf, den von ſeinem Vorfahren, Carl Martell, gehegten Plan der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums auszuführen. Die Kaiſerin Irene, welche damals zu Conſtantinopel herrſchte, ließ, um die Theilung des Reichs zu hindern, Carln den Vorſchlag thun, ihre Kinder zu vermählen, wodurch denn die Welt von neuem unter Eine Herrſchaft gekommen wäre. Ihr Vorſchlag ward angenommen; allein als Irenens Ehrſucht ſie ſo weit geführt hatte, ihren eigen Sohn zu entthronen, und ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen, ließ ſie ihre Hand ſelbſt Carln antragen. Dieſe ſeltſame Verbindung, der Carl gar nicht abgeneigt war, würde der Welt ein ganz neues Schauſpiel gewährt haben, wenn Irene nicht ſelbſt vom Throne geſtoßen worden wäre. Carl ließ ſich hierauf im Jahre 800 vom Papſte Leo III. zum Kaiſer des Occidents (Abendlandes) krönen, und obgleich ſeine Reiſe nach Rom wahrſcheinlich keinen andern Zweck gehabt hatte, ſtellte er ſich doch ſehr überraſcht durch dieſe Ceremonien, die er nicht erwartet zu haben ſcheinen wollte. Sie fand Statt am Weihnachtstage in Gegenwart einer ungeheuern Volksmenge. Carl wurde zum Cäſar und Auguſtus ausgerufen; man bewilligte ihm den Schmuck der

alten römiſchen Kaiſer, und vergaß blos, daß das Kaiſerthum ſich nicht erhalten konnte in einer Familie, wo die Gewalt ſich unter die Kinder des verſtorbenen Monarchen geſetzlich theilte. Nachdem Carl einen ſeiner Söhne zum Mönch gemacht hatte, verlor er 810 Pipin, den König von Italien, und das folgende Jahr folgte dieſem im Tode Carl der älteſte. So blieb ihm von ſeinen rechtmäßigen Söhnen nur noch einer, Ludwig, König von Aquitanien, übrig, den er im J. 813 zum Mitregenten annahm, da ihn ſein Alter und ſeine zunehmende Schwäche ahnen ließen, daß das Ende ſeines Lebens nicht ſo gar fern mehr ſein könne. In der That ſtarb er auch im J. 814 den 28. Jan., im 71. Jahre des Lebens und dem 47. der Regierung. Durch ſein im J. 806 gemachtes, von den Großen des fränkiſchen Reichs auf einer Verſammlung zu Thionville beſtätigtes und vom Papſte Leo unterzeichnetes Teſtament theilte Carl ſeine Staaten unter ſeine drei Söhne, indem er zugleich ſeinen Völkern die Freiheit ließ, ſich nach dem Tode dieſer Prinzen einen Herrn zu wählen, wenn er nur aus königlichem Blute wäre. Carl ſtarb mit Ahnungen und Furcht, daß ſein Reich dem Andrange fremder Feinde nicht lange widerſtehen würde, eine Furcht, welche ſich in der Folge beſtätigte. Er fühlte zu ſpät, daß dieſelben Sachſen, die er in rauhere Landſchaften zurückgedrängt hatte, einſt an ſeinem Reiche Rache nehmen und in ihrem Gefolge noch andere Barbaren mitbringen würden. Die Verehrung, welche Carl ſich erworben, war allgemein; aber unglücklicher Weiſe war er der letzte Held ſeines Stammes. Carl wurde, wie Eginhard meldet, zu Aachen, wo er gern und gewöhnlich ſich aufhielt, begraben. Man ließ ihn in ein Gewölbe hinab, wo er auf einen Thron von Gold in vollem kaiſerlichen Ornate geſetzt wurde. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand hielt er einen Kelch, an der Seite hatte er das Schwert, auf ſeinen Knien lag das Evangelienbuch, zu den Füßen Scepter und Schild. Man verſiegelte die Gruft, und errichtete über derſelben eine Art von Triumphbogen, worauf die Worte ſtanden: „Hier ruht der Körper Carls, des großen und rechtgläubigen Kaiſers, der das Reich der Franken glorreich erweiterte und 47 Jahr glücklich regierte.“ Carl war ein Freund geiſtiger Bildung, und verdiente ganz den Namen des Wiederherſtellers der Wiſſenſchaften und Lehrers ſeiner Völker. Durch ſeine liberale Denkungsart zog er die ausgezeichnetſten Gelehrten Europens an ſeinen Hof, unter andern Alcuin aus England, den er zu ſeinem eigenen Lehrer wählte, ferner Peter von Piſa, der den Titel eines Grammatikers Carls annahm, und Paul Warnefried, bekannter unter dem Namen Paul Diaconus, der dem Kaiſer in der griechiſchen und lateiniſchen Literatur Unterricht ertheilte. Auf Alcuins Rath legte Carl in ſeinem Palaſte zu Aachen eine Akademie an; den Sitzungen derſelben wohnte er mit allen Gelehrten und ſchönen Geiſtern ſeines Hofes, dem Leidrades, Theodulph, den Erzbiſchöfen von Trier und Mainz, und dem Abte von Corvey bei. Alle Mitglieder dieſer Akademie hatten beſondere, ihren Talenten oder Neigungen entſprechende Namen angenommen; einer hieß Dametas, einer Homer, ein anderer Candidus; Carl ſelbſt nannte ſich David. Aus Italien zog er Lehrer in Sprachen und der Mathematik herbei und ſtellte ſie in den vornehmſten Städten ſeines Reiches an. Bei den Domſtiftern und Klöſtern errichtete er Schulen für Theologie und humaniſtiſche Wiſſenſchaften. Er ſelbſt beſtrebte ſich unabläſſig, durch den Umgang mit Gelehrten ſeinen Geiſt auszubilden und ſein Wiſſen zu bereichern, und ſeine einzige und liebſte Unterhaltung blieb

bis an ſeinen Tod dieſer Umgang. Er ſprach mehrere Sprachen recht fertig, beſonders lateiniſch. Weniger gelang ihm das Schreiben, weil er ſich erſt in höhern Jahren darauf gelegt hatte. Im Winter las er viel und ließ ſich ſelbſt bei Tiſche vorleſen. Die kirchliche Liturgie zu verbeſſern, ließ er ſich ſehr angelegen ſein. Er wollte gern die römiſche in ſeinen Staaten einführen, allein die Geiſtlichkeit, die an alten Gebräuchen hing, leiſtete einigen Widerſtand; indeß fügten ſich mehrere Kirchen dem Wunſche des Monarchen und andere vermiſchten die römiſche und gallicaniſche. Auch dem Kirchengeſange ließ er eine Verbeſſerung angedeihen. Er wünſchte Gleichheit des Maßes und Gewichtes, konnte aber nicht damit durchdringen. Ein anderer großer Plan ſeiner Regierung war die Verbindung des Rheins mit der Donau, und dadurch des atlantiſchen Oceans mit dem ſchwarzen Meere, vermittelſt eines Canals. Die ganze Armee mußte daran arbeiten, aber er konnte nicht ausgeführt werden, weil es in jener Zeit noch an Kenntniſſen im Waſſerbau, die ſich erſt eine ſpätere Zeit erwerben konnte, fehlte. Allein dafür errichteten die von ihm beſchützten Künſte andere köſtliche Denkmahle für die Nachwelt. Die Stadt Aachen wurde beſonders von ihm ausgeſchmückt. Sie erhielt ihren Namen von einer prächtigen Capelle, die er aus den ſchönſten Marmorarten erbauen ließ, welche deshalb aus Rom und Ravenna gebracht wurden. Die Pforten dieſes Tempels waren von Bronze, und ſein Dom trug eine maſſiv goldene Kuppel. Der kaiſerliche Palaſt war äußerſt prachtvoll, mit herrlichen Gemächern und Säulengängen verſehen. Auch ließ Carl Bäder erbauen, welche ſo geräumig waren, daß mehr als hundert Perſonen darinnen in warmem Waſſer ſchwimmen konnten. Er ſelbſt liebte das Schwimmen ſehr und benutzte oft dieſe Bäder mit allen Großen ſeines Hofes, ſelbſt mit ſeinen Soldaten. Zu Seltz im Elſaß hatte er einen nicht minder prächtigen Palaſt, und hier empfing er die Geſandten des Nicephorus mit einer Pracht, dergleichen man ſelbſt im Oriente nicht geſehen hatte. Carln verdankt Frankreich die erſten Fortſchritte der Marine. Er baute den Leuchtthurm zu Boulogne wieder, und ließ verſchiedene Häfen anlegen. Er begünſtigte den Ackerbau und machte ſich durch die Weisheit ſeiner Geſetze unſterblich. Sein Ruhm erfüllte auch den Orient. Er empfing Geſandten vom Patriarchen zu Jeruſalem, von den Kaiſern Nicephorus und Michael, und zweimal ließ ihn der berühmte Harun Al-Raſchid durch Geſandtſchaften begrüßen. Er verſammelte Concilien, Parlamente, machte die Capitularien und Caroliniſchen Bücher bekannt, ſchrieb viele Briefe, von denen mehrere noch vorhanden ſind, auch eine Grammatik, ſo wie verſchiedene lateiniſche Gedichte. Sein Reich begriff ganz Frankreich, den größten Theil von Catalonien, Navarra und Arragonien; dann Flandern, Holland, Friesland, die Provinzen Weſtphalen und Sachſen bis zur Elbe; Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz, ferner Oeſterreich, Ungarn, Dacien, Böhmen, Iſtrien, Dalmatien und mehrere Cantone Slavoniens, endlich ganz Italien bis Unter-Calabrien, denn er hatte ſich ſeiner Rechte auf die Stadt und das Gebiet von Rom, ſo wie auf das Exarchat von Ravenna und die übrigen Provinzen des alten Kirchenſtaates nicht begeben. In ſeinem Privatleben war Carl ſehr liebenswürdig, ein gütiger Vater, zärtlicher Gatte und großmüthiger Freund. Sein inneres Hausweſen war ein Muſter von Sparſamkeit, ſeine Perſon ein ſeltenes Beiſpiel von Einfachheit und Größe. Am meiſten haßte er Kleiderpracht bei Männern, doch zeigte er ſich bei feierlichen Gelegenheiten wohl in aller Pracht der Majeſtät. Seine

20 *

Tafel war höchſt frugal. Seine einzige Ausſchweifung beging er in der Liebe zum andern Geſchlechte, die bisweilen ſeine Geſundheit in Gefahr brachte. Von Geſtalt war er groß und ſtark; ſeine Länge betrug, nach Eginhard, ſieben ſeiner Füße. Sein Scheitel war rund, ſein Auge groß und lebhaft, die Naſe hatte mehr als gewöhnliche Größe; im Geſicht hatte er einen angenehmen Ausdruck von Heiterkeit. Sein Gang war feſt, die Haltung ſeines Körpers männlich. Er genoß einer ſteten Geſundheit, nur in den vier letzten Jahren vor ſeinem Tode wurde er oft von Fiebern befallen, ſo daß er zuletzt ſogar auf einem Fuße hinkte. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagseſſen zwei Stunden zu ruhen, und dabei ſich auszukleiden, allein des Nachts ſchlief er unruhig. — Seine Kleidung war die vaterländiſche; am Leibe trug er ein leinenes Hemd, darüber einen Rock mit ſeidener Borde eingefaßt und lange Beinkleider. Als Oberkleid trug er einen Mantel und ſtets das Schwert, deſſen Griff und Wehrgehäng von Gold oder Silber war. Er beſaß eine eindringende natürliche Beredſamkeit, und in dem Ausdruck ſeines Aeußern lag etwas Ehrfurcht erweckendes, verbunden mit Milde und Wohlwollen.

**Carl IV.**, deutſcher Kaiſer, aus dem Hauſe Luxemburg, war 1316 geboren. Sein Vater, Johann von Luxemburg, König von Böhmen, iſt berühmt in der Geſchichte durch ſeinen ritterlichen Geiſt, deſſen Opfer er in der Schlacht von Crecy wurde. Die Streitigkeiten des Kaiſers Ludwigs V. mit dem Könige von Böhmen, dem Vater Carls, die Wahl des Letztern an die Stelle des von Clemens VI. excommunicirten Kaiſers, der Sieg, den der an Macht und Talenten weit überlegene Ludwig über ſeinen Nebenbuhler davon trug, und ſein plötzlicher Tod mitten unter ſeinen Erfolgen können hier nur flüchtig erwähnt werden. Nachdem Ludwig am 21. October 1347 umgekommen war, konnte Carl von Luxemburg, der das Königreich Böhmen geerbt, und den 1346 fünf Churfürſten zum Kaiſer erwählt hatten, ſich ſchmeicheln, ohne Hinderniſſe einen Thron zu beſitzen, den ihm das Schickſal zu verleihen ſchien; aber die Mittel ſelbſt, die ihn auf den Thron gehoben hatten, erweckten ihm Gegner. Die Reichsfürſten ſahen in ihm nur ein niedriges Werkzeug, einen Diener des Papſtes. Noch waren nicht zehn Jahre verfloſſen, ſeit Deutſchland auf dem Reichstage zu Renſe die kräftigſten Maßregeln gegen die Anſprüche des heiligen Stuhls genommen hatte. Carls IV. Wahl war der erſte Eingriff in die berühmte Conſtitution von 1338, welche dieſer Fürſt durch ſeine erſte Regierungshandlung unter die Füße trat. Demnach vereinigten ſich der Erzbiſchof von Mainz, den Clemens IV. abgeſetzt hatte, die Churfürſten von Brandenburg und der Pfalz, der Herzog von Sachſen-Lauenburg, der ſich eine Wahlſtimme anmaßte, zu Lahnſtein, erklärten Carls Wahl für null und nichtig und wählten Eduard III., des letzten Kaiſers Schwager; aber dieſer Monarch, damals mit Frankreich in Krieg, benutzte das Anerbieten der Churfürſten nur, um ſich der Neutralität des Königs von Böhmen zu verſichern, und ſchlug die ihm angebotene Krone aus. Eben ſo fruchtlos war die Wahl des Landgrafen von Meißen, Friedrichs des Strengen, worauf Carls Feinde den tugendhaften und heldenmüthigen Grafen Günther von Schwarzburg wählten, deſſen Carl ſich nur durch Gift zu entledigen wußte. Diejenigen, die Günthern in ſeinen letzten Augenblicken umgaben, entriſſen ihm eine Entſagung, welche ihnen Carl theuer bezahlte, der eben ſo freigebig war, wenn es der Sättigung ſeines Ehrgeizes galt, als ungerecht und raubſüchtig, wenn er ſeiner Habſucht genügen konnte. Carl ſtrebte jetzt mit allen

Kräften, ſeine Feinde an ſich zu locken. Er vermählte ſich mit der Tochter des Churfürſten von der Pfalz, belehnte den Churfürſten von Brandenburg mit Tyrol, und brachte es dahin, daß er einſtimmig zum Kaiſer gewählt und zu Aachen geſalbt wurde. Kaum aber war er gekrönt, ſo bemächtigte er ſich der Reichsinſignien und ließ ſie gegen ſein ausdrückliches Verſprechen nach Böhmen bringen. So bewies er ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung ſeine Treuloſigkeit und ſeine Habſucht. Seine unrechtmäßigen Räubereien benutzte er zu ungerechten Erwerbungen. So beſtach er ſeinen Schwiegervater, den Churfürſten von der Pfalz, einen großen Theil der Oberpfalz dem Lehnhofe von Böhmen zu unterwerfen. Dieſer Gerichtshof, den er als das paſſendſte Werkzeug zur Unterjochung Deutſchlands betrachtete, dehnte ſeine Gerichtsbarkeit über einen großen Theil Deutſchlands aus. Im J. 1354 begab ſich der Kaiſer nach Italien, um ſich von dem Papſte krönen zu laſſen; aber auch dieſe Gunſt erkaufte er durch Bedingungen, die ihn den Spott und der Verachtung preis gaben. Er verpflichtete ſich, ohne Heeresmacht zu erſcheinen. Nachdem er zu Mailand zum Könige von Italien geweiht worden, beſtätigte er die Viſconti im Genuß aller Uſurpationen, die er ihnen zu nehmen verſprochen hatte. Er vernichtete alle Verfügungen ſeines Großvaters, Heinrichs VII., gegen Florenz, und durch einen zu Padua geſchloſſenen Vertrag trat er letztere Stadt nebſt Verona und Vicenza an Venedig ab. So ſeine Rechte verhandelnd und vertauſchend, kam er noch Rom, ward von einem Abgeordneten des Papſtes gekrönt, wagte aber nicht, nur einen einzigen Tag hier zu verweilen. Die Bitten einiger Römer, im Namen des Reichs die Stadt als ſein Eigenthum zurückzufodern, lehnte er ab, und entſagte in einem eigenen Vertrag jeder Oberherrſchaft über Rom, den Kirchenſtaat, Ferrara, Neapel, Sicilien, Sardinien und Corſica, ja er verſprach eidlich, nicht ohne des Papſtes Erlaubniß wieder nach Italien zu kommen. Mit Schmach bedeckt, von den Guelphen verſpottet, verwünſcht von den Gibellinen, kehrte Carl nach Deutſchland zurück, wo er die berühmte goldene Bulle erließ, die bis auf die neueſten Zeiten ein Grundgeſetz des deutſchen Reichs war (ſ. Bulle). Er erwarb ſich dadurch einige Anſprüche auf die öffentliche Dankbarkeit; dieſe Anſprüche wurden aber bald ausgelöſcht durch den allgemeinen Unwillen, den die mit ſeiner Bewilligung von dem päpſtlichen Nuntius gemachten Anträge erregten, zum Vortheile des Papſtes eine Abgabe einzuführen, deren Betrag dem zehnten Theil der Einkünfte aller geiſtlichen Güter gleichkäme. Alle Mitglieder des Reichstags widerſetzten ſich nachdrücklich; und Carl wurde durch ſeine Aengſtlichkeit, die Reichsfürſten zu beſänftigen, ſo weit fortgeriſſen, daß er ankündigte, er wolle der Verſammlung vorſchlagen, ſich mit einer Reform des deutſchen Clerus zu beſchäftigen. Der Papſt, erzürnt über dieſe unbeſonnene Kühnheit des Kaiſers, foderte die Churfürſten auf, ihn abzuſetzen. Sogleich kehrte Carl zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück, und gab nicht nur alle Verbeſſerungen auf, ſondern beſtätigte ſogar 1359 alle Freiheiten der Geiſtlichkeit, beſtätigte alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Beſitzungen und machte ſie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Ein ſo ſchwankendes Benehmen zog ihm die Verachtung beider Theile zu. Noch vor dem Schluſſe des nämlichen Reichstags, welcher zu Mainz gehalten wurde, bekam er davon den Beweis. Viele ehemalige Reichslehen waren nach und nach von verſchiedenen Fürſten an ſich geriſſen worden; Carl wollte eine Reunionskammer errichten, um ſie wieder zu erlangen; aber die Unzufrieden-

heit, welche ſich darüber äußerte, vereitelte auch dieſen Plan des ſchwachen Kaiſers, welcher ſich dadurch entſchädigte, daß er dem Könige von Polen die Souveränetätsrechte verkaufte, die über einige ſeiner Provinzen bisher vom Reiche ausgeübt worden waren. Es iſt leicht begreiflich, daß unter einem ſolchen Kaiſer Deutſchland in ſeinem Innern nicht ruhig war. Räuberbanden plünderten es allenthalben; der Kaiſer zog gegen ſie aus, ohne jedoch etwas zu unternehmen, und erklärte endlich den Fürſten und Städten, daß ſie ſich durch Bündniſſe unter einander ſo gut wie möglich ſchützen möchten. Italiens Zuſtand war nicht minder betrübt. Toscana ſeufzte unter der Anarchie; die Lombardei ward von Bürgerkriegen zerfleiſcht; die Visconti hatten ſich ſogar des Mailändiſchen bemächtigt. Der Kaiſer, treu ſeinem Grundſatze, allenthalben, wo er ſie fand, die Macht gut zu heißen, ernannte dieſe Uſurpatoren zu ſeinen Generalvicarien in der Lombardei. Dadurch kühn gemacht, drohte Barnaba Visconti, ganz Italien ſeinem Joche zu unterwerfen. Papſt Urban V., durch die Gefahr beunruhigt, lud Carl zu ſich ein, eilte von Avignon nach Rom, ſchloß verſchiedene Bündniſſe, hob Truppen aus, und erwartete den Kaiſer, der wirklich mit einer anſehnlichen Heeresmacht erſchien, ſo daß Italien ſich einen Augenblick für gerettet hielt. Carl benutzte die Stimmung des Papſtes, um ſeine vierte Gemahlin, Eliſabeth von Pommern, zu Rom krönen zu laſſen, und übernahm dagegen die beſtimmteſten Verbindlichkeiten. Dennoch unterhandelte er aufs neue mit den Visconti, und verkaufte ihnen, vermöge eines zweiten Tractats, eine förmliche Beſtätigung aller ihrer Uſurpationen. Auf ähnliche Weiſe verkaufte er während ſeines Aufenthalts in Italien Staaten und Städte den Meiſtbietenden, oder machte ſie, wenn ſie mehr bezahlten, zu unabhängigen Republiken. Mit großen Schätzen, aber auch verachtet von ſeinen Feinden und verwünſcht von ſeinen Bundesgenoſſen, kehrte er nach Deutſchland zurück. Nachdem Gregor XI. ihn autoriſirt hatte, ſeinen Sohn Wenzel zum römiſchen König wählen zu laſſen, erkaufte er mit jenen Reichthümern die Stimme der Churfürſten, die über das Benehmen des Papſtes erzürnt ſein mußten, theilte ihnen überdies Beſitzungen am Rhein und mehrere Reichsſtädte zu, und erlangte dadurch, daß Wenzel gewählt wurde. Um ihre Rechte gegen die Willkühr des Kaiſers aufrecht zu erhalten, ſchloſſen die Reichsſtädte in Schwaben den ſogenannten ſchwäbiſchen Bund, dem ſich Carl umſonſt widerſetzte. Dem Papſte bewies er ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er der Geiſtlichkeit noch größere Rechte einräumte. Das Reich war ſeinem Untergange nahe, als Carl 1378 zu Prag ſtarb. Er hinterließ ſeinem älteſten Sohne Wenzel Böhmen und Schleſien, dem zweiten, Sigismund, das Churfürſtenthum Brandenburg, und dem dritten die Lauſitz. Seine Regierung iſt für die Wiſſenſchaften durch die Stiftung der Univerſitäten zu Prag und Wien, für die Religionsgeſchichte durch eine ſchreckliche Judenverfolgung, und in der Geſchichte des deutſchen Adels dadurch merkwürdig, daß dieſer Fürſt zuerſt Adelsbriefe ertheilte und verkaufte.

Carl V., deutſcher Kaiſer und König von Spanien, der älteſte Sohn Philipps, Erzherzogs von Oeſterreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinands und Iſabellens, war zu Gent den 24. Febr. 1500 geboren. Philipps Aeltern waren Kaiſer Maximilian und Maria, die einzige Tochter Carls des Kühnen, letzten Herzogs von Burgund. Carl hatte mithin vermöge ſeiner Geburt Rechte auf die ſchönſten Länder Europens. Er wurde in den Niederlanden erzogen; man ver-

traute ihn der Obhut Wilhelms von Croy, Herrn von Chièvres. Carl zog die militäriſchen Uebungen den Studien vor. Chièvres, ohne ihn von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen abzuziehen, lehrte ihn die Geſchichte, bildete ihn für die Geſchäfte des Staats und pflanzte ihm jene ernſte Würde ein, die ihm für ſein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinands, ſeines Großvaters, im J. 1516, nahm Carl den Titel eines Königs von Spanien an. Die Leitung der Angelegenheiten in dieſem Reiche wurde dem berühmten Ximenes anvertraut, der durch ſein Genie die glorreiche Herrſchaft Carls V. vorbereitete. Im J. 1519 ſtarb auch Maximilian und jetzt wurde Carl zum Kaiſer erwählt. Er verließ Spanien, um von einer Würde Beſitz zu nehmen, die ihm von Franz I. ſtreitig gemacht worden war, und ließ ſich in Aachen mit außerordentlicher Pracht krönen. Die von ſeinen Geſandten unterzeichnete Wahlcapitulation beſtätigte er ohne Zögern. Die Fortſchritte der Reformation in Deutſchland erforderten die Sorgfalt des neuen Kaiſers, welcher einen Reichstag zu Worms hielt. Luther, der hier mit einem Freibrief Carls erſchien, ſprach für ſeine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiſer ließ von ſeiner Meinung nichts merken, aber nach der Abreiſe des Reformators erſchien wider ihn ein ſtrenges Edict im Namen des Kaiſers, dem es ſeinem Intereſſe angemeſſen ſchien, ſich als Beſchützer der römiſchen Kirche zu zeigen. Die Anſprüche, welche Franz I. auf das Reich gemacht hatte, und die er noch auf Italien, die Niederlande und Navarra machte, ließen den Krieg als unvermeidlich erſcheinen. Carl V. bereitete ſich darauf durch eine Allianz mit dem Papſte vor. Die Feindſeligkeiten brachen 1521 aus. Die Franzoſen ſiegreich jenſeit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur mehr, und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, ſich für Carl V. zu erklären, deſſen Partei täglich ſtärker ward. Ein ernſthafter Aufruhr in Spanien wurde glücklich gedämpft. Die Niederlagen Bonnivets im Mailändiſchen und der Uebertritt des Connetable von Bourbon tröſteten Carl V. dafür, daß ſein Einfall in die Provence fehlgeſchlagen war. Bald verlieh das Glück ſeinen Waffen einen noch größern Erfolg. Franz, welcher Pavia belagerte, wurde von den Kaiſerlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen (1525). Bei dieſem außerordentlichen Ereigniſſe heuchelte Carl die Mäßigung eines chriſtlichen Helden. Statt die errungenen Vortheile zu verfolgen, blieb er müßig in Spanien. Aber er dachte ſeinen Zweck auf anderm Wege zu erreichen. Er ſchlug Franz I. ſo harte Bedingungen vor, daß dieſer unglückliche Fürſt ſchwur, er wolle lieber in der Gefangenſchaft ſterben, als ſie eingehen. Inzwiſchen brachte man ihn nach Spanien und behandelte ihn mit ſcheinbarer Ehrerbietung. Carl V. aber beſuchte ihn erſt, als er vernahm, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Die Zuſammenkunft war kurz; Carl verſprach dem Könige eine baldige Freilaſſung; aber er gab dies Verſprechen nur, um den Kummer des Gefangenen zu mindern, und nicht vielleicht durch den Tod die Frucht ſeiner Siege zu verlieren. Endlich kam im Jan. 1526 der Vertrag von Madrid zu Stande. Die Macht Carls V. beunruhigte die meiſten Fürſten Europa's. Papſt Clemens VII. ſtellte ſich an die Spitze eines Bündniſſes der Hauptſtaaten Italiens, aber die übel geleiteten Anſtrengungen dieſes Bündniſſes führten neue Unfälle herbei. Rom wurde von den Truppen des Connetable mit Sturm genommen, geplündert und der Papſt ſelbſt gefangen. Carl V. mißbilligte öffentlich

das Unternehmen des Connetable, nahm mit ſeinem Hofe Trauerklei der und trieb die Heuchelei ſo weit, Gebete für die Befreiung des Papſtes anzuordnen. Als er dem heiligen Vater die Freiheit wieder gab, foderte er ein Löſegeld von 400 000 Goldthalern, begnügte ſich aber mit einem Viertel. Auch gab er gegen 2 Millionen die franzöſiſchen Prinzen frei, die er zum Unterpfand erhalten hatte. Heinrich VIII., der durch ſeinen Geſandten mehrmals um Franz I. Freilaſſung angehalten hatte, verband ſich mit dem franzöſiſchen Monarchen, um Carl V. den Krieg zu erklären. Dieſer beſchuldigte Franz I., ſein als Edelmann gegebenes Wort gebrochen zu haben. Der Streit führte zu einer Ausfoderung zum Zweikampfe, die jedoch keine Wirkung hatte. Der Krieg, welcher erfolgte, endigte 1529 durch den Tractat von Cambrai zum Vortheil des Kaiſers. Bald darauf verließ Carl V. Spanien, begab ſich nach Italien, und ließ ſich zu Bologna zum König der Lombardei und römiſchen Kaiſer krönen. Bei dieſer Feierlichkeit küßte der ſtolze Carl demſelben Papſte, den er gefangen gehalten, die Füße. Im J. 1530 ſchien der Kaiſer auf dem Reichstage zu Augsburg die verſchiedenen Parteien ausſöhnen zu wollen; da er aber nicht damit zu Stande kam, erließ er ein Decret gegen die Proteſtanten, welchem dieſe durch den ſchmalkaldiſchen Bund begegneten. Hier auch publicirte er 1532 die Halsgerichtsordnung (ſ. d. Art.). Ungeachtet ſeiner Unternehmungen zu Gunſten der catholiſchen Religion, zeigte Carl ſich jedesmal, wo ſein Intereſſe Duldung zuließ, gemäßigt gegen die Proteſtanten. Auch zögerten die proteſtantiſchen Fürſten nicht, ihre Contingente zu ſtellen, als er ein Heer gegen die Türken verſammelte. Nachdem er Soliman zum Rückzug genöthigt hatte, unternahm er 1535 einen Zug gegen Tunis, ſetzte den Dey daſelbſt wieder ein und befreite zwanzigtauſend Chriſtenſclaven. Dieſer Erfolg gab ſeinem Charakter eine chevalereske Wendung, die ihn der Chriſtenheit werth machte und den Planen ſeiner Politik nützen konnte. Er zeigte dieſen Rittergeiſt noch mehr in einer Rede, die er zu Rom vor dem Papſte und den Cardinälen hielt, als ſich in Italien die Feindſeligkeiten gegen Frankreich erneuerten. Er ſchlug darin einen Zweikampf vor, in welchem einer Seits das Herzogthum Burgund, anderer Seits das Herzogthum Mailand der Preis ſein ſollte; aber am folgenden Tage erklärte er ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten auf eine Weiſe, welche vermuthen ließ, daß ſeine Ausfoderung nur eine Redefigur geweſen ſei. Seine Unternehmungen ſowohl in der Provence als in der Picardie waren indeß wenig glücklich; man ſchloß 1537 einen Waffenſtillſtand und verlängerte ihn 1538 auf zehn Jahre. Beide Monarchen hatten eine perſönliche Zuſammenkunft, worin ſie viel von gegenſeitiger Achtung und Zuneigung ſprachen. Bald darauf reiſete Carl V., der in Spanien war, wo er die alte Conſtitution der Cortes vernichtet hatte, über Frankreich nach den Niederlanden. Er brachte fünf Tage bei Franz I. in Paris zu; beide Fürſten erſchienen an allen öffentlichen Orten zuſammen, wie zwei Brüder. Es fehlte nicht an Hofleuten, welche dem Könige von Frankreich riethen, ſeinen Gaſt nicht abreiſen zu laſſen, bevor derſelbe nicht den madrider Vertrag widerrufen habe; allein Franz dachte zu edel, um darauf zu achten, und begnügte ſich mit Verſprechungen, die Carl ſchnell genug vergaß. Dieſer beſchloß, nachdem er die Unruhen in den Niederlanden geſtillt hatte, ſeinen Ruhm durch die Eroberung von Algier zu krönen. (1541). Er ging gegen Doria's Rath in der ſtürmiſchſten Jahreszeit in See und verlor ohne Nutzen einen Theil ſeiner Flotte und ſeines

Heers. Nach ſeiner Rückkehr von dieſer gefahrvollen Unternehmung verwickelte ihn die Weigerung, den König von Frankreich mit dem Mailändiſchen Gebiete zu belehnen, in einen neuen Krieg, in welchem der König von England auf ſeine Seite trat. Carls Heer wurde bei Cerisoles geſchlagen, aber auf der andern Seite drang er bis in das Herz der Champagne vor. Die in Deutſchland wegen der Reformation ausgebrochenen Unruhen beſtimmten den Kaiſer, im J. 1545 den Frieden von Creſpy zu unterzeichnen. Carl V. ſuchte die Gemüther zu verſöhnen, und wandte bei den Proteſtanten wechſelweiſe Drohungen und Verſprechungen an. Nach einigen Verhandlungen, bei denen man ſich gegenſeitig nur zu betrügen ſuchte, erhoben die proteſtantiſchen Fürſten die Fahne des Krieges. Der Kaiſer, der einen Reichstag zu Regensburg hielt, erklärte das Oberhaupt derſelben in die Reichsacht, entzweite die Verbündeten, verſammelte in der Eil ein Heer und trug mehrere Vortheile über ſeine Feinde davon. Der Churfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, ward in der Schlacht von Mühlberg (1547) gefangen. Carl empfing ihn mit Härte, und übergab ihn einer aus Italienern und Spaniern beſtehenden Militärcommiſſion unter Alba's Vorſitz, welche ihn zum Tode verurtheilte. Nur durch Annahme der demüthigſten Bedingungen rettete der Churfürſt ſein Leben, blieb aber Gefangener. Indeß ſtellte ſich der Kaiſer einigermaßen gemäßigt gegen die beſiegte Partei. Als er nach Wittenberg kam, wunderte er ſich, daß man die Ausübung des lutheriſchen Gottesdienſtes eingeſtellt habe. Er beſuchte das Grab Luthers, und ſprach: „Ich bekriege nicht die Todten, er ruhe in Frieden, er iſt ſchon vor ſeinem Richter.“ Der Landgraf von Heſſen-Caſſel, eins von den Häuptern der Proteſtanten, war genöthigt, die Waffen niederzulegen und um Gnade zu bitten; Carl beraubte ihn, trotz der gethanen Verſprechungen, ſeiner Freiheit. Nach Vernichtung des ſchmalkaldiſchen Bundes beſchäftigte ſich der Kaiſer aufs neue mit dem Plane, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende das unter dem Namen Interim (ſ. d.) bekannte Reglement, das aber eben ſo fruchtlos war, als die von ihm auf dem Reichstage zu Augsburg vorgeſchlagenen Maßregeln. Auch war ſeine Bemühung, die kaiſerliche Krone ſeinem Sohne zu ſichern, vergeblich. Die Zwietracht bewegte ſtets die Gemüther, und als Carl Herr zu ſein glaubte, brach ein neuer Krieg gegen ihn aus. Moritz, den er mit der ſächſiſchen Churwürde belehnt hatte, bildete ein Bündniß, dem Heinrich II., Franzens Nachfolger, beitrat. Die Vorbereitungen wurden in der größten Stille gemacht. Carl war zu Inſpruck, wo er die Berathſchlagungen der Kirchenverſammlung zu Trident leitete, und große Plane gegen Frankreich und die Türkei im Sinne führte. Er erwartete Moritz als Bundesgenoſſen, als dieſer die Maske abwarf, plötzlich an der Spitze einer Armee erſchien und in Tyrol einrückte, während Heinrich II. in Lothringen einfiel. Carl wäre faſt in Inſpruck in einer ſtürmiſchen Nacht überfallen worden. Gequält von Gichtſchmerzen, entfloh er allein in einer Sänfte auf ungebahnten Wegen. Moritz gab das kaiſerliche Schloß der Plünderung Preis, das tridentiniſche Concilium löſete ſich auf, und die Proteſtanten dictirten die Bedingungen des paſſauer Vertrags (1552). Carl war in Lothringen nicht glücklicher; er konnte Metz, das der Herzog von Guiſe vertheidigte, nicht wiedernehmen. In Italien verlor er Siena durch einen Aufſtand. Er ging nach Brüſſel; bedrängt von ſeinen Feinden, und mit der Gicht kämpfend, ward er finſter und ſchwermüthig, und entzog ſich dergeſtalt Aller

Blicken mehrere Monate lang, ſo daß ſich in Europa das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete. Seine letzten Anſtrengungen waren noch gegen Frankreich gerichtet, das ſtets ſeine Angriffe zurückſchlug. Der Reichstag zu Augsburg 1555 beſtätigte den paſſauer Vertrag, und gab den Proteſtanten gleiche Rechte mit den Catholiken. Carl ſah alle ſeine Plane fehlgeſchlagen und die Zahl ſeiner Feinde ſich mehren. Er beſchloß, ſeine Erbſtaaten auf Philipp zu übertragen. Nachdem er die niederländiſchen Stände zu Löwen im J. 1555 verſammelt hatte, legte er denſelben die Gründe ſeines Entſchluſſes dar, ſagte, daß er ſich aufgeopfert habe für das Beſte der Religion und ſeiner Unterthanen, daß ihm aber zu fernerer Thätigkeit die Kräfte mangelten und er den Reſt ſeiner Tage Gott widmen wolle. Dann wandte er ſich gegen Philipp, der ſich auf die Knie geworfen hatte und die Hand ſeines Vaters küßte, erinnerte ihn an ſeine Pflichten, und beſchwor ihn, unablässig für das Wohl der Völker zu arbeiten. Darauf gab er ihm ſeinen Segen, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſank erſchöpft auf ſeinen Seſſel zurück. Damals übertrug Carl auf Philipp nur die Souveränetät der Niederlande; am 15. Januar des folgenden Jahrs übergab er ihm auf gleiche Weiſe die ſpaniſche Krone und behielt ſich nichts als ein Jahrgeld von 100,000 Ducaten vor. Da er beſchloſſen hatte, ſeine übrige Lebenszeit in Spanien zuzubringen, wartete er nur auf günſtige Winde, dahin abzureiſen. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wandte er an, ſeinen Sohn und Frankreich zu verſöhnen und bewirkte die Abſchließung eines Waffenſtillſtandes. Nachdem er bei Ferdinand einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, die Kaiſerkrone auf ſeines Sohnes Haupt zu bringen, ſchickte er eine feierliche Geſandtſchaft nach Deutſchland, um den Churfürſten ſeine Abſagung anzukündigen; darauf ſchiffte er ſich nach Seeland ein und landete an den Küſten von Biscaja. Man ſagt, er habe beim Ausſteigen ſich auf die Erde geworfen, ſie geküßt und dabei ausgerufen: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, und nackt kehre ich zu dir, allgemeine Mutter der Menſchen, zurück!" Er hatte zu ſeinem Aufenthalte ein Kloſter bei Placencia in Eſtremadura gewählt, und hier vertauſchte er die Hoheit, Herrſchaft und Pracht mit der Stille und Einſamkeit des Kloſterlebens. Seine Vergnügungen beſchränkten ſich auf kleine Spazierritte, auf die Beſtellung eines Gartens und auf mechaniſche Arbeiten. Er verfertigte hölzerne Uhren, und als er wahrnahm, daß es unmöglich ſei, zwei Uhren von ganz übereinſtimmendem Gange zu machen, ſoll er ſich dabei ſeines Beſtrebens, eine Menge Menſchen zu einerlei Geſinnung zu bringen, als einer Thorheit erinnert haben. Er wohnte zweimal täglich dem Gottesdienſte bei, las Erbauungsbücher, und verſank nach und nach in eine ſolche Schwermuth, daß ſeine Geiſteskräfte dadurch zu leiden ſchienen. Er entſagte den unſchuldigſten Vergnügungen, und übte die Vorſchriften des Mönchslebens in ihrer ganzen Strenge aus. Um eine außerordentliche Handlung der Frömmigkeit auszuüben, beſchloß er endlich, ſeine eigene Todtenfeier zu begehen. In ein Sterbekleid gehüllt und von ſeiner Dienerſchaft umgeben, legte er ſich in einen Sarg, der in der Mitte der Kirche ſtand. Man hielt das Todtenamt und der Monarch miſchte ſeine Stimme mit dem Geſange der Geiſtlichen, die für ihn beteten. Nach der letzten Beſprengung entfernten ſich Alle und die Thüren wurden geſchloſſen. Er blieb noch einige Zeit in dem Sarg; dann erhob er ſich, warf ſich vor dem Altare nieder, und kehrte in ſeine Zelle zurück, wo er die Nacht im tiefem

Nachdenken zubrachte. Dieſe Ceremonie beſchleunigte das Ende ſeiner Tage; ein Fieber befiel ihn, an welchem er am 21. September 1558, in einem Alter von 59 Jahren ſtarb. Carl war von edlem Betragen, feinen Sitten; er ſprach wenig und lächelte ſelten. Von ausdauernder Feſtigkeit, langſam im Beſchließen, ſchnell im Ausführen, eben ſo reich an Hülfsmitteln als ſcharfſinnig in ihrer Wahl, begabt mit einem kalten Urtheil, ſtets Herr ſeiner ſelbſt, folgte er ganz ſeinem Ehrgeize und ſiegte leicht über Hinderniſſe. Die Verhältniſſe entwickelten ſein Genie und machten ihn zu einem großen Mann. Obgleich ſeine Falſchheit bekannt war, hinterging er doch unter dem Scheine der Großmuth und Aufrichtigkeit ſelbſt diejenigen, die ſeine Ränke ſchon erfahren hatten. Er kannte die Menſchen und wußte ſie zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er eine Zeit lang darnach geſtrebt, eine Univerſalmonarchie zu errichten. Im Unglücke erſcheint er größer, als im Glücke. Sein Betragen gegen Franz I., den Churfürſten von Sachſen und den Landgrafen von Heſſen-Caſſel befleckt ſein Andenken. Obgleich er die Künſte und Wiſſenſchaften wenig kannte, beſchützte und begünſtigte er doch Künſtler und Gelehrte, um von ihnen verherrlicht zu werden. Mit ſeiner Gemahlin, Eleonora, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen Philipp II., und zwei Töchter. Außerdem hatte er mehrere natürliche Kinder. Von den Lebensbeſchreibungen Carls V. begnügen wir uns, das Leben Carls V. von Robertſon anzuführen, welches eins der ſchönſten Werke der neuern Literatur iſt.

Carl VI., der zweite Sohn Leopold I., war am 1. October 1685 geboren. Ihm fiel nach ſeines Vaters Tode die Krone Spaniens zu, welche Frankreich damals auf das Haupt Philipps V. zu ſetzen bemüht war. Nachdem er 1703 zu Wien als König von Spanien proclamirt worden und ſich mit den Engländern und Holländern verbunden hatte, begab er ſich über Holland nach England, wo die Königin Anna ihn auf die freundlichſte Weiſe aufnahm. Im Januar 1704 ging der junge Monarch mit einem anſehnlichen Truppencorps von Portsmouth ab, um ſein faſt ganz von den Franzoſen beſetztes Königreich zu erobern. Der Sturm warf ſeine Flotte an die engliſchen Küſten zurück, und erſt nach mehreren vergeblichen Verſuchen landete er in Catalonien mit 12,000 Mann. Obgleich er anfangs von Seiten der Einwohner nicht die erwartete Unterſtützung fand, gelang es ihm doch, ſich Barcellona's zu bemächtigen. Bald aber wurde er hier von ſeinem Mitbewerber Philipp V, perſönlich belagert. Schon hatten die Franzoſen Mont-Joui weggenommen, die Breſche war gangbar; man rüſtete ſich zu einem Sturm, und Carl ſchien der Gefangenſchaft nicht entgehen zu können. Dennoch that er an der Spitze der Garniſon von kaum 2000 Mann den hartnäckigſten Widerſtand, als die längſt erwartete engliſche Flotte erſchien, die zwölf franzöſiſche Schiffe, welche den Hafen blockirten, in die Flucht jagte, und ein Truppencorps landete, das die Franzoſen zur ſchleunigen Aufhebung der Belagerung nöthigte. Dieſer Begebenheit folgten abwechſelnd Unfälle und glückliche Ereigniſſe. Zwei Mal drang Carl bis Madrid vor und zwei Mal ward er daraus wieder vertrieben. Das erſte Mal (1706) ließ er ſich in der Hauptſtadt als König unter dem Namen Carl III. ausrufen. Er war genöthigt geweſen, ſich zum zweiten Mal in die Mauern von Barcelona zu flüchten, als er den Tod ſeines Bruders, Josephs I., erfuhr. Dem Teſtament Leopolds zufolge

ſetzte dieſes Ereigniß die doppelte Krone Carls V. auf ſein Haupt; es fügte zu ſeinen ungewiſſen Rechten auf Spanien den viel ſicherern Beſitz der Erbſtaaten, aber es mußte zugleich die Geſinnungen der Alliirten verändern, welche nicht ſo viel Macht in denſelben Händen vereinigt ſehen wollten. Carl begab ſich eiligſt über Italien nach Deutſchland, und erfuhr bei ſeiner Ankunft, daß er auf Eugens Antrieb auch zum Kaiſer erwählt worden ſei. Er ward im December 1711 zu Frankfurt gekrönt, und erhielt im folgenden Jahre zu Preßburg die ungariſche Krone. Dabei behielt er noch den leeren Titel eines Königs von Spanien. Den Krieg, den ſein Bruder mit ſo vielem Glück in den Niederlanden geführt hatte, ſetzte er unter der Anführung Eugens fort; aber als Marlboroughs Ungnade und der Rückzug der engliſchen Armee die Niederlage von Denain herbeigeführt hatten, ſchloſſen die Alliirten 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, ohne daß der Kaiſer ſie daran hindern konnte. Er ſelbſt war genöthigt, im folgenden Jahre den Vertrag von Raſtadt zu unterzeichnen, durch welchen ihm der Beſitz von Mailand, Mantua, Sardinien und den Niederlanden garantirt wurde. Carls Unterthanen gelangten indeß durch dieſen Frieden nicht zur Ruhe. Im Juni 1715 hatten die Türken den Venetianern den Krieg erklärt. Der Kaiſer übernahm die Vertheidigung dieſer Republik. Seine tapfern Heere, geführt von Eugen, erfochten entſcheidende Siege bei Peterwardein und Belgrad; da aber die Spanier Italien bedrohten, ſchloß Carl 1718 den Frieden von Paſſarowicz ab, in welchem er Belgrad, Servien und Temeswar erwarb. Die Plane des Cardinals Alberoni, der das Madrider Cabinet leitete, verwickelte Oeſterreich in einen neuen Krieg. Den ehrgeizigen Planen Alberoni's zu begegnen, wurde 1718 zu London eine Quadrupelallianz geſchloſſen; indeß endigte der Krieg ſchon 1720 mit der Entſetzung dieſes Miniſters. Um bei dem Mangel männlicher Erben die Nachfolge in ſeinen Staaten ſeiner Tochter Maria Thereſia zu ſichern, bemühte er ſich, bei den verſchiedenen Mächten die Annahme der pragmatiſchen Sanction zu bewirken, welche dieſen Gegenſtand feſtſetzte. Er war ſo glücklich, nach und nach alle europäiſchen Mächte für dieſe Abſicht zu gewinnen. Eine kurze Periode des Friedens benutzte der Kaiſer, um verſchiedene für den Handel nützliche Anſtalten zu gründen, unter andern eine levantiſche Handelscompagnie. Er beſuchte in Perſon die Küſten Iſtriens und ließ daſelbſt Landſtraßen und Häfen anlegen uud Schiffe erbauen. Seine Plane für den indiſchen Handel in den Niederlanden hatten nicht denſelben Erfolg, und er war genöthigt, ſie den Anſprüchen der Seemächte aufzuopfern. Die Regierung dieſes an ſich ſo friedliebenden Fürſtens ſollte mit faſt beſtändigen Unruhen bezeichnet werden. Die polniſche Thronfolge beunruhigte Europa nach dem Tode Auguſts II. im J. 1733. Carl unterſtützte mit Rußland den Sohn dieſes Fürſten; aber Frankreich und Spanien erklärten ſich für Stanislaus Leczinsky. Darüber entſtand ein blutiger Krieg, welcher 1735 mit dem Verluſte Siciliens, Mailands und verſchiedener Plätze am Rhein endigte. Kaum hatte Carl dieſen unglücklichen Krieg beendigt, als ſeine Allianz mit Rußland ihn nöthigte, wieder die Türken anzugreifen. Im J. 1737 rückten ſeine Truppen unter dem Feldmarſchall von Seckendorf ohne Kriegserklärung in Servien ein, und beſetzten Nizza. Aber dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Die Türken erneuerten ihre Angriffe ſtets mit überlegener Macht, und zwangen den Kaiſer und die Ruſſen nach drei unglücklichen Feldzügen, ihnen im Frieden von 1739 die Wallachei,

Servien und die Städte Belgrad und Zabach abzutreten. Carl überlebte dieſe Unfälle nicht lange. Er ſtarb am 20. October 1740 in dem Augenblicke, wo er mit Wiederherſtellung ſeiner zerrütteten Finanzen beſchäftigt war, und die letzte Hand an die pragmatiſche Sanction legen wollte, indem er den Großherzog von Toſcana, ſeinen Schwiegerſohn, zum römiſchen König erwählen ließ.

Carl VII. (eigentlich Carl Albrecht), geboren zu Brüſſel im J. 1697, war der Sohn Maximilan Emanuels, Churfürſten von Baiern, damaligen Statthalters der ſpaniſchen Niederlande. In ſeiner Jugend befand er ſich am kaiſerlichen Hofe und befehligte im Kriege gegen die Türken das von ſeinem Vater geſandte Hülfscorps. Im J. 1722 vermählte er ſich mit der Tochter Josephs I., nachdem er zuvor allen Rechten entſagt hatte, welche dieſe Ehe ihm auf die Thronfolge in die öſterreichiſchen Erblande geben könnte. Im J. 1726 folgte er ſeinem Vater als Churfürſt von Baiern. Er war einer von den Fürſten, welche gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg garantirte pragmatiſche Sanction proteſtirten, und ſchloß dem zufolge eine Defenſivallianz mit Sachſen. Nach dem Tode Carls VI. im J. 1740 weigerte er ſich, Maria Thereſia als Erbin anzuerkennen, indem er ſeine Anſprüche auf die Thronfolge auf ein Teſtament Ferdinands I. gründete. Ihn unterſtützte der König von Frankreich mit einem bedeutenden Truppencorps. Im J. 1741 ward er zu Linz als Erzherzog von Oeſterreich anerkannt. Die Hinderniſſe, die ihm der Cardinal Fleury in den Weg legte, indem derſelbe die öſterreichiſche Monarchie nicht zerſtückeln laſſen wollte, ſo wie der Mangel an Artillerie und Munition, hielten ihn von Wien zurück. Dagegen nahm er Prag, und ließ ſich daſelbſt als König von Böhmen krönen und ausrufen. Im J. 1742 ward er einſtimmig zum römiſchen König erwählt; er hielt einen feierlichen Einzug in Frankfurt, und ward von ſeinem Bruder, dem Churfürſten von Cölln, gekrönt. Bald aber verließ ihn das Glück. Die Heere Maria Thereſia's eroberten ganz Ober-Oeſterreich wieder und überſchwemmten Baiern; Böhmen mußte geräumt werden. Carl floh nach Frankfurt, wo er einen Reichstag berief, als eine Diverſion des Königs von Preußen ihm verſtattete 1744 nach München zurückzukehren, wo er ſchon im Januar 1745 ſtarb, erſchöpft durch Kummer und Krankheit. Ihm folgte im Churfürſtenthum ſein Sohn, Maximilian Joſeph, in der Kaiſerwürde Franz I., Maria Thereſiens Gemahl.

Carl der Kühne. Dieſer Fürſt, Herzog von Burgund, Sohn Philipp des Guten und der Iſabelle von Portugal, wurde geboren zu Dijon den 10. November 1435, und führte Anfangs den Namen eines Grafen von Charolais, unter dem er ſich in den Schlachten von Rüpelmonde 1452 und von Morbeque im folgenden Jahre auszeichnete Er war von heftiger, ſtürmiſcher Gemüthsart, und es regte ſich früh in ihm jener unglückliche Ehrgeiz, der die Quelle ſeiner Verirrungen und ſeines Unglücks wurde. Sein Widerwille gegen die Großen des Hauſes de Croi, die Günſtlinge ſeines Vaters, war unüberwindlich, und da er ſie nicht verdrängen konnte, entfernte er ſich vom Hofe und begab ſich nach Holland. Er verſöhnte ſich jedoch wieder mit ſeinem Vater, und flößte ihm ſeinen Haß gegen Ludwig XI. ein. Ja er ſtellte ſich an die Spitze einer gegen dieſen Monarchen ſich bildenden Partei. Nachdem er Flandern und Artois durchzogen war, drang er an der Spitze von 26,000 Mann gegen die Somme vor, und ſtand vor Paris. Der König ſandte den Biſchof der Stadt, Alain Chartier,

an ihn ab, um ihm das Unrecht des Krieges gegen ſeinen Monarchen vorzuſtellen. Allein der Erbe von Burgund antwortete: „Saget eurem Herrn, daß man gegen einen Fürſten, der ſich des Schwertes und des Giftes zu bedienen pflegt, immer hinreichende Gründe hat, und daß man, wenn man gegen ihn in Kampf zieht, gewiß ſein darf, unterwegs einen zahlreichen Anhang zu finden. Uebrigens habe ich die Waffen nur auf dringendes Bitten des Volks, des Adels und der Fürſten ergriffen, dieſe ſind meine Mitſchuldigen!“ — Ludwig traf mit ihm bei Montlheri zuſammen; Carl durchbrach einen Flügel des königlichen Heeres, und ließ ſich bei der Verfolgung der Fliehenden zu weit fortreißen. Von funfzehn Gendarmen umgeben, welche bereits ſeinen Stallmeiſter getödtet hatten, wurde er verwundet, und gerieth in Gefahr, gefangen zu werden; allein er wollte ſich nicht ergeben, that Wunder der Tapferkeit, und gab dadurch ſeinen Soldaten Zeit, ihn zu befreien. Von nun an faßte Carl von ſeinen Talenten für den Krieg eine ſo hohe Meinung, daß ihn das größte Unglück nicht davon zurückbringen konnte. Er folgte ſeinem Vater im J. 1467 und bekam ſogleich Krieg mit den Lüttichern. Er ſiegte und behandelte die Ueberwundenen mit der äußerſten Strenge. Vor dieſem Unternehmen hatte er den Gentern die Privilegien zurückgeben müſſen, welche ihnen von Philipp dem Guten entriſſen worden waren. Jetzt nahm er den Gentern das ihm Abgezwungene wieder, ließ die Häupter des Aufſtandes hinrichten, und legte der Stadt eine anſehnliche Geldbuße auf. Im folgenden Jahre vermählte er ſich mit Margarethe von York, der Schweſter des Königs von England, und beſchloß ſogleich den Bürgerkrieg in Frankreich zu erneuern, allein Ludwig entwaffnete ihn dadurch, daß er ihm 120,000 goldene Thaler gab. Den 3. October darauf hatten der Monarch und der Herzog eine Zuſammenkunft zu Peronne, um ihre Angelegenheiten ganz auszugleichen. Hier erfuhr der Herzog, daß die Lütticher, von dem Könige aufgereizt, von neuem ſich empört und Tongres ſich bemächtigt hatten. Carl wurde wüthend. Umſonſt betheuerte Ludwig eidlich ſeine Unſchuld, er wurde verhaftet und ſtreng bewacht. Nachdem der Herzog lange zwiſchen den heftigſten Maßregeln geſchwankt hatte, nöthigte er endlich Ludwig, einen Tractat zu unterſchreiben, deſſen erniedrigendſte Bedingung die war, daß er mit Carl gegen dieſelben Lütticher ziehen mußte, die er gegen dieſen aufgeregt hatte. Carl kam vor Lüttich in Begleitung des Königs an; die Stadt wurde mit Sturm genommen, und der Wuth der Soldaten preis gegeben. Solches Glück verhärtete das Gemüth des Herzogs gänzlich, und bildete die letzten Züge jenes unbeugſamen, blutdürſtigen Charakters aus, der ihn zur Geißel ſeiner Nachbarn machte, und ſeinen eigenen Untergang vorbereitete. Eduard IV. ſandte ihm im J. 1470 den Orden des Hoſenbandes. Kurz darauf empfing er Eduard ſelbſt in Flandern, wo dieſer eine Zuflucht bei ihm ſuchte. Carl gab ihm Geld und Schiffe, um wieder nach England zurück zu gehen. Gegen Ende des nämlichen Jahres begann der Krieg zwiſchen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund, und nie verdiente Carl mehr den Namen des Kühnen oder Verwegenen, als in dieſem Kriege. Gezwungen, um einen Waffenſtillſtand zu bitten, ergreift er doch bald die Waffen von neuem, macht ein Manifeſt gegen den König bekannt, worin er ihn der Zauberei und Vergiftung beſchuldigt, geht an der Spitze von 24,000 Mann über die Somme, nimmt die Stadt Nesle mit Sturm, ſteckt ſie in Brand und ſagt, indem er ſie brennen ſieht, mit barbariſcher Ruhe: „ſolche Früchte

trägt der Kriegsbaum!" — Ein Feind der Ruhe, unempfindlich gegen Vergnügen, nur Zerſtörung und Blutvergießen liebend, die Völker zertretend, um die Großen zu bereichern, und trotz ſeines Stolzes Meiſter in der Kunſt, ſich Verbündete zu ſchaffen, ſahe Carl, der ſich Ludwig XI. an Macht gleich hielt, nur mit Verdruß ſich an Würde und Rang unter ihm. Er faßte nun den Plan, ſeine Herrſchaft nach dem Rheine zu zu erweitern, und ſeine Staaten zu einem Königreiche, unter dem Namen des Galliſch-Belgiſchen zu machen. Er beſuchte den Kaiſer Friedrich III. zu Trier, um den Titel eines Königs und Generalvicars des Reichs zu erhalten, den ihm dieſer verſprochen hatte, unter der Bedingung, daß er ſeine Tochter Maria dem Erzherzog zur Gemahlin geben ſollte; allein da ſich keiner von beiden zuerſt verbindlich machen wollte, trennten ſie ſich in Unzufriedenheit, und die Unterhandlung wurde abgebrochen. Carl, der mit ſeinen Staaten Lothringen und die Schweiz vereinigen wollte, konnte ſich, wie Voltaire meint, wenn ihm dieſes gelungen wäre, ohne Jemandes Erlaubniß zum König erklären. Unterdeſſen arbeitete Ludwig daran, ihn in neue Verlegenheiten zu verwickeln, indem er Oeſterreich und die Schweizer gegen ihn aufregte. Nun faßte Carl den Entſchluß, ihn zu entthronen, und verband ſich deshalb mit dem König von England; allein genöthigt, dem Biſchof von Cölln, ſeinem Anverwandten, zu Hülfe zu eilen, verlor er zehn Monate vor Neuß, welches er vergeblich belagerte, und eilte dann nach Lothringen, um ſich an dem Herzog René zu rächen, der, von Frankreich aufgeregt, ihm den Krieg erklärt hatte. Nachdem er die Eroberung Lothringens durch die Einnahme von Nancy vollendet hatte, wo er im J. 1475 als Sieger einzog, wandte er ſeine Waffen gegen die Schweizer, und trotz der Vorſtellungen dieſer friedlichen Bergbewohner, welche ihm ſagten, daß Alles, was er bei ihnen finden könnte, nicht ſo viel werth ſei, als die Sporen ſeiner Ritter, eroberte er die Stadt Granſon, und ließ 800 Mann, die ſie beſchützten, über die Klinge ſpringen; allein dieſe Grauſamkeit wurde bald durch einen glänzenden Sieg gerächt, den die Schweizer bei derſelben Stadt über ihn erfochten (den 3ten Mai 1475). Der Verluſt dieſer Schlacht ſtürzte ihn in eine düſtre Melancholie, welche ſeinen Geiſt und ſeine Geſundheit zerrüttete. Mit einem neuen Heere kehrte er in die Schweiz zurück, und verlor durch dieſelben Fehler den 22. Juni die Schlacht bei Murten. Der Herzog von Lothringen, der in dem Heere der Schweizer gefochten hatte, führte die Sieger von Nancy, welches den 6. October capitulirte. Bei der erſten Nachricht von dieſer Belagerung verſammelte Carl ſeine Truppen und begab ſich noch Lothringen, um dem Herzog René die Stadt Nancy, die er ſchon einmal genommen hatte, zu entreißen. Er trug dem Grafen von Campobaſſo den erſten Angriff auf, und als er erfuhr, daß dieſer Officier ihn verrathe, betrachtete er dieſe Nachricht als eine Schlinge. Campobaſſo ließ die Belagerung in die Länge ziehen, und gab dadurch dem René Zeit, mit 20,000 Mann heranzurücken. Bei Annäherung dieſes Heeres ging er mit ſeinen Truppen zum Feinde über, ſo daß Carls Heer blos noch aus 4000 Mann beſtand. Gegen den Ausſpruch ſeines Rathes wollte Carl dennoch mit ungleichen Kräften den Kampf wagen. Den 5. Januar 1477 trafen beide Heere auf einander. Die Flügel des burgundiſchen Heeres wurden durchbrochen und zertreut, und das Centrum, von dem Herzog in Perſon befehligt, wurde nun von vorn und auf den Flanken angegriffen. Carl ſetzte ſogleich ſeinen Helm auf, und da er den ver-

goldenen Löwen, der ihm zur Zierde diente, vor ſich zur Erde fallen ſah, rief er mit Erſtaunen: Ecce magnum signum Dei! Er wurde geſchlagen, und von den Fliehenden fortgeriſſen, fiel er mit dem Pferde in einen Graben, wo er durch einen Lanzenſtich getödtet wurde. Er ſtarb im 44. Jahre ſeines Alters, und bezahlte, wie ein Geſchichtſchreiber ſagt, mit ſeinem Blute den Beinamen des Kühnen, den ihm die Nachwelt gegeben hat. Sein Leichnam, mit Blut und Koth bedeckt, ſein Kopf im Eiſe ſteckend, wurde er erſt zwei Tage nach der Schlacht gefunden, und zwar ſo entſtellt, daß ihn einige Zeit ſelbſt ſeine eigenen Brüder nicht erkannten. Endlich erkannte man ihn an der Länge ſeines Bartes und ſeiner Nägel, die er ſeit der Niederlage bei Murten hatte wachſen laſſen, ſo wie an der Narbe eines Säbelhiebes, die er in der Schlacht bei Montlheri empfangen hatte. Der Tod dieſes Fürſten, der beſtimmt zu ſein ſchien, die franzöſiſche Monarchie in das alte Chaos zurückzuſtürzen, bildet eine merkwürdige Epoche in derſelben, denn mit ihm erloſch in Frankreich die monſtröſe Feudalregierung. Carl war indeſſen nicht ohne einige gute Eigenſchaften. In der Regierung ſeiner Völker ſpürte man nichts von der Strenge und Härte, womit er ſich ſelbſt behandelte, und ſeine natürliche Gradheit ließ ihn ein aufmerkſames Auge auf die Verwaltung der Gerechtigkeit haben. Er wurde auf Befehl des Herzogs von Lothringen zu Nancy beerdigt, und im Jahre 1550 ließ Carl V., ſein Enkelſohn, ſeine Ueberreſte nach Brügge bringen. Aus ſeiner dreifachen Ehe hinterließ er blos eine Tochter, geboren von Iſabelle von Bourbon, ſeiner zweiten Gemahlin.

Carl VII., König von Frankreich, ſ. Frankreich und Jeanne d'Arc.

Carl IX., König von Frankreich, war der Sohn Heinrichs II. und Catharinens von Medici, im J. 1550 zu St. Germain-en Laye geboren, und beſtieg in einem Alter von noch nicht 11 Jahren, nach ſeines Bruders, Franz II., Tode, den Thron. Ohne eine Regentſchaft einzuſetzen, begnügte man ſich, durch den jungen Fürſten dem Parlamente ſchreiben zu laſſen, daß er ſeine Mutter gebeten habe, die Verwaltung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen; und das Parlament billigte dieſen Entſchluß, um nicht aufs neue die Rivalität zwiſchen den Guiſen und den Prinzen vom Geblüt zu wecken. Catharina erlaubte, daß der König von Navarra zum Generalſtatthalter des Reichs ernannt wurde, da ſie die Schwäche ſeines Charakters zu wohl kannte, um ihn zu fürchten. Sie nahm ſich vor, Alles zu verwirren, um Alles zu vernichten, und ſetzte dadurch die Catholiken in die Nothwendigkeit, ihr Heil von Jemandem anders als dem Könige zu erwarten. Die Guiſen ſahen ein, daß ihre wahre Kraft in Bildung einer catholiſchen Ligue gegen die politiſchen Verbindungen der Calviniſten beſtehe. In der zu Orleans gehaltenen Ständeverſammlung verſuchten gegenſeitig die Parteien ihre Kräfte. Der Connetable von Montmorenci, der Herzog von Guiſe und der Marſchall St. André ſchloſſen ein Bündniß, das die Hugenotten mit dem Namen des Triumvirats belegten. Da die Gemüther ſich immer mehr erhitzten, glaubte Catharina im Monat Mai die Verſammlung vertagen zu müſſen. Dagegen berief man das Parlament. Um die Religionsſtreitigkeiten zu endigen, ohne die Religion zu nennen (weil Entſcheidungen darüber eigentlich vor eine Kirchenverſammlung gehörten), wählte man den Ausweg, daß man alle aufrühreriſche Verſammlungen verbot und die Vollziehung der früher gegen die Calviniſten angeordneten Maßregeln aufſchob. Auf dieſe Baſis ward zu St. Germain das Edict vom Julius

abgefaßt, das beiden Parteien mißfiel, den Catholiken, weil es ſie nicht rächte, und den Calviniſten, weil ſie ſich mit der bloßen Duldung nicht mehr begnügen wollten. Die Königin Mutter hatte ohne Zuziehung des Papſtes das Colloquium zu Poiſſi veranſtaltet, auf welchem beide Parteien ſich den Sieg zuſchrieben. Indeß empörten die Vorſchläge der Calviniſten den König von Navarra, der ſich mit den Guiſen verband. Die Königin, erſchrocken, ſich von dem erſten Prinzen von Geblüt verlaſſen zu ſehen, warf ſich in die Arme des Prinzen Condé und des Admirals Coligni, und bewilligte das den Calviniſten ſo günſtige Edict vom Januar 1562. Sie fühlte aber nur zu bald, daß ihr ſchwankendes Betragen ſie ihres Anſehns in den Augen Aller beraubt habe und daß der Bürgerkrieg unvermeidlich ſei. Der Herzog von Guiſe ſah ſich ſowohl von dem Hofe, der ihn fürchtete, als von den Pariſern, die eines Vertheidigers bedurften, geſucht; er begab ſich nach Paris. Auf ſeiner Reiſe dahin fiel das Blutbad bei Vaſſi vor. Der Herzog von Guiſe wurde in der Hauptſtadt mit unausſprechlicher Freude aufgenommen. Es gelang ihm, ſich des Königs zu verſichern. Condé, der die Gelegenheit dazu verſäumt hatte, konnte jetzt nicht die Waffen ergreifen, ohne der Rebellion angeklagt zu werden. Während er noch berathſchlagte, erhoben ſich die Calviniſten von allen Seiten, und der Bürgerkrieg brach aus. Die Hugenotten wurden geſchlagen, ohne zu unterliegen. Der Herzog von Guiſe ward vor Orleans im Febr. 1563 von einem calviniſtiſchen Edelmanne meuchelmörderiſch mit vergifteten Kugeln erſchoſſen. Er rieth in ſeinen letzten Augenblicken dem König und der Königin Mutter, mit den Parteien zu unterhandeln. Man folgte dieſem Rath, unterzeichnete am 18. März einen Tractat, und entriß am 27. Juli Havre den Engländern. Der König, der in demſelben Jahre 1563 für majorenn erklärt worden, beſuchte in Begleitung ſeiner Mutter die Provinzen. Zu Bayonne hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeiner Schweſter Iſabelle, der Gemahlin Philipps II. von Spanien. Die Calviniſten ſchöpften darüber ſo großen Argwohn, daß ſie die Waffen ergriffen und ſogar den Plan faßten, den König auf ſeinem Rückwege nach Paris aufzuheben. Gewarnt entging er der Gefahr; aber dieſer Anſchlag mußte den Haß des von Natur ſtolzen Carls wecken, der alle Eigenſchaften eines großen Fürſten zeigte, und wegen ſeines zu großen Vertrauens auf ſeine ränkevolle Mutter mehr zu bedauern als zu tadeln war. Wäre er Herr ſeines Betragens geweſen, ſo würde er Coligni den Haß, den er ſeit jenem Anſchlage im Herzen gegen ihn hegte, gezeigt, ſich an die Spitze der Catholiken geſtellt und in kurzem die Gegenpartei niedergeſchlagen haben; allein dies hätte nicht mit den Abſichten der Königin Mutter übereingeſtimmt, die, in der Hoffnung, die Häupter beider Parteien zu ſtürzen und dann ohne Widerſpruch zu herrſchen, fürchtete, daß ihr Sohn wirklich als König auftreten möchte. Nach der Schlacht von St. Denis, 1567, deren Gewinn der Connetable von Montmorenci mit dem Leben bezahlte, eilte Catharina von Medici, ſtatt die Calviniſten zu verfolgen, zu unterhandeln, und der Friede kam zu Stande. Die Calviniſten, pochend auf die Nachgiebigkeit, welche der Hof für ſie zeigte, hielten einen Theil der Plätze, welche ſie räumen ſollten, zurück, und fuhren fort, mit England und den deutſchen Fürſten Einverſtändniſſe zu unterhalten. Die Händel zwiſchen ihnen und den Catholiken fingen wieder an, und bald brach ein neuer Bürgerkrieg aus. Trotz Carls Eiferſucht ſtellte Catharina den Herzog von Anjou an die Spitze der königlichen Armee. Der Prinz Condé blieb 1569 in der

Schlacht von Jarnac und der Admiral Coligni ward zu Montcontour in demſelben Jahre geſchlagen. Jetzt benutzte Catharina die Eiferſucht des Königs, um ihn zu veranlaſſen, aufs neue mit den Calviniſten zu unterhandeln. Der Friede ward 1570 unter Bedingungen geſchloſſen, die ſo günſtig für die Calviniſten waren, daß dieſe ſelbſt Verrätherei darunter geargwohnt zu haben ſcheinen. Die Häupter derſelben erſchienen daher nicht ſämmtlich am Hofe, als Carl in demſelben Jahre ſeine Vermählung mit Eliſabeth, der Tochter Kaiſers Maximilian II., feierte. Nach und nach erſt ſchwand dies Mißtrauen. Coligni fand ſich geſchmeichelt durch den Schein, die Rathſchlüſſe des Königs zu lenken, und die Vermählung des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrichs IV.) mit Carls IX. Schweſter, Margaretha, ſchien jeden Argwohn zu verbannen. Dieſe Vermählung hatte am 18. Auguſt 1572 Statt; am 22. geſchah der erſte Mordverſuch gegen Coligni, und am 24. begann jenes Blutbad, das unter dem Namen der Bartholomäusnacht (vergl. d. Art.) oder pariſer Bluthochzeit bekannt iſt. Der Bürgerkrieg brach zum vierten Mal aus, und Catharina ſah jetzt das Unſtatthafte ihrer Politik ein. Carl konnte ſeine Abneigung gegen ſie nicht mehr verbergen, und war im Begriff, ſelbſt mit kräftiger Hand die Zügel der Herrſchaft zu ergreifen, als er im J. 1574 kinderlos ſtarb. — Carl hatte von Kindheit auf große Eigenſchaften angekündigt. Er war tapfer, unermüdlich, ruhmliebend, von lebhaftem, durchdringendem Geiſte, und liebte die Wiſſenſchaften. Nicht ſowohl ihm, als vielmehr ſeiner Mutter fallen die Greuel zur Laſt, welche ſeine Regierung beflecken.

Carl I., aus dem Hauſe Stuart, König von England, war im J. 1600 zu Dumferling in Schottland geboren. Sein Vater, damals Jacob VI. von Schottland, beſtieg 1603 nach Eliſabeths Tode unter dem Namen Jacob I. den engliſchen Thron; Carl aber ward durch den Tod ſeiner beiden ältern Brüder 1616 Prinz von Wallis. Ausgeſtattet mit einem empfänglichen, lernbegierigen Geiſte, einem beſcheidenen, aufrichtigen und gütigen Herzen und dem gefälligſten Aeußern, ſchien er ſich eine glückliche Zukunft verſprechen zu dürfen. Sein erſtes Unglück, aus dem alle andere entſprangen, war die genaue Verbindung mit Buckingham (ſ. d.), in welche dieſer ränkevolle Günſtling Jacobs I. ihn zu ziehen wußte. Buckingham verleitete ihn, ſich perſönlich zu Madrid um die Hand der Infantin zu bewerben, und ward Urſache, daß England, ſtatt ſich durch eine Vermählung mit Spanien zu verbinden, mit dieſem Reiche in Krieg gerieth. Indeß hatte Jacob noch die Beruhigung, die Vermählung ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich, Heinrichs IV. Tochter, feſtgeſetzt zu ſehen, als er im April 1625 ſtarb. Carl beſtieg jetzt den Thron, ward aber mehr als je von Buckingham beherrſcht. Dieſer Günſtling ward gewählt, um die neue Königin von England aus Frankreich abzuholen; er führte ſie nach Dover, wo der junge Monarch ſie empfing. Am folgenden Tage ward die Vermählung zu Canterbury gefeiert, und wenige Tage nachher eröffnete Carl ſein erſtes Parlament. Mit Ungeduld hatte er dem Augenblick entgegengeſehen, wo er die Repräſentanten ſeines Volks um ſich verſammeln würde, und mit edler Freimüthigkeit eröffnete er ihnen ſeine Geſinnungen und ſeine Foderungen. Um ſo bitterer mußte er ſich getäuſcht ſehen, da er allenthalben Widerſtand und Widerſpruch fand. Nicht nur ward ihm, was allen ſeinen Vorgängern für ihre Lebensdauer war bewilligt worden, nur auf ein Jahr bewilligt, ſondern man votirte auch ſtatt 700,000 Pfund, die

zur Fortſetzung des Krieges und zur Deckung der Staatsſchuld unumgänglich nöthig waren, nur 120,000 Pfund. Nachdem der König vergeblich ſeine Rechte vertheidigt und ſich überzeugt hatte, daß er von einer ſolchen Verſammlung keine Hülfe erwarten dürfte, löſete er ſie auf. Da ihn das Parlament mitten in einem Krieg verließ, den ſein Vater recht eigentlich auf deſſen Verlangen begonnen hatte, ſo nahm er zu allen denjenigen Gelderhebungen ſeine Zuflucht, welche durch den beſtändigen Gebrauch unter den vorhergehenden Regierungen verſtattet wurden. Dies Verfahren war nicht nur verzeihlich, ſondern auch untadelhaft. Es iſt demnach ausgemacht, daß in dem Streite, der ſich mit Carls Thronbeſteigung erhob, das erſte Unrecht auf Seiten des erſten Parlaments war. Nicht derſelbe Fall war es mit dem zweiten, das er im folgenden Jahre (1626) zuſammenrief, als die engliſche Escadre ſtatt der Gallionen Schimpf und Verluſt von Cadix zurückbrachte. Das neue Parlament verband Bewilligungen und Beſchwerden. Dieſe Beſchwerden waren gegen den Günſtling gerichtet, der beſonders durch ſein Verfahren gegen den Lord Briſtol ſich allgemein verhaßt gemacht hatte. Das Unterhaus und der König hatten ſich gegenſeitig das unbeſtimmte Verſprechen gegeben, jenes, die nöthigen Gelder zu bewilligen, wenn die Beſchwerden abgeſtellt würden, dieſer, die Beſchwerden abzuſtellen, wenn die Gelder bewilligt würden. Darüber aber erbitterte man ſich von beiden Seiten; das Unterhaus votirte drei Subſidien mit dem Zuſatz, daß dieſes Votum erſt dann in eine Bill verwandelt werden ſollte, wenn die Beſchwerden vorgelegt und beantwortet ſein würden; Carl dagegen erklärte, daß er die Sitzung ſchließen werde, wenn nicht bis Ende der Woche größere Bewilligungen unbedingt gemacht worden wären. Wirklich löſte der König das Parlament auf und erließ am folgenden Tage ein Manifeſt; von der andern Seite ſetzte man den Entwurf einer Gegenvorſtellung in Umlauf. So wandten ſich beide Theile an die Nation, die in demſelben Augenblick, wo das Parlament aufgelöſet worden war, den Lord Arundel auf ſein Landgut verbannt, den Grafen Briſtol verhaftet und Buckingham an der Spitze der Armee ſah. In Ermangelung geſetzlicher Gelderhebungen nahm man anfangs zu den gewöhnlichen Taxen ſeine Zuflucht; ſpäter aber verfügte ein Geheimerathsbeſchluß eine allgemeine gezwungene Anleihe, welche in allen Provinzen mit größter Strenge eingetrieben wurde. Viele unterwarfen ſich aus Furcht, Andere vertheidigten die öffentliche Freiheit mit Gefahr ihrer perſönlichen. Unter letztern nennen wir Thomas Wentworth (ſo berühmt unter ſeinen ſpätern Namen Graf Strafford) und Hampden. Der König fühlte zu wohl ſein Unrecht, um dieſen Männern ſeinen Beifall verſagen zu können. Alle Gefangenen, die ſich unmittelbar an ihn wendeten, erhielten ihre Freiheit. Buckingham dagegen fuhr fort, das Reich mit willkührlichen Verordnungen zu überſchwemmen, neue Laſten und neue Beſchwerden kamen zu den ſchon vorhandenen. In dieſer Zeit der Bedrängniß verleitete Buckingham aus Privatrückſichten den König, der dem Kriege gegen Spanien nicht gewachſen war, auch noch Frankreich den Krieg zu erklären. Das Reſultat deſſelben war die höchſt ſchimpfliche und unglückliche Unternehmung auf die Inſel Ré. Die Nation, ſo wie der König fühlten das Bedürfniß eines Parlaments, das auch zuſammenberufen und im März 1628 eröffnet wurde. Bewundernswürdig war die Weisheit und Mäßigung, welche man anfangs zeigte. Beide Häuſer traten in eine Commité zuſammen, deſſen Reſultat die berühmte Petition of Rights war, durch

welche, den Grundſätzen der Magna Charta gemäß, der Grundvertrag zwiſchen König und Volk erneuert werden ſollte. Der König ſchwankte einige Zeit, ob er ſie beſtätigen ſollte; endlich erſchien auf Buckinghams Antrieb eine königliche Botſchaft, welche dem Hauſe befahl, ſich ſtatt aller Staatsangelegenheiten mit den Geldbewilligungen zu beſchäftigen. Je unerwarteter dieſe Maßregel war, um ſo heftiger waren die Ausbrüche, welche ihr folgten. Man beſchloß, die Anklage gegen Buckingham wieder vorzunehmen; der König, für ſeinen Günſtling beſorgt, gab jetzt die Beſtätigung, die er unkluger Weiſe verſagt hatte, ohne an die Folgen dieſes dem Parlamente zugeſtandenen Triumphs zu denken. Die anfängliche Freude ging ſchnell vorüber; man ſprach aufs neue von Beſchwerden, nannte Buckingham den Urheber aller Uebel, und bat den König, ihn aus ſeinem Rathe zu entfernen. Man beſchloß eine neue dringende Vorſtellung wegen der Beſchwerden, deren Abſtellung man erhalten hatte, und ſchlug vor, das Tonnengeld abzuſchaffen, gleichſam als bereue man es, Subſidien bewilligt zu haben. Der König prorogirte das Parlament, in der Hoffnung, inzwiſchen die Ehre ſeiner Waffen wiederherzuſtellen. Statt deſſen beſchimpfte Denbigh die engl. Flagge; Buckingham ward von einem Meuchelmörder umgebracht; die Unternehmung, die er befehligen ſollte, ſchlug fehl. Das wiederverſammelte Parlament zeigte ſich ſtreitſüchtiger als je; politiſche und religiöſe Fanatiker leiteten die Verhandlungen. Ihnen Einhalt zu thun, befahl der König dem Sprecher, die Sitzungen zu vertagen. Der Sprecher gehorchte; ein gewaltiger Aufruhr entſtand. Man erklärte den für einen Feind des Vaterlandes, für einen Papiſten, der fortan das Tonnengeld bezahlen würde. Der König erſchien, löſete das Parlament auf und zog die Anführer des Aufruhrs zur Strafe. Darauf gab er der Nation Rechenſchaft von ſeinem Betragen, und erklärte, daß er künftig ohne Miniſter und ohne Parlament regieren wolle. Die erſte Handlung der blos königl. Regierung war ein ehrenvoller Friede mit Spanien und Frankreich. Carl machte einen heilſamen Gebrauch von ſeiner Gewalt, und England genoß des Friedens und der Wohlfahrt zwölf Jahre hindurch. Zwar zeigten einzelne Auftritte deutlich genug, daß man dieſes Glücks mehr ſatt als froh ſei, und daß dem Engländer ſeine Freiheit höher gelte, als ſein Wohlbefinden; doch würde in England die Ruhe nicht geſtört worden ſein, wäre Schottland nicht vorangegangen. Schon Jacob hatte die engliſche und ſchottiſche Kirche vereinigen wollen; Carl, von dem Biſchofe von London, Laud, in dieſer Angelegenheit geleitet, nahm dieſen Plan aufs neue vor. Er hatte 1633 Schottland beſucht, die Anerkennung ſeines geiſtlichen Supremats erlangt, ein Bisthum in Edinburgh errichtet und mehrere Prälaten theils in den Staatsrath gezogen, theils an die Spitze der Gerichtshöfe geſtellt. Statt aber gleich damals ſein ganzes Vorhaben auszuführen, hatte er ſich begnügt, einen Ausſchuß ſchottiſcher Biſchöfe mit der Feſtſetzung einer neuen Liturgie zu beauftragen. Die Arbeit zog ſich in die Länge, als plötzlich 1637 ein königlicher Befehl in Schottland erſchien, in allen Kirchen die neue Liturgie zu befolgen. Darüber entſtand in dem Dome von Edinburgh ein Aufſtand, in welchem der Decan des Capitels faſt das Leben verlor. Männer von Anſehn ſtellten indeß die Ruhe des Volks wieder her; man erſuchte den König ehrerbietig, die neue Liturgie zurückzunehmen. Laud verſtattete nur, ſie zu ſuspendiren. Dies genügte nicht. Die Inſurrection organiſirte ſich; Deputirte bildeten eine Regierung, und es erſchien jener Vertrag (Co=

venant), vom Himmmel ſelbſt beſiegelt, den man heutiges Tages nicht ohne Unwillen leſen kann. Der edle Wentworth rieth, ſich unverzüglich zum Kriege zu rüſten, aber Alles aufzubieten, ihn zu vermeiden. Statt dieſem erleuchteten Rath zu folgen, nahm Carl ſeine Liturgie zurück, und begnügte ſich, jenem Vertrage einen andern entgegenzuſetzen. Er berief ſogleich eine allgemeine Verſammlung der presbyterianiſchen Kirche nach Glasgow, welche damit anfing, alle Biſchöfe anzuklagen. Der königliche Commiſſär erklärte ſie für aufgelöſet; ſie blieb desungeachtet beiſammen, und ſetzte ihre gewaltſamen Beſchlüſſe fort, während ſich ein Heer von Aufrührern unter Lesly verſammelte und England bedrohte. Der König verſammelte ſeine Macht zu York; viele Freiwillige ſtrömten ſeinen Fahnen zu. Wentworth, der als Vicekönig in Irland war, ſchickte nicht nur alles in der dortigen Staatscaſſe befindliche Geld ein; er opferte ſein ganzes Vermögen freiwillig dem Vaterlande; drei Cavallerieregimenter, von ihm geworben und ausgerüſtet, zogen in York ein. Außerdem verſammelte er ein Heer in Irland, mit dem er die weſtlichen Küſten Schottlands bedrohte. Es bedurfte nur des feſten Willens, um die Rebellen zu vernichten; ſtatt deſſen wählte Carl den Weg der Unterhandlung; man verſprach gegenſeitig, die Waffen niederzulegen. Aber kaum hatte der König ſein Heer entlaſſen, als die Rebellen ſich aufs neue rüſteten und ein neues allgemeines Conſiſtorium ſie zu den Waffen rief. Der König berief Wentworth zu ſich. Die erſten Worte dieſes treuen Dieners waren: „Krieg den Schotten, ein Parlament den Engländern.“ Beides ward bewilligt. Wentworth ſchlug eine freiwillige Subſcription vor und unterzeichnete ſelbſt 20,000 Pfund. Zum Grafen Strafford erhoben, eilte er nach Irland, bewirkte Geldbewilligungen vom Parlamente und der Geiſtlichkeit, ſammelte 11,000 Mann, und eilte zum König zurück. Zum Unglück befiel ihn zu Cheſter eine Krankheit; der Großſiegelbewahrer Coventry, nach ihm der fähigſte Mann, ſtarb. Der König ſtand allein zwiſchen ſeiner Gutmüthigkeit und ſeinen ſchwachen oder verrätheriſchen Rathgebern. Indeſſen hatte ſich das engliſche Parlament verſammelt und war ſchon in mehrere Parteien getheilt, als Strafford nach London kam, und eine Botſchaft vorſchlug, welche alle Gemüther vereinigte. Man war im Begriff, im Allgemeinen Subſidien zu bewilligen, als der Staatsſecretär Henry Vank, ganz gegen den Auftrag des Königs, erklärte, daß dieſer zwölf Subſidien verlange oder nichts. Dieſe Foderung weckte die puritaniſche Oppoſition wieder; man verſchob die Sache auf den folgenden Tag. Während deſſen bewog derſelbe Verräther den König durch die falſche Nachricht, daß das Unterhaus alle beſtehenden Taxen für ungeſetzlich und den Krieg gegen Schottland für ungerecht erklären wolle, am folgenden Morgen das Parlament aufzulöſen. Noch an demſelben Tage erfuhr er die wahre Lage der Sachen; er bereute jetzt ſeine Uebereilung, aber es war zu ſpät, ſie wieder gut zu machen. Ihm blieb nichts übrig, als zu kämpfen und zu ſiegen. Strafford war dazu entſchloſſen, der König hatte die Mittel dazu. Er ging mit Strafford und dem Primas den Schotten entgegen, welche auf die Einladung der Puritaner von London England betreten hatten. Strafford erwartete nur des Königs Erlaubniß, um ſie zurückzuſchlagen. Statt deſſen ging dieſer aufs neue Unterhandlungen ein, unterſchrieb vorläufig entehrende Bedingungen gegen die Rebellen, und kehrte nach London zurück, wo er im November 1640 jenes berüchtigte Parlament eröffnete, das

größtentheils aus Puritanern beſtand, und den Sturz der Kirche, des Throns und der ganzen Conſtitution zu beabſichtigen ſchien. Seine erſten Angriffe richtete es auf Strafford. Der König erklärte, daß er ſeinen Miniſter zwar entlaſſen wolle, daß er ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne, und daß er nie wider ſein Gewiſſen handeln werde. Dieſe von treuloſen Rathgebern eingegebene Erklärung brachte das Volk zur Wuth. Sechstauſend Banditen umlagerten das Parlament, die Bill ging in beiden Häuſern durch, und ward dem Könige vorgelegt, der, von allen Seiten beſtürmt, endlich unterlag, und eine Commiſſion zur Unterzeichnung aller zur königlichen Sanction kommenden Bills ernannte. Mit dieſem Tage war alles verloren. Strafford und Laud ſtarben auf dem Blutgerüſte, Finch und der Staatsſecretär Windebank retteten ſich durch die Flucht; der tugendhafte Juxon legte ſein Amt als Schatzmeiſter nieder. Der König war in den Händen der Puritaner, die in kurzer Zeit alle 3 Reiche in Flammen ſetzten. Ein giftiges Libell griff den Charakter, die Handlungen, die ganze Regierung des Königs an. Die Biſchöfe wurden, da ſie ihn vertheidigten, vom Oberhauſe ausgeſchloſſen. Endlich erfrechte man ſich, die Königin zu beleidigen und mit einer Anklage zu bedrohen. Carl verlor die Beſonnenheit. Er befahl ſeinem Generalprocurator, gegen einen Lord und fünf Mitglieder des Unterhauſes Klage zu erheben; er erſchien perſönlich in letzterm, um die Angeklagten verhaften zu laſſen. Dieſe waren, früher gewarnt, entwichen. Das Geſchrei des Aufruhrs umgab den König auf ſeinem Rückwege. Jetzt glaubte das Parlament, das bisher nur die kirchliche und bürgerliche Gewalt zu vernichten geſucht hatte, ihn auch der militäriſchen berauben zu müſſen. Da Carl jeder darauf abzielenden Foderung widerſtand, hob es Truppen aus, ernannte Befehlshaber und begann den Bürgerkrieg im April 1642. Bis hierher war Carls Betragen ein Gemiſch von Tugenden und Fehlern, von Rechtſchaffenheit und Schwäche, bald des Lobes und bald des Tadels werth; von jetzt an können wir ihn nur bewundern und verehren. In Gemeinſchaft mit dem patriotiſch geſinnten Lord Falkland, ſeinem Miniſter, kämpfte er für die Gerechtigkeit ſeiner Sache, zugleich aufs eifrigſte bemüht, dem Bürgerkriege ein Ende zu machen. Kaum hatte ihm das Waffenglück einige Ruhe verſchafft, als er die der Conſtitution treugebliebenen Parlamentsglieder nach Oxford berief, während ein anderes Parlament zu Weſtminſter ſeine Sitzungen fortſetzte. Drei Jahre ſiegte die Sache des Königs ob, bis die Schlacht bei Naſeby im Juni 1645 ſie zu Boden ſtürzte. Cromwell entriß Carls Händen den ſchon erfochtenen Sieg; dieſer floh hülflos nach Schottland; Armee und Parlament nahmen ihn theilnehmend auf; doch die Geiſtlichkeit vernichtete dieſe günſtige Stimmung und lieferte für 800 000 Pfund Sterling den unglücklichen König den Engländern aus. Eine ſchimpfliche Gefangenſchaft war ſein Loos. Aber plötzlich ward die Tirannei des Parlaments durch die Tirannei der Armee verdrängt. Im Schooße des Presbyterianismus hatte ſich die Secte der Independenten gebildet, welche Synode, Prediger und Prieſter und Könige verwarf. Die Armee war in dieſem Geiſte von Cromwell bearbeitet. Sie gerieth mit dem Parlament in Reibung. Cromwell und Ireton, welche das Heer zu beruhigen beauftragt waren, reizten es nur noch mehr auf. Es bildete ſich mitten im Heere eine Art von Parlament, und auf Cromwells geheime Verfügung ward der König aus der Gefangenſchaft

des Parlaments in die Gewahrſam der Armee gebracht. Er entfloh nach der Inſel Wight, aber der treuloſe Gouverneur lieferte ihn aus. Unterdeß hatte Cromwell das Parlament ſeinen Abſichten gemäß gebildet, und am 20. Januar ward König Carl Stuart vor ein angebliches Gericht geſtellt und des Hochverraths angeklagt. Mit hoher Würde weigerte ſich der Monarch, ein Gericht von Mördern als gültig anzuerkennen und verlangte von beiden Kammern des Parlaments gehört zu werden; mit wahrer Seelengröße ertrug er die Schmähungen und Mißhandlungen eines tollen Pöbels. Nach drei Sitzungen ſprachen dreizehn Richter das Todesurtheil über ihn aus. Umſonſt verwandten ſich für den Unglücklichen ſeine nach Frankreich geflüchtete Gemahlin, der Prinz von Wallis, Frankreich und Schottland. Vergebens erſchienen vier edle Lords vor den Schranken, erklärten, daß einem unwiderruflichen Grundſatze gemäß der König nie Unrecht thun könne, daß nur ſie, ſeine Miniſter, auf deren Rath er gehandelt habe, verantwortlich und daß ſie bereit ſeien, für ihn zu ſterben. Nichts konnte den König vom Untergange retten. Am 30. Januar 1649 beſtieg Carl das Blutgerüſte und litt den Tod mit jenem Gleichmuthe, den nur ein reines Bewußtſein geben kann. Die Trauerbotſchaft erweckte in den Provinzen alle Gefühle des tiefſten Schmerzes, und nach zwölf Jahren beging ganz England jedesmal den 30. Januar mit religiöſer Feier zum Andenken an den königlichen Märtyrer.

Carl II., des Vorigen Sohn, war 1630 geboren, und wurde mitten unter den Unfällen auferzogen, die ſeine Familie trafen. Er befand ſich zur Zeit der Hinrichtung ſeines Vaters im Haag, und legte ſich unmittelbar darauf den Königstitel bei. Sein erſter Plan war, nach Irland zu gehen, wo ſeine Sache von dem Marquis von Ormond unterſtützt ward; aber Cromwells Fortſchritte in dieſem Lande und die Anhänglichkeit der Schotten, die ihn zum König ausgerufen hatten, bewogen ihn, ſeine Unternehmungen mit Schottland anzufangen. Die Niederlage und der Tod von Montroſe nöthigten den jungen König, ſich in die Arme der Presbyterianer zu werfen, deren ſtrenge Behandlung ihn mit Abneigung gegen dieſe Secte erfüllen mußte. Das Mißgeſchick ſchien auf ihn, der von Natur jeden Zwang haßte, keine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als daß er ſich an die Verſtellung gewöhnte. Im Anfange des J. 1651 ward er mit vieler Pracht gekrönt; aber Cromwells Erſcheinung an der Spitze eines Heeres machte ſeinen Aufenthalt in Schottland ſehr gefährlich. In der Hoffnung auf die Hülfe der königl. Partei in England, wagte er, in dieſes von Cromwell beſetzte Land einzudringen, ward aber bei Worceſter geſchlagen, und entkam nur durch die Hülfe einiger ihm zugethanen Perſonen, die ihn verbargen, nach Frankreich, wo er mehrere Jahre mit ſeiner Mutter und ſeinem Bruder verlebte. Erzürnt über die Art, wie der franzöſiſche Hof ihn vernachläſſigte, und unterrichtet, daß Cromwell in dem Frieden mit Frankreich ſeine Vertreibung von dort zur Bedingung gemacht habe, ging er nach Cölln, wo er zwei Jahre in der Verborgenheit lebte. Nach Cromwells Tode begab er ſich an den franzöſiſchen Hof, der an den Pyrenäen den Frieden unterhandelte, konnte aber nicht einmal eine Unterredung mit Mazarin erlangen; indeß that zwei Monate nachher das Glück, was Carl kaum zu [illegible] offen wagte. Der größte Theil der Nation wünſchte lebhaft eine [illegible] Veränderung. Monk, der ein Truppencorps commandirte, kam 1660 von Schottland nach Eng-

land und entwarf insgeheim ſeinen Plan. Er löſete das Parlament auf, berief ein neues und übergab demſelben ohne Rückhalt einen Brief und eine Erklärung Carls, die mit Enthuſiasmus aufgenommen wurden. Man nahm alle Vorſchläge des Fürſten unbedingt an; und ſo ſah Carl ſich ohne Gefahr und Mühe in alle Rechte wieder eingeſetzt, die ſein unglücklicher Vater verloren hatte. J. J. 1660, an ſeinem Geburtstage, hielt er unter dem Jubel aller Parteien ſeinen Einzug in London. Seine erſten Verfügungen gewannen ihm Aller Herzen. Er zog ohne Unterſchied Royaliſten und Presbyterianer in ſeinen geheimen Rath. Der weiſe und tugendhafte Hyde, Graf von Clarendon, ward Canzler und erſter Miniſter. Man machte eine allgemeine Amneſtie bekannt, ſicherte der Krone ein feſtes Einkommen, entließ die Armee größten Theils, ſtellte die biſchöfl. Würde wieder her und beſchränkte die Presbyterianer. Der ſchwache und ſorgloſe Charakter Carls, verbunden mit ſeiner Verſchwendung, brachte bald Verwirrung in ſeine Finanzen. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich war eins der erſten Hülfsmittel, die er gegen dieſe Verlegenheit anwandte. Ludwig XIV. benutzte dieſen Umſtand, um ihn ganz in ſein Intereſſe zu ziehen und ſetzte ihm ein Jahrgeld aus, das regelmäßig gezahlt wurde; weshalb man in England ſpöttiſch ſagte, daß Carl II, der Vicekönig Ludwigs XIV. wäre. Im J. 1663 fingen die Feindſeligkeiten mit Holland an, welche, da ſie Handelsvortheile betrafen, vom Parlamente mit Eifer unterſtützt wurden. Auch war der Anfang des Krieges glücklich; aber dies Glück erregte die Eiferſucht Frankreichs und Dänemarks, welche ſich mit Holland verbanden. Dadurch gewannen die feindlichen Streitkräfte eine ſolche Ueberlegenheit, daß eine holländiſche Flotte in die Themſe eindrang, und zu Chatam Schiffe verbrannte. Außerdem traten noch andere Unglücksfälle ein. Im J. 1665 ward London durch eine große Feuersbrunſt und das Jahr darauf von der Peſt heimgeſucht; im J. 1667 ward mit Holland Friede geſchlo ſſen. Bald darauf trat Clarendon, deſſen unerſchütterliche Tugend dem Könige und dem Hofe mißfiel, aus dem Miniſterium. Eine Tripelallianz zwiſchen England, Holland und Schweden, um den e hrgeizigen Plänen Ludwigs XIV. Einhalt zu thun, machte den Ta lenten William Temple's, der ſie unterhandelte, Ehre. Trotz ſein er Fahrläſſigkeit zeigte Carl viel Neigung zur Willkühr und err g e dadurch die Beſorgniß aller Freiheitsfreunde. Gegen das J. 167 , ergab er ſich ganz einem Miniſterium, das unter dem Namen Cab al bekannt iſt (ſ. d.) und aus 5 Männern beſtand, die, vermöge ihrer tiranniſchen und kühnen Grundſätze, den König in allen Ver ſuchen, ſeine Gewalt unabhängig zu machen, aufmunterten. Der K ampf der Parteien begann, als der Herzog von York, des Königs B ruder, ſich laut zur römiſch-catholiſchen Religion bekannte. Bald d arauf brach das Miniſterium die Tripelallianz und erklärte gemei n ſchaftlich mit Frankreich den Holländern den Krieg; der König aber , der ſich wegen der dazu nöthigen Gelder nicht an das Parlament wenden wollte, ſchritt zu willkührlichen Maßregeln. Dazu kam, d aß die Unternehmungen gegen Holland keinen ſonderlichen Erfolg hat ten. Dies alles weckte die Unzufriedenheit der Nation. Man ve rſammelte ein neues Parlament, das dieſes allgemeine Mißvergnüg en ausdrückte. Das Miniſterium mußte aufgelöſet und 1674 mit den Holländern Friede geſchloſſen werden. Zwieſpalt im Cabinet, Sch wanken in dem Betragen des Königs bezeichneten die folgenden Ja hre. Im J. 1677 vermählte der König

zur Freude der Nation ſeine Nichte mit dem Prinzen von Oranien und beſchleunigte durch entſchiedene Maßregeln den nimweger Frieden, 1678. Aber in demſelben Jahre wurde die wirkliche oder angebliche Entdeckung eines Complots, das auf die Ermordung des Königs und Einführung der catholiſchen Religion abzielte, die Quelle großer Uebel. Mehrere catholiſche Pairs wurden angeklagt und verhaftet; Coleman, der Secretär des Herzogs von York, und mehrere Prieſter ſtarben auf dem Schaffot, der Graf Strafford, ein ehrwürdiger Greis, ward enthauptet; der Herzog von York, der nach Brüſſel geflohen war, ward durch eine Parlamentsacte von der Thronfolge ausgeſchloſſen. In derſelben Sitzung ging die berühmte Habeascorpus-Acte durch. Das Parlament zeigte einen Geiſt, der den König beſorgt machen mußte. Er prorogirte es anfangs, dann löſete er es auf. Eine Krankheit des Königs im J. 1679 ward Urſache, daß ſein Bruder zurückkehrte. Gegen das Ende des Jahrs zeigte ein Betrüger eine neue Verſchwörung an, deren Plan man in einem Mehlfaſſe fand, woher ſie den Namen bekam. Sie ſollte die Häupter der proteſtantiſchen Partei verhaßt machen, als trachteten ſie dem Könige nach dem Leben. Obgleich die Sache wenig Glauben fand, ſo hatte ſie doch die Folge, daß der Hof ſich bemühte, eine Partei in der Nation zu bilden, welche der Volkspartei das Gegengewicht hielte; ſo entſtanden die Namen Wigh und Tory im J. 1680. Ein neues Parlament nahm die Ausſchließungsbill wieder vor, und diesmal ward ſie im Oberhauſe verworfen. Bald darauf berief der König abermals ein Parlament zu Oxford, das ſich jedoch dem Hofe ſo entgegengeſetzt zeigte, daß der König es auflöſete und fortan ohne Parlament zu regieren beſchloß. Alle Parteien verſicherten ihre Treue und Anhänglichkeit und erklärten ſich für die reinſten monarchiſchen Grundſätze. Die Anklagen auf Verſchwörung und Meuterei wurden jetzt gegen die Presbyterianer gerichtet; man verfuhr gegen ſie mit der größten Strenge; Alle, die ſich republikaniſcher Grundſätze verdächtig machten, wurden ihrer Aemter entſetzt. Eine andere wichtige Maßregel, um zur unumſchränkten Gewalt zu gelangen, beſtand darin, daß man die Corporationen des Königreichs ihrer Vorrechte beraubte und vom Könige abhängig machte. Dieſe ſchnellen Fortſchritte zur Vernichtung der bürgerlichen Freiheit verurſachten ſo lebhafte Beſorgniß, daß ſich zahlreiche Verbindungen aller Art bildeten. Eine unter dem Namen Rye-House-Complot bekannte Verſchwörung bedrohte ſogar das Leben des Königs. Männer vom höchſten Range waren darein verwickelt, unter andern Lord Ruſſel und Algernon Sidney, deren Hinrichtung zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Regierung gehört. Carl war damals einer der unabhängigſten Fürſten von Europa, und nur ſeine Trägheit hinderte ihn, ſeine Gewalt für immer zu befeſtigen. Man ſagt indeß, er ſei entſchloſſen geweſen, ſein Syſtem zu ändern, als ein Schlagfluß im J. 1685 ſeinem Leben ein Ende machte. Carl empfing bei ſeinem Tode die Sacramente der römiſchen Kirche, der er heimlich zugethan war. Mit ſeiner Gemahlin, Catharina von Portugal, hatte er keine Kinder. Er war den Vergnügungen und Ausſchweifungen ergeben, und wirkte durch ſein Beiſpiel ſehr nachtheilig auf die Nation. Dabei aber war er ein Mann von Geiſt und einer heitern Gütmüthigkeit, die ihm die Herzen des Volks gewann. Unter ſeiner Regierung ward 1660 die Royal-Society (Akademie der Wiſſenſchaften) zu London geſtiftet und 1675 der Bau der St. Paulskirche begonnen.

Carl XII., König von Schweden, geboren zu Stockholm den 27. Juni 1682, empfing eine ſorgfältige Erziehung und ward von den ausgezeichnetſten Gelehrten des Landes in der Sprachen, in der Geſchichte, Geographie und Mathematik unterrichtet. Außer ſeiner Mutterſprache verſtand er deutſch, lateiniſch und franzöſiſch. Curtius Geſchichte Alexanders ward ſein Lieblingsbuch. Carl war bei dem Tode ſeines Vaters funfzehn Jahre alt, und ſollte nach dem Teſtamente deſſelben erſt mit dem achtzehnten Jahre die Regierung übernehmen, bis dahin aber unter der Vormundſchaft ſeiner Großmutter, Hedwig Eleonore, ſtehen, aber die Stände erklärten ihn bereits 1697 für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung zu den Geſchäften; er liebte ſtarke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Schwedens Uebergewicht im Norden war indeß von den Nachbarſtaaten längſt mit Eiferſucht betrachtet worden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien ihnen günſtig, es zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, Auguſt II. von Polen und Czar Peter I. ſchloßen ein Bündniß gegen Schweden. Friedrich gab das Signal zu dieſem Kriege, der ſich bald im ganzen Norden ausbreitete und länger als zwanzig Jahre dauerte. Die däniſchen Truppen fielen in das Gebiet des Herzogs von Holſtein-Gottorp ein. Dieſer Fürſt, vermählt mit der älteſten Schweſter des Königs von Schweden, begab ſich nach Stockholm und foderte Beiſtand von ſeinem Schwager. Carl hatte für ihn eine beſondere Neigung und ſchlug im Staatsrathe gegen Dänemarks Ungerechtigkeit die nachdrücklichſten Maßregeln vor. Nach einigen Berathſchlagungen über die innere Verwaltung ſchiffte er ſich im Mai 1700 zu Carlscrona ein und ging mit bedeutenden Landungstruppen unter Segel. Dreißig Linienſchiffe und eine große Anzahl kleiner Fahrzeuge, verſtärkt von einer engliſchen und holländiſchen Escadre, erſchienen im Angeſichte von Copenhagen. Man war noch mit den Anſtalten zur Ausſchiffung beſchäftigt, als Carl, voll Ungeduld, ſich aus ſeiner Schaluppe ins Meer ſtürzte und der erſte das Land betrat. Die Dänen zogen ſich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und der König von Schweden ſchlug auf Seeland ſein Lager auf. Copenhagen ſollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede am 8. Auguſt 1700 unterzeichnet, und in Folge deſſelben der Herzog von Holſtein in alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wieder eingeſetzt wurde. So endigte die erſte Unternehmung Carls XII., bei welcher er eben ſo viel Einſicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies. Er nahm bei derſelben jene einfache, genügſame und harte Lebensweiſe an, der er für ſein ganzes Leben treu blieb; keine Zerſtreuungen, keine eiteln Vergnügungen; der Wein ward von ſeiner Tafel verbannt; zuweilen war ein grobes Brot ſeine einzige Speiſe; er ſchlief oft in ſeinen Mantel gehüllt auf der Erde. Ein einziger blauer Rock mit kupfernen Knöpfen war ſeine ganze Garderobe; er trug beſtändig große bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandſchuhe. Gegen das weibliche Geſchlecht zeigte er immer die größte Gleichgültigkeit, und nie vermochte eine Frau etwas über ihn. Aber es war nicht genug, Dänemark zum Frieden gezwungen zu haben; es mußten auch die Angriffe Auguſts und Peters zurückgeſchlagen werden. Jener belagerte Riga, dieſer war mit einem großen Heere gegen Narva aufgebrochen und bedrohte das um den finniſchen Meerbuſen gelegene Land. Carl kehrte nicht in ſeine Hauptſtadt zurück, die ihn ſogar nie wieder ſah. Er ließ zwanzigtauſend Mann nach Liefland überſetzen und ging den Ruſſen

entgegen, die er 80,000 Mann ſtark unter den Mauern von Narva in einem befeſtigten Lager fand. Acht- bis zehntauſend Schweden ſtellten ſich unter dem Feuer der Ruſſen in Schlachtordnung, und der Kampf begann den 30. November 1700. Am Abend zuvor hatte Peter das Lager verlaſſen, unter dem Vorwande, Verſtärkung zu holen. In weniger als einer Viertelſtunde war das ruſſiſche Lager erſtürmt. Dreißigtauſend Ruſſen blieben auf dem Platze oder warfen ſich in die Narrowa; die andern wurden gefangen genommen oder zerſtreut. Nach dieſem außerordentlichen Siege, den Carl als ein achtzehnjähriger Jüngling erfochten, brach er gegen Auguſt auf, der Riga verlaſſen und ſich in Curland ausgebreitet hatte. Er ſetzte an der Spitze ſeiner Soldaten über die Düna, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, griff die Verſchanzungen der Sachſen an, und trug einen vollſtändigen Sieg davon. Schrecken verbreitete ſich im Norden; Peter und Auguſt waren beſtürzt. Carl hätte die errungenen Vortheile benutzen können, um einen Frieden zu ſchließen, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens, ja vielleicht ganz Europa's gemacht hätte; ſtatt deſſen verfolgte er Auguſt nach Polen, und beſchloß, die Unzufriedenheit eines großen Theils der Nation zu benutzen, um ihn zu entthronen. Auguſt verſuchte umſonſt, zu unterhandeln; vergebens bemühte ſich die Gräfin Königsmark, den ſchwediſchen Helden durch ihre Schönheit zu entwaffnen. Carl weigerte ſich, mit dem Könige zu unterhandeln und mit der Gräfin zu ſprechen. Der Krieg dauerte fort und die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Cliſſow. Im J. 1703 war ganz Polen von den Siegern beſetzt, der Cardinal Primas erklärte den Thron für erledigt und ſchlug vor, zu einer neuen Wahl zu ſchreiten. Dieſe fiel durch Carls Einfluß auf Stanislaus Leczinsky. Auguſt hoffte in Sachſen ſicher zu ſein, da inzwiſchen Peter Ingermannland beſetzt und an der Mündung der Newa den Grund zu Petersburg gelegt hatte. Aber der Sieger von Narva verachtete einen Feind, an dem er früh oder ſpät leicht Rache zu nehmen hoffte, richtete ſeinen Marſch nach Deutſchland und fiel in Sachſen ein. Zu Altranſtädt dictirte er im J. 1707 die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul, welcher die Coalition gegen Schweden angeſtiftet hatte, und damals als Peters Geſandter bei Auguſt war, mußte ihm ausgeliefert werden, und er ließ ihn mit dem Rade hinrichten. Dieſe Grauſamkeit erregte allgemeines Murren, und man erſtaunte mit Recht, daß ein bis jetzt großmüthiger Fürſt eine ſo unmäßige Rache habe nehmen können. Auch gab Carl während ſeines Aufenthalts in Sachſen mehrere Proben von Mäßigung und Seelengröße. Er ließ ſeine Truppen die ſtrengſte Mannszucht halten. Mehrere Geſandte und Fürſten begaben ſich in das Lager des Königs zu Altranſtädt, unter dieſen auch Marlborough, der Carl auszuforſchen und ſeine Plane zu entdecken ſuchte. Er überzeugte ſich, daß der ſiegreiche Held an den großen Streitigkeiten des Süden keinen Theil nehmen würde. Der König von Schweden verlangte, noch ehe er Deutſchland verließ, vom Kaiſer, daß er den Lutheranern in Schleſien volle Gewiſſensfreiheit zugeſtehe, und dieſer gewährte die Foderung. Im Septbr. 1707 verließen die Schweden Sachſen; ſie waren 43,000 Mann ſtark, gut gekleidet, gut disciplinirt und bereichert mit den erhobenen Contributionen. Sechstauſend Mann ließ er zum Schutze des Königs von Polen zurück, mit dem übrigen Heere trat Carl den kürzeſten Weg auf Moskau an. Als er aber in die Gegend von Smolensk gekommen war, änderte er auf die Vorſchläge des Coſakenhettmanns Mazeppa

ſeinen Plan, und marſchirte nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die doniſchen Coſaken, welche damals im Kriege mit dem Czar waren, ſich mit ſeiner Armee verbinden würden. Wirklich ſchloſſen ſich einige Bewohner des Landes an ihn an; aber Mazeppa wollte oder konnte die Hülfe nicht verſchaffen, die er verſprochen hatte; die beſchwerlichen Märſche, der Mangel an Lebensmitteln, und die beſtändigen Angriffe des Feindes ermüdeten die Soldaten und rieben eine große Menge auf. Der General Löwenhaupt, welcher Verſtärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen ſollte, langte nur mit wenigen durch den Marſch und beſtändige Gefechte mit den Ruſſen erſchöpften Truppen an. Man war bis Pultawa gekommen und dieſer Ort ſollte angegriffen werden, als Peter ſich mit 70,000 Mann entgegenſtellte. Carl recognoſcirte ſeinen Feind und ward gefährlich am Schenkel verwundet. Indeß rückten die Ruſſen heran und der König beſchloß, ihnen die Schlacht anzubieten. Der General Renſchild bekam Befehl, mit Löwenhaupt gemeinſchaftlich die Anordnung zu machen. Am 27. Juli 1709 ward jene berühmte Schlacht geliefert, welche das Glück des ſchwediſchen Helden und die Schickſale des Nordens umwandelte. Carl wohnte ihr auf einer Tragbahre bei; aber der Mangel ſeiner perſönlichen, die Soldaten ermunternden Gegenwart auf den jedesmal bedrängten Puncten, und noch mehr der Mangel an Uebereinſtimmung zwiſchen Renſchild und Löwenhaupt ward Urſache, daß die Schweden nicht in dem Maße wie ſonſt ihren Muth nnd ihre Tactik entwickelten, die ihnen ſo oft den Sieg verſchafft hatten. Sie mußten der Uebermacht weichen, ihre Reihen löſeten ſich auf, und der Feind trug einen vollſtändigen Sieg davon. Carl, der ſeit zehn Jahren das Glück an ſeinen Wagen gefeſſelt hatte, ſah ſeine Generale, ſeinen Lieblingsminiſter, den Grafen Piper, und die Blüthe ſeines Heeres in die Gewalt jener bei Narva ſo leicht beſiegten Ruſſen fallen. Er ſelbſt entfloh mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen ſeiner Wunde mehrere Meilen zu Fuß machen, und kam faſt allein zu Bender auf dem türkiſchen Gebiete an, wo er eine Zuflucht ſuchte. Sein auch hier nicht unbekannter Name erwarb ihm eine ehrenvolle Aufnahme; aber kaum war die Nachricht von der Niederlage der Schweden bekannt geworden, als Carls Feinde ſich mit neuer Hoffnung erhoben. Auguſt proteſtirte gegen den Vertrag von Altranſtädt, Peter drang in Liefland ein, Friedrich von Dänemark landete eine Armee in Schonen. Die Regentſchaft in Stockholm nahm Maßregeln, wenigſtens das alte ſchwediſche Gebiet zu ſchützen. Der General Steinbock verſammelte in der Eile ein Corps Milizen und Bauern, ſchlug die Dänen bei Helſingborg und zwang ſie, Schonen zu räumen. Man ſandte einige Abtheilungen nach Finnland, um die Ruſſen aufzuhalten, die dennoch vordrangen, da ſie an Zahl überlegen waren. Carl unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte, wußte die Miniſter, welche ihm entgegen waren, zu entfernen, und brachte es dahin, daß die Osmanen den Ruſſen den Krieg erklärten. Beide Armeen trafen an den Ufern des Pruth zuſammen am 1. Juli 1711; Peter ſchien dem Untergange nahe, als Catharinens Muth und Feſtigkeit die Ruſſen rettete und den Frieden herbeiführte, in welchem Carls nicht gedacht wurde. Dieſer verweilte indeß in Bender, entwarf neue Plane und bat durch ſeine Agenten die Pforte um Hülfsvölker gegen ſeine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem ſie vorgaben, Carl habe die Abſicht, ſich in Stanislaus Perſon zum eigentlichen Herrn von Polen

zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutſchen Kaiſer, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreiſe zu nöthigen, und, falls er ſich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Beſorgniß, ſeinen Feinden überliefert zu werden, beſchloß Carl, mit zwei- bis dreihundert Mann, aus denen ſein Gefolge beſtand, der Macht der Pforte zu trotzen und ſein Schickſal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da ſein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er ſich gegen ein ganzes Corps, und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus, in welchem er ſich befand, gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlaſſen und ſich in die Canzlei zu begeben, aber er verwickelte ſich in ſeine Sporen und wurde gefangen genommen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt und ſeine Kleider mit Blut bezeichnet, das er verloren hatte. Einige Tage nach dieſem ſeltſamen Kampfe kam Stanislaus in Bender an, um den König von Schweden zu bitten, zu dem Vertrage, den er ſich genöthigt ſah, mit Auguſt abzuſchließen, ſeine Einwilligung zu geben; allein Carl verweigerte dieſelbe. Die Türken führten hierauf ihren Gefangenen von Bender nach Demotica bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er ſich krank ſtellte, und beſchäftigte ſich mit Leſen und Schreiben. Er überzeugte ſich endlich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, ſandte daher eine Abſchiedsgeſandtſchaft nach Conſtantinopel und reiſte verkleidet mit zwei Offizieren ab. Mit allen Beſchwerden und Entbehrungen vertraut, ſetzte Carl zu Pferde ſeine Reiſe Tag und Nacht mit ſolcher Eile fort, daß nur Einer ſeiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Er nahm den Weg durch die Staaten des Kaiſers und Deutſchland. Endlich, ermattet und entſtellt, kam er um 1 Uhr Nachts den 11. November 1714 vor Stralſunds Thoren an. Er gab ſich als einen mit wichtigen Depeſchen aus der Türkei kommenden Courier an, und ließ ſich ſogleich zum Commandanten, dem Grafen Dunker, bringen. Dieſer fragte ihn angelegentlich nach dem Könige, und erkannte ihn erſt, als er zu ſprechen anfing. Freudig ſprang er aus dem Bette und umfaßte die Knie ſeines Herrn. Die Nachricht von Carls Ankunft verbreitete ſich ſchnell in der Stadt; die Straßen füllten ſich mit Menſchen und die Häuſer wurden erleuchtet. — Es währte nicht lange, ſo erſchien eine vereinigte Armee von Dänen, Sachſen, Preußen und Ruſſen vor Stralſund. Carl that während der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit. Als man aber am 15. Dec. 1715 die Feſtung übergeben mußte, begab er ſich nach Lund in Schonen, und traf Maßregeln, die Küſten zu ſichern. Dies gethan, machte er ein Unternehmen gegen Norwegen. Der Plan zu dieſem Feldzuge ſchien mit dem Baron von Görz verabredet worden zu ſein, deſſen kühne, aber geiſtreiche und große Entwürfe der Lage des ſchwediſchen Monarchen angemeſſen waren. Man wollte Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, ſich Norwegens bemächtigen, und von dort aus auf Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der ſich gegen Carl erklärt hatte. Während Görz zur Ausführung dieſer Pläne die Höfe bearbeitete, zur Fortſetzung des Krieges Hülfsquellen eröffnete und auf Aland mit den Bevollmächtigten des ruſſiſchen Czars unterhandelte, erneuerte Carl ſeinen Angriff auf Norwegen. Schon war einer Seits Peter gewonnen, anderer Seits ein Theil von Norwegen erobert, und das Glück

Schwedens ſchien eine günſtige Wendung nehmen zu wollen. Die Schweden belagerten Friedrichshall; am 30. Novbr. 1718 beſah der König den vor dem Hauptfort eröffneten Laufgraben. Während er an die Bruſtwehre gelehnt auf die Arbeiter herunterſah, traf eine Falconetkugel ihn an den Kopf und endigte das Leben dieſes Fürſten, der ſo vielen Gefahren entgangen war. Er war unverändert in derſelben Stellung geblieben; ſeine Hand hatte nach dem Degen gefaßt; man fand in ſeiner Taſche das Bildniß Guſtav Adolphs und ein Gebetbuch. Es iſt in der neuern Zeit mehr als wahrſcheinlich gemacht worden, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Feſtung, ſondern von ſchwediſcher Seite kam. Carl XIV. Johann hat ihm hundert Jahre ſpäter, den 30. Nov. 1818, an dem Orte, wo er gefallen war, ein Denkmahl errichtet. Mit Carls XII. Tode verſchwand Schweden aus der Reihe der großen Mächte; hätte er länger gelebt, ſo würden er und Görz es darin erhalten haben. Er hatte in den letzten Jahren große Pläne für die Marine, die Induſtrie und den Handel. Zu Lund hatte er ſich oft mit den Profeſſoren der Univerſität unterhalten und den öffentlichen Disputationen über die Geometrie, Mechanik und Geſchichte beigewohnt. Zu Bender war die Lectüre eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen geweſen; er hatte mehrere ſchwediſche Gelehrte zu ſich kommen laſſen, und ſie veranlaßt, Griechenland und Aſien zu bereiſen. Einige dieſer Reiſebeſchreibungen ſind gedruckt worden, andere ſind handſchriftlich zu Upſala. Feſtigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in Carls Charakter; aber er übertrieb dieſe ſchönen Eigenſchaften oft zu ſeinem und ſeines Volkes Nachtheil. Nach ſeiner Rückkehr zeigte er ſich ruhiger, ſanfter, gemäßigten und verſtändigen Maßregeln geneigter. Die Nachwelt wird ihm ſtets den Tribut der Bewunderung zollen, trotz der Vorwürfe, die ſie ihm mit Recht zu machen hat. Sie wird, wenn ſie ihn vorurtheilsfrei und mit Rückſicht auf ſeine Zeit betrachtet, ſagen, daß er große Tugenden uud große Fehler hatte, daß er ſich vom Glück verleiten, aber nicht vom Unglück niederſchlagen ließ. Seine Geſchichte hat ſein Caplan Norberg geſchrieben; Adlerfeld hat militär. Denkwürdigkeiten über ihn herausgegeben; aber an Intereſſe übertrifft ſie Voltaire, deſſen Histoire de Charles XII. ein Muſter von Klarheit, Eleganz und Präciſion, wiewohl ſie nicht vollſtändig, noch frei von Irrthümern in Namen, Daten und geographiſchen Angaben iſt.

**Carl XIII.**, König von Schweden, geb. den 7. Octbr. 1748, zweiter Sohn des Königs Adolph Friedrich und der Schweſter Friedrichs des Großen, Luiſe Ulrike. Bei der Geburt ſchon zum Großadmiral von Schweden ernannt, richtete ſich ſeine ganze Erziehung vorzüglich auf Erlernung des Seeweſens, weswegen er auch mehrere Kreuzzüge im Cattegat mitmachte. 1765 wurde er Ehrenpräſident der Societät der Wiſſenſchaften zu Upſala. 1770 trat er ſeine große Reiſe über Holland nach den Niederlanden und Frankreich durch Teutſchland nach Preußen an. Der Tod Adolph Friedrichs und die Thronbeſteigung Guſtavs III. rief ihn eiligſt nach Schweden zurück, wo er an der großen Revolution bedeutenden Antheil nahm, und von ſeinem Bruder mit der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs von Stockholm beehrt wurde. 1772 wurde er zum Herzog von Südermanland ernannt; er vermählte ſich 1774 mit Hedwig Eliſabeth Charlotte, Prinzeſſin von Holſtein-Gottorp. In dem Krieg mit Rußland 1788 erhielt er das Obercommando über die Flotte, ſchlug die Ruſſen im finniſchen Buſen, und führte in der gefährlichſten Jahreszeit ſeine

Flotte in den Hafen von Carlscrona glücklich zurück, wornach er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde, und das Prärogativ, Trabanten als Garde zu haben, erhielt. Nach der Ermordung Guſtavs III. 1792 trat er an die Spitze der Regentſchaft und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er ſich mit Dänemark verband, um die Schifffahrt in den nordiſchen Meeren zu ſchützen. Während ſeiner Regentſchaft gründete er das berühmte Muſeum und die Militärakademie für 200 Zöglinge und erwarb ſich allgemeine Achtung und Liebe im Reich. 1796 trat er die Regierung an den nun mündig gewordenen Guſtav Adolph IV. ab und zog ſich als Privatmann auf ſein Schloß Roſersberg zurück. Er verließ dieſe Einſamkeit nicht wieder, als nach der Revolution, welche 1809 Guſtav Adolph IV. vom Throne ſtürzte, und ihn dafür als Reichsverweſer, und einige Monate ſpäter (20. Juni 1809) als König von Schweden an die Spitze des Staates in der gefahrvollſten Lage ſtellte. Der Friede mit Rußland und Frankreich verlieh die ſo nöthige Ruhe zur Erholung von bedeutenden Verluſten und Vollendung der Verfaſſung. Den 27. Mai 1811 ſtiftete er den Orden Carls XIII., welcher einzig an Freimaurer höhern Grades vertheilt wird. Den 21. Juni 1816 trat er der heil. Allianz bei. Mit offnen Armen nahm er den franzöſiſchen Reichsmarſchall Bernadotte, als von den Ständen ihm erwählten Sohn und Thronfolger auf, und lebte mit ihm und deſſen hoffnungsvollen Sohne Oscar im freundſchaftlichſten Einverſtändniß. Sein kluges Benehmen in den letzten verhängnißvollen Jahren verſchaffte Schweden durch die Erwerbung von Norwegen (d. 4. Nov. 1814) eine ſchöne Entſchädigung für Finnland. Obgleich unter den Großen ſich mancher in ſeinen Hoffnungen mochte betrogen haben, und daher hier und da unruhiges Gemurmel ſich hören ließ, ſo beſaß Carl XIII. doch die Liebe ſeines Volks und ſein Tod, den 5. Febr. 1818, erregte allgemeine Trauer.

Carl XIV., Johann, König von Schweden u. Norwegen (oder Skandinavien), folgte ſeinem Adoptivvater Carl XIII. den 5. Febr. 1818 in der Regierung; den 7. Febr. huldigten ihm die ſchwediſchen Stände, den 10. die Stadt Stockholm und den 11. Februar das Storthing zu Chriſtiania. Er wurde den 11. Mai zu Stockholm und den 7. Sept. zu Drontheim gekrönt und geſalbt. Dieſer merkwürdige Fürſt, deſſen politiſche Stellung die unbedingte Nothwendigkeit des Princips der Legitimität hinreichend widerlegt, wurde den 26. Jan. 1764 zu Pau am Fuße der Pyrenäen geboren, und hieß mit ſeinem Familien- und Taufnamen: Johann Baptiſt Julius Bernadotte. Sein Vater war ein Rechtsgelehrter. Eine ſeltene Geiſtesbildung beweiſet, daß ſeine Erziehung ſorgfältig geweſen. Aus Neigung wählte Bernadotte den Militärſtand; auf ſeinem erſten Feldzuge in Amerika unter Rochambeau gerieth er in engliſche Gefangenſchaft. Er war 26 Jahr alt, als die Revolution ausbrach. Mit Begeiſterung trat der kühne Bernadotte in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Schnell ſtieg er von Stufe zu Stufe, und ſchon 1794 focht er als Diviſionsgeneral in der Schlacht von Fleurus; im folgenden Jahre trug er weſentlich zum Rheinübergange der Franzoſen bei Neuwied bei. Im J. 1796 war er bei der Armee angeſtellt, welche Jourdan befehligte; und die Vortheile, die er an der Lahn davon trug, beſonders aber die Blockade von Mainz, gründeten ſeinen Feldherrnruhm, der bald durch das Treffen von Neuhoff, durch den Uebergang über die Rednitz, durch die Einnahme von Altorf, durch

die Eroberung von Neumark und durch die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er ſeine Magazine am Main wegnahm, noch erhöht wurde. Um die Fortſchritte, welche um dieſelbe Zeit der General Bonaparte in Italien machte, zu unterſtützen, war es nöthig, denſelben Verſtärkungen zu ſchicken. Unter andern traf auch den General Bernadotte das Loos, ſich zur italieniſchen Armee zu begeben. Er ward von Bonaparte mit der Belagerung der Feſtung Gradisca beauftragt. In den Gefechten, die er liefern mußte, ehe er ſich derſelben bemeiſterte, trotzte er den größten Gefahren, und gab ſeinen Untergebenen das Beiſpiel der Kaltblütigkeit und Unerſchrockenheit. Kurze Zeit vor dem 18 Fructidor wählte ihn Bonaparte zum Ueberbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in ſeinem Schreiben einen von den Generalen, die zum Ruhm der italieniſchen Armee am weſentlichſten beigetragen. Als nach dem vorläufigen Friedensſchluſſe zu Leoben, in Folge des 18. Fructidors, die bürgerlichen Unruhen in den ſüdlichen Provinzen fortdauerten, warf das Directorium die Augen auf den General Bernadotte, um ihnen Einhalt zu thun, und ernannte ihn zum Commandanten von Marſeille; allein er weigerte ſich, ſein ſiegreiches Schwert gegen ſeine Mitbürger zu wenden, und kehrte nach Italien zu ſeiner Diviſion zurück. Nach Abſchluß des Friedens von Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ernannte das Directorium Bernadotte, der ſich den 16. Auguſt 1798 mit Eugenie Bernhardine Deſirée (geb. den 8. Nov. 1781), der Tochter des Kaufmanns Clary in Marſeille, einer Schweſter der Gemahlin Joſephs Bonaparte, verheirathet hatte, am 18. Jan. deſſelben Jahres zum Geſandten am Wiener Hofe. Doch ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der Republik über dem Geſandtſchaftspalaſte veranlaßter Tumult bewog ihn, Wien zu verlaſſen. Er begab ſich nach Raſtadt, und von da nach Paris. Jetzt bildete ſich eine neue Coalition wider Frankreich. Jourdan erhielt die Beſtimmung, gegen den Erzherzog Carl zu agiren; unter ihm ward Bernadotte zum Oberbefehlshaber der Obſervationsarmee angeſtellt, und angewieſen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuſchließen. Schon war er mit den Vorbereitungen zum Bombardement dieſes Platzes beſchäftigt, als das Vordringen des Erzherzogs Carl an die Iller, Jourdans Rückzug über den Rhein, die tragiſche Auflöſung des Raſtadter Congreſſes, vornehmlich aber die ſchnellen Fortſchritte der Verbündeten in Italien, außerordentliche Maßregeln nothwendig machte. Unter dieſen ſchwierigen Umſtänden wurde Bernadotte ins Kriegsminiſterium berufen, wo er ſeine ganze Thätigkeit entwickelte. Er betrieb einer Seits die Anklage der Generale, welche die italieniſchen Feſtungen ſo raſch übergeben hatten; anderer Seits regte er den Eifer der Conſcribirten an, ſtellte an die Spitze der Hülfsbataillone Offiziere, die ſich als Reclamanten in Paris befanden, bemühte ſich um die Wiederherſtellung der erſchlafften Disciplin, und wehrte den bei der Armee eingeriſſenen Mißbräuchen. Dies war das Werk von drei Monaten, nach deren Verlauf das Directorium ihm anzeigte, daß ſein Vorgänger Mallet-Mureau ihn proviſoriſch erſetzen, er aber ſein Commando wieder bei der Armee einnehmen ſollte. Allein Bernadotte ſah mit gerechtem Unwillen ſich von einem in dem ſchwierigſten Zeitpuncte verwalteten Poſten in dem Augenblick entfernt, wo er ſich der von ihm geſchaffenen Ordnung hätte erfreuen können. Er foderte daher ſeine Entlaſſung nebſt einer Penſion, deren er nach

zwanzigjähriger Arbeit würdig zu ſein glaubte. Sein Geſuch ward ihm gewährt. Schon hatte er ſich aufs Land zurückgezogen, als der 18. Brumaire auch ſeine Lage veränderte. Bonaparte berief ihn in den neuerrichteten Staatsrath und übertrug ihm bald darauf das Commando der Weſtarmee. An ihrer Spitze wußte er, als einige Chouanschefs in der kaum beruhigten Vendee neuen Aufruhr zu erregen ſuchten, durch Maßregeln der Menſchlichkeit den Ausbruch zu unterdrücken. Nach dem lüneviller Frieden ward er zum Botſchafter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt; allein der Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England verhinderte ihn, dahin abzugehen. Im folgenden Jahre (1804) ſandte ihn der erſte Conſul nach Hannover an Mortiers Stelle, und ſeine Milde und Uneigennützigkeit erwarben ihm die Liebe aller Hannoveraner. In demſelben Jahre brachte die Verwandelung des Conſulats in eine erbliche Kaiſerwürde ihm den Marſchallſtab des franzöſiſchen Reichs, und bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion. Nach dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit Oeſterreich führte Bernadotte die Armee durchs Anſpachiſche, vereinigte ſich bei Würzburg mit den Baiern, und trug, da er auf dieſe Weiſe die Oeſterreicher umging, weſentlich zu der Kataſtrophe von Ulm bei. In der Schlacht von Auſterlitz bildete Bernadotte's Corps das Centrum, das allen Angriffen der tapfern ruſſiſchen Armee Trotz bot. Seine Verdienſte zu belohnen, erhob ihn Napoleon am 5. Juni 1806 zum Fürſten von Ponte-Corvo. In dem bald darauf ausgebrochnen Kriege gegen Preußen führte er das erſte franzöſiſche Armeecorps, rückte von Bayreuth her über Hof in das ſächſiſche Voigtland, und ſchnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preußiſchen Hauptarmee ab. Am 14. October operirte er von Dornburg her im Rücken der preußiſchen Armee, folgte nach der Schlacht dem General Blücher bis Lübeck, und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige franzöſiſche Anführer, der das traurige Schickſal dieſer unglücklichen Stadt ernſtlich bemüht war zu mildern; er empfahl in einem Tagsbefehl den Truppen, nach dem Siege gefühlvoll und menſchlich zu ſein. Auch gegen die auf der Trave gefangenen Schweden (1500 M.) benahm er ſich ſo theilnehmend, daß ſein Name in Schweden mit Achtung genannt wurde. Unmittelbar nach der Capitulation brach der Prinz von Ponte-Corvo nach dem Kriegsſchauplatz in Polen und Altpreußen auf. Hier lieferte er am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen, wodurch die Ruſſen abgehalten wurden, die große Armee zu überfallen und über die Weichſel zurückzuwerfen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5. Juni bei Spangen erhaltene Wunde verhindert. Vom Schluſſe des Jahrs 1807 bis zum Frühling 1809 befehligte der Fürſt die in Norddeutſchland zurückgebliebene Armee. Als im Frühjahre 1809 der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich aufs neue ausgebrochen war, erhielt er den Oberbefehl der alliirten ſächſiſchen Armee. Er führte ſie auf das Schlachtfeld von Wagram, wo ſie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reſerve bildete, und von ſeinem perſönlichen Muthe begeiſtert mit der größten Auszeichnung focht. Als drei Wochen darauf die Engländer Walchern beſetzt hatten und Antwerpen bedrohten, ernannte ihn Napoleon zum Obergeneral der Armee von Flandern. Seine Thätigkeit vereitelte die Plane des brittiſchen Feldherrn. Seitdem lebte der Prinz im Schooße ſeiner Familie, theils auf dem Lande, theils

in Paris, und hier überbrachten ihm die Abgeordneten Schwedens in den erſten Tagen des Septembers 1810 die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieſes Reiches. König Carl XIII. hatte nämlich am 18. Auguſt den Ständen zu ſeinem Thronfolger den Prinzen von Ponte-Corvo vorgeſchlagen, und der hierzu von den Ständen niedergeſetzte Ausſchuß erwählte, ihn den 21. Auguſt faſt einſtimmig, unter der Bedingung, daß er die evangeliſch-lutheriſche Religion annehmen und eine Verſicherungsacte ausſtellen ſollte. — Die Annahme der Wahl machte Carl XIII. der Reichsverſammlung zu Oerebro am 26. Sept. 1810 bekannt, nachdem er in einem am 24. gehaltenen Ordenscapitel den neuen Kronprinzen zum Ritter des Seraphinen-Ordens erklärt hatte; zugleich ward derſelbe zum Reichs-Generaliſſimus ernannt. Am 2. October verließ Ponte-Corvo Paris, und kam am 18. October Mittags auf dem königl. däniſchen Schloſſe Friedrichsborg an, wo er in der Mitte der königl. Familie bis an den folgenden Tag blieb und dann nach Helſingör abging. Hier verrichtete D. Lindblom, Erzbiſchof von Upſala, den 19. Oct. 1810, im Beiſein mehrerer vornehmen Zeugen, im Hauſe des ſchwediſchen Conſuls Gilderhald bei verſchloſſenen Thüren den Religionsact, worin der Kronprinz ſich zur evangeliſch-lutheriſchen Religion bekannte. — Unter dem Donner der Kanonen führte ihn nun eine ſchwediſche Galeere nach Helſingborg; hier landete er am 20. Oct. und hatte ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Könige Carl XIII. Am 31. wurde er der Reichsverſammlung vorgeſtellt. — Durch eine Acte vom 5 Nov. 1810 adoptirte ihn der König; er nahm die Namen Carl Johann an, und leiſtete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Sein Sohn Oscar erhielt den Titel: Herzog von Südermannland. Seine Gemahlin kam den 7. Jan. 1811 in Stockholm an, kehrte aber nach Paris zurück, wo ſie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebt. — Bald fand der neue Kronprinz Voranlaſſung, eine Probe ſeiner Regierungskunſt abzulegen, als im folgenden Jahre der König krank wurde. Dieſer übertrug ihm am 17. März 1811, doch mit einiger Beſchränkung, die Regierung des ſchwediſchen Reiches, welche er bis zum 7. Jan. 1812 weiſe und kraftvoll führte. Vieles that er für den Ackerbau (es wurde unter ſeinem Vorſitz eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft errichtet), für den Handel und die Kriegsmacht. Als Carl XIII. die Regierung wieder übernahm, erſtattete der Kronprinz einen merkwürdigen Bericht über ſeine Verwaltung und die Lage des Reichs. — Aus ſeinen liberalen Anſichten floß das merkwürdige Decret vom 29. Jul. 1812, wodurch die ſchwediſchen Häfen allen Nationen geöffnet wurden. Dieſer Beſchluß war übrigens eine Folge der immer mehr zunehmenden Spannung zwiſchen Schweden und Frankreich. Wir gedenken hierbei der Briefe Carl Johanns an Napoleon Bonaparte. — Als der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland entſchieden war, entſchied auch Schweden ſich gegen Frankreich, und Carl Johann hatte zu Abo (26. Aug. 1812) mit Kaiſer Alexander von Rußland eine durch ihre Folgen wichtige Zuſammenkunft. Damals befand ſich Napoleons Hauptquartier ſchon zwiſchen Smolensk und Moskau. Schwedens Politik erfoderte die möglichſte Vorſicht; daher erfolgte ſeine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erſt dann, als Carl Johann in dem Hauptquartiere Alexanders und Friedrich Wilhelms zu Trachenberg in

Schleſien (9.—12. Jul. 1813) erſchien. Schon am 18. Mai 1813 war der Kronprinz in Stralſund angelangt, um das Commando der ſchwed. Armee in Deutſchland zu übernehmen; ſein letztes berühmtes Schreiben an den Kaiſer der Franzoſen (vom 20. März 1813) war ohne Wirkung geblieben. Schweden hatte ſich nun mit England und Rußland noch feſter verbunden. Nach der Conferenz in Trachenberg begab ſich Carl Johann nach Berlin, bereiſete während des Waffenſtillſtandes die Standquartiere der ſeinem Commando übergebenen Truppen, begab ſich noch einmal nach Stralſund, wo er den General Moreau empfing, und befand ſich am 11. Aug. bei dem Belagerungscorps vor Stettin. — Carl Johann hatte den Oberbefehl über die „vereinigte Armee von Norddeutſchland," welche aus dem ruſſiſchen Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitſchew, aus den engliſchen unter Walmoden, dem preußiſchen unter Bülow und dem ſchwediſchen unter dem Feldmarſchall Stedingk beſtand. Am 17. Auguſt früh 1 Uhr ließ er zum erſten Male die franz. Vorpoſten angreifen. Durch den Sieg bei Großbeeren am 23. Aug. über den Marſchall Oudinot rettete Carl Johann Berlin zum erſten Male, durch ſeinen noch größern Sieg bei Dennewitz, deſſen Ausſchlag jedoch Graf Bülow von Dennewitz gab, am 6. Sept., über den Marſchall Ney, rettete er Friedrich Wilhelms Reſidenz zum zweiten Male. — Am 4. Oct. ging der Kronprinz bei Roßlau über die Elbe. Sein Marſch am 17. bis Taucha trug Vieles zum Erfolge des glorreichen 18. Oct. bei Leipzig bei, an welchem Tage Carl Johann ſich neuen Ruhm erwarb. Am folgenden Tage vereinigte er ſich mit ſeinen hohen Alliirten in dem geretteten Leipzig. — Während dieſe in gerader Richtung den Feind nach ſeiner Grenze verfolgten, zog Carl Johann die Elbe abwärts nach Mecklenburg, wo Marſchall Davouſt in Verbindung mit den Dänen hauſete. Siegreich drang er auch hier vor. Bald war Lübeck erobert und die däniſche Armee von der franzöſiſchen getrennt, welche ſich nach Hamburg warf. Vor dieſer unglücklichen Stadt blieb ein Blockadecorps, während der Kronprinz mit der Hauptarmee gegen Holſtein ſich wandte. Nach 3 Monaten erſtreckten ſich ihre Vorpoſten bis Ripen und Friedericia, und Dänemarks König Friedrich VI. trat im Frieden, den der Kronprinz den 14. Jan. 1814 mit ihm zu Kiel abſchloß, Norwegen an Schweden ab. Hierauf zog Carl Johann mit dem größten Theile ſeiner Armee durch Hannover gegen Frankreichs Grenze. Dieſer Marſch ging jedoch ſehr langſam, ſo daß, noch ehe Carl Johann auf dem Kriegsſchauplatz ankam, Alexander und Friedrich Wilhelm in Paris einrückten. Auch der ſchwediſche Kronprinz kam jetzt nach Paris, und ſah den König von Frankreich in Compiegne, verließ aber Frankreich bald wieder, um die Eroberung Norwegens, welches den bisherigen Statthalter zum Erbkönig ernannt hatte, zu unternehmen. Nach einem 14tägigen Feldzuge zwang er den Prinzen Chriſtian Friedrich am 14. Aug. 1814 zu Moß einen Vertrag einzugehn, worauf Norwegen ſich Schweden unterwarf, und den Sieger als Kronprinzen von Norwegen (d. 4. Nov. 1814) anerkannte (Vgl. Chriſtian Friedrich — und Norwegen). Seitdem hat er alles gethan, was er konnte, um ſich die Liebe der Nation zu erwerben. Vorzüglich iſt die Sorgfalt zu bemerken, welche er auf die zweckmäßige Erziehung ſeines Sohnes, des nunmehrigen Thronfolgers, Prinzen Oscar (Joſeph Franz), geb. den 4. Jul. 1799, Herzogs von Südermannland (ſeit dem Jan. 1811), gewandt hat. Dies zeig-

te ſich bei der Confirmation des Prinzen, die nach den Gebräuchen der luther. Kirche den 15. April 1815 geſchah. Den 4. Jul. 1817 wurde der Prinz für mündig erklärt; er hat ſeitdem Siz im Staatsrathe, und den 20. Jun. 1818 bevollmächtigten ihn die ſchwediſchen Reichsſtände und das norwegiſche Storthing zur Ausübung der vollen königl. Gewalt im Falle der Abweſenheit oder Krankheit des Königs. Aus ſeinem Privatvermögen unterſtützte Carl XIV. ſchon als Kronprinz mehrere öffentliche Anſtalten, ſorgte für die Armee, und bewies ſich als einen Wohlthäter vieler Bedürftigen. Durch ihn kam ein Handelstractat mit den vereinigten Staaten von Nordamerika (Stockholm den 5. Sept. 1816) zu Stande. Insbeſondre war ſeine Thätigkeit auf die Flotte, die Armee und die Verbeſſerung des Zuſtandes der Finanzen gerichtet. Die Zuneigung der Norweger hat er ſich durch ein eben ſo kluges als großmüthiges und edles Benehmen gewonnen. Er ſchenkte dem Storthing die Kleinodien zu ſeiner Krönung im J. 1818. Um den auswärtigen Handel zu ſichern, ſchickte er im Sommer dieſes J. (1819) 3 Schiffe mit Geſchenken an Kanonen, Kugeln, Pulver u. ſ. w. nach Algier, Tunis und Tripolis. Uebrigens unterhält er eine wachſame Polizei, ſelbſt in Anſehung der auswärtigen Zeitungen. Seine Politik iſt klug, feſt und edel. Er umgibt ſich mit äußerem Glanze, weil dies der ſchwediſchen Nation gefällt; allein mehr als dies muß die Weisheit und die Kraft, womit er die Wohlfahrt des Reichs und der Nation zu ſeinem Strebepunct macht, die Parteien beruhigen und ſeinen Thron immer mehr befeſtigen.

Carl Emanuel I., Herzog von Savoyen, mit dem Beinamen der Große, geb. auf dem Schloſſe Rivoli im J. 1562, bewährte ſeinen Muth auf dem Felde von Montbrun, in den Schlachten von Vigo, Aſti, Chatillon, Oſtage, bei der Belagerung von Verue, in den Mauern von Suza. Er unternahm es, ſich im J. 1590 zum Grafen von Provence zu machen. Philipp II., ſein Schwiegervater, nöthigte das Parlament von Aix, ihn zum Schutzherrn dieſer Provinz zu ernennen, um durch dieſes Beiſpiel Frankreich zu veranlaſſen, den König von Spanien als Protector des ganzen Reichs anzuerkennen. Der Herzog von Savoyen, nicht minder unternehmend, trachtete ebenfalls nach dieſer Krone. Seine unbegrenzte Ehrſucht ließ ihn Plane entwerfen auf den Kaiſerthron, nach dem Tode des Kaiſers Matthias, auf das Königreich Cypern, daß er erobern wollte, und auf Macedonien, deſſen von den Türken tyranniſirte Bewohner ihm die Herrſchaft antrugen. Die Genfer waren genöthigt, ihre Stadt im J. 1602 gegen die Waffen dieſes Fürſten zu vertheidigen, der ſie mitten im Frieden bei Nacht überfiel, und zu ſtürmen ſuchte. (S. Genf) Heinrich IV., der ſich ebenfalls über ihn zu beklagen hatte, und ihn mehrere Male durch den Herzog von Lesdiguière ſchlug, geſtand ihm zuletzt noch einen nicht unvortheilhaften Frieden zu; aber Carl Emanuel, ſtets unruhig, fing noch einmal einen Krieg mit Frankreich, Spanien und Deutſchland an. Er ſtarb aus Kummer zu Savillon im J. 1630. Seine Ehrſucht führte ihn auf Abwege, die eines großen Fürſten unwürdig ſind. Es gab keinen verſtockteren Menſchen, als er war. Man konnte ſagen, ſein Herz war, wie ſein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläſte und Kirchen, liebte und betrieb die Wiſſenſchaften, aber er dachte wenig daran, Glückliche zu machen, und es ſelbſt zu ſein.

Carl Eduard, ſ. Eduard.

Carl Eugen, Herzog v. Wirtemberg, der älteſte Sohn Carl

Alexanders, geb. den 11. Febr. 1728, erhielt die Herzogswürde bereits 1737 und ſtand während ſeiner Minderjährigkeit unter der Vormundſchaft der Herzoge Carl Rudolph und Carl Friedrich, bis Kaiſer Carl VII. den jungen Herzog im 16. J. ſeines Alters für volljährig erklärte. Carl Eugen war ein Fürſt von großen Geiſtesanlagen, von Kraft und von unermüdlicher Thätigkeit. Im erſten Feuer ſeiner Jugend richtete er ſeine Kraft auf Pracht, Glanz, ſinnlichen Genuß und Schauſpiele aller Art. Sein Hof wurde dadurch einer der glänzendſten in Europa. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, koſtbare Reiſen und an ſeine Mätreſſen verwendete, überſtiegen bei weitem die Kräfte Wirtembergs. — Um Hülfsmittel zu finden, wurde ein ſchändlicher Dienſthandel betrieben; Carl Eugen erbot ſich beim Anfange des ſiebenjährigen Krieges freiwillig und ohne Veranlaſſung zum Kriege gegen Preußen und rückte mit einem Heere von 14,000 Mann, deſſen Aufſtellung die Unterthanen faſt zur Verzweiflung brachte, im Sachſen ein. Die alten beſchwornen Verträge zwiſchen Volk und Fürſt wurden wenig beachtet. Die Landſtände ſuchten nach dem Kriege bei Kaiſer und Reich Schutz und Hülfe, und wendeten ſich insbeſondere an die proteſtantiſchen Mächte; aber erſt 1770 kam durch die Vermittelung des preußiſchen Hofes ein Vergleich zwiſchen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Die Jahre der Leidenſchaft waren nun auch verraucht, und von dieſem Zeitpuncte an ſuchte er durch Mäßigung und Einſchränkung ſeines Aufwandes, und durch viele wohlthätige und nützliche Einrichtungen die dem Lande geſchlagenen Wunden zu heilen. Er wendete auf die Veredelung des Weinbaus und der Landwirthſchaft die größte Sorgfalt. Durch die Anlegung vortrefflicher Kunſtſtraßen wirkte er auf die Belebung des innern Verkehrs auf das wohlthätigſte ein. Alle Zweige der innern Adminiſtration wurden von ihm ſorgfältig berückſichtigt. Er erweiterte das Gebiet des Herzogthums auf rechtlichem Wege durch Kauf, wo es ſich thun ließ. Die Erbauung der prächtigen Luſtſchlöſſer Solitude und Hohenheim, die Verſchönerungen von Ludwigsburg und Stuttgart und viele andere Bauunternehmungen gaben dem Kunſttalente und der Landesthätigkeit Beſchäftigung und Nahrung. Künſte und Wiſſenſchaften erhielten von Carl Eugen in dieſem Zeitpuncte die größten Unterſtützungen. Stuttgart war der Sitz der trefflichſten Künſtler und aus den Inſtituten des Landes gingen die ausgezeichnetſten Gelehrten hervor (Spittler, Schiller u. ſ. w.). Unter dieſen Inſtituten wurde die Militärakademie in Stuttgart beſonders begünſtigt. Wiſſenſchaftliche Bildung und wahre Aufklärung verbreitete ſich unter dem ganzen wirtembergiſchen Volke mehr, als in irgend einem andern Theile Deutſchlands. Ein hoher äußerer Wohlſtand war die Folge von dem allen. Carl Eugen wurde nun von ſeinem Volke angebetet. In ſtiller philoſophiſcher Ruhe verlebte er die letzten Jahre ſeines Lebens auf ſeinem Luſtſchloſſe Hohenheim. Er ſtarb am 24. Oct. 1793 und hinterließ die Regierung ſeinem Bruder Ludwig Eugen.

Carl IV., reſignirter König von Spanien, iſt den 12. Dec. 1740 geboren, und beſtieg nach ſeines Vaters, Carls III., Tode den Thron. Seit dem Sept. 1765 iſt er mit der Tochter des Herzogs von Parma, Louiſe Marie, vermählt, aus welcher Ehe noch fünf Kinder leben. Ohne Kraft, ſelbſt zu regieren, war er ſtets von ſeinen Miniſtern abhängig, unter denen der Friedensfürſt, Godoi, Herzog von Alcudia (ſ. d. A.), ſeit 1792 einen unbeſchränkten Einfluß auf ihn

gewann. Der Haß, den dieſer Günſtling von Seiten des Prinzen von Aſturien und anderer Großen auf ſich zog, führte endlich 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon zu benutzen ſuchte, um die Bourbonen vom ſpaniſchen Throne zu entfernen. Es gelang ihm durch ſeine Ränke, den ſchwachen Carl, der bereits zum Vortheil ſeines Sohnes Ferdinands VII. auf die Krone verzichtet hatte, zu einem Widerruf und zu der Erklärung zu bewegen, daß er ſich in die Arme ſeines großmüthigen Freundes, des Kaiſers von Frankreich, werfe. Bald darauf folgten die Begebenheiten von Bayonne; Carl trat ſeine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palaſt zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Millionen Realen, wovon nach des Königs Tode zwei Millionen der Königin als Witwengehalt verbleiben ſollten, zuſicherte. Dem gemäß lebte Carl anfangs mit ſeiner Gemahlin und dem Friedensfürſten zu Compiegne, vertauſchte aber ſpäter dieſen Wohnort mit Rom, deſſen Clima ihm mehr zuſagte. Hier bewohnte er ſeit 1815 den Palaſt Barberini. Seine Hauptbeſchäftigung iſt von jeher die Jagd geweſen. Nach Ferdinands VII. Thronbeſteigung ſchloß dieſer mit ſeinem Vater (unterm 14. Jan. 1815) einen Vertrag ab, vermöge deſſen Carl IV. auf ein Jahrgehalt von 8 Millionen Realen herabgeſetzt ward. Er ſtarb an der Gicht zu Neapel den 19. Jan. 1819 bald nach ſeiner Gemahlin, Louiſe Marie.

Carl (Theodor Anton Maria), aus dem reichsfreiherrlichen Geſchlechte der Dalberge, ehemaliger Churfürſt zu Mainz und Erzkanzler, dann Großherzog von Frankfurt, und endlich Erzbiſchof zu Regensburg und Biſchof zu Worms und Conſtanz, war geb. den 8. Febr. 1744 zu Herrnheim bei Worms auf dem Stammhauſe des Dalbergiſchen Geſchlechts, Mannheimer Linie. Sein Vater war Franz Heinrich v. Dalberg, churfürſtl. mainziſcher geheimer Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt von ſeinen Eltern und erfahrnen Lehrern eine treffliche Erziehung, und widmete ſich in reifern Jahren dem geiſtlichen Stande, hielt ſich abwechſelnd theils zu Worms, theils zu Mannheim und Mainz auf, und machte verſchiedene Reiſen, welche für die Entwickelung ſeiner geiſtigen Bildung, wozu er einen ſo ſchönen Grund gelegt hatte, ſo wie für ſeine Menſchenkenntniß von den wohlthätigſten Folgen waren. Bald wurde er Domicellar bei dem Erzſtifte Mainz und den Hochſtiftern Würzburg und Worms, ſpäterhin in dem erſtern Capitularherr und in den beiden andern Domherr. Im J. 1772 ernannte ihn der Churfürſt zu Mainz zum wirklichen Geheimenrath und Statthalter zu Erfurt. Er unterzog ſich während ſeines vieljährigen Aufenthalts daſelbſt allen Geſchäften mit muſterhaftem Fleiße und ſeltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch ſeine hellen Anſichten und tiefen Blicke in das Weſen jedes Geſchäftes, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geſchäfte gemacht ſei. Dabei beſeelte ihn eine unbeſtechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerſchütterlicher Muth in Behauptung deſſen, was er für recht und gut erkannt hatte. Wiſſenſchaft und Kunſt waren von Anbeginn ſeines Lebens diejenigen Gegenſtände geweſen, denen er ſeine ganze Neigung widmete. Er unterſtützte Gelehrte und Künſtler, zog ſie in ſeine Nähe, und ſuchte jedem aufblühenden Talente ſeine Entwickelung zu erleichtern. Er hielt zu dem Ende in ſeinem Hauſe ſelbſt Verſammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, deren Präſident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben,

er arbeitete ſelbſt viele gelehrte Abhandlungen und ſcharfſinnige Werke aus (von denen die bedeutendſten am Schluſſe angeführt ſind), und wußte durch jede denkbare Theilnahme an der Wirkſamkeit der Künſtler und Gelehrten ſich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben. Im J. 1787 wurde er Coadjutor des hohen Erzſtiftes und Churfürſtenthums Mainz, ſo wie des Hochſtifts Worms, und 1788 Coadjutor von Conſtanz und Erzbiſchof von Tarſus. Im J. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochſtiftes Conſtanz, wurde Fürſtbiſchof daſelbſt und kreisausſchreibender Fürſt von Schwaben. Im J. 1802 wurde er nach dem Tode des Churfürſten von Mainz, Friedrich Carl Joſeph, Churfürſt und Erzkanzler des deutſchen Reichs, und kam durch die neue politiſche Geſtaltung Deutſchlands im J. 1803 in den Beſitz von Regensburg, Aſchaffenburg und Wetzlar. Seit dem J. 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbiſchof und Primas, Fürſtprimas des rheiniſchen Bundes, ſouveräner Fürſt und Herr von Regensburg, Aſchaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Keppler das erſte Denkmahl. Im J. 1810 trat er das Fürſtenthum Regensburg an das Königreich Baiern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürſtenthümer Fulda und Hanau und wurde Großherzog. Im J. 1813 reſignirte er freiwillig auf alle ſeine Beſitzungen als Landesherr und zog ſich bei ſeinem herannahenden Alter in den Stand eines Privatmannes zurück; nur ſeine geiſtlichen Gerechtſame als Erzbiſchof behielt er ſich vor. Er wählte zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte ſeine ehemalige Reſidenzſtadt Regensburg. Beſonders ließ er ſich die Unterſtützung der Armen und die Verbeſſerung der Schulanſtalten angelegen ſein. Seine Anſtalt zu Unterſtützung der erſtern blüht noch in Segen fort. Er war überhaupt höchſt wohlthätig. — Als Großherzog von Frankfurt befand er ſich in ſchwierigen Verhältniſſen, denn mit dem neuen Regenten verlor der kleine **Freiſtaat** ſeine Selbſtſtändigkeit und ehemalige Verfaſſung. Dies ſchon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indeſſen dankt ihm Frankfurt viel Gutes, worunter auch die ſchönen Anlagen um die Stadt gehören. Das Fürſtenthum Aſchaffenburg beſitzt gleichfalls bleibende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er ſich das Perſonale des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen ſein, welches ihm viel verdankt. Als Erzbiſchof verrichtete Dalberg an Feſttagen den Gottesdienſt in der Cathedralkirche zu Regensburg, ſeines hohen Alters ungeachtet, **perſönlich**, ſo wie er alle andere Geſchäfte ſeines hohen Amtes mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit verſah, und ſeinen Untergebenen ſtets als Muſter der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb ſtreng oder unduldſam zu ſein. Dem Hochſtifte Conſtanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterſtützung der milden Stiftungen aus den ihm ausgeworfenen Einkünften, ſo wie durch Anordnungen zu beſſerer Feld- und Weincultur. Eben ſo ermunterte er die wiſſenſchaftliche Thätigkeit unter dem Clerus durch Ausſetzung von Preiſen für die beſten Arbeiten, die in dies Fach einſchlugen. Als Privatmann machte er ſichs zum Geſetz, ſo ſparſam als möglich zu leben, um immer etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig zu behalten. Die gehaltreiche Schrift des Hrn. Raths Andr. **Krämer** über Dalberg enthält in dieſer Hinſicht eine Menge rührender Züge. Als Gelehrter und Schriftſteller gehörte Dalberg unſtreitig unter die ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit. Er war auch Mitglied des franzöſiſchen Nationalinſtituts, und

wohnte während ſeines Aufenthalts zu Paris im J. 1804 mehrern Sitzungen deſſelben bei. Man erwies ihm hier alle ſeinen Verdienſten gebührende Ehre. Er wußte jeder Wiſſenſchaft die gehaltvollſte Seite abzugewinnen und den kräftigen Kern von der Schale zu trennen. Ohne einer entſchiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Reibungen in der gelehrten Welt innigen Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller und andern, befruchtete ſeinen Geiſt immer mit neuen und intereſſanten Ideen und Anſichten. Seine Schriften betreffen meiſtens Gegenſtände des philoſophiſchen Nachdenkens, und empfehlen ſich durch Gründlichkeit der Forſchung und durch eine gewinnende Beredſamkeit. Er verſtand überhaupt nichts beſſer, als die Kunſt, zum Herzen zu ſprechen. Seine Betrachtungen über das Univerſum (5. Aufl. 1805). enthalten ſcharfſinnige Ideen über die Welt und die Vereinigung aller Weſen, über Gott, Religion u. ſ. w. Als Verſuch, die Moral mit der Aeſthetik näher zu verbinden, ſind die Grundſätze der Aeſthetik, Erl. 1791, zu beobachten. In daſſelbe Fach gehört auch Perikles, über den Einfluß der ſchönen Künſte auf das öffentliche Glück, Erf. 1806. Mehrere Schriften dieſer Art hat er in franz. Sprache abgefaßt. Außerdem iſt er Verfaſſer mehrerer juriſt. Abhandlungen, z. B. einer Promotions-Disputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. Der deutſche Merkur, das deutſche Muſeum, die Horen enthalten manchen ſchätzbaren Aufſatz von ihm. Ob er gleich als ein kräftiger Denker ſich gern mit theoretiſchen Unterſuchungen beſchäftigte, ſo zog ihn doch das eigentlich Praktiſche, unmittelbar ins Leben Eingreifende noch mehr an, daher waren auch ſeine Lieblingswiſſenſchaften, außer der Kunſtphiloſopie, die Mathematik, Phyſik, Chemie, Botanik, ferner Mineralogie, technol. Landwirthſchaft u. ſ. w. Dalberg ſtarb kurz nach ſeinem Geburtstage, den 10. Febr. 1817, nachdem er noch jenen Tag ſelbſt im Hauſe eines ſeiner theuerſten Freunde geweſen, und die Abendſtunden heiter zugebracht hatte. Seine letzten Augenblicke waren heiter und ſtill, wie die eines Weiſen und Chriſten, der den Tod als den Uebergang zum ſchönern Leben kennt. Die genannte Schrift des Hrn. Raths Krämer enthält Alles, was man über das Weſen und Leben eines ſo intereſſanten Mannes zu erfahren wünſchen kann.

Carl Ludwig, Erzherzog von Oeſterreich, Sohn Kaiſers Leopold II. und Bruder des Kaiſers Franz, K. K. General-Feldmarſchall, geb. den 5. Sept. 1771. Im J. 1793 betrat er ſeine militäriſche Laufbahn in Brabant, commandirte die Avantgarde des Prinzen von Coburg, und zeichnete ſich durch ſeine militäriſchen Talente und durch ſeine Tapferkeit aus. Bald darauf wurde er Gouverneur der Niederlande, Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens und Reichs-Feldmarſchallieutenant, und im J. 1796 Reichs-Feldmarſchall, und übernahm das Commando der öſterreichiſchen Armee am Rhein und der ſogenannten Reichsarmee. Hier zeigten ſich ſogleich ſeine großen Feldherrntalente. Er lieferte mehrere glückliche Treffen gegen den franz. General Moreau bei Raſtadt, ſchlug den General Jourdan in Franken bei Amberg, Würzburg u. ſ. w., brachte die franz. Armee in Unordnung, zwang Jourdan und Moreau, ſich über den Rhein zurückzuziehen, und krönte dieſen ſiegreichen Feldzug durch die ſchwierige Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. Während dieſer Fortſchritte in Deutſchland begünſtigte das Glück den General Bonaparte in Italien. Erzherzog Carl begab ſich im Februar

deſſelben Jahres dahin, und im April 1797 wurden die Friedensprä-liminarien zu Leoben geſchloſſen. Nach dem fruchtloſen Congreſſe zu Raſtadt trat der Erzherzog im Jahr 1799 abermals an die Spitze der Armee, ſchlug den General Jourdan in Schwaben, wie vormals in Franken, und zeichnete ſich beſonders bei der Schlacht von Stockach aus. Bald darauf zeigten ſich ſeine großen militäriſchen Talente gegen den General Maſſena in einer ſehr ſchwierigen Lage in der Schweiz im vortheilhafteſten Lichte. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn, im J. 1800 das Feld zu verlaſſen, und er wurde jetzt zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt; aber kaum war er von der Armee entfernt, ſo ergriff Beſtürzung die Truppen, welche ihr ganzes Zutrauen auf ihn geſetzt hatten. Unfälle traten ein, und nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden drangen die Franzoſen in Oeſterreich ein. In dieſer dringenden Lage wurde der Erzherzog wieder an die Spitze der Truppen geſtellt, die er ſammelte und mit neuem Muthe belebte. Endlich nahm er die Friedensprälimi-narien an, die durch den lüneviller Frieden beſtätigt wurden. Er kam hierauf zu der Direction des Kriegsminiſteriums, wo ſich ſeine Talente auf eine neue Art entwickelten. 1802 verbat er ſich das Monument, welches auf Vorſchlag des Königs von Schweden bei dem Reichstage zu Regensburg ihm als Retter Deutſchlands ſollte errichtet werden. Im J. 1804 trat er das Deutſchmeiſterthum ſei-nem Bruder, dem Erzherzog Anton, ab. In dem Feldzuge von 1805 commandirte der Erzherzog Carl eine öſterreichiſche Armee in Ita-lien gegen den General Maſſena. Während die Angelegenheiten in Deutſchland eine höchſt unglückliche Wendung genommen hatten, und Napoleon mit ſeiner Armee in das Herz der öſterreichiſchen Provin-zen eingedrungen war, lieferte der Erzherzog dem Marſchall Maſſe-na die ſiegreiche Schlacht bei Caldiero, und brachte ſeine Armee zur Beſchützung der noch nicht eroberten Provinzen zurück. Nach dem preßburger Frieden wurde er oberſter Chef des Hofkriegsraths und Generaliſſimus der geſammten öſterreichiſchen Armeen. In dem Kriege von 1809 commandirte er die öſterreichiſche Hauptarmee, und rückte im Monat April in Baiern vor. Hier hatte er die ganze franzöſiſche Macht, die von Napoleon ſelbſt angeführt wurde, gegen ſich, und es erfolgte eine fünftägige, äußerſt hartnäckige und blutige Schlacht, in welcher, aller Anſtrengungen ungeachtet, die öſterreichiſche Armee der Uebermacht weichen mußte. Den 21. und 22. Mai lieferte der Erzherzog die glorreiche Schlacht bei Aſpern an der Donau, Wien gegenüber, in welcher er die Franzoſen mit großem Verluſt über die Donau zurückwarf. Die Schlacht von Waaram, eine der größten in der Geſchichte, hatte zwar einen unglücklichen Ausgang, aber es kann weder den öſterreichiſchen Truppen, die ſich durch Tapferkeit auszeichneten, noch dem Erzherzoge, der ſelbſt dabei verwundet wur-de, zur Unehre gereichen, daß ſie nach einem zweitägigen Kampfe, während deſſen ſie einigemal ſiegreich waren, endlich der entſchie-denſten Uebermacht weichen mußten. Der Rückzug ſelbſt geſchah in vollkommener Ordnung unter beſtändigen Kämpfen bis nach Znaym, wo das Treffen für die öſterreichiſchen Truppen ſich günſtig zeigte, aber durch den eben abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog das Commando nieder, u. iſt ſeitdem nicht wieder an die Spitze der Armee getreten. Dagegen hat er die militäriſche Literatur mit zwei ſchätzbaren Werken berei-chert: **Grundſätze der Strategie, erläutert durch die**

Darſtellung des Feldzugs von 1796 in Deutſchland (8. Wien 1813. 5 Thle. mit der Karte des Kriegsſchauplatzes und 11 Planen, und als Fortſetzung davon: die Geſchichte des Feldzugs von 1799 in Deutſchland und in der Schweiz. Wien 1819). Nach der zweiten Uſurpation Bonaparte's wurde er Gouverneur von Mainz und ſpäterhin Gouverneur und General-Capitän von Böhmen. Am 17. Sept. 1815 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Henriette von Naſſau Weilburg, die ihm 2 Söhne und 1 Tochter geboren hat.

Carli (Giovanni Rinaldo, Graf), auch zuweilen nach ſeiner Gemahlin Carli-Rubbi benannt, ward im April 1720 zu Capo d'Iſtria in einer alten adeligen Familie geboren. Schon in ſeinem zwölften Jahre verfertigte er eine Art von Theaterſtück, an das er ſich noch in ſeinem Alter mit Wohlgefallen erinnerte. Früh entwickelte ſich in ihm eine überwiegende Neigung zur Alterthumskunde des Mittelalters, womit er zugleich das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Poeſie verband. Nachdem er bereits im 18. Jahre eine Abhandlung über das Nordlicht und Gedichte herausgegeben hatte, ſtudirte er auf der Univerſität zu Padua Mathematik, insbeſondre Geometrie, und die griechiſche, hebräiſche und lateiniſche Sprache. Zwei Jahre darauf nahm ihn die Akademie der Ricovrati zum Mitgliede auf, und ſeit dieſer Zeit fing er an, durch ſeine literar. Streitigkeiten mit den berühmten Alterthumskennern Fontanini und Muratori bekannt zu werden. Nun gab er nach und nach mehrere Werke heraus. In ſeinem 21. Jahre ward er von dem venetianiſchen Senate zum Profeſſor der Aſtronomie und der Seewiſſenſchaft daſelbſt ernannt. Jetzt entſtand zwiſchen ihm und dem Abt Tartarotti ein wahrhaft lächerlicher Streit über einen noch lächerlichern Gegenſtand. Jener hatte nämlich in einem beſondern Werke das Daſein der Hexen geleugnet, aber dafür behauptet, daß man mit Hülfe des Teufels allerdings ein Zauberer werden könne. Carli nahm ſich, man weiß wahrlich nicht wie, die Mühe, dieſe alberne Behauptung zu widerlegen, und ward dafür von Tartarotti der Ketzerei beſchuldigt. Nachdem eine Menge Schriftſteller für und gegen den Teufel Partei genommen hatten und dieſer Krieg, von dem Carli ſelbſt behauptete, der Teufel ſei die Helena deſſelben, zehn volle Jahre gedauert hatte, brachte endlich Maffei durch ſeine Schrift, la Magia annihilata (die in ihr Nichts zurückgeführte Magie), die Vertheidiger des Teufels zum Schweigen. Familienangelegenheiten und die Verwaltung ſeines großen Vermögens nöthigten hierauf Carli, ſeine Profeſſur zu Venedig niederzulegen, und nach Iſtrien zurückzukehren. Hier wandte er ſeine Muße zur Nachforſchung über die Alterthümer ſeines Vaterlandes, Unterſuchungen über die alten Münzen ꝛc. an, und gab mehrere wichtige Werke über dieſe Gegenſtände heraus. Nun ernannte ihn der deutſche Kaiſer zum Präſidenten des höchſten Handelsgerichts und des Studienraths, welche zu Mailand errichtet wurden, und deren öffentlichen Sitzungen Joſeph II. bei ſeiner dortigen Anweſenheit den größten Beifall ſchenkte. Dieſer ernannte Carli darauf zum geheimen Staatsrath und Präſidenten des Finanzcollegiums zu Mailand. Als Studiendirector widmete er ſich beſonders und faſt ausſchließlich dem öffentlichen Unterrichte; und noch im Alter beſchäftigte er ſich mit der thieriſchen Phyſik und Phyſiologie, und ſchrieb über die verſchiedenen Theile des thieriſchen Lebensprozeſſes. Er ſtarb am 22. Febr. 1795. Seine ſämmtlichen Werke wurden (1784—1794) von ihm

ſelbſt in funfzehn Bänden, herausgegeben, und führen den Titel: Opere del Sig. commendatore D. Gian. Rinaldo conte Carli, presidente emerito del supremo consiglio di pubblica economia, e del regio ducal magistrato camerale di Milano di stato di S. M. I. R. A. In dieſer Ausgabe ſind jedoch die Amerikaniſchen Briefe nicht mit begriffen, welche ein beſonderes Werk in fünf Bänden ausmachen.

Carlos (Don), Infant von Spanien, der Sohn Philipps II. und Mariens von Portugal, war zu Valladolid am 8. Jan. 1545 geboren. Seine Mutter ſtarb 4 Tage nach ſeiner Geburt. Er ſelbſt war ſchwächlich; ein Schenkel war kürzer als der andere. Die äuſserſte Nachſicht, mit welcher er von Johanna, der Schweſter des Königs, erzogen wurde, vermehrte ſeine angeborne Heftigkeit und Halsſtarrigkeit. Im J. 1560 ließ Philipp ihn von den zu Toledo verſammelten Ständen als Thronerben anerkennen, und 2 Jahre nachher ſchickte er ihn auf die Univerſität nach Alcala de Henarez, in der Hoffnung, daß das Studium der Wiſſenſchaften ſeinen unbändigen Charakter mildern würde. Ein unglückliches Ereigniß ſetzte ſein Leben in Gefahr. Er fiel die Treppe hinunter, und ſchien todt zu ſein. Zwar kam er wieder zu ſich, aber am eilften Tage befiel ihn ein hitziges Fieber, das den Aerzten keine Hoffnung übrig ließ. Der König eilte ſogleich zu ſeinem Sohne, und da man ſich erinnerte, daß der Prinz eine beſondere Verehrung gegen den heiligen Didacius hege, der damals noch nicht canoniſirt war; ſo befahl Philipp, den Leib des Heiligen in Prozeſſion herbeizubringen. Man legte ihn auf das Bette des Kranken und bedeckte das heiße Geſicht deſſelben mit dem kalten Leichengewande. Der Prinz ſchlief ein; bei ſeinem Erwachen hatte das Fieber nachgelaſſen; er foderte zu eſſen und genas. Alles glaubte an ein Wunder und Philipp hielt zu Rom um die Heiligſprechung des Didacius an. In dem Bilde, welches die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber von D. Carlos entwerfen, weichen ſie von einander ab. Nach Einigen verband er mit Liebe zum Ruhm einen hohen Muth, Stolz und Herrſchſucht; nach Andern liebte er das Bizarre und Ungewöhnliche; Zufall oder Widerſtand ſetzten ihn in Wuth, Gewandtheit oder Unterwürfigkeit beſänftigten ihn. Einſt ging er Nachts durch die Straßen von Madrid, aus Unvorſichtigkeit ward ihm etwas Waſſer auf den Kopf gegoſſen, ſogleich befahl er den Edelleuten, die ihn begleiteten, das Haus in Brand zu ſtecken und alle Bewohner zu erwürgen. Sie gingen fort, als ob ſie gehorchten; kamen aber bald zurück und ſagten, daß ſie nicht gewagt hätten, den Befehl zu vollziehen, weil eben das heilige Sacrament zu einem Kranken in das Haus gebracht worden ſei; und Carlos ſchien damit zufrieden. Als ein andermal einer ſeiner Kammerherren, nach welchem er geklingelt hatte, nicht augenblicklich gekommen war, faßte ihn der Prinz mitten um den Leib und würde ihn zum Fenſter hinaus geſtürzt haben, wenn nicht auf das Rufen deſſelben die Bedienten herbeigekommen wären. Auch ſtellen ſpaniſche Geſchichtſchreiber D. Carlos als einen Anhänger der Aufrührer in den Niederlanden und beſonders als einen Feind der Inquiſition dar. Allein D. Carlos beſaß weder Kenntniſſe noch Grundſätze, nicht einmal natürlichen Verſtand genug, um liberaler Anſichten fähig zu ſein. Alles war bei ihm leidenſchaftliche Erregung, die durch Widerſtand oft in tolle Ausbrüche überging. Llorente hatte die Geſchichte über den Charakter dieſes Prinzen und ſein Schickſal aus ſichern Quellen in ſ. Werken über die ſpan. Inqui-

ſition (ſ. d. A.) berichtigt. Nach ihm war D. Carlos hochfahrend, brutal, unwiſſend und ſchlecht erzogen. Man ſagt, daß er ein leeres Buch mit dem Titel überſchrieben habe: Los grandes y admirables viages del rey Don Philipe, und alle dieſe Reiſen waren von Madrid nach dem Escurial und vom Escurial nach Madrid. Gewiß iſt es, daß auf dem Congreſſe von Cateau Cambreſis im J. 1559 von der Vermählung D. Carlos mit Eliſabeth, der Tochter Heinrichs II., die Rede war, und daß Philipp, damals Witwer von Maria von England, ſich ſelbſt an die Stelle ſeines Sohnes ſetzte. Man hat geſagt, daß D. Carlos Eliſabeth liebte, und daß er es nie ſeinem Vater vergab, ſie ihm entriſſen zu haben. Indeß beweiſt Llorente a. a. O., daß D. Carlos nie in die Königin Eliſabeth verliebt geweſen, auch daß die makelloſe Königin mit ihm nie in einem vertrauten Verhältniſſe geſtanden. Im J. 1563 mochte Philipp, der keinen andern Erben als D. Carlos hatte, ihn der Regierung für unfähig achten, und ließ ſeine Neffen, die Herzoge Rudolph und Ernſt, nach Spanien kommen, um ihnen die Erbfolge in ſeinen Staaten zuzuſichern. D. Carlos, der fortwährend in Mißverſtändniſſen mit ſeinem Vater lebte, beſchloß daher, 1565 Spanien zu verlaſſen, unter dem Vorwande, Malta, das von Soliman belagert wurde, zu Hülfe zu kommen. Er hatte 50,000 Ducaten zuſammengebracht, und war bereit abzureiſen, als Ruy Gomez de Silva, ein Vertrauter Philipps, den zugleich Carlos zu den ſeinigen gemacht hatte, ihm einen untergeſchobenen Brief des Vicekönigs von Neapel vorzeigte, worin gemeldet wurde, daß Malta außer Gefahr ſei, und ihn ſo von ſeinem Entſchluß abwandte. Im J. 1567, als der Aufruhr der Niederlande Philipp beunruhigte, ſchrieb D. Carlos an mehrere Große des Reichs, daß er die Abſicht habe, nach Deutſchland zu gehen. Er ſchickte Gracias Alvarez Oſſorio nach Sevilla ab, um 600,000 Thlr. zu holen, und eröffnete ſich ſeinem Oheim D. Juan von Oeſterreich, der ihm mit Sanftmuth zuredete, und ihm vorſtellte, daß die meiſten Großen, an die er geſchrieben, nicht unterlaſſen würden, den König davon zu unterrichten. Das geſchah wirklich, und D. Juan ſelbſt hinterbrachte Philipp, was der Infant ihm vertraut hatte. Man glaubt, daß D. Carlos von dem Unglück der Niederländer gerührt geweſen; daß er von ihnen eingeladen worden, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und daß ihm dieſer Plan gefallen habe, weil er bizarr und ungewöhnlich geweſen. Auch Philipp ſchien zu glauben, daß ſein Sohn aus Spanien fliehen und nach den Niederlanden gehen wolle. Der Baron Montigny verlor darüber den Kopf. Ueberdies hatte der Infant oft ſehr ungeſtüm das Verlangen bezeigt, an der Regierung Theil zu nehmen, aber, zu eiferſüchtig auf ſein Anſehn, betrug ſich Philipp mit Kälte und Zurückgezogenheit gegen ihn, während er dem Herzog von Alba, Ruy Gomez de Silva, D. Juan von Oeſterreich und Spinola ſein Vertrauen ſchenkte. D. Carlos faßte daher gegen dieſe Männer eine unüberwindliche Abneigung. Unerträglich war es ihm, daß Alba die Statthalterſchaft von Flandern erhalten, die er für ſich erbeten hatte. Entſchloſſen, ſich zu rächen, ſtürzte er ſich mit einem Dolch auf ihn, als er Abſchied zu nehmen gekommen war, und der Herzog entging dem Tode nur durch ſeine Kraft und Gewandtheit. Der Erbauer des Escurials, Louis de Foix, erzählt von D. Carlos Folgendes, was de Thou aufbehalten hat. Der Prinz hatte ſtets unter ſeinem Kopfkiſſen 2 bloße Schwerdter, 2 geladene Piſtolen, und neben ſeinem Bette mehrere Gewehre und einen Kaſten voll Schießpulver. Oft habe

man ihn klagen hören, daß ihm ſein Vater ſeine Braut geraubt. Am Weihnachtsabend beichtete er einem Prieſter, daß er beſchloſſen habe, einen Menſchen zu ermorden. Der Prieſter verweigerte ihm daher die Abſolution. Ein anderer Prieſter, der Prior des Kloſters von Atocha, entlockte ihm Aeußerungen, aus denen man erkannte, daß er gegen ſeinen Vater einen Anſchlag gefaßt habe. Nun ward die Beichte dem Könige hinterbracht, welcher ausrief: „Ich bin derjenige, den mein Sohn ermorden will; aber ich werde Maßregeln ergreifen, ihm zuvor zu kommen.“ So beſchloß Philipp, als König finſter und mißtrauiſch, als Vater unglücklich, aus Haß oder Furcht, Politik oder Aberglauben, den Untergang ſeines einzigen Sohnes, in welchem er nur einen der Krone unwürdigen Verbrecher ſah. De Foix hatte dem Prinzen eine eigne Vorrichtung gemacht, womit dieſer ſeine Thüren immer zu verſchließen pflegte. Er bekam Befehl, ſie unbrauchbar zu machen, und that dies ſo geſchickt, daß jener nichts davon bemerkte. D. Carlos lag im tiefen Schlafe in der Nacht des 18. Jan. 1568, als der Graf Lerma zuerſt in ſein Zimmer trat, und ſämmtliche Waffen wegnahm. Darauf erſchien der König, welchem Ruy Gomez de Silva, der Herzog von Feria, der Großprior des Johanniterordens (Bruder des Herzogs von Alba) und mehrere Garde Officiere und Staatsräthe vorausgingen. D. Carlos ſchlief ununterbrochen. Man weckte ihn; als er den König, ſeinen Vater, erblickte, rief er: „Ich bin des Todes;“ und indem er ſich an Philipp wandte: „Will Ew. Majeſtät mich umbringen? Ich bin nicht von Sinnen, aber in Verzweiflung bin ich über Alles, was man mit mir vornimmt.“ Darauf beſchwor er mit Thränen alle die Umſtehenden, ihm den Tod zu geben. „Ich bin nicht gekommen,“ antwortete der König, „euch umzubringen, ſondern als Vater euch zu züchtigen, und euch zur Pflicht zurückzuführen.“ — Er befahl ihm aufzuſtehen, entzog ihm ſeine Bedienten und ließ ein mit Papieren angefülltes Käſtchen, das unter dem Bette ſtand, in Beſchlag nehmen. Darauf übergab er den Prinzen dem Herzoge Feria und 6 Edelleuten zur Bewachung, und ſchärfte denſelben ein, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ihn weder ſchreiben noch mit Jemanden reden zu laſſen. Jene Wächter kleideten D. Carlos in Trauerkleider; man nahm die Tapeten, die Möbeln und ſelbſt das Bette fort, und ließ nur eine Matratze zurück. D. Carlos, voll Wuth und Verzweiflung, hatte, die harte Winterkälte vorſchützend, ein großes Feuer anzünden laſſen; er ſtürzte ſich plötzlich in die Flammen, um darin zu erſticken. Nur mit Mühe zog man ihn heraus. Abwechſelnd verſuchte er, ſich durch Durſt, durch Hunger, durch übermäßigen Genuß von Speiſe zu tödten; er verſchluckte einen Diamant, um daran zu erwürgen. Nachdem Philipp ſich wegen ſeines Betragens bei dem Papſte und den mächtigſten Fürſten Europa's zu rechtfertigen geſucht, auch dem hohen Clerus, den königl. Gerichtshöfen und Städten ſeines Reichs von dem Geſchehenen Nachricht gegeben hatte, trug er, (nicht der Inquiſition, ſondern) dem Staatsrathe, unter dem Vorſitze des Cardinals Espinoſa, der Staatsrath, Großinquiſitor und Präſident des Rathes von Caſtilien war, auf, über den Prinzen das Urtheil zu ſprechen. Dieſes Gericht ſoll, nach genauer Unterſuchung und Abhörung vieler Zeugen, den Tod über ihn ausgeſprochen haben. Allein es iſt ungegründet, daß die Hinrichtung mittelſt einer vergifteten Suppe geſchehen ſei. Eben ſo irrig wird behauptet, daß ihm im Bade die Adern geöffnet, oder daß er erdroſſelt worden. Ferreras und andere ſpan. Geſchichtſchreiber erzählen, daß er, nachdem er das Sterr

ment mit vieler Frömmigkeit genommen, und ſeinen Vater um Verzeihung gebeten, an einem bösartigen Fieber geſtorben ſei. Nach Llorente unterzeichnete der König den 2. März den gerichtlich beſtätigten Befehl zur förmlichen Verhaftung des Prinzen, für welchen ſich der Papſt und alle Fürſten, an die Philipp geſchrieben, vorzüglich Kaiſer Maximilian II., umſonſt verwandt hatten. Die Vollziehung übertrug Philipp dem Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Evoli. Der Prinz betrug ſich mit leidenſchaftlicher Unruhe. Er weigerte ſich hartnäckig zu beichten, lebte unordentlich, und der Zorn entzündete ſein Blut ſo ſehr, daß ſelbſt Eiswaſſer, deſſen er ſich täglich bediente, ihn nicht abkühlen konnte. Er ließ eine Menge Eis in ſein Bette legen, ging nackt und barfuß auf den Zimmerplatten umher, und nahm im Juni eilf Tage lang nichts als Eiswaſſer zu ſich. Nun beſuchte ihn der König, und ſagte ihm einige tröſtende Worte, worauf der Prinz mehr Speiſe genoß, als ihm dienlich war. Dies zog ihm ein bösartiges Fieber zu. Unterdeſſen leitete D. Diego Bribiesca de Mugnatones, Mitglied des Raths von Caſtilien, den Proceß. Der Prinz erhielt davon nicht die geringſte gerichtliche Anzeige. Im Juli faßte Mugnatones aus den Zeugenausſagen und den weggenommenen Papieren des Prinzen einen Bericht an den König ab, des Inhalts, daß D. Carlos des Majeſtätsverbrechens, weil er einen Vatermord beſchloſſen und die Herrſchaft Flanderns durch einen Bürgerkrieg ſich habe verſchaffen wollen, für überführt zu achten ſei, daß es jedoch von dem Souverän abhänge, ob er den Kronprinzen nach den allgemeinen Geſetzen des Königreichs richten laſſen wolle. Darauf erklärte Philipp, daß ihm ſein Gewiſſen als König nicht erlaube, von den Geſetzen in Anſehung des Prinzen, welcher bei ſeiner Laſterhaftigkeit des Throns gänzlich unwürdig ſei, eine Ausnahme zu machen. Er glaube, da bei der zerrütteten Geſundheit des Prinzen keine Rettung zu hoffen ſei, daß es gut wäre, keine Sorgfalt auf ihn zu wenden, ſondern ihn ſo viel eſſen und trinken zu laſſen, als er wolle, was ſeinen Tod herbeiführen würde. Nur ſolle man ihn von der Unvermeidlichkeit ſeines Todes überzeugen, damit er beichte und ſein ewiges Heil ſicher ſtelle. Die Proceßacten erwähnen von dieſem Entſchluſſe des Königs nichts. Es ward kein Urtheil geſchrieben, noch unterzeichnet, und der protocollirende Secretär, Pedro del Hoyo, bemerkt in einer Note: „daß das gerichtl. Verfahren ſo weit gediehen geweſen, als der Prinz an einer Krankheit geſtorben, weshalb es zu keinem Urtheilsſpruch gekommen ſei.“ Damit ſtimmen ſchriftliche Nachrichten von andern Perſonen, die im Palaſte des Königs angeſtellt waren, überein. In Folge jener Erklärung des Königs hielten der Cardinal Espinoſa und der Prinz von Evoli es für rathſam, den Tod des Infanten dem Fortgange ſeiner Krankheit zu überlaſſen. Dem Leibarzte des Königs, Olivarez, der den Prinzen behandelte, ward dieſe Anſicht von dem Prinzen von Evoli eröffnet. Er verordnete darauf den 20. Juli dem Kranken eine Medicin, nach welcher die Krankheit tödtlich zu werden ſchien, und rieth nun dem Infanten, ſich durch das Sacrament auf den Fall des Todes vorzubereiten. Dies that D. Carlos den 21. Juli, und bat durch ſeinen Beichtvater den König, ſeinen Vater, um Verzeihung. Philipp ließ ihm dieſe und ſeinen Segen zuſichern; darauf nahm D. Carlos das Abendmahl, und machte ſein Teſtament. Sein Todeskampf währte den 22. und 23. Juli fort. Der Prinz hörte dabei mit Ruhe die Gebete der Geiſtlichen an. In der Nacht zum 24. begab ſich der König zu ihm,

und gab ihm, ohne von ihm erkannt zu werden, ſeinen Segen, worauf er weinend fortging. Bald darnach, den 24. Juli 1568, um 4 Uhr Morgens, ſtarb D. Carlos. Er wurde ſeinem Stande gemäß, jedoch ohne Leichenrede, im Dominicaner-Nonnenkloſter El Real zu Madrid begraben. Die tugendhafte Königin Eliſabeth ſtarb am 23. Oct. deſſelben Jahres an einer zu frühzeitigen Entbindung, und nicht an Gift, wie Philipps Feinde behaupteten. Philipp II. ließ die Proceßacten 1592, in einem Käſtchen verſchloſſen, in dem königl. Archive zu Simancas niederlegen. Das traurige Schickſal des Don Carlos hat mehrern tragiſchen Schriftſtellern zum Stoffe gedient; wir nennen die Arbeiten Schillers, Alfieri's, Otway's und Campiſtrons. K.

Carlowitz, offene Stadt an der Donau, im ſlavoniſchen Militare, wo 1699 zwiſchen dem Kaiſer, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engl. und holländ. Vermittelung, der Carlowitzer Friede geſchloſſen wurde. S. Friedensſchlüſſe.

Carlsbad, eine Stadt des Ellnbogner Kreiſes im Königreich Böhmen, iſt einer der berühmteſten Badeorte Europa's. Es liegt in einer gebirgigen romantiſch ſchönen Gegend, in einem engen, tiefen Thale, an beiden Seiten des Fluſſes Tepel. Kaiſer Carl IV. ſoll, als er einſt hier jagte, die warmen Quellen im J. 1358 entdeckt haben, indem er, dem Geheul eines Jagdhundes folgend, denſelben in die Quelle verſunken angetroffen. Peter Baier, ſein Leibarzt, verordnete nun ſeinem Herrn, der an einem hartnäckigen Fußübel litt, den Gebrauch dieſes Waſſers, welches das Uebel ſogleich hob. Von dieſer Zeit an erhielt der Quell den Namen Kaiſer Carlsbad. Sehr bald ſoll nun der Kaiſer, an eben der Stelle, wo jetzt der Stadtthurm ſteht, ein Schloß gegründet haben, um welches her man ſich nach und nach anbaute. Die Stadt hat jetzt 450 Häuſer mit 2510 Einwohnern. Der ſchönſte Theil der Stadt iſt die Wieſe, auf welcher die angenehmſten und theuerſten Wohnungen ſind. Die Kirche iſt hell und wohlgebaut. Das Schauſpielhaus iſt nach dem zu Mannheim erbaut. Die beiden am Ende der Wieſe gelegenen Häuſer, das ſächſiſche und böhmiſche Ballhaus, ſo wie das polniſche Haus beim Schloßbrunn, zeichnen ſich durch geſchmackvolle Säle aus, wo ſich oft glänzende Cirkel bilden. Die hier befindlichen heißen Quellen ſind, der alte und neue Sprudel, der Neubrunnen, der Mühlbrunnen, der Bernhardsbrunnen und der Thereſienbrunnen. Die älteſte und heißeſte Quelle iſt der Sprudel, von 59 Gr. Wärme nach Reaum. Ein Pfund ſeines Waſſers hat nach Klaproth $17\frac{1}{3}$ Gr. luftſaur. miner. Laugenſalz, $26\frac{2}{6}$ Gr. Glauberſalz, $5\frac{1}{5}$ Gr. Kochſalz, 2 Gr. luftſaure Kalkerde, $\frac{2}{5}$ Gr. Kieſelerde, $\frac{1}{50}$ Gr. Luftſ. Eiſen, $5\frac{1}{5}$ Kub. Zoll Luftſäure. Nach dem Sprudel iſt die benutzteſte Quelle die des Neubrunnens, wobei ein langer bedeckter Säulengang für die hin und her wandelnden Trinker angebracht iſt. Dieſer Neubrunnen hat $47\frac{1}{2}$ Gr. Wärme und enthält nach Klaproth: $17\frac{1}{3}$ Gr. luftſ. mineral. Laugenſalz, $24\frac{4}{9}$ Gr. Glauberſalz, $5\frac{1}{5}$ Gr. Kochſalz, $1\frac{1}{5}$ Gr. luftſ. Kalkerde, $\frac{4}{5}$ Gr. Kieſelerde, $\frac{1}{6}$ Gr. luftſ. Eiſen und 3 Kub. Zoll Luftſäure. Unter dieſem Brunnen, eine Treppe tiefer, iſt der Bernhardsbrunnen, und über demſelben, eine Treppe höher, der unter eine Kuppel gebrachte und von Frauen faſt ausſchließlich benutzte Thereſienbrunnen. Noch eine heiße Quelle wird im Hoſpital für arme Kurbrauchende benutzt. Der Mühlbrunnen, welcher neben dem Neubrunnen im Mühlbadehauſe hervorquillt, zeichnet ſich durch ſeine abführende Kraft vorzüglich aus. In ſeiner Nähe

ſind unter demſelben Dache die Bäder des Mühlbadehauſes, außer welchen man noch dergl. in mehreren Bürgerhäuſern findet. Die Wirkungen des Carlsbads äußern ſich vorzüglich in Verbeſſerung der erſten Wege und Vertreibung der daſelbſt ſitzenden Unreinigkeiten, bei ſchlechter Verdauung, bei Uebelkeiten, ſchlechtem Appetit, Blähungen, Anſpannungen des Leibes, Magenbeſchwerden, Beängſtigung, Schwindel, bei Verſtopfungen, Hypochondrie, Hyſterie, Melancholie, Leber-, Milz- und Gekröſeverſtopfungen, fehlerhafter Menſtruation, Hämorrhoiden, Schärfen im Blute, Folgen von Arſenikvergiftungen, bei Gries, Sand und Stein ꝛc. Schädlich iſt das Carlsbad dagegen bei der Lungenſucht, bei ganz verhärteten Eingeweiden, bei der Bleich- und Gelbſucht, bei fallender Sucht, wenn ſie aus Fehlern des Gehirns entſteht, bei ſehr eingewurzeltem Podagra mit Knoten ꝛc. Beim Anfang der Kur nimmt man gewöhnlich im erſten Becher Mineralwaſſers ½ Loth bis 1 Loth carlsbader Salz, worauf gewöhnlich mehr oder weniger Oeffnung erfolgt. Hierauf fängt man mit 3 Bechern am folgenden Tage an und ſteigt während der Kur auf 8 bis 12 Becher, ſelten darüber; von der Mitte der Kur bis zum Ende derſelben nimmt man alsdann in eben dem Grade wieder ab. Gewöhnlich trinkt man von 5 bis 8 Uhr des Morgens und macht ſich alsdann mäßige Bewegung. Nach dem Bade legt man ſich ½ bis 1 ganze Stunde zu Bett. Während der Kur müſſen alle ſtark geſalzene, fette, geräucherte und gewürzte Speiſen vermieden, und vornehmlich des Abends nur ſehr Weniges genoſſen werden. Der Melniker Wein wird zwar als vorzüglich zum Tiſchtrunk geeignet empfohlen, iſt aber theuer, ſo daß Jeder wohlthut, ſich ſeinen gewöhnlichen Tiſchwein mitzubringen. Das Schlafen nach Tiſche iſt durchaus verboten. Haupterforderniß bei der Kur iſt Bewegung, zu welcher die romantiſche Natur um Carlsbad vorzüglich einladet. Die nächſten Spaziergänge gehen nach Klein-Verſailles, in einem abgeſchiedenen Wieſengrunde gelegen; oder nach dem Hirſchenſprung, der in röthlichen Granitmaſſen über der Stadt anfängt; oder nach Findlaters Spitzſäule und Tempel, dem Belvedere, dem Chotekiſchen Wege, der Vier-Uhr-Promenade u. dem Poſthof, einem öffentlichen Orte vor Carlsbad, dem kein anderer dieſer Stadt an die Seite geſetzt werden kann. In ſeiner Nähe herum gibt es eine Menge angenehmer Plätze, wie die Dichterbank, Antons Ruhe, der Sitz der Freundſchaft. Von hier aus nach der Stadt hin gelangen wir über die Carlsbrücke zum Dorotheentempel und weiterhin zum Carlsbader Säuerling, einem zwar nicht benutzten, aber doch trefflichen Sauerbrunnen, den ſtets eine 4 bis 6 Zoll hohe Schicht Luftſäure deckt. Hinter dem Kreuz an der Wieſe iſt noch die Maianens Ruh, mit einer ſchönen Ausſicht. Am andern Ufer der Tepel erhebt ſich der Dreikreuzberg, intereſſant wegen der ſchönen Ausſicht auf das lange, ferne Erzgebirge und in das ganze Bergland um Carlsbad her. Von hier kann man durch ſchöne Buchen- und Fichtenwaldung nach dem Bergwirthshauſe kommen, von welchem eine meiſterhafte Kaiſerſtraße herab nach Carlsbad führt.

**Carlsbader Waare** nennt man mancherlei in Carlsbad von vorzüglicher Schönheit verfertigte Waaren, aus Stahl, Eiſen, Zinn, Blech, Holz u. ſ. w., die insbeſondere von den Brunnengäſten gekauft und als Geſchenke mit nach Hauſe genommen werden, wodurch

ſie in ganz Europa verbreitet ſind. Auch werden auswärtige Meſſen und Jahrmärkte damit bezogen. Die carlsbader Nadler verfertigen Steck-, Strick- und Haarnadeln, welche in Hinſicht der Steifheit, der Spitzen und Knöpfe (letztere ſind nie angegoſſen), und wegen ihrer Silberweiße vor andern beliebt ſind. Die carlsbader Scheeren und Meſſer kommen den engliſchen faſt gleich, u. ſ. w.

Carlsruhe, Residenzſtadt und Hauptſtadt des Großherzogthums Baden, in dem Pſinz- und Enzkreiſe, wurde 1715 angelegt, indem zuerſt der Markgraf Carl Wilhelm auf dieſem Platze ein Luſt- und Jagdſchloß erbaute, um welches herum ſich nach und nach mehrere Menſchen anbauten, beſonders nachdem er es zu ſeiner beſtändigen Reſidenz erwählt hatte. Im J. 1719 hatte die Stadt nicht völlig 2000 Einwohner; jetzt hingegen zählt ſie bereits 1000 Häuſer und 15,800 Einwohner. Sie liegt in einer ſchönen Ebene, anderthalb Stunden weſtlich vom Rheine u. in der Nähe des anſehnlichen, größtentheils aus Eichen und Buchen beſtehenden Hartwaldes. Der anfänglich entworfene Plan in Erbauung der Stadt iſt zwar beibehalten, aber in den neuern Zeiten erweitert worden. Das Eigenthümliche dieſes Plans beſteht darin, daß die Stadt einen Theil der Zirkelfläche einnimmt, welche durch die vom mittlern Thurme des Reſidenzſchloſſes ausgehenden Alleen beſchrieben wird. Acht derſelben ſind bebaut, und machen daher die 9 Straßen des nördlichen Theils der Stadt aus, in welchen allen man den Thurm erblickt. Dieſe 9 Straßen fangen in einer gleich weiten Entfernung von dem Schloſſe an, bilden dadurch einen Zirkel, welcher mit lauter gleich hohen und mit Arkaden verſehenen Häuſern verziert iſt, deren Fronte ſich gegen das Schloß richtet, und gehen bis zur Haupt- oder Langenſtraße, als der urſprünglichen Grenzlinie des Umfangs der Stadt; denn mit dieſer Straße ſollten ſich nach dem Plane des Erbauers die Anlagen der Stadt ſchließen. Jetzt ſind dieſe neun nördlichen Straßen auf der ſüdlichen Seite weiter verlängert, u. von andern Straßen durchſchnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langen-Straße laufen. Carlsruhe zeichnet ſich vor vielen Städten vortheilhaft aus durch die Regelmäßigkeit ſeiner Anlage und Häuſer, welche alle nach einem gewiſſen Modelle erbaut werden müſſen, durch die ſehr breiten, erleuchteten u. auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen verſehenen Straßen und durch die ſchönen Thore, worunter beſonders das Ettlinger Thor ein Modell erhabener und geſchmackvoller Bauart iſt. Unter den fünf öffentlichen Plätzen ſind der Reſidenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Alleen und der neu angelegte Marktplatz, mit hohen ganz neuen Häuſern umgeben, die ſchönſten. Das Reſidenzſchloß des Großherzogs iſt im altfranzöſiſchen Style erbaut, und beſteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Parallel mit den letztern befinden ſich auf der einen Seite die Orangerie- und Gartengebäude und auf der andern die Gebäude für den Marſtall, die Reitſchule und Wagenremiſe. Die neue evangeliſche Kirche, welche 1807 angefangen wurde, iſt ein im ächt römiſchen Style aufgeführtes Gebäude. Die neue catholiſche Kirche wird, gleich dem Pantheon in Rom, durch das ſtarke von oben hereinfallende Licht erleuchtet, und hat eine hundert Fuß weite und eben ſo hohe Kuppel. Der Thurm dieſer Kirche prangt mit dem Geläute des ehemaligen Stiftes St. Blaſien. Die Orgel iſt ebenfalls aus dieſem Stifte u. von Silbermann aus Straßburg verfertigt. An dem Haupteingange der Kirche bilden acht ioniſche Säulen einen Porticus. Auch das Palais der Gräfin

Hochberg und das Hoftheater, welches 2000 Zuſchauer faßt, gehören zu den vorzüglichſten Gebäuden der Stadt. Unter den Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen ſind die 70,000 Bände ſtarke Hofbibliothek, das großherzogliche Antiquitäten- und Münz-, das phyſikaliſche-, das Naturaliencabinet und die Gemählde- und Kupferſtichſammlung, bemerkenswerth. Der Schloßgarten fängt hinter dem Schloſſe an, von welchem aus ſich durch den Garten viele große Alleen eröffnen, welche durch den daranſtoßenden Hartwald bis an ſein Ende fortgeſetzt ſind. Dicht an dem Schloßgarten beginnt der Faſanengarten. Der botaniſche Garten iſt ein Werk des letzt verſtorbenen Großherzogs, und enthält, ohne die Variationen, über 6000 Sorten Pflanzen. Eine der ſchönſten Gartenanlagen iſt Amaliensruhe, oder der Garten der verwittweten Markgräfin Amalie, der im engliſchen Geſchmacke angelegt iſt. Sehenswerth iſt darin beſonders das Grabmahl des 1801 verſtorbenen Erbprinzen und der gothiſche Thurm, auf welchen 125 Stufen führen. Alle zur Stadt führenden Landſtraßen ſind mit den ſchönſten Alleen beſetzt, unter welchen ſich die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung fortlaufende, beſonders durch die Größe und Schönheit ihrer italieniſchen Pappeln auszeichnet. Mehrere Fabriken und gute Unterrichtsanſtalten, als ein Gymnaſium, ein Schullehrer-Seminarium, eine Cadettenſchule, ein Taubſtummen-Inſtitut, eine Zeichenſchule ꝛc. befinden ſich in Carlsruhe.

Carmagnole war zur Zeit der Revolution ein republikaniſcher Tanz der Franzoſen, der mit Geſang begleitet ward. Der Geſang fing an: Madame Veto avait promis etc. und der Refrain war: Dansons la Carmagnole! Vive le son du Canon! Sein Urſprung fällt in die Zeit der Volkserbitterung gegen das Vetorecht und der Ermordung der Schweizergarden und Dolchritter. Die Benennung kommt entweder von der piemonteſiſchen Stadt Carmagnole, oder von einem Weibe, Namens Carmagnole, her, welche ſich erboten hatte, Paris zu verbrennen, wenn die Sache der Freiheit nicht ſiegte. — Die Carmagnole wurde beſonders bei Nationalfeſten, Angriffen, Hinrichtungen, Ausbrüchen der Volkswuth ꝛc. geſungen oder getanzt. Hernach nannte man ein Kleid von einem gewiſſen Schnitte, auch die Nationalgarden, die es trugen, Carmagnole; endlich ſogar gaben viele Mitglieder des National-Convents ihren daſelbſt eingerichteten Rapporten den Namen Carmagnole. — Petits Carmagnoles heißen in Paris die kleinen Bedienten wahrſcheinlich von der erwähnten Stadt.

Carmel, ein Vorgebirge des Libanon in Paläſtina an der ſüdlichen Grenze von Galiläa, im Paſchalik Acca. Es beſteht aus mehreren, von fruchtbaren, auch jetzt bewohnten Thälern unterbrochenen, reichbewaldeten Bergen in einem Umfange von 6 Meilen und geht am Ausfluß des Kiſchen in eine anmuthige Ebene aus, welche die ſüdliche Küſte des Meerbuſens von Ptolemais oder Acca am Mittelmeer bildet. Auf ſeinen Höhen gibt es Ruinen von Kirchen und Klöſtern aus der Zeit des chriſtlichen Königreichs Jeruſalem und eine Höhle, die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrhundert hatten chriſtl. Einſiedler ſich den Carmel zum Aufenthalt gewählt, doch erſt um die Mitte des 12. Jahrhunderts ſtifteten Pilger unter Leitung Bertholds aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf dieſem Gebirge, welcher der Patriarch von Jeruſalem Albrecht 1209 eine, mit der alten Baſilianiſchen meiſt übereinſtimmende Regel und Honorius III. 1224 die päpſtliche Beſtätigung gab. Dies iſt der

wahre Urſprung des Ordens U. L. Fr. vom Berge Carmel oder der Carmeliter. Dieſe Mönche ſelbſt ſchreiben jedoch ihre Stiftung dem Propheten Elias zu, um ſich den Vorzug eines in ſeiner Art einzigen Alterthums zu geben. Nach ihrer Meinung gehörten ihrem Orden alle Propheten und heiligen Männer des alten Teſtaments von Elias bis auf Jeſum, Pythagoras und die galliſchen Druiden an; die Rechabiten, Eſſener und Phariſäer ſollen Tertiarier, die h. Frauen des N. T. mit der h. Jgfr. Maria Nonnen, und die Einſiedler des chriſtl. Alterthums ächte Glieder ihres Ordens geweſen ſein. Auch Chriſtum machen ſie zum beſondern Beſchützer deſſelben, wo nicht gar zum Carmeliter und ſeine Apoſtel zu Miſſionärs vom Berge Carmel. Dieſe unſinnigen Behauptungen hat der Jeſuit Papebroch widerlegt und die gelehrte Welt längſt für Fabeln erklärt. Dennoch blieben die Carmeliter dabei und durften noch unter Benedict III. im 18. Jahrh. die Statue des Propheten Elias, als ihres Stifters, in der Peterskirche zu Rom aufſtellen. — Zwiſchen 1238 bis 1244 haben ſie, von den Saracenen verdrängt, ſich nach Europa verpflanzt, und 1247 eine mildere Regel angenommen, die ſie zum Kloſterleben berechtigte. Ihre anfangs weiß und braungeſtreiften Mäntel vertauſchten ſie 1287 mit ganz weißen, unter denen ſie ſonſt ſchwarze, ſeit der Mitte des 15. Jahrh. aber kaſtanienbraune Kutten trugen. Der Carmeliterorden zerfiel bei ſeiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in 4 von einander unabhängige Corporationen. 1) Den Hauptſtamm machen die beſchuheten Obſervanten nach der im 15. Jahrh. aufs neue gemilderten Regel aus, zu denen die von der ſtrengen Obſervanz in Frankreich und Italien und die 1462 von dem General Sereth geſtifteten Carmeliterinnen gehören. Sie hatten im 18. Jahrh. 38 Provinzen in der catholiſchen Chriſtenheit und, nach ihrer eigenen, ſehr übertriebenen Angabe, 7500 Klöſter mit 180,000 Religioſen beiderlei Geſchlechts. 2) Die 1433 von den Obſervanten geſchiedene und durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua mit 45 Mönchs- und wenigen Frauenklöſtern. 3) Die Baarfüßer und Baarfüßerinnen oder Thereſianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der h. Thereſia geſtiftet, 1593 von den Obſervanten unabhängig wurden und im 18. Jahrh. zu 6 Provinzen mit über 2000, meiſt weiblichen, Religioſen angewachſen waren. 4) Die Baarfüßer in Italien, welche ſich 1600 von den ſpaniſchen trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutſchland, Flandern, Polen und Aſien mit 8000 Mönchen und Nonnen hatten. Ihnen gehörte die h. Maria Magdalena von Pazzi an. Dieſe beiden Baarfüßer-Congregationen folgen der älteſten ſtrengen Regel mit neuen Verſchärfungen, z. B. Faſten, Stillſchweigen, und unterhalten in jeder Provinz eine Einſiedelei zur Uebung in der vollkommneren Eremitenheiligkeit. Faſt in keinem Orden wurden die Selbſtpeinigungen und unerhörten Proben des blinden Gehorſams gegen die Obern weiter getrieben, als bei dieſen Baarfüßern, welche darum auch die Auserwählten unter den Carmeliten zu ſein glauben. Jede dieſer vier Corporationen hat ihren eigenen unmittelbar vom Papſte abhängigen General. Nur einige Klöſter der Carmeliterinnen ſtehen unter den Biſchöfen. Die Baarfüßerinnen in Frankreich hatten ſeit 1661 ihren eigenen ſelbſt erwählten Superior. Die Privilegien der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers U. L. Fr., welches 6 Zoll breit über Bruſt und Rücken herabhängt

und von grauer Wolle zu ſein pflegt, haben alle Carmeliter mit einander gemein. Sie ſchreiben dieſem Scapulier wundervolle, beſeligende Kräfte zu und errichteten ihm zu Ehren eine Scapulierbrüderſchaft, der diejenigen Laien angehören, die es tragen und den Orden vor andern begünſtigen. Im gleichen Verhältniſſe zu den Carmelitern ſteht die Erzbrüderſchaft U. L. Fr. vom Berge Carmel zu Rom. Am engſten iſt ihnen ihr dritter Orden verbunden, der 1476 entſtand und ſehr leichte Regeln beobachtet. Die Glieder deſſelben ſind, wie die Tertiarier andrer Orden, zu gewiſſen Faſten, Gebeten und zum Gehorſam gegen den General der Congregation verbunden, zu der ſie ſich halten. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden U. L. Fr. vom Berge Carmel und des h. Lazarus hing mit den Carmelitern nur durch den Namen zuſammen. Da ihre Lebensart jede gemeinnützige Thätigkeit ausſchloß, wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen unterſagt und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben ſie ſich bis jetzt unverändert erhalten. In Paris, wo die vornehmen Damen ihre Bußübungen ſonſt am liebſten bei den Carmeliterinnen anſtellten, beſteht ſeit 1817 wieder ein Frauenkloſter dieſes Ordens unter höchſter Protection. Das gegenwärtige Schickſal der Miſſion in Perſien, welche die italieniſchen Baarfüßer unternommen hatten, iſt unbekannt. E.

Carmer (Johann Heinrich Caſimir, Graf von), königl. preuß. Großkanzler, Juſtizminiſter, königl. Commiſſär bei der pommerſchen, oſt- und weſtpreuß. Landſchaft in Berlin, Ritter des ſchwarzen Adlerordens ꝛc., hat ſich durch ſeine Verdienſte um die preußiſche Juſtizverfaſſung unſterblich gemacht. Er war den 29. Dec. 1721 in der Grafſchaft Sponheim geboren, trat nach vollendeten Studien in preußiſche Staatsdienſte, ward bald von Friedrich dem Großen bemerkt und bis zum Großkanzler und Staats- und Juſtizminiſter erhoben. Thätigkeit, Feſtigkeit, Umſicht in den Geſchäften und ein hoher Gerechtigkeitsſinn bezeichneten ſeine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen, unter vielen andern nützlichen Veranſtaltungen, beſonders die Einrichtungen der ritterſchaftlichen Creditſyſteme, die Verbeſſerung der Gerichtsverfaſſung in ihrem ganzen Umfange, die zweckmäßigere Form der Civilprozeſſe und vor Allem die Abfaſſung des allgemeinen Landrechts, das in vieler Hinſicht ein Muſter und vielleicht das vollkommenſte Werk in dieſer Gattung iſt, welches irgend eine Nation beſitzt. S. Landrecht (Preuß.). Nach funfzigjährigen ruhmvollen Dienſten zog ſich Carmer auf ſein Gut Rützen bei Glogau zurück, und ſtarb daſelbſt am 23. Mai 1801.

Carmin, eine feine hochrothe Mahlerfarbe. Sie wird von Einigen aus Cochenille, die in Königswaſſer aufgelöſet worden iſt, von Andern aber aus Cochenille mit römiſchem Alaun und Weinſtein zubereitet. Der beſte kommt aus Neuſpanien über Cadix.

Carmontelle, berühmt durch ſeine Proverbes dramatiques, war 1717 zu Paris geboren und ſtarb daſelbſt 1806. Er war Vorleſer und Ordonnateur der Fêtes bei dem Herzoge von Orleans geweſen. „Die Grundlage dieſer kleinen Stücke," ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter von den dramatiſchen Sprichwörtern, „iſt im Ganzen ſehr locker. Man darf keinen künſtlichen Knoten, noch eine gehörige Entwickelung ſuchen. Was Carmontelle uns vor Augen ſtellt, iſt nur eine Folge dramatiſcher Scenen; es iſt ein Winkel der

Geſellſchaft, den er uns zeigt, ein Vorfall, eine Unterhaltung im Saale, im Cabinette, im Kaufladen, im Schauſpiele, auf dem Spaziergange u. ſ. w., woran er uns Theil nehmen läßt." — Dennoch ſind dieſe kleinen Comödien das niedlichſte Repertoire für Geſellſchaftstheater. Auch haben dramatiſche Dichter ſie als eine unerſchöpfliche Fundgrube vielfach benutzt. Die Fruchtbarkeit Carmontelle's war eben ſo außerordentlich, als ſeine Leichtigkeit. Außer dem, was gedruckt iſt, behauptet man, habe er Handſchriften zu mehr als hundert Bänden, hinterlaſſen. Er beſaß auch das Talent zu mahlen. Er hat faſt alle berühmte Perſonen ſeiner Zeit porträtirt; auch mahlte er eine Art Transparente, die 100 und mehr Fuß lang waren, und wie ſie ſich nach und nach abrollten, eine Folge von Scenen zeigten. Sein größtes Vergnügen war, ſeine Sprüchwörter in Transparente und ſeine Transparente in Sprüchwörter zu überſetzen. Außer verſchiedenen anderen Werken und Theaterarbeiten ſind zwei Sammlungen ſeiner dramatiſchen Sprichwörter im Druck erſchienen.

Carmoſiren oder Carmuſiren, von dem ſchwediſchen Worte Karm, Rand, heißt, einen größern Edelſtein mit kleineren einfaſſen.

Carnation, in der Mahlerei, die Darſtellung unbekleideter Theile des Körpers, die Fleiſchmahlerei. (S. Nacktes.)

Carneades von Cyrene, der Stifter der neuern oder dritten Akademie, war gegen das J. 129 vor Chr. Geb. geboren. Sokrates hatte die widerlegende Methode in der Philoſophie eingeführt, und mit mildem Spott und durchgreifender Dialectik die dogmatiſchen Philoſophen glücklich bekämpft. Statt ein Lehrgebäude zu gründen, hatte er ſich beſtrebt, eine edle und erhabene practiſche Moral auszubreiten. Dieſelbe Bahn hatte Plato betreten. Arceſilaus, der Stifter der zweiten Akademie, ſtellte, die Grundlagen jeder Theorie zu vernichten, die Lehre von einer abſoluten Ungewißheit auf und behauptete, daß es keine Wahrheiten gebe. Carneades wich eigentlich von dieſer zweiten Akademie nicht ab. Unterſuchen wir ſeine und des Arceſilaus Meinungen, wie ſie uns Cicero überliefert hat, ſo finden wir, daß ſie im Ganzen dieſelben ſind. Arceſilaus ſagte: „Es gibt keine Wahrheit;" Carneades: „Man kann ſie nicht erkennen." Eine größere Verſchiedenheit zwiſchen beiden Philoſophen war in dem perſönlichen Charakter. Arceſilaus, der gegen Alles in der Welt Zweifel erhob, ſetzte ſich dem Spotte aus, der den Pyrrhoniern zu Theil ward; Carneades ſtützte ſich mehr auf die Wahrſcheinlichkeit, die im Leben entſcheiden müſſe. Er erlaubte ſogar dem Weiſen, in gewiſſen Fällen zu vermuthen, nur ſolle er nie abſprechen. Im Ganzen ſcheint es, daß der Zweifel des Carneades eine Art von Spiel des Scharfſinns war, und daß er ſehr wohl begriffen hatte, daß er ein mächtiges Angriffsmittel ſei, aber nichts mehr. Auch iſt der Ruf des Carneades vorzüglich auf ſeine widerlegende Beredſamkeit gegründet, die er ſtets anwandte, Behauptungen umzuſtoßen und Zweifel zu verbreiten. Beſonders gegen die Stoiker richtete Carneades ſeine Angriffe; er geſtand ſelbſt, daß er ohne Chryſipp nicht geworden wäre, was er ſei. Es iſt hier nicht von der practiſchen Moral und dem allgemeinen Geiſte der Stoiker, ſondern von ihren philoſ. und phyſiſchen Dogmen die Rede. Er zeigte ihnen die Abgeſchmacktheit ihrer Religionslehren, und vernichtete dadurch den Polytheismus. Er erklärte ſich gegen die Orakel, indem er ihnen den freien Willen des Menſchen entgegenſtellte. Er bekämpfte die Anſichten der Stoiker und Peripatetiker von dem

höchſten Gute. Die erſten ſagten, daß die höchſte Glückſeligkeit darin beſtehe, der allgemeinen Harmonie der Natur gemäß zu leben, und daß alle äußern Vortheile, Reichthümer u. ſ. w., als kein feſtes Glück gewährend, keiner Zuneigung werth ſeien; die Peripatetiker und die ältere Akademie ſetzten das höchſte Gut in den anſtändigen Genuß derjenigen Dinge, die in der Ordnung der Natur die erſten ſind, und wieſen den materiellen Gütern eine niedrigere Claſſe an. Carneades zeigte ihnen, daß ihr Streit nur in den Worten beſtehe, weil darin beide übereinkamen, daß die materiellen Vorzüge unweſentlich ſeien. Um zu widerſprechen und um der Gefahr zu entgehen, nicht poſitiv Etwas zu behaupten, hüllte er ſich in eine unbeſtimmte Definition und ſagte, das höchſte Gut beſtehe darin, den Grundſätzen der Natur gemäß zu leben; was ſo viel heißen kann, als freien Gebrauch von ſeinen Fähigkeiten zu machen. Einen andern Sieg trug er über die Stoiker davon, indem er ſie gegen ihre frühere Meinung zu dem Geſtändniſſe zwang, daß der gute Ruf, unabhängig von ſeinem poſitiven Nutzen, wünſchenswerth ſei. Als die Athenienſer die Stadt Oropus geplündert hatten und zu einer Geldbuße von 500 Talenten verurtheilt worden waren, ſandten ſie Carneades, den Stoiker Diogenes und den Peripatetiker Critolaus nach Rom, um Nachlaß zu erbitten. Während im Senate die Sache verhandelt ward, traten die Philoſophen öffentlich auf, ihre Geſchicklichkeit in ſcharfſinnigen und kunſtreichen Reden zu zeigen. Carneades unter andern hielt zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit. Die römiſche Jugend ſtrömte herbei, eine Kunſt bewundernd und anſtaunend, von der man in Rom noch keine Begriffe hatte, ſo daß Cato, der Cenſor, in Unruhe darüber gerieth und dem Senate die Beſchleunigung der Entſcheidung empfahl, um ſo bald als möglich die Gäſte wieder los zu werden, die zu Allem zu überreden vermöchten und die Gemüther verwirrten. — Carneades ſcheint ſelber nichts geſchrieben zu haben; aber Clitomachus, ſein Schüler und Nachfolger, behielt ſeine Lehre auf. Er erreichte ein Alter von 90 Jahren; man ſetzt ſeinen Tod in die 162. Olympiade.

Carneol, eine Gattung des Achat. Roth iſt die Hauptfarbe; dieſe verliert ſich aber einer Seits bis ins Wachsgelbe, andrer Seits bis in die Farbe der dunkelſten Granaten. Wie die Farbe, ſo iſt auch die Durchſichtigkeit und Härte dieſes Steins ſehr verſchieden. Der Preis richtet ſich nach dieſen Eigenſchaften. Die beſten Carneole liefert Arabien.

Carneval, iſt (in den Kirchengebräuchen) die Zeit von dem Feſte der heil. drei Könige bis zum Anfange der 40tägigen Faſten, oder Aſchermittwoch (im Deutſchen Faſtnacht). Man ſtellte in den ſtreng-catholiſchen Zeiten während dieſes Zeitraums große Luſtbarkeiten und Feſte an, um ſich durch dieſelben für die bevorſtehende Entbehrung während der Faſten ſchadlos zu halten, wovon ſich noch bei uns die Beluſtigungen und Vergnügungen erhalten haben, die wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, und die in großen Reſidenzſtädten in Opern, Redouten und allerlei Hoffeſten zu beſtehen pflegen. Vorzüglich berühmt ſind in Italien das Carneval zu Venedig und das Carneval zu Rom. Das Carneval zu Venedig iſt das berühmteſte. Es fängt allemal nach Weihnachten an; die Luſtbarkeiten ſind Schauſpiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes, und bisweilen, bei Beſuchen großer Fürſten, noch eine Regatta, oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen ſonſt die Hazardſpiele die Hauptſache waren, haben ſeit dem Verbote dieſer Spiele im Jahre

1774 ſehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieſes Verbot, daß das Jahr darauf das Carneval wenig von Fremden beſucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward, trat das berühmte Carneval wieder in ſeine alten Rechte. Nach dieſem gab es in Venedig noch ein zweites Carneval, die venetianiſche Meſſe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfeſt hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfing, und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatiſchen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charaktermasken, ſondern blos venetianiſche Domino's getragen werden. Das Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beſchreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage, und beſteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen. (S. Faſtnacht.)

Carnies, ſ. Säule.

Carnot (Lazare Nicolas Margaretha), geboren zu Nolay in Burgund den 13. Mai 1753 aus einer niedern Bürgerfamilie. Sein Vater, der wenig vermögend war, practicirte als Advocat. Der Sohn zeigte von Kindheit an ein ſeltenes Talent für Mathematik und militäriſche Wiſſenſchaften, ward frühzeitig in den Geniecorps angeſtellt, erwarb ſich da ausgebreitete Kenntniſſe und ſtieg unter Begünſtigung des Prinzen von Condé. Nachher gab er mathematiſche Verſuche heraus, die ſeine Aufnahme in mehrere gelehrte Geſellſchaften bewirkten; ſeine Lobrede auf Vauban wurde von der Akademie zu Dijon gekrönt. Zu Anfange der Revolution war er Ingenieurhauptmann und ſchlug ſich auf ihre Seite. Er wurde (1791) zum Deputirten der geſetzgebenden Verſammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den militäriſchen Angelegenheiten Theil. Auf ſeinen Vorſchlag wurden die adlichen Offiziere bei der Armee verabſchiedet, und bürgerliche dagegen angeſtellt. Als Mitglied des Convents votirte er Ludwigs Tod, ward darauf im Monat März zur Nordarmee geſandt, wo er auf dem Schlachtfelde den feigen General Gratien abſetzte, ſich ſelbſt an die Spitze der Colonnen ſtellte, und die Feinde zurück trieb. Bei ſeiner Rückkehr in den Convent ward er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, der unter dem Namen des Convents die Regierung führte. Jetzt nahm Carnots großer Einfluß auf die militäriſchen Operationen ſeinen Anfang. Im Beſitze aller Plane, welche in den Archiven Ludwigs XIV. niedergelegt waren, leitete er die Operationen der franzöſiſchen Armeen, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Anordnungen zu den Siegen der franzöſiſchen Armeen beigetragen haben. Er ward nach Robespierre's Sturz mehrmals angeklagt, aber immer freigeſprochen. Bei der Errichtung des Directorats 1795 ward Carnot ſogleich dazu erhoben und erhielt einige Zeit einen ziemlichen Einfluß; er ließ ſich aber von Barras das Portefeuille das Kriegsminiſteriums nehmen, und ward ſeitdem ſein heimlicher Feind. Carnot vereinigte ſich nach einiger Zeit mit einer ſtarken Partei, um Barras zu ſtürzen; aber der Plan mißlang, und Carnot wurde, nebſt andern, am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) zur Deportation verurtheilt. Er entging derſelben durch eine Flucht nach Deutſchland, wo er eine Schrift heraus gab, um ſich zu rechtfertigen. Dieſe Memoiren wurden in Paris von den Feinden des damaligen Directoriums mit Begierde geleſen, und es gelang Carnot, durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten ſeiner ehemaligen Collegen, ihren Sturz befördern zu helfen, der den 30. Prairial (18. Juni) 1799 erfolgte. Nach dem 18. Brumaire wurde Carnot nach Frankreich zurückberufen und zum Muſterinſpector (Inspecteur aux Revues) und

zwei Monate darauf, im April 1800, zum Kriegsminiſter ernannt. Er bekleidete aber dieſen Poſten nicht lange, ſondern zog ſich in den Schooß ſeiner Familie zurück, ward jedoch den 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Er brachte dieſelbe Unbeugſamkeit der Grundſätze, welche ihn zeither ausgezeichnet, auch mit hierher, trat mehrere Mal den Abſichten des Gouvernements entgegen, votirte als der Einzige gegen das lebenslängliche Conſulat und erhob ſich hauptſächlich gegen den Vorſchlag der Kaiſerwürde. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu deſſen Aufhebung, lebte nachher 7 Jahre als Privatmann, und gab mehrere gehaltvolle militäriſche Werke heraus. Im J. 1814 übertrug ihm Napoleon die Vertheidigung Antwerpens. Er verband die tapferſte Vertheidigung mit der ſorgfältigſten Schonung der Stadt, die er hernach, auf Befehl Ludwigs XVIII., dem engl. General Graham übergab. Er behielt zwar ſeine Titel und Würden, konnte aber, als ein bedeutender und conſequenter Republikaner, die Gunſt des Hofes nie erlangen, und zwar um ſo weniger, als er in einem Memoire an den König das herrſchende Syſtem offen und heftig tadelte; weßhalb er auch bei der neuen Organiſation der Akademie der Wiſſenſchaften übergangen ward. Als Napoleon 1815 wieder die Zügel der Regierung faßte, machte er Carnot zum Grafen und Pair des Reichs, und drang ihm das Portefeuille des Miniſteriums des Innern auf. Carnot verwaltete dieſen ſchwierigen Poſten mit ſeiner gewohnten Rechtlichkeit. Nach des Kaiſers zweitem Sturze ward er Mitglied der proviſoriſchen Regierung von Frankreich, und war hernach der Einzige von den Mitgliedern derſelben, welche in die Verordnung vom 24. Juli begriffen wurde. Er ging zuerſt nach Cerney, wo er ſich mit politiſcher Schriftſtellerei beſchäftigte; und Anfangs Januar 1815 mit ſeiner Familie nach Warſchau, von da aber nach Magdeburg, wo er noch am Ende des J. 1819 ſehr eingezogen lebte. S. die Corresp. de Nap. Bonap. av. le Cte Carnot, pend. les 100 jours. Par. 1819, und Carnot's Leben von Körte.

Caro (Annibale), einer der berühmteſten italieniſchen Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, war 1507 zu Citta-Nova in der Mark Ancona geboren. Da er in ſeiner Jugend genöthigt war, Unterricht in den erſten Anfangsgründen der Wiſſenſchaften zu geben, machte ihn Lodovico Gaddi, ein reicher Florentiner, zum Lehrer ſeiner Kinder, nachher zu ſeinem Secretär, und verſchaffte ihm anſehnliche Pfründen. Nach Gaddi's Tode, 1543, trat er mit demſelben Titel in die Dienſte von Pietro Lodovico Farnese, welchen im J. 1545 ſein Vater, Papſt Paul III., zum Herzoge von Parma und Piacenza erhob. Die Gunſt dieſer Familie verſchaffte Caro bald die Mittel, ſeiner Liebhaberei für Antiken und Medaillen Genüge zu leiſten. Er brachte eine Sammlung derſelben zuſammen, die mit den Sammlungen der berühmteſten Antiquare verglichen werden konnte. Die toscaniſche Sprache war ſein Hauptſtudium, und der Ruf ſeiner reinen und zierlichen Schreibart in Verſen und in Proſa verbreitete ſich durch ganz Italien. Der Herzog übertrug ihm mehrere Botſchaften an Kaiſer Carl V. Caro war mit einer ſolchen auf die Ernennung Farnese's zum Herzog von Parma Bezug habenden Sendung 1544 nach den Niederlanden gereiſet, und ging nach ſeiner Rückkehr damit um, einen Dienſt zu verlaſſen, den ihm die Launen und Laſter des Fürſten verleiteten, als dieſer zu Piacenza ermordet ward. Er ſelbſt war in Gefahr, flüchtete endlich nach Parma, und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, mit Freundſchaft aufgenommen. Die

beiden Cardinäle Ranuccio und Aleſſandro, Brüder Ottavio's, ernannten ihn nach einander zu ihrem Secretär, und in des Letztern Dienſten ſtand er von 1548 bis an ſeinen Tod. Durch die Begünſtigung des Cardinals erhielt er nicht nur mehr Pfründen, ſondern er trat auch in den Orden des heil. Johannes von Jeruſalem und bekam bald darauf 2 reiche Commenden. Schon alt und ſeit lange vom Podagra gequält, verließ er Parma und begab ſich nach Rom, das er nur in der ſchönen Jahreszeit mit Frascati vertauſchte. Er war hier mit einer allgemeinen Ausgabe ſeiner Werke beſchäftigt, als er, völlig frei wie er war, den Plan faßte, ein epiſches Gedicht zu ſchreiben. Als Vorübung im epiſchen Styl unternahm er eine Ueberſetzung der Aeneide in reimloſen Verſen; dieſe Arbeit feſſelte ihn bald dergeſtalt daß er ſeinen anfänglichen Plan aufgab, um ganz ſich ihr zu widmen. Er vollendete dieſe Ueberſetzung, die ein Meiſterſtück in der italien. Sprache iſt. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom ward er krank und ſtarb 1566. Von ſeinen Werken hatte er ſelbſt außer der angeführten Apologie, der unter dem Titel Mattaccini einige Satiren, unter dem Titel Corona neun beißende Sonette angehängt ſind, nur La Ficheide, ein ſchwarzes Lob der Feigen unter dem erdichteten Namen Barbagrigia, und La Diceria de' nasi, eine ſcherzhafte Rede auf die große Naſe des Leoni von Ancona, Präſidenten der Akademie della Virtu, herausgegeben. Beide Werke wurden wegen ihrer ſchönen Schreibart ſowohl von dieſer Akademie, wo er ſie vorlas, als überhaupt von allen Kennern mit großem Beifall aufgenommen. Nach ſeinem Tode erſchien von ihm außer der Eneide eine Ueberſetzung des Longus und der Rhetorik des Ariſtoteles, ferner Rime und Lettere. Wie ſeine Gedichte ſich durch Eleganz auszeichnen, eben ſo ſind ſeine Briefe Muſter einer ſchönen italieniſchen Proſa.

Carolina, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat und Halsgerichtsordnung.

Carolina, Königin von England, ſ. Wallis. Band X, 529.

Carolinger, die Dynaſtie Carls des Großen, welche 911 mit Ludwig dem Kinde erloſch. (S. Deutſchland.)

Carotten, Tabak in Stangen, die etwa von 12—15 Zoll Länge und von verſchiedener Dicke, meiſtentheils kegelförmig und mit ſtarkem Bindfaden umwunden ſind. Sie erhalten dieſe Form deshalb, um ſie ſo bequemer zu Schnupftabak zerreiben oder zu Rauchtabak zerſchneiden zu können. Die beſten Sorten werden zu Dünkirchen, St. Omer, Rotterdam, Dordrecht verfertigt. Es müſſen dazu nur feine virginiſche Blätter ohne Beize verwendet werden.

Carouſſel heißt ein Ritterſpiel, das zu Wagen oder zu Pferde, in Wettfahren, Ringelrennen ꝛc. angeſtellt wird, und ein Ueberbleibſel der alten Turniere iſt. Dergleichen Spiele werden zuweilen an fürſtl. Höfen von den Hofcavalieren und andern Perſonen von Rang mit vielem Aufwande gegeben, und die Sieger dabei von den Damen feſtlich bekränzt. Auf Reitbahnen werden von den Schülern ebenfalls Carouſſels gehalten. — Eine Nachahmung des Carouſſels im Fahren durch mechaniſche Vorrichtungen findet man häufig in Luſtgärten und an öffentlichen Orten. (Vergl. Ringelrennen.)

Carpathen, carpathiſches Gebirge, eine Fortſetzung des Rieſengebirges, aber weit höher, als dieſes. Die Carpathen fangen in Ungarn oberhalb Preßburg an, trennen Mähren, Schleſien und Galizien von Ungarn, und verlieren ſich, nachdem ſie Sieben-

bürgen umſchloſſen, in der Türkei. Zum Theil enthalten dieſe Gebirge eine Menge edler und andrer Metalle, das Hauptgebirge aber viele Salzberge und dergl.

Carpzov, der Name einer Familie, welche mehrere berühmte Juriſten hervorgebracht hat. Benedictus Carpzovius war 1565 in der Mark Brandenburg geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, Wittenberg und auf andern berühmten Univerſitäten Deutſchlands bis 1590, ward bald darauf Doctor und 1592 Gerichtsaſſeſſor. Im J. 1594 machte ihn der Graf von Reinſtein und Blankenburg zu ſeinem Kanzler, und erlaubte ihm, 1599 eine Profeſſur zu Wittenberg anzunehmen. Im J. 1602 ernannte ihn auch Chriſtians I. von Sachſen Witwe zu ihrem Kanzler u. ſ. w. Er ſtarb zu Wittenberg 1624. Wir beſitzen von ihm Disputationes juridicae. Seine ſechs Söhne haben ſich theils als Juriſten, theils als Theologen ausgezeichnet. Von allen der berühmteſte iſt Benedict, geboren zu Wittenberg 1595, ſtarb 1666. Er war churfürſtlich ſächſiſcher Geheimerath, Beiſitzer des Appelationsgerichts und verdient als der erſte practiſche Juriſt ſeiner Zeit betrachtet zu werden. Seine Hauptwerke, welche claſſiſchen Werth haben, ſind: Practica rerum criminalium; De capitulatione Caesarea; Decisiones illustrium Saxonum; Definitiones forenses u. ſ. w.

Carracci, der Name einer berühmten Mahlerfamilie. — Lodovico Carracci war 1555 zu Bologna geboren. In einem Alter von funfzehn Jahren ſchien er geſchickter, die Farben zu reiben als ſie mit Einſicht zu gebrauchen. Aber die Langſamkeit, die man ihm vorwarf, war nicht die Folge eines beſchränkten Geiſtes, ſondern des Beſtrebens, mehr zu leiſten, als bisher geleiſtet worden war. Er verabſcheute Alles, was ideal war, und ſtrebte einzig nach der Natur. Von jedem Striche wollte er ſich Rechenſchaft geben. Er ging nach Florenz, ſtudirte daſelbſt Andrea del Sarto und erbat ſich den Unterricht Paſſignano's. Die florentiniſchen Mahler jener Zeit ahmten, um das Matte ihrer Meiſter zu verbeſſern, Correggio und deſſen Schüler nach. Dieſe Idee, die unſern Carracci gefiel, beſtimmte ihn, ſich nach Parma zu begeben. Er kam in der Folge nach Bologna zurück; da er aber bald fühlte, daß er mit dieſen neuen Grundſätzen, welche dem Zeitgeſchmack entgegen waren, kein Gehör finden würde, ſuchte er ſich unter den jungen Leuten Anhang zu verſchaffen. Zu dem Ende bewog er zwei ſeiner Vettern, Agoſtino und Annibal Carracci, ſich der Mahlerei zu widmen. Der Charakter dieſer beiden Brüder war ſehr verſchieden, jener gebildet und ein Freund der Dichtkunſt und Geometrie, dieſer roh, ſtörrig und zankſüchtig. Dennoch brachte es Lodovico dahin, daß ſie bald in vollkommnem Einverſtändniſſe mit einander lebten. Im J. 1580 ſchickte er ſie nach Parma und Venedig. Nach einiger Zeit kehrten ſie nach Bologna zurück; und jetzt fingen alle drei an, ſich einen Namen zu machen. Eine ſo mächtige Partei erhob ſich anfangs gegen ſie, daß ſie im Begriff waren, ihren Vorſatz aufzugeben. Aber Annibal, der entſchloſſenſte unter ihnen, drang darauf, nicht nachzugeben, ſondern dem Strome der Schmähungen, der von allen Seiten auf ſie eindrang, zahlreiche Werke entgegenzuſtellen. Lodovico, der neuen Muth faßte, beſchloß, eine Mahlerakademie zu Bologna zu ſtiften, welche er die Academia degli Incamminati nannte. Als erſten Grundſatz ſtellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der beſten Meiſter verbinden müſſe. Bald gab er ein Beiſpiel dieſes Grundſatzes in der Weiſſagung Johannes des

Täufers bei den Cartheuſern, worin er in einzelnen Figuren den Styl Rafaels, Titians und Tintorets nachahmte. Die ſchönſten Werke Lodovico's ſind zu Bologna. Ein Meiſter iſt er in architektoniſchen Anſichten und in der Zeichnung; überhaupt war er ſehr gründlich in allen Theilen der Mahlerei. Eine unendliche Menge von Ideen iſt von ihm entlehnt worden; Jeder konnte das von ihm nachahmen, wozu er ſich am geſchickteſten fühlte. Lange genoß Lodovico ſeines ganzen Ruhms, wenigſtens ſo lange ſeine Vettern lebten, welche fortfuhren, ihn zu ehren und zu Rathe zu ziehen. Aber er ſtarb, im J. 1619, faſt in Armuth, nachdem er Agoſtino um ſiebzehn und Annibal um zehn Jahre überlebt hatte. Der Hauptvorwurf, der ihn trifft, beſteht darin, daß er nicht das Studium der Antike mit dem Studium der Natur verband. Auch iſt ſein Colorit getadelt worden. — Paolo Carracci, ein Bruder Lodovico's, iſt unbedeutend. — Agoſtino Carracci, deſſen nebſt ſeinem Bruder Annibal ſchon oben erwähnt worden, war 1558 zu Bologna geboren. Er war beſtimmt, Goldſchmid zu werden, als ſein Vetter ihn för die Mahlerkunſt gewann; in kurzem ward er einer der geſchickteſten Schüler deſſelben, beſonders in der Erfindung. Auch beſchäftigte er ſich mit der Kupferſtecherkunſt; und er hat mehr geſtochen, als gemahlt, aus Rückſichten, welche den vortheilhafteſten Begriff von der Sanftmuth ſeines Charakters geben. Als er nämlich nach ſeiner Rückkehr von Venedig, wo er die Werke Tintorets geſehen, in einer Preisbewerbung ſeinem Bruder Annibal vorgezogen worden, und bald darauf ſein herrliches Gemählde, die Communion des heiligen Hieronymus, ihm den allgemeinſten Beifall erwarb, ward dieſer eiferſüchtig auf den Ruhm Agoſtino's, und ſuchte ihn unter mancherlei Vorwänden zu überreden, daß er im Kupferſtechen fortfahren möchte, welches er auch aus gutmüthiger Gefälligkeit gegen ſeinen Bruder that. Später begleitete er denſelben nach Rom, half ihm in ſeinen Arbeiten an der Farneſiſchen Gallerie und gab ihm einige von den poetiſchen Ideen an, welche man hier mit ſo vielem Vergnügen bemerkt. Da ſich der Ruf verbreitete, daß der Kupferſtecher beſſer arbeite, als der Mahler, entfernte Annibal ſeinen Bruder, was auch dagegen eingewendet wurde, indem er vorgab, ſein Styl ſei zwar elegant, aber nicht grandios genug. Agoſtino begab ſich darauf an den Hof des Herzogs von Parma, und mahlte hier in einem Saale die himmliſche, die irdiſche und die feile Liebe. Es fehlte noch eine Figur, als Agoſtino, erſchöpft durch übermäßiges Arbeiten, 1601 ſtarb. Für die von ihm und ſeinen Vetter in Bologna geſtiftete Akademie hat er eine Abhandlung über die Perſpective und Architektur abgefaßt, die er ſelbſt erläuterte. Als Kupferſtecher verdient er großes Lob; als ein geſchickter Zeichner hat er nicht ſelten die fehlerhaften Umriſſe in ſeinen Originalen verbeſſert. Unter ſeinen Kupferſtichen ſind viele abſcöne, die ſelten geworden ſind. — Annibale Carracci, des Vorigen Bruder, war 1560 zu Bologna geboren. Er arbeitete anfangs in dem Metier ſeines Vaters, der ein Schneider war. Auf ſeines Vetters Lodovico Rath lernte er zeichnen, und bald machte er ſolche Fortſchritte, daß Lodovico ihn in ſeiner Werkſtatt behalten wollte, während er ſeinen Bruder unter Fontana ſtudiren ließ. Annibal verfertigte anfangs mehrere ſorgfältige Copien nach Correggio, Titian, Paul Veroneſe, mahlte wie ſie viele kleine Gemählde, und arbeitete ſodann auch an bedeutenden, großen Werken. In der von den Carracci gemeinſchaftlich geſtifteten Akademie trug er die Regeln der Anordnung und Vertheilung der Fi-

guren vor. Mengs ſagt, daß er in einigen von Annibals erſten Werken den Styl Correggio's dem Anſcheine, doch nicht der Wirklichkeit nach finde. Er ſetzt hinzu, dieſer Anſchein ſei ſo verführeriſch, daß man Annibal als einen der größten Nachahmer des lombard. Mahlers betrachten müſſe. Annibal machte ſich zuerſt durch ſeinen heiligen Rochus bekannt, der gegenwärtig in Dresden iſt. Bald darauf ward er nach Rom berufen. Er ſuchte hier einen Augenblick Rafael und die Antike nachzuahmen; aber um immer etwas Grandioſes beizubehalten, leiſtete er nicht Verzicht auf Correggio's Styl. Man trug ihm auf, die Gallerie des Farneſiſchen Palaſtes mit Gemählden zu ſchmücken. Die ganze Arbeit athmet eine antike Eleganz und die volle Anmuth Rafaels. Man bemerkt hier, unter verſchiedenen Nachahmungen Tibaldi's, der zu Bologna gegen das J. 1550 mit Niccolo dell' Abbate mahlte, einen Theil des Styls von Michel Angelo, zuweilen gemildert, und das Edelſte und Trefflichſte der Venetianer und Lombarden. Pouſſin urtheilte, daß ſeit Rafael nicht beſſer componirt worden. Zwar gibt es in Bologna Liebhaber, welche Lodovico dem Annibal vorziehen; das Ausland aber erkennt ihn für den größten unter den Carracci an. Vielleicht hatte Agoſtino mehr Erfindung und Lodovico mehr Talent zum Lehren; aber Annibal hatte einen erhabenen Geiſt, und ſeine Manier iſt beredter und edler. Er ſtarb aus Kummer über den Undank des Cardinal Farneſe, der ſeine zwanzigjährige Arbeit in ſeinem Palaſte mit 500 Goldthalern bezahlt hatte, im J. 1609 und ward an Rafaels Seite in der Kirche des Pantheons zu Rom beerdigt. — Franceſco Carracci, ein Bruder Agoſtino's und Annibals, iſt völlig unbedeutend; wichtiger iſt Antonio Carracci, ein natürlicher Sohn Agoſtino's, 1583 zu Venedig geboren. Seine Gemählde ſind ſelten und nicht ohne Verdienſt. Er ſtarb zu Rom 1618.

Carrier (Jean Baptiſte), geb. 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war ein unbekannter Procurator, als die Unordnungen der Revolution begannen. Im J. 1792 trat er als Deputirter in den Nationalconvent. Er trug zur Errichtung des Revolutionstribunals am 10. März 1793 bei, und entwickelte den raſendſten Eifer im Verfolgen und Proſcribiren. Er hatte gehört, Frankreich ſei zu bevölkert für die republican. Regierungsform; er war daher der Meinung, man müſſe es um ein Drittheil entvölkern. Er votirte Ludwigs XVI. Tod, foderte am 6. April als einer der erſten die Arretirung des Herzogs von Orleans, und wirkte mächtig zur Revolution vom 31. Mai mit. Nachdem er zuerſt in die Normandie geſchickt worden, erſchien er am 8. Oct. 1793 in Nantes. Der Bürgerkrieg ſtand in dieſem Augenblick in vollen Flammen; Carrier hatte den Auftrag, ihm durch ſchnellere, allgemeinere und kräftigere Mittel der Vernichtung und Rache entgegenzuarbeiten, als bisher geſchehen war. Bei ſeiner Ankunft war Nantes bereits die Beute mehrerer wüthender Menſchen geworden. Carrier ſammelte ſie um ſich, und ſie reizten ſich gegenſeitig zu beiſpielloſen Gräueln an. Die Gefängniſſe waren ſchon angefüllt, die gänzliche Niederlage der Vendeer bei Savenay vermehrte noch die Zahl der Gefangenen. Täglich wurde eine Menge unvollſtändig und übereilt Verurtheilter hingerichtet; aber Carrier fand dieſes Verfahren noch zu langſam. Er ſchlug daher den Autoritäten vor, die Gefangenen in Maſſe und ungerichtet zu vernichten, und führte dieſen Vorſchlag aus. Er ließ am 15. November 94 Prieſter unter dem Vorwande, ſie zu transportiren,

in ein Fahrzeug bringen, deſſen Boden ſich öffnen ließ, und während der Nacht wurden ſie erſäuft. Dieſe Abſcheulichkeit wurde täglich wiederholt. Man nannte dieſe Hinrichtung Noyaden; Carrier ſelbſt gab ihnen den Namen Baignaden und Deportations verticales. Der Convent billigte dieſe Greuel und reizte dadurch Carrier zu noch ärgerer Wuth an. Ein großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, diente dazu, die dem Tode geweihten Schlachtopfer jedes Alters und jedes Geſchlechts aufzunehmen. Jeden Abend wurden ſie von hier auf Barken gebracht. Man band ſie zwei und zwei zuſammen, und ſtürzte ſie unter Säbelhieben und Bayonnetſtichen ins Waſſer. Jene teufliſchen Henker beluſtigten ſich, je einen Jüngling und ein Mädchen zuſammenzubinden, und gaben dieſer Todesart den Namen republicaniſche Hochzeiten. Außerdem wurden in den Steinbrüchen von Gigan täglich 500 und mehr Gefangene erſchoſſen. Länger als einen Monat dauerte dieſes Wüthen; man rechnet, daß 15000 Menſchen dadurch umkamen. Die Ufer der Loire waren mit Leichen bedeckt, und das Waſſer des Fluſſes ſo verdorben, daß man verbot, es zu trinken. Dabei verheerten Hungersnoth und anſteckende Krankheiten die Stadt. Einige Monate vor Robespierre's Sturz war Carrier zurückberufen worden. Der 9. Thermidor traf auch ihn. Die allgemeine Stimme erhob ſich laut wider ihn, daß er vor das Revolutionstribunal geſtellt wurde, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er litt ihn am 16. December 1794 mit Standhaftigkeit, bis zum letzten Augenblick ſeine Unſchuld betheuernd.

**Carro** (Giovanni di), ein Arzt aus Mailand, der ſich in Wien niederließ, und berühmt iſt durch ſeinen Eifer für Verbreitung der Schutzpockenimpfung in Deutſchland, Polen, Ungarn und Rußland. Selbſt die Vorurtheile der Türken wußte er 1800 zu überwinden, indem er dem Lord Elgin alle Präparate für die Kuhpockenimpfung nach Conſtantinopel ſendete, nebſt einem ins Türkiſche überſetzten Auszug ſeines Werks über die Impfung. Alle Verſuche der Engländer, in Indien die Impfung zu vollziehen, waren bis jetzt mißglückt, weil immer die Materie auf dem Wege verdorben war; — Carro's Vorſicht wußte dem Doctor Harford zu Bagdad Materie von lombardiſchen Kühen zu verſchaffen, welche ihre ganze Stärke behielt, und dieſer Sendung verdankt nun ganz Indien die Wohlthat der Kuhpockenimpfung, welche die Indier, als von der geheiligten Kuh abſtammend, unter dem Namen Amurtum (Unſterblichkeit) genießen. Von Carro hat man folgende wichtige Werke: Observations et expériences sur la vaccination, avec une planche coloriée. Vienne 1801 et 1802. 8. und Verſuche über den Urſprung der Kuhpockenmaterie v. J. J. Loy aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt. Wien 1802. 8. In der britanniſchen Bibliothek finden ſich manche höchſt merkwürdige Briefe von ihm, vorzüglich aber der vom 27. Auguſt 1803: „über die antipeſtilenzialiſche Kraft der Kuhpockenmaterie."

**Carronaden** oder **Caronaden** ſind eine Art ſchwerer Geſchütze, die den Haubitzen am meiſten ähneln, meiſt von ſehr ſchwerem Caliber ſind, und volle und Hohlkugeln wie auch Cartätſchen ſchießen. Sie werden meiſtens auf den Schiffen auf den Verdecken ſtehend, gebraucht. Den Namen ſollen ſie von ihrem Erfinder Caron erhalten haben. Sie wurden zuerſt im amerikaniſchen Freiheitskrieg gebraucht. Zuweilen braucht man ſie auch in Feſtungen. P.

**Carſtens** (Asmus Jacob), ein ausgezeichneter deutſcher Mah-

ler, war zu St. Jürgen bei Schleswig im J. 1754 geboren und ſtarb zu Rom im J. 1798. Schon als Knabe zeigte er groſe Neigung zum Mahlen und Zeichnen. Dieſe ward vermehrt durch die Anſicht der Gemählde von Ovens. Begierig, die Werke anderer groſer Meiſter, welche er nur noch dem Namen nach kannte, zu ſehen, verließ er das Haus eines Kaufmanns, wo er die Handlung erlernen ſollte, und ging nach Copenhagen. Die Gemählde und Statuen, welche er hier ſah, machten den lebhafteſten Eindruck auf ihn. Sein erſtes Bild war der Tod des Aeſchylus; er verſchaffte ihm die Unterſtützung des kunſtliebenden Grafen Moltke. Dennoch ſah ſich Carſtens bald genöthigt, Porträts zu mahlen, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Er wurde unter die Zöglinge der Akademie aufgenommen. Allein Carſtens Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte ihm nicht, lange in dieſem Verhältniß zu bleiben. Rom war das Ziel ſeiner Wünſche, und 1783 machte er ſich dahin auf den Weg. Er verweilte einige Zeit zu Mantua und zu Mailand; aber ohne Schutz und Hülfsmittel, ohne ſelbſt die Sprache zu verſtehen, ſah er ſich genöthigt, nach Deutſchland zurückzukehren. Ueber Zürich, wo er Lavater und Geßner ſah, kam er endlich nach Lübeck zurück, wo er faſt fünf Jahre verweilte, und vom Porträtiren lebte. Seine Reiſe war indeß nicht unnütz geweſen. Er hatte die Schweiz, und Werke von Julius Romanus und Leonardo da Vinci geſehen, und war mit vielen neuen Ideen bereichert worden. Mitten unter ſeinen zahlreichen Arbeiten fand Carſtens noch Zeit für hiſtoriſche Compoſitionen. Durch Overbeck ward ein reicher Liebhaber auf ihn aufmerkſam gemacht, der ihn in den Stand ſetzte, ſich nach Berlin zu begeben, und dort zu verweilen. Zwei Jahre lebte Carſtens zu Berlin faſt unbekannt. Er führte während ſeines Aufenthalts daſelbſt jene reiche Compoſition aus, welche den Sturz der Engel vorſtellt und über zweihundert Figuren enthält. Dieſes Werk verſchafte ihm die Stelle eines Profeſſors bei der Akademie. Die wichtigſte Arbeit, welche er in Berlin zu Stande brachte, war die Ausmahlung des Saals im Palais Dorville. Mit einer Penſion von 450 Thalern reiſete er jetzt nach Rom, wo er im Sept. 1792 ankam. Voll Bewunderung für die Werke Rafaels, die er täglich im Vatikan ſah, verlor er unvermerkt die übertriebene Neigung für die allegoriſche Compoſition. Sein erſtes Werk zu Rom war der Beſuch der Argonauten beim Centaur Chiron, welches ſich durch die Reinheit des Styls, die Schönheit der Formen und die Vertheilung des Lichts auszeichnet. Im April 1795 lud Carſtens das Publicum ein, die zahlreiche Gallerie ſeiner Werke zu beſuchen. Das Urtheil der Kenner darüber fiel ſehr ehrenvoll aus. Man bemerkt beſonders in dieſer Ausſtellung ſeine Compoſition von Megapont, deren Originalität ihm allgemeinen Beifall erwarb, und ihn mit Rafael und Michel Angelo in Vergleichung brachte. Er machte noch mehrere andere ſchöne Compoſitionen während des Jahres 1795; faſt zu allen iſt der Gegenſtand aus dem Homer, Pindar, Sophokles, Aeſchylus, Shakſpeare und Oſſian geſchöpft. Apollonius Rhodius lieferte ihm bald darauf den Stoff zu einer Folge von 24 Zeichnungen, die er ſelbſt ätzen wollte; als eine Bruſtkrankheit ihn den Künſten entriß. Sein letztes Werk war König Oedip nach Sophokles. Man findet in ſeinen Arbeiten jenes Streben nach Reinheit der Formen und Umriſſe, nach anmuthigen Stellungen, und Hoheit und Kraft, wodurch ſich die Werke der Alten ſo herrlich auszeichnen, zugleich aber auch eine aus zu genauer Nachahmung entſtandene Rohheit. Er fühlte ſelbſt, daß er mit der Anatomie nicht genugſam vertraut ſei. Von der Per-

ſpective und richtigen Vertheilung des Lichts verſtand er nur, was er von der Natur gelernt hatte. Die Geheimniſſe des Colorits waren ihm fremd geblieben, da er erſt ſpät angefangen hatte, in Oel zu mahlen. (Vergl. Fernow.)

Cartätſche iſt eine cylindriſche Büchſe von Blech (ehemals auch wohl von Pergament, Pappe u. ſ. w.) welche mit kleinen eiſernen Kugeln im Nothfall auch mit zerhacktem Eiſen gefüllt, aus Haubitzen und Canonen geſchoſſen wird. Die beiden Endtheile der Büchſe ſind von Holz, und heißen der Spiegel. Im Feſtungskrieg näht man die Cartätſchen zuweilen blos in einen zwilchnen Sack, wo ſie dann Traubencartätſchen oder beſſer Beutelcartätſchen heißen. Der Schuß ſprengt die Büchſe oder den Beutel, und die Kugeln breiten ſich je weiter ſie fliegen immer mehr aus. Dieß Ausbreiten verhält ſich in der Regel zur Schußweite wie 1—10, ſo daß bei 600 Schritt Schußweite ſie einen Kreis von 60 Schritt Durchmeſſer gefährlich machen. In der preuß. Armee hat man 2. 3. 6. 8. 12. 16. 24 löthige und einpfündge Cartätſchen, die aus Geſchütze verſchiedenen Calibers geſchoſſen werden. Hiernach ändert ſich auch die Schußweite, doch ſchießt der 6 Pfünder mit 2 löthigen auf 2—500 Schritt, der 12 und 24 Pfünder mit Einpfündgen auf 800—1000 Schritt. P.

Cartell iſt ein Vertrag, im Kriege, wegen Auslieferung der Gefangenen, in Friedenszeiten, wegen Auslieferung der Deſerteurs. Dann heißt es auch eine ſchriftliche Ausfoderung zum Duell.

Carteret (Philipp), engliſcher Schiffscapitän, commandirte die Corvette Swallow, welche am 22. Auguſt 1766 die Häfen Englands unter den Befehlen des Capitäns Wallis, Commandanten des Delphins, verließ, um in der ſüdlichen Hemiſphäre neue Länder zu entdecken. Der Capitän Biron (ſ. d.) hatte ſeine Reiſe beendigt: er hatte die Maluinen oder Falklandsinſeln beſucht. Die Capitäne Wallis und Carteret begaben ſich nach einem kurzen Aufenthalt zu Madera gerades Weges nach der magellaniſchen Meerenge. Die Swallow war ein ſchlechter Segler, Wallis war genöthigt, ſie während eines Sturms, der beide Schiffe bei der Hinausfahrt aus der Meerenge befiel, zu verlaſſen. Carteret überſtand die größten Gefahren, nahm friſches Waſſer auf der Inſel Maſafuero ein, paſſirte die Oſterinſeln ſüdlich und entdeckte die Inſeln Pitcairn. Dann richtete er ſeinen Lauf ſüdweſtlich, entdeckte einige Inſeln im Süden des Archipelagus der Societätsinſeln, und ſchiffte zwiſchen dieſen und den freundſchaftlichen und Navigatorinſeln hindurch, lernte aber keine derſelben kennen. Nachdem er bis zum zehnten Grad ſüdlicher Breite gekommen war, wandte er ſich gerade gegen Weſten, und kam zu dem Archipelagus von Santa-Cruz, den er die Inſeln der Königin Charlotte nannte. Er beſuchte die Nordküſte der größten dieſer Inſeln, verfolgte ſeinen Weg nordweſtlich, und entdeckte die Inſeln Gower und Carteret, die zu dem Salomonsinſeln gehören. Dann lief er zuerſt in den St. Georgscanal zwiſchen Neu-Britannien und Neu-Irland ein, den Dampier nur für die Oeffnung einer großen Bucht gehalten hatte. Er ſtieg an der Küſte von Neu-Irland ans Land, fuhr darauf längs derſelben hin, ſah die Portlandinſeln und entdeckte die Admiralitätsinſeln. Die Swallow ging nach Batavia, nachdem ſie ſich der Südküſte des Mindanao genähert und die Meerenge von Madagaſcar paſſirt hatte. Von da kam ſie am 20. Februar 1769 nach England zurück. Nur der ſchlechte Zuſtand ſeines Schiffes und ſeine Geſundheit hatten Carteret gehindert, ſeine Entdeckungen weiter

fortzuſetzen; aber auch ſo verdient er einen ehrenvollen Platz unter den Seefahrern, welche die Erdkunde erweitert haben. Seine Reiſebeſchreibung iſt von Hawkesworth mit Cooks erſter Reiſe herausgegeben worden.

Cartellier, einer der berühmeſten Bildhauer unſerer Zeit in Paris. Seine Arbeiten zeichnen ſich durch gute Anordnung, großen Ausdruck in den Figuren und äußerſt ſorgfältige Arbeit ſehr vortheilhaft aus, während ihm in manchen Figuren Mangel an Leben und eine gewiſſe Magerkeit vorgeworfen werden. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1) ein Marmorbild: die Schamhaftigkeit; 2) die Bildſäule des Vergniaux, Mitglieds des Nationalconvents, welche an der großen Treppe des Erhaltungsſenats ſteht; 3) Basreliefs in Marmor, die Capitulation von Ulm vorſtellend, welche den Triumphbogen in den Tuilerien ſchmückten, und 1815 auf Befehl des Königs abgenommen wurden; 4) ein Basrelief, welches den Ruhm vorſtellt, der Kronen austheilt und ein Feld voller Trophäen durchwandert, welches an der äußern Thüre des Louvre bei der Colonnade ſteht, und als ein Meiſterſtück betrachtet wird. — Den 21. März 1816 wurde Cartellier zum Mitglied der 2. Section der Akademie der ſchönen Künſte ernannt.

Carteſius ſ. Descartes.

Carthagena, eine uralte Stadt in Spanien an den Küſten des Königreichs Murcia, die ſtarke Handlung treibt, und einen ſehr guten Hafen hat, der zu den drei großen Kriegshäfen von Spanien gehört. Sie wurde von dem carthaginienſiſchen Feldherrn Hasdrubal, welcher ſie Carthago nova nannte, erbaut, und war vormals weit anſehnlicher, als jetzt. Die Stadt wird von einer Feſtung beſchützt. Der Hafen iſt der beſte im ganzen mittelländiſchen Meere. Erſt Philipp II. ließ Carthagena, welches zur Zeit der Mauren viel gelitten hatte, wieder herſtellen. Sie hat 29,000 Einwohner. — Carthagena in Indien oder Neu-Carthagena iſt eine Provinz, mit der Hauptſtadt gleiches Namens im ſpaniſchen Vicekönigreich Granada; ſ. Südamerika.

Carthago, die berühmteſte Stadt Afrika's im Alterthum, war die Hauptſtadt einer durch ausgebreiteten Handel mächtigen und reichen Republik. Dido (ſ. d. Art.), von Tyrus flüchtend, kam nach langen Irrfahrten endlich in dieſe Gegend, wo ihr die Einwohner, vermöge eines Vergleichs, ſo viel Land überließen, als ſie mit einer Ochſenhaut bedecken könne. Dido aber zerſchnitt die Haut in ſo dünne Riemen, daß ſie ein beträchtliches Stück Land damit umziehen konnte. Auf demſelben erbaute ſie das Schloß von Carthago, gab dem neugegründeten Staate treffliche Einrichtungen und machte ihn bald mächtiger, als die Mutterſtadt Tyrus ſelbſt. Die Geſchichte Carthago's kann am füglichſten in drei Perioden getheilt werden. Die erſte geht vom Urſprunge deſſelben bis zum Anfange des Krieges mit Syrakus von 878—480 vor Ch. Geb., und begreift den Zeitraum, in welchem Carthago entſtand, und ſeinen Staat in Afrika, Sardinien und verſchiedenen kleinen Inſeln des Mittelmeers ausbreitete, nebſt den Handelskriegen deſſelben mit den Maſſiliern und Etruskern. Schon um das J. 509 vor Chr. Geb. ſchloß Carthago mit Rom einen Handelsvertrag, deſſen Urkunde noch vorhanden iſt und beweiſet, daß die Carthaginienſer ſchon damals die italieniſchen Küſten kannten und beſuhren. Sie richteten hierauf ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung von Sicilien, womit die zweite Periode anfängt, welche bis zum Anfange ihrer Kriege mit den Römern 265 vor Chr.

Geb. reicht. Es war die glänzendſte ihrer Macht und Größe. Als Xerxes gegen Griechenland ſeinen berüchtigten Kriegszug unternahm, ſchloſſen ſie ein Bündniß mit ihm gegen den König Gelon von Syrakus, waren aber nicht glücklicher, als ihr mächtiger Bundesgenoſſe, und mußten nach einer gänzlichen Niederlage um Frieden bitten. (Vergl. Gelon.) Unter dem folgenden Könige Hiero ward aber Carthago wieder ſo mächtig, daß es die Städte Selinus, Himera und Agrigent eroberte und zerſtörte. Dionyſius der ältere erzwang zwar einen Frieden, allein derſelbe war von keiner Dauer. Seitdem aber Timoleon Syrakus und Sicilien von der Tyrannei befreiet hatte, waren die Carthager meiſt unglücklich. Oft wütheten anſteckende Krankheiten in Carthago, und noch öfter Meutereien. Zwar entdeckte man die Verſchwörung eines gewiſſen Hanno, aber neue Empörungen hielten Carthago ſelbſt ab, ſeiner Mutterſtadt Tyrus gegen Alexander den Großen nachdrücklich beizuſtehen. Als Sicilien unter der Tyrannei des Agathokles ſeufzte, miſchte ſich Carthago aufs neue in deſſen Angelegenheiten, ſah ſich aber bald von jenem in ſeinen eigenen Staaten angegriffen und dem Verderben nahe gebracht. Dennoch nahm Carthago wiederum Theil an den Händeln Siciliens, als hier die Streitigkeiten mit den Hülfstruppen deſſelben, den Mamertinern, ausbrachen. Aber auch die Römer ſuchten dieſe Gelegenheit zu benutzen, und jetzt fängt die dritte Periode an, in welcher es mit den Römern um die Oberherrſchaft Italiens kämpfte, und welche im J. 146 mit dem Untergange Carthago's endigt. Schon lange hatte Carthago geahnet, daß von Italien her ſeine Macht bedrohet werde; aber man dachte nicht an Latium, ſondern an Sicilien und Unter-Italien. Dieſe Beſorgniß wurde kurz vor dem Anfange des erſten puniſchen Krieges aufs lebhafteſte erweckt, da Pyrrhus hier als Eroberer auftrat, und das Bündniß Carthago's mit den Römern gegen Pyrrhus zeigte deutlich genug, daß man von den Römern nichts fürchtete. Drei große Kriege führte Carthago mit Rom, welche gewöhnlich die puniſchen genannt werden. Carthago erſchöpfte ſich in dem erſten Kriege durch die Aufopferung ſo vieler Heere und Flotten außerordentlich, und dies war die Urſache des gleich nach dem Frieden ausbrechenden Krieges mit den Miethvölkern, denen der rückſtändige Sold nicht bezahlt werden konnte, und der dadurch bewirkten Empörung der afrikaniſchen Unterthanen. Dieſer erſte Krieg endigte mit dem Verluſte aller Beſitzungen Carthago's auf Sicilien, welche ihm zu einer Vormauer gegen Italien und das weſtliche Europa dienen konnten. Während des Friedens ging auch die wichtige Inſel Sardinien an die Römer, ſo wie die meiſten Inſeln des Mittelmeers verloren. So empfindlich auch dieſe Verluſte waren, ſo erholte ſich Carthago, deſſen Hülfsquellen noch immer reich floſſen, doch bald wieder. Es änderte nun ſeine bisherige Politik, und ward aus einem handelnden Staat ein erobernder. Sein Augenmerk fiel auf Spanien, deſſen reiche Bergwerke und kriegeriſche Einwohner es vorzüglich reizen mußten, da jene ſeine Schatzkammer füllen, dieſe ſeine Heere verſtärken konnten. Die Eroberung Spaniens, eines von Carthago ſo entfernten Landes, in dem kurzen Zeitraume von ſiebenzehn Jahren iſt unſtreitig ein glänzender Beweis von der Standhaftigkeit und dem kühnen Muthe der Carthaginienſer, und die Geſchichte ſtellt wenig ähnliche Beiſpiele auf. Den glücklichen Erfolg des Unternehmens verdankte Carthago dem Stamme des Barcas, aus welchem die Namen eines Hamilkar, Asdrubal und Hannibal vorzüglich hervorſtrahlen. Zur Behauptung der gemachten Eroberung

gründete Asdrubal eine neue Hauptſtadt, Neu-Carthago, die größte und mächtigſte aller carthaginienſiſchen Colonien. Der zweite puniſche Krieg aber, ſo rieſenhaft die Rüſtungen dazu geweſen, und ſo groß der Feldherr war, der an der Spitze ſtand, vereitelte dennoch alle die ſchönen Ausſichten. Hannibal, von ſeinem Vaterlande vernachläſſigt und durch ſeine blutig erkauften Siege geſchwächt, mußte endlich Italien verlaſſen, um den von den Römern in Afrika ſelbſt angegriffenen Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Zama in der Nähe von Carthago entſchied für die Römer und Scipio ſchloß den Frieden unter den härteſten Bedingungen, von denen die Verbrennung der Flotte, der Verluſt Spaniens, das Verſprechen, ohne Roms Vorwiſſen keinen Krieg zu führen, die hauptſächlichſten waren. Dazu kam noch, daß Maſiniſſa, ein unverſöhnlicher Feind Carthago's, den numidiſchen Thron beſtieg und einen Bund mit Rom ſchloß. Dieſer furchtbare Nachbar raubte den Carthaginienſern auch die letzte Hoffnung, ſich allmählig von den erlittenen Verluſten zu erholen, indem er ihnen unter dem Schutze Roms den beſten Theil ihrer Beſitzungen nahm, und ihren Handel ins innere Afrika zerſtörte. Der dritte Krieg mit Rom war der Kampf eines Verzweifelnden. Durch die Mißhandlungen der Römer aufs äußerſte gebracht, beſchloß Carthago, ohne Hoffnung zu ſiegen, ſeine Exiſtenz ſo theuer als möglich zu verkaufen. Nach drei Jahren endigte er mit der völligen Zerſtörung der Stadt und des Reichs im J. 146 vor Chr. Geb. Bis auf Auguſtus blieb die Stadt in Trümmern. Dieſer bevölkerte ſie aufs neue, und ſie gewann wieder einigen Flor. Allein die Araber zerſtörten ſie zum zweiten Mal, und jetzt ſind, außer einem Aquäduct, wenige Spuren mehr von ihr vorhanden. — Die Staatsverfaſſung Carthago's war nach der gewöhnlichen Meinung bei ſeinem Urſprunge eine monarchiſche, die nachher, man weiß nicht wie oder zu welcher Zeit, in eine republicaniſche verwandelt worden ſein ſoll. Die Vermuthung aber, daß ſie monarchiſch geweſen, gründet ſich nur darauf, daß Dido eine Königin genannt wird. Gewiß war ſie darum keine unumſchränkte Fürſtin, denn die phöniciſchen Staaten hatten auch Könige, und ihre Verfaſſung war darum doch republicaniſch. Da keiner ausdrücklichen, zu einer beſtimmten Zeit geſchehenen, Geſetzgebung erwähnt wird, ſo ſcheint ſich die Verfaſſung nach und nach, beſonders durch innere Unruhen, gebildet zu haben. Die vornehmſten Theile der Staatsmaſchine waren die Suffeten, der Senat, das Collegium der Hundert und das Corps der Bürgerſchaft. Die Suffeten ſtanden an der Spitze der Geſchäfte, und hießen bei den griechiſchen Schriftſtellern gewöhnlich Könige, und bei den römiſchen Conſuln, ohne daß ſie darum wie dieſe jährlich gewechſelt hätten. Der carthaginienſiſche Senat ſcheint ein permanentes zahlreiches Corps geweſen zu ſein, in welchem ein engerer Ausſchuß, wahrſcheinlich aus den ältern Mitgliedern, vorhanden war. Ueber die Macht und die Verhältniſſe des Senats zum Volke wiſſen wir, daß erſterer das Recht hatte, über Alles, was vor das Volk gebracht werden ſollte, ſich zuvor zu berathen. Waren die Suffeten mit dem Rath einverſtanden, ſo hing es von ihrer Willkühr ab, ob das Volk noch gehört werden ſollte; fehlte aber dieſe Uebereinſtimmung, ſo wurde die Sache dem Volke übertragen, und jeder Bürger hatte das Recht, ſeine Meinung zu ſagen. Dies iſt ein Beweis für die ariſtokratiſche Verfaſſung Carthago's; auch hingen Krieg und Frieden von der Entſcheidung des Senats ab. Das Collegium der Hundert wurde aus den vornehmſten Familien gewählt, beſtand eigentlich aus 104 Mitgliedern, und war

das höchſte Staats- und Polizeitribunal; es ſcheint ſelbſt im Beſitz der höchſten Civiljurisdiction geweſen zu ſein. Ein beſonderer Vorzug der carthaginienſiſchen Verfaſſung war der, daß die Civil- und Militärgewalt immer getrennt war. Die Suffeten waren nie Feldherren. Dieſe wurden vom Volke gewählt, und hatten im Kriege in allen militäriſchen Angelegenheiten unumſchränkte Gewalt; die Staatsſachen hingegen, z. B. Bündniſſe u. dergl., wurden von einem Ausſchuſſe aus dem Senate beſorgt, der dem Feldherrn zugeordnet war. In dieſer Einrichtung hatte es den Vorzug vor Rom, welches die Vereinigung beider Gewalten mit ſeiner Freiheit bezahlen mußte.

Carthaune, eine ehemals gebräuchliche Art von Canonen, die 48pfündige Kugeln ſchießt, jetzt aber nicht mehr angewendet wird; wohl aber gibt es noch halbe und Viertel-Carthaunen unter dem allgemeinen Namen Canonen.

Carthäuſer. Dieſer geiſtliche Orden verdankt ſeine Entſtehung dem heil. Bruno (ſ. d. Art.), der 1086 in einer düſtern, von Bergen und Felſen umſchloſſenen Einöde (La Chartreuse genannt, daher Carthauſe) 4 Stunden von Grenoble mehrere Klauſen baute und mit 6 Gefährten eine dem Camaldulenſerorden ähnliche Vereinigung des Einſiedlerlebens mit dem Kloſterleben ſtiftete. Nach dieſem Stammſitze wurden die Glieder derſelben Carthäuſer und ihre, anfangs wenigen, Klöſter Carthauſen genannt. Ihr fünfter Prior, Guigo († 1137) ſchrieb ihnen, neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden, ewiges Stillſchweigen und Einſamkeit vor. Handarbeiten und Bücherabſchreiben waren, nächſt dem Gottesdienſte, ihre Beſchäftigungen, ſtrenge Frugalität und alljährlich fünfmaliges Aderlaſſen ihre Kaſteiungen. Die päpſtliche Beſtätigung erhielten ſie erſt 1170 und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Statuten, welche das Fleiſcheſſen gänzlich verboten, die Erlaubniß zu ſprechen auf einige Stunden Donnerſtags und die Capiteltage beſchränkten, übrigens aber bei anwachſendem Reichthume manche Bequemlichkeiten und Verſchönerungen ihres einſamen Lebens verſtatteten. Zu den 13 Mönchen, die jede Carthauſe haben muß, kamen noch 16 Laienbrüder oder Bekehrte (fratres conversi) zu ihrer Bedienung und den Arbeiten ihrer Oeconomie und für die ſchwerere Feldarbeit 7 Donaten (Gegebene) als die unterſten Diener, welche die Mönchsgelübde nicht ablegen, aber dem Kloſter eigen ſind. Die Carthauſen wurden geräumige, ja einige, wie die große bei Grenoble und die mit dem feinſten Kunſtſinn und Luxus ausgeſchmückte Carthauſe zu Neapel, prachtvolle Paläſte. Jeder Mönch hat darin ſeine freundliche Wohnung mit mehreren Zimmern, Wirthſchaftsgelaß und Gärtchen, um ſich nach Belieben zu unterhalten. Gaſtfreiheit und Wohlthätigkeit übten dieſe meiſt gebildeten, menſchenfreundlichen Mönche reichlich aus. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, ſchmutzige Weſen der Bettelmönche; übertriebene Bußübungen waren ihnen unterſagt nnd Geißelungen nur zur Strafe gebräuchlich, aber die Geſetze gegen Abtrünnige und Ungehorſame ungemein ſtreng. Ihre Kleidung war durchaus weiß mit ſchwarzem Mantel; die Laienbrüder zeichnete der Bart und das kürzere Scapulir, die Donaten braune Dienertracht und Kappe aus. Die 1616 entſtandenen Carthäuſerinnen kleideten ſich wie die Mönche weiß mit ſchwarzem Schleier. Sie erhielten die Erlaubniß, zuſammen zu ſpeiſen und das Stillſchweigen öfter zu unterbrechen. Jedem Frauenkloſter dieſes Ordens, deren es im 18. Jahrhundert nur noch 5 in Frankreich gab, ſtand ein Carthäuſer als Vicar, jeder Carthauſe ein Prior vor; General des gan-

zen Ordens war der jedesmalige Prior der großen Carthauſe bei Grenoble. Er hatte noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in 16 Provinzen 172 männliche Carthauſen unter ſich, wovon 75 allein in Frankreich, die übrigen meiſt in Deutſchland und Italien waren. Nur die Carthauſen in Sicilien und Spanien ſind dem Schickſale der Aufhebung entgangen, das der gegründete Ruhm der Carthäuſer, von innern Spaltungen und Ausartungen frei und ihrer urſprünglichen Beſtimmung treuer geblieben zu ſein, als die meiſten andern Orden, im Zeitalter Joſephs II. und Napoleons von ihnen nicht abwehren konnte, und da bei ihrer blos contemplativen Lebensart weder das Verdienſt der Gemeinnützigkeit ſie empfehlen, noch ihr Beſtehen ohne Erſtattung ihrer ehemaligen Beſitzungen geſichert werden kann, wird ſie die gegenwärtige Periode der Reſtaurationen ſchwerlich für ihren Verluſt entſchädigen.

**Carton** hat mehrere Bedeutungen. Ueber ſeinen Gebrauch in der Mahlerei führen wir folgendes an: Der Fresco-Mahler muß in ſeinen Operationen ſo ſchnell zu Werke gehen, daß er, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, ſeine Umriſſe zu verzeichnen, ſich dieſelben erſt in eben der Größe auf ſtarkes Papier, Pappe oder Blech zeichnet, von welchem er Alles, was nicht zur Figur gehört, wegſchneidet. Dieſe alſo ausgeſchnittenen Figuren nennt man Cartons. Bei dem Gebrauche ſelbſt umgeht der Mahler den Rand derſelben mit einem hölzernen oder eiſernen Stift, und zeichnet dadurch den Umriß der Figur in einer leichten Vertiefung auf den friſchen Kalk. Insbeſondere ſind in dieſer Art die **Rafaeliſchen Cartons** berühmt, welche er für Tapeten machte, und die man jetzt in England in dem Palaſte von Hamptoncourt aufbewahrt. Sie ſtellen ſieben Geſchichten aus dem neuen Teſtamente dar, und ſind die vollkommenſten Werke dieſes großen Künſtlers. Dorigny hat ſie nach den Originalen gezeichnet und in Kupfer geſtochen. — Ein großes pappenes Behältniß zur Aufbewahrung von Zeichnungen, Kupfern, beſonders für Muſterzeichnungen auf Akademien ꝛc. nennt man auch **Carton**. — In der Buchdruckerkunſt iſt **Carton** 1. ein neugedrucktes Blatt (**Auswechſel-, Erſatzblatt**), welches ſtatt eines andern fehlerhaften und ausgeſchnittenen, zur Berichtigung oder Abänderung in ein Buch gelegt wird; und 2. ein völlig geglätteter Maculaturbogen, worauf das Papier geklebt wird, welches man auf den Preßdeckel leimt, um dadurch alle Ungleichheit im Abdruck möglichſt zu verhüten. — Endlich ſind **Cartons** auch lange, flache, pappene Schachteln, welche den Modehändlerinnen zur Aufbewahrung und Ueberbringung von Spitzen, Bändern und ähnlichen Putzwaaren für Damen dienen.

**Cartouche** (Louis Dominique), dieſer berüchtigte Dieb, deſſen Namen zum Sprichwort geworden, war zu Paris gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren. Sein Diebsſinn offenbarte ſich ſchon früh. Nachdem er einiger Diebereien wegen aus der Schule und ſpäter aus dem väterlichen Hauſe gejagt worden, trat er in eine Gaunerbande, welche in der Normandie ihr Unweſen trieb, und kam in der Folge nach Paris zurück, wo er an die Spitze mehrerer Banditen trat, die ſich ihm anſchloſſen. Cartouche gab Geſetze, um ſeine Truppe zu organiſiren, die immer zahlreicher ward; er verpflichtete ſie durch die ſtärkſten Eide, und behielt ſich das unumſchränkteſte Recht über Leben und Tod vor. Die wiederholten Diebſtähle nnd Mordthaten verdoppelten die Wachſamkeit der Polizei; eine Belohnung ward demjenigen verſprochen, der Cartouche zur Haft bringen würde. Allein er

entging lange allen Nachforſchungen, bis er 1721 in einer Schenke glücklich ergriffen und ins Chatelet gebracht wurde. Seine Verſuche, durchzubrechen, ſchlugen fehl. Auf der Folter hat er keinen ſeiner Mitſchuldigen genannt. Als er aber auf dem Grèveplatz, wo er dem Urtheil gemäß gerädert werden ſollte, angekommen war, warf er, in der Hoffnung, daß ſeine Genoſſen ihn befreien würden, ſeine Augen umher, und da er nur die Henker und Wachen erblickte, ließ er ſich zurückführen, und nannte ſeine Mitſchuldigen, deren man größtentheils habhaft wurde. Er ward darauf den 28. Novbr. 1721 hingerichtet. Man hat mehrere Beſchreibungen ſeines an Abenteuern reichen Lebens.

**Cartouche** heißt in den bildenden Künſten eine zierlich gemahlte oder geſchnitzte Einfaſſung zur Auf- oder Ueberſchrift eines Wappens, Schildes ꝛc. Bei dem Militär iſt es eine kleine Patrontaſche der Grenadiere, jetzt vorzüglich der Cavallerie; ferner eine Patrone, d. i. die mit Pulver und Kugel gefüllte Ladung der Canonen; auch die bloße Pulverladung des Wurfgeſchützes, welche nie mit der Haubitze oder Bombe verbunden ſein kann; und beim Cartätſchenſchuß, wenn die Cartätſche von der Ladung abgeſondert, was jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, die ganze Cartätſche ſelbſt.

**Carus** (Friedr. Auguſt), Profeſſor der Philoſophie in Leipzig, 1770 zu Bautzen geb., ſtudirte Theologie, trat 1798 als öffentlicher Lehrer in Leipzig auf, erhielt ein ordentliches philoſophiſches Lehramt neuer Stiftung, hielt, bei wenig äußerer Aufmunterung, mit muſterhaftem Fleiße theologiſche, philologiſche und philoſophiſche Vorleſungen, arbeitete an der allgemeinen und leipziger Literatur-Zeitung und einigen andern Blättern, und ſtarb im Febr. 1807. So ſchätzbar auch ſeine Beiträge zu dieſen Zeitungen und 2 bei ſeinem Leben erſchienene akademiſche Schriften ſind, ſo iſt doch ſein eigentlicher Ruhm (wie ſo manches im Stillen wirkende und deshalb im Leben unerkannte Verdienſt) erſt nach ſeinem Tode gegründet worden. **Carus nachgelaſſene Werke** beſtehen aus 6 Bänden, namentlich 1. und 2. Pſychologie; 3. Geſchichte der Pſychologie; 4. Ideen zur Geſchichte der Philoſophie; 5. Pſychologie der Hebräer; 6. Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Obgleich es dieſen Schriften an Vollendung fehlt, ſo zeigt ſich in ihnen doch der Gelehrte, der für das Intereſſe der Menſchheit in Leben und Wiſſenſchaft mit Herz und Kopf zu wirken gewohnt iſt, und der, indem er mit philoſophiſchem Scharfblick mehrere Hauptzweige der Erkenntniß umfaßt, in Allem ſich bemüht, die Einheit der Vernunft nie aus den Augen zu verlieren. Auch als Menſch erwarb er ſich allgemeine Hochachtung.

**Caryatiden**, eine Art Säulen oder Pfeiler, welche die Geſtalt des obern Theils weiblicher Körper haben und zur Unterſtützung von Balcons, Chören u. ſ. w. gebraucht werden. Sie haben dieſen Namen von der ehemaligen griechiſchen Stadt Carya im Peloponnes, deren Einwohner bei einem Einfall der Perſer in Griechenland abtrünniger Weiſe die Partei derſelben ergriffen. Nachdem die Perſer zurückgeſchlagen waren, und die Griechen die Stadt eingenommen, wurden zur Rache die Männer niedergemacht, und die Weiber zur Sclaverei verurtheilt. Die griechiſchen Baukünſtler nahmen davon Gelegenheit, Säulen wie caryatiſche Weiber zu bilden, die, gleichſam zu Sclaven verurtheilt, ſchwere Laſten tragen mußten. Nach Leſſing waren Caryatiden die in Carya zu Ehren der Diana (welche auch Caryatis heißt) tanzenden ſpartaniſchen Jungfrauen, wovon die Bildhauer dann bei

Auszierungen, beſonders des Pantheons, die Geſtalten ꝛc. entlehnt hätten.

Caſa (Giovanni della), italieniſcher Dichter und Redner, und einer der eleganteſten Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, ſtammte aus einer edeln und alten Familie von Mugello bei Florenz und war daſelbſt 1483 geboren. Er ſtudirte zu Bologna, Padua, Rom, und trat endlich als Geiſtlicher in die Dienſte der beiden Cardinäle Alleſſandro Farneſe, von denen der erſte im J. 1534 unter dem Namen Paul III. Papſt wurde. Caſa war nun 1541 apoſtoliſcher Commiſſär zu Florenz, und 1544 Erzbiſchof von Benevent. In demſelben Jahre ging er als päpſtlicher Nuntius nach Venedig. Er gab hier bei mehreren Gelegenheiten Beweiſe von ſeinem Rednertalent und von ſeiner Geſchicklichkeit in Leitung von Geſchäften. Paul IV. berief ihn gleich nach ſeiner Wahl zu ſich und machte ihn zum geheimen Staatsſecretär. Caſa ſtand bei dieſem Papſt in der höchſten Gunſt, und durfte hoffen, zum Cardinal erhoben zu werden, als er an einem zurückgetretenen Anfall des Podagra's ſtarb, wahrſcheinlich im J. 1556; Caſa's berühmteſtes Werk iſt ſein Galateo, ovvero de' costumi, dem ein anderes: Degli Uffizj communi tra gli amici superiori e inferiori (eine von ihm ſelbſt gemachte Ueberſetzung ſeiner lateiniſchen Abhandlung: De officiis inter potentiores et tenuiores amicos) gleichſam als Supplement dient. Die beſte und vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1752 in 3 Quartbänden.

Caſan, Hauptſtadt des zum aſiatiſchen Rußland gehörigen Gouvernements Caſan, welches 1044 Q. M. und 843,000 Einwohner enthält. Ehemals war Caſan ein tatariſches Königreich, deſſen Bewohner häufige Einfälle in Rußland thaten, allein 1552 unterwarf ſich der Czar Iwan Waſiljewitſch II. das ganze Land, welches ſeitdem unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehet. Die Stadt liegt 210 Meilen von St. Petersburg, an dem Fluſſe Kaſanka, eine Meile vom linken Ufer der Wolga. Sie hat 2700 Häuſer und 18,000 Einwohner, darunter viele Tataren, welche zwei Sloboden oder Vorſtädte bewohnen, eine Schule haben, und ſich mit Gewerben und Handel beſchäftigen. Der größte Theil der Häuſer iſt von Holz gebaut, nur wenige von Stein, und die Straßen ſind ungepflaſtert. Außer der großen Menge griechiſcher Kirchen findet man daſelbſt auch 8 Moſcheen, oder muhamedaniſche Tempel. Die 1803 in Caſan errichtete Univerſität iſt von etwa 130 Studirenden beſucht; außerdem ſind noch mehrere Unterrichts- und Lehranſtalten daſelbſt. Gewerbe und Handel ſind beträchtlich; beſonders wichtig die Lederfabriken, welche Juchten und Saffian liefern, die Seifenſiedereien und die Eiſenſchmiede mit 34 Werkſtätten, wo Anker und große Eiſenwaaren gemacht werden. 1818 verlor die Stadt durch eine Feuersbrunſt über ein Drittel ihrer Häuſer. Ungefähr eine Stunde vor der Stadt iſt die Admiralitäts-Slobode mit Schiffswerften für Fahrzeuge auf der Wolga und einer Schifffahrtsſchule. Am rechten Ufer der Kaſanka, oberhalb der Stadt, ſieht man noch die Ruinen des alten Caſan.

Caſanova (Franz), berühmt als Bataillenmahler, war geboren zu London im J. 1730, und kam früh mit ſeinen Aeltern nach Venedig, wo er ſich der Mahlerkunſt widmete. Im 25. Jahre ging er nach Paris, wo der große Zeichner Parrocel ihm, beſonders in Rückſicht der Zeichnung, manchen gehaltvollen, und von Caſanova auch befolgten Rath gab. Indem er nach van der Meulen und Parrocel ſelbſt mahlte, befleißigte er ſich auf das Colorit und die in Gemählden, welche aus

einer Menge von Perſonen beſtehen, ſo ſchwer wieder zugebenden Wirkungen des Lichts. Von Dieterich, dem großen Dresdner Künſtler, aufgemuntert und geleitet, widmete er ſich der Schlachten-Mahlerei, und ein großes Bild dieſer Gattung, das er der Dresdner Akademie vorlegte, verſchaffte ihm eine Stelle bei derſelben. Es war von einer lebendigen und kühnen Ausführung, zeigte große Maſſen, geiſtreiche Anordnung der Menſchen und Pferde, und verrieth Kenntniß von den Wirkungen des Lichts. Dies ſchöne Werk verſchaffte ihm von allen Seiten Beſtellungen auf Bataillenſtücke. Die wichtigſten darunter waren diejenigen, welche er für den Prinzen Condé mahlte. Das Feuer des Colorits und der Ausführung iſt unübertrefflich. Auf Begehren der Kaiſerin Catharina mahlte er (in Wien) die Siege dieſer Fürſtin über die Türken, welche ſie hernach in ihrem Palaſt aufſtellte. Man hat mehrere ſehr geſchätzte Werke von ihm. Stets mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, ſtarb er zu Brühl unweit Wien im J. 1805.

Cäſar (Cajus Julius). Dieſer große Römer, gleich ausgezeichnet als Feldherr, Staatsmann und Geſchichtſchreiber, war der Sohn des Prätors C. Julius Cäſar, und der Aurelia, einer Tochter des Aurelius Cotta. Er wurde den 10. Julius (Quinctilis) unter dem ſechsten Conſulate des Marius, im J. der Stadt 654 geboren. Schon als Knabe zog er durch die außerordentlichſten Talente allgemeine Bewunderung auf ſich. Er hatte einen durchdringenden Verſtand, ein ungewöhnlich ſtarkes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft, war in Geſchäften unermüdet, und konnte, nach des ältern Plinius Zeugniß, zugleich ſchreiben, leſen, hören, dictiren und zwar vier bis ſieben verſchiedene Briefe. Als Marius Partei in Rom die Oberhand gewann, verheirathete Cinna ſeine Tochter Cornelia an ihn, weil er ſich dadurch in ſeiner Gewalt deſto feſter zu ſetzen hoffte. Als aber Sylla nach Rom kam, ſuchte ihn dieſer zu bereden, ſich von der Cornelia zu trennen. Seine Weigerung reizte Sylla's Zorn, der nur auf die Bitten ſeiner Freunde davon abſtand, ihn in die Acht zu erklären, und äußerte, daß er in dieſem Jünglinge einen künftigen Marius erblicke. Dies bewog Cäſarn, heimlich Rom zu verlaſſen. Er reiſete erſt in Sabinum umher, wurde daſelbſt von Sylla's Soldaten gefangen genommen, und mußte ſich mit zwei Talenten löſen. Darauf verließ er Italien ganz, und begab ſich an den Hof des Königs Nicomedes von Bithynien. Von da ging er zum M. Minucius Thermus, Prätor in Aſien, welcher ihm die Anführung der Flotte übertrug, womit Mitylene belagert werden ſollte. Cäſar that ſich dabei ſehr hervor, ungeachtet er noch nicht 22 Jahr alt war. Jetzt verließ er auf einige Zeit die kriegeriſche Laufbahn, und ging nach Rhodus, um ſich unter des berühmten Apollonius Anleitung der gerichtlichen Beredſamkeit zu widmen. Unterwegs wurde er von Seeräubern gefangen, und mußte ſich mit 50 Talenten loskaufen. Sich dafür zu rächen, rüſtete er in Milet einige Schiffe aus, überfiel die Seeräuber, nahm ſie größtentheils gefangen und ließ ſie vor Pergamus kreuzigen. Darauf kehrte er nach Rom zurück, und ward Legiontribun, Quäſtor und Aedil. Zugleich wußte er ſich durch Freundlichkeit, Freigebigkeit und prächtige Gaſtmähler und Spiele zum Liebling des Volks zu machen, und im Vertrauen auf die Volksliebe wagte er es, die Bildſäulen und Siegeszeichen des dem Senate und den Patriciern verhaßten Marius wieder aufzurichten. Zwar ward er deshalb angeklagt, aber losgeſprochen. Durch einen ſeiner Verwandten, L. Julius Cäſar, dem er zum Conſulate verhalf, ließ er viele Anhänger des Sylla theils verbannen, theils zum Tode verurtheilen. An

der Verſchwörung des Catilina, welche jetzt ausbrach, hatte er gewiß insgeheim Antheil; er vertheidigte die gefangenen Mitverſchwornen, und wußte gegen Cato, der ihm heftig widerſprach, einen Tumult zu erregen, durch welchen derſelbe mit Lebensgefahr die Rednerbühne zu verlaſſen genöthigt ward. Dennoch ſiegte Cato, und Cäſar verlor ſogar auf einige Zeit die Prätur. Bald aber ward er vom Volke zum Pontifex maximus erwählt, und ging, nachdem er die Prätur niedergelegt hatte, als Statthalter in das jenſeitige Spanien. Da ſeine Gläubiger ihn nicht fortlaſſen wollten, verbürgte ſich Craſſus für ſeine ungeheure Schuldenlaſt von 830 Talenten. Auf der Reiſe nach Spanien that er bei dem Anblicke eines elenden Dorfes den bekannten Ausſpruch, der ſo ganz ſein nach der höchſten Gewalt ſtrebendes Gemüth charakteriſirt, daß er lieber hier der Erſte als in Rom der Zweite ſein wolle. In Spanien machte er verſchiedene Eroberungen, und kehrte mit ſo vielem Gelde nach Rom zurück, daß er ſeine Schulden bezahlen konnte. Um jetzt das Conſulat zu erlangen, ſchien es ihm vortheilhaft, den Pompejus und Craſſus, deren Feindſchaft den römiſchen Staat in zwei Partelen theilte, zu verſöhnen. Dies gelang ihm, und alle drei beſchloſſen, die höchſte Gewalt unter ſich zu theilen. Dies war das erſte Triumvirat in der römiſchen Geſchichte (im J. Roms 694). So ward Cäſar zugleich mit M. Calpurnius Bibulus Conſul, beſtätigte als ſolcher des Pompejus Einrichtungen, und ſetzte, gegen den Willen des Senats und ſeines Collegen, ein Geſetz wegen Austheilung gewiſſer Ländereien an arme Bürger in den Comitien durch. Dieſer Sieg verſchaffte ihm das höchſte Anſehn beim Volke; mit Pompejus verband er ſich noch inniger, indem er ſeine Tochter Julia an ihn verheirathete; und den Ritterſtand machte er ſich dadurch geneigt, daß er ihm ein Drittel der Abgaben erließ. Vergebens fingen die Häupter der Patrioten, Cicero und Cato, an, ihre Stimme gegen die Triumvirn zu erheben; ſie zogen dadurch nur den Haß und die Rache derſelben auf ſich. Als das Jahr des Conſulats verfloſſen war, erhielt Cäſar die Statthalterſtadt in Gallien auf fünf Jahre nebſt dem Commando von vier Legionen. Nachdem er ſich mit dem einen der neuen Conſuln, Calpurnius Piſo, dadurch verbunden, daß er deſſen Tochter, Calpurnia, geheirathet hatte, reiſete er nach Gallien, zwang die daſelbſt eingedrungenen Helvetier zur Rückkehr in ihr Vaterland, beſiegte dann den Arioviſt, der an der Spitze deutſcher Stämme ſich in dem Lande der Aduer niederlaſſen wollte, und die Belgier, welche ſich gegen Rom verbunden. Nachdem er ganz Gallien unterworfen hatte, ſetzte er nach Britannien über, ſchlug die tapfern Bewohner dieſes Landes in mehreren Schlachten und zwang ſie, um Frieden zu bitten und Geiſeln auszuliefern. Nach ſeiner Rückkehr ward er in der Statthalterſchaft von Gallien noch auf fünf Jahre beſtätigt, während Pompejus Spanien und Craſſus Syrien, Aegypten und Macedonien auf fünf Jahre zu verwalten bekamen. Aber der Tod des Craſſus, welcher gegen die Parther blieb, löſete das Triumvirat auf, ſo wie nach dem um dieſelbe Zeit erfolgten Tode der Julia die Freundſchaft zwiſchen Pompejus und Cäſar erkaltete. Pompejus Macht und Anſehn wuchſen indeß immer mehr; aber auch Cäſar, den neue Empörungen wieder nach Gallien riefen, ſuchte ſeinen Anhang in der Hauptſtadt durch ungeheure Beſtechungen zu vermehren, machte Gallien zur römiſchen Provinz, und verwaltete dann ſeine Eroberungen mit Weisheit und Güte. Ihn hier zu verdrän-

gen, war die Abſicht des Pompejus, welcher Cäſars Feinde zum Conſulate beförderte, und einen Schluß im Senate zu bewirken wußte, daß Cäſar ſeine Truppen entlaſſen und ſeine Statthalterſchaft niederlegen ſolle. Dieſer erklärte ſich auch bereit zu gehorchen, wenn Pompejus ein Gleiches thun würde. Hierauf verfügte der Senat, daß Cäſar ſeine Würde und ſein Commando binnen einer beſtimmten Zeit niederlegen oder für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden ſolle, ernannte Pompejus zum Oberfeldherrn der republicaniſchen Heere und befahl ihm, ſich zum Kriege zu rüſten. Jetzt zögerte Cäſar nicht länger. Er foderte ſeine Soldaten auf, die Ehre ihres Feldherrn zu vertheidigen, ging über den Rubicon und nahm Italien ohne Schwertſchlag in Beſitz, da Pompejus, dem es an Truppen fehlte, mit den Conſuln, Senatoren und Magiſtraten Rom verlaſſen hatte. Nachdem Cäſar ſich durch den Schatz der Republik in den Stand geſetzt, in ganz Italien Truppen zu werben, begab er ſich nach Spanien, das er trotz aller Schwierigkeiten, ohne den Feldherren des Pompejus eine förmliche Schlacht zu liefern, in ſeine Gewalt brachte. Dann eroberte er Marſeille, und ging nach Rom zurück, wo er vom Prätor, M. Aemilius Lepidus, zum Dictator ernannt wurde, welches Amt er eilf Tage verwaltete. Zugleich wählte ihn das Volk auf das nächſtfolgende Jahr zum Conſul. Unterdeß hatte Pompejus eine Armee aus den Morgenländern zuſammengezogen. Cäſar rückte ihr entgegen, ſtieg mit fünf Legionen in Epirus ans Land, und bemächtigte ſich einiger Städte auf der Grenze Macedoniens. Da aber die Schiffe, welche den zurückgebliebenen Theil ſeines Heeres nachholen ſollten, von der Flotte des Pompejus weggenommen wurden, ſchlug er dem Pompejus einen Vergleich vor, den dieſer jedoch verwarf. Unterdeß erhielt Cäſar die erwarteten Verſtärkungen, und bot eine Schlacht an; Pompejus wich derſelben aus, ſah ſich aber, da Cäſar ihn in ſeinem Lager eingeſchloſſen hielt, endlich genöthigt, einen entſcheidenden Schritt zu wagen und das feindliche Heer zu durchbrechen. Dies gelang, und Cäſar ward in die Flucht geſchlagen. Er nahm ſeinen Rückzug nach Pharſalus, wo er dem Pompejus aufs neue entgegenrückte. Nach einer blutigen aber entſcheidenden Schlacht behauptete Cäſar das Feld. Pompejus floh nach Aſien, ein neues Heer zu werben, und da ſeine Partei nur geſchwächt, nicht aufgelöſet war, eilte Cäſar ihm zu folgen, ſetzte über den Hellespont, wo Caſſius (ſ. d. Art.) ſich ihm mit 70 Schiffen des Pompejus ergab, und ging nach Aegypten, um Pompejus von dieſem mächtigen Reiche abzuhalten. Hier aber erhielt er die Nachricht von der Ermordung deſſelben. Der Tod verſöhnte ſeinen Haß. Er vergoß Thränen über das traurige Ende ſeines Gegners, ließ ſeinen Leichnam auf das prächtigſte beſtatten und überhäufte ſeine Anhänger mit Wohlthaten, wodurch er ſie bewog, zu ihm überzutreten. Widrige Winde hinderten indeß die Abreiſe Cäſars, und er benutzte dieſe Zeit, die Streitigkeiten zwiſchen dem jungen Ptolemäus und ſeiner Schweſter Cleopatra beizulegen. Darüber aber kam es zu Volksunruhen, die ſein Leben bedrohten, und die er nur durch weiſe Mäßigung zu ſtillen vermochte. In Rom indeß beeiferten ſich Senat und Volk, die Gunſt des Siegers zu gewinnen. Man ernannte ihn auf fünf Jahre zum Conſul, auf ein Jahr zum Dictator und auf Lebenszeit zum Volkstribun. Cäſar aber zog, ehe er nach Rom ging, gegen den Pharnaces, König des cimmeriſchen Bosporus, einen Sohn Mithridates des Großen, welcher die Länder ſeines Vaters in Aſien wieder zu erobern verſucht

hatte, begnadigte unterwegs den König Dejotarus, einen Anhänger des Pompejus, und endigte dieſen Krieg ſo ſchnell, daß er die Nachricht davon ſeinen Freunden mit den berühmten Worten meldete: Veni, vidi, vici. Hierauf begab er ſich nach Rom, verzieh allen Pompejanern, und erwarb ſich durch ſeine Güte die allgemeinſte Liebe. Als ſeine Dictatur zu Ende war, ließ er ſich wieder zum Conſul wählen, und, wiewohl er nichts an den alten Formen der Staatsverfaſſung änderte, ſo herrſchte er doch mit faſt unumſchränkter Gewalt. In Afrika aber hatten ſich unter Cato und andern berühmten Feldherren die Freunde der Republik geſammelt; Cäſar ſchiffte mit einem Heere hinüber und lieferte mit abwechſelndem Glück mehrere Schlachten, bis der über Scipio Metellus bei Thapſus erfochtene Sieg den Ausgang des Krieges zu ſeinem Vortheile entſchied. Cato, der ſich in Utica befand, ſtieß ſich das Schwert durch die Bruſt, und die Stadt unterwarf ſich dem Sieger. Von hier ging Cäſar nach Mauritanien und Numidien, machte dieſe Reiche zu römiſchen Provinzen, und trat dann ſeine Rückreiſe nach Rom an. Zuvor befahl er noch, Carthago und Corinth wieder aufzubauen, welches auch in Einem Jahre geſchah. In Rom ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen; man verlängerte ſeine Dictatur auf zehn Jahre, übertrug ihm allein die Würde eines Cenſors, erklärte ſeine Perſon für unverletzlich, und ſtellte ſeine Bildſäule neben der Statue des Jupiters im Capitol auf. Er ſagte darauf in einer Rede an das Volk, daß er die ihm anvertraute Gewalt nur zum Beſten des Staats anwenden werde, und verſcheuchte alle Beſorgniß, die einige noch gehegt hatten, durch die Begnadigung des Claudius Marcellus, eines ſeiner erklärteſten Feinde. Bald darauf hielt er die ihm bewilligten vier Triumphe über Gallien, Aegypten, über den Pharnaces und Juba, alle in einem Monate. Sie gehörten zu den prächtigſten, die man bisher in Rom geſehen hatte. Er gab ſodann verſchiedene gute Geſetze, ſchaffte Mißbräuche ab, und berief fremde Gelehrte nach Rom, um die Wiſſenſchaften in Aufnahme zu bringen. Unter andern nahm er eine Verbeſſerung des Calenders vor (ſ. Calender). Während dieſer friedlichen Beſchäftigung hatten die Söhne des Pompejus Gelegenheit gefunden, neue Kräfte zu ſammeln, und bereits in Spanien ſo große Fortſchritte gemacht, daß Cäſar beſchloß, ſelbſt gegen ſie ins Feld zu ziehen. Corduba wurde nach der hartnäckigſten Gegenwehr erobert, darauf kam es bei Munda zu einer allgemeinen Schlacht, deren Ausgang ein Zufall für Cäſar entſchied, nachdem das Glück den ganzen Tag über zweifelhaft geweſen. In ſieben Monaten war Spanien erobert und Cäſar zog triumphirend in Rom ein. Man ernannte ihn jetzt zum Dictator auf Lebenszeit, unterwarf alle Obrigkeiten ſeiner Gewalt, und gab ihm den Titel Imperator im vollen Sinne der Souveränität. Cäſar fuhr indeß fort, ſeine Feinde durch Milde zu verſöhnen und ſeine Freunde durch Ehrenſtellen zu belohnen; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 300 auf 900. Aber dieſe Herabwürdigung des Senats beleidigte die Römer; noch mehr der Stolz, mit dem er ſich gegen dieſen ſelbſtgeſchaffenen Senat betrug. Als er einſt auf einem goldenen Stuhle auf den Roſtris ſaß, überreichte ihm Marc Anton ein königliches Diadem; er aber ſchlug es aus; und das Volk belohnte ihn dafür mit lautem Beifalle. Am folgenden Morgen war ſeine Bildſäule mit Diademen geſchmückt. Die Volkstribunen, welche ſie herabreißen und die Urheber ins Gefängniß ſetzen ließen, wurden von Cäſar abgeſetzt. Hierdurch entſtand eine Erbitterung, welche

mit einer Verſchwörung endigte, deren Urheber C. Caſſius war. Cäſar, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, entwarf indeß neue große Plane. Er wollte die Parther bekriegen, dann über den Caucaſus ganz Scythien bis an Germanien und Gallien erobern. Cäſars Freunde gaben vor, daß nach den ſibylliniſchen Büchern die Parther nur durch einen König beſiegt werden könnten, und wollten demnach darauf antragen, Cäſarn in Rückſicht Italiens mit dem Namen Dictator, in allen eroberten Ländern aber mit dem Titel eines Königs zu begrüßen. Zu dem Ende wurde eine Senatsverſammlung auf den 15. März feſtgeſetzt, aber dieſen Tag beſtimmten auch die Verſchwornen zur Ausführung ihres Vorhabens. Schreckliche u. wunderbare Zeichen ſollen dieſem Tage vorangegangen ſein. Ein Wahrſager warnte den Cäſar, und ſeine Gemahlin, durch unglückliche Träume beängſtigt, beſchwor ihn, nicht in den Senat zu gehen. Aber Decius Brutus, einer der Verſchwornen, zerſtreute alle Bedenklichkeiten und führte ihn aufs Capitol. Unterwegs ward ihm ein Billet übergeben, in welchem ihm die Verſchwörung angezeigt war; aber Cäſar ſteckte es im Gedränge ungeleſen zu ſich. Die Verſchwornen hatten verabredet, daß Metellus Cimber ihn um Gnade für ſeinen Bruder bitten, und wenn Cäſar das Geſuch verweigere, ihm das Gewand von den Schultern reißen ſolle, auf welches Zeichen ſie mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden. Dies geſchah. Caſca's Dolch traf ihn zuerſt und verwundete ihn am Halſe. Kaum aber hatte ſich Cäſar umgewandt und die Worte geſprochen: Verfluchter Caſca, was machſt du? als die Verſchwornen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Dennoch vertheidigte er ſich unverzagt. Als er aber auch Brutus unter den Verſchwornen ſah, verhüllte er mit den Worten: „Auch du, mein Sohn?" ſein Geſicht und ſank, mit 33 Wunden bedeckt, an der Bildſäule des Pompejus hin. So ſtarb dieſer außerordentliche Mann, der würdigſte und beſte, der je in Rom nach der Alleinherrſchaft geſtrebt, der 500 Schlachten gewonnen und 1000 Städte erobert hatte, im Jahre der Stadt 709 und im 56. ſeines Alters. Auch als Schriftſteller trat Cäſar mit Ruhm auf. Noch haben wir von ihm die Beſchreibung ſeiner Kriege mit den Galliern und Pompejus in einem einfach edlen Stil. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Clarke (London 1712, Fol.), Grävius (Leiden 1713, 2 Bde. 8.) und Oudendorp (Leiden 1737, 2 Bde 4.). Eine der beſten neuern Handausgaben die von Oberlin, Leipzig 1805. Deutſche Ueberſetzungen haben wir von Haus und Wagner.

Caſas (Bartolomeo de las), Biſchof von Chiapa in Mexico, war 1474 zu Sevilla geboren. In ſeinem neunzehnten Jahre ging er mit ſeinem Vater, welcher Columbus auf ſeiner erſten Reiſe begleitet hatte, nach St. Domingo. Nach ſeiner Rückkehr in Spanien trat er als Geiſtlicher in den Dominikaner-Orden, um als Miſſionär zur Bekehrung der Indier angeſtellt zu werden. Er lebte 1533 in dem Dominicanerkloſter auf St. Domingo, den Indiern und Negern das Evangelium, ihren Unterdrückern Menſchlichkeit predigend. Schon vor ſeinem Eintritte in den geiſtlichen Stand hatte Las Caſas Carl V. mehrere Denkſchriften zu Gunſten der Indier übergeben. Da ſeine Anſtrengungen, ihr Schickſal zu mildern, fruchtlos geblieben, nahm er ſich vor, eine Colonie nach anderen Grundſätzen, als ſeine Landsleute befolgten, zu gründen. Er bewirkte, daß der Kaiſer ihn als Gouverneur nach Cumana ſchickte. Nach ſeiner Ankunft in Porto Rico im Jahr 1519 begab er ſich mit dreihundert caſtilianiſchen Arbei-

tern nach Cumana, um daſelbſt ſeine Coloniſten einzuſetzen. Allein er fand doppelte Schwierigkeiten, einmal, von Seiten des von dem Gouverneur von St. Domingo dahingeſandten Commandanten, Gonzalo Ocampo, welcher ſich weigerte, ihn anzuerkennen, dann aber auch von Seiten der Eingebornen, welche dergeſtalt gegen die Spanier erbittert waren, daß ſie die Coloniſten des Las Caſas, welche dieſer einſtweilen in einem verpalliſadirten Fort untergebracht hatte, überfielen, und Alles niedermetzelten, was ſich nicht durch die Flucht rettete. Aber Las Caſas glühender Eifer für die ſchöne Sache der Menſchheit konnte durch kein Hinderniß gekühlt werden. Er reiſete mehrmahls von Amerika nach Spanien und von dort wieder zurück, um die Sache der unglücklichen, durch ihre europäiſchen Mitmenſchen verkannten und mißhandelten Indier zu führen. Sepulveda, Canonicus von Salamanca und Hiſtoriograph Carls V., nahm ein Aergerniß an dieſem Eifer, und ſchrieb gegen ihn, indem er die Mißhandlungen der Indier nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen zu rechtfertigen ſuchte. Las Caſas vertheidigte ſich mit der ganzen Gewalt der edlen Sache, für die er ſprach und handelte, und Carl V. beauftragte ſeinen Beichtvater, Domenico Soto, dieſen großen Proceß zu unterſuchen, ließ ihn aber, von andern Geſchäften verhindert, ſtets ohne Entſcheidung. Man fuhr fort, auf die Eingebornen Jagd zu machen, ſie auszurotten oder in die Bergwerke zu vergraben. In weniger als zehn Jahren ſollen auf dieſe Weiſe funfzehn Millionen umgekommen ſein. Nachdem Las Caſas funfzig Jahre in der neuen Welt verlebt und zwölf Mal den Ocean durchſchifft hatte, um in Spanien die Sache der Unterdrückten zu führen, für die ſein Herz mit enthuſiaſtiſcher Wärme ſchlug, und denen er ſeine ganze volle Thätigkeit gewidmet hatte, legte er ſein Bisthum nieder, kehrte 1551 nach Spanien zurück, und ſtarb zu Madrid im J. 1556. Seine Werke ſind in fünf Quartbänden zu Sevilla im J. 1552 erſchienen.

Caſas (Em. Aug. Dieudonné, Graf von Las). ſ. Las Caſas.

Caſaubon (Iſaac de), war 1559 zu Genf geboren. Neunzehn Jahr alt, bezog er die Univerſität zu Genf, wo er Jurisprudenz, Theologie und orientaliſche Sprachen ſtudirte und 1582 ſeinen Lehrer Portus auf dem Lehrſtuhle der griechiſchen Sprache erſetzte. Er gab jedes Jahr Editionen und Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller, mit kritiſchen und gelehrten Anmerkungen und Commentaren heraus. Im J. 1596 nahm er einen Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Montpellier an, wo er jedoch nur zwei Jahre blieb. Heinrich IV. berief ihn für einen ihm angemeſſenen Poſten nach Paris. Seine Religion, die Eiferſucht der andern Profeſſoren und vielleicht ſein etwas unnachgiebiger Charakter verurſachten ihm Unannehmlichkeiten, für welche er durch die Stelle eines königlichen Bibliothekars entſchädigt wurde. Nach Heinrichs IV. Tode folgte er dem Chevalier Wotton, außerordentlichen Geſandten Jacobs I., nach England, ward daſelbſt mit Auszeichnung aufgenommen, mit zwei Präbenden und einer anſehnlichen Penſion ausgeſtattet, und ſtarb zu London im J. 1614. Er wurde in der Weſtminſterabtei beerdigt. Cauſabonus war ein friedliebender Theolog, ein Gelehrter vom erſten Range, ein guter Ueberſetzer und trefflicher Kritiker. Sein Latein iſt indeß nicht von Gallicismen frei und in ſeinen hiſtoriſchen Werken finden ſich manche Ungenauigkeiten. Als Kritiker hat er den Diogenes Laërtius, Ariſtoteles, Theophraſt, Sueton, Perſius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionyſius von Halicarnaß, Pli-

nius den Jüngern u. mehrere andere bearbeitet. Seine Unterſuchung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satyra verdient wegen ihrer Gründlichkeit ein ausgezeichnetes Lob. Geringern Werth haben ſeine theologiſchen Arbeiten. — Meric Caſaubon, des Vorigen Sohn, geboren zu Genf 1599, hat ſich ebenfalls durch ſeine Gelehrſamkeit berühmt gemacht. Er war ſeinem Vater nach England gefolgt, und wurde Doctor der Theologie zu Oxford. Er bekleidete nach und nach mehrere geiſtliche Aemter, als die Revolution, welche Carl I. auf das Schaffot führte, ihn aller ſeiner Einkünfte beraubte. Dennoch nahm er den Antrag Cromwells, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, eben ſo wenig, als die Einladung der Königin Chriſtine, nach Schweden zu kommen, an. Nach der Rückkehr der Stuarts ward er für ſeine Treue durch Wiedereinſetzung in ſeine Aemter und Rechte belohnt, welche ihm bis an ſeinen Tod 1671 blieben. Er war ein trefflicher Mann und von dem gefälligſten Charakter Beſonders hatte er ſich auf die Kritik gelegt, und war darin glücklich. Seine Gelehrſamkeit war mannichfach, aber an Gründlichkeit ſtand er ſeinem Vater nach. Auch er hat, außer mehrern andern Werken, Anmerkungen zu mehrern Claſſikern geliefert, z. B. Terenz, Epiktet, Florus, Polybius u. A.

Caſchemir, vormalige Provinz Hindoſtans, jetzt eine Provinz des Afghanenſtaates Kabul in Aſien, grenzt gegen Norden an Kleintibet, gegen Oſten an Babak, eine tibetaniſche Provinz, gegen Süden an das Punjab oder Pandſchab und gegen Weſten hängt es mit dem übrigen kabuliſchen Gebiete zuſammen. Caſchemir iſt eins der berühmteſten Hochthäler, welches von den Rieſengebirgen Aſiens, dem Himalleh und Hindu-Kuſch eingeſchloſſen und von dem Behat oder Tſchelam (vormals Hydaspes) durchſtrömt wird. Von drei Seiten führen nur ſieben Päſſe in dies Land; von Oſten her ſetzt der hohe Himalleh (bekanntlich jetzt das höchſte Gebirge der Erde) eine unüberſteigliche Schneemauer vor. Die Pracht und Erhabenheit des Kranzes von Schneegebirgen, die Lieblichkeit und der Reichthum der zu ihnen aufſteigenden Hügel und Voralpen kann von keinem Augenzeugen reizend genug ausgemahlt werden; ganz beſonders aber wird der große Waſſerreichthum geprieſen, den die Gebirge in das bebaute Thal hinabſenden. Die hohe Lage des Thales und die daſſelbe umgebenden Schneegebirge machen das Clima mehr kalt, als warm, doch überhaupt ſehr gemäßigt und mild. Dieſes an romantiſchen Gegenden ſo reiche, von vielen Flüſſen und Bächen bewäſſerte und mit einem ſo ſchönen Clima verſehene Land iſt nicht minder mit einem Ueberfluſſe von herrlichen Erzeugniſſen geſegnet, die ſeine Vorzüge noch erhöhen und bei den Aſiaten den Namen des Paradieſes von Indien, des Blumengartens und des Gartens des ewigen Frühlings verſchaffen. Die anliegenden Berge ſind voll Wald- und Alpenweiden, wo man eine ausgebreitete Viehzucht treibt, am Fuße liegen Getreidefelder, längs den Gewäſſern iſt Reißbau. An den Vorhügeln ziehen ſich Obſtwälder hin, die einen Reichthum an Birnen, Aepfeln, Pflaumen, Aprikoſen, Pfirſichen und Wallnüſſen geben. Maulbeerbäume werden wegen der Seidenzucht in Menge gezogen; um ſie ſchlingen ſich die Reben, aus deren Trauben man einen Maderawein bereitet. Datteln, Orangen und Citronen reifen hier nicht, überhaupt keine indiſchen Früchte. Auch iſt das Thal berühmt wegen ſeiner Menge ſchöner Blumen, die auf allen Wieſen und in allen Gärten prangen. Wild wachſen überall Violen, Roſen, Narciſſen und unzählige andere

europäiſche und nicht europäiſche Blumen. Die Einwohner ſind Hindus, die ſich zur Religion des Brama bekennen, ob ſie gleich unter der Herrſchaft der Afghanen, Bekenner des Islams, ſtehen. Sie verfertigen die berühmten Shawls in Menge und von vorzüglicher Güte. Die Wolle dazu kommt aus Tibet und der Tatarei, in welchen Ländern die Ziege, die ſie gibt, allein gedeihen ſoll. Man verfertigt jährlich ohngefähr 80,000 Shawls auf 16,000 Stühlen, von denen jeder drei Arbeiter beſchäftigt. Die Hauptſtadt dieſer Provinz, welche gleichfalls Caſchemir heißt, iſt die größte Stadt im ganzen kabuliſchen Staate, liegt am Behat, an deſſen Ufern ſie ſich eine Stunde weit erſtreckt, und hat 150 bis 200,000 Einwohner.

Caſematten (eigentlich Mordkeller, von dem Spaniſchen Casa und matare) heißen im Feſtungsbau bombenfeſte Gewölbe unter dem Hauptwalle, beſonders in den Baſteien, theils den Graben daraus zu beſtreichen, theils auch Gegenminen anzubringen. Zugleich dienen ſie zur Aufbewahrung des groben Geſchützes und nöthigenfalls der Beſatzung zur Wohnung.

Caſemir iſt ein geköpertes Tuchgewebe von feiner Wolle, gemeiniglich $\frac{4}{4}$ breit. Es unterſcheidet ſich vom Tuch durch Köper, durch feineres Geſpinnſt und daß es nicht ſo ſtark gerauht wird. Die engliſchen und niederländiſchen Fabriken liefern die ſchönſte Waare in dieſer Art.

Caſimir III., mit dem Beinamen der Große, ein Sohn Uladislas Loketeks, hatte ſich durch ſeine Tapferkeit unter der Regierung ſeines Vaters ausgezeichnet, der ihm aufgetragen, Rache an den deutſchen Rittern zu nehmen, und, um ihn zur Herrſchaft zu bilden, ihn zum Regenten von Groß-Polen gemacht hatte, eine Auszeichnung, durch welche Unruhen im Staate veranlaßt worden waren. Kaum hatte er 1333 den Thron beſtiegen, als er den von ſeinem Vater mit den deutſchen Rittern geſchloſſenen Waffenſtillſtand auf ein Jahr verlängerte und den König von Ungarn einlud, Vermittler zwiſchen ihm und dieſem Orden zu werden. Man kam 1335 auf dem Congreſſe von Wiſſegrad überein, daß die Ritter an Polen das Palatinat von Cujavie, und den Diſtrict von Dobrzin zurückgeben und 10,000 Floren Entſchädigung zahlen ſollten; dagegen leiſtete Caſimir auf Pommern Verzicht. Allein dieſer für den Orden vortheilhafte Vertrag wurde von dem Reichstage nicht genehmigt, und da man nicht im Stande war, augenblicklich zu den Waffen zu greifen, beſchloß man, ſich durch den Papſt Gerechtigkeit zu verſchaffen. Der heilige Stuhl verurtheilte die Ritter, Pommern und die andern Provinzen, welche ſie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerſtörten Kirchen wieder herzuſtellen und an Caſimir eine bedeutende Entſchädigung zu zahlen, endlich auch zu allen Koſten. Dieſes Urtheil, das mit dem Banne begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; ſie wandten ſich an Kaiſer Ludwig V., der ihnen verbot, die Güter des Ordens abzutreten. Die Ritter behielten ihre Eroberungen und legten die Waffen nieder. Caſimir, der keinen Sohn hatte und ſich der Hülfe eines mächtigen Fürſten verſichern wollte, wählte 1339 ſeinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs von Ungarn, zum Nachfolger. Im J. 1340 bemächtigte er ſich Klein-Rußlands, das vormals zu Polen gehört hatte und deſſen Beherrſcher geſtorben war. Um alle ſeine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, noch mehr aber, um nicht neue Streitigkeiten mit den deutſchen Rittern zu haben, bot er ihnen den Frieden auf Bedingungen

an, über die man ſchon früher einig geworden war. Sie unterzeichneten dieſen Vertrag, der diesmal von dem Reichstage 1343 ratificirt wurde. Caſimir eroberte faſt ganz Schleſien, von dem er jedoch nur Frauſtadt behielt. Der König von Böhmen, als Oberlehnsherr des Herzogs von Schleſien über dieſe Vorgänge erbittert, rüſtete ſich, das von den Tataren bedrohte Polen anzugreifen. Dieſe Barbaren näherten ſich Cracau; Caſimir machte ihnen den Uebergang über die Weichſel ſtreitig, zwang ſie zum Rückzug, flog nach Schleſien, zerſtreute die Armee des Königs von Böhmen; und kehrte dann in ſeine Staaten zurück, um daſelbſt die Ordnung wiederherzuſtellen. Er berief einen Reichstag nach Wilslicza im J. 1347, verſammelte die geſchickteſten Männer ſeines Reichs, und beauftragte ſie mit einer allgemeinen Umarbeitung der Geſetze, an welcher er ſelbſt Theil nahm. Seine neuen Verordnungen wurden angenommen. Die väterliche Sorgfalt, die er unabläſſig der unglücklichſten Claſſe ſeiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines **Königs der Bauern**. Er verſuchte ſogar mit einigem Erfolge, die Künſte, welche die Unruhen verbannt hatten, in ſeine Staaten zurückzuführen. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu ſichern, befeſtigte er die Städte; auch legte er Hoſpitäler, Schulen und Univerſitäten an. Da er ſah, daß die kriegliebenden Polen ihm ſein unthätiges Leben vorwarfen, verſammelte er ein Heer, nahm den Lithauern alles, was ſie in Klein-Rußland beſaßen, und feierte ſeine Eroberung durch einen Triumph. Die Lithauer nahmen ihm wieder ab, was er ihnen entriſſen hatte; er aber verſtärkte ſchnell ſein Heer mit einem Corps Ungarn, drang in Rußland ein, lieferte den Lithauern eine Schlacht, machte ihren Herzog zum Gefangenen und nahm Volhynien. Doch der lithauiſche Fürſt entfloh und bemächtigte ſich deſſelben aufs neue. Er genoß nun der Ruhe, als die Truppen, die er einem Sohne des Woiwoden der Moldau bewilligt hatte, um das Erbe ſeines Vaters wieder zu erobern, geſchlagen und gefangen wurden. Die Niederlage war ſo groß, daß keine Hoffnung blieb, ſich zu rächen. Caſimir mußte die Gefangenen mit großem Löſegelde befreien. Kaiſer Carl IV., der ſich zu Cracau mit Caſimirs Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt hatte, eroberte 1366 Roth-Rußland von den Lithauern und überließ zwei Fürſten dieſer Nation Volhynien und das Palatinat von Belz, unter der Bedingung, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen. Dieſe Unternehmung erhöhte Caſimirs Ruhm, als er in einem Alter von 61 Jahren an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde 1370 ſtarb. Seine großen Eigenſchaften haben ſeine zahlreichen Fehler in Vergeſſenheit gebracht. Von dieſen war der bedeutendſte ſeine ungeregelte Neigung für das weibliche Geſchlecht. Unter ſeinen vielen Mätreſſen war auch eine Jüdin, Namens Eſther, welche ihren Glaubensgenoſſen die Privilegien auswirkte, deren ſie ſeitdem in Polen genoſſen haben. In Caſimir erloſch das Geſchlecht der Piaſten, das 528 Jahre über Polen geherrſcht hatte. Bisher hatten die Polen nur Könige aus ihrer Mitte gehabt; ſie wählten jetzt Fremdlinge und legten dadurch den erſten Grund zu den Unruhen, welche das Reich bis zu ſeinem Untergange zerrüttet haben.

**Caſino** heißt bei uns theils das Local, in welchem ſich eine geſchloſſene Geſellſchaft zu ihrem Vergnügen verſammelt, theils dieſe Geſellſchaft ſelbſt. Die Benennung ſoll folgenden Urſprung haben. Der Monte Caſino in der neapolitaniſchen Provinz Terra di Lavoro,

auf welchem die älteſte Benedictiner-Abtei ſteht, hat eine herrliche Lage und von dem Kloſter genießt man der reizendſten Ausſicht. Das Clima iſt dort ſchön und geſund, die Luft ſo rein und die Luft-Perſpective ſtellt alles in ſo zauberiſchen Farben dar, daß man von allen Seiten dahin reiſet, um die Naturſchönheiten zu genießen. Dazu kam, daß die Mönche des Kloſters ſich der Heilkunde gewidmet hatten und in dem Rufe ſtanden, heilende Balſame vom Berge Zion zu beſitzen und die Kraft der Pflanze Diptam zu kennen, welche die Schmerzen ſtillt. Die Wallfahrten nach dem Monte Caſino hörten nicht auf, und er war, wie unſere Bäder, ein Vereinigungsort nicht blos für Kranke, ſondern auch für Geſunde, welche hier die ſchöne Jahreszeit in ländlichen Ergötzlichkeiten verlebten. Die geſelligen Vergnügungen des Monte Caſino blieben in der Erinnerung. Man ſuchte ſie, wie jede entflohene Freude, wieder zu erzeugen. Man ſtiftete Zuſammenkünfte bekannter und gewählter Perſonen, und glaubte den Zauber der Geſellſchaften des Monte Caſino mit dem Namen Caſino auf die neu gebildeten Zirkel zu übertragen. So verbindet man noch jetzt mit dem Worte Caſino den Begriff einer aus den angeſehenſten, gewählteſten Perſonen eines Orts beſtehenden geſchloſſenen Geſellſchaft. — Caſino iſt auch der Name eines aus der Mode gekommenen Kartenſpiels.

Caſiri (Michael), ein gelehrter Orientaliſt und ſyromaronitiſcher Geiſtlicher, geboren zu Tripoli in Syrien, im J. 1710. Er kam nach Rom, wo er in dem Collegium von St. Peter und St. Marcellin ſtudirte, und 1734 in den geiſtlichen Stand trat. Im folgenden Jahre begleitete er den gelehrten Aſſemanni nach Syrien, wohin derſelbe auf Befehl des Papſtes ging, um der Synode der Maroniten beizuwohnen, und ſtattete 1738 zu Rom einen genauen Bericht von den Religionsmeinungen der Maroniten ab. Er lehrte hierauf in ſeinem Kloſter die arabiſche, ſyriſche und chaldäiſche Sprache, Theologie und Philoſophie, und ging 1748 nach Madrid, wo er bei der Bibliothek angeſtellt wurde. Im J. 1749 begab er ſich, auf des Königs Befehl, auf die Escurialbibliothek, deren Aufſeher er in der Folge wurde, und ſammelte hier die Materialien zu ſeiner berühmten Bibliotheca arabico-hispana, Madrid 1760 — 70, 2 Vol. Fol., welche in 1851 Artikeln die ſämmtlichen Handſchriften der Bibliothek des Escurials aufzählt, die an arabiſchen Handſchriften vielleicht die reichſte in Europa iſt. Wiewohl dieſes Werk nicht frei von Irrthümern iſt, ſo enthält es doch die wichtigſten Angaben, Details und Auszüge, und iſt ein unentbehrliches Repertorium für jeden Orientaliſten. Caſiri ſtarb zu Madrid im J. 1791.

Caſpiſches Meer, ein großer See in Aſien, liegt 185 Fuß tiefer als das ſchwarze Meer, zwiſchen Perſien, dem der ſüdliche Theil, Rußland, dem der nordweſtliche Theil, und der großen Tatarei, welcher der öſtliche Theil angehört; von Norden gegen Süden 150 deutſche Meilen lang, 60 bis 70 breit, 7896 □ M. Er hat ſüßeres Waſſer als andere Meere, weil er große Ströme aufnimmt, z. B. die Wolga; gleichwohl hat er keinen Abfluß. Er liefert viel Fiſche, Karpfen, Lachſe, Hauſen und Störe; auch Seehunde werden an der öſtlichen Küſte im Meere gefangen.

Caſſandra, auch Alexandra, Tochter des Priamus und der Hecuba, und Zwillingsſchweſter des Helenus. Beide Kinder, ſo erzählt die Sage, ſpielten einſt in dem Vorhofe zum Tempel des Thymbräiſchen Apolls, unweit Ilium, und da ſie zu lange

dort verweilt hatten, um nach Hauſe gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorbeerzweigen in dem Tempel. Als aber des folgenden Morgens die Ammen zu ihnen traten, fanden ſie 2 Schlangen bei den Kindern, welche, ſtatt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieſes Wunder bewirkte ein noch größeres; denn das Gehör der Kinder wurde dadurch ſo geſchärft, daß ſie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte Caſſandra gern in dem Tempel des Apolls, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimniſſe der prophetiſchen Kunſt offenbarte, und dagegen ihre Liebe foderte. Aber Caſſandra, welche ihre edle Wißbegierde befriedigt ſah, verweigerte den ſchnöden Preis. Darüber erzürnt, legte Apoll den Fluch auf ihre Weiſſagungen, daß ſie niemals Glauben finden ſollten. So ſagte ſie oft und ſtets den Untergang Troja's voraus, und warnte ihr Volk vergebens vor dem trügeriſchen Roſſe. Als nun Troja erobert war, und Caſſandra mit den übrigen Jungfrauen ſich zum Tempel der Minerva flüchtete, riß Ajax in wilder Raſerei ſie vom Altar weg, entweihte die Jungfrau auf heiliger Stätte, und ſchleppte ſie mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den andern Sclavinnen hin, wo ſie bei der Vertheilung der Beute dem Agamemnon zu Theil ward, der ſie als Sclavin und Geliebte mit ſich nach Mycene führte. Klytemnäſtrea ermordete Beide. Dem Agamemnon ſoll ſie die Zwillingsſöhne, Teledamus und Pelops, geboren haben. Uebrigens galt dieſer Raub der Caſſandra den Alten für eine der verruchteſten Frevelthaten, und hat den Dichtern ſowohl als den bildenden Künſtlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter und durch eine in ihrem Lande entſtandene Peſt viele Jahre dafür büßen.

Caſſas, berühmter franzöſiſcher Zeichner, Schüler von Lagrenen d. j., und Le Prime, der zu Anfange des 8. Decenniums des vorigen Jahrhunderts Kleinaſien, Paläſtina, Syrien, einen Theil von Aegypten, Iſtrien, Dalmatien und Troas durchreiſete, um die dortige Topographie mit den Nachrichten der Alten zu vergleichen, überall die ſchönſten Ueberreſte der Baukunſt genau maß, die merkwürdigſten Gegenden mit eben ſo viel Geſchmack als Richtigkeit zeichnete, und hernach alle die Arbeiten, von den beſten Meiſtern geſtochen, in Prachtwerken herausgab. Seine Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Egypte iſt bei Landon (II. 133 — 136) ausführlich beſchrieben. Die Originalzeichnungen davon ſind vollendete, mit Firniß überzogene Aquarell-Gemählde, und befinden ſich in der königl. Bibliothek in Paris. Zu ſeiner Voyage hist. et pittor. de l'Istrie et de la Dalmatie hat er durch Joſeph La Vallee ein Tagebuch und eine kurze Geſchichte dieſer Provinz redigiren laſſen.

Caſſel (Heſſen-), ein zum deutſchen Bunde gehöriges Churfürſtenthum. Philipp der Großmüthige hinterließ 1585 ſein Land ſeinen 4 Söhnen, von denen 2 kinderlos ſtarben. So blieb das Land zwiſchen Heſſen-Caſſel und Heſſen-Darmſtadt getheilt (S. Heſſen). Wilhelm IV. war der Stifter der Linie Heſſen-Caſſel. Unter den ihm gefolgten Regenten, nämlich Moriz (1502), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch ſeinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regieren ließ, bis dieſer nach Friedrichs Tode (1751) ſelbſt zur Herrſchaft gelangte, Friedrich II. (1760)

und Wilhelm IX., wurde Heſſen-Caſſel zwar in mancherlei Streitigkeiten, mehr und minder wichtig, verflochten, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weiſe Einrichtungen, Herſtellung bedeutender Bildungsanſtalten und Beförderung des Kunſtfleißes und jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, einer der intereſſanteſten Staaten Deutſchlands. **Heſſen-Caſſel.** Churfürſt Wilhelm I. (als Landgraf IX.) königl. preuß. Feldmarſchall, geboren den 3. Juni 1743, vermählt den 1. Septbr. 1764 mit Wilhelmine Caroline, Tochter Friedrichs V., Königs von Dänemark, regierte anfangs in der Grafſchaft Hanau, ſeit dem 31. Jan. 1760, dann in Heſſen, ſeit dem 31. October 1785, nahm 1792 an dem Kriege gegen Frankreich Antheil, ſchloß 1793 einen Subſidienvertrag mit Großbritannien, und gab 8000 Mann Heſſen in brittiſchen Sold. Sein Heer ſtieß unter ſeiner perſönlichen Anführung zu der preußiſchen Armee. Nach dem Baſeler Frieden 1795 ſchloß er ebenfalls Frieden mit der franzöſiſchen Republik. Den 15. März 1803 nahm er die churfürſtliche Würde an, und erhielt durch den Reichsdeputationsſchluß Entſchädigungen für die jenſeit des Rheins verlornen Beſitzungen. Im J. 1804 mußte der engliſche Geſandte in Caſſel, H. Taylor, auf Verlangen der franzöſiſchen Regierung, gegen welche er feindſelige Plane betrieben haben ſollte, Heſſen verlaſſen. Im J. 1806 nahm der Churfürſt an Preußens Entwürfen gegen Frankreich Antheil. Er ſollte ein Heer in Weſtphalen befehligen. Auch begab er ſich nach Berlin und Potsdam. Allein er entſchied ſich, neutral zu bleiben, was ihm ſowohl Preußen als der Kaiſer Napoleon zugeſtand. Deſſenungeachtet behandelte ihn der Letztere nach der Schlacht bei Jena feindlich. Er ward aller ſeiner Länder verluſtig erklärt und genöthigt, ſich nach Schleswig zu ſeinem Bruder, dem Prinzen von Heſſen, zu flüchten. In der Folge lebte er in Prag von ſeinem Privatvermögen, ſeine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regierenden Herzogin von Gotha. Heſſen-Caſſel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde den 18. Aug. 1807 ein Beſtandtheil des neuen Königreichs **Weſtphalen** unter Hieronymus Napoleon. Die weſtphäliſche Herrſchaft dauerte bis zum 28. October 1813, da ein Corps von der Blücherſchen Armee in Caſſel einzog, dem am 30. Oct. der Churprinz und ſpäter der Churfürſt nachfolgte. Die bisherigen Formen der Verwaltung wurden abgeſchafft, und im Dienſtperſonale große Veränderungen vorgenommen. Der Regent behielt den Titel eines „Churfürſten" bei, mit dem jedoch das Prädicat „königliche Hoheit" verbunden wurde. Die Landwehr wurde bis auf 31 Bataillons und 10 Escadrons, die zuſammen gegen 30,000 Mann betragen, beſtimmt; das ſtehende Heer iſt gegen 10,000 M. ſtark. Auch vernahm der Churfürſt die Stände ſeines Landes über die öffentlichen Angelegenheiten, und gab dem Bauernſtand das Recht der Landſtandſchaft. Ihre Verhandlungen hatten wichtige Verfügungen in Anſehung des Schulden- und Steuerweſens zur Folge. Indeſſen ſind zur Zeit noch nicht alle Hoffnungen der verſchiedenen Claſſen der Staatsbürger, beſonders der weſtphäliſchen Domänenkäufer, deren Käufe der Churfürſt am 14. Jan. 1816 für ungültig erklärt hat, erfüllt, weswegen die Regierung ſich viele Widerſprüche und mannigfaltigen Tadel gefallen laſſen mußte. In dem deutſchen Territorialausgleichungsgeſchäfte trat der Churfürſt die niedere Grafſchaft Katzenellenbogen (zum Arrangement mit Naſſau),

die Herrſchaft Pleſſe, die Aemter Neuen-Gleichen, Uchte, Auburg und Freudenberg und die Probſtei Göllingen (zum Austauſch mit Hannover) an Preußen, die Aemter Frauenſee, Volkershauſen, Vach nebſt einem Theil der Vogtei Kreuzberg und des Amtes Friedewald aber an Sachſen-Weimar ab, wogegen er den größern Theil des Fürſtenthums Fulda und einige ritterſchaftliche Gerichte erhielt, von welcher Erwerbung er den Titel eines Großherzogs von Fulda annahm. Bei der Verſammlung am Bundestage hat Churheſſen die achte Stelle und im Pleno drei Stimmen. Die ſämmtlichen churheſſiſchen Staaten betragen 205 Quadratmeilen mit 548,000 Einwohnern und geben 3,700,000 Gulden Einkünfte. Das Privatvermögen des Churfürſten wurde 1815 zu 6 Millionen Gulden angeſchlagen. Das Land hat bergige, ſandige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gutes Ackerland und fette Wieſen, und an vielen Orten guten Weinbau. Beträchtlich iſt die Vieh- und Schafzucht; übrigens könnten Gewerbfleiß und Wohlſtand blühender ſein. Die Landesuniverſität iſt Marburg. Doch dürfen ohne churfürſtliche Erlaubniß nur Söhne von Eltern der erſten 7 Claſſen der Rangordnung, oder deren Väter den Rathstitel führen, und die älteſten Söhne der Pfarrer ſtudiren. Churheſſen hat dermalen drei Ritterorden. 1) Der Hausorden vom goldnen Löwen, geſtiftet von dem Vater des jetzigen Regenten, dem prachtliebenden Landgrafen Friedrich II. im J. 1770. Er wurde ſonſt, theils als Hofehre, theils als Belohnung für Verdienſte, jedoch nur Perſonen, die ſich durch Geburt oder Rang auszeichneten, ertheilt, und beſtand nur aus einer Claſſe. Der jetzige Churfürſt bildete ihn am 1. Jan. 1816 in zwei Claſſen, Commandeurs und Ritter, und in die Zahl der letztern ſind auch bürgerliche Beamte aufgenommen worden. 2) Der Orden pour la vertu militaire, ebenfalls vom Landgrafen Friedrich II. im J. 1769 eigentlich blos für heſſiſche Offiziere geſtiftet, doch haben ihn nachher auch verſchiedene fremde Militärs erhalten. Er beſteht blos aus Einer Claſſe. 3) Der Orden vom eiſernen Helme, geſtiftet vom jetzigen Churfürſten am 18. März 1814 zur Belohnung militäriſcher Verdienſte während des damaligen Krieges, nach deſſen Beendigung er nicht weiter vertheilt werden ſollte. Er ſollte aus drei Claſſen, Commandeurs und Rittern erſter und zweiter Claſſe beſtehen; es ſind aber keine Commandeurs ernannt worden. — Zu Churheſſen gehören folgende Nebenlinien: 1) die ältere Nebenlinie zu Heſſen-Philippsthal, die jüngere Nebenlinie zu Heſſen-Philippsthal-Barchfeld; 2) die Linie zu Heſſen-Rheinfels-Rothenburg.

Caſſel, Haupt- und Reſidenzſtadt des Churfürſten von Heſſen, liegt an der Fulda unter 51° 19′ 20″ nördlicher Breite und 27° 7′ 5″ öſtlicher Länge, und enthält nach einer im J. 1817 vorgenommenen Zählung ohne das Militär 21,168 Einwohner, worunter 771 Juden, in 1464 Wohnhäuſern. Sie wird in die Altſtadt, untere Neuſtadt und obere (franzöſiſche) Neuſtadt eingetheilt. Die Altſtadt und untere Neuſtadt ſind größtentheils ſchlecht und von Holz gebaut, die Straßen eng und winklig und die öffentlichen Plätze unregelmäßig; dagegen iſt die von, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, aus Frankreich vertriebenen Proteſtanten angelegte Oberneuſtadt in einem edlen Styl errichtet, ihre Plätze ſind durchgängig regelmäßig, die Stra-

ßen breit und ſchnurgerade, die Häuſer maſſiv, zum Theil prachtvoll; unter den Straßen verdient beſonders die 4500 Fuß lange Königsſtraße bemerkt zu werden, welche jeder europäiſchen Hauptſtadt zur Zierde gereichen würde, auch iſt die Bellevüe-Straße wegen der entzückenden Ausſicht ins Freie merkwürdig. Die untere Neuſtadt wird mit den übrigen Theilen der Stadt durch eine, im J. 1794 vollendete, 273 Fuß lange und 42 Fuß breite, ganz aus Quaderſteinen erbaute Fuldabrücke von 3 Bogen verbunden. — Wenige Städte Deutſchlands beſitzen ſo reizende Umgebungen, wie Caſſel; das Thal, worin dieſer Ort liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Reinhardswaldes, im Weſten vom Habichtswalde und im Süden von dem Sörewald beherrſcht; gegen Oſten zieht ſich beim Dorfe Bettenhauſen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über die in blauer Ferne der Meißner majeſtätiſch ſein Haupt erhebt. Die Fulda windet ſich bereits als ſchiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieſes Thal und verbirgt ihr Waſſer kaum 1 Stunde von der Stadt in den Schluchten des hohen Reinhardswaldes. Wilder, pittoresker und abwechſelnder, doch gemildert durch die verſchönernde Hand der Kunſt zeigt ſich die Natur auf der Seite der Wilhelmshöhe; einfacher, ländlicher iſt ihr Gewand im Oſten und Weſten der Stadt. Einen impoſanten Anblick in der Ferne gewährt indeſſen Caſſels Aeuſſeres nicht; ihm fehlt hierzu das, was andere Städte von gleichem Range erhebt, zahlreiche hohe Thürme. Die natürliche Lage des Orts macht das Clima rein und geſund. Einen Beweis davon geben die Geburts- und Sterbeliſten. In einem Zeitraume von 18 Jahren, von 1793 — 1810 waren daſelbſt überhaupt 11,216 geboren, und 11,954 geſtorben, mithin nur 738 mehr geſtorben, welches für eine Stadt von Caſſels Volksmenge eine geringe Sterblichkeit anzeigt. — Die Stadt zählt 9 Thore, 19 öffentliche Plätze, 65 Straßen und 7 Kirchen, wovon 5 reformirt, 1 lutheriſch und 1 römiſch-catholiſch iſt. Das Straßenpflaſter iſt im Ganzen vortrefflich, auf dem Königsplatze aber und in manchen andern Gegenden in der Stadt muſterhaft, meiſtens ein ſchwarzgrauer Baſalt; die nächtliche Erleuchtung geſchieht durch Laternen und Reverberen. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich aus: 1) der Friedrichsplatz mit der von Nahl (ſ. d. Art.) gehauenen coloſſalen Marmorſtatue Landgraf Friedrichs II., welche unter der weſtphäliſchen Regierung abgenommen, im J. 1817 aber wieder aufgerichtet worden; derſelbe bildet ein längliches Viereck von 1000 Fuß Länge und 450 Fuß Breite. 2) Der Königsplatz; er iſt zirkelrund und hat 256 Fuß im Durchmeſſer; in deſſen Mittelpuncte iſt ein Echo bemerkenswerth, welches die Töne ſiebenmal wiederholt; hier ward während der weſtphäliſchen Regierung die coloſſale Marmorſtatue Napoleons aufgerichtet, nach Auflöſung dieſer Regierung iſt dieſelbe abgenommen und an ihre Stelle eine Säule, welche eine große Laterne trägt, geſetzt worden. 3) Der Parade- oder Schloßplatz, das Reſidenzſchloß, welches hier ſtand und wovon ein Flügel am 24. Novbr. 1811 abgebrannt, iſt im J. 1817 gänzlich niedergeriſſen und an deſſen Stelle bereits der Grund zu einem neuen Schloß von größerm Umfang und edlerer Bauart gelegt worden. 4) Der Carlsplatz mit der Marmorſtatue des Landgrafen Carl. 5) Der Wilhelmsplatz. 6) Das Sechseck am Wilhelmshöher Thore. 7) Der Caſernenplatz. 8) Der Garde du Corpsplatz. 9) Der Gouvernementsplatz. 10) Der Cadettenplatz. 11) Der Markt-

plaß. — Zu den vorzüglichſten öffentlichen und Prachtgebäuden gehören: 1) das Muſeum Fridericianum, worin ſich die Bibliothek, das Kunſt- und Naturaliencabinet und der vormalige Verſammlungsſaal der weſtphäliſchen Reichsſtände befinden; 2) die Bildergallerie, welche die ſchäßbare Sammlung von Gemählden enthält, die im J. 1806 nach Paris gebracht und im J. 1815 von dort wieder zurückgeführt worden; 3) das Bellevueſchloß; 4) das churprinzliche Schloß; 5) der Palaſt der Churprinzeſſin; 6) der Palaſt der Churfürſtin; 7) das Zeughaus; 8) das Gießhaus; 9) das Meßhaus; 10) die Militär-Caſernen, beſonders die unter der weſtphäliſchen Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenanſtalten benußt werden; 11) das ſogenannte Fürſtenhaus; 12) die Sternwarte; 13) das Opernhaus; 14) das Oberneuſtädter Rathhaus; 15) das Caſtel; 16) das Kunſthaus, worin die Mahler- und Bildhauer-Akademie befindlich; 17) der Marſtall; 18) die unter der weſtphäl. Regierung erbaute Artillerieſchule, worin gegenwärtig das Cadetten-Inſtitut befindlich; 19) das Orangerieſchloß mit dem Marmorbade; 20) das Poſthaus; 21) die Charité vor dem Leipziger Thore. — Unter den Kirchen ſind beſonders merkwürdig die St. Martinskirche und die catholiſche Capelle. — Dicht vor der Stadt und in unmittelbarer Verbindung mit der Orangerie befindet ſich der große Luſtgarten, die Aue genannt, deren Flächeninhalt mit Inbegriff der Orangerie 40,400 Ruthen, die Ruthe zu 16 rheinl. Fuß gerechnet, beträgt. Eine Stunde entfernt liegt das durch ſeine Waſſerkünſte und reizende Anlagen berühmte Luſtſchloß Wilhelmshöhe (ſ. d. Art.) und 2 Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Luſtſchloß Wilhelmsthal. — Zu den vorzüglichſten Fabrikanſtalten in und bei Caſſel gehören mehrere Tabaksfabriken, 2 Wagenfabriken, eine Cattundruckerei, eine Gold- und Silberfabrik, eine Fayence- und Steingutfabrik, eine Korkpfropfenfabrik, eine Salpeterſiederei und chemiſche Fabrik, eine Bandfabrik, eine Papiertapetenfabrik, eine Lackirfabrik, eine Zuckerſiederei, eine Wachslichterfabrik, ein Kupfer- und ein Meſſinghammer, eine Spiegel-Folienfabrik, mehrere Hut-, Handſchuh- und Lederfabriken. — Als eine vorzügliche Annehmlichkeit von Caſſel verdient das ſeit einigen Jahren in der ſchönſten Gegend der Stadt errichtete und mit einer guten Leſeanſtalt verbundene Drazische Caffeehaus erwähnt zu werden, in welchem ſeit dem Jänner 1818 die Steinkohlen-Gasbeleuchtung mit dem ſchönſten Erfolge eingeführt worden. — Die Stadt hat übrigens merkwürdige Schickſale erlitten. Im 7jährigen Kriege wurde ſie als Feſtung verſchiedene Male von den franzöſiſchen Truppen beſeßt und war Hauptquartier ihrer Generale; ſie hielten ſich bis zum J. 1762 in derſelben; am 1. Novbr. dieſes Jahres zogen ſie ab und übergaben den Alliirten die Stadt mit Capitulation. Nach Beendigung des Kriegs wurden die Feſtungswerke geſchleift und die Stadt bedeutend verſchönert. Nach dem von Napoleon über die Preußen erfochtenen Siege bei Jena wurde Caſſel am 1. Nov. 1806 abermals von den Franzoſen beſeßt, und im folgenden J. 1807 zur Haupt- und Reſidenzſtadt des durch den Tilſiter Frieden neu geſchaffenen Königreichs Weſtphalen gewählt; welches zu Ende des J. 1813 in Folge der über die Franzoſen erfochtenen Siege der Alliirten wieder aufgelöſt worden. Die erſte Beſitznahme der Stadt von Seiten der Leßtern erfolgte nach einer kurzen Beſchießung derſelben durch das ruſſiſche Corps des General

Czernitſcheff am 28. Sept. 1813; der feierliche Einzug des Churfürſten geſchah am 21. Nov. 1813. K. M.

Caſſini (Giovanni Domenico), ein berühmter Aſtronom, dem ſeine Wiſſenſchaft große Entdeckungen verdankt, zu Perinaldo im J. 1625 geboren. Seine Studien vollendete er zu Genua bei den Jeſuiten mit vieler Auszeichnung. Der Zufall leitete ſeine Neigung auf die Aſtronomie. Er machte ſo ſchnelle Fortſchritte, daß ſchon im J. 1650 der Senat von Bologna ihm den erſten Lehrſtuhl der Aſtronomie auf der Univerſität übertrug. Es gab hier eine Mittagslinie, welche Ignazio Dante 1575 in der Kirche der heil. Petronia gezogen hatte, um die Äquinoctien und Solſtitien zur genauen Beſtimmung der Kirchenfeſte durch Beobachtung zu erhalten. Im J. 1653 erweiterte man die Gebäude der Kirche, und dies brachte Caſſini auf den Gedanken, eine längere und genauere Mittagslinie zu ziehen, mittelſt welcher die Unſicherheiten gehoben werden könnten, welche noch über die aſtronomiſchen Refractionen und über alle Elemente der Theorie der Sonne obwalteten. In 2 Jahren kam er mit dieſer ſchwierigen Arbeit zu Stande, deren erſte Früchte genauere Sonnentafeln, eine richtigere Beſtimmung der Parallaxe dieſes Geſtirns, und eine treffliche Tafel der Refractionen waren. Fremdartige Geſchäfte, womit der Senat von Bologna und nachher der Papſt ihn beauftragten, unterbrachen zuweilen ſeine aſtronomiſchen Arbeiten. Er befand ſich zu Citta della Piave in Toscana, als er mit Sicherheit auf der Scheibe des Jupiters die Schatten wahrnahm, welche die Trabanten deſſelben darauf werfen, wenn ſie zwiſchen dieſem Planeten und der Sonne befindlich ſind, und welche er genau von den Flecken auf der Jupitersſcheibe unterſchied. Durch erſtere berichtigte er ſeine Theorie von der Bewegung der Trabanten, durch letztere beſtimmte er die Umſchwungszeit des Jupiters um ſeine Axe auf 9 Stunden 56 Minuten. Die Umſchwungszeit des Mars fand er, durch Beobachtung ſeiner Flecken, 24 Stunden 40 Minuten. Zugleich machte er eine Menge von phyſikaliſchen Beobachtungen über die Inſecten, und übergab ſie Montalbano, welcher ſie in einer Ausgabe von Aldrovandi drucken ließ. Im J. 1668 gab Caſſini ſeine Ephemeriden der Jupiterstrabanten heraus; ein bewundernswürdiges Werk, ſo unvollkommes auch jetzt, mit Delambre's Arbeit verglichen, erſcheint. In Frankreich glänzten damals unter allen Ländern Europa's am meiſten alle Arten von Talenten. Auch Caſſini ward durch Colbert eingeladen; aber es war nicht ſo leicht, ihn ſeinem Vaterlande zu entziehen. Man erhielt ihn vermittelſt einer Verhandlung nur auf einige Jahre, nach deren Verlauf Italien ſeinen berühmten Mitbürger zurückfoderte. Caſſini ſelbſt war nicht Willens, in Frankreich zu bleiben. Endlich gelang es doch Colbert, ihn auf immer für Frankreich zu gewinnen. Im J. 1673 nahm Caſſini das franzöſiſche Bürgerrecht, und verheirathete ſich. Jetzt ſetzte er ſeine aſtronomiſchen Arbeiten mit doppeltem Eifer fort, und entdeckte, außer dem ſchon von Huygens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, deren noch 4 andere. Schon früher hatte er das Zodiacallicht entdeckt. Er zeigte ferner, daß die Mondaxe nicht, wie man geglaubt hatte, ſenkrecht auf der Ebene der Ekliptik ſtehe, und lehrte die Urſache des in der Theorie des Mondes unter dem Namen Libration bekannten Phänomens kennen. Die Geſetze dieſer Bewegungen, die er ſehr genau beſtimmte, ſind eine ſeiner ſchönſten Entdeckungen. Der Akademie überreichte er Unterſuchungen über den indiſchen Calender, und 1663 gab er neue und ge-

nauere Tafeln über die Jupiterstrabanten heraus. Zwei Jahre ſpäter ſah er ſeine Mittagslinie zu Bologna wieder, aber er war damals mit einer andern längern beſchäftigt, welche 1669 von Picard angefangen, von Lahire 1683 bis nördlich von Paris, und 1700 von Caſſini bis an die äußerſte Spitze von Rouſſillon fortgeführt wurde. Vierzig Jahre nachher iſt dieſelbe Linie von François Caſſini und La Caille, und 100 Jahre nachher von Mechain und Delambre gemeſſen worden, und das Reſultat dieſer letztern Meſſung weicht von dem durch Caſſini gefundenen nur um die Kleinigkeit von 21 Toiſen ab. Caſſini ſtarb, nachdem er einige Jahre früher ſein Geſicht verloren hatte, 1712 an Altersſchwäche.

Caſſini (Jacques), des Vorhergehenden Sohn, war 1677 zu Paris geboren und trat 1694 in die Akademie. Er begleitete ſeinen Vater nach Italien und bereiſete in der Folge Holland und England, und ward 1696 Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris beſchäftigte er ſich mit der Aſtronomie und Phyſik, und ſchrieb für die Akademie mehrere Memoiren, z. B. über die Electricität, über die Barometer, über den Stoß der Feuergewehre, über die Vervollkommnung der Brennſpiegel u. ſ. w. Im J. 1717 übergab er dieſer Geſellſchaft ſein großes Werk über die Neigung der Bahnen der Saturnstrabanten und ſeines Ringes. Aber allgemein machte er ſich durch ſeine Arbeiten zur Beſtimmung der Geſtalt der Erde bekannt. Bei der erſten 1669 begonnenen Meſſung glaubte man, die Grade des Meridians nach Norden kürzer zu finden, als nach Süden, und man ſchloß daraus auf eine Verlängerung der Erde nach den Polen zu (ſ. Abplattung). Caſſini, der 1701 dieſe Meſſung mit ſeinem Vater bis Canigou und 1718 bis Dünkirchen fortgeſetzt hatte, gab bei dieſer Gelegenheit ſein dieſe Behauptung enthaltendes Werk De la grandeur et de la figure de la terre heraus. Alle Anhänger des Newtonſchen Syſtems widerſprachen einem Reſultat, das demjenigen entgegen war, welches das Princip der Anziehung und der Umwälzung der Erde um ihre Axe gab. Man warf ein, der gemeſſene Bogen, obwohl er ungefähr 9 Grade betrug, ſei nicht groß genug, um mit Sicherheit darauf fußen zu können. Ludwig XV. befahl hierauf, die Grade des Meridians unter dem Aequator und den Polarkreis zu meſſen; aber um das Problem auf eine directere Weiſe zu löſen, wurde die Akademie 1733 beauftragt, die Länge von ganz Frankreich, von Breſt bis Straßburg, zu meſſen. Caſſini leitete dieſe Arbeit, und verfiel dabei in einige Irrthümer, welche der Mangelhaftigkeit der Inſtrumente der frühern Beobachter, denen er zu viel gefolgt war, zuzuſchreiben ſind. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Thury im J. 1756.

Caſſini de Thury (Ceſar François), des Vorigen Sohn, geb. 1714, war noch nicht 22 Jahre alt, als er in die Akademie der Wiſſenſchaften trat. Die Sammlungen derſelben enthalten viele Memoiren von ihm; aber ſeinen ganzen Fleiß beſchäftigte ein größeres Werk. Man hatte den Plan gemacht, Frankreich geometriſch zu vermeſſen; Caſſini erweiterte ihn dahin, ganz Frankreich topographiſch aufzunehmen, auf dieſe Weiſe den Abſtand aller Oerter von dem Meridian von Paris und dem Perpendicularkreis dieſes Meridians zu beſtimmen. Nie hatte man eine größere, aber auch für die Geographie nützlichere Arbeit unternommen. Es bedurfte dazu großer Unterſtützungen von Seiten der Regierung, welche aber 1756 aufhörten. Indeß gelang es Caſſini, die Arbeiten dennoch fortzuſetzen, und

faſt ihre völlige Beendigung zu erleben. Auf ſeinen Antrieb trat eine Geſellſchaft zuſammen, welche die Koſten vorſchoß, und ihre Vorſchüſſe aus dem Verkaufe der Karten wieder erhielt. Er ſtarb an den Pocken im J. 1784. Die ſchöne Unternehmung der Karten wurde von Jacques Dominique Caſſini, Mitgliede des Inſtituts, fortgeſetzt. Dieſer übergab 1789 der Nationalverſammlung 180 Blätter, wozu ſpäter noch zwei hinzugekommen ſind. Unſtreitig iſt dieſe Caſſiniſche Karte das größte topographiſche Werk, das bis jetzt ausgeführt worden. Sie bildet ein Ganzes von 33 Fuß Höhe und 34 Fuß Breite. Der Atlas national iſt eine Reduction derſelben auf ein Drittel des Maßſtabs; außerdem gibt es noch eine andere Reduction auf ein Viertel, in 24 Blättern.

Caſſius Longinus (Caj.), ein tapferer, freiheitsliebender Römer und Freund des Brutus. Er rettete als Quäſtor des Craſſus die wenigen in der mörderiſchen Schlacht gegen die Parther übrig gebliebenen römiſchen Soldaten, und behauptete damit Syrien gegen die Parther, bis zur Ankunft des Bibulus. In dem zwiſchen Pompejus und Cäſar ausgebrochenen bürgerlichen Kriege ſchlug er ſich zur Partei des erſtern, dem er als Befehlshaber zur See wichtige Dienſte leiſtete. Als Cäſar die pharſaliſche Schlacht gewonnen hatte, und den Pompejus auf ſeiner Flucht verfolgte, ſtieß dieſer beim Ueberſetzen über den Hellespont mit wenigen Fahrzeugen auf die aus 70 Segeln beſtehende feindliche Flotte, welche Caſſius commandirte. Cäſar foderte ſie zur Uebergabe auf, und Caſſius, über den Muth und die Kühnheit Cäſars erſtaunt, gehorchte ihm. Als aber über Cäſars Abſicht, ſich zum Oberherrn des römiſchen Staats aufzuwerfen, kein Zweifel mehr blieb, faßte Caſſius, als ein eifriger Republikaner, den Entſchluß, ihn zu tödten, und führte ihn, vereint mit mehreren Mitverſchwornen, im Jahre Roms 709 aus. Dann warb er in Verbindung mit Brutus eine Armee, um mit den übrigen Republikaniſchgeſinnten die erlangte Freiheit zu behaupten. Es kam zwiſchen dieſen und Octavius und Antonius, die Cäſars Tod zu rächen vorgaben, bei Philippi zu einer Schlacht, in welcher Caſſius, weil er Alles für verloren hielt, ſich ſelbſt ermordete (im J. Roms 711). Brutus nannte ihn den letzten Römer (Vergl. Brutus und Cäſar.)

Caſtagnetten ſind kleine hölzerne kaſtanienfarbene Inſtrumente, ungefähr in Form einer großen Nußſchale, welche vermittelſt einer durch eine Oeffnung gezogenen Schnur um den Daumen gebunden und beim Tanz gegen einander angeſchlagen werden. Seit langer Zeit waren ſie bei den Mohren, Spaniern und Zigeunern im Gebrauch. Gegenwärtig bedient man ſich ihrer noch in Gascogne, um bei gewiſſen lebhaften Tänzen den Tact damit anzugeben. Auch die Alten brauchten bei ihren Tänzen und Bacchusfeſten kleine Cimbalen, die mit den Caſtagnetten viel Aehnlichkeit hatten. Bei charakteriſtiſchen Chören in unſern Balleten führen ſie die Tänzer, und ſie ſind hier von einer angenehmen Wirkung.

Caſtalia, ein berühmter Quell in der Stadt Delphi, nahe bei dem Tempel des Apollo. Diejenigen, welche das Orakel fragten, tranken aus dieſem Quell, und auch die Pythia, bevor ſie Götterſprüche ertheilte, trank daraus und badete in demſelben.

Caſtannos (Don Franzesco de), ſpaniſcher General, unſterblich in der Geſchichte dadurch, daß er als Anführer einer Armee-Abtheilung in Verbindung mit einem Volksaufſtande den General Du-

pont de l'Etour in der Sierra Morena am 20. Juli 1808 zur Niederlegung der Waffen zwang und mit ihm die berühmte folgenreiche Capitulation von Baylen abſchloß. Er ſtammt aus einer vornehmen Familie in Biscaya, und iſt ein Zögling des berühmten Generals, Grafen Orelly, der mit Caſtannos Schweſter verheirathet war. Er war 1743 geboren, diente zuerſt unter ſeinem Schwager und begleitete dieſen auch nach Deutſchland, wo er in des großen Friedrichs Schule die Tactik ſtudirte. Sein Avancement hatte er theils ſeinen Verbindungen, theils ſeinen Talenten zu danken. Im J. 1794 diente er als Oberſt in der Armee von Navarra unter Caro, und zeichnete ſich mit ſeinem Regimente bei jeder Gelegenheit ſo ſehr aus, daß es als das Vorbild der ganzen Armee galt. Er wurde 1798 General-Lieutenant, und bald darauf, als erklärter Feind des Friedensfürſten, mit mehreren andern Offizieren aus Madrid verbannt. Beim Eindringen der Franzoſen bot er den Inſurgenten ſeine Dienſte an, und erhielt 1808 das Commando eines Armeecorps an der Grenze von Andaluſien, wo Dupont vorzubringen Miene machte. Mit einer Armee von 9000 Mann Linientruppen und etwa 30,000 Bewaffneten aus dem Volke zwang er den General Dupont zu der erwähnten Capitulation (S. d. Art. Baylen). Dieſe Waffenthat verſchaffte ihm großes Anſehen, das aber durch den Verluſt der Schlacht bei Tudela (Nov. 1808) wieder ſank; doch ſeine Anſtrengungen ließen deſſen ohngeachtet nicht nach. Im J. 1811 ernannte ihn die Regentſchaft zum General en Chef der vierten ſpaniſchen Armee und zum Commandanten mehrerer Provinzen. Er wurde nun der Waffengefährte und Nebenbuhler Wellingtons, und entfaltete große militäriſche Talente in der Schlacht bei Vittoria, die zum Theil durch ſeine und ſeiner Truppen Tapferkeit gewonnen wurde. Die Regentſchaft beging die Ungerechtigkeit, ihm das Commando abzunehmen und ihn zum Staatsrathe zu ernennen. Er ſchrieb dem Kriegsminiſter: „Ich habe die Genugthuung, dem Feldmarſchall Freyre das Commando, das ich 1811 vor Liſſabon übernahm, an der Grenze von Frankreich zu übergeben." Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalcapitän von Catalonien, und mit Orden beehrt. Im J. 1815 commandirte er die zum Einrücken in Frankreich beſtimmte Armee. Im J. 1816 legte er ſeine Stelle nieder, um ſeine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Caſten. Mit dieſem Wort bezeichnet man gewiſſe Stände, deren Vorrechte und Laſten erblich ſind. Der Name iſt portugieſiſch, und wurde zuerſt von den Eroberern Oſtindiens unter Albuquerque für die oſtindiſchen Stämme gebraucht, deren Geſchäfte, Sitten und Lebensart, Vorrechte und Pflichten dort erblich ſind. Nach und nach hat man dieſen Ausdruck auch auf die Stände in Europa angewandt. Unſtreitig iſt dieſe Einrichtung bei den Völkern der alten Welt, die auf einer gewiſſen Stufe der Bildung ſtehen blieben, allgemein, und ſehr früh eingeführt worden. Stolz und Herrſchſucht waren wohl die erſte Veranlaſſung dazu, daß ſich gewiſſe Familien von andern abſonderten, um ihre Kenntniſſe, ihre Künſte, oder ihre Vorrechte nicht allgemein werden zu laſſen. So war, nach Strabo's und Plutarchs Zeugniß, die Prieſtercaſte in Aegypten die älteſte und die geachtetſte. Aus ihr wurden die Könige gewählt, und ſie beherrſchte das Volk auf eine völlig despotiſche Art. Aus Gemächlichkeit und aus Gehorſam blieb der Sohn immer bei den Regeln und Gebräuchen, die er vom Vater erlernt hatte. Um ſich deſto mehr von den niedern Caſten zu

unterſcheiden und den Schein der Heiligkeit fortdauernd um ſich zu verbreiten, führten ſie eine ſtrenge Lebensordnung und enthielten ſich mancher Dinge, die den übrigen Aegyptern erlaubt waren. Die beiden andern Caſten waren die Ackerleute und die Gewerbe und Handel treibende. Von Aegypten ging dieſe Einrichtung wahrſcheinlich zu den älteſten Griechen über. Denn nicht gerechnet, daß die Prieſter, beſonders die, die in den Tempeln des Aesculap die Arzneikunde übten, eine ganz abgeſonderte und erbliche Caſte ausmachten, ſo ſagt Plato im Timäus ausdrücklich, daß die älteſten Bewohner von Attica eine ähnliche Caſteneinrichtung gehabt, und Ariſtoteles bezeugt, daß Minos in Creta die ägyptiſchen Caſten eingeführt habe. So erzählt Herodot von den Medern und Strabo von den Iberiern, daß die ganzen Völker ſich in dergleichen erbliche Caſten getheilt haben. Auch von den Perſern weiß man, daß ſie vier erbliche Stände hatten, den Stand der Prieſter, der Soldaten, der Ackerleute und der Handwerker. Selbſt von den alten Deutſchen iſt es aus einzelnen Stellen im Tacitus wahrſcheinlich und von den Angelſachſen gewiß, daß ſie eine ähnliche Einrichtung hatten. Sogar die Peruaner und Mexicaner zeigen Spuren der Caſten, nach den Nachrichten, die Clavijero geſammelt hat. Da dieſe Einrichtung ſo weit unter den Völkern der Erde verbreitet iſt, ſo iſt es wohl der Mühe werth, ihren Gründen nachzuforſchen. Der urſprüngliche Stand des Menſchen iſt höchſt wahrſcheinlich der des Jägers. Wird der Menſch Hirt, ſo hat er ſchon einen bedeutenden Schritt gethan, um eine bürgerliche Geſellſchaft zu bilden. So lange eine Nation nur noch aus Jägern und Hirten beſteht, ſorgt ein jeder Familienvater ſelbſt für die Bedürfniſſe der Seinigen: er bedarf keiner fremden Hülfe, und es gibt weder Handwerker noch Künſtler, weder Prieſter noch Fürſten, weil die rohe Natur einfach iſt und leicht befriedigt wird. Nimmt aber die Bevölkerung zu, ſind die Herden nicht mehr hinlänglich, die Menſchen zu ernähren, iſt das Wild der Wälder ſeltener geworden, ſo müſſen nothwendig die Arbeiten getheilt werden. Während der Hausvater auf einer oft entfernten Jagd iſt, müſſen ſeine Herden gehütet, muß ſeine Kleidung beſorgt und manche andere Arbeit verrichtet werden, worin ſich Einer und der Andre ſeiner Hausgenoſſen vorzüglich auszeichnet. Die natürliche Trägheit des Menſchen macht nun, daß man die erworbenen Kunſtfertigkeiten, die man mit großer Mühe erlangt hat, lieber ſeinen Kindern mittheilen und auf ſie forterben will, als einen Fremden darin unterrichten. Da nun der urſprüngliche Zuſtand einer jeden Nation den Aberglauben begünſtigt, weil die Naturgeſetze noch ganz unbekannt ſind, ſo wird ein Stand oder eine Familie, die ſich des Umgangs mit Göttern rühmt, allemal die geehrteſte ſein, und da die Krankheiten immer als Strafen der Gottheiten angeſehen werden, ſo müſſen die Prieſter auch jederzeit Aerzte ſein. Die Vertheidigung gegen andere Nationen oder die Angriffe auf die Letztern machen den Krieger nothwendig, geben ihm beſondere Vorrechte, und ſo wird am Ende auch dieſer Stand erblich und deſto geehrter, je länger er ſchon erblich geweſen. Die den Ackerbau treiben, ſind zwar ohne große Anſprüche auf geheime Kenntniſſe, aber die Beſchwerden ihrer Lebensart laſſen ſich doch eher ertragen, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt iſt, und das Beiſpiel des Vaters dieſe Mühe erleichtert. So entſtehen nach und nach die Caſten der Handwerker und der Gewerbe treibenden Stände. Dieſe abgeſonderten Stämme bei-

rathen gewöhnlich unter ſich, weil ſie ſonſt bald mit andern zuſammenfließen würden, und das Geheime ihrer Regeln und Kunſtfertigkeiten verloren gehen müßte. In Oſtindien hat die Einrichtung der Caſten vielleicht den höchſten Grad der Strenge erreicht; denn die Prieſter laſſen aus den einzelnen Gliedern des Schöpfers einzelne Caſten hervorgehn. Die Brachmanen, als die erſte Caſte, ſollen aus Brama's Munde entſprungen ſein, daher ſie die Ausleger des göttlichen Willens genannt werden. Nach dem Geſetzbuch des Menu ſind die Brachmanen es allein, die mit den Göttern des Firmaments unaufhörlich die reinſte Butter eſſen und die feinſten Kuchen. Sie ſind unverletzlich, und kein Laſter, kein Verbrechen, es ſei welches es wolle, kann an ihnen geſtraft werden. Wer ſich nur herausnimmt, einen aus dieſer Caſte belehren zu wollen, dem wird ſiedendes Oel in den Mund gegoſſen. Die zweite Caſte iſt die militäriſche. Zwar ſehen die Brachmanen mit Verachtung auf ſie herab, aber alle übrigen Caſten zeigen vor dieſer die größte Ehrerbietung. Dann folgt im Range die Caſte der Ackerbauer und der Gewerbetreibenden, und endlich die verachtende dienende Claſſe der Sudras. Die niedrigſten und verächtlichſten Dienſte ſind für dieſe Menſchen religiöſe Handlungen. Sie ſind von allem Eigenthum ausgeſchloſſen, und die höhern Caſten können ſich alles zueignen, was ein Sudra zu beſitzen glaubt, denn wirklich kann er nichts beſitzen. Es darf geſetzlich niemand an der Bildung eines Sudra's arbeiten; er darf kein heiliges Buch leſen, und iſt von aller Hoffnung eines beſſern Zuſtandes jenſeits des Grabes ausgeſchloſſen. Hier ſieht man unſtreitig die ſchrecklichſten und unnatürlichſten Folgen einer ſolchen Abſonderung in Caſten. Es iſt unmöglich, ernſtlich dieſe Einrichtung als vortheilhaft für eine gebildete Nation vertheidigen zu wollen. Höchſtens kann man ſagen, daß, ſo lange die Cultur noch keine bedeutende Fortſchritte gemacht, ſich die Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten beſſer erhalten, wenn ſie vom Vater auf den Sohn fortgehen. Aber auch nur erhalten können ſie ſich; vermehrt, freier ausgebildet, nützlicher angewandt werden ſie nie, ſo lange ein engherziges Familienintereſſe die Inhaber dieſer Kenntniſſe nöthigt, ſie geheim zu halten. Nie hätten ſich die Asklepiaden die Geheimniſſe der mediciniſchen Gaukelei entreißen laſſen, wenn nicht der Geiſt der Zeit und die beſtändige Gegenwart der heller ſehenden Philoſophen in den Tempeln des Aeſculap ſie gezwungen hätten, die Maske abzunehmen. Aber ſelbſt da, als einer aus ihnen, der unſterbliche Arzt von Kos, von den berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit gebildet, und im Umgang mit den erſten Männern ſeines Volkes, wahre Wiſſenſchaft an die Stelle der Gaukelei und reine Erfahrung für Aberglauben ſetzen lernte, ſelbſt da noch verfloſſen Jahrhunderte, ehe die alte Caſte ihren Vortheilen entſagen lernte. Empörend iſt es für jeden Unbefangenen, einen Menſchenſtamm ſich über den andern erheben zu ſehen, weil er, unter günſtigern Umſtänden geboren, gewiſſe Vorrechte genießt, die ihm nur ein finſteres Zeitalter geſtatten kann. Nichts in der Welt entſchuldigt auch unter uns die Anmaßung ſolcher Caſten, wenn es nicht ihr eigner Mangel an Einſicht iſt. Je mehr ein Volk an wahrer Bildung zunimmt, deſto allgemeiner muß dieſe ſein, deſto größeren Werth muß dieſe haben, und deſto geringer müſſen im Verhältniß gegen ſie alle die Vorzüge geſchätzt werden, welche die Zufälle der Geburt und des Reichthums gewähren. Immer allgemeiner, immer mehr unter dem Volke verbreitet muß die wahre Lehre wer-

den, daß die Verdienſte des Vaters nimmermehr auf den Sohn forterben, daß der Adel nur eine Erinnerung deſſen iſt, was die Vorfahren thaten, daß er nur eine Aufmunterung ſein ſoll, ihre Tugenden nachzuahmen und ſich gleiche Verdienſte zu erwerben, daß nur Vorzüge des Geiſtes und ausgezeichnete Talente, nie aber die Geburt, zu Staatsämtern berechtigen, und daß ſelbſt im Wehrſtande nichts verderblicher iſt, als Caſtengeiſt.

Caſti (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Dichter, war 1721 geb., machte ſeine erſten Studien auf dem Seminar von Monteſiaſcone, ward dann Profeſſor daſelbſt und erhielt ein Canonicat an dem dortigen Dom. Er faßte früh Neigung zum Reiſen. Nachdem er Frankreich beſucht hatte, kehrte er nach Italien zurück. Hier hatte ihn der Fürſt von Roſenberg, Gouverneur des Prinzen Leopold von Toscana, welcher ſpäter Großherzog und endlich Kaiſer ward, kennen gelernt. Dieſer lud nach ſeiner Rückkehr nach Wien den Abt Caſti zu ſich ein und ſtellte ihn Joſeph II. vor, welcher den Geiſt des Dichters zu ſchätzen wußte, und ihn oft in ſeine vertrauten Unterhaltungen zog. Caſti ergriff begierig jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, um an andern Höfen vorgeſtellt zu werden, indem er ſich, jedoch ohne Amt und Titel, an mehrere Geſandtſchaften anſchloß. So wurde er der Kaiſerin Catharina II. vorgeſtellt, welche ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm. Er beſuchte auch den berliner Hof und einige andere deutſche Höfe. Als er darauf nach Wien zurückgekehrt war, ließ ihn der Fürſt von Roſenberg, welcher Hofſchauſpieldirector war, nach Metaſtaſio's Tode zum Poeta cesareo (kaiſerlichen Hofpoeten) ernennen. Nach Joſephs II. Tode aber foderte Caſti ſeinen Abſchied, und zog ſich nach Florenz zurück, wo er einen großen Theil ſeiner Werke ſchrieb. Im J. 1798 kam er nach Paris. Ungeachtet des hohen Alters hatte er noch die ganze Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes. Seine Heiterkeit, ſeine durch einen leiſen Anſtrich von boshafter Laune gewürzte Naivetät, ſeine Welterfahrenheit machten ſeinen Umgang höchſt anziehend; dabei war ſein Charakter feſt und ſein Betragen regelmäßig. Mit ſeiner Liebenswürdigkeit aber verband er auch alle Eigenſchaften, welche Hochachtung einflößen. Eine Erkältung machte 1803 plötzlich ſeinem Leben ein Ende. Er war 82 Jahre alt, und dennoch ſchien, bei ſeiner ſtets ungeſchwächten Geiſtes- und Körperkraft, ſein Tod frühzeitig. Wir beſitzen von ihm folgende Werke: Novelle galanti dell' Ab. C., welche zuletzt zu Paris 1804 unter dem Titel Novelle di Giamb. Casti in 3 Bänden erſchienen ſind. Ihre Zahl beläuft ſich auf 48. Faſt alle ſind zügellos, aber zugleich anziehend durch die Lebhaftigkeit, Originalität und Eleganz des Styls. Ein Gleiches läßt ſich von ſeinem großen Gedicht: Gli animali parlanti, poema epico diviso in XXVI canti di Giamb. Casti (Paris 1802, 5 Vol.) ſagen. Eine deutſche Ueberſetzung davon, im Versmaß der Urſchrift, erſchien 1817, die redenden Thiere u. ſ. w. 3 Thle, gr. 8. Bremen. Sehr angenehm ſind ſeine Rime anacreontiche, und höchſt originell und luſtig ſeine komiſchen Opern, La grotta di Trofonio, Il Re Teodoro in Venezia u. ſ. w.

Caſtiglione (Baltaſarre), einer der eleganteſten italieniſchen Schriftſteller des 15. und 16. Jahrhunderts, war 1478 zu Caſatico im Mantuaniſchen geboren. Seine Mutter war aus dem regierenden Hauſe Gonzaga. Er ſtudirte unter berühmten Lehrern zu Mailand. Da er aber den Waffen beſtimmt war, trat er in die

Dienſte des Herzogs von Mailand, Ludwig Sforza, nach deſſen Gefangennehmung durch die Franzoſen er nach Mantua zurückkehrte, wo der Marquis von Gonzaga ihn aufnahm. Er begleitete denſelben zu Ludwig XII. nach Pavia und war im Gefolge dieſes Königs bei ſeinem feierlichen Einzuge in Mailand. Einige Jahre nachher trat er in die Dienſte des Herzogs von Urbino, Guidobaldo de la Novera, der ihn zum Anführer einer Compagnie von 50 Mann machte. Caſtiglione folgte dem Herzoge bei ſeinen Unternehmungen, und ward bald eine Zierde des ſeinen prächtigen Hofes von Urbino. Die glänzenden Eigenſchaften, die er mit Kenntniſſen, Talenten und den liebenswürdigſten Sitten verband, bewegen den Herzog, ihn 1505 zu ſeinem Geſandten bei Heinrich VII. von England zu ernennen. Der König nahm ihn huldvoll auf, ernannte ihn zum Ritter ſeiner Orden und machte ihm reiche Geſchenke. Er kam 1507 nach Urbino zurück, und ward bald darauf mit einer wichtigen Sendung an Ludwig XII. nach Mailand geſchickt. Guidobaldo's Nachfolger, Herzog Franceſco Maria, ſchenkte ihm nicht minder ſeine Gunſt, erhob ihn zum Grafen und gab ihm das Schloß von Nuvillara bei Peſaro zum Lehen. Als Leo X. 1513 Papſt geworden war, erſchien Caſtiglione bei demſelben als Abgeſandter ſeines Herrn, fand auch hier die ehrenvollſte Aufnahme, und trat mit den berühmteſten Literatoren und Künſtlern in freundſchaftliche Verbindung. Nachdem er ſich mit dem Marquis von Mantua, der ſeinen Uebertritt in fremde Dienſte übel empfunden, wieder ausgeſöhnt hatte, ging er nach Rom, um von Leo X. für den neuen Herzog von Urbino, Federigo, den Befehl über die päpſtlichen Truppen, den ſein Vater geführt hatte, auszuwirken. Ein glücklicher Erfolg krönte 1521 ſeine Bemühungen. Auf eine andere Weiſe diente er dem jungen Herzog in dem Kriege gegen die Franzoſen, und ward 1523, nach Clemens VII. Wahl, nach Rom geſandt. Als dieſer Papſt das Jahr darauf die wichtigſten Angelegenheiten mit Carl V. zu verhandeln hatte, legte er ſie, mit des Herzogs von Urbino Bewilligung, in Caſtiglione's Hände. Im J. 1525 hielt der neue Geſandte ſeinen Einzug in Madrid, begleitete den Kaiſer nach Toledo, Sevilla und Grenada, und ſtand in großer Gunſt bei demſelben. Dennoch kam der Friede nicht zu Stande, vielmehr ward im J. 1527 Rom von der Armee des Connetable von Bourbon (ſ. d.) genommen und geplündert. Dies Ereigniß verurſachte Caſtiglione den tiefſten Schmerz; der Papſt beſchuldigte ihn der Vernachläſſigung ſeines Intereſſes. Zwar gelang es ihm, ſich zu rechtfertigen, aber ſeine Ruhe gewann er nicht wieder. Der Kaiſer, der ſeine Sorgfalt für ihn verdoppelte, naturaliſirte ihn als Spanier und gab ihm das reiche Bisthum von Avila; Caſtiglione aber weigerte ſich, es vor der völligen Ausſöhnung des Kaiſers mit dem Papſte anzunehmen. Er war nicht ſo glücklich, Zeuge dieſes Ereigniſſes zu ſein; der Kummer hatte ſeine Geſundheit untergraben. Im J. 1529 erkrankte er zu Toledo, und ſtarb wenige Tage darauf. — Caſtiglione hat einige Werke hinterlaſſen, von denen ſein Libro del Cortegiano das berühmteſte iſt. Er lehrt darin die Kunſt, die ein Hofmann anwenden müſſe, um ſeinem Fürſten angenehm und nützlich zu ſein, und überhaupt am Hofe mit Erfolg aufzutreten. Die Schreibart iſt muſterhaft. Die ältern Ausgaben verdienen als vollſtändiger den Vorzug. Auch ſeine nicht zahlreichen italieniſchen und lateiniſchen Poeſien ſind Muſter der Eleganz. Seine Briefe (Padua 1769) ſind zugleich für die politiſche und Literargeſchichte wichtig.

**Caſtilien**, das größte Königreich in Spanien. Die Natur theilt es durch ein langes Gebirge in zwei Theile, von denen der nördliche Alt-Caſtilien, der ſüdliche Neu-Caſtilien heißt. Jenes bekam dieſen Namen, weil es den Saracenen eher, als das andere, entriſſen worden. Es begreift die Provinzen Burgos, mit la Montana, Soria, Segovia und Avila. Zu Neu-Caſtilien gehören die jetzigen Provinzen Madrid, Toledo, Guadalarara, Cuenza und la Mancha. In jenem ſind die Flüſſe: Duero, Ebro, Altajada, Andaja, Arevalillo, Piſuerga, Arlanza und Arlanzon; in dieſem: der Tajo mit der Xarama, Guadarrama und Alberche, die Guadiana mit dem Manzanares, Henares und Huescar. Beide Provinzen ſind ſehr gebirgig. Die merkwürdigſten Gebirge ſind die Montes de Toledo y Molina und die Sierra Morena; die vorzüglichſten Städte Madrid, Toledo u. a.; die Producte Getreide, Wein, Schafe mit Fettſchwänzen und der feinſten Wolle (Merinos), Salz, Safran, Rindvieh u. ſ. w. Nach den Begebenheiten zu Bayonne im J. 1808 brach in Caſtilien zuerſt das Feuer des Aufſtandes gegen den neuen König Joſeph aus. In der Sierra Morena mußte ſich General Dupont mit ſeiner Armee den ſpaniſchen Generalen Caſtannos und Reding zu Gefangenen ergeben.

**Caſtlereagh** (Lord), Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in England, einer der berühmteſten, größten und glücklichſten Staatsmänner unſerer Zeit. Er iſt der älteſte Sohn des Grafen von Londonderry, aus deſſen erſter Ehe mit der Schweſter des Marquis von Hertford; er wurde 1769 in Dublin geb., machte ſeine erſten Studien in Armagh unter Hurrock und vollendete ſie auf der Univerſität zu Cambridge. Eben von der Akademie zurückgekehrt, wurde er zum Mitgliede des irländiſchen Parlaments gewählt. Dieſe Wahl hatte er dem Einfluß und Reichthum ſeines Vaters zu danken, der mehr als 30,000 Pf. St. aufwendete, um ſeinen Sohn ins Parlament zu bringen. Er zeichnete ſich bald aus, insbeſondere bei der Verhandlung, ob Irland auch nach Oſtindien handeln dürfe, und trat hier auf die Seite der Volkspartei. Die Oppoſitionspartei ſchmeichelte ſich, an ihm eine neue Stütze zu gewinnen, aber bald ſah ſie ihren Irrthum ein, da Caſtlereagh mit Eifer die grauſamen Maßregeln der Regierung vertheidigte, das irländiſche Volk niederzuhalten. Nachdem Lord Camden, ſein naher Verwandter, zum Vicekönig von Irland war ernannt worden, wurde er erſter Staatsſecretär und behielt dieſe Stelle auch unter ſeinem Nachfolger. Er entwickelte auf dieſem Poſten große Geſchicklichkeit, und zeigte während der Unruhen 1793 eben ſo viel Muth, als Standhaftigkeit und Strenge. Nach der Staatsvereinigung Irlands mit England und Schottland, an welcher großen politiſchen Maßregel Caſtlereagh bedeutenden Theil hatte, trat er in das allgemeine großbritanniſche Parlament (Imperial Parliament) ein. Unter Addingtons Miniſterium bekleidete er in der Adminiſtration die Stelle eines königl. geheimen Raths, und nachdem Pitt die Zügel der Regierung nach dem Bruche des Friedens von Amiens wieder aufgefaßt hatte, erhielt Caſtlereagh die Stelle als Kriegsminiſter. Nach Pitts Tode trat auch Caſtlereagh mit ſeinen Collegen aus dem Miniſterium, bis nach Percevals Eintritt in daſſelbe, wo er ſeinen vorigen Poſten wieder einnahm. Die Unternehmung gegen Walchern entzweite ihn mit Canning, ſeinem Collegen, und es hatte ſelbſt ein Zweikampf zwiſchen ihnen Statt, in welchem Letzterer verwundet

wurde und in Folge deſſelben nach ſeiner Wiederherſtellung aus dem Miniſterium trat. Jetzt wurde Caſtlereagh (1809) Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, welchem wichtigen Poſten er in der ſo unendlich bewegten Zeit von 1809 bis 1816 mit Ruhm und Ehren vorgeſtanden hat. Im Nov. 1813 ging er als Bevollmächtigter ins Hauptquartier der Alliirten, und nahm Theil am Congreß von Chatillon. Der Tractat von Fontainebleau war bereits geſchloſſen, als Caſtlereagh in Paris ankam, er weigerte ſich, ihn zu unterzeichnen, weil er Napoleon den Kaiſertitel ließ, welchen England nie anerkannt hat. Auf dem Congreß in Wien 1814 hatte er als Abgeſandter von Großbritannien den wichtigſten Einfluß. Nach der Rückkehr Napoleons kehrte auch Caſtlereagh nach England zurück, und bewirkte trotz dem Widerſtreben der Oppoſitionspartei, daß der neue Krieg mit großem Erfolge geführt werden konnte. Man kann unſtreitig ſeinem großen politiſchen Charakter einen bedeutenden Theil der glücklichen Erfolge zuſchreiben, welche das vereinigte Europa gegen die Präponderanz Napoleons in dieſem Zeitpuncte errungen hat. An den Friedensunterhandlungen in Paris und Wien, ſo wie an dem Congreß in Aachen, nahm er gegen die Gewohnheit engliſcher Staatsminiſter perſönlich Theil. Die Oppoſition ſtichelt gern, da ſie ihm ſonſt nicht viel anhaben konn, über ſeine Eitelkeit und angenommenen Stolz, ſeit er mit Kaiſern und Königen täglich Umgang gehabt habe. Er iſt ſeit 1794 mit der jüngſten Schweſter des Grafen von Buckingbamſhire verheirathet.

Caſtor und Pollux waren die Söhne des lacedämoniſchen Königs Tyndarus und der Leda, nach Andern aber des Jupiters und der Leda. Die Fabelgeſchichte erzählt: Leda gebar 2 Eier, wovon das eine den Caſtor und Pollux, das andere die Klytämneſtra und Helena enthielt. Pollux und Helena waren aus Jupiters Umarmung (welcher der Leda in Geſtalt eines Schwans genaht war) und unſterblich, Caſtor und Klytämneſtra aber von Tyndarus erzeugt und ſterblich. Ungeachtet ihrer verſchiedenen Abſtammung waren beide Brüder unzertrennliche Genoſſen, gleich tapfer und heldenmüthig. Aber vorzüglich verſtand Caſtor die Kunſt, Roſſe zu bändigen. Als Helden nahmen ſie Theil an dem ſogenannten Argonautenzuge, und erwarben ſich auf demſelben göttliche Verehrung. Denn als einſt auf der Fahrt ein ſchrecklicher Sturm ſich erhob, und alle mit lauter Stimme die Götter um Rettung anriefen, erſchienen plötzlich über den Häuptern des Caſtor und Pollux zwei Sternen ähnliche Flämmchen, und das Ungewitter legte ſich. Seitdem wurden ſie die Schutzgötter der Schiffenden, die Helfer der Nothleidenden, und empfingen den Namen Dioscuren; ja man benannte nach ihnen die Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen, und eine electriſche Erſcheinung ſind, mit dem Namen Caſtor und Pollux (St. Elmusfeuer). Nach ihrer Rückkunft befreiten ſie ihre 10jährige Schweſter Helena aus der Gefangenſchaft, in welche ſie Theſeus geführt hatte. Auch waren ſie bei der calydoniſchen Jagd in den Reihen der Helden. Berühmt ſind beide vorzüglich wegen der großen Treue und Liebe, womit ſie an einander hingen. Als ſie um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaria, ſich bewarben, und erſt mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Aphareus, Idas und Lynceus, jeder um ſeine Geliebte kämpfen mußten, wurde Caſtor, nachdem er den Lynceus getödtet hatte, vom Idas erſchlagen. Zwar rächte ihn Pollux durch den Tod des Idas,

aber den geliebten Bruder konnte er doch nicht ins Leben zurückrufen. Voll Schmerz flehte er daher zum Jupiter, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, oder zu gewähren, daß er mit ſeinem Bruder die Unſterblichkeit theilen dürfe. Jupiter erhörte die Bitte, und Pollux ſtieg mit ſeinem Bruder in den Orcus hinab und ging mit ihm den andern Tag ins Leben zurück. Es wurden ihnen Tempel und Altäre geweiht. Bei großen Gefahren, beſonders in Schlachten, erſchienen ſie, wie die Alten glaubten, den Sterblichen oft als zwei Jünglinge, auf weißen Roſſen, in glänzender Waffenrüſtung, mit Flämmchen über den Häuptern, und dann heißen ſie vorzüglich Dioſcuren. So werden ſie auch abgebildet, entweder neben einander reitend, oder neben einander ſtehend, und jeder ein Roß am Zügel haltend, mit geſenkten Lanzen in der Hand und Sternen auf den Häuptern. Am Himmel prangen die Dioſcuren als eins der zwölf Sternbilder des Thierkreiſes.

**Caſtrametation**, heißt die Wiſſenſchaft, ein Lager geſchickt abzuſtecken, die Lagerkunſt überhaupt. Sie gründet ſich auf leichte Handgriffe der Geometrie und auf die unter den Truppen einer Armee zu haltende Ordnung. Ein Lager, beſtehe es aus Zelten, Baracken, oder zum reinen, eigentlichen Bivouac angewieſenen Plätzen, muß ſo vertheilt ſein, daß die eigentliche Schlachtordnung dadurch in großen Zügen nachgebildet iſt, damit beim plötzlichen Aufbruch die Stelle jedes Einzelnen und die Geſtalt des Ganzen ſich leicht und natürlich finde; zugleich aber auch die einer ruhenden Armee zukommenden Bedürfniſſe, als Kochörter, Aufbewahrung der Bagage und aller Kriegsvorräthe in den bequemſten Erreichungspunct geſtellt ſind.

**Caſtration** heißt die Operation, durch welche einem lebendigen Weſen die Zeugungsfähigkeit geraubt wird. Höchſt merkwürdig iſt die Veränderung, welche die Caſtration bei dem Menſchen in der Ausbildung derjenigen Organe, welche in näherer oder entfernterer Beziehung zu den Zeugungsorganen ſtehen, hervorbringt. Der männliche Körper fängt an, dem weiblichen ähnlich zu werden. Die Spannkraft der Fibern und des Muskelgewebes wird geſchwächt und dadurch das Zellgewebe in den Stand geſetzt, eine bei weitem größere Menge von Fett in ſich aufzunehmen. Die wichtigſten Abweichungen aber, welche ſie offenbaren, ſind der Mangel der Barthaare und die beträchtliche Verengung des obern Theils der Luftröhre, wodurch der Caſtrat die Phyſiognomie und Stimme eines Weibes erhält. Auf den moraliſchen Charakter ſcheint die Caſtration gleichfalls Einfluß zu haben; ſie ſchwächt die Urtheilskraft, macht gefühllos, mürriſch, kleinmüthig und im Ganzen genommen unfähig zu großen Unternehmungen. Bei denjenigen Individuen, welche nur die Hälfte der Operation erlitten haben (spadones von den Römern genannt), bemerkt man keine der oben angeführten Veränderungen. Da ſie zur Zeugung vollkommen geſchickt ſind, verſtatten die römiſchen Geſetze ihnen auch die Ehe, um ſo mehr, da oft Männer in dieſem Zuſtande geboren werden, welche den vollkommen organiſirten an Kräften nicht nachſtehen. Eine dritte Claſſe machen diejenigen Individuen aus, denen die Theile zwar nicht entnommen, aber dergeſtalt künſtlich zerſtört ſind, daß ihnen, obwohl nicht die Begattungsfähigkeit, doch die Kraft der Zeugung mangelt. Ihrer erwähnt Juvenal als beſonderer Lieblinge der zügelloſen Römerinnen. Frank will eine deutſche Stadt gekannt haben, in welcher 4

Individuen dieſer Art ihrer Unſittlichkeit wegen von der Polizei entfernt werden mußten. In die vierte Claſſe endlich gehören diejenigen Weſen, denen ſämmtliche äußere Zeugungstheile genommen ſind. Sie heißen ganze Eunuchen zum Unterſchied der gewöhnlichen Eunuchen, welche blos caſtrirt ſind. Sie werden in manchen Serails zu Hütern der Weiber beſonders eiferſüchtiger Herren gebraucht. — Geſchieht die Caſtration bei ſchon völlig mannbaren Perſonen in Folge einer Verletzung oder dergl., ſo wirkt ſie zwar im Charakter einige Veränderung, läßt aber den Körper durchaus in derſelben Verfaſſung. Sogar die Zeugungsfähigkeit dauert wenigſtens noch eine kurze Zeit lang fort. — Nach den Verſicherungen der alten Schriftſteller übten die Griechen, beſonders die Lydier, die Caſtration an den Weibern aus. Letztere ſollen dergleichen weibliche Weſen zu Hütern ihrer Frauen und Töchter gebraucht haben. Hier bringt die Operation eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Der Geſchlechtstrieb erliſcht, an Kinn und Oberlippe erſcheint der Bart, der Buſen verſchwindet, die Stimme wird rauh u. ſ. w. Boerhave und Pott erzählen neuere Beiſpiele der Art; bei den Indiern vertheilt das Geſetz die Ehebrecherin erſt zur Caſtration und dann zum Tode. — Bei uns berechtigt allein unmittelbare und lebensgefährliche Beſchädigung der Theile ſelbſt zu einer Operation, die von ſo wichtigen Folgen für die menſchliche Geſellſchaft iſt. Unter den Uebeln, welche ſonſt die Religionsſchwärmerei erzeugte, hat bekanntlich auch die Caſtration eine große Rolle geſpielt. Die beiden Kaiſer Conſtantin und Juſtinian waren gezwungen, ſich mit ihrer ganzen Macht dem religiöſen Wahnwitze zu widerſetzen; und nur dadurch, daß ſie dieſe Verſtümmelung dem Menſchenmorde gleichſetzten, waren ſie im Stande, jene Prieſter von dieſem Verbrechen abzuhalten. Noch mehr: die Valerianer, eine Religionsſecte, denen durch das Beiſpiel des Origenes die Sinnen verwirrt gemacht waren, hielten dieſe Verſtümmelung ihrer ſelbſt nicht nur für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte, ſondern ſie glaubten auch, an allen denjenigen, die ihnen in die Hände fielen, in Gutem oder in Böſem dieſelbe Pflicht ausüben zu müſſen. — In Italien war die Caſtration der Knaben, um ſie zu Sopranſängern zu machen, ehemahls ſehr häufig. Clemens XIV. verbot dieſen Mißbrauch. Nichts deſto weniger dauerte die Caſtration in Italien noch lange nachher fort, und ward in gewiſſen Städten nicht nur geduldet, ſondern ſelbſt ſo ſchamlos ausgeübt, daß diejenigen, welche dergleichen Operationen verrichteten, ſich dem Volke durch öffentliche Anſchlagzettel zu erkennen gaben. In der neuern Zeit ſind nachdrücklichere Geſetze dagegen gegeben worden. — Ein **Caſtrat** bedeutet noch jetzt (von ſeinem Urſprung) einen Sopranſänger bei den Operntheatern. — **Caſtriren** iſt das Zeitwort für die Handlung der Caſtration, wird aber auch figürlich gebraucht, beſonders (im übeln Sinne) bei Schriften, welche von der Cenſur oder ungeſchickten Editoren, bei Schauſpielen, die von merkantiliſch geleiteten Directoren, durch Streichen bedeutender Stellen, **verſtümmelt** werden. — **Caſtriren** heißt bei den Thieren im Allgemeinen **Verſchneiden**, **Schneiden**, ein Schwein ſchneiden; dann auch, bei den Pferden, **Wallachen**; bei den Hähnen **Kappen** oder **Kapaunen** ꝛc.

**Caſtrum Doloris** (**Trauerbühne**), wird unrichtig mit **Catafalk** gleichbedeutend gebraucht. Der Catafalk (das **Trauer**-

gerüſt) iſt blos die ſtufenartige Erhöhung des Sarges eines zu feiernden erhabnen Todten mit der denſelben umgebenden Kerzenerleuchtung und den dazu gehörigen Verzierungen und Wappen, Inſchriften ꝛc., welche ſich in einer Kirche, ohne daß dieſe übrigens eine Veränderung zu erleiden braucht, oder in einer Privatwohnung befinden kann. Das Caſtrum Doloris aber iſt der ganze Raum, worin ein Catafalk ſich befindet, nebſt allen Zubehören, gewöhnlich in der Behauſung eines Verſtorbenen. Wenn eine fürſtliche oder andere vornehme Perſon, deren Familie dem Verewigten dieſe Ehre gewähren will, geſtorben iſt, wird der Sarkophag (der gewöhnlich nur eine Repräſentation iſt, weil die Naturgeſetze ſelten eine ſo lange Aufbewahrung der Leichen erlauben) des Verſtorbenen auf einer ſtufenmäßig erhöhten ſchwarz bedeckten Eſtrade (dem eigentlichen Catafalk) zur Schau ausgeſtellt. Die den Rang des Todten charakteriſirenden Zeichen ſind, wenn es eine Privatperſon iſt, auf den Sarg gelegt (wie etwa Degen, Epauletts ꝛc. eines Officiers), oder einzeln auf 4 bis 6 den Sarg umgebenden dazu aptirten Tabourets befindlich (die Reichs- oder fürſtlichen Inſignien), wenn es ein regierendes Haupt oder zur Herrſcherfamilie gehörig geweſen. Candelaber umgeben den Sarg. Ein Thronhimmel bedeckt ihn. Vier Marſchälle ſtehen an deſſen Pfeilern. Der im Dienſte des verſtorbenen Fürſten deſſen Perſon zunächſt geſtandene Officier oder Offiziant ſteht zur Linken am Kopfende des Sarges, mit der rechten Hand denſelben berührend, zum Zeichen der auch über das Grab hinreichenden Anhänglichkeit. Das Zimmer iſt ſchwarz ausgeſchlagen, mit ſilbernen Feſtons, paſſenden Allegorien ꝛc. ernſt und edel verziert, und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet, die von ſinnreich geordneten Wandleuchtern den Betrachter aus der dunkeln Nacht des Todes, welche von den ſchwarzen Umgebungen ihn anſpricht, in das helle ſchöne Gebiet des Hoffens und des Glaubens führen, und die Thränen, ſo die düſtere Farbe hervorgelockt, ſchnell und bedeutend trocknen ſollen. — Ein ſolches geſchloſſenes Zimmer, oder die Kirche, oder Kapelle, wenn ſie dazu eingerichtet worden, heißt eigentlich nur Caſtrum Doloris. Die Franzoſen nennen es Chambre ardente, durch Ausdehnung dieſes Ausdrucks, der eigentlich im 17. Jahrhunderte ein für hohe auf Staatsverbrechen angeklagte Perſonen beſtimmtes Gericht bedeutete, wo die Beſchuldigten in einen ſchwarz ausgeſchlagenen und durch Kerzenlicht erleuchteten Saale verhört und gerichtet wurden.

Caſuar, nach dem Strauße der größte Vogel; er mißt vom Schnabel bis zu den Klauen $5\frac{1}{2}$ Fuß. Die Flügel des Caſuars ſind noch kleiner als die des Straußes, und zum Fliegen ganz unbrauchbar. Statt der Schwungfedern hat er an jedem 4 bis 6 kahle Schäfte, die den Stacheln eines Stachelſchweines gleichen. Sein Lauf iſt ſo ſchnell, daß ihn die flüchtigſten Jagdhunde nicht einholen können. Er bewohnt Oſtindien, beſonders Java und die Molucken. Seine Nahrung beſteht aus Vegetabilien. — Am Botanybay und Port Jackſon hat man eine neue Gattung Caſuare entdeckt, die noch weit größer ſind, und ſie neuholländiſche genannt.

Caſuiſtik iſt der Theil der Moral, welcher ſich mit den Grundſätzen beſchäftigt, nach welchen ſchwere Gewiſſensfälle (beſonders wo Colliſion der Pflichten eintritt) entſchieden werden müſſen. Kant nennt ſie die Dialektik des Gewiſſens. — Daher Caſuiſt ein Moraliſt, welcher dergleichen Gewiſſensſcrupel zu löſen ſucht.

Berühmt ſind die Caſuiſten unter den Jeſuiten, z. B. Escobar, Sanchez, Buſenbaum u. a. m., eben ſo ſehr durch ihr Talent im Erfinden ſolcher Fälle, als durch die Zweideutigkeit und Seltſamkeit ihrer Rathſchläge.

**Cäſur** heißt derjenige Punct des Metrums, Versmaßes oder Takts (ſ. d. Art. Versmaß), wo ein Wortfuß, oder vielmehr ein Wortrhythmus endet. Eine rhythmiſche Figur, deren Ausdruck ein Wortfuß iſt, tritt als ſolche, mithin ſelbſtſtändig, in das Metrum ein, droht, ſich behauptend, es zu unterbrechen, wird aber, durch die organiſche Gewalt des fortſchreitenden Metrums beherrſcht, Ausdruck des herrſchenden Taktes oder Versmaßes. Es gibt ſich alſo hier ein beſeitigter Widerſtreit, eine Differenz, oder eine Bewegung und Gegenbewegung kund zwiſchen Rhythmus und Metrum, Wortfuß und Zeitfuß, oder rhythmiſcher und metriſcher Periode (ſ. Rhythmus). Daher nennt der verdienſtvolle Ueberſetzer des Sophokles und Kritiker des Schönen, Solger, die Cäſur die Art, wie Rede und Metrum einander zu- und entgegenſtreben, oder den durch Rede beſtimmten Versabſchnitt, nur daß mit dem Wort Rede die Sache aus der zweiten oder gar dritten Hand genommen wird. Denn nicht Rede überhaupt, ſondern ſchon rhythmiſche Rede, Wortrhythmus, tritt und greift in den Vers ein, und das Product der einen Sphäre wird zum Factor einer andern; es iſt eine Möglichkeit der Verſchiedenheit rhythmiſcher Reihen bei Gleichheit der metriſchen gegeben (vgl. Rhythmus). Nun kann aber die Cäſur entweder auf das Ende, oder in die Mitte einer metriſchen Reihe, oder eines Taktes, fallen. Im erſten Fall iſt ſie eine mit der Versgrenze zuſammenfallende Rhythmusbegrenzung, oder Rhythmusumriß, und heißt dann lyriſch. Dies geſchieht auf der letzten Hauptarſis (dem guten Takttheile), ſie mag nun im erſten Moment (ſ. Rhythmus) ſchließen, wo dann die Cäſur unbeweglich heißt, oder auf dem zweiten, dritten austönen, in welchem Falle die Cäſur beweglich genannt wird. Hier halten alſo Satz und Wortrhythmus gleichen Schritt mit dem abſoluten Rhythmus in gleichmäßiger Entwickelung. Im zweiten Falle dagegen halten Metrum und rhythmiſche Form nicht gleichen Schritt (obgleich Satz und Wortrhythmus ſich zu einander wie Figur und Glied verhalten, mithin auch hier wieder innerhalb einer untergeordneten Sphäre eine Entwickelung, Ausgebärung Statt findet, wie in der ſie umfaſſenden größern) und die Cäſur wechſelt durch alle Stellen des Verſes. Dies iſt die declamatoriſche Cäſur, welche von einigen Metrikern mit der Pauſe verglichen worden iſt, wie man die lyriſche vielleicht Cadenz nennen könnte. — Hieraus nun ergeben ſich folgende Regeln für die Cäſur: Da Wortfüße das Material derſelben ſind, ſo dürfen dieſe in der declamatoriſchen nicht gleichen Schritt mit den Versfüßen halten, welches ja nur Negation des Charakters der Cäſur wäre und den Vers matt und lahm macht, z. B.

Morgen | röthe | goldne | frühe | unſre | Lieder | ſchallen | dir,

ſondern die Wortfüße müſſen mannichfaltig wechſelnd ſich im Gebiete des herrſchenden Taktes bewegen. Ferner dürfen keine ſchwächlichen, matten Wortfüße gewählt werden, wie der ſchon den Alten verhaßte und im Hexameter zumal verpönte Amphibrachys (◡ — ◡). Dann dürfen nicht gleiche Wortfüße hinter einander gleiche Versfüße füllen, z. B.

Schattenreiche, grauenvolle, grabesdunkle Mitternacht,

vielmehr hebt Contraſt des Versaccents und der Versarſis den Vers ſehr. Endlich müſſen auch größere Wortformen gehörig vertheilt gebraucht werden, wobei freilich die Klippe der leicht parodiſch werdenden ungeheuern Formen ſorgfältig zu vermeiden iſt. Uebrigens iſt Cäſur nicht Schluß einer metriſchen Reihe, ſondern einer rhythmiſchen und metriſchen zugleich, und keine Cäſur macht eine Sylbe lang, die es nicht ſchon rhythmiſch iſt. Alles Geſagte machen wir zur Ueberſicht in wenig Beiſpielen deutlich. Lyriſche unbewegliche Cäſur hat der Vers:

— ⏑̄ — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ || — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ | — —

Lieder tönen, es rauſcht der Berge || rebenbekränzete Waldung

bewegliche:

— — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ || — — ⏑ ⏑ | — —

Hell glänzen die Meereswellen || froh tanzend im Mondlicht

an den mit || bezeichneten Stellen. Declamatoriſche Cäſuren ſind

— ⏑ ⏑̲ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ || — ⏑

Jetzt, Holdſelige, | gilt es Geduld | und beharrliche Kühnheit

an den mit | bezeichneten Stellen. — Beide Arten von Cäſuren zu unterſcheiden, hat Apel die lyriſche **Abſchnitt**, die declamatoriſche **Einſchnitt** genannt. Eine Unterſuchung über die Zuläßlichkeit oder Unzuläßlichkeit mancher Cäſuren im ernſten Hexameter gehört nicht hierher. Wa.

**Caſus** nennen wir in der Grammatik die verſchiedenen Beugungen, welche ein Nomen oder Pronomen durch Umwandlung ſeiner Endſylbe erleidet, um dadurch auszudrücken, in welchem Verhältniſſe es gedacht wird. Da dieſe Verhältniſſe ſelbſt ſich auf keine beſtimmte Zahl beſchränken laſſen, auch viele derſelben durch Präpoſitionen bezeichnet werden, ſo iſt die Zahl der Caſus in verſchiedenen Sprachen verſchieden. Die gewöhnlichſten Caſus ſind: der **Nominativ**, in welchem das Nomen in ſeiner urſprünglichen Geſtalt als Subject erſcheint; der **Genitiv**, welcher das Nomen in dem Verhältniß der Abhängigkeit von einem andern Nomen zeigt; der **Dativ**, welcher das Verhältniß eines Nomens zum Object bezeichnet; der **Accuſativ**, welcher das Object in ſeinem Verhältniß zum Subject darſtellt; endlich der **Vocativ**, welcher das angeredete Nomen bezeichnet, und der **Ablativ**, der ſehr verſchiedene Verhältniſſe ausdrückt, wofür in den meiſten Sprachen Präpoſitionen gebraucht werden.

**Catachreſe**, oder Ausdehnung, gehört zu den Tropen, oder Wortfiguren, welche die Baſis der rhetoriſchen Figuren ſind und ſich oft mit dieſen vermiſchen. Die Catachreſe iſt der, wegen Mangels eines dazu gehörigen Ausdrucks, gerechtfertigte Gebrauch eines Wortes (oder mehrerer) in einem, zwar der angenommenen Bedeutung widerſprechenden, doch aber durch eine logiſche Ausdehnung leicht faßlichen Sinne, wie z. B. ein ſilbernes Hufeiſen. Die Catachreſe kann fehlerhaft gebraucht werden, wenn man ihren Sinn ungeſchickt deutet und etwa von „duftenden Tönen, holdklingenden Mondſtrahlen" u. dgl. ſpricht; richtig angewendet aber iſt ſie oft von großer Wirkung und kömmt von allen Tropen (wegen des Mißverhältniſſes zwiſchen dem Eigentlichen und Bildlichen) am häufigſten und täglich, unbewußt, in der Rede vor. „Schwellende Triebe, Falten des Herzens, wachſende Leidenſchaften" ꝛc. ſind Catachreſen.

**Catacomben** werden die berühmten unterirdiſchen Grabgewölbe in Aegypten genannt, in denen die künſtlich einbalſamirten Leichname der Verſtorbenen aufbewahrt wurden. In Italien, vor-

zugleich in Rom, aber auch bei Neapel und in Sicilien, findet man ähnliche unterirdiſche Gänge, die man ebenfalls Catacomben nennt, über deren eigentliche Beſtimmung aber man ungewiß iſt. Sie erſtrecken ſich noch jetzt über eine deutſche Viertelmeile unter Rom hin, und man findet bald große, bald kleine Behältniſſe, bald Säle darin, die durch lange Gänge unter einander verbunden ſind. Zugleich trifft man häufige Inſchriften und ſteinerne Särge an, welche beweiſen, daß viele von den Chriſten der erſten Jahrhunderte hier begraben wurden; daher ſie auch von jeher die große Vorrathskammer der Reliquien geweſen ſind. Auch hielten die erſten Chriſten in den Verfolgungszeiten hier häufig ihre geheimen Verſammlungen.

Catacuſtik, die Lehre vom Wiederſchalle oder Echo.

Catafalk, ſ. Caſtrum Doloris.

Catalani (Angelica), verehelichte Valabrègue, eine der berühmteſten jetzt lebenden Sängerinnen, iſt 1784 zu Sinigaglia im Kirchenſtaate geboren, und in dem Kloſter Gubbio, bei Rom, erzogen. Muſik iſt eine der Hauptbeſchäftigungen in dieſen Erziehungsanſtalten. Die Catalani entwickelte ſchon in ihrem ſiebenten Jahre ein ſo ausgezeichnetes Talent für den Geſang, daß ſelbſt von fern die Menſchen herbeiſtrömten, um ſie zu hören, und endlich die Obrigkeit dem Kloſter unterſagte, das Wundermädchen ferner ſingen zu laſſen. Aber die Achtung eines Cardinals und die Liebe des berühmten Boſello erhielten und erzogen ſie der Kunſt. In ihrem 15. Jahre erſchien ſie zu Venedig mit ausgezeichnetem Beifall auf dem Theater, und trat von nun an mit wachſendem Enthuſiasmus auf den Theatern von Mailand, Florenz, Rom, Trieſt ꝛc. meiſtens in den großen Sopranpartien auf. Ein glänzender Ruf zog ſie nach Liſſabon, wo ſie neben dem herrlichen Crescentini und der berühmten Gafforini 5 Jahre lang die Zierde der italieniſchen Oper war, und endlich mit Geſchenken und Empfehlungen begleitet nach Madrid reiſete. Hier brachte ihr das erſte Concert über 2500 Guineen ein, und ihr Ruhm verbreitete ſich über ganz Europa, als ſie 1806 in Paris erſchien, und dort in einer Reihe von Concerten Alles in Erſtaunen ſetzte. In demſelben Jahre reiſete ſie noch nach London ab, wo ſie im erſten Jahre einen fixen Gehalt von 72,000, und in den folgenden Jahren von 96,000 Franken, nebſt 2 Concerten, jedes von 30,000 Franken genoß, und nebenbei während der 8 Jahre durch ihre Reiſen in den Provinzen, in Schottland und Irland ungeheure Summen erwarb. 1814 kehrte ſie nach Paris zurück und übernahm die Direction der italieniſchen Oper, welche ſie jedoch 1815 bis zu Buonapartes zweitem Sturze wieder verlaſſen mußte, während welcher Zeit ſie mit ihrem Gemahl Belgien bereiſete. Die italieniſche Oper gerieth unter ihrer Direction angeblich in Verfall. Wahrer iſt, daß eine ſolche Unternehmung die Kräfte jedes Privatunternehmers überſteigt, und auf die Dauer ohne Unterſtützung der Regierung ſich nicht erhalten kann. Im J. 1816 machte ſie eine Reiſe durch die bedeutendſten Städte Deutſchlands, wie Hannover, Hamburg, Berlin, Leipzig, Frankfurt, München, Wien, Stuttgart, Carlsruhe, und Italien, und wurde zum erſtenmal nicht blos angeſtaunt und blind verehrt, ſondern auch gründlich beurtheilt. Sie erhielt einen Platz unter den bedeutendſten Sängerinnen ihrer Zeit angewieſen, da eine Erſte und Einzige kaum denkbar iſt, und ſie an einzelnen bedeutenden Eigenſchaften und Erforderniſſen des Geſanges mancher früheren und noch lebenden Künſtlerin nachſteht. Ihren Ruhm verdankt ſie

einem angenehmen Aeußern, einem lebhaften Spiel, der außergewöhnlichen Klangkraft und einer herrlichen Beweglichkeit ihrer Stimme, einem ſeltenen reinen Triller, einem ausnehmenden Reichthume ſchwieriger, auffallender, mehr glänzender als ſchöner Figuren und Verzierungen, beſonders in der chromatiſchen Tonleiter, und einer ganz eigenen wunderſamen Verbindung dieſer Vorzüge zu einem fremdartigen Ganzen, welches mehr geeignet iſt, Staunen und Bewunderung zu erregen, als zu dem Herzen zu ſprechen. Da ſie auch nach ihrer Zurückkunft nach Paris fortwährend bei der italieniſchen Oper in Paris höchſt bedeutend einbüßte, ſo gab ſie die Unternehmung im J. 1818 ganz auf, und ging wieder auf Reiſen. Sie beſuchte im J. 1818 München, Wien, Dresden, Weimar, Carlsbad und Aachen; ſpäter Petersburg und Warſchau.

**Catalonien**, die öſtlichſte Provinz in Spanien. 580 Quadratmeilen, über 800,000 Einwohner, beinahe ganz bergig und vom **Ebro** und **Segra** durchſtrömt. Die Hauptſtadt iſt Barcelona (ſ. **Spanien**).

**Cataract**, ſ. **Staar** und **Waſſerfall**.

**Catarrh**, ſ. **Schnupfen**.

**Cataſter** heißt eigentlich jedes tabellariſche Verzeichniß von Dingen, z. B. Stämmchen in einer Baumſchule: gewöhnlich wird der Begriffsname den cataſtrirten Dingen vorgeſetzt, daher **Baumcataſter**, **Hauscataſter**, d. i. Verzeichniß der Häuſer einer Stadt, eines Dorfes, **Viehcataſter**. Immer wird eine ſorgfältige und prüfende Zählung vorausgeſetzt, daher ſagt man auch, ein Cataſter aufnehmen. In unſern ſteuerſüchtigen Tagen iſt der Name Cataſter faſt ausſchließlich bei Steuerrealien, beſonders der Grundſteuer, im Gebrauche. Er iſt dermaßen in Gebrauch gekommen, daß man ſtatt **Steuercataſter** ſchlechthin Cataſter ſchreibt und ſpricht, z. B. A. hat nach dem Cataſter 10 Thlr. zu zahlen; das Cataſter wird revidirt oder ein neues Cataſter aufgenommen. In dieſem Sinne iſt daher das Cataſter ein genaues Verzeichniß von allem Grundeigenthume, wonach die Steuern vertheilt werden. Ein ſolches Steuercataſter aufzunehmen iſt an ſich keine geringe Sache und ſehr koſtbar. Frankreich fing durch **Colbert** das Cataſtriren an, hat ſchon über 32 Millionen Franken darauf verwendet, und hat noch ungefähr 100 Mill. darauf zu verwenden, bis es alle ſteuerbare Grundſtücke im Cataſter liegen hat. Das Cataſtriren fand von Anfang manche Schwierigkeit, wozu wir die frühere ungleiche, aber darum in den Steuerrollen der Bequemlichkeit wegen doch fortgeführte, Beſteuerung der Grundſtücke zählen. Größer war aber die Widerſetzlichkeit der Adelichen, der Güterbeſitzer und der Geiſtlichkeit. Die adlichen und geiſtlichen Stände des Biſthums Osnabrück zahlten z. B. 80,000 Thaler zu der Behufs eines Steuercataſters bewirkten Landesausmeſſung, unter der Bedingung, daß ihre Güter nicht mit vermeſſen, ſondern auf den Charten in blanco verbleiben ſollten, was auch bis 1809 ſo blieb und ferner geblieben ſein würde, wenn nicht die franzöſiſche Verwaltung einige Jahre im Lande geübt worden wäre. Ein andermal erſchrickt man vor der Totalſumme der Koſten, wenn man vernimmt, daß eine Quadratmeile 2000 Thlr., wie in einzelnen Departements von Frankreich, oder 7000 Thlr., wie bei einzelnen Gegenden am Rheine, koſten werde. Die Koſten ſind um ſo größer, je ſchwieriger die Vermeſſung, was der Fall iſt, wenn viele kleine Stücke vorhanden ſind, die alle einzeln vermeſſen und berechnet werden müſſen. Es ergibt ſich hieraus, daß man ei-

gentlich nicht beſtimmen kann, wie viel eine einzelne Meile koſten werde. Indeſſen kann man im Durchſchnitt etwa 4000 Thlr (16,000 Fr.) auf die deutſche Quadratmeile annehmen. Zwei Drittel der ſämmtlichen Koſten fallen ungefähr allein auf die Vermeſſung. Dieſe iſt aber bei einem genauen Cataſter ſchlechterdings nöthig. — Ein Haupthinderniß liegt häufig in dem Mangel an Kenntniſſen der obern Behörden, welche gewöhnlich die von ihnen ausgehenden Verordnungen unvollkommen ausfertigen. Eine noch andere gemeine Schwierigkeit ſetzt man in die wenige Vorbereitung zu dem ſo wichtigen Geſchäfte. Sodann fehlt es in der Regel an Landmeſſern, die wie die Aerzte mit ihrer Kunſt ein Gewerbe treiben, und kommen darum von beiden nicht mehr auf eine Quadratmeile, als darauf Unterhalt finden. Im Durchſchnitt findet man auf einer Quadratmeile nur einen Feldmeſſer, der eine Flurcharte aufzunehmen im Stande iſt. Gibt es, wie hier, nun mehr Arbeit, ſo fehlt es an Feldmeſſern. Endlich beklagen ſich auch dieſe über die vorgefundene mangelhafte Landeskenntniß, wodurch ſich ihre Arbeit erſchwert. Es bedarf darum zum Beginnen des großen Werkes, da wo es unternommen wird, einer großen Vorbereitung, wenn etwa das Achtfache des bisherigen Vermeſſens bewirkt werden ſoll. Weil das zu verfertigende Cataſter weiter nichts iſt, als eine äußerſt genaue Statiſtik, die indeſſen Millionen anzufertigen koſtet, ſo iſt ſie nicht ohne eine genaue vorläufige Kenntniß des Landes zu unternehmen, indem der Verfertiger ohne dieſe Kenntniß ſchwer auffindet, wie ſolche zweckmäßig zu ordnen ſei. Es ſoll ja, einmal vollendet, ſich auch immer erhalten, und zwar in allen Bewegungen der Geſellſchaft folgen, ohne je in Verwirrung zu gerathen. Dergleichen Landescataſter werden in 3 Abſchnitte getheilt: 1) Vorarbeiten des Cataſters, 2) Anfertigung des Cataſters und 3) Erhaltung des Cataſters. Auf die Vorbereitung werden 2 bis 3 J. verwendet. Da das Cataſter eine Statiſtik aller Gemeinden iſt, ſo iſt jede Gemeinde wiederum als ein Theil oder als ein kleiner Staat anzuſehen, deſſen Glieder alle in einem Steuerverbande liegen, und die über ihr Grundeigenthum mit An- und Abſchreiben ein fortlaufendes Contocurrent führen. Das erſte Geſchäft iſt, daß man die Grenzen der Gemeinden richtig ſtellt, ſie umgeht, ein Grenzprotocoll und eine Grenzcharte aufnimmt, damit man wiſſe, was zu jeder Gemeinde gehört. Sodann werden die darin liegenden Wege aufgenommen und eine Umfangscharte gezeichnet, auf der die Grenzen der Haiden, Moräſte ꝛc. angegeben werden. Alle Umfangscharten werden zuſammengezeichnet, und bilden die Kreischarten, wobei man alle vorhandenen Hülfsmittel, an Landcharten, Dreiecken ꝛc. benutzt. Nach dieſen Charten wird nun die Größe des ganzen Kreiſes nach Morgen oder Ackern berechnet, ſo wie die Größe jeder Gemeinde mit Angabe der Waldungen, Moräſte, Teiche ꝛc. dargeſtellt. Nun wird durch einen Feldmeſſer ein Flurbuch aufgenommen, d. i. ein Verzeichniß der vorgefundenen Grundſtücke, welche numerirt und mit den Namen der gegenwärtigen Beſitzer verſehen werden. Iſt die Umfangscharte fertig, ſo beginnt die Abſchätzung der ſämmtlichen Grundſtücke nach der Reihe in einer Gemeinde. Dazu werden der Steueraufſeher und ſachverſtändige Landwirthe beordert. Der ausgemittelte Werth wird bei jedem Stücke im Flurbuche nach angenommenen Claſſen angemerkt. Auf dem ſtatiſtiſchen Bureau des Regierungsbezirks werden nun alle Theile zuſammen geſtellt, vereinigt und in Tabellen gebracht. — Alle Vortheile einer ſolchen 2 bis 3jähr

rigen Vorarbeit führt man an: 1) die dadurch erlangte beſſere Kenntniß des Landes; 2) die dabei veranlaßte Bildung des Perſonals, vom Präſidenten bis zum gemeinen Gehülfen herab; 3) die Wegräumung mancher Hinderniſſe; 4) die darnach zu machende Ausgleichung ungleicher Steuervertheilungen und endlich 5) daß man insbeſondere für die nächſtfolgenden Jahre in Menge zu brauchende Geometer praktiſch anzieht. Das zweite Hauptgeſchäft iſt die Anfertigung des Cataſters. Die Grundlage deſſelben iſt die Ausmeſſung eines jeden einzelnen Grundſtücks, es ſei Garten, Acker, Wieſe, Wald ꝛc. und das Auftragen derſelben in die Flurcharte. Iſt die Gemeindeflur groß, ſo wird ſie nach Verhältniß der Größe in mehrere Abtheilungen (Sectionen) getheilt, wobei man aber auf natürliche Grenzen, als Wege, Fußſteige, Teiche u. dgl. ſieht. Der Maßſtab einer jeden Flur wird ſo genommen, daß ſie auf einem großen Bogen Papier Platz findet; wo denn nachher alle Flurcharten bequem in einen Atlas zuſammengebunden werden können, in welchem die erſte die Generalcharte iſt, welche angibt, wie alle Sectionen in einer Gemeinde an einander ſtoßen. Dieſe iſt im kleinſten Maßſtabe gezeichnet, z. B. bei Dörfern von 1000 zu 1, bei mittlern Ackervertheilungen von 2000 zu 1; bei Waldungen, Haiden u. ſ. w. von 4000 zu 1, und bei der Generalcharte der Gemeinde von 10.000 zu 1. Ueber jede Section wird eine Flurcharte aufgenommen, und dazu eine Abtheilung im Flurbuche gemacht. In dieſem liegen und ſind die Stücke, wie ſie auf einander folgen, verzeichnet. Im Flurbuche bleibt hinter jedem Stücke ein Raum leer, damit in demſelben bei der Beſitzveränderung der Name des jedesmaligen Beſitzers geſchrieben werden kann. — Außer dem Flurbuche wird noch ein Erd- oder Erbebuch angefertigt, in welchem die Grundbeſitzer einer Gemeinde nach alphabetiſcher Ordnung ihre Grundſtücke, die ſie beſitzen, zuſammengeſtellt finden, ſie mögen liegen, in welcher Section ſie wollen. In der Folge werden die, welche ein Einzelner neu erwirbt, z. B. durch Kauf, Erbe, Tauſch, hinzugeſchrieben, und die er abgibt, geſtrichen. Die Flurcharte, das Flur- und Erbebuch, als die 3 weſentlichen Stücke, auf denen die Genauigkeit und Erhaltung des Cataſters beruht, nehmen gewöhnlich ⅞ von allen Koſten der Cataſtrirung weg. Damit die Stücke auf der Flurcharte genau ſo liegen, wie ſie auf dem Felde folgen, ſo werden zuerſt eine Anzahl feſter Puncte beſtimmt, von denen der Landmeſſer beim Auftragen der Stücke ausgeht, wodurch alles Verſchieben verhütet wird. Damit aber auch alsdann auf der Gemeindecharte die Sectionen gehörig an einander ſchließen, ſo werden ſie ebenfalls durch feſte Puncte mit einander verbunden. Die Entfernung dieſer Puncte und ihre Lage gegen einander werden mit kleinen Dreiecken beſtimmt, welche der Landmeſſer auf ſeinem Meßtiſche mit dem Viſirrohr aufträgt. Der Oberlandmeſſer des Kreiſes zeichnet nachher eine Kreischarte, im Maßſtabe von 5000, in welcher er die Gemeindecharten, die im Maßſtabe von 10.000 ſind, vereinigt. Damit dieſe gehörig an einanderſchließen mögen und damit für jede ohne langes Probiren die rechte Stelle gefunden wird, wohin ſie gehören, ſo überzieht er den Kreis mit einem Dreiecke, ſo daß in jeder Gemeinde wenigſtens 2 bis 3 feſte Puncte ſind. Dieſe Puncte gibt er ſeinen Landmeſſern, und indem dieſe ſich mit ihren Gemeindecharten anſchließen, ſo kommt jede dahin zu liegen, wohin ſie gehört, und ohne alle Verſchiebung. — Aus der Kreischarte wird eine Charte

des Regierungsbezirks oder der Provinz, im Maßſtabe von 100,000 zu 1 zuſammengezeichnet; und damit die 10 oder mehreren Kreischarten gehörig ſchließen, ſo überzieht der Director der Cataſters den Regierungsbezirk mit großen Dreiecken von 2, 3, 4 und 5 Stunden = Seiten. Dieſe theilt er den Oberlandmeſſern mit und dieſe ſchließen ſich an dieſe Dreiecke an, indem ſie eine Seite derſelben als ihre Standlinie anſehen, von der ſie bei der Meſſung ihrer kleinen Dreiecke ausgehen. Indem das große Dreiecknetz aſtronomiſch orientirt iſt und voll Nord liegt, ſind auch alle Puncte orientirt, die hiermit zuſammenhängen, und jede Gemeindecharte liegt voll Nord. Auf dieſe Weiſe erhält man zugleich eine genaue Landcharte. Ueber das Meſſen ſelbſt ſehe man: Benzenbergs praktiſche Geometrie, 3 Thle. Nachdem alle Stücke von den Landmeſſern aufgenommen ſind, fängt die Claſſirung und Abſchätzung derſelben an, um den Reinertrag derſelben zum Behuf der Beſteuerung zu beſtimmen. Dazu nimmt man gewöhnlich den mittlern Pachtpreis an. Als Anhaltspuncte müſſen die wirklich beſtehenden Pächte dienen. Iſt aber die Abſchätzung vollendet, ſo ſieht ſie der Steuerdirector durch und ſchickt ſie in jede Gemeinde, damit ſie die Gemeindebehörde ebenfalls durchſehe, oder durch eine Commiſſion prüfen laſſe. Es wird alsdann eine Kreisverſammlung gehalten, wobei der Landrath oder ein ſonſtiger Beamter präſidirt, der Steuerdirector, der Steueraufſeher und Abſchätzer zugleich zugegen ſind. Hier werden alle Abſchätzungen mit einander verglichen und alle Einwendungen der Deputirten zum Protocoll genommen. Aus dieſem bearbeitet der Steuerdirector nachher den definitiven Anſchlag für jede Culturart und jede Claſſe des Bodens jeder Gemeinde, der dann endlich dem Regierungspräſidenten zur Beſtätigung vorgelegt wird. Nach erfolgter Beſtätigung wird der ſogenannte Reinertrag von jedem Stücke nach ſeiner Größe und Claſſe berechnet und hiernach das Flurbuch, das Erd= und Erbebuch und die Steuerrolle für jede Gemeinde angefertigt. So iſt der Geſchäftsgang bei den Cataſtrirungen in den jetzt preußiſchen Rheinprovinzen. Drittens kommt die **Erhaltung des Cataſters** in Betracht. Vorerſt müſſen die gehörigen An= und Abſchreibungen im Flur= und Erbebuche gemacht werden. So oft in der Folge ein Stück in andere Hände geht, wird das Ab= und Zuſchreiben erneuert. Verſchwindet ein Name durch Wegzug oder Tod, ſo wird ſein Artikel gelöſcht. Kommt ein neuer Name in die Gemeinde, ſo wird dieſem im Supplementbande des Erbebuches ein neuer Artikel gegeben. In 25 Jahren iſt alles Grundeigenthum gemeiniglich in andere Hände gegangen. So viel nun immer Veränderungen erfolgen mögen, ſo muß doch die Flurcharte immer der Vertheilung des Bodens folgen, wenn anders das Cataſter in Ordnung verbleiben ſoll. Damit nun dieſe erhalten werde, muß eine ſolche Einrichtung getroffen werden. Beim Gemeindeatlas iſt ein Supplementband, welcher eben ſo viel weiße Charten hat, als der Atlas Flurcharten. Wird z. B. ein Stück getheilt, etwa in der Section D, ſo wird dieſes in dem Supplementcataſter in die Section D mit der neuen Eintheilung gezeichnet und jedem Stücke wird nun außer der alten Hauptnummer eine Nebennummer gegeben; z. B. 37.¹ 37.² 37.³. Im Flurbuche wird nun das Stück gelöſcht und im Supplementbande wieder als 3 neue Stücke vorgetragen, mit denen nun das Contocurrent ſo fortgeſetzt wird, als wären ſie ſchon

bei der Verfertigung des Cataſters getheilt geweſen. Alle 25 Jahre iſt wieder eine Reviſion des Cataſters vorzunehmen. Bei dieſer werden alle Theilungen aus dem Supplementbande entnommen und in das Flurbuch in gehöriger Folge getragen. Wird auf dieſe Art immer fortgefahren, ſo veraltert das Cataſter nie. Als Beiſpiel einer Landescataſtrirung wählen wir die in Frankreich vorgenommene, zumal ſie uns zugleich einen ſcharfen Blick in dieſes merkwürdige Reich thun läßt. Das

Cataſter von Frankreich hat ſowohl hiſtoriſchen als ſtatiſtiſchen Werth und darum auch im Auslande allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Die erſte Idee dazu ſoll der Miniſter Colbert gegeben haben und es wurde noch vor ſeinem Tode in einem Theile des Landes ausgeführt. Die verſchiedenen Provinzen ſollten ihr eigenes Cataſter erhalten. Da jedoch die Grundſtücke der Adlichen, der Geiſtlichkeit und der Städte, die von ihrem unbeweglichen Eigenthume nichts bezahlten (vgl. d. Art. Grundſteuer von Frankreich), ausgenommen waren, ſo blieb das Unternehmen unvollkommen. Erſt 1791, als durch ein Geſetz die allgemeine Grundſteuer eingeführt ward, wurde eine neue Vertheilung für das ganze Land gemacht. Aber auch dieſe wurde bei dem großen Mangel an ſtatiſtiſchen Nachrichten unvollkommen. Die Miniſter hatten zwar, wie überall, aufs allertrefflichſte regiert, ohne das Land, welches ſie regierten, zu kennen, ohne zu wiſſen, wie viel in einer Provinz Ackerland, Wieſe, Waldung, Wüſtung ſei, wie viel jedes einbringe, genug ſie vertheilten jährlich die Steuern darauf, unbekümmert, ob dieſe Vertheilung auch gleichförmig, alſo gerecht ſei oder nicht. Um die Fehler der ältern Vertheilung zu verbeſſern, wurde ein allgemeines Cataſter decretirt, das aber der entſtandenen Unruhen wegen nicht gleich in Ausführung gebracht werden konnte. Die gerechten Klagen über ungleiche Beſteurung wurden immer lauter und mußten es werden, denn als man zu cataſtriren anfing, fand ſich, daß ein Departement 4 Mill. und ein anderes 11 Mill. beitrug, da doch jedes $7\frac{1}{2}$ Mill. zu zahlen ſchuldig war. — 1803 verordnete Buonaparte, daß alle Gemeinden Frankreichs gemeſſen und abgeſchätzt werden ſollten. Da aber dieſe Meſſungen nur nach Culturmaßen geſchahen, ſo kamen zwar die Gemeinden gegen einander ins richtige Verhältniß zu ſtehen, aber es blieb die innere Vertheilung der Gemeinden unvollkommen, indem man nur blos die Aecker, Wieſen und Waldungen ꝛc. der Gemeinden, nicht aber auch jedes Beſitzers einzelne Stücke gemeſſen hatte. Erſt als die Arbeit 5 Jahre lang unter vielen Schwierigkeiten, die vorzüglich aus Mangel an guten Landmeſſern und geſchickten Steuerdirectoren entſprangen, fortgeſetzt war, befahl der Kaiſer, daß die einzelnen Stücke vermeſſen und ein vollſtändiges Gemeindecataſter aufgenommen werden ſollte. Seit 1818 iſt dieſe Meſſung und Schätzung, nur auf eine kurze Zeit unterbrochen, fortgeſetzt worden. Bereits ſind etwa 10,000 Gemeinden gemeſſen, 7000 abgeſchätzt und cataſtrirt. Ein Viertel vom Ganzen iſt gemeſſen (etwas über 2000 Quadratmeilen), und über ein Sechstel (etwa 1500 deutſche Quadratmeilen) iſt cataſtrirt. Die Koſten der ſeitherigen Arbeit betragen 32 Mill. und zur Vollendung des Ganzen mögen noch 100 Millionen Franken erforderlich ſein. Hinſichtlich der Statiſtik von Frankreich hat das Cataſter bereits ſchöne Reſultate gegeben, die wir im Auszuge des Berichts, welchen der Finanzminiſter im J. 1818 der Kammer der Deputirten vorlegte, mittheilen. Zwar iſt das Ganze noch nicht

vollendet, allein man hat an den fertigen Gemeinden und Cantonen treffliche Anhaltspuncte, um in Verbindung mit andern Hülfsmitteln eine vorläufige Statiſtik von Frankreich aufzuſtellen, die an Vollſtändigkeit und Genauigkeit Alles übertrifft, was man in andern Ländern aufgeſtellt hat. Folgende Angaben ſind alle in metriſchen Morgen, deren 10 nahe gleich ſind 39 Magdeburger. Frankreich hat

83 Departements, jedes im Durchſchnitt von 570,000 Morgen
368 Arrondiſſements, jedes . . . . . . 129,000 —
2669 Cantons, jeder . . . . . . . . . . 17,000 —
38990 Gemeinden, jede . . . . . . . . . 1,216 —

in Allem 47 Millionen 404,000 Morgen und in dieſen 115 Millionen 268,000 Stücke, alſo in 100 Morgen 243 Parcellen.

## Statiſtik von Frankreich nach dem Cataſter.

| Culturarten | Morgenanzahl. Arpents métriques. | Jährlicher Reinertrag. Frank. | Ertrag auf 1 Morgen. |
|---|---|---|---|
| Ackerland | 22,818,000 | 600,191,000 | 26 Frank. |
| Schlagwaldungen | 5,125,000 | 73,463,000 | 14 — |
| Hochwald | 460,000 | 5,038,000 | 11 — |
| Viehweiden | 3,525,000 | 45,320,000 | 13 — |
| Wieſen | 3 488,000 | 184,760,000 | 53 — |
| Weinland | 1,977,000 | 86,064,000 | 44 — |
| Kaſtanienwälder | 406,000 | 4,410,000 | 11 — |
| Obſtgärten | 359,000 | 26,787,000 | 75 — |
| Küchengärten | 328,000 | 23,187,000 | 71 — |
| Teiche | 213 000 | 3,706,000 | 17 — |
| Moräſte | 186,000 | 3 246,000 | 17 — |
| Hanffelder und Hopfengärten | 60,000 | 3,311,000 | 55 — |
| Erlen- und Weidenbrüche | 53,000 | 2,009 000 | 38 — |
| Olivengärten | 43,000 | 2,977,000 | 69 — |
| Steinbrüche und Halden | 28,000 | 830,000 | 3 — |
| Luſtgärten | 16,000 | 1,674,000 | 105 — |
| Maulbeerpflanzungen | 13,000 | 782,000 | 60 — |
| Baumpflanzungen | 10,000 | 519,000 | 52 — |
| Torfſtechereien | 7,000 | 130,000 | 19 — |
| Kanäle zur Schifffahrt | 6,000 | 402,000 | 67 — |
| Bewäſſerungskanäle | 3,000 | 140,000 | 47 — |
| Verſchied. Arten örtlicher Culturen in den verſchiedenen Departements | 780,000 | 33,448,000 | 43 — |
| Oede Ländereien, als Haiden und Sandſchollen | 3,841,000 | 8,067,000 | 2 — |
| Verſchiedene kleine Culturarten | 213,000 | 11,797,000 | 55 — |
| Aller ſteuertragender Boden | 43,958,000 | 1,121,591,000 | 25 — |

Folgende Grundſtücke tragen keine Steuern, als:

| | | |
|---|---|---|
| Die Staatswaldungen | 1,486,000 | Morgen |
| Oeffentliche Plätze, Spaziergänge, Wege, Landſtraßen | 1,170,000 | — |
| Flüſſe, Bäche, Seen | 465,000 | — |
| Gletſcher, unfruchtbare Berge, Felſen | 240,000 | — |
| Nichtstragende Domainen | 105,000 | — |
| Gottesäcker | 6,000 | — |
| Nicht ſteuerbare | 3,446,000 | — |
| Steuerbare | 43,958,000 | — |
| Morgenzahl von Frankreich | 47,404,000 | — |

Zu dem jährlichen Ertage von 1,121,501,000 Franken Silberrente des ſteuerbaren Bodens kommt die Silberrente der Gebäude hinzu, für die eine beſondere Steuerrolle in jeder Gemeinde unter dem Titel: Propriétés batis, aufgenommen iſt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Häuſer | 5,431,000 Ertr. | 303,193,000 Fr. | jedes | 56 Fr. |
| Mühlen | 76,000 — | 18,459,000 — | — | 243 — |
| Hüttenwerke und Fabriken | 35,000 — | 7,509,000 — | — | 214 — |
| Gebäude verſchiedener Art | 14,000 — | 1,670,000 — | — | 119 — |
| Hammerwerke und Hohöfen | 2,000 — | 1,958,000 — | — | 979 — |
| In Allem | 5,558,000 — | 332,780,000 — | — | 60 — |

Die zu beſteuernde Silberrente wurde alſo dadurch um 333,000,000 Fr. vermehrt, als durch das Geſetz alles unbewegliche Eigenthum beſteuert wurde, folglich auch das Capital, ſo in den Häuſern angelegt worden, und durch dieſe ſeine Rente trägt. Die Silberrente vom unbeweglichen Eigenthume der Nation beträgt demnach 1,454,000,000; davon das 9tel Steuern, thut 162,000,000. Die nicht beſteuerten Gebäude beſtehen in 56,000 Kirchen und Kirchenhäuſern auf einer Fläche von 3000 Morgen, und 22,000 öffentlichen oder zum Staatsdienſte gehörenden auf 4000 Morgen. Die Hälfte der Fläche des Reichs iſt Ackerland (23,000,000 Morgen); der 9te Theil Waldungen; der 15te Viehweide und faſt eben ſo viel Wieſe; $\frac{1}{13}$ alles Bodens iſt ödes Haideland; nur $\frac{1}{100}$ iſt Hochland; $\frac{1}{28}$ Weingärten; $\frac{1}{170000}$ Luſtgärten und Parks. Zur Silberrente liefern die Gebäude ungefähr $\frac{1}{5}$, das Ackerland $\frac{2}{5}$, die Weinberge $\frac{1}{17}$ und das Brennholz $\frac{1}{20}$. Die vollſtändigſte Nachricht über das franzöſiſche Cataſter findet ſich in der Collection de Lois, Décrets, Réglements, Instructions et Décisions sur le Catastre de la France, welche in 5 Bänden 8. in Paris bei Roubonneau herausgekommen iſt. 1811 wurden ſie auf Befehl des Miniſters umgearbeitet und in 1 Quartband gebracht, unter dem Titel: Recueil méthodique des Lois etc. Dazu gehört 1 Folioband Modelle. Beide Werke ſind jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, ſondern blos an die Agenten des Cataſters vertheilt worden, bei denen ſie Eigenthum der Regierung bleiben. In Benzenbergs Geſchichte des Cataſters iſt da, wo vom Cataſter von Frankreich die Rede iſt, ein vollſtändiger Auszug des Recueil méthodique gegeben, in welchem die 50 Bogen deſſelben auf 10 zuſammengezogen werden. P — l nach B — g.

Catechetik, die Wiſſenſchaft der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Religionswahrheiten des Chriſtenthums vermittelſt Fragen und Antworten gehörig unterrichten muß. Eine Catechiſation iſt folglich eine ſolche mündliche Unterweiſung. Daher Catechet,

Catechiſiren. Die Kunſt des Catecheten beſteht darin, daß er die Begriffe aus den jungen Seelen der Lernenden gleichſam hervorzulocken und zu entwickeln verſtehe. Erſt in den neuern Zeiten hat man angefangen, dieſem Theile der Religionswiſſenſchaft eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und vorzüglich hat ſich Gräffe in Göttingen durch mehrere Schriften darum verdient gemacht. — Der Catechismus iſt ein Buch, worin die erſten Anfangsgründe der Religion (auch einer jeden andern Wiſſenſchaft oder Kunſt) in Fragen und Antworten vorgetragen werden. — Catechumenen wurden in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe empfangen ſollten, in der Kirche einen beſondern Platz hatten und bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig ſein durften. In der Folge wurden und noch jetzt werden diejenigen jungen Chriſten ſo genannt, welche zum erſten Male zum Abendmahle gehen wollen, und durch Unterricht dazu vorbereitet werden.

Categorien nennt man in der Philoſophie die höchſten Gattungsbegriffe. Bei den Peripatetikern waren die Categorien von den Categoremen nicht unterſchieden, und ihre 10 Categoreme waren auch die 10 Categorien, nämlich Substantia, Quantitas, Qualitas, Relatio, Actio, Passio, Ubi, Quando, Situs und Habitus. Von den Peripatetikern kam dieſe Lehre zu den Scholaſtikern. Sie wurde bei dieſen in Topik verwandelt, nach welcher man einen allgemeinen Gegenſtand des Denkens nach dem Leitfaden der 10 Categorien oder höchſten Gattungsbegriffe durchführte, um zu unterſuchen, was für Prädicate nach Anleitung derſelben dem Objecte könnten beigelegt werden. In der Leibnitz-Wolfiſchen Schule wurde dieſe Lehre in ſo weit wieder vergeſſen, daß kein logiſcher Gebrauch weiter von derſelben gemacht wurde, außer daß man die höchſten Geſchlechter oder Gattungsbegriffe als eine Lehre anſah, welche in die Metaphyſik und beſonders in die Ontologie gehöre. Darjes machte Anwendung davon in ſeiner Logik, beſonders in der Lehre von der Beſtimmungskunſt der Begriffe. Allein auch dies war nichts weiter als Topik, und ſtatt 10 Categorien mit den Peripatetikern anzunehmen, zählte er nur ſieben: Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando? Dieſe Fragen ſah er als Beſtimmungsgründe eines allgemeinen Begriffs an, mittelſt welcher demſelben ſeine ſynthetiſche Vollkommenheit gegeben werden ſollte. Dies hatte auch unleugbar ſeinen guten Nutzen. In der kritiſchen Philoſophie wurde dieſe Lehre gänzlich umgeſtaltet. Ariſtoteles hatte ſo wenig bewieſen, daß mit ſeinen 10 Categorien die Zahl derſelben geſchloſſen ſei, daß er vielmehr zugab, ſie könnten noch vermehrt werden. Auch hatte er weiter keinen Gebrauch von ihnen in Hinſicht der Verſtandeserkenntniß gemacht, da er ſie nicht als Functionen des Verſtandes im Denken, ſondern als bloße Namen und Worte anſah. Dagegen wollte Kant die Grenzen des Verſtandes beſtimmen, um a priori die Frage zu beantworten, was kann der Menſch wiſſen? Hierzu fand er nun die reinen Stammbegriffe oder Categorien tauglich. Nur ſo weit jene Stammbegriffe reichen, reicht auch die Erkenntniß des Verſtandes a priori. Dazu aber bedurfte es einer Deduction, wie aus den logiſchen Funktionen des Verſtandes dieſe Categorien hervorgehen, als wodurch bewieſen wird, daß es nicht mehr und nicht weniger ſolcher Begriffe gebe, als angenommen worden. Kant brachte die 10 Ariſtoteliſchen Prädicamente auf 4 Categorien oder Elementarbegriffe zu-

rück, und ſtellte ſie in folgender Ueberſicht vor: 1. *Quantität.* Einheit Vielheit. Allheit; 2. *Qualität.* Realität. Negation. Limitation; 3. *Relation*, und zwar der Inhärenz und Subſiſtenz, der Cauſalität und Dependenz (Urſache und Wirkung), der Gemeinſchaft (Wechſelwirkung zwiſchen dem Handelnden und Leidenden); 4. *Modalität.* Möglichkeit. Unmöglichkeit. Daſein. Nichtſein. Nothwendigkeit. Zufälligkeit. — Deducirt ſind dieſe 4 Categorien aus den 4 verſchiedenen Arten der Urtheile in der Logik. Dieſe nämlich ſind 1. allgemeine, beſondere und einzelne, welche die Quantität der Urtheile; 2. bejahende, verneinende und unendliche, welche die Qualität derſelben; 3. categoriſche, hypothetiſche und disjunctive, welche die Relation derſelben; 4. problematiſche, aſſertoriſche und apodictiſche, welche die Modalität derſelben ausmachen. Demnach kann es auch nicht mehr Functionen des Verſtandes im Urtheilen geben, als dieſe vier. Sie machen die logiſche Form der Urtheile aus, welche der Verſtand mittelſt der analytiſchen Einheit zu Stande bringt. Derſelbe Verſtand bringt aber auch in ſeine Vorſtellungen einen transſcendentalen Inhalt, vermittelſt der ſynthetiſchen Einheit des Mannichfaltigen in der Anſchauung. Dies ſind die reinen Verſtandesbegriffe, die a priori auf Objecte gehen. Der Verſtand iſt daher durch gedachte Functionen völlig erſchöpft, und ſein Vermögen dadurch völlig ermeſſen. Dieſe Begriffe heißen nun urſprüngliche Grundbegriffe, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicamente, Categorien, reine Verſtandesbegriffe in engerer Bedeutung, Formen, Modificationen, Functionen des Verſtandes, wodurch er einen Gegenſtand denkt, d. h. dem durch die Einbildungskraft verknüpften Mannichfaltigen der Anſchauung Einheit und Bewußtſein gibt. Sie ſind für den Verſtand, was Raum und Zeit als reine Anſchauung für die Sinnlichkeit ſind. Jeder dieſer Begriffe faßt wieder 3 andere unter ſich, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der logiſchen Urtheile. Dieſe Elementarbegriffe ſind die Baſis der Erfahrung, deren Möglichkeit durch ſie a priori bedingt wird; und dieß iſt der Charakter ihrer Nothwendigkeit. — An und für ſich betrachtet, ſind dieſe reinen Verſtandesbegriffe als Formen des Denkens leere Namen ohne Bedeutung. Dieſe bekommen ſie erſt, wenn ſie auf etwas Gegebenes bezogen und angewandt werden. Gegeben aber wird uns etwas nur durch die Erfahrung; und ſo haben (obwohl Eberhard das Gegentheil behauptet) dieſe reinen Verſtandesbegriffe allein auf Gegenſtände der Erfahrung Bezug. Dies zu bewerkſtelligen, dienen die vermittelnden Vorſtellungen der *Zeit* und des *Raumes*, welche eines Theils zur Sinnlichkeit als Formen derſelben gehören, andern Theils reine Anſchauungen a priori ſind. Wenn man nun das Materiale oder das Mannichfaltige, das die Erfahrung den Sinnen darbietet, der Zeit nach verknüpft, ſo werden dadurch Begriffe erzeugt, welche reale Merkmahle aller ſinnlichen Gegenſtände ſind. Auf dieſe Art werden jene Urbegriffe verſinnlicht; ſie werden Merkmahle ſinnlicher Gegenſtände, und dieſe können dadurch von überſinnlichen Dingen genau unterſchieden werden. Alſo 1. die *Quantität*, durch die *Zeit* beſtimmt, gibt *Zeitgröße*, worunter man nichts anders denken kann, als das Aufeinanderfolgen der Momente, die Zeitreihe. Die ſucceſſive Addition von Einem zu Einem gibt den Begriff von Zählen; 2. *Qualität* in der Zeit iſt überhaupt das, was einer Empfindung entſpricht; 3. *Relation* iſt das Verhältniß der Realitäten unter einander in der Zeit, die Zeitordnung; 4. *Modalität* in der Zeit

iſt Zeitinbegriff. — Durch die Vergleichung der Categorien mit einander, mit Raum und Zeit verbunden, in Beziehung auf Gegenſtände, ergeben ſich eine Menge abgeleiteter reiner Verſtandesbegriffe, welche Prädicabilien genannt werden können. Hier blieb Kant ſtehen. Fichte aber ging weiter, und leitete, um Denken und Handeln einander näher zu rücken, und ſo der theoretiſchen Vernunft ein eigenes Feld im Practiſcheu einzuräumen, jede Categorie von etwas noch Höherm ab, nämlich von dem abſoluten Handeln des Ichs, als dem Grunde alles Denkens des Ichs. Wenn Kant die Categorien aus den vier verſchiedenen Arten der logiſchen Urtheile ableitet, ſo ſagt Fichte, man müſſe von allen Urtheilen, als beſtimmtem Handeln, ferner abſtrahiren, und blos auf die, durch jene Form gegebene Handlungsart des menſchlichen Geiſtes überhaupt ſehen; dadurch erhalte man die Categorie der Realität. Alles, worauf der Satz A=A anwendbar iſt, hat nach ihm, in wiefern derſelbe anwendbar iſt, Realität. Dasjenige, was durch das bloße Setzen eines Dinges (eines im Ich geſetzten) geſetzt iſt, iſt in ihm Realität, iſt ſein Weſen. Auf ähnliche Art leitete er die Categorie der Negation aus dem Satze des Gegenſatzes —A nicht =A ab, und nennt eine Folgerung vom Entgegengeſetzten auf das Nichtſeyn die Categorie der Negation. Ein Setzen der Quantität überhaupt, ſey es nun Quantität der Realität oder der Negation, heißt Beſtimmung (Limitation). — Categoriſcher Imperativ, das unbedingte Vernunftgebot, das höchſte Moralprincip, ſ. Kant.

Catel, ein bekannter neuerer franzöſiſcher Componiſt, gegen 1770 zu Paris geboren, ein Schüler Goſſecs, jetzt Lehrer der Compoſition am Conſervatorium daſelbſt, hat eine große Menge muſikaliſcher Werke in verſchiedenen Gattungen herausgegeben, von denen ihm jedoch keines ſo viel Ruhm erworben, als ſein Tractat von der Harmonie, 1802, welchen das Conſervatorium zur Grundlage bei dem Unterrichte in der Compoſition beſtimmt hat. In dieſem Werke geht Catel bei der Lehre von der Harmonie von einer dem Scheine nach neuen Anſicht aus. Er unterſcheidet nämlich 2 Arten von Accorden: die natürlichen und die künſtlichen; erſtere ſollen die natürliche, und letztere, durch verzögertes Eintreten der einen oder der andern Stimme, die künſtliche Harmonie hervorbringen. Eigentlich aber iſt dieſe Eintheilung der Harmonie in natürliche und künſtliche Accorde nichts weiter, als was wir bereits Jahrhunderte lang theoretiſch als Grundſatz des Contrapuncts anerkannt und auch practiſch in unſern Compoſitionen ausgeführt haben. Die practiſchen Werke Catels beſtehen, außer einer großen Menge Sinfonien und Compoſitionen für Blasinſtrumente, in den 3 Opern: Semiramis, L'Auberge de Bagnères und Les Artistes par occasion. — In Deutſchland führen 2 in Berlin lebende ausgezeichnete Künſtler auch den Namen Catel. Der eine, Louis, iſt Architekt, der andere, Franz, Zeichner.

Catharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., Königs von Frankreich, geboren zu Florenz im J. 1519, war die einzige Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino und die Nichte Papſts Clements VII. Franz I. willigte nur ein, ſie ſeinem zweiten Sohne, Heinrich II., zur Gemahlin zu geben, weil er nicht glaubte, daß ſie auf den Thron gelangen würde, und weil er eine bedeutende Summe Geldes nöthig hatte, welche Lorenzo ihm verſchaffte. Die Vermählung ward 1533 zu Marſeille gefeiert. Catharina, eben ſo ſchön als geiſtreich, hatte in Florenz ihren Geſchmack für die

Künſte ausgebildet, zugleich aber auch die Grundſätze jener damals herrſchenden italieniſchen Politik eingeſogen, die ſtets ihre Zuflucht zu Cabalen, Liſten und Treuloſigkeiten nimmt, aber einem großen und mächtigen Reiche nicht ziemt. Catharinens Ehrgeiz war unbegrenzt; ſie opferte Frankreich und ihre Kinder der Luſt zu herrſchen; allein nie hatte ſie ein feſtes Ziel, und man kann ihr keinen tiefen Plan beimeſſen, dergleichen in den Augen der Nachwelt diejenigen rechtfertigen, die ſie zu entwerfen vermochten, ſelbſt wenn der Erfolg ihren Berechnungen nicht entſprochen. Die Lage, in welcher ſie ſich bei ihrer Ankunft an dem Hofe von Frankreich befand, gab ihr Gelegenheit, ſich in der Kunſt der Verſtellung immer mehr zu üben. Der Herzogin von Etampes, des Königs Mätreſſe, und ihres eigenen Gemahls Buhlerin, der Diane de Poitiers, beide erklärte Feindinnen, ſchmeichelte ſie auf gleiche Weiſe. Ohne Macht, ohne perſönliches Anſehn hatte man aus ihrer Gleichgültigkeit vermuthen ſollen, daß ſie die Unruhe der Geſchäfte ſcheue; aber als der Tod Heinrichs II., welcher 1559 an einer im Turnier erhaltenen Wunde ſtarb, ſie zum Herrn ihres Willens gemacht hatte, ſah man ſie ihre Kinder in einen Strudel von Vergnügungen ſtürzen, ihnen Schauſpiele, um ſie zur Grauſamkeit zu reizen, und wollüſtige Feſte geben, um ſie durch Ausſchweifung zu entnerven. Sie hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Ehrendamen, deren Hauptgeſchäft war, diejenigen zu verführen, die ſie in ihren Anhang ziehen wollte; und mitten unter dieſen Zerſtreuungen wurden Blutſcenen beſchloſſen, deren Andenken Schauder erregt. Ihr Anſehn unter der Regierung ihres älteſten Sohnes, Franz II., war beſchränkt, da dieſer Fürſt vermöge ſeiner Verbindung mit der unglücklichen Maria Stuart ganz den Guiſen ergeben war. Eiferſüchtig auf eine Gewalt, welche ſie nicht ausübte, faßte Catharina damals den Entſchluß, die Proteſtanten zu begünſtigen; ein verderblicher Plan in einem Lande, wo die catholiſche Religion ein Reichsgrundgeſetz war. Ohne dieſe falſche Maßregel, wodurch der Muth der Hugenotten und der Ehrgeiz ihrer Häupter gehoben wurde, würden die Religionsmeinungen nicht ſo langwierige Bürgerkriege in Frankreich verurſacht haben. Sie ſelbſt fühlte ſich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Neuerer in Verlegenheit geſetzt, als der Tod Franz II. die Zügel der Regierung während Carls IX. Minderjährigkeit in ihre Hände gegeben hatte. Schwankend zwiſchen den Guiſen, welche an die Spitze der Catholiken nur deshalb getreten waren, weil der Hof ſich nicht nachdrücklich genau für die Aufrechterhaltung der Staatsreligion erklärt hatte, und zwiſchen Condé, Coligni, die mit Hülfe der Proteſtanten ſich Macht und Anſehn verſchafften, war ſie zu unaufhörlichen Intriguen genöthigt, die ihr keine ſo große Gewalt verſchaffen konnten, als ſie durch ein offenes Betragen erlangt haben würde. Verachtet von allen Parteien, aber darüber getröſtet, wenn ſie dieſelben nur täuſchen konnte, die Waffen ergreifend, um zu unterhandeln, und nie unterhandelnd, ohne einen neuen Bürgerkrieg vorzubereiten, verſetzte ſie Carl IX., als er volljährig geworden, in die ſchreckliche Nothwendigkeit, entweder das königliche Anſehn einer mächtigen Partei unterzuordnen, oder einen Theil ſeiner Unterthanen niedermetzeln zu laſſen, in der ungewiſſen Hoffnung, ſich über die Factionen zu erheben. Das Blutbad der Bartholomäusnacht war *ihr Werk*; ſie bewog den König zur Verſtellung, die ſeinem Charakter durchaus fremd war, und ſo oft derſelbe ſich einer Abhängigkeit zu entreißen ſuchte, über welche er erröthete, wußte ſie ihn durch

Furcht und Eiferſucht, die ſie ihm durch ſcheinbare Begünſtigungen ſeines Bruders Heinrich erregte, daran zu verhindern. Nach Carls IX. Tode führte ſie aufs neue die Regentſchaft bis zur Rückkehr Heinrichs III., damals Königs von Polen. Sie trug zu dem Unglücke dieſer Regierung bei durch die Ereigniſſe, welche ihr vorangegangen, die größtentheils ihr Werk waren, und durch die Intriguen, mit denen ſie unablaſſig beſchäftigt war. Als ſie 1589 in einem Alter von 70 Jahren ſtarb, war Frankreich in einer ſo großen Zerrüttung, daß ihr Tod kaum bemerkt ward. Catharinens Geſchichte greift nach Heinrichs II. Tode in die Regierungsgeſchichte Franz II., Carls IX. und Heinrichs III. ein. Die Religionsſtreitigkeiten waren ihr eigentlich ſehr gleichgültig, die Folgen derſelben konnte ſie nicht faſſen. Das Leben war ihr nicht zu theuer, um es nicht für ihre Eigenliebe zu wagen. Diejenigen, die ihr ergeben waren, wußte ſie mit eben ſo viel Kunſt zu vereinigen, als diejenigen, die ihr entgegen ſtanden, zu entzweien; verſchwenderiſch bis zum Unſinne zu einer Zeit, wo es das Intereſſe der Könige geweſen wäre, Geld zu ihrer Diſpoſition zu haben; fand ſie es unmöglich, ihre Ausgaben zu beſchränken, und antwortete denen, die ihr wegen der Erſchöpfung des Schatzes Vorſtellung machten: „Man muß doch leben.“ — Ihr Betragen hatte einen großen Einfluß auf die Sitten jener Zeit, und man weiß, daß dieſe höchſt verderbt waren. Nichts an ihr iſt zu loben, als eine gewiſſe Eleganz des Benehmens, und eine lebhafte Neigung für die Wiſſenſchaften und Künſte. Sie ließ koſtbare Handſchriften aus Griechenland und Italien kommen, ſie ließ die Tuilerien, das Hotel de Soiſſons, an deſſen Stelle man die Halle-aux-Blés geſetzt hat, erbauen. Auch in der Provinz wurden auf ihren Befehl mehrere Schlöſſer errichtet, die ſich durch ihre ſchönen Verhältniſſe in einer Zeit, wo man in Frankreich keinen Begriff von den Grundſätzen der Architektur hatte, vortheilhaft auszeichnen.

Catharina I., Kaiſerin von Rußland. Dieſe merkwürdige Frau, die ſich aus der dunkeln Mitte des Volks auf den glänzenden Thron des größten Reichs der Erde emporſchwang, war die Tochter eines Bauern zu Litthauen, Namens Samuel; denn er hatte keinen Familiennamen, wie es in dieſen nördlichen Provinzen häufig der Fall iſt. Sie wurde den 16. April 1686 geboren, und da ihre Familie catholiſch war, ward ſie in dieſer Religion getauft und erhielt den Namen Martha. Noch jung, thaten ſie ihre armen Aeltern in die Dienſte eines lutheriſchen Geiſtlichen, Namens Daut, in Roop, einem Kirchſpiele, das im rigaiſchen Kreiſe liegt, wo ſie unmerklich die Lehrſätze des Proteſtantismus annahm. Von Roop kam ſie nach Marienburg, einem damaligen kleinen Städtchen im wendenſchen Kreiſe, zu dem dortigen Probſte Glück. Das Mädchen, deſſen Schönheit ſich entwickelte, wurde ſowohl in den Lehrbegriffen der lutheriſchen Religion, als auch in nützlichen Handarbeiten erzogen. Hier war es, wo ein ſchwediſcher Dragoner, Namens Johann, ſich in Martha verliebte, um ihre Hand bat, und da das arme Mädchen eben nicht wählen durfte, dieſelbe erhielt. Aber ſein Glück dauerte nur einige Tage. Er mußte ſeinem Rufe als Soldat folgen, kurz vorher, ehe die Ruſſen 1702 das Schloß Marienburg einnahmen. Die Einwohner der Stadt wurden zu Gefangenen gemacht, und unter dieſen befand ſich Martha. Sie gerieth in die Hände des commandirenden Generals Scheremetjew, der ſie wieder an Menzikow überließ. Bei dieſem ſah ſie Peter der Große, und nahm ſie zu ſich. Sie ging zur

griech. Religion über und nahm den Namen Catharina Alexiewna an. Sie gebar in den Jahren 1708 und 1709 dem Kaiſer die Prinzeſſinnen Anna und Eliſabeth, von denen die erſte in der Folge als vermählte Herzogin von Holſtein die Mutter Peters III., die zweite aber Kaiſerin von Rußland wurde. Als Geliebte und nachher als erklärte Kaiſerin gebar Catharina noch 5 Kinder, die aber alle frühzeitig wieder ſtarben. Im J. 1713 erſchien ein kaiſerlicher Befehl, durch welchen ſie dem ruſſiſchen Reiche als wirkliche Gemahlin Peters I. vorgeſtellt wurde. Die Rechtmäßigkeit der Prinzeſſinnen Anna u. Eliſabeth wurde natürlich dadurch zugleich geſetzlich beſtimmt. Catharina wußte das Herz d. Kaiſers beſonders durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der ſie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verſtand zu feſſeln. In der unglücklichen Lage, in welcher ſich Peter im J. 1721 mit ſeiner Armee am Pruth befand, war Catharina ſeine Retterin, als keine Rettung mehr möglich ſchien. Sie, Oſtermann und Schaphirow beſchloſſen, den Großvezier zu beſtechen. Hierzu gab Catharina alle ihre Juwelen her, und borgte alles baare Geld zuſammen, das ſie im Lager auftreiben konnte. Erſt nachdem das Mittel gelungen und Peter auf dieſe Art vom Untergange gerettet worden war, entdeckte ſie es dem Kaiſer, der ihr dafür ewig dankbar zu ſein verſprach. Im J. 1722 erklärte ſie Peter der Große zu ſeiner Nachfolgerin, und 1724 krönte er ſie in Moskau. Dies war der größte, aber auch der letzte Beweis der Achtung, den er der Kaiſerin gab, denn in den letzten Monaten dieſes Jahres noch mußte ſie ſeine ganze Unzufriedenheit empfinden. Der Cammerherr Mons, mit dem ſie Peter in einer Zuſammenkunft getroffen hatte, wurde enthauptet, und ſie mußte der Hinrichtung beiwohnen. Die Wuth des Kaiſers war grenzenlos. Menzikow war ſchon ſeit einiger Zeit in Ungnade gefallen, Peter hatte öftere Anfälle körperlicher Leiden, welche nur durch die fürchterlichſten Ausbrüche von Unzufriedenheit unterbrochen wurden. Dieſe vereinigten Umſtände machten Catharinens Lage ſchrecklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für ſie um ſo trauriger ſein, da ſie nach einigen vom Kaiſer hingeworfenen Aeußerungen eine Veränderung in der angeordneten Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Um dieſem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte ſie Menzikow's, und durch Jaguſchinski's Klugheit gelang es, den Kaiſer mit ihm zu verſöhnen. Beide, Kaiſerin und Günſtling, arbeiteten nun daran, ihr Schickſal auf alle Weiſe zu befeſtigen, als am 28. Januar 1725 Peter der Große ſtarb. Catharina, Menzikow und Jaguſchinski hielten für nöthig, den Tod des Kaiſers ſo lange geheim zu halten, bis ſie durch zweckmäßige Anſtalten die Thronfolge in der Perſon der Kaiſerin feſtgeſtellt hätten. Der berühmte Prieſter Theophanes beſchwor vor dem verſammelten Volke und den Truppen, daß ihm Peter auf ſeinem Todbette erklärt habe, Catharina allein ſei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man ſie zur Kaiſerin und Selbſtherrſcherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleiſtet. Anfangs arbeitete das Cabinet nach den Planen Peters I. fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geſchicklichkeit geführt. Allein bald ſpürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Günſtlinge auf das Regierungsweſen, und es ſchlichen ſich in die Adminiſtration große Fehler ein. Catharina ſtarb am 17. Mai 1727 im 48. Jahre ihres Lebens. Sie ward in St. Petersburg in der Feſtungskirche neben ihrem Gemahl begraben.

**Catharina II.**, Kaiſerin von Rußland, die zweite Schöpferin dieſes Reichs, war zu Stettin am 2. Mai 1729 geboren. Ihr Vater, Chriſtian Auguſt, Fürſt von Anhalt-Zerbſt, war königl. preußiſcher Generalfeldmarſchall u. Gouverneur von Stettin. Sie bekam die Namen Sophia Auguſta. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth wählte ſie zur Gemahlin ihres Neffen Peters, den ſie zu ihrem Nachfolger eingeſetzt hatte. Die junge Fürſtin wurde von ihrer Mutter, Johanna Eliſabeth von Holſtein, nach Moskau geführt, wo ſie zur griechiſchen Religion übertrat und die von der Kaiſerin ihr beſtimmten Namen Catharina Alexiewna annahm. Am 1. Sept. 1745 wurde die Vermählung mit großer Pracht vollzogen. Catharina, die damals 16 Jahr alt war, durfte die gerechte Hoffnung faſſen, einſt in ihrem Gemahl einen der mächtigſten Fürſten Europens u. Aſiens zu ſehen; aber Peter hatte nicht die dazu erforderlichen Eigenſchaften. Catharinens Ehe war nicht glücklich. Sie ſuchte und fand in der höhern Ausbildung ihres Geiſtes Erholung, und ihr Charakter erhielt eine den Frauen ſelten zugetheilte Schwungkraft und Stärke. Aber ihr feuriges Temperament und ihre nicht glückliche Ehe riſſen ſie leider auch zu großen Irrthümern hin, die auf ihr ganzes politiſches Leben immer den bedeutendſten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete ſich der Graf Soltikoff durch ſeinen Verſtand und durch die Anmuth ſeiner Perſon aus. Er zog die Aufmerkſamkeit Catharinens auf ſich und es entſpann ſich zwiſchen beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikoff, der mit verſchiedenen auswärtigen Geſandtſchaften beauftragt wurde, durch dieſe fortwährende Abweſenheit Catharinen gleichgültig zu werden anfing, erſchien am Hofe ein junger Pole von angenehmer Bildung, der durch ſein Glück und ſein Unglück berühmte Stanislaus Auguſt Poniatowski. Er zog die Blicke der Großfürſtin auf ſich, und gewann bald deren Zuneigung. Ihr Einverſtändniß entging der Kaiſerin Eliſabeth nicht, ſchien ihr aber nicht zu mißfallen; es geſchah ſogar auf ihre Empfehlung, daß Auguſt III. Poniatowski zu ſeinem Geſandten in Petersburg ernannte. In Rußland dachte Niemand daran, ſein Verhältniß mit der Großfürſtin zu beunruhigen; dagegen erregte es zu Paris Beſorgniſſe. Frankreich, damals im Kriege mit England, hatte mit Oeſterreich eine geheime Allianz geſchloſſen und Rußland hineingezogen. Poniatowski war für einen glühenden Anhänger Englands bekannt, und man beſorgte, er möchte mittelſt der Großfürſtin auf die Kaiſerin zu Frankreichs Nachtheil wirken. Ludwig XV., von dieſen Umſtänden durch ſeinen Geſandten unterrichtet, benutzte ſeinen Einfluß auf den König von Polen, um Poniatowski's Zurückberufung zu bewirken. Im J. 1761 ſtarb Eliſabeth; ihr Tod rief Peter III. auf den kaiſerlichen Thron. Dies Ereigniß vermehrte nur die Trennung zwiſchen beiden Gatten. Der Ehrgeiz, allein zu herrſchen, bewog Catharinen Alles anzuwenden, um ihren Gemahl vom Throne zu ſtürzen. Zu Peterhof wurde eine Verſchwörung gebildet, an deren Spitze der Graf Panin, die unternehmende Fürſtin Daſchkoff und ein junger Gardeoffizier, Namens Gregor Orloff, der nach Poniatowski Catharinens Zuneigung feſſelte, ſtanden. Peter III. wurde den Ruſſen durch ſeine Vorliebe für die preußiſche Kriegszucht, durch ſeinen gehaltloſen Charakter und durch ſeine Politik mit jedem Tage verhaßter. Alle, die den neuen Kaiſer nicht achteten, Alle, die ſich um die Gunſt der Kaiſerin bewarben, Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, traten Catharinens Partei bei. Indeß wäre die Verſchwörung

faſt entdeckt worden; ſchon war einer der Verſchwornen ins Gefängniß gebracht worden, als die Häupter loszubrechen beſchloſſen. Catharina, von der Gefahr unterrichtet, verließ Peterhof mitten in der Nacht, und erſchien in Petersburg, wo alles vorbereitet war, ſie zur Kaiſerin auszurufen. Die Truppen waren gewonnen, das Volk bearbeitet. In der Nacht vom 8 auf den 9. Jul. 1762 brach die Verſchwörung aus; in wenigen Stunden ſetzte eine Revolution, die faſt kein Hinderniß fand, Catharinen auf den Thron. Peter III. endigte nach einiger Zeit im Gefängniſſe ſein Leben. Catharina ſuchte nun zunächſt die Hoffnungen, die ſie erregt hatte, zu rechtfertigen. Sie ſchmeichelte geſchickt der Eitelkeit des Volks; zeigte eine große Achtung für die Religion und die Miniſter; ließ ſich mit Pracht in Moskau krönen. Sie beſchäftigte ſich mit den Mitteln, die Induſtrie und den Ackerbau zu befördern und eine Marine zu ſchaffen; ſie erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung, ſo wie für die auswärtigen Verhältniſſe Rußlands, unendlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbeſteigung zwang ſie die Curländer, ihren neuen Herzog, Carl von Sachſen, abzuſetzen, und den wegen ſeiner Grauſamkeit verhaßten Biron zurückzurufen. Der Tod Auguſts III., Königs von Polen, bot ihr bald die Gelegenheit dar, ihre ehrgeizigen Plane weiter auszuführen. Mit Hülfe ihrer Geſandten und Heere brachte ſie es dahin, daß Stanislaus Poniatowski zu Warſchau gekrönt wurde. Aber während ſie den Polen dieſen König aufdrang, nahm in ihrem eigenem Reiche die Zahl der Mißvergnügten zu, und in Moskau und Petersburg wurden mehrere Anſchläge gegen ſie angezettelt. Der junge Iwan belebte die Hoffnungen der Verſchwornen und ſein plötzlicher Tod in der Feſtung Schlüſſelburg verdoppelte die Unzufriedenheit, vernichtete aber auch die Plane ihrer Feinde. Der Hof der Kaiſerin war ſeitdem nur durch einige Intriguen beunruhigt, in denen die Galanterie ſich mit der Politik vermengte, und die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günſtling durch einen andern zu verdrängen. Im Schooße der Vergnügungen und Luſtbarkeiten, welchen Catharina ſich hingab, beſchäftigte ſie ſich jedoch mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung in ihren Staaten. Abgeordnete aus allen Provinzen verſammelten ſich auf ihren Befehl in Moskau; die Kaiſerin ſelbſt hatte für ſie eine Inſtruction aufgeſetzt, welche man in den erſten Sitzungen verlas. Aber ſo verſchiedene Völker konnten ſich weder verſtehn, noch konnten ſie einerlei Geſetzen unterworfen werden. Man hatte in den erſten Sitzungen die Freilaſſung der Bauern zur Sprache gebracht. Dieſer einzige Vorſchlag konnte das Zeichen zu einer blutigen Revolution geben. Catharina, die den Berathſchlagungen beiwohnte, löſete die Verſammlung auf, welche ihr den Namen einer Mutter des Vaterlandes beilegte. Aber dieſe vergeblichen Geſetzgebungsverſuche beſchäftigten Catharinen nicht am meiſten; ſie nährte insgeheim den Plan, ſich alle nordiſchen Mächte unterthänig zu machen. Sie hatte ſich mit England verbunden, und forderte von Polen die Abtretung mehrerer von den ruſſiſchen Truppen beſetzten Provinzen. Frankreich ſuchte zwar eine Partei gegen Rußland in Polen zu bilden, allein dieſe ſchwachen Verſuche dienten nur dazu, Catharinens Größe zu beſchleunigen. Einen gleichen Erfolg hatte der Krieg, zu welchem man die Pforte bewog. Die Türken wurden geſchlagen. Die ruſſiſche Flagge wehte ſiegreich auf den griechiſchen Meeren; und auf den Ufern der Newa faßte man den romanhaften Plan, die Republiken

von Sparta und Athen ins Leben zurückzurufen, um ſie der ottomaniſchen Pforte entgegenzuſtellen. Mitten unter ihren Siegen gegen die Türken verfolgte Catharina ihre Entwürfe gegen Polen. Um dem Widerſpruche der europäiſchen Mächte vorzubeugen, zog ſie die Höfe von Berlin und Wien in ihre Politik, welche 1772 den berüchtigten Theilungstractat unterzeichneten. Rußland erwarb die Provinzen, aus denen es die Gouvernements von Polotzk u. Mohilow bildete; u. Catharina behielt ſich den ausſchließlichen Einfluß auf Polen mit der Garantie der Conſtitution und des der Republik verbliebenen Länderbeſtandes vor. Ein Jahr nach der Theilung Polens wurde zu Kainardji der Friede mit der Pforte unterzeichnet. Catharina behielt von ihren Eroberungen nur Aſow, Tangarok und Kinburn, aber ſie ließ ſich die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und die Unabhängigkeit der Crimm zuſichern. Durch dieſe ſcheinbare Unabhängigkeit wurde die Crimm in der That abhängig von Catharinen. So vortheilhaft dieſer Friede war, ſo gelegen kam er für Rußland. Im dritten Jahre des Krieges waren Moskau u. mehrere andere Städte von der Peſt verwüſtet worden. Faſt um dieſelbe Zeit hatte ein Abenteurer, Namens Pugatſchef, der den Namen Peter III. annahm, mehrere Provinzen des öſtlichen Rußlands in Aufſtand gebracht. Einen unbeſchränkten Einfluß auf die Kaiſerin hatte damals Potemkin, der mit ihr die Zügel der Regierung hielt. Er vollendete die Unterwerfung der Crimm, die er zu einer ruſſiſchen Provinz machte, u. dehnte die Grenzen Rußlands bis an den Caucaſus aus. Während Catharina ſo die Grenzen ihres Reichs erweiterte, bereiſete ſie die von Pugatſchef in Aufruhr gebrachten Provinzen; ſie beſchiffte die Wolga und ſpäter den Boryſthenes, woran ſie um ſo mehr Vergnügen fand, als es nicht ohne Gefahr geſchah. Auch das ihrem Scepter unterworfene Taurien wünſchte ſie kennen zu lernen. Potemkin, der aus dieſer Reiſe einen langen Triumphzug machen wollte, munterte ſie dazu auf. Auf einem Wege von beinahe tauſend Stunden ſah man nichts als Feſte, theatraliſche Ausſchmückungen, Blendwerk und Zauberei. Längs des ganzen Weges brannten ungeheure Feuer, die Städte waren erleuchtet, Paläſte erhoben ſich mitten auf wüſten Fluren, um einen Tag lang bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüſten, wo kurz vorher die Tartaren ihre Herden weideten, angelegt worden; allenthalben erſchien eine zahlreiche Bevölkerung, das Bild des Glücks und Wohlbefindens; allenthalben war Tanz und Geſang; hundert verſchiedene Nationen huldigten ihrer Gebieterin. Schein und Wahrheit waren verbunden. Catharina ſah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen nichts als die äußern Mauern da waren; in der Nähe ſah ſie eine Menge Menſchen, die während der Nacht weiter geſchafft wurden, um ihr am folgenden Tage daſſelbe Schauſpiel zu gewähren. Zwei Fürſten beſuchten ſie auf der Reiſe, der König von Polen, Stanislaus Auguſt, und Kaiſer Joſeph II. Letzterer erneuerte ſein Verſprechen, ſie in der Ausführung ihrer Plane gegen die Türken zu unterſtützen. Ungefähr um dieſelbe Zeit arbeiteten zwei Höfe daran, ſie in einen doppelten Krieg zu verwickeln. Preußen und England vereinigten ſich, um die Pforte und Schweden zu bewegen, die Waffen gegen Rußland zu ergreifen. Die Türken waren in dieſem neuen Kriege nicht glücklicher, und vielleicht wären ſie ganz aus Europa getrieben worden, wenn Catharina in ihren Finanzen weniger beengt und nicht durch die Diverſionen anderer Staaten gehemmt worden wäre. Der Friede wurde 1792 zu Jaſſi unterzeichnet. Ca-

tharina behielt Oczakow und alles Land zwiſchen dem Bug u. Dnieſter. Während Rußland mit den Türken beſchäftigt war, hatte Guſtav III. den Feldzug eröffnet und einen Augenblick Petersburg bedroht, nach einem 2jährigen Kriege, der mit abwechſelndem Glück geführt worden, ſchloß man 1790 zu Werelä einen Frieden, der die Grenzen beider Staaten nicht veränderte. So hatten alle gegen Rußland entzündeten Kriege nur dazu gedient, ſein politiſches Uebergewicht zu vermehren und Catharinens Ehrgeiz zu verdoppeln. Ihr Einfluß auf Polen glich einer Souveränetät und mißfiel den Polen eben ſo ſehr, als er die Eiferſucht bei der Theilung der concurrirenden Mächte weckte, welche zuerſt den Wunſch äußerten, das noch übrige Polen unter ſich zu theilen. Oeſterreich, beſonders aber Preußen, foderte die Polen öffentlich auf, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, um Catharinen zu einem entſcheidenden Schritt zu nöthigen. Catharina zögerte noch; aber ſie gab endlich den Intriguen ihrer Günſtlinge nach, welche einer Seits durch ihre Emiſſäre die Redner des Reichstags gegen die Kaiſerin aufreizten, und anderer Seits dieſer täglich ſelbſt geſchmiedete Nachrichten aus Warſchau vorlegten, welche die gröblichſten Schmähungen auf ſie enthielten. Catharina ſchloß endlich mit Preußen und Oeſterreich 1792 einen neuen Theilungsvertrag über Polen, das aus der Reihe der Staaten verſchwinden ſollte. Bald darauf vereinigte ſie Curland, Samogitien, Semigallen u. den Kreis von Pilten mit ihrem Reiche. Bei der franzöſiſchen Revolution blieb ſie ruhige Zuſchauerin; ſie nahm mehrere Emigranten großmüthig auf, aber die Verſprechen, die ſie ihnen gab, war ſie nicht Willens zu erfüllen. Die Inſurrection, die 1794 in Polen ausbrach, konnte dies unglückliche Land nicht retten, das nach der Erſtürmung von Praga und der Verwüſtung mehrerer Provinzen gänzlich unterworfen wurde. Catharina hatte einen Krieg gegen Perſien angefangen, und nährte, nach der Verſicherung einiger Geſchichtſchreiber, den Plan, das Reich des großen Moguls wiederherzuſtellen und die Herrſchaft der Engländer in Bengalen zu ſtürzen, als ein Schlagfluß am 9. Nov. 1796 ihr Leben endigte. Die Urtheile über ſie ſind ſehr verſchieden; ſie iſt eben ſo ſehr getadelt als erhoben worden. Bei aller Schwäche ihres Geſchlechts zeigte Catharina nicht ſelten die Feſtigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenſchaften beherrſchten ſie bis ins Grab: die Liebe und die Ruhmſucht. Jene machte ſie nicht ſelten zum Gegenſtand des Tadels im In- und Auslande, wiewohl ſie in ihren Liebſchaften nicht ohne Anſtand verfuhr. Sie verſtand die ungleichartigſten Geſchäfte zu vereinigen, ohne die einen über die andern aufzugeben. Sie gab zu gleicher Zeit ihren Günſtlingen ein Rendez-vous und arbeitete mit ihren Miniſtern, ſchrieb einem Gardeoffizier einen verliebten und an Voltaire oder Friedrich einen philoſophiſchen Brief, und unterzeichnete den Befehl, die Türken anzugreifen oder Polen zu beſetzen. Allen ausgezeichneten Schriftſtellern ſchmeichelte ſie, um von ihnen Lobſprüche einzuernten; ſo wenig ſie Frankreich liebte, ſo ſchätzte ſie doch die Franzoſen. Sie hatte zu Paris an Grimm einen literariſchen Agenten, lud Voltaire mehrere Mal zu ſich ein, ſchlug d'Alembert vor, ſeine Encyclopädie in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürſten zu übernehmen. Diderot hatte ſie auf ihren Wunſch beſucht und ſich ſehr vertraut mit ihr unterhalten. Wirklich erlangte ſie, was ſie wünſchte; die Gelehrten Europa's zählten ſie zu den größten Regenten, u. zum Theil verdiente ſie die ihr gemachten Lobſprüche. Sie begünſtigte den

Handel, verbeſſerte die Geſetzgebung, legte Städte, Canäle, Hoſpitäler, Erziehungsanſtalten an. Pallas, Blumager und Billings reiſeten auf ihren Befehl. Sie wollte den Mißbräuchen in der Staatsverwaltung, in der Rechtspflege, in der Erhebung der Abgaben ein Ende machen, aber ſie begann, ohne zu enden. Die Civiliſation machte nur geringe Fortſchritte. Mehrere ihrer Unternehmungen glichen ſchon vor ihrem Tode Ruinen, Geſetzgebung, Colonien, Erziehung, Inſtitute, Manufacturen, Hoſpitäler, Canäle, Städte, Feſtungen, Alles war angefangen, aber Vieles, ehe es zu Stande gekommen, wieder aufgegeben worden. Auch den Ruhm einer Schriftſtellerin ſuchte Catharina. Sie hat mehrere Werke in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher Sprache hinterlaſſen.

Catharina Paulowna, (geb. den 21. May 1788), Königin von Würtemberg, Großfürſtin von Rußland, jüngere Schweſter des Kaiſers Alexander und Wittwe des Prinzen Georg von Holſtein-Oldenburg, welcher den 27. Decbr. 1812 in Rußland geſtorben war. Vom Prinzen von Oldenburg leben 2 Söhne, welche am 30. Aug. 1810 und 26. Aug. 1812 geboren ſind. Ihrer Feſtigkeit allein ſcheint man es verdanken zu haben, daß Napoleon, ehe er mit der Kaiserstochter von Oeſterreich ſich verband, nicht mit dem ruſſiſchen Kaiſerhaus verſchwägert wurde. Gleich ausgezeichnet durch Körperſchönheit und Geiſtesgröße und eine beinahe männliche Beſonnenheit und Entſchloſſenheit, hing ſie ſtets mit der wärmſten Liebe an ihrem Bruder Alexander, und war ſeit 1812 in den Feldzügen in Deutſchland und Frankreich, zu London und Wien häufig ſeine Gefährtin und gewiß von dem bedeutendſten Einfluß auf manche ſeiner verhängnißreichen Entſchlüſſe. Sie vorzüglich war es, wie man behauptet, welche im May 1814 die Verbindung zwiſchen dem Prinzen v. Oranien u. der Prinzeſſin Charlotte v. Wallis hintertrieb, und die Vermählung dieſes Prinzen mit ihrer und Alexanders jüngerer Schweſter einleitete. Schon 1813 hatte ſie der damalige Kronprinz Wilhelm von Würtemberg in Deutſchland kennen gelernt und ſie 1814 in Paris wieder geſehen. Seine Wünſche wurden erfüllt; er ſah ſich, nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin, der jetzigen Kaiſerin v. Oeſterreich, einer der edelſten Frauen, aus unbekannt gebliebenen Urſachen, getrennt hatte, den 24. Jan. 1816 mit ihr zu Petersburg vermählt und beſtieg, nach dem Tode ſeines Vaters, im Oct. 1816, mit ihr den Königsthron von Würtemberg. Catharina Paulowna erinnert vielfach an die Kaiſerin Catharina, und iſt durch ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der letztern Jahre ſehr merkwürdig geworden. Als Landesmutter hat ſie ſich in dem Hungerjahre 1816 ſehr wohlthätig bewieſen. Sie bildete die durchs ganze Land verbreiteten Frauenvereine und den landwirthſchaftl. Verein; ſie ſuchte auf Volkserziehung einzuwirken, und ſtiftete eine muſterhafte Arme-Kinder-Beſchäftigungs- und Bildungsanſtalt, eine Töchterſchule für die gebildeten Stände und, nach dem Muſter der engl. saving Banks, für die untern Volksclaſſen Sparbanken. Ueberhaupt griff ſie oft auch wohl willkührlich in die kleine innere Oekonomie des Staats ein, wobei ſie vorzüglich Englands Einrichtungen nachzuahmen ſuchte. — Für die ſchönen Künſte zeigte ſie wenig Empfänglichkeit. Sie ſtarb den 9. Jan. 1819 und hinterließ ihrem Gemahl 2 Töchter. Durch Unterzeichnung ward ihr als Denkmahl eine Stiftung errichtet.

Cathcart (Lord William), engl. Geſandter in Petersburg, geb. 1755, hat ſich in den letzten Jahren durch ſeine militäriſche und

diplomat. Thätigkeit ſehr bekannt gemacht. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, nahm aber beim Ausbruch des amerikaniſchen Krieges Militärdienſte, und diente unter dem General Howe in einem Dragoner Regimente. Im J. 1778 wurde er Major des caledoniſchen Freicorps, und endlich Obriſt eines Infanterie-Regiments. Er begann ſeine höhere Laufbahn 1794 in Flandern unter dem Herzoge von York. Nach dem unglücklichen Ausgange dieſes Feldzugs führte er den Reſt der engliſchen Armee über Emden zurück. 1805 und 1806 war ihm der Oberbefehl über die engl. Truppen auf dem Continente beſtimmt, die Unfälle Oeſterreichs und Preußens vereitelten aber alle Entwürfe des engliſchen Cabinets. Nach dem tilſiter Frieden commandirte er die Landungstruppen bei der berüchtigten Expedition gegen Copenhagen. Im J. 1812 erhielt er nach dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich den wichtigen Poſten eines außerordentlichen Geſandten am ruſſ. Hofe. Er zeigte auf demſelben Talent, Muth und Thätigkeit. Er folgte Alexandern im Verfolg des großen Befreiungskrieges bis nach Paris, u. nahm ſpäterhin auch an den Verhandlungen des Wiener Congreſſes Theil. Gegenwärtig (1817) iſt er auf ſeinen Poſten nach Petersburg zurückgekehrt. Seit dem Jahre 1799 iſt er mit Miſtreß Elliot, einer aus Neuyork gebürtigen Amerikanerin, verheirathet. Der Lord und ſeine Gemahlin ſtehen mit der königl. Familie in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen; die Lady iſt Hofdame bei den jüngern Prinzeſſinnen.

**Cathedrale** oder **Cathedralkirche**, ſo genannt von der Cathedra oder dem Lehrſtuhl des Biſchofs, iſt diejenige Kirche, welche der Sitz eines Erzbiſchofs oder doch Biſchofs iſt und alſo als Hauptkirche der Diöces betrachtet wird. Da gewöhnlich Domſtifte damit verbunden ſind, ſo werden ſie auch **Domkirchen** genannt.

**Catheten** ſind diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, die den rechten Winkel einſchließen, deren jede an ſich kleiner als die dritte Seite oder die Hypothenuſe iſt, die zuſammen aber größer als ſelbige ſind.

**Catholicismus** (aus dem griech. καθολικός, allgemein) — ein Wort, das, ſeiner wahren Bedeutung nach, wegen der neuangeregten Idee einer Vereinigung der chriſtl. Religionsparteien zur Tagesordnung kommen mußte, aber auch durch die Bedeutung, die ihm neuere Dichter, Künſtler und vorzüglich ihre Beurtheiler geben, ein allgemeines Intereſſe für die gebildete Welt gewonnen hat — bezeichnet den eigentlichen Geiſt und Sinn, durch den die catholiſche Kirche ſich in ihren Lehren, Einrichtungen und Ceremonien von andern chriſtl. Kirchen unterſcheidet. Wir erinnern uns dabei der Glaubensregel, welche die Kirchenverſammlung der Catholiſchen zu Trident (1542 bis 1563) aufgeſtellt und Papſt Pius V. beſonders durch den 1566 erſchienenen römiſchen Catechismus den Laien kund gemacht hat. Der Hauptſache nach iſt der Catholicismus unſerer Tage den Satzungen dieſer Kirchenverſammlung immer noch getreu u. dem Aufkommen jeder davon abweichenden Meinung entgegen. Er hält neben der **Bibel** die **Tradition** (ſ. d. Art.) u. die **Entſcheidungen des Papſtes, der Biſchöfe und der Kirchenverſammlungen** zur Erhaltung der Einheit u. Wahrheit des Glaubens für unentbehrlich, geſtattet deshalb keinen uneingeſchränkten Gebrauch der Bibel, und behauptet, daß ſeinen Lehren der Vorzug der **Catholicität**, d. h. der allgemeinen Gültigkeit und Lehrgerechtigkeit darum gebühre, weil die chriſtliche Kirche ſie ſeit ihrer Entſtehung immer u. mit allgemei-

ner Uebereinſtimmung geglaubt habe. In Rückſicht der allen chriſtlichen Kirchen heiligen Grundlehren der Religion und des bibliſchen Chriſtenthums wird dieſe Behauptung von der Geſchichte beſtätiget. Dies gilt jedoch bei weitem weniger von den im Laufe der Entwickelung des Papalſyſtems aufgekommenen Meinungen des Catholicismus, daß man ſich durch gute Werke, z. B. Schenkungen an Kirchen, milde Stiftungen, Almoſen u. dgl. etwas bei Gott verdienen, durch Bußübungen, Faſten und Kaſteiungen über gewiſſe Sünden beruhigen und dafür genugthun, auch das nach ſeiner Anſicht überpflichtmäßige Verdienſt der Heiligen zur Ausfüllung mancher Lücken in der eigenen Tugend durch den Ablaß ſich zueignen könne, nach dem Tode aber noch einen Prüfungszuſtand, das Fegefeuer, beſtehen müſſe, deſſen Pein ſich jedoch durch Seelenmeſſen und andere gute Werke der Hinterlaſſenen für die Verſtorbenen lindern laſſe. Sein Kirchenregiment führt der Catholicismus durch die von aller weltlichen Gerichtsbarkeit freigeſprochenen Prieſter u. Ordensgeiſtlichen, die er als geweihte, mit einem ihnen aufgedrückten unauslöſchlichen geiſtlichen Charakter ausgezeichnete Perſonen anſehen lehrt, zur Eheloſigkeit verpflichtet und unmittelbar an den Papſt, als den Stellvertreter Jeſu auf Erden, u. das höchſte, untrügliche Oberhaupt der chriſtl. Kirche, bindet. Er glaubt an ſieben Sacramente, näml. Taufe, Firmelung, Abendmahl in dem Sinne, daß Brot und Wein dabei in den Leib und das Blut Jeſu Chriſti wirklich verwandelt werden, Buße, bei der er die Ohrenbeichte für nothwendig hält, Prieſterweihe, Ehe, die er für unauflöslich erklärt, und letzte Oelung, verehrt Heilige u. Bilder, läßt den Altardienſt in der heilig geachteten lateiniſchen Sprache verrichten und mißt ſeinen gottesdienſtlichen Gebräuchen eine ihrer geſetzmäßigen Verwaltung (ex opere operato) ſelbſt eigne, von den Geſinnungen und Anſichten der Theilnehmer unabhängige beſeligende Kraft bei. Wenn nun auch viele aufgeklärte Geiſtliche und Laien in der catholiſchen Kirche jetzt über diejenigen Lehren, Einrichtungen und Gebräuche derſelben, welche weder die Vernunft, noch bei einer geſunden Auslegung die heilige Schrift beſtätigt, nicht mehr ſo ſtreng als ſonſt zu halten ſcheinen und freiere Ueberzeugungen hegen; ſo hat die Kirche im Ganzen nicht das mindeſte davon aufgegeben und ſich ſtets öffentlich gegen die Andersdenkenden erklärt. Nur muß hierbei die übereinſtimmende Ueberzeugung der Nationalkirchen, d. h. der Biſchöfe und Kirchenlehrer oder das Epiſcopalſyſtem von den Anſprüchen der römiſchen Curie, welche man mit den Namen Papalſyſtem, Ultramontanismus, Romanismus bezeichnet, wohl unterſchieden werden. Das Epiſcopalſyſtem beruht auf dem Grundſatze, „das biſchöfliche Amt ſei von göttlicher Einſetzung und daher der Papſt als Oberhaupt der Kirche nur der erſte unter ſeines Gleichen (Primus inter pares),“ woraus eine größere Freiheit der Biſchöfe in ihrem Wirkungskreiſe und die Lehre folgt, daß die von Rom ausgegangenen oder begünſtigten und unter den Catholiken mehr oder weniger gangbaren unhaltbaren Meinungen, abergläubigen Gebräuche und ſchädlichen Mißverſtändniſſe der chriſtl. Religionswahrheit keineswegs der catholiſchen Kirche ſelbſt zur Laſt fallen, ſondern als Unvollkommenheiten zu betrachten ſind, welche ſich bei ihr, wie bei andern menſchlichen Anſtalten, eingeſchlichen haben. Nach dieſem Syſtem erſcheint der Catholicismus viel edler, reiner und ächt chriſtlicher, als ſeine Gegner

zugeſtehen wollen. Das Papalſyſtem hingegen hat auf dem Gipfel ſeiner Anmaßungen (ſ. d. Art. Papſt) den Papſt als Urinhaber aller Kirchengewalt u. eigentlichen Ordinarius aller Kirchenämter dargeſtellt und zum unumſchränkten Herrn der Kirche in dem Sinne gemacht, wie Ludwig XIV. und Napoleon vom Staate ſagte: l'état c'eſt moi!, woraus denn folgte, daß die römiſche Curie jeden Mißbrauch und Aberglauben, der ihr einträglich ſchien, trotz alles Widerſpruchs frommer Biſchöfe, ſanctioniren und in Ausübung bringen konnte. Freilich aber iſt zum Nachtheil der Biſchöfe und der ganzen Kirche das Uebergewicht bis in die neueſten Zeiten auf der Seite des im herrſchenden Volksglauben gegründeten Papalſyſtems geweſen. Seine Macht war zwar, zufolge der neueren polit. Veränderungen, in ſo fern geſchmälert worden, daß der Papſt durch die Vereinigung des Kirchenſtaats mit dem franzöſiſchen Reiche ſein Land, durch die Aufhebung der Klöſter und geiſtlichen Orden in den wichtigſten catholiſchen Staaten eine ſonſt bedeutende Stütze ſeines Anſehens nnd bei der ſehr erſchwerten, hie und da ganz abgebrochnen Verbindung zwiſchen ihm und der jetzt mehr von den Fürſten abhängigen Kleriſei viel von ſeinem Einfluſſe auf die geiſtliche Regierung der Völker verloren hatte. Daß dieſe Macht aber keinesweges vernichtet, daß die catholiſche Kirche noch eben ſo glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer alten Rechte iſt, hat die Fruchtloſigkeit der letzten Verſuche zur Reform ihrer Verfaſſung uud das Verfahren des jetzigen Papſtes ſeit ſeiner Wiederherſtellung in den Beſitz des Kirchenſtaats gezeigt. Man beobachte das kluge, feſte und conſequente Verhalten des Klerus, man forſche nach der allgemeinen Stimmung, man beſuche die Kirchen und Wallfahrtsörter der Catholiſchen und man wird einräumen müſſen: der Catholicismus ſteht noch in ſeiner alten Glorie da, er weiß noch immer mit ſeinen durch hohes Alterthum geheiligten, und trotz der geſteigerten Aufklärung in keinem weſentlichen Stücke geänderten Formen, mit ſeinem feſten, Alles durchdringenden Syſtem durch eine anziehende Myſtik, durch einen reizenden poetiſchen Anſtrich, durch die Pracht und den Zauber ſeiner Gottesdienſte die Mehrheit der jetztlebenden Chriſten an ſich zu feſſeln und in zahlreiche Verſammlungen zu rufen. Worin und wieviel er nun geneigt ſein möchte nachzugeben und entgegenzukommen, wieviel der Proteſtantismus von ihm würde annehmen müſſen, falls es zu der projectirten Religionsvereinigung kommen ſollte; ob ſie mehr als eine Rückkehr der Proteſtanten in den Schooß der catholiſchen Kirche und überhaupt bei dem ſcharfen Gegenſatze, in dem die innerſten Principien beider Kirchen einander entgegenſtehen, möglich ſein würde, ohne den Charakter entweder der einen oder der andern allmählig ganz zu verwiſchen: das beantwortet ſich in Erwägung der oben berührten Thatſachen leicht. Auch hat man ſich nach gerade von der Unthunlichkeit dieſer Vereinigung überzeugt: die von einigen wohlmeinenden Schriftſtellern für die Ausführung derſelben geäußerten Vorſchläge und Wünſche haben in dem übereinſtimmenden Gutachten der einſichtsvollſten Theologen und Staatsmänner eine gründliche Widerlegung gefunden; und immer allgemeiner wird der Erfahrungsgrundſatz anerkannt, daß, wie verſchiedene Charaktere ſich ſtärker an einander angezogen fühlen, leichter befreunden und beſſer vertragen, als ſolche, die ſich in ihren Vorzügen und Mängeln gänzlich gleich ſind, auch die Glieder verſchiedner Religionsparteien, ſo lange jede im ungeſtörten Beſitze ihrer Eigenthümlichkeiten bleibt, einander freiwil-

lig die Duldung und Freundlichkeit beweiſen werden, die ſich durch keine Decrete und Concilienbeſchlüſſe erzwingen läßt. Die Catholiſchen zeigen jetzt, wenigſtens in Deutſchland, in ihrem wiſſenſchaftlichen Beſtreben Neigung zum Proteſtantismus und vorzüglich diejenigen ihrer Schriftſteller, welche das religiöſe Bedürfniß ihres Volks im Auge haben, nähern ſich immer mehr dem Geiſte, in dem die proteſtantiſchen Schriftſteller gleicher Art ſchreiben; dagegen regt ſich unter den Proteſtanten eine hervorſtechende Neigung zum Cultus der catholiſchen Kirche, und wenn wir jene Erſcheinung auf dem Felde der Wiſſenſchaft und Literatur vielleicht zu den erfreulichen rechnen dürfen, ſo wird dieſe uns wenigſtens nicht befremden. Eine edle, majeſtätiſche Bauart, eine glänzende, Alles umſtrahlende Beleuchtung, ein verſchwenderiſcher Reichthum an herrlichen Gemählden und Bildwerken, an koſtbaren Draperien und Geräthſchaften ergötzten das Auge; eine Fülle harmoniſcher Töne, die ſich von dem hohen, mit Sängern und Inſtrumentaliſten meiſt wohlbeſetzten Chore, bald gewaltig erſchütternd, bald mild beſänftigend, in die wiederhallenden Räume ergießt, entzückt das Ohr; der einnehmende Duft köſtlichen Räucherwerks ſchmeichelt den Geruchsnerven; die geheimnißvollen Laute einer fremden, den Meiſten unbekannten Sprache, deren Feierlichkeit und Wohlklang man empfindet, ohne ihren Sinn zu verſtehen; die bedeutſame Reihenfolge jener vielſagenden Ceremonien und Geberden reichgeſchmückter Prieſter; die ſtillbeſchäftigte, niederwerfende Andacht einer zahlreichen Gemeinde; der imponirende Eindruck des feſtlichen Ganzen *); Alles vereinigt ſich in den Tempeln der Catholiſchen, um die Sinne zu reizen und

*) Man erinnere ſich an die feurige Schilderung, welche Mortimer in Schillers Maria Stuart davon macht.

Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms. — Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Coliſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!
Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte, das Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,
Als ich ſie ſelbſt nun ſah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgeſtiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —

zu vergnügen, der Einbildungskraft Nahrung, Schwung und Spielraum zu geben und das ganze Gemüth in eine Bezaubrung zu verſetzen, der es ſich nur allzugern und oft, ſogar den nüchternen Reflexionen zum Trotz, gefangen gibt. Will überdies die cathol. Kirche ſich der Kräfte und Künſte bedienen, die ſich in ihrem Schooße entwickelt, ausgebildet und manchen ihrer Diener und Anhänger groß, berühmt und glücklich gemacht haben; will ſie die Mittel brauchen, durch welche ehedem, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Geſchichte, die einflußreichſten u. bewundernswürdigſten Erfolge möglich gemacht wurden; die Gewalt, mit der die Kraft ihrer Hierarchie ſich von jeher der Gewiſſen zu bemächtigen, die Leichtigkeit, mit der ſie über das unbehagliche Nachgefühl eines ungerechten oder zweideutigen Lebens zu beruhigen; die Gewandtheit und Ueberredungskunſt, mit der der Jeſuitismus die im Zuge des Wirkens für einen wichtigen Zweck verübten Unredlichkeiten und Uebelthaten zu beſchönigen; die Umſicht und Geſchicklichkeit, mit der er das Geheimniß ihrer ſchwachen Seiten und Mängel immer anſtändig zu verſchleiern, und endlich die Freigebigkeit im Verſprechen und Belohnen, mit der derſelbe Anwalt der Kirche Jedem den Preis, um den er ſich hingibt, zu bieten wußte; wer wird ihr widerſtehen können? Kein Wunder, daß ihr von denen, die menſchlich fühlen, fehlen u. begehren, die Mehrzahl zufällt. Wenn ſie nun auch, moraliſch veredelt u. politiſch geſchwächt, den Gebrauch dieſer Mittel jetzt öfter als ſonſt verſchmähen mag, ſo iſt ihr, was ihrem Einfluſſe auf dieſer Seite abzugehen ſcheint, auf einer andern Seite durch die Gunſt der neuern Poeſie und Kunſtphiloſophie reichlich wieder zugewendet worden. Der Ueberfluß an poetiſchem Apparat, an ſinnvollen Symbolen und mächtigen Hebeln zur Anregung des Gemüths, mit dem der Catholicismus ausgeſtattet iſt, konnte den Augen proteſtantiſcher Dichter nicht entgehen. In demſelben Zeitpuncte, da der überhandnehmende Nationalismus der Theologen und die Aufklärungswuth ihrer Nachbeter alle Formen des hiſtoriſchen Chriſtenthums zu durchbrechen und jeden Anhalt des kirchlichen Glaubens zu ſtürzen drohten, fingen Lutheraner, Reformirte, ja ſogar poetiſche Juden in Berlin, Jena u. ſ. w. an, die Jungfrau Maria und die Schar der Heiligen, mit der der Catholicismus ſie umgibt, zu beſingen; wir wurden mit Romanen, Legenden und Sonetten überſchwemmt, die nichts als Madonnen, Meßopfer, wunderthätige Bilder und Reliquien im Munde führten, und man kann wohl ſagen, daß in der catholiſchen Kirche ſelbſt die poetiſchen Momente ihres Glaubens nie ſo warm aufgefaßt (ſ. Feßlers Thereſia, auch deſſen Abelard), nie mit der Begeiſterung gefeiert und in ſo glühenden Bildern verherrlicht wurden, als es jetzt von Ketzern geſchah. Dieſer Enthuſiasmus gab uns liebliche, hinreißende Dichtungen. Novalis, Tieck, die Schlegel entrückten uns in die Magie eines ſüdlichen Himmels; daß wir aber zugleich mit den catholiſirenden Zerrbildern und Süßlichkeiten Werners und Anderer behelligt wurden, war der unausbleibliche Nachklang des einmal neu angegebenen Tones, wie, wenn ein

---

Als ich den Papſt drauf ſah in ſeiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker ſegnen,
O was iſt Goldes = was Juwelen = Schein,
Womit der Erde Könige ſich ſchmücken!
Nur er iſt mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich der Himmel iſt ſein Haus,
Denn nicht von dieſer Welt ſind dieſe Formen!

Virtuos ſich hören ließ, tauſend Hände geſchäftig ſind, ſich auf ſeinem Inſtrumente zu verſuchen — blieben doch die Sterne erſter Größe an Deutſchlands poetiſchem Himmel in ihrer Bahn. Die Aeſthetiker und Kunſtrichter konnten nicht unterlaſſen, von dieſer Gährung Notiz zu nehmen. Sie hatte das Gute, daß die großen Verdienſte des Catholicismus um die Muſik, Mahlerei und Plaſtik neu anerkannt, dieſe Künſte und ihre Prieſter höher und wärmer gewürdigt, der Quell ihrer bewunderten Schöpfungen tiefer ergründet und die Geiſter der Rafaele, Buonarotti's und Dante's wieder wach wurden. Die wiſſenſchaftliche und räſonnirende Aeſthetik erweiterte und verſchönerte ihr Gebiet, und ſelbſt die Liturgie der Proteſtanten ſing an, ſich nach den Reizen ihrer ältern Schweſter zu ſehnen. Aber ehe ſie noch dazu kommen konnte, ſich die ihr angemeſſenen Zierden aus dem empfohlnen Vorrathe poetiſcher Beiwerke auszuwählen und anzupaſſen, wurden, der Fürſten, Staatsmänner und Künſtler, die in früherer Zeit meiſt nur aus politiſchen Gründen Aufſehn erregende Beiſpiele des Uebertritts gegeben haben, nicht zu gedenken, mehrere namhafte Gelehrte, und in ihrem Gefolge eine Schar von Nachtretern und Schwärmern der ſchmuckloſen Einfachheit des Proteſtantismus, der unendlichen Berathung und Zwietracht ſeiner Lehrer überdrüßig, ihm ungetreu und weiheten der catholiſchen Kirche ihre Schwüre und Federn. Stolberg und Schlegel ſind in der letzten Zeit die merkwürdigſten unter ihnen. Ihr Uebertritt war unſtreitig das Werk einer Ueberzeugung, die durch äſthetiſches Intereſſe, durch individuelles Wohlgefallen an den feſten, auf die Menſchen, wie ſie ſind, nicht unrichtig berechneten Formen des Catholicismus, an ſeiner für die höchſte Bedeutung empfänglichen Hierarchie vorbereitet, durch lebhafte Neigung genährt, die Einſeitigkeiten der neuen Mutter vor ihren Augen verbergen mochte. Bei dem allen werden ſich immer nur Wenige zu ähnlichen Schritten entſchließen, und die proteſtantiſche Kirche darf eben ſo wenig als die catholiſche wegen eines merklichen Abganges ihrer Bekenner in Sorgen ſein. Vielmehr werden beide Kirchen um ſo ſicherer, gedeihlicher und verträglicher neben einander beſtehen, je allgemeiner man anerkennen wird, wie ſchön ſie ſich gegenſeitig ergänzen, durch freie, immer neu angeregte Thätigkeit der forſchenden Vernunft auf der einen, durch Fülle der Empfindung und ſtrenges Feſthalten des immer unentbehrlichen Poſitiven auf der andern Seite die Sphäre des menſchlichen Gemüths erfüllen und als wetteifernde Kräfte die Fortſchritte des Menſchengeſchlechts zu höherer Bildung fördern. E.

Catilina (Lucius Sergius), trat in das Jünglingsalter, als Rom der Wuth des Marius und Sylla zur Beute geworden. Als Sprößling einer patriciſchen Familie ſchloß er ſich an die Partei des Letztern, hatte einigen Antheil an dem Siege und einen größern an den Proſcriptionen deſſelben. Mord, Brand und Raub waren die erſten Thaten u. Vergnügungen ſeiner Jugend. Sein Einfluß auf die zerrüttete Republik war bedeutend. In der Armee ſcheint er jedoch mit Auszeichnung gedient zu haben. Höchſt gefährlich ward er, als er zu ſeinen übrigen Laſtern den Betrug geſellte. Während er die Seelen der Jünglinge vergiftete, wußte er dem ſtrengen Catulus einiges Intereſſe und einige Achtung abzugewinnen. Gleich geſchickt, den Tugendhaften zu täuſchen, den Schwachen abzuſchrecken und ſeine Kühnheit dem Verdorbenen mitzutheilen, vereitelte er zwei von Clodius gegen ihn gerichtete Anklagen. Die eine betraf einen verbreche-

riſchen Verkehr mit einer Veſtalin, die andere ungeheure Erpreſſungen, die er als Proconſul in Afrika ausgeübt hatte. Aber Catilina kam in den Verdacht noch viel gehäſſigerer Verbrechen. Seine Vermählung mit Aurelia Oreſtilla hatte ſeine Vermögensumſtände wieder gehoben. Nach einigen hatte er in ihr ſeine einzige Tochter, die Frucht eines ſeiner zahlreichen Ehebrüche, geheirathet; nach Andern hatte er, um dieſe Ehe ſchließen zu können, ſeine erſte Gemahlin vergiftet. Noch Andere fügen hinzu, daß, da Aurelia eine Verbindung mit ihm aus dem Grunde verweigert, weil aus der erſten Ehe ein Sohn vorhanden ſei, er ſelbſt ſeinen Sohn umgebracht habe. Indeſſen hatte ſich eine Art von Bündniß unter mehreren jungen Männern von hoher Geburt und verwegenem Muthe gebildet, welche, um aus ihren ungeheuern Schulden zu kommen, kein andres Mittel ſahen, als ſich der höchſten Staatsämter zu bemächtigen und unter dem Schutze derſelben Erpreſſungen auszuüben. Catilina war das Haupt dieſes Bundes. Sein Anſehn unter ſo vielen laſterhaften Menſchen verdankte er hauptſächlich ſeiner Verbindung mit den alten Soldaten Sylla's. Mittelſt der Veteranen von der Proſcription hielt er die Nachbarſtädte von Rom, und Rom ſelbſt, in Schrecken. Zugleich gebrauchte er nicht nur die verworfenſten und unruhigſten Plebejer; ſogar Patricier waren unter ſeinen Satelliten und Conſularen unter ſeinen Schmeichlern. Alles begünſtigte ſeine Verwegenheit. Pompejus verfolgte Triumphe, die ihm Lucull leicht gemacht; dieſer, der die ſeinigen mit aſiatiſchem Pomp in Rom gehalten hatte, war im Senat die ſchwache Stütze der Gutgeſinnten, die umſonſt in ihn drangen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Craſſus, der Italien von den Gladiatoren befreit hatte, aber mit unerſättlicher Begierde nach Macht und Reichthum ſtrebte, ließ den furchtbaren Einfluß Catilina's entſtehen, befeſtigte ihn ſogar, und erröthete nicht, ſich darauf ſtützen zu wollen. Cäſar, der des Marius Partei mit der feinſten Kunſt wieder belebte, ſchonte des Catilina und feuerte ihn vielleicht ſogar an. Seine Abſicht mußte es ſein, dieſen zu einem großen Wagniß anzutreiben, um ihn darin untergehen zu ſehen. Nur zwei Römer gab es damals, welche den feſten Willen hatten, ihr Vaterland zu retten, Cato und Cicero; aber nur der Letztere beſaß auch die dazu nöthige Geſchicklichkeit. Catilina's Anhänger wünſchten ſehnlichſt, daß ihr Oberhaupt nebſt einem ſeiner Vertrauten, unter denen man den Cajus Antonius, den ausgearteten Sohn des Redners Marcus Antonius, auserſehen hatte, zum Conſulat gelangen möchte. Dann durften ſie hoffen, ſich des Schatzes u. der Güter der Republik unter verſchiedenen Vorwänden, beſonders mittelſt der Proſcriptionen, bemächtigen zu können. Daß Catilina ihnen die Einäſcherung u. Plünderung Roms verſprochen habe, iſt nicht wohl glaublich. Cicero hatte den Muth, ſich um das Conſulat trotz der Nähe einer Gefahr zu bewerben, deren Umfang er am beſten kannte. Weder Kränkungen und Drohungen noch ſelbſt Aufſtand und meuchelmörderiſche Verſuche ſchreckten ihn ab, und da die Beſorgniſſe der reichen Römer ſein Streben begünſtigten, ſo wurde er für das Jahr der Stadt 689 zum Conſul beſtimmt. Alles, was die Partei des Catilina durchſetzen konnte, war, daß Cajus Antonius zu ſeinem Mitconſul ernannt wurde. Dieſes Mißlingen beraubte Catilina nicht der Hoffnung, ſich für das nächſtfolgende Jahr gewählt zu ſehen. Zu dieſem Zwecke verdoppelte er die Maßregeln des Schreckens, mit denen er ſeine Macht begonnen hatte. Indeß verlor Catilina's Partei mehrere bedeutende Männer. Antonius ward

durch Cicero zur Neutralität gezwungen; Cäſar und Craſſus faßten denſelben Entſchluß; Autronius und P. Sylla fingen an, ſich zurückzuziehen; Piſo war in Spanien getödtet worden. Aber Italien war leer von Truppen. Die Veteranen Sylla's erwarteten nur ein Signal, um wieder zu den Waffen zu greifen; Catilina eilte, es ihnen zu geben. Der Centurio Manlius erſchien unter ihnen und bildete ein Lager in Hetrurien. Cicero wachte; ein glücklicher Zufall verſchaffte ihm Kenntniß von den geheimſten Rathſchlägen der Verſchwornen. Einer derſelben, Curius, ſtand mit einer Frau von zweideutigem Rufe, Namens Fulvia, in Verbindung, und hatte ſie mit ihren Planen bekannt gemacht. Durch ſie erhielt Cicero von jedem Schritte Kenntniß. Er erfuhr, daß ſeiner Perſon eine große Gefahr drohe, daß zwei römiſche Ritter es übernommen hatten, ihn in ſeinem Hauſe zu morden. An dem zur Ausführung beſtimmten Tage fanden die Mörder die Thüren verſchloſſen u. bewacht. Noch zögerte Cicero, die Umſtände einer Verſchwörung bekannt zu machen, deren Fortſchritte u. Hülfsmittel er zuvor ganz erforſchen wollte; er begnügte ſich, im Allgemeinen die drohende Gefahr ahnen zu laſſen. Sobald aber der Aufſtand des Manlius bekannt geworden war, ließ er das berühmte Senatus-Conſult geben, „daß die Conſuln Maßregeln ergreifen ſollten, um die Republik vor Nachtheil zu bewahren." — Höchſt ſchwierig war es, ſich des Oberhaupts einer Verſchwörung zu bemächtigen, das in u. außer Rom Soldaten hatte; noch ſchwieriger war es, ſein Verbrechen zu beweiſen vor ſeinen Mitgenoſſen oder vor denen, die ſich ſeiner für ihre eigenen Plane bedienen wollten. Es war zwiſchen 2 Uebeln zu wählen, einer Umwälzung innerhalb der Mauern Roms, u. einem Bürgerkriege. Cicero zog das Letztere vor. Catilina, der Feind des römiſchen Volks, wagte im Senate zu erſcheinen; Cicero tritt gegen ihn auf; eine kühne Rede rettet die Republik. Indem Catilina Rom verließ, glaubte er nicht, irgend ein Hülfsmittel ſeiner Plane aufzuopfern. Lentulus Sura, Cethegus und andere ehrloſe Senatoren übernahmen es, den Ausbruch des Complots in der Stadt zu leiten, ſobald Catilina vor den Thoren Roms erſcheinen würde. Cicero und Salluſt behaupten, die Abſicht der Verſchwornen ſei geweſen, Rom in Brand zu ſtecken und die Einwohner niederzumetzeln; gewiß iſt es, daß dieſe furchtbaren Reſultate, ohne vorgefaßten Entſchluß, ſich aus den Umſtänden ergeben konnten. Lentulus, Cethegus und andere Verſchworne ſetzten indeß ihre verbrecheriſchen Intriguen fort. Sie wendeten ſich an die Geſandten der Allobroger, um den Krieg auf die Grenzen Italiens zu verſetzen. Dieſe aber waren dem Völkerrechte getreu; ihre Aufſchlüſſe führten zu wichtigern. Der Briefwechſel der Verſchwornen mit ihrem Anführer ward aufgefangen. Der Senat hatte jetzt über ein offenbares Verbrechen Urtheil zu ſprechen. Weil die Umſtände nicht erlaubten, in dem Prozeſſe gegen die Verſchwornen die zu weitläuftigen Formen zu beobachten, ſo wurden, wie dies früher ſchon in minder dringenden Fällen geſchehen war, die darauf Bezug habenden Geſetze derogirt. Cäſar ſprach gegen ihre augenblickliche Hinrichtung, aber Cato und Cicero ſetzten ſie dennoch durch. Catilina's Untergang ward dadurch vorbereitet. Da Cajus Antonius, der den Auftrag erhielt, gegen Catilina zu marſchiren, während Cicero Rom bewachte, ſich krank ſtellte, übernahm ſein Unterbefehlshaber Petrejus das Commando. Es gelang ihm, Catilina von allen Seiten einzuſchließen. Dieſer, der keine Rettung ſah, wählte den Tod mit den Waffen in der Hand. Die Seinigen folgten ſeinem Beiſpiele.

Man focht mit größter Erbitterung. Alle fielen auf dem Platze, auf den ihr Führer ſie geſtellt hatte; Catilina ſelbſt aber an ihrer Spitze (im J. 63 vor Chr. Geb.). — Die Geſchichte der Catilinariſchen Verſchwörung iſt von Salluſt beſchrieben worden.

Catinat (Nicolas), Marſchall von Frankreich, war 1637 zu Paris geboren, wo ſein Vater Decan der Parlamentsräthe war. Der Verluſt eines Proceſſes, deſſen Entſcheidung ihm ungerecht ſchien, bewog ihn, die juriſtiſche Praxis mit den Waffen zu vertauſchen. Er trat unter die Cavallerie, ſuchte jede Gelegenheit auf, ſich auszuzeichnen, und ward wirklich bei dem Sturm auf Lille 1667 von Ludwig XIV. bemerkt, der ihm eine Lieutenantſtelle unter den Garden gab. Die Grade zu denen er ſich hinter einander erhob, bezeichnen zugleich die glänzenden Thaten, die er zu Maſtricht, Beſançon, Senef, Cambrai, Valenciennes, Saint Omer, Ypern, verrichtete. Nach der Schlacht von Senef, in welcher er verwundet worden, ſchrieb der große Condé an ihn: „Niemand nimmt mehr Antheil an Ihrer Verwundung, als ich; es gibt ſo wenig Männer wie Sie, daß man zu viel verliert, wenn man Sie verliert.“ Der König von Frankreich, beunruhigt über die Rüſtungen des Herzogs von Savoyen, erklärte ihm den Krieg und ſchickte Catinat mit dem Titel eines Lieutenant-General gegen ihn. Dieſer gewann 1690 die Schlacht von Staffard und 1693 die Schlacht von Marſeille, und bemächtigte ſich Savoyens und eines Theils von Piemont. Er befand ſich noch in Piemont, als er 1693 den Marſchallſtab erhielt. Bei ſeiner Rückkehr aus dieſem Lande, wo ſeine Menſchlichkeit und Sanftmuth oft gegen die ausdrücklichen Befehle Louvois der Ueberwundenen geſchont hatte, ward er von Ludwig XIV. mit beſonderer Auszeichnung empfangen. In Flandern, wohin er berufen ward, zeigte er dieſelbe Thätigkeit, die ihn in Piemont ausgezeichnet hatte, und nahm 1697 Ath ein. Ihm J. 1701 trat er wieder an die Spitze der italieniſchen Armee; hier hatte er den Prinzen Eugen gegen ſich. Beide Feldherren waren würdig, ſich mit einander zu meſſen. Aber die kaiſerliche Armee war der freien Willkühr Eugens übergeben, während Catinat durch die Befehle des Hofs beengt war; außerdem durfte er dem Herzoge von Savoyen nicht trauen und litt Mangel an Geld u. Subſiſtenzmitteln. Geſchlagen bei Carpi am 6 Juli mußte er das ganze Land zwiſchen der Etſch und Adda räumen. Nicht glücklicher war er in der Schlacht von Chiari, wo Villeroi en Chef commandirte. Als er nach einem fruchtloſen Angriffe die Truppen wieder ſammelte, antwortete Catinat einem Offizier, der ihm vorſtellte, daß ſie Alle einem unvermeidlichen Tod entgegen gingen: „Es iſt wahr, der Tod iſt vor uns, aber die Schande iſt hinter uns.“ Die Unfälle, die er erlitt, und die trotz ſeiner Vorſtellungen der Hof nicht der Treuloſigkeit des Herzogs von Savoyen zuſchreiben wollte, zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Catinat, der ſeinen Ruhm weniger in die Gunſt ſeines Fürſten, als darein ſetzte, ſeinem Vaterlande zu nützen, ertrug mit Ruhe dieſe Zurückſetzung und ſtarb zu Saint-Gratien im J. 1712. Er war Philoſoph im wahren Sinne des Worts, religiös ohne Strenge, Hofmann ohne Ränke, uneigennützig und ſtets bereit zu geben. Im Glück wie im Unglück, nach einem Siege wie nach einer Niederlage, zu Verſailles wie auf ſeinem Landgute zu Saint-Gratien, war er ſtets heiter, ruhig, bedachtſam; dieſe unveränderliche Stimmung hatte ihm von ſeinen Soldaten den Namen le Père la Pensée erworben.

Cato der Cenſor (Marcus Porcius), mit dem Beinamen Priscus, auch Sapiens und Major (der Weiſe und Aeltere), war im J. vor Chr. 232 zu Tuſculum geboren. Sein Vater, ein Plebejer, hinterließ ihm ein Gütchen im Lande der Sabiner, das er mit eigenen Händen baute. Seine Jugend fiel in die für Rom ſo gefährliche Zeit der Anweſenheit Hannibals in Italien. Siebzehn Jahre alt machte Cato ſeinen erſten Feldzug unter Fabius Maximus, als dieſer Capua belagerte. Fünf Jahre danach focht er unter demſelben bei der Belagerung von Tarent. Nach der Einnahme dieſer Stadt trat er in Freundſchaft mit dem Pythagoräer Nearch, der ihn in die erhabenen Lehren der Weisheit einweihte, mit deren Ausübung er ſchon vertraut war. Cato kehrte nach Beendigung des Krieges auf ſein Landgut zurück. Da er die Geſetze kannte, und mit Leichtigkeit ſprach, ging er mit Tagesanbruch in die benachbarten Städte, denen als Rathgeber und Sachwalter dienend, die ihn dazu auffoderten. Valerius Flaccus, ein edler und mächtiger Römer, der in der Nachbarſchaft eine Beſitzung hatte, bemerkte die Tugenden und Talente des Jünglings, gewann ihn lieb und lud ihn ein, nach Rom zu kommen, wo er ihn durch ſein Anſehen zu befördern verſprach. Wenige reiche und angeſehene Familien ſtanden damals an der Spitze der Republik. Cato war arm und unbekannt; aber ſeine Beredſamkeit, die man mit der Kunſt des Demoſthenes verglich, die Strenge und Energie ſeines Charakters zogen bald die Aufmerkſamkeit auf ihn. Vor Gericht und in den Volksverſammlungen zeigte er ſich der ſchönen Definition gemäß, die er ſelbſt von einem Redner gegeben und Quintilian uns aufbewahrt hat, „als einen rechtſchaffenen, in der Kunſt, gut zu reden, erfahrenen Mann.“ Dreißig Jahre alt, ging er als Tribunus Militum nach Sicilien. Im folgenden Jahre ward er Quäſtor, und ſeitdem entſtand zwiſchen ihm und Scipio eine Rivalität und ein Haß, die Beide bis an ihren Tod fortſetzten. Cato, der nach Rom zurückgekommen war, klagte den Scipio der Verſchwendung an, und wiewohl derſelbe losgeſprochen wurde, ſo gewann doch Cato durch ſeinen für das Beſte des Staats bewieſenen Eifer einen großen Einfluß auf das Volk. Fünf Jahre nachher, als er Aedil geweſen, ward er Prätor und erhielt die Statthalterſchaft von Sardinien. Seine ſtrenge Mäßigkeit, Rechtſchaffenheit und Gerechtigkeitsliebe wurden hier noch mehr bemerkt, als in Rom. Auf dieſer Inſel machte er die Bekanntſchaft des Dichters Ennius, von dem er Griechiſch lernte, und den er bei ſeiner Rückkehr mit nach Rom nahm. Endlich ward Cato im J. 193 vor Chr. Conſul in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Valerius Flaccus. Der Abſchaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten puniſchen Krieges gegeben worden, und den Frauen verbot, mehr als eine halbe Unze Goldes, buntfarbige Kleider und andern Putz zu tragen, widerſetzte er ſich aus allen Kräften; aber er mußte der Beredſamkeit des Tribunen Valerius und den dringenden Bitten der römiſchen Frauen unterliegen. Cato ging gleich darauf nach Hiſpania citerior ab, das ſich empört hatte. Sein erſtes Geſchäft war, die für die Armee aufgehäuften Vorräthe nach Rom zu ſchicken, indem er erklärte, der Krieg müſſe diejenigen ernähren, die ihn führen. Er erfocht mit einem neugeſchaffenen Heere mehrere Siege, unterwarf die Provinz aufs neue, und kehrte nach Italien zurück, wo ihm die Ehre eines Triumphs zuerkannt wurde. Kaum war er von dem Triumphwagen geſtiegen, als er die conſulariſche Toga ablegte, den Harniſch nahm, und dem Sempronius nach Thrazien folgte.

Später trat er unter den Befehl des Conſuls Manius Acilius, um gegen Antiochus zu fechten und den Krieg nach Theſſalien zu ſpielen. Durch einen kühnen Marſch beſetzte er mit einem Theil ſeiner Soldaten den Kallidrom, eine der ſteilſten Bergſpitzen des Paſſes von Thermopylä, und entſchied ſo den Ausgang der Schlacht. Er überbrachte die Nachricht dieſes im J. 189 vor Chr. erfochtenen Sieges nach Rom. Sieben Jahre nachher ward ihm, troz einer mächtigen Gegenpartei, die ehrenvollſte, aber auch gefürchtetſte aller Magiſtraturen, das Cenſoramt, zu Theil. Er hatte ſich nicht darum beworben, ſondern ſich nur dazu bereit gezeigt; in Anſehung ſeines Collegen erlaubte er kaum eine Wahl; man mußte ihm Valerius Flaccus geben, denn nur mit dieſem konnte er den Unordnungen ſteuern und die alten reinen Sitten zurückführen. Mit furchtbarer Strenge verwaltete er dies Amt, und wiewohl ſeine Maßregeln ihm Widerſpruch und Widerſacher erregten, ſo erhielt er doch den größten Beifall, und als er ſein Amt niedergelegt hatte, ward beſchloſſen, ihm eine Statue mit einer ehrenvollen Inſchrift zu errichten. Er ſchien der Ehre wenig zu achten, und antwortete, als ihm früher Jemand ſeine Verwunderung ausdrückte, daß ihm noch keine Statue errichtet worden: „Ich will lieber, daß man frage, warum dem Cato keine Bildſäule bewilligt, als warum ihm eine bewilligt worden." Dennoch fehlte ihm jenes Selbſtgefühl nicht, das dem großen Verdienſt wohl anſteht. „Iſt er denn ein Cato?" pflegte er zu fragen, wenn er eines Andern Verſehen entſchuldigen wollte. Die Nachwelt hat auf dieſelbe Weiſe ſeine Tugend anerkannt. Cato's politiſches Leben war ein langer Kampf. Er klagte unaufhörlich und mit Erbitterung an, und ward eben ſo angeklagt, aber jedesmal losgeſprochen. Sein letztes Staatsgeſchäft war eine Geſandtſchaft nach Carthago, um den Streit zwiſchen den Carthaginienſern und dem König Maſiniſſa zu ſchlichten. Man betrachtet dieſe Reiſe als die Urſache der Zerſtörung Carthago's; denn Cato war über die Art, wie dieſe Nebenbuhlerin Roms ihre Verluſte wieder erſetzt hatte, ſo erſtaunt, daß er ſeitdem jede Rede mit den bekannten Worten ſchloß: Praeterea censeo Carthaginem esse delendam. (Uebrigens bin ich der Meinung, Carthago müſſe zerſtört werden.) Er ſtarb ein Jahr nach ſeiner Rückkehr (147 vor Chr.) 85 Jahre alt. — Cato, der ſo haushälteriſch mit den Staatseinkünften war, betrachtete den Reichthum nicht gleichgültig. Bis zur Härte war er ſtreng gegen ſeine Sclaven. Den Ackerbau ſuchte er auf alle Weiſe zu vervollkommnen, und kannte alle Hülfsmittel deſſelben genau. In ſeinem Alter war er auf ſeinem Landgute gern fröhlich mit Freunden und überließ ſich den Freuden der Tafel. Darauf beziehen ſich die Verſe des Horaz:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Er war zwei Mal verheirathet, und hatte mit jeder Gattin einen Sohn. Als Gatte und Vater war er gleich muſterhaft. Er verfaßte eine Menge von Schriften, von denen die einzige De re rustica ſich erhalten hat. Zu bedauern iſt am meiſten der Verluſt ſeiner Reden, deren Cicero mit den größten Lobſprüchen erwähnt, und ſeiner Geſchichte vom Urſprung des römiſchen Volks, welche die alten Geſchichtſchreiber vielfältig anführen.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterſchiede von dem Cenſor, deſſen Urenkel er war, von Utica, dem Orte ſeines Todes, zubenamt, war im J. 93 vor Chr. geboren. Nach dem frühen Abſterben ſeiner

Aeltern ward er in dem Hauſe ſeines Oheims, Livius Druſus, auferzogen. Er zeigte früh Reife des Urtheils und Feſtigkeit des Charakters. Man erzählt, daß er in ſeinem vierzehnten Jahre, als er in des Sylla Hauſe die Häupter mehrerer auf Befehl deſſelben Ermordeten erblickt, von ſeinem Lehrer ein Schwert gefodert habe, um den Tyrannen zu durchbohren, und ſein Vaterland aus der Knechtſchaft zu befreien. Mit ſeinem Bruder von mütterlicher Seite, Cäpio, lebte er von Jugend auf in der zärtlichſten Eintracht. Cato ward zum Prieſter Apolls ernannt. Er trat in Verbindung mit dem Stoiker Antipater von Tyrus, und blieb ſein ganzes Leben hindurch den Grundſätzen der Stoa getreu. Zum erſten Mal trat er auf gegen die Volkstribunen, welche eine vom Cenſor Cato erbaute Baſilica, die ihnen hinderlich war, niederreißen laſſen wollten. Er zeigte ſchon damals jene kraftvolle Beredſamkeit, durch welche er ſich ſpäter ſo furchtbar machte, und gewann den Proceß. Seinen erſten Feldzug machte er unter Spartacus als gemeiner Freiwilliger, und zeichnete ſich dabei ſo aus, daß der Prätor Gellius ihm einen Ehrenpreis zuerkannte, den er jedoch ablehnte. Sodann ward er als Tribunus Militum nach Macedonien geſandt. Als die Zeit ſeines Commando's verfloſſen war, reiſete er nach Aſien, und brachte den Stoiker Athenodor mit ſich nach Rom zurück. Er ward hierauf Quäſtor und verwaltete dieſes beſchwerliche Amt mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Er hatte den Muth, die Agenten wegen ihrer Erpreſſungen und Gewaltthaten vor Gericht zu verfolgen und erwarb ſich dadurch die Bewunderung und Liebe der Römer, ſo daß er am letzten Tage ſeiner Quäſtur von der ganzen Volksverſammlung nach Hauſe begleitet wurde. Der Ruf ſeiner Tugend verbreitete ſich allgemein. Bei den Spielen der Flora ward den Tänzerinnen nicht geſtattet, ſich nach hergebrachter Sitte zu entkleiden, ſo lange Cato gegenwärtig war. Die bürgerlichen Unruhen erlaubten ihm nicht, nach Niederlegung ſeines Amts ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Dem Beiſpiele Sylla's, ſich der höchſten Gewalt zu bemächtigen, folgten mehrere Ehrgeizige, deren gegenſeitiger Kampf allein noch den Sturz der erſchütterten alten Verfaſſung aufhielt. Craſſus glaubte die Oberherrſchaft mit ſeinem Gelde zu erkaufen. Pompejus erwartete, daß ſie ihm freiwillig übertragen werden ſollte; Cäſar, beiden an Talent überlegen, verband ſich mit beiden, und benutzte den Reichthum des Einen und das Anſehen des Andern zu ſeinen Zwecken. An der Spitze des Senats, des einzigen Pfeilers der Republik, ſtanden Catulus, Cicero, Cato; Lucull, in hohem Anſehen beim Heere, das er ſiegreich geführt, würde allein den Senat haben aufrecht erhalten können, wenn er nicht lieber ſeines Reichthums hätte genießen, als ſich den Staatsangelegenheiten widmen wollen. Cato, von allen Factionen fern, diente unter dieſen ſchwierigen Umſtänden dem gemeinen Weſen mit Einſicht und Muth; doch ſchadete er auch oft der Sache, welcher er diente, durch die Unbeugſamkeit ſeines Charakters. Er war nach ſeiner Quäſtur auf dem Wege nach ſeinem Landgute, als er dem Metellus Nepos begegnete, der nach Rom reiſete, ſich um das Tribunat zu bewerben. Da er denſelben als einen verderbten Menſchen kannte, kehrte er ſogleich um, bewarb ſich ſelbſt um das Tribunat und ward zugleich mit Metellus Nepos gewählt. Um dieſe Zeit brach die Verſchwörung des Catilina aus. Cato unterſtützte mit aller Macht den Conſul Cicero, gab ihm zuerſt öffentlich den Namen eines Vaters des Vaterlandes, und drang in einer ſchönen, von Salluſt aufbehaltenen, Rede auf die Beſtrafung der Schul-

digen. Dem Vorſchlag des Metellus Nepos, den Pompejus aus Aſien zurückzurufen und dieſem das Commando gegen Catilina zu geben, widerſetzte er ſich, und damals wäre er beinahe in einem Volkstumulte umgekommen, den ſein College und Cäſar gegen ihn anregten. Nach des Pompejus Rückkehr vereitelte Cato mehrmals die ehrgeizigen Plane deſſelben, und ſagte zuerſt die Folgen der zwiſchen Craſſus, Pompejus und Cäſar geſchloſſenen Verbindung voraus. Er ſprach nachher, wiewohl vergeblich, gegen die Ackervertheilung in Campanien. Cäſar mißbrauchte damals ſeine Gewalt ſo ſehr, daß Cato ihn ins Gefängniß führen ließ, aber durch das Murren des Volks gezwungen, mußte er ihn wieder frei geben. Um Cato zu entfernen, ließen die Triumvirn durch den Volkstribun Clodius den Vorſchlag machen, unter einem nichtigen Vorwande den König von Cypern, Ptolemäus, ſeiner Staaten zu berauben; dies wurde decretirt, und Cato mit Vollziehung des Decrets beauftragt. Er war gezwungen zu gehorchen, und vollzog den erhaltenen Auftrag ſo gewiſſenhaft, daß er den öffentlichen Schatz mit einer größern Summe bereicherte, als je ein Privatmann darein niedergelegt hatte. Inzwiſchen fuhr Cato fort, ſich den Triumvirn zu widerſetzen. Als er dem Tribonianiſchen Geſetze entgegenwirken wollte, das dem Craſſus eine außerordentliche Gewalt ertheilte, ward er zum zweiten Male verhaftet; aber das ganze Volk folgte ihm zum Gefängniſſe und ſeine Gegner waren genöthigt, ihn wieder loszulaſſen. Bald darauf ward er Prätor, und in dieſer Eigenſchaft ſetzte er ein Geſetz gegen die Beſtechung durch, das eigentlich allen Theilen mißfiel. Nach Craſſus Tode wuchſen die innern Gährungen, und Cato glaubte, einem größern Uebel nur dadurch vorbeugen zu können, daß er gegen die Verfaſſung Pompejus zum alleinigen Conſul zu ernennen vorſchlug, welches auch angenommen wurde. Das Jahr darauf erhielt Cato das Conſulat nicht, weil er die dazu nöthigen Schritte nicht thun wollte. Inzwiſchen brach der Bürgerkrieg aus. Cato, der ſich als Proprätor in Sicilien befand, begab ſich bei der Ankunft Curio's mit drei Legionen Cäſars von dort in das Lager des Pompejus nach Dyrrhachium. Er hatte noch gehofft, den Krieg durch Unterhandlungen zu verhindern; als er dennoch ausbrach, legte er zum Zeichen ſeines Kummers darüber Trauerkleider an. Pompejus, der bei Dyrrhachium geſiegt hatte, ließ Cato zur Bewachung der Kriegscaſſe und der Magazine dort zurück, und verfolgte ſeinen Nebenbuhler. Aus dieſem Grunde war Cato nicht bei der pharſaliſchen Schlacht gegenwärtig. Nach derſelben ſchiffte Cato mit ſeinen Truppen nach Cyrene. Hier erfuhr er, daß Pompejus Schwiegervater, Scipio, zum mauritaniſchen Könige Juba gegangen ſei, wo Varus eine anſehnliche Macht verſammelt habe. Cato ſetzte ſich dahin in Marſch, überwand Hunger und Durſt und alle Beſchwerden, und erreichte Utika, wo beide Heere ſich vereinigten. Die Soldaten wünſchten Cato zum Oberbefehlshaber, dieſer aber überließ das Commando dem Scipio, und übernahm den Befehl in der Stadt Utika, während Scipio und Labienus gegen Cäſar aufbrachen. Er hatte ihnen gerathen, den Krieg in die Länge zu ziehen; jene wagten dennoch eine Schlacht und wurden faſt gänzlich vernichtet. Afrika unterwarf ſich dem Sieger mit Ausnahme von Utika. Anfangs war Cato Willens, ſich mit den in der Stadt befindlichen Senatoren bis auf den Tod zu vertheidigen; bald gab er dieſen Plan auf; er entließ Alle, die ihn zu verlaſſen wünſchten. Sein Entſchluß war gefaßt. Am Vorabend des zur Ausführung beſtimmten Tages ſpeiſete

er ruhig und ſprach über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Darauf las er in ſeinem Zimmer den Phädon des Plato. Man hatte, ſeinen Vorſatz ahnend, ſein Schwert weggenommen. Als er es nicht fand, rief er ſeine Sclaven und foderte es mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit; aber als man es ihm dennoch nicht brachte, gerieth er in Zorn und ſchlug einen Sclaven, der ihn zu beſänftigen ſuchte. Auf den Lärmen kamen ſein Sohn und ſeine Freunde herbei, fielen ihm zu Füßen und beſchworen ihn weinend, nicht darauf zu beſtehen. Er warf anfangs ſeinem Sohne ſeinen Ungehorſam vor, fuhr dann mit Ruhe fort, alle Anweſenden zur Unterwerfung gegen Cäſar zu ermahnen, und entließ ſie bis auf die Philoſophen Demetrius und Apollonides, welche er befragte, ob ſie ein Mittel wüßten, wie er fortan leben könne, ohne ſeinen Grundſätzen untreu zu werden. Sie ſchwiegen und verließen ihn weinend. Man gab indeß das Schwert Cato's einem Kinde, um es ihm zu bringen. Er empfing es mit großer Freude. Darauf las er zweimal den Phädon des Plato, ſchlief dann ein, ſchickte, als er erwacht war, in den Hafen, um zu hören, ob Alle abgereiſet wären. Seufzend vernahm er, daß das Meer ſtürme. Er war eben wieder eingeſchlafen, als man ihm meldete, daß das Meer ruhiger werde und Alles im Hafen ſtill ſei. Er ſchien zufrieden und war kaum allein, als er ſich mit ſeinem Schwerte durchbohrte. Man eilte herbei und benutzte eine Ohnmacht, ihn zu verbinden. Als er aber zu ſich gekommen war, riß er den Verband ab, und ſtarb ſogleich (44 J. vor Chr.). Die Bewohner von Utika beſtatteten ihn prachtvoll und errichteten ihm eine Statue. Cäſar aber ſoll bei der Nachricht von Cato's Tode ausgerufen haben: „Ich beneide deinen Tod, weil du mir den Ruhm beneidet haſt, dir das Leben zu retten." — Bekannt ſind die Schilderungen, welche Salluſt und Vellejus vom Cato machen; auch Virgil und Horaz erwähnen ſeiner mit Ruhm.

**Catoptrik**, die Wiſſenſchaft oder Lehre der von den Spiegeln zurückgeworfenen Lichtſtrahlen, iſt ein Theil der angewandten Mathematik, und der Optik insbeſondere. (S. **Spiegel**.)

**Cats** (Jacob), geboren zu Brouwershaven auf Seeland im J. 1577, nimmt einen der erſten Plätze unter den Wiederherſtellern oder vielmehr unter den Schöpfern der holländiſchen Sprache und Poeſie ein. Wenige Dichter ſind fruchtbarer geweſen. Bis in ſein hohes Alter übte er ſein anmuthiges Talent für die Poeſie. Er war, nachdem er ſeine Studien zu Leyden beendigt hatte, nach Orleans gegangen und hatte dort die Doctorwürde angenommen. Den Lehrſtuhl, den die Univerſität Leyden ihm antrug, ſchlug er aus. Dagegen verwaltete er in den ſchwierigſten Zeiten die wichtigſten Aemter. In den Jahren 1627 und 1631 ging er als Geſandter nach England; in den Jahren 1636 und 1651 war er Groß-Penſionär von Holland. Cats iſt in ſeiner Poeſie weſentlich von ſeinen Zeitgenoſſen und Nebenbuhlern, Hooft und Vondel, unterſchieden. Naivetät, Einfachheit, Gutmüthigkeit, Popularität charakteriſiren ihn vorzüglich, und nicht unpaſſend hat man ihn den holländiſchen Lafontaine genannt. Niemand hat eine vollkommnere Kenntniß des menſchlichen Herzens beſeſſen und in ſeinen Verſen entwickelt. Man hat an ihm eine zu große Fülle von Ausdrücken und Bildern, Wiederholungen und eine gewiſſe Einförmigkeit der Verſe getadelt, aber wie viel ſchöne Eigenſchaften wiegen dieſe Mängel auf! Reinheit des Ausdrucks, Klarheit des Styls, eine blühende und fruchtbare Phantaſie, eine Moral, die

leicht und anſpruchlos Geiſt und Herz gewinnt. Und doch iſt dieſer Dichter, der ſo lange Zeit allgemein geleſen und bewundert wurde, in neuerer Zeit in unverdiente Vergeſſenheit geſunken, aus welcher er erſt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch Bilderdyk und Feith erweckt worden iſt, die ſeine Werke neu herausgegeben haben. Dieſe beſtehen aus Sinnbildern und Allegorien nach dem damaligen Zeitgeſchmacke, aus Gedichten über die verſchiedenen Alter und Lebensverhältniſſe, aus Fabeln, Liedern, Idyllen u. ſ. w. Er ſtarb auf ſeinem Landgute zu Zorgvliet im J. 1660, in einem Alter von 83 Jahren.

Cattaro, Stadt in Dalmatien mit ſtarken Mauern und einem Bergſchloſſe, an dem von ihr benannten Meerbuſen. Sie iſt von hohen Bergen umgeben, ſo daß ſie im Winter die Sonne nur wenige Stunden ſieht. Die Einwohner der Stadt und des Gebiets ſind theils Katholiken, theils Griechen. Cattaro unterwarf ſich 1420 aus Furcht vor den Türken freiwillig der Republik Venedig. Längs des engen und gekrümmten Buſens von Cattaro liegen mehrere wohlbewohnte Orte, welche ſich wie Cattaro ſelbſt von der Seefahrt, einigem Handel und der Fiſcherei nähren. In dem presburger Frieden 1805 trat Oeſterreich auch Cattaro an Italien ab. Doch ehe die dahin beſtimmten franzöſiſchen Truppen davon Beſitz nehmen konnten, erſchienen ruſſiſche Kriegsvölker, welche ſich, mit Hülfe der Landesbewohner und der Montenegriner, der an dem Meerbuſen von Cattaro gelegenen feſten Plätze bemächtigten. Dies verurſachte zwiſchen Frankreich, Rußland und Oeſterreich große Spannung und viele diplomatiſche Verhandlungen. Erſt nach dem tilſiter Frieden kam Frankreich in den wirklichen Beſitz. Der ganze Bezirk mit der Stadt gehörte ſeit 1810, nach dem wiener Frieden, zur zweiten militäriſchen Diviſion der illyriſchen Provinzen. General Milutinovich nahm es am 10. Juni 1814 für Oeſterreich wieder in Beſitz. Jetzt gehört es zum Königreich Dalmatien. (S. d. A.) Die Stadt hat 4,000 Einw. und der Kreis von Cattaro auf 14 Q. M. in 142 Ortſch. 22,000 Einw.

Cattegat, holländiſch Katzenloch, däniſch Skager-Rack (Moraſt beim Vorgebirge Skagen, der äußerſten Spitze von Jütland und einer gefährlichen Sandbank), iſt ein großer Meerbuſen des deutſchen Meeres, zwiſchen den öſtlichen Küſten von Jütland und den Küſten von Schweden, welchen die däniſchen Inſeln von der Oſtſee trennen. Im Cattegat iſt ein ſehr reicher Heringsfang.

Catten, waren eins der berühmteſten und ausgebreitetſten deutſchen Völker, aber in Rückſicht ihrer innern Verfaſſung den Römern wenig bekannt. Sie hatten das Land, das heut zu Tage Heſſen, Fulda, Hanau, Iſenburg und ein beträchtliches Stück von Franken bis an die Saale umfaßt, dann den größten Theil der naſſauiſchen Länder, den öſtlichen Theil von Weſtphalen inne, und reichten bis an den Rhein und Main. Mit den Hermunduren und Cheruskern führten ſie oft blutige Kriege. Zu Cäſars Zeiten wohnten ſie längs der Lahn, und waren dem Rheine nahe; ſie verdrängten die Teucterer und Uſipeter, und Cäſar konnte nichts gegen ſie ausrichten. Druſus, welcher anfangs durch den Angriff der Cherusker ſich die Catten zu Freunden gemacht hatte, ward, als er Feſtungen in ihrem Lande anlegte, ihr Feind; er ſchlug ſie, ohne ſie darum zu beſiegen. Durch ihre Einfälle in die decumatiſchen Felder und durch Schwächung der Cherusker wurden die Catten groß und mächtig, da die vorher mit jenen im Bunde geſtandenen Völker ſich nun mit ihnen vereinigten. In der darauf folgenden Periode kriegten ſie wahr-

ſcheinlich mit Trajan; unter Marc Aurel fielen ſie in Germanien und Rhätien ein, wurden ſpäterhin von Didius Julianus geſchlagen, und kommen zuletzt 392 in Verbindung mit den Franken unter dem Könige Markomer in der Geſchichte vor. Von da an verſchwindet der Name Catten, bis im achten Jahrhunderte die Haſſi oder Heſſi auftreten, welche mit den Catten einerlei Volk ausgemacht haben ſollen. Nach dem Berichte Cäſars war das Land der Catten in 100 Gaue eingetheilt; jeder von dieſen mußte jährlich 1000 Mann ins Feld ſtellen, welche fürs nächſte Jahr mit den Zurückgebliebenen, die unterdeſſen das Feld beſtellen mußten, wechſelten; ſie übten alſo Ackerbau ſo gut wie Krieg. Ihre Nahrung war Milch, Käſe und Wildpret; ihre Kleidung machten ſie ſich aus Thierfellen. Ein Eigenthum hatte eigentlich Niemand, ſondern die Fürſten, welche aber nicht ſouverän waren, und Landtage halten mußten, theilten jährlich die Aecker und Felder unter die Familien aus. Sie werden uns übrigens als ein ſehr tapferes, abgehärtetes, muthiges und kluges Volk geſchildert. (Vergl. Germanien.)

Catullus (Cajus Valerius), einer der beſten römiſchen Dichter, war zu Verona, nach Andern zu Sirmium, einer kleinen Stadt auf einer Halbinſel des See's Benacus (Lago di Garda), im Jahre Roms 667 oder 86 vor Chr. Geb. von angeſehenen und reichen Aeltern geboren. Sehr jung kam er nach Rom; beſonders begünſtigte ihn Mallius, deſſen Vermählung er ſpäter in einem ſeiner lieblichen Gedichte beſang. Catull zog durch die Anmuth ſeines Geiſtes gar bald alle diejenigen an, welche jenen glänzenden Zeitraum zu verherrlichen begannen. Er war der Freund des Cicero, Plancus, Cinna und Cornelius Nepos, dem er in der Folge die Sammlung ſeiner Gedichte widmete. Dieſe Sammlung iſt nicht von großem Umfang, aber ſie zeigt, was Catull in mehrern Gattungen der Dichtkunſt hätte leiſten können, wenn er die Wiſſenſchaften mit Ernſt den Vergnügungen und Reiſen vorgezogen hätte. Wahrſcheinlich iſt ein Theil ſeiner Poeſien gar nicht auf uns gekommen. Ueber den Werth derjenigen, welche wir beſitzen, iſt bei den Alten wie bei den Neuern nur Ein Urtheil geweſen. Tibull und Ovid machen ihm Lobſprüche, und Martial räumt im Epigramm ihm allein den Vorrang ein (uno minor Catullo). Wenn der jüngere Plinius ihm einige harte Verſe und Scaliger noch andere Mängel vorwirft, ſo ſoll dieſer Tadel doch ſeinem Dichterwerthe nichts benehmen. In der tändelnden Gattung, wie im Epigramme, wenn er es auf ſeine gehörigen Grenzen beſchränkt, iſt er Muſter. Auch den heroiſchen Vers brauchte er mit Glück; berühmt iſt ſeine ſchöne Epiſode von der Ariadne, die den Sänger der Dido begeiſtert zu haben ſcheint. Er war unter den Römern der erſte, der ſich mit Erfolg in der lyriſchen Poeſie verſuchte; die vier uns noch von ihm übrigen Oden laſſen den Verluſt der andern lebhaft bedauern. Ein Vorwurf aber, der mehrere Gedichte Catulls trifft, iſt die Unſittlichkeit und Unzüchtigkeit; er glaubte, daß es für einen Dichter hinreiche, im Leben gute Sitten zu haben, daß er ihnen aber in ſeinen Verſen Hohn ſprechen dürfe. Catull verband mit dem Dichtertalente gründliche und mannichfaltige Gelehrſamkeit, beſonders war er mit der griechiſchen Sprache und Poeſie vertraut, wovon man in ſeinen Werken die deutlichſten Beweiſe findet. Unbeſtimmt iſt ſein Todesjahr; die gewöhnliche Meinung iſt, daß Catull im J. Roms 697 in einem Alter von 30 Jahren ſtarb. Scaliger dagegen behauptet, doch ohne gehörigen Beweis, daß er 71

Jahre alt geworden. Die Ausgaben von Volpi, Padua, 1737, und Döring verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Die vorzüglichſten Poeſien Catulls, zu denen das Gedicht an den Sperling der Lesbia, und die reizende Nänie bei dem Tode deſſelben gehören, ſind von Ramler überſetzt herausgegeben worden.

**Catun**, auch Kattun und Cotton genannt, das bekannte baumwollene Zeug, das zur Bekleidung der Frauen aller Stände, nach Maßgabe ſeiner geringern oder höhern Güte, und ſonſt zu vielfachen andern häuslichen Zwecken verwandt wird. Es wurde urſprünglich uns blos aus Oſtindien durch die Holländer, Engländer, Dänen u. ſ. w. zugeführt und von dieſen in großen öffentlichen Auctionen verſteigert. Dies geſchieht zwar mit mehreren Gattungen weißer Catune auch noch gegenwärtig, allein der größte Theil des unermeßlichen Bedarfs wird jetzt von den Völkern des Continents ſelbſt verfertigt. Die Franzoſen und die Schweizer zeichnen ſich darin durch die feinſte Waare aus. Ihnen folgen die Engländer, dieſen die Sachſen, von denen vorzüglich die chemnitzer Fabrikanten große Partien auf die deutſchen Meſſen bringen. Außer der innern Güte und Feinheit des Stoffs kommt vorzüglich die Schönheit der Muſter und die Dauerhaftigkeit der Farben bei den bedruckten Catunen in Betracht. Auch hier findet wieder dieſelbe Stufenleiter Statt, die oben in der Güte angegeben iſt. — Von einzelnen Städten in Deutſchland zeichnen ſich noch Hamburg, Augsburg und Berlin durch die Lieferung ſehr ſchöner Waare aus.

**Caucaſus**, berühmtes Alpengebirge in Weſtaſien, welches die 6000 Q. M. große Landenge zwiſchen dem ſchwarzen und caspiſchen Meere einnimmt, und ſich von dem einen Meere zum andern, von Südoſten nach Nordweſten erſtreckt. Sowohl in Hinſicht der Ausdehnung als der Höhe gehört der Caucaſus zu den vorzüglichſten Gebirgen. Die Länge beträgt 95 Meilen und die Breite wechſelt. Von Mosdok bis Tiflis kann man ſie auf 40 Meilen ſchätzen. Bergſtröme, Abgründe und Lawinen machen dieſes Gebirge ſehr unzugänglich. Das Hauptgebirge, oder vielmehr der hohe Rücken deſſelben, von welchem das Gebirge nach beiden Seiten zu abfällt, beſteht aus granitiſcher Steinart und aus hohen Gipfeln, die zum Theil ewigen Schnee tragen, meiſtens kahl ſind und wenige Vegetation zeigen. Während die höchſten Spitzen in Eis und Schnee gehüllt ſind, tragen die niedrigern Berge Wälder. An der weſtlichen Seite erhebt ſich vorzüglich der Elbrus, den die Einwohner Chat oder Chach-Gara nennen, und der nach einer ruſſiſchen Meſſung 16,700 Fuß hoch ſein ſoll. An der öſtlichen Seite iſt der höchſte Berg der Schneeberg, weſtlich von Kuba, und 1810 zuerſt von einem europäiſchen Reiſenden erſtiegen. Er iſt ſelbſt im Sommer mit Schnee bedeckt, und wird auch Schah-dagh (Königsberg), desgleichen Schah-Elbrus genannt. Elbrus iſt überhaupt der Name aller aus der Kette des Caucaſus hervorragenden ſehr hohen und koniſchen Berge. Er geht ſehr ſteil in die Höhe, und iſt auf dem caspiſchen Meere ſehr weit zu erkennen. Die meiſten auf dem Caucaſus entſpringenden Flüſſe nehmen entweder einen öſtlichen Lauf in das caspiſche, oder einen weſtlichen in das ſchwarze Meer. Auf der Nordſeite des Caucaſus fließt öſtlich der Terek in das caspiſche und weſtlich der Kuban in das ſchwarze Meer, jenſeits welcher Flüſſe ſich das Gebirge in die Steppen des ſüdlichen Rußlands verflacht. Auf der Südſeite des Caucaſus fließt öſtlich der Kur ins caspiſche und weſtlich der Rioni

(bei den Alten Phaſis genannt) ins ſchwarze Meer, jenſeits welcher Flüſſe die Gebirge des türkiſchen und perſiſchen Armeniens aufſteigen, und ſo einen Zuſammenhang des Caucaſus mit den übrigen Gebirgen Weſtaſiens bilden. So rauh und unfruchtbar das Hauptgebirge des Caucaſus iſt, ſo fruchtbar und von der Natur geſegnet ſind beſonders die ſüdlichen Abhänge des Gebirges, wo das Land mit Bächen, Wäldern, Frucht- und Weingärten, Kornfeldern und Viehtriften abwechſelt, und Alles im Ueberfluſſe darbietet. Der Weinſtock, Obſtbäume, ja ſelbſt Kaſtanien, Feigen kommen ohne alle Pflege fort. Das Getreide aller Art, Reis, Baumwolle, Hanf gedeihen vortrefflich, und dieſe Länder könnten bei gehöriger Cultur die glücklichſten ſein, aber der Ackerbau wird ſehr nachläſſig betrieben, wovon theils die Trägheit der Einwohner, theils die Entvölkerung und die Unſicherheit Urſachen ſind, indem die häufigen räuberiſchen Einfälle der Gebirgsbewohner, beſonders der Lesghier, den Ackerbau treibenden Bewohnern dieſer Gegenden die Früchte ihres Fleißes entziehen, und die Menſchen ſelbſt als Sclaven fortführen. Groß iſt die Menge des Wildes von aller Art, und die Faſanen ſind hier zu Hauſe. Das Mineralreich enthält reiche Schätze, die faſt gar nicht benutzt werden. Merkwürdig iſt auch der Ueberfluß an Mineralwaſſern und an Bergöl- oder Naphthaquellen in vielen Gegenden. Die Einwohner dieſer Länder beſtehen aus verſchiedenen kleinen Völkerſchaften von verſchiedener Abſtammung und Sprache, und ſind theils griechiſche und armeniſche Chriſten, theils Muhamedaner, theils Juden, und theils verehren ſie Geſtirne, Berge, Felſen, Bäume. Viele derſelben zeichnen ſich durch eine ſchöne regelmäßige und dauerhafte Körperbildung aus, beſonders die Tſcherkeſſen und Georgier, welche der ſchönſte Menſchenſtamm in der Welt ſind; daher auch das weibliche Geſchlecht von den Orientalen für ihre Harems geſucht wird, und die Reize der Tſcherkeſſinnen (Zirkaſſierinnen) und der Georgierinnen ſind zum Sprichworte geworden. Die Einwohner ſtehen theils unter verſchiedenen kleinen Fürſten, die oft nur einige Dörfer beherrſchen, theils unter Aelteſten. Sie ſind Georgier, Abaſen, Lesghier, Oſſeten, Tſcherkeſſen, Khiſten, Inguſchen, Kharabulaken, Tſchetſchenzen, Tataren, Armenier, Juden; auch in einigen Gegenden gibt es nomadiſche Araber. Unter dieſen Völkerſchaften ſind beſonders die Lesghier, welche die öſtlichen Gebirgsgegenden des Caucaſus bewohnen, das Schrecken der Armenier, Perſer, Georgier und Türken. Freiheit lehrt ſie Tapferkeit und macht ſie allen ihren Nachbarn furchtbar. Mangel an vielen, ſelbſt den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens, nöthigt ſie zum Raube, und Alles, was ſie nur erhaſchen können, als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu betrachten. Deswegen ſind auch ihre ſchwächern Nachbarn, welche die Mittel- und Vorgebirge bewohnen, häufig ihren Ueberfällen ausgeſetzt, wenn ſie ihnen nicht durch Geſchenke zuvorzukommen ſuchen. Dagegen ſchützen die Felſengebirge der Lesghier ſie hinlänglich gegen jeden fremden Angriff, und man hat nur ſelten Beiſpiele, daß ihnen ihre Nachbarn Gleiches mit Gleichem vergolten haben. Gewerbe treiben die Lesghier faſt gar nicht, und ihre Viehzucht, ſo wie der Ackerbau ſind nicht für ihre Bedürfniſſe hinreichend. Die Wirthſchaft liegt den Weibern ob, die auch aus der zarten feinhaarigen Schafwolle Decken, Tuch und Mäntel verfertigen. So bleibt dem Manne keine andere Beſchäftigung übrig, als der Krieg und die Räuberei, um die Bedürfniſſe ſeines Hauſes herbei zu ſchaffen. Jeder benachbarte Fürſt

kann ſich die Hülfe dieſer Völker verſprechen, und nach ſeinem Verlangen eine Anzahl Streiter bekommen, wenn er nur außer dem nöthigen Proviant für jeden Mann noch zehn bis zwölf Rubel Silber zahlt. Sie unternehmen gern einzelne Streifzüge, machen den Feind ſicher, und überfallen ihn unvermuthet. Dabei zeigen ſie im Unglück die heldenmüthigſte Tapferkeit. So wie im ganzen Caucaſus, ſo herrſcht auch bei ihnen die Gaſtfreundſchaft und Blutrache. Kein Fremder kann in ihrem Lande reiſen, ohne einen Gaſtfreund oder Kunak zum Begleiter zu haben. Von dieſem eingeführt, wird er überall freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet. — Man begreift alle dieſe Länder, welche auf und an dem Caucaſus liegen, unter dem Namen der Caucaſiſchen Länder, welche jetzt, ſeit dem 1813 zwiſchen Rußland und Perſien geſchloſſenen Frieden, zum ruſſiſchen Reiche gehören, ohne jedoch ihm völlig unterworfen zu ſein; denn nur ein kleiner Theil, die georgiſchen Länder Schurageli, Karthli und Kacheti haben eine ordentliche Gouvernementsverfaſſung, und bilden das ruſſiſche Gouvernement Gruſien mit der Hauptſtadt Tiflis, 872 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern. Die übrigen Länder ſind den Ruſſen mehr oder weniger unterworfen. Einige der Fürſten dieſer Gegenden erkennen die ruſſiſche Herrſchaft an, andere hingegen, beſonders in dem eigentlichen Gebirge des Caucaſus, ſind noch ganz unabhängig, leben in Feindſchaft mit den Ruſſen, und thun räuberiſche Einfälle in das ruſſiſche Gebiet; daher dieſe am Terek eine militäriſche Linie und Koſakenſtanitzen angelegt haben; und zur Sicherung der von Mosdok nach Tiflis über das caucaſiſche Gebirge führenden Hauptſtraße ſind mehrere Schanzen in einiger Entfernung von einander errichtet. Außer dem angeführten Gouvernement Gruſien gehören vorzüglich zu den caucaſiſchen Ländern: Abchaſien, Mingrelien, Imerethi und Ghuria auf der Weſt- und Südſeite des Caucaſus und am ſchwarzen Meere; die große und kleine Kabardah, die Länder der Oſſeten, der Kbiſti, Inguſchen, Ckarabulaken, Tſchetſchenzen und Ckumyken auf der Nordſeite des Caucaſus und im Gebirge ſelbſt; Daghestan, Lesghiſtan und Schirwan auf der Oſt- und Südſeite des Gebirges und am caspiſchen Meere. Jenſeits des Terek, an der Nordſeite des Caucaſus, iſt das ruſſiſche Gouvernement Caucaſien, mit der Hauptſtadt Georgiewsk, 2600 Quadratmeilen und 100,000 Einwohner, worunter ſich auch noch Bewohner von caucaſiſchen Völkerſchaften befinden. C—ch.

Caulaincourt (Armand Auguſtin Louis), Herzog von Vicenza, einer der erſten Günſtlinge Napoleons und von dieſem zu den mannichfaltigſten militäriſchen und noch mehr diplomatiſchen Geſchäften gebraucht, iſt der Sohn eines Marquis von Caulaincourt, und den 9. Dec. 1772 in der Picardie geboren. Er hatte ſich mit Erfolg der militäriſchen Laufbahn gewidmet, blieb beim Ausbruch der Revolution in Frankreich, und avancirte in ſeinem Regimente bald zum Oberſten. Von Napoleon bemerkt und hervorgezogen, wurde er Generaladjutant und bald zu den ſchwierigſten Sendungen gebraucht. Ihm übertrug Napoleon die berüchtigte Auffangung des Herzogs von Enghien. Er wurde allmählig zu den erſten Würden des neuen Kaiſerreiches befördert, und zum Herzog von Vicenza ernannt. Von 1807—1811 bekleidete er den wichtigen Poſten eines Großbotſchafters des franzöſiſchen Kaiſers am ruſſiſchen Hofe. 1812 begleitete er Napoleon auf dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzuge, und er war es, der dieſen bei ſeiner Rückreiſe nach Paris allein über Warſchau und Dresden begleitete.

(Man leſe darüber De Pradts intereſſante Schilderung in deſſen Geſchichte ſeiner diplomatiſchen Sendung nach Warſchau.) Im Feldzuge 1813, noch den Schlachten von Lützen und Bautzen, brachte er den Waffenſtillſtand zu Stande, war aber bei den Friedensunterhandlungen in Prag minder glücklich. Zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, war er Napoleons Abgeordneter auf dem Congreſſe zu Chatillon. Nach der Einnahme von Paris ſchloß er am 11. April den Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und den alliirten Mächten ab, und zog ſich dann, nachdem er ſich mit Madam de Caniſy vermählt hatte, in den Privatſtand zurück, trat aber wieder auf nach Napoleons zweiter Uſurpation, und übernahm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Seine Bemühungen, mit den fremden Höfen Verbindungen anzuknüpfen, waren vergebens, da die Depeſchen nicht über die Grenze gelaſſen wurden. Nach der Schlacht von Waterloo wurde er unter Fouché Mitglied der kurzen proviſoriſchen Regierung, trat aber dann ganz zurück, verließ ſpäter Frankreich, als der König nach Paris zurückkehrte, und ſchiffte ſich nach England ein, von wo er erſt im J. 1819 nach Frankreich zurückkam.

Cauſalität. Die kritiſche Philoſophie verſteht unter der Cauſalität nicht, wie die Scholaſtiker, die Wirkſamkeit einer wirkenden Urſache, ſondern die nothwendige Beſtimmung des Daſeins von etwas durch etwas anderes von ihm Verſchiedenes. Als reiner Verſtandesbegriff gehört die Cauſalität unter die Kategorien der Relation. In hypothetiſchen Urtheilen verhalten ſich die Kenntniſſe, wie Grund und Folge, folglich verlangen ſie auch ein ſolches Verhältniß von den Objecten, über die hypothetiſch geurtheilt werden ſoll. Der eine Theil muß als Grund von der Wirklichkeit des andern, d. i. als Urſache, und der andere als eine actuelle Folge, d. i. als Wirkung, exiſtiren. Das Daſein jener iſt Cauſalität, das Daſein dieſer iſt Dependenz. Die kritiſche Philoſophie behauptet, daß dieſer Begriff nicht aus Erfahrung, ſondern a priori ſei, und zwar wegen des Charakters der Nothwendigkeit. Alles, was geſchieht, ſetzt eine Urſache voraus, lautet der Satz des Grundes oder der Cauſalität, deſſen Beweis am kürzeſten ſo dargelegt wird. Wenn eine Erfahrungserkenntniß möglich ſein ſoll, ſo müſſen nicht blos Eindrücke auf unſere Sinne erfolgen, ſondern wir müſſen die Wahrnehmungen auch verknüpfen. Jede Verknüpfung aber braucht auch eine Vernunfthandlung und iſt ein Schluß, der eine allgemeine objective Regel vorausſetzt. In der Erkenntniß von Gegenſtänden ſollen auch die Vorſtellungen nicht blos ſubjective (in der Einbildung) verbunden, ſondern es ſoll beſtimmt werden, wie die Objecte ſelbſt verknüpft ſind. Folglich müſſen die Objecte die ſubjective Verknüpfung ſelbſt beſtimmen und nothwendig machen. Nun iſt aber dasjenige im Objecte, was das Erkenntnißvermögen zur Verknüpfung nothwendig beſtimmt, die allgemeine Regel oder der objective Grund der Verknüpfung. Es iſt aber durch den Verſtand nur eine Art möglich, wie verſchiedene wirkliche Dinge als verknüpft vorgeſtellt werden können, und dieſe iſt, daß ſie im Verhältniſſe von Urſache und Wirkung gedacht werden. Folglich muß dieſes Verhältniß in den Objecten auch wirklich gegründet ſein, und Alles, was geſchieht, muß eine Urſache haben, oder es muß vor jeder Erſcheinung eine andere vorhergehen, welche ſie möglich macht. — Fichte ſieht den Begriff der Cauſalität als einen abgeleiteten ſynthetiſchen Begriff unter dem höhern Begriffe der Wechſelbeſtimmung an. Die Deduction iſt dieſe: Das Ich iſt die Quelle aller Realität; Reali-

tät und Thätigkeit ſind eins. Denn das Ich ſetzt ſich und beweiſet eben dadurch ſeine Realität und Thätigkeit. Nun ſoll das Ich beſtimmt werden, d. h. es ſoll Thätigkeit in ihm aufgehoben werden durch ein Afficirtſein. Mithin iſt in ihm das Gegentheil der Thätigkeit geſetzt, das heißt, Leiden. Soll nun aber im Zuſtande des Leidens die abſolute Totalität der Realität beibehalten werden, ſo muß nothwendig, vermöge des Geſetzes der Wechſelbeſtimmung, ein gleicher Grad der Thätigkeit in das Nicht-Ich übergetragen werden. In ſo fern nun das Ich durch das Nicht-Ich leidet, hat letzteres Realität, ob es gleich an ſich keine hat, vermöge der Wechſelbeſtimmung. Alſo das Nicht-Ich hat für das Ich nur in ſo fern Realität, als das Ich dadurch afficirt iſt. Durch dieſe Syntheſis wird geſetzt Thätigkeit in das Eine, ſo wie Leiden in ſein Entgegengeſetztes, und umgekehrt. Dieſe Syntheſis wird genannt die Syntheſis der Wirkſamkeit (Cauſalität). Dasjenige, dem Thätigkeit zugeſchrieben wird, und in ſo fern nicht Leiden, heißt die Urſache (Urrealität); dasjenige, dem Leiden zugeſchrieben wird, und in ſo fern nicht Thätigkeit, heißt das Bewirkte, der Effect; mithin eine von einer andern abhängige, keine Urrealität. Beides verbunden heißt Wirkung.

Cauterium, ein Eiſen, um angefreſſene Knochen damit auszubrennen; Brenn- oder Aetzmittel; Fontanell. Cauteriſiren, mit glühendem Eiſen brennen; Fontanell ſetzen.

Caution, ſ. Bürgſchaft.

Cavaceppi (Bartolomeo.....), zwei Brüder, berühmte Bildhauer in Rom. Der älteſte hatte mit Winkelmann, den er auf ſeiner letzten Reiſe nach Deutſchland begleitete und über deſſen trauriges Schickſal er in ſeiner Sammlung von Statuen intereſſante Notizen gibt, vertrauten Umgang, und es beſtand zwiſchen beiden eine enge Freundſchaft. Man hat in Potsdam von ihm ein ſehr vorzügliches und ähnliches Bruſtbild Friedrichs II. Die Zeit ſeines Flors fällt zwiſchen 1760 und 1770. Er ſtarb gegen Ende des Jahrhunderts.

Cavalcanti (Gui), ein florentiniſcher Philoſoph und Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, ein Freund des Dante und, wie dieſer, ein eifriger Gibelline. Da durch die Streitigkeiten der Guelfen und Gibellinen die öffentliche Ruhe in Florenz mehrmals geſtört worden, exilirte die Bürgerſchaft die Häupter beider Parteien. Die Gibellinen wurden nach Sarzana verwieſen. Wegen der ungeſunden Luft daſelbſt berief man ſie bald nachher zurück; aber Cavalcanti hatte ſich eine Krankheit zugezogen, an der er im J. 1300 zu Florenz ſtarb. Er hatte in ſeiner Jugend eine Wallfahrt nach St. Jacob in Galicien unternommen. Auf ſeiner Rückkehr über Frankreich verliebte er ſich zu Toulouſe in ein junges Mädchen, Namens Mandetta. An dieſe ſind die meiſten Verſe gerichtet, die wir noch von ihm beſitzen, und die ſich in jener frühern Zeit durch ihren ſchönen Styl vortheilhaft auszeichnen. Seine Canzone über die Natur der Liebe hat ihm den meiſten Ruhm erworben. Der gelehrte Cardinal Egidio Colonna und einige Andere haben ſie commentirt, aber die Commentare ſcheinen zuweilen wieder eines Commentars zu bedürfen.

Cavallerie, Reiterei. Schon im höchſten Alterthume finden wir der Reiterei bei kriegeriſchen Unternehmungen erwähnt. Sie war ehemals der wichtigſte und furchtbarſte Theil der Kriegsheere, welche nicht ſelten ganz aus dieſer einzigen Waffenart beſtanden. Seit der Erfindung des Schießpulvers aber und beſonders ſeit der Vervoll-

kommnung der Artillerie beſteht die Hauptſtärke eines europäiſchen Heeres in der Infanterie, der eine verhältnißmäßige Cavallerie beigegeben iſt, um ihre Unternehmungen zu befördern, zu erleichtern und zu vollenden. So unentbehrlich demnach auch die Cavallerie einem Heere iſt (obgleich man ſie in neuern Zeiten, nicht ohne Erfolg, durch gehäufte Artilleriemaſſen hat erſetzen ſehen), ſo gewiß iſt es doch, daß eine bloße Cavalleriemaſſe zu großen militäriſchen Operationen nicht brauchbar ſein würde. — Wir theilen die Cavallerie in ſchwere und leichte, je nachdem ſie ſchwere oder leichte Pferde hat. Doch unterſcheidet man noch eine dritte Abtheilung der mittlern Berittenen. Zur ſchweren Cavallerie gehören die Cuiraſſiers, zur mittlern die Dragoner, und zur leichten die ſogenannten Chevaux-legers, Huſaren und Uhlanen. Der allgemeine Gebrauch der ganzen Cavallerie mit beſonderer Rückſicht auf die ſchwere iſt: 1. die feindliche Cavallerie durch den Chok und durch das Eindringen anzugreifen; 2. die Infanterie im freien Felde über den Haufen zu werfen; 3. den geſchlagenen Feind zu verfolgen und ſeine Niederlage vollkommen zu machen; 4. die Infanterie zu unterſtützen und zu decken; 5. zu recognoſciren und Detachements abzuſchicken; 6. Piquets, Feldwachen und Vedetten zu thun; 7. zu fouragiren und die Fourageurs zu eſcortiren; 8. im Nothfall auch zu Fuß zu fechten. — Die Dragoner haben auch außerdem, ſo wie die Infanterie, nöthigenfalls ſowohl offenſive als defenſive zu Fuß zu agiren und gleich den leichten Cavalleriſten in oder außer der Linie geſchloſſen oder einzeln zu fechten. — Die Huſaren, Chevaux-legers und Uhlanen aber ſind vorzugsweiſe beſtimmt: a) zu allen ſchnellen Verrichtungen und weit entfernten Detachements; b) zu den Vorpoſten der Armee und ſtets dem Feinde nahe zu ſein; c) zum Patrouilliren; d) zum Kundſchaften; e) zum Recognoſciren auf dem Marſche vor der Fronte, auf den Flanken und hinter den Colonnen; f) Ueberfälle zu thun; g) Convois zu eſcortiren; h) die feindliche Stellung zu recognoſciren; i) die Verbindung des Feindes mit ſeinen Magazinen und Depots abzuſchneiden oder doch zu beunruhigen; k) den Feind bei Tag und Nacht zu necken (harceliren); l) Streifzüge um das feindliche Lager zu machen, Contributionen daſelbſt zu erheben, und überhaupt ſtete Beſorgniß zu erregen. Sie fechten nach Maßgabe der Umſtände in geſchloſſener oder aufgelöſeter Schlachtordnung. — Der verſchiedene Gebrauch dieſer drei Arten von Cavallerie beſtimmt alſo die Auswahl der Menſchen und die Art ſie zu bewaffnen, zu kleiden, zu remontiren und zu equipiren. — Cavallerie-Geſchütz iſt das Geſchütz, welches durch ſeine leichtere Einrichtung vor dem gewöhnlichen im Stande iſt, der Cavallerie zu folgen und mit ihr zu agiren. Es beſteht aus Sechs- oder Achtpfündern und hat bei den verſchiedenen Armeen eine verſchiedene Einrichtung.

Cavallo (Tiberius), hat ſich als Naturforſcher ſehr berühmt gemacht. Er war von ſchweizeriſcher Abkunft, wählte aber London zu ſeinem Aufenthalte, und ſtarb daſelbſt am 6. Jan. 1810. Ein tiefer Beobachtungsgeiſt und richtige praktiſche Anſichten bezeichnen ſeine Schriften, welche größtentheils ins Deutſche überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen worden. Vorzüglich verdient hat er ſich um die Theorie der Electricität und die Anwendung derſelben auf die Medicin und Mineralogie gemacht, ſo wie durch ſeine Erfindung eines neuen Micrometers.

Cavanilles (Antonio Joſeph), ein ſpaniſcher Geiſtlicher und berühmter Botaniker, war 1745 zu Valencia geboren und ſtarb zu

Madrid 1804. Den erſten Unterricht empfing er in ſeiner Vaterſtadt bei den Jeſuiten, und ſtudirte nachher Philoſophie und Theologie auf der Univerſität daſelbſt. Auf ſeinen und ſeines Freundes Munoz Rath wurden die Werke Condillacs und Muſchenbroecks für den öffentlichen Unterricht benutzt, und die Mathematik mit bei weitem größerm Eifer als bisher gelehrt. Der Abt Cavanilles lehrte die Philoſophie zu Murcia, als er gewählt ward, die Erziehung der Kinder des Herzogs von Infantado, Geſandten zu Paris, zu übernehmen. Er ging 1777 mit ihnen dahin, und blieb zwölf Jahre in dieſer Hauptſtadt, wo er ſich mit dem Studium mehrerer Wiſſenſchaften, beſonders der Botanik, beſchäftigte. Er gab zuerſt Bemerkungen über den Artikel Spanien in der neuen Encyclopädie, Paris 1784, heraus, in welchen er mit wahrhaft patriotiſchem Eifer die falſchen oder gewagten Behauptungen des Verfaſſers faſt immer durch Thatſachen widerlegt. Im folgenden Jahre begann er ein großes botaniſches Werk unter dem Titel: Monadelphiae classis dissertationes decem, Paris 1785. 89, Madrid 1790, 4. mit Kupfern. Die Botaniker bewundern die Genauigkeit und den Scharfſinn, welche dies Werk auszeichnen. Man findet darin die Beſchreibung aller Gattungen dieſer Claſſe, unter welchen er viele neue gab, und 297 Kupfer, zu welchen er ſelbſt die Zeichnungen geliefert hatte. Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland begann Cavanilles das ſchöne Werk, das er unter dem Titel herausgab: Icones et descriptiones plantarum, quae aut sponte in Hispania crescunt aut in hortis hospitantur. Madrid, 1791—99, 6 Vol. in fol. Dieſes mit 601 Kupfern ausgeſtattete Werk enthält eine große Menge neuer Gattungen, und eine noch größere Menge Arten, ſowohl aus Spanien, als aus Amerika, Indien und Neuholland. Er war mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er von der Regierung den Befehl erhielt, Spanien zu bereiſen, und die Pflanzen dieſes Landes zu unterſuchen. Cavanilles hatte ſeine Reiſe mit dem Königreiche Valencia angefangen. Aber ohne bei den Vegetabilien ſtehen zu bleiben, hatte er eine Menge Beobachtungen über das Mineralreich, über die Geographie und über den Ackerbau dieſer Provinz gemacht. Sie erſchienen auf Koſten des Königs unter dem Titel: Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion etc. del reyno de Valencia, Madrid 1795—97, 2 Vol. in fol., mit Kupfern nach den Zeichnungen des Verfaſſers. In dieſem Werke zeigt er ſich durchgängig als einen genauen Beobachter, gelehrten Phyſiker und eifrigen Patrioten. Man hat noch mehrere intereſſante Schriften von ihm, worunter auch einige polemiſche. Er war mit der Herausgabe eines Hortus regius Madridensis beſchäftigt, als der Tod ſeiner nützlichen Thätigkeit ein Ende machte. Ihm zu Ehren hat Thunberg ein Geſchlecht Cavanilla benannt.

**Cavata, Cavatina**, eine kleine leichte Arie, Ariette, bei welcher der Satz minder ausgeführt iſt, als bei der Arie; ohne Coloraturen. Sie hat nicht, wie die Arie, einen zweiten Haupttheil, und iſt bisweilen mit einem Recitativ verbunden. Einen Satz nur hat ſie, weil ſie einfacher, kunſtloſer Ausdruck einer Empfindung iſt.

**Cavendiſh** (Henry), geboren im J. 1733, war der zweite Sohn des Herzogs von Devonſhire, und beſaß als ſolcher anfänglich nur ein ſehr mäßiges Vermögen. Statt ſich den Aemtern, auf welche er vermöge ſeiner Geburt Anſprüche machen konnte, zu widmen, beſchäftigte er ſich einzig mit den Wiſſenſchaften, und erwarb ſich eine ausgezeichnete Stelle unter den Gelehrten, die am meiſten zu den Fortſchritten

der neuen Chemie beigetragen haben. Er hat zuerſt die beſondern Eigenthümlichkeiten des Waſſerſtoffgaſes analyſirt, und die Eigenſchaften angegeben, welche daſſelbe von der atmoſphäriſchen Luft unterſcheiden. Ihm verdankt man die wichtige Entdeckung von der Zuſammenſetzung des Waſſers. Schon Scheele hatte wahrgenommen, daß, wenn man eine Quantität Oxygen mit einer doppelten Quantität Hydrogen vermiſcht, dieſe Miſchung mit einer Exploſion verbrennt, ohne einen ſichtbaren Rückſtand zu laſſen. Cavendiſh wiederholte dieſen lehrreichen Verſuch, aber mit der ihn auszeichnenden Genauigkeit. Er verſchloß beide Gasarten in gehörig trockene irdene Gefäße, um das Reſiduum ihrer Verbrennung nicht entweichen zu laſſen, und fand, daß dieſes Reſiduum Waſſer ſei, deſſen Gewicht dem Gewichte der beiden Luftarten gleich kam. Lavoiſier beſtätigte ſpäter dies Reſultat vollkommen. Derſelbe Geiſt der Genauigkeit in den Verſuchen führte Cavendiſh auf eine andere Entdeckung, welche Prieſtley entgangen war. Dieſer hatte wahrgenommen, daß eine Maſſe atmoſphäriſcher Luft, eingeſchloſſen in eine Röhre, durch welche man fortgeſetzt electriſche Funken leitet, an Maſſe verliert, und daß ſich dabei eine Säure bildet, die einige Tropfen Lackmußtinctur, die in die Röhre gebracht worden, roth färbt; aber er trieb den Verſuch nicht weiter. Cavendiſh, der ihn wiederholte, verſchloß in die Röhre eine Auflöſung von ätzendem Laugenſalz, welche die Säure verzehrte, und zeigte, daß die Säure Salpeterſäure ſey. Die Analyſe der nach dem Verſuch in der Röhre zurückgebliebenen Luft bewies, daß ſie dem Gewicht nach eben ſo viel Sauerſtoff und Stickſtoff verloren habe, als die entſtandene Säure betrug. Er beſtimmte leicht das Verhältniß des Stickſtoffs zum Sauerſtoff, welches 2 : 4⅓ war. Wirklich fand ſich, wenn beide Gasarten gehörig rein in dieſem Verhältniſſe gemiſcht und electriſche Funken hindurch geleitet würden, daß die Miſchung gänzlich verſchwand: wodurch ſeine Entdeckung vollkommen beſtätigt wurde. Cavendiſh hat ſich nicht minder in der Phyſik durch dieſelbe Genauigkeit in den Verſuchen ausgezeichnet. Auch in der höhern Geometrie hatte er gründliche Kenntniſſe, welche er bei der Beſtimmung der mittlern Dichtigkeit unſerer Erdkugel ſehr glücklich anwandte. Er fand ſie 5½ Mal ſo groß, als die Dichtigkeit des Waſſers; ein Reſultat, das von dem von Maskelyne auf einem andern Wege gefundenen wenig abweicht. Die königliche Geſellſchaft zu London hatte ihn zu ihrem Mitgliede gewählt und 1803 ernannte ihn das Nationalinſtitut zu einem ſeiner acht auswärtigen Mitglieder. Cavendiſh war damals wahrſcheinlich der reichſte unter den Gelehrten und der gelehrteſte unter den Reichen. Ein Oheim hatte ihn 1773 zum Erben eines Vermögens eingeſetzt, das jährlich gegen 80,000 Thaler Einkünfte gewährte. Dieſer Glückswechſel änderte nichts in ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten. Regelmäßig und einfach im höchſten Grade für ſich ſelbſt, war er von einer wahrhaft königlichen Großmuth für die Wiſſenſchaft und für geheime Wohlthaten. Er hatte eine große, trefflich ausgewählte Bibliothek zuſammengebracht, die er den Gelehrten zur Benutzung überließ. Er ſtarb zu London 1810 und hinterließ ein Vermögen von mehr als ſieben Millionen Thalern. Seine Schriften beſtehen in Abhandlungen, welche in den Philosophical transactions befindlich ſind. Alle zeichnen ſich durch Scharfſinn, Genauigkeit und Treue aus und ſind als Muſter in ihrer Art zu betrachten.

**Cayenne**, ſ. **Guinea**.

Caylus (Anne-Claude-Philippe de Tubières, de Grimoard, de Peſteles, de Lévi, Graf), Marquis von Eſternay, Baron von Branſac, war 1692 zu Paris geboren. Er bekam eine eben ſo gründliche als glänzende Erziehung. Frühzeitig in die Armee getreten, machte er ſeinen erſten Feldzug im J. 1709 unter der Leibgarde (den Mousquetaires). Im J. 1711 that er ſich in Catalonien an der Spitze eines Dragonerregiments hervor, das ſeinen Namen führte. Er befand ſich 1713 bei der Belagerung von Freiburg, und zeichnete ſich ſehr in dieſem letzten Feldzuge aus, der den Frieden von Raſtadt herbeiführte. Jetzt widmete er ſich ganz den Wiſſenſchaften, ging nach Italien, nahm 1715 den Abſchied, begleitete im folgenden Jahre Bonac auf ſeiner Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, und bereiſete von dort Griechenland, die Seeplätze der Levante, und alle jene berühmten Länder, die uns ſo reiche Erinnerungen gewähren, bis zu den Ruinen von Ephesus, Colophon, des Dianentempels und jenes berühmten, am Meeresſtrande gelegenen Theaters. Nachdem er die Dardanellen und die von Homer beſungenen Ufer beſucht, und nach dem alten Byzanz zurückgekehrt war, begab er ſich nach Adrianopel, wo damals Muſtapha II. reſidirte. Auf den Wunſch ſeiner Mutter kehrte er jetzt nach Paris zurück. Er kam 1717 daſelbſt an, und begann nunmehr ſeine großen Sammlungen zu ordnen. Er beſchäftigte ſich jetzt gänzlich mit dem Studium des Alterthums und der Ausübung der Künſte. Mahlerei, Bildhauerei, Muſik und beſonders Kupferſtecherei feſſelten wechſelsweiſe ſeine Thätigkeit. Er arbeitete hauptſächlich an einem großen Werke über die ägyptiſchen, griechiſchen, etruſciſchen, römiſchen und galliſchen Alterthümer. Es enthält daſſelbe eine große Menge von Kupfern, welche die Antiken ſeiner koſtbaren und ſeltenen Sammlung darſtellen, die er dem Könige vermacht hat. Im J. 1731 nahm ihn die Mahlerakademie als Amateur honoraire und 1742 die Akademie der Inſchriften zum Mitgliede auf. Caylus theilte ſeine Arbeiten zwiſchen beide, und ſtiftete für jede einen Preis. Da er zugleich gute chemiſche Kenntniſſe beſaß, beſchäftigte er ſich als der erſte mit der Unterſuchung derjenigen Mittel, welche von den Alten bei den encauſtiſchen Mahlereien angewendet worden. Wenn er auch nicht zu einem vollſtändigen Reſultate kam, ſo leitete er wenigſtens die Aufmerkſamkeit auf dieſen Theil der Kunſt. Unermüdlich in ſeinen Forſchungen, bereicherte er das Gebiet der Wiſſenſchaften mit unzähligen andern nützlichen Aufſchlüſſen über die Art, die Mahlerei dem Marmor einzuverleiben, über den Papyrus, die Lava, das Grab des Mauſolus, das drehbare Theater des Curio, die Kunſt, das Kupfer zu härten, die Kunſt, allerlei Zierrathen aus buntem Glaſe zu verfertigen, über die Mittel, vermöge welcher die Aegypter ungeheure Laſten fortbewegten, über die Mumien. Dieſe und andere Gegenſtände handelt er in ungefähr 45 Memoiren ab, womit er die Sammlungen der Akademie der Inſchriften bereichert hat. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß Caylus die alten Schriftſteller nicht vollſtändig genug ſtudirt hatte, daß er in manchen Irrthum verfallen iſt: ſo ſind doch ſeine Verdienſte um den materiellen Theil der Künſte und des Alterthums unleugbar ſehr groß. Was ihm zuweilen an Gründlichkeit abgeht, hat er durch Beſtimmtheit und Deutlichkeit erſetzt. Er endigte 1765 ſein thätiges Leben. Eine ſtrenge Redlichkeit, ſeltene Einfachheit, vielleicht zuweilen einiger Deſpotismus in ſeinen Meinungen waren die Grundlagen ſeines Charakters. Junge Künſtler fanden an ihm einen großmüthigen Beſchützer. Man hat von ihm zahlreiche Schrif-

ten, ſowohl Romane und Sammlungen leichten ſcherzhaften Inhalts, als auch insbeſondere antiquariſch-archäologiſche. Auch war Caylus ein fleißiger und geſchickter Kupferſtecher; als ſolcher hat er unter andern geliefert eine Folge von 200 Blättern nach den ſchönſten Zeichnungen des königl. Cabinets; eine Sammlung von Köpfen nach Rubens und van Dyck; eine andre von Charakterköpfen und verſchiedenen Caricaturen, nach Leonardo da Vinci; viele Blätter nach Lucas van Leyden, Albrecht Dürer und A. u. ſ. w. Seine Mutter, eine Nichte der Frau von Maintenon, war ebenfalls eine geiſtreiche Frau und hat ihr Andenken durch ein kleines intereſſantes Werkchen: mes souvenirs, erhalten.

Cazes (de), ſ. Decazes.

Cazotte (Jacques), ein durch ſeine Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten bekannter franzöſiſcher Schriftſteller, war 1720 zu Dijon geboren, ſtudirte bei den Jeſuiten, und ging 1747 als Controleur der Inſeln im Winde nach Martinique. Als 1759 die Engländer das Fort St. Pierre angriffen, trug Cazotte durch ſeinen Eifer und ſeine Thätigkeit dazu bei, ihren Angriff zu vereiteln. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn, bald einen neuen Urlaub zu nehmen. Als er jetzt wieder in Frankreich landete, beerbte er ſeinen Bruder und nahm hierauf ſeinen Abſchied, den er als Generalcommiſſär der Marine auf das ehrenvollſte erhielt. Cazotte hatte dem Pater Lavalette, Superior der Miſſion der Jeſuiten, Alles abgetreten, was er auf Martinique an Ländereien, Negern und Effecten beſeſſen, und dafür Wechſelbriefe auf den Orden erhalten, welche dieſer bei dem ſchlechten Zuſtande der Angelegenheiten Lavalette's zu bezahlen ſich weigerte. Cazotte verlor dadurch 50,000 Thaler, d. h. die Frucht aller ſeiner Arbeiten und Anſtrengungen. Mit Schmerz ſah er ſich genöthigt, gegen ſeinen ehemaligen Lehrer vor Gericht aufzutreten. Dieſer Proceß iſt gewiſſermaßen als die Quelle aller derer zu betrachten, welche ſpäter gegen die Jeſuiten ausbrachen. Seine Heiterkeit, ſeine lebhafte und anziehende Unterhaltung, ſeine Offenheit, und das Talent, ſich mit dem Geiſt und Herzen jedesmal denen anzupaſſen, mit welchen er zuſammen war, erwarben ihm allgemeine Liebe. Er glänzte in der Geſellſchaft und unter den ſchönen Geiſtern u. ſ. w., und in dieſen Zeitpunct fällt ſein Diable amoureux und der Lord impromptu, welche Werke mit Begierde geleſen wurden. Man bemerkt darin eine reiche und mannichfaltige Einbildungskraft, eine mehr als gewöhnliche Leichtigkeit des Styls und beſonders eine lebhafte und natürliche Art zu erzählen. Ein Schüler von Martines de Pasqualis bewog Cazotte, ſich in den von jenem geſtifteten Orden aufnehmen zu laſſen. Ohne hier von dem zu ſprechen, was in dieſer neuen Schule gelehrt wurde, bemerken wir nur, daß Cazotte nicht ſobald aufgenommen war, als das Evangelium ſeine Richtſchnur bis in die kleinſten Details des Lebens wurde. Mit Hülfe eines arabiſchen Mönchs, Namens Dom Chavis, beſchäftigte er ſich mit der Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen, deren Sammlung in vier Bänden eine Fortſetzung von Tauſend und eine Nacht bildet, und den 37ſten bis 40ſten Band des Cabinet des Fées einnimmt. Dom Chavis gab Cazotte in einer halb franzöſiſchen, halb italieniſchen Sprache den Umriß der Erzählungen; dieſer, damals in einem Alter von ſiebzig Jahren, nahm die Feder um Mitternacht, wenn er aus den Geſellſchaften, die er zu beſuchen pflegte, zurückkam, und ſchrieb, indem er ſich ſeiner Phantaſie über-

ließ, bis vier oder fünf Uhr Morgens; ſo daß er in zwei Wintern ſein Unternehmen beendigte. Cazotte arbeitete mit einer Leichtigkeit, von der kaum ein Beiſpiel gefunden werden möchte. Wir erwähnen darüber nur folgende Thatſache. Einer ſeiner Schwäger rühmte ihm die damals Mode gewordenen Operetten. Cazotte verſprach ihm, über ein beliebiges gegebenes Wort bis zum folgenden Tag ein dergleichen Stück zu liefern. Man war zu Pierry; zufällig geht ein Bauer in Holzſchuhen vorbei, der Schwager wählt die Holzſchuhe (sabots). Cazotte ſchließt ſich mit Rameau, dem Neffen des berühmten Muſikers, ein, und bis zum Morgen war die komiſche Oper Les sabots, Text und Melodien, zu Stande gebracht. Stets heiter, ohne je in Unanſtändigkeit oder Bosheit auszuarten, ſchrieb Cazotte zu ſeinem und ſeiner Freunde Vergnügen, nicht aus Liebe zum Ruhm. Er hatte bereits ein hohes Alter erreicht, und die Reinheit ſeiner Sitten und Grundſätze verſprachen ihm einen ſanften Tod, als die Revolution ihre verderbliche Tendenz entfaltete. Cazotte verſäumte nichts, ihr entgegen zu wirken. Die Urheber des 10ten Auguſts 1792 fanden ſeine in dieſem Sinne mit ſeinem Freunde Ponteau, damaligem Secretär der Civilliſte, gepflogene Correſpondenz und verfügten Cazotte's und ſeiner Tochter Eliſabeth Verhaftung. Beide wurden in die Gefängniſſe der Abtei gebracht. Als hier an jenen fürchterlichen Tagen des Septembers Cazotte den Mördern übergeben wurde, warf heldenmüthig ſeine Tochter ſich über ihn und beſchirmte den Greis mit ihrem Körper. Diesmal entſank der Stahl den Händen des Verbrechens, und Cazotte ward mit ſeiner Tochter im Triumph nach ſeiner Wohnung gebracht. Aber ſchon am 25ſten September ward er aufs neue arretirt und zum Tode verurtheilt. Als er das Schaffot beſtiegen hatte, rief er mit feſter Stimme der Menge zu: „Ich ſterbe, wie ich gelebt habe, Gott und meinem Könige treu!" —

**Cazwini** (Zacharia ben Mahomed), ein arabiſcher Naturforſcher, der Plinius des Orients, ſtammte aus einer Familie von Rechtsgelehrten, die ihren Urſprung von Anas ben Malek, einem Gefährten Mahomeds, ableitete und ſich in Cazwin, einer Stadt in Perſien, niedergelaſſen hatte. Von ihr hat dieſer Schriftſteller den Beinamen, unter welchem er berühmt worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nur, daß er Cadhi von Wacith und Hillah war, und im Jahre der Flucht 682 (1283) ſtarb. Sein wichtigſtes Werk iſt eine Naturgeſchichte, unter dem Titel: Die Wunder der Natur und die Eigenthümlichkeiten der geſchaffenen Dinge. Es beſteht aus der Vorrede, vier Einleitungen und zwei Haupttheilen, deren einer von den Gegenſtänden des Himmels, der andere von den Dingen der Erde handelt. Aus jenem Theil hat Ideler das Capitel von den Sternbildern der Araber herausgegeben, von dieſem finden ſich Bruchſtücke in Bocharts Hierozoicon, Ouſeley's Oriental Collections, Wahls, Jahns und de Sacy's arabiſchen Chreſtomathien. Cazwini's Abſicht war, wie Plinius die Wunder der ganzen Natur zu ſchildern. Sein Werk enthält, wie Plinius Naturgeſchichte, in gedrängter Kürze Alles, was bis auf ihn geſchrieben worden war; aber in ſo großen Zügen und ſo eigenthümlich dargeſtellt, daß es mehr werth iſt, als die meiſten Originalwerke, die von denſelben Gegenſtänden handeln. Es gibt von demſelben eine abgekürzte perſiſche Ueberſetzung.

Cecil (William), Baron von Burleigh, Staatsſecretär unter Eduard VI. und Eliſabeth, dann Großſchatzmeiſter von England, war 1520 geboren, und ſtudirte zu London, als ſeine Geſchicklichkeit in einem religiöſen Streit ihm Heinrichs VIII. ganzen Beifall gewann, und ihm eine frühe und glänzende Laufbahn eröffnete. Zu Anfang der Regierung Eduards VI. trat Cecil in den Dienſt des Staats. Als 1547 der Herzog von Sommerſet Protector des Reichs geworden, ernannte dieſer ihn zum Requetenmeiſter und nahm ihn mit ſich auf ſeinem Zuge nach Schottland. Bei ſeiner Rückkehr nach London ward er 1548 zum Staatsſecretär ernannt. Als das Jahr darauf der Protector geſtürzt wurde, entging auch Cecil mit andern Anhängern des Herzogs dem Gefängniſſe nicht. Er erhielt nach drei Monaten ſeine Freiheit wieder, worauf der damals allmächtige Herzog von Northumberland ihn wegen ſeiner Talente wieder in ſein Amt einſetzte. Bald darauf ward Cecil Ritter und Mitglied des Geheimenraths. Er genoß bei Eduard VI. des größten Anſehns. Seine Vorſicht führte ihn durch die ſchwierigſten Verhältniſſe; mitten unter den ſich anfeindenden Hofparteien beſchäftigte er ſich nur mit den Pflichten ſeines Amtes. Als Eduard ihm als Geheimenrathe die Acte, welche Johanna Gray zur Thronerbin erklärt, zur Unterſchrift vorlegte, weigerte er ſich mehr zu thun, als ſie zu contraſigniren. Eben ſo wenig konnte nach dem Tode dieſes Fürſten der Herzog von Northumberland ihn bewegen, die Proclamation für Johanna Gray, noch das Umlaufsſchreiben, worin ihr Recht bewieſen und Maria für einen Baſtard erklärt wurde, aufzuſetzen. Die Mitglieder des Geheimenraths waren damals als Gefangene im Tower. Cecil benutzte die Abweſenheit des Herzogs, ſie zu befreien, und verſammelte ſie in dem Hauſe des Herzogs von Pembroke. Die meiſten Mitglieder erklärten ſich für Maria, einige begaben ſich noch denſelben Abend zu ihr: Cecil fand ſich am folgenden Tage bei ihr ein, und ward, ob man gleich ſie gegen ihn einzunehmen geſucht hatte, gütig aufgenommen. Sehr wahrſcheinlich hätte er ſeinen Platz behalten können, wenn er die Religion hätte verändern wollen; da er aber wußte, daß er mächtige Feinde habe und vorausſah, welche Wendung die Angelegenheiten unter Mariens Regierung nehmen würden, zog er ſich lieber zurück Indeß lebte er mit den Miniſtern in guten Verhältniſſen. Er kannte den Geiſt der Mäßigung des Cardinals Pole; er unternahm es daher, ihn zur Rückkehr nach England einzuladen, und brachte ihn 1554 in der Hoffnung dahin zurück, daß dieſer Prälat dem Anſehen des heftigen Gardiner das Gleichgewicht halten würde. Im J. 1555 begleitete er nebſt zwei andern Lords den Cardinal, um mit Frankreich über den Frieden zu unterhandeln, und blieb zwei Monate auf dem feſten Lande. Nach ſeiner Rückkehr wählte ihn die Grafſchaft Lincoln, in der er geboren war, zwei Mal zum Parlamentsmitgliede. Er entwickelte als ſolches eine Feſtigkeit und Freimüthigkeit, verbunden mit einer ſeltenen Thätigkeit und Einſicht, wodurch er den bedeutendſten Einfluß auf die Verhandlungen gewann. Mit der Prinzeſſin Eliſabeth unterhielt er eine geheime Correſpondenz und gab die Nachrichten, die in den kritiſchen Lagen, worin ſie ſich befand, höchſt wichtig ſein mußten. Als 1558 dieſe Fürſtin den Thron beſtieg, ernannte ſie ihn zum Mitglied des Geheimenraths und zum Staatsſecretär, und bewies ihm ihre Dankbarkeit durch viele Gnadenbezeigungen. Er rieth zunächſt, das Parlament zu verſammeln, um über den Plan zu einer Religionsreform zu verhandeln. Er hatte

den größten Antheil an den 39 Artikeln, welche die Grundlage derſelben ausmachen. Mit einer raſtloſen Thätigkeit hatte er auf alle Angelegenheiten der Krone und der Nation den bedeutendſten Einfluß. Er erließ die Verordnung in Anſehung der Münzen, deren Gehalt ſeit Heinrich VIII. herabgeſetzt worden war. Er bewog die Königin, die Anhänger der Reform in Schottland zu begünſtigen, und ſchloß die Uebereinkunft von Leith und den Vertrag von Edinburgh ab, wodurch von dieſer Seite die Ruhe Englands geſichert wurde. Die Gunſt und das Anſehen, worin er bei der Königin ſtand, erweckten ihm viele und mächtige Feinde; der gefährlichſte derſelben war der Graf Leiceſter, Eliſabeths Günſtling; aber ihre Bemühungen, ihn zu ſtürzen, waren vergebens. Cecils weiſe Maßregeln unterdrückten ſchnell den Aufruhr des Herzogs von Norfolk im Norden Englands. Ihn dafür zu belohnen, erhob ihn die Königin 1571 zum Baron von Burleigh. Die Nation gab dieſer neuen Gunſt ihren Beifall, aber einige unverſöhnliche Feinde Burleighs machten damals einen Anſchlag auf ſein Leben, der jedoch verrathen wurde. Eliſabeth ernannte ihn, um ihn gewiſſermaßen für die beſtandenen Gefahren ſchadlos zu halten, zum Ritter des Hoſenbandes und zum Großſchatzmeiſter. Er hielt die Sicherheit Eliſabeths für gefährdet, ſo lange Maria Stuart den Thron von Schottland beſitze. Als Unruhen, an denen Burleigh Antheil gehabt haben ſoll, dieſe Fürſtin nöthigten, unvorſichtiger Weiſe in England Zuflucht zu ſuchen, rieth er Eliſabeth, ſie gefangen zu halten, und nach der Verſchwörung Babingtons betrieb er vorzüglich ihren Proceß, in deſſen Folge ſie das Schaffot beſteigen mußte. Nach der Hinrichtung der unglücklichen Maria entzog ihm Eliſabeth auf einige Zeit ſcheinbar ihre Gunſt. Dies Ungewitter ging indeß vorüber, und Burleigh gewann ſeinen ganzen Einfluß wieder. Als im J. 1588 England durch Philipps berühmte Armada bedroht wurde, entwarf er einen Vertheidigungsplan. Vergebens ſehnte er ſich nach Ruhe und bat um ſeine Entlaſſung. Er war bemüht, mit Spanien unter ehrenvollen Bedingungen einen Frieden zu unterhandeln, und unterzeichnete noch auf ſeinem Sterbebette einen für England ſehr vortheilhaften Vertrag, worauf er 1598 verſchied. Cecil war von feinen Sitten und einnehmendem Betragen, einer ſeltenen Selbſtbeherrſchung und Beſonnenheit, und einer bewundernswürdigen Thätigkeit. Seine Sitten waren durchaus unbeſcholten. Seinen Wirkungskreis überſah er mit vieler Klarheit und befolgte das dem Charakter Eliſabeths angemeſſene Syſtem, ſeinem Vaterlande durch Unterhandlungen und ſelbſt durch Intriguen an den fremden Höfen den Frieden zu erhalten. Ein Theil ſeiner Staatsſchriften iſt gedruckt worden.

Cecrops, der Stifter des attiſchen Staats in Griechenland, welcher mit einer Colonie aus Sais, an der Mündung des Nils, in dieſen Gegenden um das J. 1400 v. Chr. anlangte, die wilden und rohen Bewohner die erſten Grundzüge von Religion und Kenntniß der Götter lehrte, ſie mit den Vortheilen des geſellſchaftlichen Lebens bekannt machte, den Grund zur nachherigen Stadt Athen legte, und noch elf andere Ortſchaften baute, deren Einwohner er ebenfalls im Ackerbau unterrichtete. Auch pflanzte er den Oelbaum, und heiligte ihn der Minerva, Athens Schutzgöttin. Nicht minder machte er ſein neues Vaterland mit der Schiffahrt bekannt, und legte dadurch den Grund zur Handlung. Er ſtarb nach einer 50jährigen Regierung. Sein Grabmahl wurde im Minerventempel errichtet; ihm aber weihte

man, um ſein Andenken immer lebhaft zu erhalten, das Sternbild des Waſſermannes. (S. Attika.)

Cefalonien, die größte unter den Inſeln auf dem joniſchen Meere, an der Weſtſeite der Halbinſel Morea und am Eingange des Golfo di Patraſſo, enthält 18 Quadratmeilen und 70,000 Einwohner. Sie iſt größtentheils gebirgig, aber ſehr fruchtbar, mit einem äußerſt milden Clima; die Roſen und Nelken blühen auch im ſogenannten Winter, doch iſt die Inſel häufigen Erdbeben ausgeſetzt. Die vorzüglichſten Producte ſind Getreide, Wein, deſſen ſie an 80,000, und Oel, deſſen ſie an 20,000 Fäſſer ausführen ſoll; Corinthen, deren Ausfuhr man auf 6 Millionen Pfund anſchlägt; Baumwolle, Seide, officinelle Kräuter, Salbei, Rosmarin und Südfrüchte. Die Inſel hat drei Städte, 130 Dörfer, 25 griechiſche und 3 lateiniſche Klöſter. Die Hauptſtadt führt ebenfalls den Namen Cefalonia, oder Argoſtoli, und hat einen guten Hafen. Die Inſel gehörte den Venetianern bis 1797, wo die Franzoſen ſie beſetzten. 1799 wurde ſie dieſen von den Ruſſen und Türken wieder abgenommen, und ſeit dieſer Zeit gehörte ſie zur ſogenannten Republik der ſieben vereinigten Inſeln, bis ſie wieder unter franzöſiſche Oberherrſchaft kam. Aber im October 1809 ward ſie von den Engländern beſetzt, und ſeit 1815 gehört ſie wieder zum Staate der vereinigten joniſchen Inſeln. (S. Joniſche Inſeln.)

Celebes, oſtindiſche Inſel im Oſten von Borneo, 5 Gr. 30 Min. ſüdl. Breite bis 1 Gr. 30 Min. nördl. Breite, 135 Gr. 56 Min. bis 141 Gr. 20 Min. öſtl. Länge; 4275 Quadratmeilen groß, drei Millionen Einwohner von verſchiedenen Stämmen, worunter im Süden die Bonier oder Bugineſen und die Macaſſaren die bekannteſten ſind. Die Weſtküſte heißt Macaſſar. Durch die Inſel geht von Norden nach Süden der hohe Bergrücken Bonthain, der auf ſeinen beiden Seiten entgegengeſetzte Jahreszeiten verurſacht und in mehrere Vorgebirge ausläuft, wovon das nördlichſte die Cemasſpitze und das ſüdlichſte die Tenakekasſpitze heißt. Die meiſten Flüſſe ſind, außer dem Chiuranà und Bole, Küſtenflüſſe, aber oft reißend. Zwei große Meerbuſen, im Oſten der Gonantellu, 28 Meilen lang und 6 bis 14 breit, und im Süden der Salayer, 30 Meilen lang und 6 bis 10 breit. Die regelmäßig wehenden See- und Nordwinde kühlen die an ſich ſehr heiße Luft etwas ab. Der Boden iſt, vorzüglich an den niedern Küſten, ſehr fruchtbar; immer grünende Berge und Thäler wechſeln mit einander ab. Producte: Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Südfrüchte, Baumwolle, Palmen, Cocosbäume, Eben-, Sapani- und Sandelholz, Bambusrohr, Mangues, Waſſermelonen, Bananas, Arecanüſſe, Betel, Reis, Pfeffer, Campher, Opium, wilde und zahme Thiere, die ſchönſten Papageien, Bienen, Vogelneſter, Perlen, Schlangen, Crocodille, (die göttlich verehrt werden) ꝛc. Den Holländern iſt der Beſitz wichtig, nicht ſowohl des Handels wegen (denn die Beſatzungen erfodern größern Aufwand, als der Gewinn für die Regierung beträgt), ſondern vorzüglich, weil Celebes der Schlüſſel zu den Molukken iſt, und dieſe größtentheils mit Reis und andern Lebensbedürfniſſen verſorgt. Der Gouverneur reſidirt im Fort Rotterdam, in deſſen Nähe der große, von Holländern, Chineſen und Macaſſaren bewohnte Flecken und Handelsplatz Vlaardingen liegt (an der Stelle, wo ſonſt Macaſſar ſtand, die ehemalige Reſidenz dieſes ſüdweſtlichſten Strichs). Die von den Holländern beſeſſenen nordöſtlichen Beſitzungen bilden

kein eigenes Gouvernement, ſondern ſtehen unter der Regierung der Inſel Ternate.

Cellamare (Antonio Giudice, Duca di Giovenazzo, Fürſt von), geboren zu Neapel 1657, wurde am Hofe Carls II. erzogen, machte mehrere Feldzüge mit, und begleitete 1702 Philipp V., um Neapel gegen die Kaiſerlichen zu vertheidigen. Er bewährte ſeinen Muth in demſelben Jahre in der Schlacht von Luzzara, wurde Maréchal-de-camp, diente in gleicher Eigenſchaft bei der Belagerung von Gaeta im J. 1707, und fiel hier in die Gefangenſchaft der Kaiſerlichen, die ihn bis 1712 in Mailand hielten. Nach ſeiner Auswechslung kehrte er nach Spanien zurück, ward zum Cabinetsminiſter und 1715 zum außerordentlichen Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt. Hier ward er das Hauptwerkzeug der Abſichten Alberoni's und die Seele einer Verſchwörung gegen Philipp von Orleans. Dieſer Prinz ſollte bei einem Feſte arretirt, die Generalſtaaten verſammelt und die Regentſchaft Philipp V. übertragen werden, der auf dieſe Weiſe Europa in Schrecken geſetzt haben würde. Cellamare erwartete noch die Befehle von ſeinem Hofe, als der Plan entdeckt und aus ſeinen aufgefangenen Briefen die ſämmtlichen Theilnehmer an der Verſchwörung erkannt wurden. Er ward verhaftet und unter Bedeckung nach der ſpaniſchen Grenze abgeführt. Der madrider Hof ernannte ihn zum Generalcapitän von Alt-Caſtilien, und als ſolcher ſtarb er 1733 zu Sevilla. Die Geſchichte der Verſchwörung von Cellamare findet man in den Mémoires de la Regence, par de Poissons, herausgegeben von Langlet-Dufresnoy.

Cellarius (Chriſtoph), einer der gelehrteſten und fleißigſten Philologen des ſiebzehnten Jahrhunderts, war 1638 zu Schmalkalden geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Schon ſeine Vorfahren hatten ihren urſprünglichen Namen Kellner, der damaligen Sitte der Gelehrten gemäß, in Cellarius verwandelt. Nachdem er auf mehreren deutſchen Univerſitäten ſtudirt hatte, übernahm er in einem Alter von 30 Jahren ein Lehramt zu Weißenfels. 1673 ward er zu Weimar, und ſpäter zu Zeitz und Merſeburg Rector der dortigen Schulen. Als der König von Preußen die Univerſität Halle ſtiftete, wurde Cellarius zum Profeſſor der Beredſamkeit und Geſchichte daſelbſt ernannt, und er ſtarb dort 1707. Er hat eine Menge alter Autoren mit gelehrten Anmerkungen und ſehr genauen Indicibus herausgegeben, als die Briefe des Cicero, des Plinius, den Cornelius Nepos, Curtius, Eutrop, Sextus Rufus, Vellejus Paterculus, die zwölf alten Panegyriſten u. ſ. w. Seine eigenen Werke beziehen ſich auf die alte Geſchichte und Geographie, auf die römiſchen Alterthümer, auf die lateiniſche, hebräiſche, ſamaritaniſche Sprache u. ſ. w.

Cellini (Benvenuto), ein berühmter Bildhauer und Goldſchmid, geboren zu Florenz im J. 1500. Beſonders zeichnete er ſich in letzterer Kunſt aus, und gegenwärtig werden ſeine Arbeiten, die überhaupt ſelten geworden ſind, zu ungeheuern Preiſen bezahlt. Von biederm und gradſinnigem, dabei aber ſtreitſüchtigem und keine Abhängigkeit, keine Beeinträchtigung duldendem, Charakter, verwickelte er ſich oft in blutige Händel, die er mehr als einmal ſeine Gegner mit dem Leben bezahlen ließ, gerieth aber ſelbſt oft in große Gefahren, ward gefangen geſetzt, und rettete ſich nur durch ſeine Kühnheit und die mächtigen Beſchützer, welche ſeine Geſchicklichkeit ihm erworben hatte. Obgleich ein frommer Catholik, kannte er doch ſo wenig Menſchenfurcht, daß er ſich nicht ſcheute, denſelben Papſt,

dem er demüthig die Füße geküßt, eine Beſtie zu ſchelten, wenn er ſich von ihm mit Ungerechtigkeit behandelt glaubte. Als der Connetable von Bourbon vor Rom rückte, verband ſich Cellini mit einigen Freunden zum Widerſtand, und in ſeiner Selbſtbiographie rühmt er ſich, dieſen Feldherrn durch einen Büchſenſchuß getödtet zu haben. Nach der Einnahme der Stadt zog er ſich in die Engelsburg zurück und bediente hier fünf Stück Geſchütz. Nach ſeiner Angabe war er es hier ebenfalls, der mit einem dieſer Geſchütze den Prinzen von Oranien tödtete. Unter Paul III. klagten ſeine Feinde ihn fälſchlich an, einen Theil der Juwelen der päpſtlichen Krone, die er zur Zeit der Gefahr hatte zerbrechen und einſchmelzen müſſen, entwendet zu haben; und obgleich er ſich rechtfertigte, ward er aus dem Gefängniſſe doch nur auf Verwendung Franz I. befreit, der ihn auf einer frühern Reiſe nach Frankreich kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und ihn jetzt zu ſich einlud. Cellini begab ſich nach Fontainebleau, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Er unternahm in Auftrag des Königs verſchiedene Arbeiten; da er aber verſäumt hatte, der alles vermögenden Herzogin d'Etampes den Hof zu machen, ward ihm von dieſer ſo lange entgegengewirkt, bis er ſich entſchloß, in ſein Vaterland zurückzukehren. Hier führte er, von Cosmus begünſtigt, mehrere Werke in Metall und Marmor aus, unter andern den Perſeus mit dem Meduſenhaupte (in Erz), welcher noch den Marktplatz von Florenz ziert, und einen Chriſtus in der Capelle des Palaſtes Pitti. Cellini lieferte auch verſchiedene treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen. Aber nicht blos durch dieſe verſchiedenen Werke, ſondern auch durch ſeine Schriften hat er bewieſen, daß er ein denkender, mit mannichfaltigen Kenntniſſen ausgerüſteter Künſtler und einer der genialſten und originalſten Kraftmenſchen war. Er war bereits 58 Jahre alt, als er aus innerm Drange ſich entſchloß, ſein an ſonderbaren Abenteuern und wunderbaren Schickſalen reiches Leben zu beſchreiben. Dieſe intereſſante, von ihm lateiniſch abgefaßte Autobiographie, in welcher er mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit, aber zugleich mit eigenthümlicher Gediegenheit und Kraft ſeine Tugenden und Fehler enthüllt (obwohl er hin und wieder als Künſtler mit zu großem Selbſtgefühl ſpricht) und die Perſonen, mit denen er in Verhältniſſe kam, mit treffenden Zügen ſchildert, und von der eine neue vollſtändigere Ausgabe im Auguſt 1818 in Florenz angekündigt wurde, iſt durch Göthe's meiſterhafte Ueberſetzung auch unter uns bekannt geworden. Unter ſeinen übrigen Schriften ſind die wichtigſten: Due trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' oreficeria, l'altro in materia dell' arte della scoltura (beſte Ausgabe 1731). Die Schreibart iſt frei, ohne Politur und Kunſt, aber gediegen und originell, daher ihn die Crusca als einen Claſſiker oft in ihrem Wörterbuche anführt. — Er ſtarb zu Florenz 1570.

Celſus (Aurelius Cornelius), lebte wahrſcheinlich unter Auguſtus, Tiberius und Caligula. Man hat ihn den römiſchen Hippokrates genannt, weil er faſt alle Werke deſſelben ins Lateiniſche überſetzt hat. Außerdem ſchrieb er aber auch über die Rhetorik, die Kriegskunſt und den Ackerbau, ſo daß man ihn mit gleichem Rechte für einen Redner, Kriegsmann oder Arzt halten kann. Wahrſcheinlich ſtudirte er anfänglich die Medicin nicht, um ſie auszuüben, ſondern nur als einen Zweig der Philoſophie. Um ſo mehr muß man ſeine gründlichen Kenntniſſe in derſelben bewundern. Die ganze Arzneikunde des Celſus iſt in acht Büchern enthalten, welche ſie in dem

Zuſtande, worin ſie ſich damals befand, darſtellen. Die Schreibart iſt zierlich, gedrängt und dennoch ſehr klar. Man kann Celſus daher nicht unpaſſend den Cicero der Aerzte nennen. Sein Werk iſt übrigens die unerſchöpfliche Vorrathskammer, aus der andere gute Schriftſteller ſowohl für die Medicin als für die Chirurgie geſchöpft haben. Er hat ihnen eine Menge von Stellen geliehen, um ihre Lehren zu unterſtützen, hat aber zu dieſem Zwecke auch ſehr willkührliche Auslegungen erfahren. Einige haben Celſus wohl einen Compilator genannt; allein in dem gewöhnlichen Sinne iſt er es keinesweges. Hippokrates und Asclepiades ſind die beiden Schriftſteller, denen Celſus am meiſten gefolgt iſt. Von erſterm hat er den ganzen chirurgiſchen Theil, von letzterm das Uebrige entlehnt. Betrachtet man die Art, wie er ſeine Lehre aufſtellt, ſo findet man, daß er zu den Eklektikern gehörte; dafür liegt der Beweis in Allem, was ſich auf die Anwendung des Aderlaſſes, der Abführungsmittel und anderer allgemeinen Arzneimittel bezieht. Ausgabe ſeiner acht Bücher de medicina von Krauſe, Leipzig 1766 und von der Zweibrücker Geſellſchaft, Straßburg 1816.

**Celten** waren einer der vier Hauptvölkerſtämme, welche das alte Gallien bewohnten, und deren Wohnungen ſich von der äußerſten Spitze der Bretagne bis oſtwärts an den Rhein und die Alpen erſtreckten. Die Römer nannten daher das ganze Land Celtica oder Galatia. Ihre eigentliche Abſtammung iſt ungewiß; ſie kamen zuerſt aus Aſien; ihre älteſte Einwanderung, die man kennt, geſchah unter Belloveſus zur Zeit des Tarquinius Priscus. Große anſehnliche Haufen breiteten ſich in mehrern Ländern von Europa aus. Durch unaufhörliche innerliche Kriege ſchwächten ſie ſich, der Handel mit den Römern und Maſſiliern machte ſie zwar geſitteter, aber auch weichlicher, und da ſie am Ende keine Unterſtützung mehr von ihrem Vaterlande erhielten, ſo wurden die italieniſchen Celten von den Römern unterjocht, die Bojer verbanden ſich mit den Helvetiern, die illyriſchen Celten mit den Illyriern. Uebrigens war die Verfaſſung ariſtokratiſch, die Edeln unter ihnen bildeten die Nationalverſammlungen; der Gemeine war nicht viel beſſer als ein Sclave. Von Körper waren ſie groß und ſtark, beim Angriffe ungeſtüm; aber ſie konnten nicht ausdauern. Ein ungeheures Schwert, meiſtens aus Kupfer, war ihre Hauptwaffe. Ihre Prieſter, die **Druiden**, ſtanden im größten Anſehen bei ihnen.

**Cement**, ſ. **Cäment.**

**Cenis** (der Berg), ein Theil des Alpengebirges in der Grafſchaft Maurienne, im ehemaligen franzöſiſchen Departement Montblanc in Savoyen, deſſen Höhe 1444 Toiſen (oder 5879 Fuß) über die Meeresfläche angegeben wird, und berühmt geworden durch den Weg, welcher über denſelben aus Savoyen nach Piemont führt, deſſen Grenze er macht. Auf der Seite nach Lanslebourg iſt er am ſteilſten; der Weg ging ſchlangenweiſe, und man mußte ſich und die Bagage auf Mauleſeln oder Tragſeſſeln fortbringen laſſen. Oben auf dem Berge iſt eine Ebene und ein ſtehender See, mit einem Hauſe, la Ramasse genannt. Der See enthält Forellen von 16 Pfunden. Höhere Schneegebirge umſchließen dieſe Ebene. Im J. 1805 wurde auf Befehl des franzöſiſchen Kaiſers von Lanslebourg nach Suſa eine Straße über dieſen Berg mit außerordentlichen Koſten regelmäßig gebaut; ſie iſt zu jeder Jahrszeit für alle Arten von Wagen und Fuhrwerk fahrbar.

**Cenotaphium**, ein leeres Grabmahl, einem Verſtorbenen zu

Ehren errichtet, deſſen Leichnam an einem andern Orte ruht; ſ. Denkmahl.

Cenſor. Die Cenſoren waren zu Rom angeſehene Magiſtratsperſonen, welche über die Anzahl des Volks und das Vermögen der Bürger ein Verzeichniß hielten und ſeit dem Jahre der Stadt 312 die Schatzung der Bürger beſorgten. (S. Cenſus.) Zugleich hatten ſie die Aufſicht über die Sitten. Sie wurden alle 5 Jahre gewählt. — Bei uns heißen Cenſoren die von Seiten des Staats mit der Büchercenſur (ſ. d. A.) beauftragten Perſonen.

Cenſur, ſ. Büchercenſur.

Cenſus war bei den Römern eine der wichtigſten Staatshandlungen, welche die Grundlage zu der nachherigen Größe dieſes Reichs ward, und in einer Schätzung des ganzen römiſchen Volks, ſowohl der Anzahl, als dem Vermögen nach, beſtand. Der König Servius Tullius führte ihn im Jahre 177 nach Roms Erbauung ein, indem alle römiſchen Bürger in der Stadt und auf dem Lande von ihrem ganzen Vermögenszuſtande ſowohl, als von der Anzahl ihrer Kinder, Sclaven ꝛc., bei Verluſt ihrer Güter und ihrer bürgerlichen Freiheit, eine Anzeige machen mußten. Hierauf theilte er nach dieſer Angabe alle Bürger in ſechs Claſſen, und dieſe wieder in Centurien. (S. d. Art.) Die erſte Claſſe beſtand aus ſolchen, deren ſämmtliches Vermögen an Ländereien und Effecten ſich wenigſtens auf 100,000 Aſſe oder Pfund Erz belief; die zweite beſtand aus Perſonen von 75,000, die dritte von 50,000, die vierte von 25,000, die fünfte von 11,000 Aſſen; alle übrigen gehörten zur ſechsten Claſſe. (Der Werth eines Aſſes aber war in den älteſten Zeiten etwa 6 Pfennige und ſpäterhin 12 Gr. nach unſerm Gelde.) Jede Claſſe hatte ihre beſondern Waffen, ihren beſondern Platz in der Armee ꝛc. Dieſe Eintheilung hatte für Rom einen ſehr wichtigen Vortheil. Statt daß bisher die ärmſten Bürger eben die Abgaben und eben die Kriegsdienſte zu leiſten hatten, wie die reichen, und die Staatsverwaltung in ihren wichtigſten Zweigen in den Händen des unwiſſenden und leidenſchaftlichen Pöbels, der den größten Theil ausmachte, ſich befand, fielen jetzt die ſchwerſten Laſten in Krieg und Frieden auf die Reichen. Dafür wurde aber auch die höchſte Staatsgewalt in die Hände der reichen Bürger der erſten Claſſe, welche ſo viel Centurien als die übrigen zuſammen enthielt, und ſonach in die Hände eines Standes gelegt, dem man mehr Einſicht und Kenntniſſe zutrauen konnte. Die Bürger der letzten Claſſe, welche gar kein, oder doch nur ein unbedeutendes Vermögen hatten, wurden faſt für keine Claſſe gerechnet; daher denn auch die alten Schriftſteller öfters nur fünf Claſſen erwähnen. In der Folge litt die urſprüngliche Eintheilung einige Abänderung, die Hauptſache aber blieb. Dieſer Cenſus nun wurde alle fünf Jahre wiederholt, und anfangs von den Königen, dann von den Conſuln, und zuletzt ſeit 312 von den Cenſoren gehalten. In der Folge wurde derſelbe nicht allemal zu den feſtgeſetzten Zeiten vorgenommen, ja er unterblieb bisweilen ganz. Nach Endigung des Cenſus wurde ein Reinigungsopfer gebracht, Suovetaurilia genannt.

Centauren, urſprünglich ein altes rohes Volk in Theſſalien auf dem Berge Pelion. Die Fabel erzählt von ihnen, daß ſie halb Roſſe und halb Menſchen waren. Man erklärt die Sage dadurch, daß die Centauren zuerſt die Kunſt verſtanden, das Roß zu beſteigen und zu bändigen, welches bei folgender Veranlaſſung geſchehen ſein ſoll. Zur Zeit des theſſaliſchen Königs Irion ward auf dem Pelion

eine Herde Stiere wüthend, welche ſich in den Gegenden umher zerſtreuten und große Verwüſtungen anrichteten. Irion bot eine große Belohnung dem, der ſie tödten würde; durch welches Verſprechen gereizt, die Centauren die Kunſt des Reitens erfanden und ſo die wüthenden Stiere erlegten. — In der mythiſchen Geſchichte kommen die Gefechte der Centauren mit dem Herkules, Theſeus und Pirithous vor. Letzterer bezwang ſie an der Spitze der Lapithen, ihrer Erbfeinde, völlig, tödtete viele und vertrieb ſie von dem Pelion. Einzelne Centauren machten ſich im Alterthume berühmt, z. B. Neſſus, Chiron u. A.

Centgerichte, benannt von dem altdeutſchen Worte Cent, welches eine Unterabtheilung des Gaues bedeutet, waren bei den alten Deutſchen ſchon zu Tacitus Zeiten üblich. Wie dem Gau der Gaugraf, ſo ſtand dem Cent ein Centgraf, oberſter Richter, vor. Zugleich lag ihm ob, die Soldaten, welche die Centen oder Diſtricte zu ſtellen hatten, und welche Centener hießen, anzuführen. Der Frankenkönig Klothar gab ihnen nachher eine beſſerere Einrichtung.

Centiare, der hundertſte Theil der Are (ſ. d. A.); ſo auch Centigramme, Centilitre, Centime, Centimetre, der hundertſte Theil einer Gramme, eines Litre, eines Frank, eines Metre; ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem. — Centifolie, ſ. Roſe. — Centner, ein Gewicht von 100 Pfund, welches aber nicht gleiche Schwere in den einzelnen Gegenden Deutſchlands hat. Der metriſche franzöſiſche Centner iſt ungefähr ſo ſchwer, als zwei frankfurter Centner.

Centimanen, Hunderthändige, heißen die drei rieſenhaften Söhne des Uranus und (der Gäa des Himmels und der Erde), Cottus, Briareus und Gyges. Mit hundert Händen und funfzig Häuptern begabt flößten ſie ſelbſt ihrem Vater Furcht ein, ſo daß derſelbe gleich nach der Geburt ſie gefeſſelt in dem Innern der Erde verſchloß. Hier lebten ſie in Trauer, bis Jupiter, dem ein Orakelſpruch der Erde mit ihrer Hülfe den Sieg über die Titanen verhieß, ſie löſete und an das Licht der Sonne brachte. Nachdem ſie ſich mit Nektar und Ambroſia erquickt, traten ſie mit in den Kampf, der ſchon zehn Jahre unentſchieden geführt wurde. Sie fochten mit ungeheuern Felsſtücken, deren ſie mit jedem Wurfe dreihundert auf die Titanen ſchleuderten. Das Meer ertönte, die Erde krachte, der Himmel ſtöhnte und der Olymp bebte vor dem ſchrecklichen Kampf. Das furchtbare Geſchoß der Centimanen entſchied endlich; die Titanen unterlagen und wurden gefeſſelt in den Tartarus geworfen, wo die Centimanen ſie bewachten.

Centlivre (Suſanne). Dieſe durch ihr dramatiſches Talent und ihr romantiſches Leben berühmte Engländerin war um das Jahr 1667 in der Grafſchaft Lincoln geboren. Ihr Vater beſaß hier ein bedeutendes Landgut, er war Nicht-conformiſt und während der Unruhen unter Carl I. ein eifriger Anhänger der Parlamentspartei. Als Carl II. auf den Thron zurückkehrte, wurde er zur Strafe ſeines Vermögens beraubt und mußte nach Irland fliehen, ohne für ſeine Tochter ſorgen zu können. Dieſe war erſt drei Jahre alt, als ihr Vater ſtarb; ſie zählte noch nicht zwölf Jahre, als ſie auch ihre Mutter verlor. Von Jugend auf zeigte ſie eine beſondere Neigung

für die Poeſie. Schon in ihrem ſiebenten Jahre dichtete ſie ein Lied, das ſich erhalten hat. Durch die Mißhandlungen, welche ſie von den Perſonen erlitt, denen ihre Erziehung anvertraut war, aufs Aeußerſte gebracht, entfloh ſie, um nach London zu gehen. Unterweges begegnete ihr ein junger Menſch Namens Hammond, der damals in Cambridge ſtudirte. Angezogen von Suſannens Jugend und Schönheit, bot er ihr ſeinen Beiſtand an und ſchlug ihr vor, ihm in Mannskleidern nach Cambridge zu folgen. Nach mancherlei Schickſalen gerieth ſie in große Noth und dadurch auf den Gedanken, von ihrem Dichtertalente Vortheil zu ziehen, auch trat ſie auf die Bühne. Dann heirathete ſie M. Centlivre. Ihre Luſtſpiele, insbeſondere The Busy-body und A bold stroke for a wife fanden ungemeinen Beifall und haben ſich, wie The Wonder! a Woman keeps a secret! bis jetzt auf dem Theater erhalten. Die Luſtſpiele der Centlivre zeichnen ſich weder durch Eleganz der Schreibart, noch durch Wahrheit der Charaktere aus, aber ſie enthalten Natur, Heiterkeit, Erfindung in der Intrigue, und mehr Unzüchtigkeit als irgend ein Stück aus jener Zeit. Sie ſtarb im Jahre 1723. Sie war von Natur geiſtreich, ſanft und gewandt, und unterrichteter, als man von einer Frau erwarten ſollte, die in einer ſo großen Zerſtreuung gelebt hatte. Mit den berühmteſten Männern ihrer Zeit, Steele, Rowe, Farquhar, Budgell, ſtand ſie in freundſchaftlicher Verbindung; aber durch ein Gedicht gegen die Ueberſetzung des Homer hatte ſie ſich Pope's Feindſchaft zugezogen, der ſie in der Dunciade auf eine ungerechte Art charakteriſirt.

**Centralbewegung.** Ein in Bewegung geſetzter Körper, der von irgend einer Kraft während ſeiner Bewegung beſtändig nach einem außer der Richtung gelegenen feſten Puncte getrieben wird, muß einen krummlinigen Weg um dieſen Punct beſchreiben. Ein an einem Faden herumgeſchlungener Stein bewegt ſich darum im Kreiſe, weil er durch die Kraft der Hand in allen Stellen ſeines Weges gegen den Mittelpunct gezogen wird. Der Mond rollt darum im Kreiſe um die Erde, weil er durch die Schwerkraft gegen dieſelbe in allen Puncten ſeiner Bahn von der geraden Richtung, die ſeine Bewegung außerdem nehmen würde, abgelenkt und gegen den Mittelpunct dieſer ſeiner beinahe kreisförmigen Bahn (die Erde) gezogen wird. In dieſen und ähnlichen Fällen nennt man den Punct, nach welchem der bewegte Körper unaufhörlich getrieben wird, den Mittelpunct der Kräfte; die Kraft ſelbſt, welche ihn treibt, die Centripetalkraft, diejenige, mit welcher ſich der Körper vom Mittelpuncte zu entfernen ſucht, die Centrifugal- oder Schwungkraft und die Bewegung ſelbſt die Centralbewegung. — Alle Planeten unſeres Sonnenſyſtems, ingleichen alle Monden und Nebenplaneten deſſelben, bewegen ſich, jene um die Sonne, dieſe um ihre Hauptplaneten, nach den Geſetzen der Centralbewegung. (Vergl. **Centralkräfte.**)

**Centralfeuer.** Mehrere Phyſiker haben in dem Mittelpuncte der Erde ein nie verlöſchendes Feuer angenommen, und daſſelbe Centralfeuer genannt. In alten Zeiten wollte man die Vulkane und ähnliche Erſcheinungen aus demſelben erklären. Später, als man einſehen lernte, daß ein im Innern der Erde eingeſchloſſenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verſtand man unter dem Centralfeuer die Wärme im Innern der Erde. Dieſer Centralwärme ſchreibt von

Mairan einen großen Theil der Wärme auf unſerer Erdoberfläche zu. Allerdings ſcheint ſich ein gewiſſer Grad von beſtimmter Wärme im Innern der Erde zu befinden, welcher bis in gewiſſe Tiefen faſt gänzlich unverändert bleibt, und wahrſcheinlich von der Sonnenwärme herrührt, die ſich dem Innern der Erde mittheilt. Wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß in heißen Climaten das Innere der Erde wärmer iſt, als in kalten. In Sibirien z. B. drang man, um wo möglich einen Brunnen zu graben, ſiebzig bis achtzig Fuß tief in den Boden ein, und fand ihn noch in dieſer Tiefe gefroren.

Centralkräfte ſind diejenigen Kräfte, aus deren Zuſammenwirkung die Centralbewegung hervorgeht, nämlich die Centripetal- und Centrifugalkraft. Doch gibt es auch Phyſiker, welche das Daſein der letztern Kraft leugnen, und ſie für eine bloße mathematiſche Idee erklären. Sie ſagen: Jeder einmal bewegte Körper ſetzt vermöge ſeiner Trägheit ſeine Bewegung in derſelben Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit fort, ohne dazu noch einer neuen Kraft zu bedürfen. Nun ſind die Himmelskörper von dem Weltſchöpfer im Anfange mit einer allmächtigen Kraft angeſtoßen, und müßten, vermöge ihrer Trägheit, nach einerlei Richtung und mit derſelben Geſchwindigkeit bis in Ewigkeit fortlaufen, wenn ſie nicht in allen Puncten ihrer Bewegung nach einem außerhalb der Richtung derſelben liegenden Puncte gezogen würden, wodurch eine Centralbewegung entſteht. Von der erſten bewegenden Kraft iſt nun die Rede nicht mehr. Derjenigen Urſache aber, welche die Himmelskörper nach dem außer ihren Bahnen liegenden Puncte zieht, gebührt der Name Kraft und zwar Centripetalkraft. Sie würde den Himmelskörper, wenn er in Ruhe wäre, in Bewegung ſetzen; da ſie ihn ſchon in Bewegung findet, ſo ändert ſie wenigſtens die Richtung derſelben in allen Punkten. Nicht derſelbe Fall iſt es mit dem, was wir Centrifugalkraft nennen, und was blos eine Folge der Trägheit des Körpers, oder vielmehr der aus ihr folgenden ſchon vorhandenen Bewegung deſſelben iſt. Dieſe Anſicht ſcheint auch die richtige, wenigſtens verlieren ſich die Einwendungen dagegen in dem nämlichen Maße, als man bei tieferem Nachdenken vertrauter mit dem ſchwierigen Gegenſtande wird.

Centralverwaltnng in Deutſchland und Frankreich (im Jahre 1813) unter dem Freiherrn von Stein. Die Geſchichte hat das Verdienſt dieſes berühmten Staatsmannes um die Freiwerdung unſerer Nation noch nicht ausgeſprochen. Wenige ſeiner Zeitgenoſſen haben den Sinn ſeiner großen Entwürfe gefaßt, die Kraft ſeines Charakters recht gewürdigt. Unter den vielbeſprochenen, großen Maßregeln, die er vorſchlug, um die Kraft der Völker und Länder für den Zweck des Krieges, der in ſeinen Augen Zweck der deutſchen Nation überhaupt war, auf die wirkſamſte Art zu verwenden, war die Centralverwaltung der vom Feinde im Jahre 1813 befreiten Länder eine der wichtigſten. Sie wurde weder ganz ſo eingerichtet, wie er ſich dieſelbe dachte, noch weniger ſo fortgeführt, wie er es wollte; man kann daher einzelne Mißgriffe oder Härten, welche dabei Statt fanden, dem Urheber des Planes nicht zur Laſt legen. Denn man ließ ihm nicht die Freiheit, das Unvollkommene ſeines Entwurfs zu verbeſſern, den er nicht einmal in ſeinem Sinne folgerecht hatte vollziehen können. Nicht unwichtig für den Hiſtoriker, obwohl einſeitig, iſt die geiſtreiche Schrift von Eichhorn: die Cen-

tralverwaltung der Verbündeten unter dem Freih. v. Stein, 1814. Um Einheit in die Beförderung der Bundesſache der vielfach geſpaltenen deutſchen Nation zu bringen, wurde nach der Leipziger Schlacht durch die von Oeſterreich, Rußland, Preußen, Großbritannien und Schweden, Leipz. den 21. Oct. 1813, abgeſchloſſene Convention eine obere Verwaltungsbehörde errichtet, welche im Namen der verbündeten Mächte alle von ihren Truppen beſetzten Länder einſtweilen regieren ſollte, um in denſelben für die gemeinſchaftliche Sache Beiträge zu den Kriegskoſten, insbeſondere zur Unterhaltung der fremden Truppen in den beſetzten Provinzen, zu erheben, die Landesbewaffnung zweckmäßig zu leiten, und über die innere Verwaltung die Aufſicht zu führen. Die Staaten der Verbündeten nebſt Würzburg (auch Braunſchweig) ſtanden nicht unter dieſer Behörde, und beſondere Verträge ſollten das Verhältniß der übrigen Fürſten, die dem Bunde noch beitreten würden, zu der Centralbehörde beſtimmen, welche bei jedem dieſer Fürſten Agenten anzuſtellen beauftragt war. Die Centralverwaltung umfaßte alſo unmittelbar nur diejenigen Länder, welche für jetzt keinen Herrn hatten, oder deren Fürſt dem Bunde nicht beigetreten war. Sie regierte die einzelnen Länder durch Generalgouverneurs, welche monatlich einen Hauptbericht über ihre Verwaltung an die Centralbehörde einſandten; doch galt der Grundſatz, daß die Gouvernements nur mittelſt der beſtehenden Landesbehörden, die für das Intereſſe der Verbündeten in Pflicht genommen wurden, und nach der beſtehenden Verfaſſung die ihnen anvertrauten Provinzen verwalten ſollten. An die Spitze jener Centralbehörde ſtellten die Verbündeten den Miniſter C. v. Stein, welcher ſchon von Eröffnung des Feldzuges im Jahr 1813 an bis zum Waffenſtillſtande an der Spitze eines ähnlichen Verwaltungsrathes geſtanden hatte. Er konnte dieſelbe ganz nach ſeiner Einſicht ordnen, die Statthalter, deren Gouvernementsräthe und die Agenten ernennen, oder abberufen, und Amtsvorſchriften ertheilen; doch war er verantwortlich, und mußte in noch nicht entſchiedenen Fällen bei den Verbündeten Verhaltungsbefehle einholen. Für dieſen Zweck ernannten die Souveräne einen Miniſterialrath im Hauptquartiere, an deſſen Spitze der preußiſche Staatskanzler, der jetzige Fürſt von Hardenberg, ſtand. Auch der Freiherr von Stein begleitete das Hauptquartier, zuerſt von Leipzig nach Frankfurt am Main, dann nach Freiburg, nach Baſel u. ſ. w. Die Räthe der Centralverwaltung wählte er aus ruſſ., preuß. und öſterreichiſchen Beamten. In der Ernennung der Generalgouverneurs aber mußte er Rückſicht auf die Vorſchläge der Verbündeten nehmen. Die Mitglieder des Gouvernementsraths wählte er aus den Eingebornen des Landes. Nach dieſen Grundſätzen wurde zuerſt die Verwaltung des Königreichs Sachſen dem ruſſ. Gen. Lieutn. Fürſten Repnin als Generalgouverneur übertragen. Unter ihm arbeitete ein Gouvernementsrath in 4 Abtheilungen, für Polizei, Finanzen, Verpflegung der verbündeten Truppen und Entwickelung aller Streitkräfte, nach der vom Miniſter v. Stein erhaltenen Anweiſung. Noch wurde ein Generalſecretär (Hr. von Merian) für die Handhabung des Geſchäftsganges angeſtellt. Zugleich war dieſes Gouvernement Agent der Centralbehörde bei den Fürſten von Reuß. Die Verwaltung des Königreichs Sachſen kennt man aus dem damals in Dresden erſchienenen Gouvernementsblatt. Ein zweites von der Centralverwaltung errichtetes General-Gouvernement, unter dem öſterr. Gen. Lieutn., dem Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, an deſſen Stelle als General-Gouverneur in der Folge der

öſterr. General, Fürſt von Reuß-Graiz trat, dem der Baron von Hügel an die Seite geſetzt war, regierte das Großherzogthum Frankfurt und das Land des Fürſten von Iſenburg; ein drittes Gen. Gouvernement, unter dem preuß. Gen. Maj. Fürſten von Solms-Lych, welchem der ruſſ. Statsrath Gruner die Geſchäftsführung vorbereitete, verwaltete das Großherzogthum Berg. Die Beſitzungen des Fürſten von der Leyen wurden einem beſondern Verwalter übergeben. Ueberdies ſtanden unter der Centralverwaltung das Poſtweſen in dieſen Ländern und in Belgien, ſo wie die Rhein-Octroi im ganzen Laufe des Stroms. Jene wurde, mit Ausnahme Sachſens, der fürſtl. taxiſchen Poſtdirection in Frankfurt a. M. übertragen. Dieſe verwaltete, in Gemäßheit der Beſtimmung des Reichs-Deputations-Schluſſes vom J. 1803, der Graf von Solms-Laubach. — Baiern und Würtemberg ſtanden mit der Centralverwaltung in keiner Verbindung; denn ſie waren von Oeſterreich unbedingt als ſelbſtſtändige Mächte in den Bund aufgenommen worden; die übrigen deutſchen Staaten, wie Baden, Heſſen, Naſſau, Lippe, Schwarzburg, Reuß, Anhalt, die Herzoge von Sachſen u. ſ. w. nahm man unter der Clauſel in den Bund auf, daß ſie ſich alle die Modificationen gefallen laſſen müßten, welche die künftige Verfaſſung von Deutſchland nothwendig machen würde. — Weſtphalen und Berg kehrten größtentheils an die alten Herrſcher zurück; daher nur bei den neu erworbenen oder mediatiſirten Beſtandtheilen derſelben die Verwaltung der Centralbehörde eintrat, die ſie dem Gen. Gouvernement von Berg übergab, ſo wie die von Weſtphalen umſchloſſenen Gebiete dem Civilgouverneur für das preuß. Weſtphalen, dem Baron von Vincke, jedoch nur für Rechnung der verbündeten Mächte. — Das ſchwierigſte Geſchäft der Centralbehörde war, darauf zu ſehen, daß die von den deutſchen Fürſten bei ihrem Zutritte zu der gemeinſchaftlichen Sache übernommenen Verbindlichkeiten genau erfüllt würden. Dieſe betrafen 1) Naturallieferungen und Leiſtungen an die verbündeten Heere; 2) den Kriegsbeitrag eines jährlichen Brutto-Einkommens, das nach der von jenen Fürſten gezeichneten Hauptobligation zuſammen auf 11 Mill. rh. Gulden ſich belief. Die hierauf ſich beziehenden Geſchäfte leitete der ehemalige kaiſerl. Reichshofrath, Graf v. Solms-Laubach, welcher auch den Plan zur Bildung eines gemeinſchaftlichen Lazarethweſens für die verbündeten Truppen ausarbeitete; 3) die Entwickelung ihrer Streitkräfte durch Stellung von Freiwilligen, Landwehr und Landſturm. Die von der Centralverwaltung vorgeſchlagenen Einrichtungen konnten aber nur ſpät oder theilweiſe vollzogen werden, weil bei dem Vorrücken des Hauptquartiers in Frankreich die einzuholende Genehmigung der Verbündeten oft lange ausblieb. Indeß umfaßte jetzt die Centralverwaltung auch, mit Ausnahme des Elſaß, wo der baieriſche Generalfeldmarſchall Fürſt Wrede eine Verwaltung aus eigener Macht für die baierſche Heerverpflegung angeordnet hatte, die jenſeits des Rheins in Beſitz genommenen Länder. Dieſe theilte ſie den 12ten Jan. 1814 in Hauptverwaltungsbezirke, welche, um die Civilverwaltung mit der Heeresführung in die innigſte Verbindung zu bringen, der Stellung der verſchiedenen Heere entſprechend, nach einer dreifachen Verwaltungslinie — der öſterreichiſchen, ruſſiſchen und preußiſchen — Generalgouverneurs von jeder dieſer Mächte übergeben wurden, und in denen Armee-Commiſſärs beſtellt waaren, welche das Heer begleiteten und deſſen wechſelſeitigen Verkehr mit der Civilverwaltung vermittelten. Die erſte Linie, von Baſel nach Paris, begriff 4 Gouverne-

ments, die eine Bevölkerung von 1,053,000 Menſchen hatten. Die zweite Linie, vom Mittelrhein nach Paris, begriff ebenfalls 4 Gouvernements mit 1,058,000 Einw. Die dritte Linie, vom Niederrhein nach Paris, begriff wieder 4 Gouvernements mit 1,107,000 Einwohnern. In den auf dem linken Rheinufer eingerichteten Gouvernements beſtand der Gouvernements Rath meiſtens aus Staatsdienern der Verbündeten. Als nach Abſchluß einer Militär-Convention alle von Frankreich am linken Rheinufer abgetretene Länder, nebſt dem Großherzogthume Berg, von den Verbündeten, in Folge einer Uebereinkunft, einzelnen Mächten zur beſondern Beſitznahme und Verwaltung, die im Namen aller Verbündeten geführt werden ſollte, überwieſen worden waren, hörte vom 15ten Juni 1814 an die Centralverwaltung in Beziehung auf die bezeichneten Länder auf. Sie nahm jetzt ihren Sitz wieder in Frankfurt a. M.. In den ihr noch gebliebenen Ländern hörte die Centralverwaltung auf, ſo wie der wiener Congreß über den Beſitz derſelben entſchied. In Sachſen übergab daher, nach Empfang eines vom Miniſter von Stein an ihn erlaſſenen amtlichen Schreibens vom 21. October, der Fürſt Repnin den 7ten November 1814 die einſtweilige Verwaltung an Preußen. In ähnlicher Form löſete ſich allmählig die Centralbehörde zu Frankfurt von ſelbſt auf. K.

Centrifugalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centripetalkraft, ſ. Centralkräfte.

Centurie, eigentlich eine Abtheilung von hundert Mann. Dieſe Art der Eintheilung war bei den Römern ſehr gewöhnlich, und wurde im Allgemeinen von einer gewiſſen Menge, wenn auch nicht gerade hundert, gebraucht. So hießen Centurien bei den Soldaten die Compagnien, in welche die römiſchen Legionen ſich theilten; beim Volke die Abtheilungen, welche die ſechs Claſſen des Volks, vom Servius Tullius eingeführt, ausmachte, und deren die erſte Claſſe 80 enthielt, wozu noch die 18 Centurien der Ritter kamen; die drei folgenden Claſſen hatten jede 20 Centurien, die fünfte 30 und die ſechste nur Eine Centurie. Nach den Centurien aber ſtimmte das Volk bei den öffentlichen Wahlen. (S. Cenſus.)

Cephalus, ein Sohn der Creuſa, oder nach Andern ein Sohn des Dejoneus, König in Phocis, und der Diomede, und Gemahl der Procris. Als ein ſchöner Jüngling erregte er die Leidenſchaft der Aurora, die ihn, als er einſt am frühen Morgen auf dem Hymettus jagte, entführte, nachdem er ſich kurz zuvor mit Procris vermählt hatte. Allein er verſchmähete die Liebe der Göttin, und ſie entließ ihn mit der traurigen Vorausſagung, daß er mit ſeiner Neuvermählten nicht glücklich ſein würde. Dies erregte in ihm den Keim der Eiferſucht; er ſtellte ſeine Gemahlin auf die Probe, ſchwankte jedoch, verſöhnte ſich wieder mit ihr, bis endlich Procris ſelbſt auf ihn eiferſüchtig ward, ihn einſt im Gebüſche auf der Jagd belauſchte, und da ſie ein Geräuſch machte, von Cephalus, der das Rauſchen eines Wildes zu hören glaubte, mit dem Jagdſpieß getödtet wurde. Zu ſpät ſahen beide ihren Irrthum ein; ſie ſtarb kurz darauf und er wurde von dem Areopagus zum Exil verdammt.

Cerachi (Giov.), berühmt als großer Bildhauer, ein Nebenbuhler Canova's, und denkwürdig in der Geſchichte durch eine Verſchwörung, die er im J. 1800 mit Arena, Damerville und Topino Lebrün gegen Napoleon Bonaparte, dermaligen erſten Conſul, angelegt hatte. Die Verſchwornen wurden am 10ten October 1800 in

der Oper arretirt, und am 9ten Januar 1801, des Vorhabens überführt, hingerichtet. Cerachi war ein großer Künſtler, und von Bonaparte gewählt worden, ſeine Büſte zu modelliren, weshalb er von Rom, wo er viel zur Errichtung der römiſchen Republik beigetragen hatte, nach Paris gekommen war.

**Cerberus**, der Wächter des Orcus, ein dreiköpfiger, ſchlangenhaariger Hund, den Echidna mit dem Typhon, jenem ſchrecklichſten der himmelſtürmenden Rieſen, gezeugt hatte. Vor ſeinem Bellen zitterte die Hölle, und wenn er ſich von ſeinen hundert Ketten, an welchen er lag, losgeriſſen, konnten ihn ſelbſt die Furien nicht bändigen. Er bewachte den Eingang des Tartarus oder des Todtenreichs, und ſchmeichelte den Hereintretenden; wer aber wieder zurück wollte, den ergriff und verſchlang er.

**Cerealien**, von Ceres, der Göttin des Feldes und der Feldfrüchte, heißen die Erzeugniſſe des Feldbaus; ferner auch die der Ceres geweihten Feſte.

**Cerebellum**, das kleine Gehirn. (S. **Gehirn**.)

**Cerebralſyſtem**, diejenige Partie des geſammten Nervenſyſtems im menſchlichen Körper (ſo wie überhaupt in dem Körper der höhern Thiergeſchlechter), welche das Gehirn und die von demſelben ausgehenden oder in daſſelbe ſich verſenkenden Nerven begreift. Es gehören alſo vorzüglich alle die Nerven, welche zu den Sinnenwerkzeugen gehen, dazu. (Vgl. d. A. **Nervenſyſtem**.) Man rechnete zwar ſonſt auch das Rückenmark und die von demſelben abgehenden Nerven dazu, auch hat man in ſofern einigen Grund dazu, weil die willkührliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird; allein man kann auch noch zweckmäßiger beide von einander trennen, die der Bewegung zuſtändige Nervenpartie als beſondere Function betrachten, und ſie Vertebralſyſtem benennen. (S. die Art. **Nervenſyſtem** und **Vertebralſyſtem**.)

**Ceremoniel der europäiſchen Mächte.** Ceremoniel iſt überhaupt der Inbegriff gewiſſer zu beobachtender Gebräuche. — Eigentlich hat kein Staat ein Vorrecht oder einen Vorrang vor den übrigen: da aber Schwächere Schutz und Freundſchaft der mächtigern ſuchen, ſo entſteht dadurch allerdings ein Vorrang des einen vor dem andern. Dieß hat denn Veranlaſſung gegeben, daß nach und nach Würden, Rang und Ehrenbezeigungen der Staaten, ihrer Regenten und Repräſentanten mehr beſtimmt worden ſind, wodurch ſich (im Gegenſatz des innern Staatsceremoniels) ein Völkerceremoniel gebildet hat, auf deſſen Beobachtung man oftmals weit mehr geſehen hat, als auf Erfüllung der heiligſten Verträge. Hierzu gehört: 1) Titel des Regenten. Zufall beſtimmte den Kaiſer- und Königstitel als den höchſten, und dieſe gaben, abgeſehen von der Macht des Fürſten, Vorzüge. Seit Carl dem Großen galten die römiſchen Kaiſer als Oberherren der Chriſtenheit und behaupteten den höchſten Rang, ja gar Abhängigkeit der Könige von ſich. Um ihre Unabhängigkeit zu beweiſen, nannten daher mehrere Könige ſchon im Mittelalter ihre Krone ebenfalls eine kaiſerliche, England z. B. in allen Staatsacten noch jetzt imperial crown, obgleich die Könige nie den Kaiſertitel annahmen. Die Könige von Frankreich erhielten von den Türken und Afrikanern förmlich den Titel Empereur de France. Je weiter herab, deſto weniger geſtanden die Könige dem Kaiſertitel für ſich allein Vorzüge vor dem königlichen zu. 2) Anerkennung dieſes Titels und Ranges. Ehedem maßten ſich Papſt und Kaiſer das Recht an, dieſe Würden zu vergeben, nachher

ward der Grundſatz geltend, daß jedes Volk ſeinem Regenten beliebig einen Titel geben könne, deſſen Anerkennung von andern Mächten aber auf Verträgen beruht. Viele erkannten deshalb manchen Titel gar nicht oder ſehr ſpät an. Dies war der Fall mit Preußens Königs-, Rußlands Kaiſertitel, mit den neuen Titeln deutſcher Fürſten u. ſ. w. 3) Ehrenbezeigungen dieſem Range und Titel gemäß. Zu den ſogenannten königlichen Ehrenbezeigungen (die aber auch verſchiedenen Staaten, die nicht Kaiſerthümer und Königreiche waren, zukamen, z. B. Venedig, den Niederlanden, der Schweiz, den Churfürſten) gehören das Recht, Geſandte der erſten Claſſe zu ſchicken und verſchiedene Ehrenbezeigungen. Dabei gibt es aber einen ſehr ſtreitigen Punct, den des Vorranges nämlich oder der Präcedenz, d. i. des Rechtes, bei vorkommenden Gelegenheiten den ehrenvolleren Platz einzunehmen, entweder perſönlich, bei Zuſammenkünften der Fürſten ſelbſt, oder ihrer Geſandten, bei feierlichen Verſammlungen u. ſ. w., oder ſchriftlich, bei Abfaſſung und Unterſchrift der Staatsſchriften. An Gründen zur Behauptung der Präcedenz hat es nie gefehlt. Da im Mittelalter die Concilien am häufigſten Veranlaſſung zu Streitigkeiten darüber gaben, ſo miſchte ſich der Papſt öfters ein; und unter mehreren Rangordnungen der europäiſchen Mächte, die von Päpſten entworfen wurden, iſt die hauptſächlichſte die, welche Julius II. durch ſeinen Ceremonienmeiſter Paris de Craſſis im J. 1504 bekannt machen ließ, nach welcher die europäiſchen Nationen alſo auf einander folgten: 1. römiſcher Kaiſer, 2. römiſcher König, 3. König von Frankreich, 4. König von Spanien, 5. von Aragonien, 6. von Portugal, 7. von England, 8. von Sicilien, 9. von Schottland, 10. von Ungarn, 11. von Navarra, 12. von Cypern, 13. von Böhmen, 14. von Polen, 15. von Dänemark, 16. Republik Venedig, 17. Herzog von Bretagne, 18. Herzog von Burgund, 19. Churfürſt von Baiern, 20. von Sachſen, 21. von Brandenburg, 22. Erzherzog von Oeſterreich, 23. Herzog von Savoyen, 24. Großherzog von Florenz, 25. Herzog von Mailand, 26. Herzog in Baiern, 27. Lothringen. Zwar war dieſe Rangordnung ſehr unvollkommen, erſtreckte ſich eigentlich nur auf die päpſtliche Capelle, und wurde nie allgemein anerkannt; indeß lag doch darin ein fruchtbarer Keim für die Zukunft, und einige Staaten, zu deren Vortheil entſchieden war, wollten dieſe Rangordnung als Grundregel angeſehen wiſſen, während andere, aus den entgegengeſetzten Gründen, ſie nicht anerkannten. Um die Präcedenzfoderung zu unterſtützen, wurde bald das Alter der Unabhängigkeit, der Regentenfamilie, des eingeführten Chriſtenthums, bald die Regierungsform, die Zahl der Kronen, Titel, Thaten, Umfang der Beſitzthümer u. a. m. angeführt. Doch iſt über Staaten des erſten, zweiten, dritten, vierten Ranges nichts Beſtimmtes ausgemacht. Regenten gleicher Würde, wenn ſie ſich beſuchen, räumen einander zu Hauſe den Rang ein, und ſonſt alterniren ſie oder ihre Geſandten, wo der Vorrang noch nicht ausgemacht iſt, bis man ſich etwa auf andere Weiſe vereinigt. Viele Staaten begehren nicht die Präcedenz, ſondern nur die Gleichheit. Kann einer aber Präcedenz oder Gleichheit nicht erlangen, ſo gibt es mehrere Auskunftsmittel, um ſo anſtößigen Auftritten, als ehemals häufig vorfielen, auszuweichen. Entweder kommt der Regent incognito oder ſendet einen Geſandten andern Ranges, als der, mit dem er um die Präcedenz ſtreitet, oder der Regent oder ſein Geſandter erſcheinen nicht bei der Feierlichkeit, oder wenn man erſcheint, proteſtirt man oder läßt ſich einen Revers ausſtellen. In Verträgen zwiſchen zwei

Mächten werden zwei Exemplare gemacht, und jedes entweder nur von einem Theile unterſchrieben, oder von beiden in der Art, daß jeder das Exemplar erhält, worin ihm der Ehrenplatz zugeſtanden iſt. Wo der Contrahenten mehrere ſind, da müſſen oft viele Exemplare ausgefertigt werden. Uebrigens kann man ein perſönliches Ceremoniel, ein Canzellei-Ceremoniel, See-, Geſandtſchafts-, Kriegs-Ceremoniel unterſcheiden. Das Canzellei-Ceremoniel bezieht ſich auf Ausfertigung der Canzellei- oder Staatsſchreiben, in Anſehung derer folgende Puncte beobachtet werden: 1. Regelmäßig werden ſie in der Staatsſprache des ſchreibenden Hofes abgefaßt, 2. an Gleiche oder Geringere gerichtet, fängt der Schreibende mit ſeiner eigenen Titulatur an, worauf der Titel des Empfängers, die Bezeichnung des gegenſeitigen Verhältniſſes, die Begrüßungsformel und dann erſt die Anrede folgt. (Z. B. der König von England an Catharina: George par la grace de Dieu Roi de la Grande-Bretagne, à la très haute, très puissante Princesse, Notre très Chère Soeur, et Grande-Duchesse de toute la Russie, etc. Salut, Bonheur et Prosperité, Très haute, très puissante et très illustre Princesse! Die Titel: Vater, Bruder, Oheim, Neffe, Vetter, werden dabei meiſt im politiſchen Sinne gebraucht.) 3. Im Context, welcher unabgeſetzt auf die Anrede folgt, redet der Schreibende von ſich in der Mehrzahl Wir, Uns, und gibt dem Empfänger den gebührenden Titel: Majeſtät, Durchlaucht, Liebden u. ſ. w. 4. Mit einer hergebrachten Schlußformel (Nous prions Dieu, qu'il Vous ait, très haut Prince, Notre bon frère et ami, en sa sainte et digne garde) wird der Brief geendigt. Dann folgt abgeſetzt Bezeichnung des Orts, des Tages, der Jahrszahl, auch wohl des Regierungsjahres, wo er ausgefertigt worden. Hierauf wird 5. die Anrede wiederholt oder auch der Brief blos nach Umſtänden von dem Miniſter contraſignirt, von dem Fürſten unterſchrieben. 6. Die Aufſchrift enthält den ganzen Titel des Empfängers und ſein Verhältniß zu dem Schreibenden. 7. Die Ausfertigung geſchieht auf großem, ſchönen Papier, meiſt ohne Couvert, immer aber mit Aufdrückung des großen Staatsſiegels. dd.

Ceres, bei den Griechen Demeter oder Deo. Sie iſt überhaupt Erdgöttin, oder die fruchttragende und fruchtbringende Erde. Dies deutet auch ihre Verbindung mit Perſephone (Proſerpina) in der Mythe an. Die Hauptzüge, durch welche dieſe Gottheit bezeichnet wird, ſind folgende. Sie wurde beſonders als Erfinderin des Ackerbaus (daher ihre Attribute Halme und Aehren) und zugleich als Stifterin aller bürgerlichen Geſellſchaft, die den herumſchweifenden Wilden an den Boden feſſelte, ihm dadurch mildere Sitten, ihm Eigenthum, den Schutz der Geſetze (daher ihr Beiname Thesmophoros) und damit ein Vaterland gab, vorgeſtellt und dieſer Idee gemäß in Werken der Kunſt gebildet. Sie war die Tochter des Kronos und der Rhea, unweit der Stadt Enna in Sicilien geboren, wodurch die Fruchtbarkeit dieſes Landes mythiſch angedeutet wird. Mit Zeus (Jupiter), ihrem Bruder, zeugte ſie die Proſerpina, welche dieſer dem Herrſcher der Unterwelt geweiht hatte. Pluto entführte die letztere. Ceres durchirrt, ſie ſuchend, die ganze Erde in menſchlicher Geſtalt, zündet am Aetna ihre Fackel an, und beſteigt den mit Drachen beſpannten Wagen. Aber vergeblich iſt ſie bemüht. Auch den gaſtfreien Keleos (Celeus) in Eleuſis beſucht ſie, und läßt ſich, als ſie deſſen Haus verläßt, an dieſem Orte Altar und Tempel weihen. Auch ſchenkt ſie deſſen Sohn Triptolemos den Drachen-

wagen und die edle Frucht des Weizens, damit er ihn auf der ganzen Erde ausſtreuen und den Segen der Götter unter alle Menſchen verbreiten ſolle. Denn das allſehende Auge des Helios entdeckte ihr endlich den Aufenthalt der geliebten Tochter, die ſie zürnend vom Orkus zurückfodert. Jupiter bewilligt ihr die Bitte unter der Bedingung, daß Proſerpina noch nichts von Pluto's Koſt genoſſen. Schon aber hatte dieſe einige Körner des Granatapfels gegeſſen; Ceres erhielt daher durch Bitten nur ſo viel, daß ihre Tochter die Hälfte des Jahres dem Lichte der Oberwelt zurückgegeben ward. Als ſie ſo die Tochter gefunden, hob ſie den Fluch auf, den ſie über die Erde ausgeſprochen, und Fruchtbarkeit und Leben kehrten zurück. Jaſion, dem die Erfindung des Ackerbaues in Creta zugeſchrieben wird, zeugte mit ihr den Plutus, den Gott des Reichthums. Jupiter aber tödtete eiferſüchtig jenen mit dem Blitze. Alles ſpecielle Modificationen der Idee von der Erfindung und Ausbreitung des Ackerbaus. Sie hat, ſagt Hirt, in ihrer Abbildung dieſelbe hohe Geſtalt und daſſelbe Matronenanſehen, wie die Juno, doch dabei etwas Milderes, als die Götterkönigin; ihr Auge iſt weniger geöffnet und ſanfter blickend, die Stirn niedriger und anſtatt des hohen Diadems umgibt ihr Haupthaar ein Aehrenkranz, oder ein bloßes Band. Die Falten der Tunica fallen geradlinig zu ihren Füßen herunter; nur das kurze Obergewand unterbricht dieſe Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verdeckt nichts von der Vorderanſicht ihrer Geſtalt. Mehr eingehüllt und mit verſchleiertem Hinterkopfe erſcheint ſie, wo ſie dem Triptolemos die Aehren reicht. Zu ihren Attributen gehört außer dem Aehrenkranze noch die Fackel, ein Büſchel Mohnköpfe, die ſie theils in der Hand hält, theils in einem Kranz geflochten um das Haupthaar gewunden trägt, oder das Füllhorn. Auch hat ſie wohl eine Sichel ſtatt des letztern und einen unbeſchlagenen Spieß ſtatt der Fackel, oder den geheimnißvollen Korb. Bisweilen findet man ſie in Geſellſchaft des Bacchus, oft auf ihrem Drachenwagen. — Ueber den Planeten dieſes Namens, ſ. den Art. Planeten. T.

Cerinthus, ſ. Gnoſtiker u. Tauſendjähriges Reich.

Certe Partie iſt ein zwiſchen dem Befrachter und dem Schiffer abgeſchloſſener ſchriftlicher Vertrag, nach welchem der Schiffer ſich verpflichtet, die eingenommene Ladung mit dem erſten günſtigen Winde auf dem vorgeſchriebenen Wege nach dem beſtimmten Orte an die bezeichnete Perſon oder Behörde ohne Schaden (den durch Havarie erzeugten ausgenommen) abzuliefern, wogegen ihm der dafür bedungene Preis, entweder vom Befrachter oder vom Empfänger zahlbar, zugeſichert wird.

Certioration iſt die Rechtswohlthat, vermöge welcher gewiſſe Perſonen, wie Frauen, Unmündige u. dergl. von der Erfüllung einer Verbindlichkeit frei ſind, wenn ſie ſich dieſes Rechts nicht ausdrücklich begeben haben. So kann z. B. in gewiſſen Fällen eine Frau, die ohne Genehmigung ihres Gatten, oder ein Minorenner, der ohne Beiſtimmung ſeines Vormunds gehandelt, ſich der Erfüllung eines ſelbſt ſchriftlichen Verſprechens geſetzlich entziehen u. ſ. w.

Cerutti (Giuſeppe Antonio Joachimo), geboren zu Turin 1738, war eines der letzten Mitglieder des Ordens der Jeſuiten, deſſen Auflöſung er überlebte. Nachdem er ihr Zögling geweſen, ward er einer ihrer berühmteſten Profeſſoren am Collegium zu Lyon, und begegnete mit Kraft den Angriffen, welche man gegen ſie richtete. Seine Apologie des Jeſuiterordens machte großes Aufſehn. Der Verf.

ralprocurator kündigte ihm den Befehl an, die Grundſätze der Geſellſchaft, die er ſo nachdrücklich vertheidigt habe, abzuſchwören. Cerutti gehorchte, und nachdem er den vorgeſchriebenen Eid unterzeichnet, fragte er kalt: „Gibt es noch mehr zu unterſchreiben?" — „Ja," antwortete ihm der Beamte, „den Coran; ich habe ihn aber nicht bei mir." — Vor ſeiner Apologie hatte er ſchon zwei Reden drucken laſſen, die eine über die Mittel, die Zweikämpfe zu verhindern, die andere über die Urſachen, warum die neuen Republiken nicht den Gang der alten erreicht hätten. Letztere ward von der Akademie von Dijon gekrönt. Die Apologie der Jeſuiten erwarb ihm die beſondere Gunſt des Dauphins. Cerutti war zu Paris, als 1789 die Revolution ausbrach. Seine Grundſätze und vielleicht einige Rachſucht wegen der als Vertheidiger der Jeſuiten erfahrenen Demüthigungen machten ihn zu einem der eifrigſten Wortführer der neuen Ordnung. Er war in enger Verbindung mit Mirabeau und arbeitete viel für dieſen. Ueberdies ſchrieb er mehrere Gelegenheitsbrochuren, unter andern ein Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques. Im J. 1791 trat er in den geſetzgebenden Körper, einige Zeit nachdem er in der Kirche St. Euſtache auf Mirabeau die Leichenrede gehalten hatte. Erſchöpft durch ſeine zu lebhafte Thätigkeit ſtarb er im Februar 1792. Der Magiſtrat von Paris benannte eine Straße nach ihm.

**Cervantes Saavedra** (Miguel de), einer der glänzendſten Märtyrer der Poeſie, wurde, der wahrſcheinlichſten Vermuthung zufolge, zu Alcala de Henares den 9. October 1547 geboren, von wo ſeine Aeltern, als er ſieben Jahre alt war, nach Madrid zogen. Auf einer Schule dieſer Hauptſtadt erhielt er Unterricht, entſprach aber den Wünſchen ſeiner unbegüterten Aeltern, ein Brodſtudium zu wählen, keineswegs, indem ein unbeſiegbarer Hang ihn zur Poeſie hinzog, welche ſein Lehrer Juan Lopez, der ſelbſt für Poeſie eine Vorliebe hatte, noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein Schäferroman Filena waren die frühzeitigen Erzeugniſſe ſeiner poetiſchen Kraft. Leider hatte er ſeines Lebens ſchönſte Jahre unbelohnt an dieſe Liebe hingegeben; Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, ſein Vaterland zu verlaſſen, um anderwärts ſein Unterkommen zu finden. Er ging nach Italien, wo er zunächſt als Kammerdiener in Dienſte des Cardinals Giulio Acquaviva trat, bis er im folgenden Jahre einen, ſeinem Stande und ſeinen Neigungen angemeſſenen Wirkungskreis fand. Gegen die Türken und afrikaniſchen Corſaren, die damals Spanien und Italien in Bewegung ſetzten, brach ein Krieg aus, und Cervantes ward als Offizier angeſtellt. Muth und Heldenſinn, ſeine treuen Gefährten durch das ganze Leben, zeichneten ihn in dieſer Lage aus; in der heißen Schlacht bei Lepanto aber verlor er ſeinen linken Arm. Doch hielt ihn dieſe rühmliche Verſtümmelung nicht ab, ſein Leben ferner dem Kriege zu weihen, und er trat in die Dienſte ſeines Königs. Im J. 1575 wollte er in ſein Vaterland zurückgehen; die Galeere aber, auf der er ſich befand, wurde von dem berüchtigten Corſaren Arnaut Mami genommen, und Cervantes, ſo wie die übrige Mannſchaft, in Algier als Sclav verkauft. Acht Jahre lebte er in dieſer Gefangenſchaft, die, weit entfernt, ſeinen Geiſt zu beugen, vielmehr alle Kraft deſſelben erhöhte. Der Obriſtlieutenant Don Vincente de los Rios, Cervantes vorzüglichſter Biograph, berichtet ausführlich die kühnen aber verunglückten Plane, die er wiederholt zur Erlangung ſeiner Freiheit entwarf; da man aber für die Geſchichte dieſes Zeitpuncts im Leben des Cervantes keine

andere Quelle hat, als deſſen Novelle *der Gefangene*, von welcher man nicht mit Gewißheit angeben kann, ob ſie des Dichters eigene Schickſale rein erzählt; ſo muß es dahin geſtellt bleiben, wie viel an dem Romane ſeines Sclavenlebens Wahrheit ſei. Im J. 1580 ward er endlich durch Auslöſung frei, und kam zu Anfang des folgenden Jahrs wieder in Spanien an. Von nun an lebte er gänzlich den Muſen in ſtiller Zurückgezogenheit von der Welt. Reich begabt in ſeinem Innern, gaben ihm die Welten, die er ſchuf, Erſatz für die, der er ſich entzog. Wenn man nun aber von einem Manne, der mit unerſchöpflicher Erfindungsgabe, der umfaſſendſten poetiſchen Imagination, treffendem Witze und gemüthlicher Laune einen gereiften, klaren, durchdringenden Verſtand und einen Schatz practiſcher Welt- und Menſchenkenntniß verband, wenn man von ſolch einem Manne nichts Gemeines erwartet, ſo iſt dies natürlich, ſelten aber, daß die gehegte Erwartung ſo übertroffen wird, wie hier, indem Cervantes das wahrhaft Bewundernswürdigſte leiſtete. Erfreulich begann er ſeine neue poetiſche Laufbahn mit dem Schäferromane *Galatea* (1584), nach deſſen Erſcheinung er ſich bald verheirathete. Da dies ihm einen größern Erwerb nothwendig machte, ſo widmete er ſein Genie der Bühne, und lieferte in einem Zeitraum von zehn Jahren gegen dreißig Dramen, unter denen ſein Trauerſpiel *Rumancia* als einzig hervorragt, und an genialer Kraft, kühnem Pathos und edler Ausführung an Aeſchylus reicht. Nicht eben ſo glücklich war er in einer andern Gattung von Dramen, und zwar eben jener, wie ſie der Spanier vorzüglich liebt; einem Gemiſch von Intriguen, Abenteuern und Wundern vielfach in einander verſchlungen, und dies war unſtreitig der Grund, warum er von *Lope de Vega*, der eben hier ſeinen Platz fand, verdrängt ward. Nicht ohne Verdruß, wie es ſcheint, zog er ſich deshalb von jetzt an vom Theater zurück. Von einem kleinen Amte in Sevilla lebte er beſchränkt genug, und erſchien zuerſt nach zehn Jahren wieder als Schriftſteller, und nun ganz erſt in der Sphäre, die ſeinem Genius vornehmlich angemeſſen war, und mit einem Werke, das ſeinem Namen die Unſterblichkeit ſichert. Es iſt ſein *Don Quixote*. Die Veranlaſſung zu dieſem claſſiſchen Werke erzählt der Biograph des Dichters alſo: „In den Verrichtungen ſeines Amtes mußte Cervantes durch die Provinz la Mancha reiſen, wo er auf einem Dorfe Händel bekam, bei denen er von den Einwohnern mißhandelt und ins Gefängniß geworfen wurde, worin er den Anfang ſeines Romans arbeitete. Der Ort hieß Argameſilla. Ohne ihn zu nennen, machte ihn Cervantes zum Geburtsorte ſeines abenteuerlichen Ritters, und gab dadurch den Bewohnern der Provinz eine Unſterblichkeit, die als Belohnung für die bei ihnen gefundene Aufnahme unſtreitig die beſte Rache war, die er nehmen konnte.“ Wie viel Wahres an dieſem Berichte ſein mag, kann füglich auf ſich beruhen; wichtiger iſt es ohne Zweifel, daß Cervantes mit dieſem Werke eine Reform des Geſchmacks und der Denkart bei ſeinen Landsleuten beabſichtigt hatte. Jenem abenteuerlichen Heldengeiſte mit allen ſeinen ſchlimmen Folgen, deren Quelle die Ritterromane waren, wollte er ein Ende machen. Wie es aber damals um jene Ritterromane ſtand, erſehen wir aus dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches Cervantes im Don Quixote ſelbſt mit ihnen halten läßt. Wollte nun der Dichter ſeinen Zweck erreichen, ſo hatte er kaum ein anderes Mittel als Parodie, mit welcher er ſich aber, da aller ironiſche Ernſt nur von den Klügern aufgefaßt wird, der Gefahr ausſetzte, mißverſtanden zu werden. Der Erfolg hat wenigſtens bewie-

ſen, daß dies der Fall war: denn da Cervantes einen Beſchützer für ſein Werk ſuchte, den er in dem Herzog von Bejar gefunden zu haben glaubte; ſo weigerte ſich dieſer, die Dedication eines Ritterromans anzunehmen. Als freilich der Dichter endlich erlangt hatte, dem Herzoge nur ein einziges Capitel daraus vorleſen zu dürfen, ſo änderte ſich des Herzogs Meinung gar ſehr, und entzückt von dem Gehörten, bat er nun ſelbſt um die Zueignung. Der erſte Theil erſchien, und wurde mit allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen, den bald das ganze gebildete Europa mit dem Vaterlande des Dichters theilte. Zwar ſuchte man hier Manches in dem Werke, was der Verfaſſer keinesweges hatte geben wollen, theils einen wirklichen Ritterroman, theils ſatiriſche Angriffe auf bekannte Perſonen (welche Meinung freilich Cervantes ſelbſt durch eine anonyme Critik veranlaßt hatte); allein die entdeckte Täuſchung wirkte nicht, wie anderwärts, Verminderung des Beifalls. Das iſt ja überall die Wirkung der ächten Poeſie, daß ſie unvermerkt die Gemüther gewinnt und feſthält. Von welchem ächt-poetiſchen Genius aber Cervantes beſeelt war, zeigt ſich in keinem ſeiner Werke mehr, als in Don Quixote, da deſſen proſaiſcher Zweck und einſeitige ſatiriſche Tendenz kein Hinderniß wurden für die ſchönſte allſeitige poetiſche Entfaltung. Von welcher Seite man das herrliche Werk betrachtet, ſo ſteht es als unübertroffenes Muſter da. Als Roman ſtellt es, wie es dieſe Gattung erfodert, die ganze Bildung und Geſchichte eines Individuums dar, in welchem ſich durch wunderbare Schickſale ſeine eigene Natur offenbart; und wie ſtellt es Alles dar! Während es die falſche Romantik zu vernichten ſtrebt, iſt es ſelbſt von ächt-romantiſchem Geiſte ganz durchdrungen; während es eine Unwahrheit vernichtet, iſt es ſelbſt voll des tiefſten Lebens der Wahrheit; während es die Thorheit züchtigt, macht es ſpielend die vollendete Narrheit zum Spiegel der Weisheit. Und welche ſchöne epiſche Entfaltung! Welch reges Leben in allen Gliedern! Welche Wahrheit der Charaktere! Welche Fülle der Begebenheiten! Welche Menge und Mannigfaltigkeit der intereſſanteſten Situationen! Welche Kunſt und Weisheit in deren Verkettung! Welche Tiefe der Weltanſchauung! Und dabei jene unausſprechliche Milde, jene Lieblichkeit, die ſich wie ein lächelnder Frühling über das Ganze ausbreitet, jene Leichtigkeit, wodurch das Ganze wie von ſelbſt entſtanden ſcheint, jene unendliche Klarheit bei unendlicher Tiefe, machen das Werk zu dem einzigen ſeiner Art. Daher kommt auch jene Eigenheit dieſes Romans, daß er den gebildetſten Geiſtern, wie den ungebildeten gefällt, wenn gleich der Flachheit nichts dabei von der Tiefe ahnet. Es iſt deshalb buchſtäblich wahr, daß dieſer Roman ſich eines allgemeinen Beifalls erfreuet habe. Leider aber wurde das ſeltene Glück ſeines Werks nicht auch Glück für den Dichter, der auch jetzt ſo vergeſſen und vernachläſſigt blieb, als vorher. Vergeblich waren ſeine Bemühungen um Beſſerung ſeiner Lage, und beſcheiden-ſtolz zog er ſich mit ſeinem Genius und ſeiner Armuth zurück. Nach einem Zwiſchenraume mehrerer Jahre erſchien er erſt wieder im Publicum, indem er zuerſt ſeine zwölf Novellen, die neben dem Boccaccio vorzugsweiſe genannt zu werden verdienen, und dann ſeine Reiſe auf den Parnaß, einen Verſuch, den Geſchmack ſeiner Nation zu läutern, herausgab. Neid und Mißgunſt hatten ſich indeß an ſein Verdienſt gehängt, und ſuchten den unverantwortlich vernachläſſigten Mann wo möglich auch in literariſche Vergeſſenheit zurückzudrängen, wozu die vergeblich erwartete Fortſetzung des Don Quixote den Vorwand

lich. Ein Unbekannter, unter dem Namen Alonzo Fernandez de Avellaneda, gab eine Fortſetzung heraus, voller Invectiven gegen Cervantes. Mehreres zeigt, daß dieſer den hämiſchen Streich bitter empfand; er rächte ſich aber auf eine glänzende Weiſe durch die Herausgabe der Fortſetzung ſeines Don Quixote, welche das Letzte war, was bei ſeinen Lebenszeiten von ihm erſchien; denn ſein Roman Perſiles und Sigismunda kam erſt nach ſeinem Tode heraus. In äußerſter Dürftigkeit würde dieſer ihn überraſcht haben, hätte Cervantes nicht in ſeinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen treuen Gönner gefunden. So war er freilich vor Butlers Tode gerettet, allein ſeine treue Gefährtin durch das ganze Leben, die Armuth, verließ ihn doch auch nicht beim Abſchiede aus demſelben. In einem Alter von 68 Jahren ſtarb er den 23. April 1616. Ohne Feierlichkeit wurde er begraben, und nicht einmal ein gemeiner Leichenſtein zeigt die Stätte, wo er ruht. Außer ſeinem Ruhme als Schriftſteller hinterließ er noch den eines heldenſinnigen, feſten, geraden Mannes, der mit edlem Freimuth eigene, wie fremde Fehler gerecht beurtheilte. Wir Deutſchen haben von ſeinem Meiſterwerke eine dreifache Ueberſetzung: die von Bertuch (1781), welche Manches hinwegließ, wodurch das Komiſche und Burleske ſtärker hervortrat und herrſchender Charakter des Werks wurde, die von Tieck (Berlin 1799) und die von Soltau (Königsberg 1800), aus denen man den ganzen poetiſchen Genius des Werkes erſt erkennt. Mit einer Ueberſetzung ſeiner Novellen hat uns Soltau (Königsberg 1801. 3 Bde.) und des Trauerſpiels Numancia der Baron de la Motte Fouqué (Taſchenb. für Freunde des Südens, Berl. 1810) beſchenkt. In dem genannten Taſchenbuche befindet ſich auch das ſpaniſche Original. Eine ſchätzbare Ausgabe vom Don Quixote haben wir von Ideler. dd.

Ceſarotti (Melchior), einer der berühmteſten Literatoren und Dichter Italiens aus dem 18. Jahrhunderte, war 1730 zu Padua geboren; er ſtammte von einer alten und edlen, aber armen Familie ab. Früh gab er Proben ſeines Genies, und vollendete ſeine literariſchen Studien mit glänzendem Erfolge. Seine Phantaſie war angefüllt mit Allem, was ſie Verführeriſches haben; aber ſehr natürlich fand er nicht denſelben Reiz in der Philoſophie, wie ſie damals gelehrt wurde. Eben ſo wenig zog ihn die Mathematik an. Er befand ſich in einem für einen ſo lebhaften Geiſt peinlichen Zuſtand des Schwankens, als ein Buch und ein Freund ihm eine feſte Richtung gaben, und in ſeinem Herzen die Keime jener wahren Philoſophie entwickelten, welche man nicht in den Schulen lernt. Dieſes Buch war die Sagesse von Charron, und dieſer Freund war der gelehrte Giuſeppe Toaldo, eine der vornehmſten Zierden der Univerſität Padua. Der Lectüre des einen und dem Umgange mit dem andern verdankt er den philoſophiſchen Geiſt, der ſein Leben leitete und ſeine Werke charakteriſirt. Nach der Philoſophie verſuchte ſich Ceſarotti in der Jurisprudenz und ſelbſt in der Theologie; aber er kehrte bald zu den Studien zurück, die ſeiner Neigung mehr entſprachen. Er wurde zu dem Lehrſtuhle der Rhetorik an dem Seminar, wo er ſelbſt gebildet worden, in einem Alter berufen, in welchem die meiſten jungen Leute erſt in dieſe Claſſe treten, und widmete ſich mit glühendem Eifer den Pflichten ſeines Amts. Er erklärte ſich von jetzt an offen gegen die Vorurtheile und den Schlendrian der Schulen. Seine Thätigkeit war unermüdlich, ſeine Lectüre umfaſſend; er las kein Buch, ohne Excerpte und Anmerkungen zu machen. Da für ihn allein dieſe Arbeit zu weitläufig ward, ließ er ſich

dabei von ſeinen Schülern helfen. So brachte er mehr als zwölf Bände von Analyſen, Citaten und erleſenen Bruchſtücken der alten und neuen Literatur zuſammen. Glücklich überſetzte er drei Tragödien von Voltaire, Sémiramis, La Mort de César und Mahomet, in italieniſche Verſe. Sein Ruf fing an ſich zu verbreiten. Im J. 1762 ward Ceſarotti nach Venedig berufen, um in dem erlauchten Hauſe Grimani die Erziehung zu übernehmen. Er gab hier bei verſchiedenen Gelegenheiten neue Beweiſe ſeines Dichtertalents. Jene drei Tragödien von Voltaire erſchienen im Drucke mit zwei einleitenden Abhandlungen, die eine, über das Vergnügen an der Tragödie, die andere, über den Urſprung und die Fortſchritte der Dichtkunſt. Letztere ſchloß er jedoch ſpäter von der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke aus. Durch einen jungen Engländer lernte er die eben von Macpherſon zu London herausgegebenen Gedichte Oſſians kennen. Einige Bruchſtücke, die derſelbe ihm wörtlich überſetzte, erregten in Ceſarotti eine ſolche Bewunderung, daß er auf der Stelle beſchloß, das Engliſche zu lernen. So wie er eins von den Gedichten des ſchottiſchen Barden vollkommen verſtand, überſetzte er es in italieniſche Verſe, und in noch nicht ſechs Monaten waren ſämmtliche Gedichte überſetzt. Als im J. 1768 durch des gelehrten Carmeli Tod der Lehrſtuhl des Griechiſchen und Hebräiſchen auf der Univerſität Padua erledigt worden, nahm ihn Ceſarotti ein. Er gab nach und nach ſeine Ueberſetzung des Demoſthenes, ſeinen Curſus der griechiſchen Literatur und ſeinen Homer heraus. Letzterer beſteht in einer doppelten Ueberſetzung der Iliade, einer höchſt freien verſificirten und einer genauen in Proſa, begleitet mit vielen Einleitungen und Anmerkungen. Im J. 1779 gründeten die Venetianer zu Padua eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften; Ceſarotti wurde zum beſtändigen Secretär der Claſſe der ſchönen Künſte ernannt. Nach den Ereigniſſen, welche in den Jahren 1796 und 1797 die Geſtalt Italiens verändert hatten, gab er auf Befehl der republicaniſchen Regierung einen Verſuch über die Studien heraus, worin er die Methode des Unterrichts und der Erziehung zu verbeſſern ſuchte. Er ſchrieb auch über den Unterricht eines Staatsbürgers und über den aufgeklärten Patriotismus. Sein Leben war ganz den Wiſſenſchaften gewidmet. Napoleon ernannte ihn zum Ritter und ſpäter zum Commandeur des Ordens der eiſernen Krone und verlieh ihm zwei außerordentliche Penſionen. Ceſarotti pries ſeinen Wohlthäter in einem Gedichte in reimloſen Verſen, betitelt Pronea (Vorſehung), welches 1807 erſchien. Ungeachtet ſeines hohen Alters dachte er noch an mehrere neue Arbeiten und beſchäftigte ſich beſonders thätig mit der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, welche ſeit 1800 begonnen hatte, als er am 3. Nov. 1808 ſtarb. Ceſarotti gehört als Schriftſteller zu jenen außerordentlichen Männern, die ſich neue Bahnen brechen, Bewunderer und Nachahmer finden. Seine Proſa iſt lebhaft, voll Feuer und Kraft, aber zugleich voll Neologismen und hauptſächlich voll Gallicismen, und mithin der preiswürdigen und muſterhaften Schreibart eines Machiavelli, Annibal Caro, Galilei nicht an die Seite zu ſtellen. Von ſeinen dichteriſchen Arbeiten iſt die berühmteſte ſeine Ueberſetzung des Oſſian, deren herrliche Verſification Alfieri beſonders bewundert. Die vollſtändige Ausgabe der Werke Ceſarotti's iſt nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde und Nachfolger Giuſeppe Barbieri fortgeſetzt und beendigt worden.

**Ceſſion**, iſt im weitern Sinne diejenige Handlung unter Lebenden, wodurch Jemand (der Cedent) ein Recht auf einen Andern (Ceſ-

ſionarius) überträgt; im engern Sinne die bloße dahin abzielende Erklärung. Sie kommt vor bei allen und jeden Schuldforderungen, bei allen Klagen und Einreden, die man auf einen Andern übertragen kann, und bei Privilegien, wie bei allen geſetzlichen Rechtswohlthaten. Man unterſcheidet eine freiwillige und nothwendige Ceſſion. Letztere iſt nur in dem Fall denkbar, wenn der Cedent von einem Andern als ſeinem Schuldner befriedigt worden iſt und er dieſe Befriedigung angenommen hat. Hier muß er ſein Recht der Foderung an den Schuldner dem, der ihn in deſſen Namen befriedigt hat, abtreten. — Cessio bonorum, die Abtretung der geſammten Habe, iſt die dem redlichen Falliten nachgelaſſene Abtretung ſeines Vermögens an ſeine Gläubiger.

**Ceto**, die Tochter des Pontus und der Gäa und Schweſter des Nereus, Thaumas, Phorkys und der Eurytia. Sie vermählte ſich mit ihrem Bruder Phorkys (ſ. d.).

**Cette**, eine Stadt mit 7000 Einwohnern in dem ehemaligen Languedoc, jetzt im Departement Herault, auf einer Landzunge zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem See von Thou gelegen, in welchem ſich der große Canal ergießt. Die Stadt iſt offen, der ziemlich ſichere Hafen aber durch das Fort St. Pierre und St. Louis gedeckt. Für die Producte von Languedoc iſt Cette der Haupthafen. Nicht unbedeutend iſt der Handel mit wollenen, baumwollenen und ſeidenen Waaren, Leder, Grünſpan, Wein, Salz, Oel, Krapp, Soda u. ſ. w. Auch hat Cette Zucker- und Seidenfabriken und eine Schifffahrtsſchule.

**Cetto** (Anton, Baron von), geboren zu Zweibrücken 1760 und Sohn eines dortigen Tuchhändlers. Nach dem Tode ſeiner erſten Gattin, eines Buchhändlers Tochter von Paris, vermählte er ſich mit einer Fräulein von Forbach aus dem Hauſe Zweibrücken, und ſcheint durch dieſe Heirath begünſtigt unter dem Herzog Carl eine Stelle im diplomatiſchen Fach erhalten zu haben, wo er neben Bachmann arbeitete. Mit ſeinem Fürſten zog er nach Mannheim, und näherte ſich dort demſelben vorzüglich durch freundſchaftliche Verhältniſſe mit dem Miniſter Salabert und Montgelas. Nach dem Tode des Herzogs wußte er ſich auch die Gnade ſeines jetzigen Königs Maximilian zu erhalten, und beſorgte deſſen Angelegenheiten in Paris, ohne jedoch öffentlich anerkannt zu ſein, während Montgelas beim Congreß zu Raſtadt arbeitete. Seine ausgezeichnete Klugheit und mancherlei Familienverbindungen machten es ihm möglich, auch nach Wiederausbruch der Feindſeligkeiten in ſolcher Eigenſchaft zu Paris zu bleiben. Erſt nach Bonaparte's Erhebung erhielt er einen öffentlichen miniſteriellen Charakter von ſeinem Hof, und das beſondere Vertrauen des Kaiſers. Er war es auch vorzüglich, welcher die Entſtehung des Rheinbundes betrieb und von allen deutſchen Geſandten die Bundesacte zuerſt unterzeichnete. Mit dieſem höchſt merkwürdigen Act ſchloß ſich eigentlich ſeine große diplomatiſche Laufbahn, in welcher ſeine Feinheit ein bedeutendes Vermögen, die Gnade des Königs und die Gunſt Montgelas ſich vollkommen zu erwerben, — und während der folgenden kritiſchen Ereigniſſe eine gewiſſe unſchuldige Paſſivität zu beobachten gewußt hatte. Er lebt nun als Privatmann auf einem der Güter, welche ſein König ihm geſchenkt hat.

**Ceuta**, eine Stadt an der afrikaniſchen Küſte, im Königreiche Fez, auf einer Landzunge, Gibraltar gegenüber. Sie hat ein bedeutendes Fort, aber einen ſchlechten Hafen. Im J. 1415 machten ſich die Portugieſen Meiſter von dieſer Stadt. Mit Portugal kam Ceuta

1570 an den König Philipp II. von Spanien, und blieb bei der Revolution von 1640 unter der Herrſchaft dieſer Monarchie, welcher es auch in dem Frieden von 1668 von Portugal überlaſſen wurde. Von 1694 bis 1724 lagen die Mauren vor dieſer Stadt, bis ſie endlich die Spanier entſetzten. Sie iſt aber immer noch den Anfällen der Mauren ausgeſetzt. Spanien brauchte ſie bisher als Staatsgefängniß.

Cevallos (Don Petro). Dieſer berühmte ſpaniſche Miniſter ſtammt aus einer alten Familie von Alt-Caſtilien und iſt geboren 1764 zu St. Ander. Nachdem er ſeine Studien zu Valladolid beendigt hatte, war er eine Zeitlang Geſandtſchaftsſecretär zu Liſſabon, vermählte ſich ſpäterhin mit einer Anverwandtin des Friedensfürſten, wurde nachher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und leitete dieſelben mit weiſer Vorſicht und Mäßigung. Er ſchien den Anſichten ſeines Gönners, des Friedensfürſten, zu folgen. Als aber Napoleons Ränke den madrider Hof zu verwirren anfingen, trat er auf die Seite des Prinzen von Aſturien, auf den allein alle ſpaniſchen Patrioten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes liebten, ihre Hoffnung ſetzen konnten. Er begleitete denſelben nach Bayonne, war Augenzeuge der dortigen Begebenheiten, und mußte aus Klugheit dem Verlangen Joſeph Buonaparte's ſcheinbar nachgeben, als Staatsrath des Innern in ſeine Dienſte zu treten. Dieſer glaubte durch den Beitritt eines Mannes von ſo großer Popularität, wie Cevallos, ſeiner Sache eine bedeutende Stütze gewonnen zu haben. Cevallos war aber kaum in Madrid angekommen, als er ſich gegen den aufgedrungenen König erklärte und mit der ſpaniſchen Junta vereinigte, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er jene berühmte Schrift über die Angelegenheiten Spaniens im J. 1808, beſonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus, die als eine der erſten Urſachen kann betrachtet werden, welche das damals faſt allgemein unterjochte Europa auf das äußerſte gegen Napoleon erbitterte, ſo daß es nur eines Zunders bedurfte, um dieſe moraliſche Empörung in die Wirklichkeit übergehen zu laſſen. Cevallos bekleidete während der Dauer des ſpaniſchen Befreiungskrieges die wichtigſten Poſten, und auch nach der Zurückkehr Ferdinands VII. iſt es ihm gelungen, bei demſelben faſt ununterbrochen einen großen Einfluß zu behaupten. Durch ein eigenes Decret vom 15. Octbr. 1816 wurde Cevallos autoriſirt, zum ewigen Gedächtniß an ſeine Treue, die er dem Könige bewieſen, eine daran erinnernde Deviſe zu wählen, die er ſeinem Familienwappen zufügen ſolle. Er wählte die Inſchrift: Pontifice ac Rege aeque defensis. Allein bald nachher verlor er die Gunſt des Königs, weil er deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin von Portugal widerrieth. Er wurde vom Poſten des Staatsſecretärs entfernt und nach Neapel und dann nach Wien als Geſandter geſchickt.

Ceylon, richtiger Seilan, eine 1730 Q. M. große Inſel im indiſchen Meere, an dem Eingange in den bengaliſchen Meerbuſen, durch eine funfzehn bis zwanzig Meilen breite, ſeichte Meerenge, die Palksſtraße genannt, von der Südoſtſpitze getrennt, aber durch die Adamsbrücke, eine merkwürdige Reihe von Sandbänken, damit verbunden. Die erſten glaubwürdigen Nachtichten von dieſer Inſel, welche als die Wiege des Buddha Cultus angeſehen wird, verdanken wir dem Portugieſen Almeyda, der 1505 durch Zufall in einen Hafen Seilans einlief und von den Einwohnern gaſtfreundſchaftlich aufgenommen wurde. Der Zimmet, der bereits in frühern Zeiten das

Hauptproduct dieſer Inſel war, bewog die Portugieſen, Handelsniederlaſſungen daſelbſt anzulegen. Nur nach langem und blutigem Kampfe mit den Inſulanern erreichten ſie ihre Abſicht. Die Grauſamkeit, die niedrigſte Habſucht und der Fanatismus derſelben, der ſich durch Unterdrückung der Landesreligion und gewaltſame Bekehrung zur chriſtlichen Religion äußerte, machte ſie bei den Singaleſen ſo verhaßt, daß dieſe 1603 den hieher kommenden Holländern, welche dieſe Beſitzung den Portugieſen zu entreißen ſuchten, bei ihren Unternehmungen gegen die Portugieſen allen möglichen Beiſtand leiſteten, und ſie als ihre Befreier anſahen. Durch die Eroberung der portugieſiſchen Hauptſtadt Colombo gelang es 1656 den Holländern, die Portugieſen aus der Inſel zu vertreiben. Doch die Freude der Inſulaner über ihre vermeinte Befreiung verwandelte ſich nach einiger Zeit, während welcher den Holländern die wichtigſten Diſtricte eingeräumt worden waren, in Haß gegen dieſelben. Blutige Kriege erfolgten, in welchen die europäiſche Kriegskunſt über die Tapferkeit der Einwohner ſiegte, die den Fremdlingen die Küſten überlaſſen und ſich in die unzugänglichen innern Gegenden der Inſel zurückziehen mußten, wo ſie ſich unabhängig von dem Joche der Europäer erhielten. Nachdem der holländiſche Staat von den Franzoſen erobert und 1795 in eine bataviſche Republik, die ganz unter dem Einfluſſe der Franzoſen ſtand, verwandelt worden war, benutzten die Engländer dieſe Gelegenheit, den Holländern dieſe Inſel abzunehmen, und in dem 1802 zu Amiens zwiſchen England und Frankreich geſchloſſenen Frieden wurde ſie den Engländern förmlich abgetreten, die 1815 durch die Gefangennehmung des ſingaleſiſchen Königs von Candy und die Eroberung ſeiner Hauptſtadt ſich dieſelbe gänzlich unterwarfen. Jedoch ſind in den neueſten Zeiten bedeutende Empörungen der Singaleſen gegen die brittiſche Herrſchaft ausgebrochen, welche noch nicht unterdrückt worden ſind. Die Inſel hat die Geſtalt einer Birne, flache, mit Reisfeldern bedeckte Ufer, zwiſchen welchen ſich ſtolze Cocoswälder erheben. Das Innere des Landes iſt von einem hohen ſteilen, mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge durchſchnitten, das die Inſel in zwei beinahe gleiche Theile trennt. Der höchſte Berg dieſer Gebirgskette iſt der berühmte *Adamsberg* oder *Hammali*, auf deſſen Gipfel die Singaleſen die coloſſalen Fußtapfen des Adam verehren, der nach ihrem Glauben hier erſchaffen worden iſt, und nach ihrer buddhiſtiſchen Religion nichts anders als der Buddha iſt, der in den verſchiedenen Ländern Aſiens, wo die buddhiſtiſche Religion herrſcht, verſchiedene Namen führt. Häufige Wallfahrten geſchehen daher auf dieſen Berg. Der Boden der Inſel iſt reichlich von Flüſſen bewäſſert, worunter mehrere ſchiffbar ſind. Das Clima iſt im Ganzen mild und geſund. Obgleich dem Aequator nahe, iſt die Hitze auf der Inſel doch gemäßigter, als auf dem gegenüber liegenden Continente; denn die Seewinde kühlen die Luft ab und wehen erfriſchend, während man dort in der Gluth der Landwinde beinahe erſtickt. Der Reichthum der Producte dieſer Inſel iſt groß, wovon wir jedoch nur einige anführen wollen. Edle Metalle hat man nicht gefunden, aber Blei, Zinn, Eiſen und Queckſilber. Gegen zwanzig verſchiedene Arten von Edelſteinen liegen hier gleichſam offen am Tage, denn ſie werden ohne mühſames Suchen in den Gebirgen und in den Flüſſen gefunden, wenn dieſe nach heftigen Regengüſſen dieſelben von den Gebirgen herabſchwemmen, und hernach in der trockenen Jahrszeit wieder in ihr Bette zurückkehren. Die üppige Vege-

tation, die auf dieſer Inſel herrſcht, bringt beinahe alle Arten von den Pflanzen hervor, die Indien und den tropiſchen Ländern eigenthümlich ſind. Wild wachſen in den Wäldern alle edlen Südfrüchte; ferner findet man Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Piſang, Tamarinden, Cocospalmen und andere Palmarten, Ebenholz, Talipot oder Talpatbäume mit ungeheuer großen Blättern, davon ein einziges 15 bis 20 Menſchen deckt ꝛc. Jedoch das Hauptgewächs, weswegen die Europäer vorzüglich nach dem Beſitze dieſer Inſel getrachtet haben, iſt das bekannte und beliebte Gewürz Zimmet. Der Zimmetbaum, ein dieſer Inſel eigenthümlicher Baum, liefert dieſes Product. Die abgeſchälte Rinde des Baumes iſt das eigentliche Gewürz, der Zimmet. Sie wird jährlich zweimal abgeſchält. Die meiſte wird in der großen Erndte gewonnen, die vom April bis in den Auguſt dauert. Die kleine Erndte währt nicht viel über einen Monat, vom Ende des Novembers bis zum Anfange des Januars. Die beſten, ſchönſten und ergiebigſten Zimmetwälder, gewöhnlich Zimmetgärten genannt, befinden ſich an den Küſten. Im Innern ſind die Zimmetwälder ſchon dünner und ſeltener. Man berechnet die Quantität des jährlich gewonnenen Zimmets auf 8 bis 16,000 Centner. Aus dem Thierreiche bemerken wir: das Rindvieh, mit einem Höcker zwiſchen den Schultern, die große Menge ſowohl wilder als zahmer Büffel, eine große Mannigfaltigkeit von Geflügel, Fiſche in zahlloſer Menge, vielerlei Arten von ſchädlichen Amphibien, Inſecten und Gewürmen, darunter beſonders viele Schlangen. Ueberhaupt enthalten die undurchdringlichen dichten Wälder, die nur ſelten von Menſchen betreten werden, eine außerordentliche Menge von wilden Thieren, als Elephanten, die heerdenweiſe umherziehen und deren Jagd ein Lieblingsvergnügen der Singaleſen ausmacht, wilde Schweine, die ſehr gefährlich ſind, Leoparden, Affen von allerlei Arten, Schakals ꝛc. Merkwürdig iſt auch die Perlenfiſcherei, welche an der Weſtküſte der Inſel in der Bai von Kontatſchi betrieben wird, und jetzt ganz in Verfall gerathen iſt, da ſie ſonſt äußerſt ergiebig war. Die Einwohner Ceylons, deren Zahl Colqhoun in ſeiner Schrift über den Wohlſtand des brittiſchen Reichs auf 6000 Weiße und 300,000 Eingeborne ſchätzt, nach Andern aber über zwei Millionen betragen ſoll, theilen ſich, außer den eingewanderten Fremdlingen, in zwei Hauptvölker, die gänzlich von einander verſchieden ſind, nämlich W e d a s, ein völlig rohes, ohne geſellſchaftliche Ordnung in den dichteſten Wäldern lebendes Volk, das weder Ackerbau noch Viehzucht treibt, ſondern ſich blos von dem Ertrage der Jagd erhält — und S i n g a l e ſ e n, die einen gewiſſen Grad der Civiliſation erreicht haben, Ackerbau treiben, Eiſen und Gold verarbeiten, Baumwolle weben und auch eine Schriftſprache haben. Sie ſind, gleich den Hindus, in gewiſſe Caſten eingetheilt, wovon jede ihre eigenen Geſetze, Sitten und Kleidung hat. So wie bei den Hindus die Parias die unedle und niedrigſte Caſte bilden, die für einen Auswurf der übrigen gehalten wird: ſo machen bei den Singaleſen die Rodias die letzte und verachteſte Caſte aus, die kein Gewerbe treiben dürfen, und deren Berührung man für entehrend hält. Die Singaleſen bekennen ſich zur budhiſtiſchen Religion, welche in einem großen Theile Aſiens, mit verſchiedenen Modificationen, verbreitet iſt, und deren Moral ſich durch einen Geiſt der Milde und Reinheit der Geſinnungen auszeichnet. Dieſe den Britten gehörige Inſel macht ein unmittelbar unter der Krone ſtehendes Gouvernement

aus. Der Gouverneur hat ſeinen Sitz in der auf der Weſtküſte gelegenen Hauptſtadt Colombo. Der Beſitz des Hafens von Trincomali ſichert der brittiſchen Seemacht die Herrſchaft im Orient.

Chaconne (ciacona), ein zum Tanz gemachtes Tonſtück in ¾ Tact (urſprünglich aus Afrika, und von da nach Spanien und zu andern Nationen gekommen), bei welchem die Hauptmelodie nur 4 oder 8 Tacte enthält, und ſo lange die darüber in einer ziemlich langen Folge fortgehenden Veränderungen dauern, der Baß immer einerlei Bewegung hat. Die Bewegung iſt übrigens mäßig, und der Tact ſehr deutlich ausgedrückt (marquirt).

Chagrin, ſ. Schagrin.

Chalcedon, ſ. Achat.

Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Chaldäa hieß der ſüdliche, vormals durch Kunſt ziemlich fruchtbar gemachte, jetzt aber wüſte Strich von Babylonien gegen Arabien zu und am perſiſchen Meerbuſen, welcher die Weſtſeite an der Mündung des Tigris und Euphrats einnahm. Die Chaldäer, ein ſemitiſcher Volksſtamm, waren eine der berühmteſten Nationen Aſiens. Sie bildeten ſich früh aus und erreichten einen beträchtlichen Grad der Cultur. Wohl nicht mit Unrecht ſieht man ſie als die erſten Bearbeiter der Metalle an, und ſchreibt ihnen die erſten aſtronomiſchen Kenntniſſe zu. Sie legten den Grund zu dem babyloniſchen und aſſyriſchen Reiche; ihr Name aber erhielt ſich nur in dem Prieſtergeſchlechte der Babylonier, deſſen Mitglieder ſich mit dem Gottesdienſte, mit Auslegung ihrer geheimen Schriften, mit Wahrſagen, Traumdeuten, Beſchwörungen, Zauberei, Sterndeuterei u. dgl. beſchäftigten, dieſe Kenntniſſe aber vor dem Volke ſorgfältig geheim hielten. Von den Schriften der eigentlichen Chaldäer iſt nichts auf uns gekommen. (Vergl. Babylonier.)

Chaldäiſche Chriſten, ſ. Neſtorianer.

Chalif, ſ. Kalif.

Chamade, ein Zeichen, welches in einer Feſtung dem belagernden Feinde andeutet, daß man mit ihm unterhandeln will. Eigentlich geſchieht es mit der Trommel, dann auch mit der Trompete, wobei das Aufſtecken weißer Fahnen Statt finden muß, letzteres auch allein hinreicht, wenn die Vorausſetzung des Nichtgehörtwerdens (wie etwa bei zur See belagerten Feſtungen) eintritt.

Chamäleon, ein vierfüßiges Thier von der Größe und Geſtalt eines Froſches, zum Geſchlecht der Eidechſen gehörig, mit einer glatten unbehaarten Haut und einem langen Schwanze. Es hat eine ſehr lange Zunge, mit welcher es gleich einem Pfeile die Inſekten haſcht. Aſien und Afrika ſind ſein Vaterland. Die Eigenſchaft dieſes Thieres, daß es ſeine Farbe nach den Orten, wo es ſich befindet, verändere, haben neuere Reiſebeſchreiber, z. B. Goldberry in ſeinen Fragmens d'un Voyage en Afrique etc. abgeleugnet. Letzterer gibt ſeine Farbe hellgrün an, und nur bei Krankheiten, oder, wenn es lange hungern muß, werde die Haut gelb, bräunlich oder auch ganz ſchwarz.

Chambers (Ephraim), ein Gelehrter, dem vor allen Andern eine Stelle in unſerm Lexicon oder unſerer deutſchen Encyclopädie gebührt, da wir in ihm den erſten Erfinder und Urheber der Encyclopädien in alphabetiſcher Form zu verehren haben, wir uns alſo in mehr als einer Hinſicht unter ſeine Nachfolger reihen können. Zwar war ſchon das Lexicon technicum von Harris erſchienen, als

er 1728 das ſeinige in 2 Foliobänden auf Subſcription zu 4 Guineen in London herausgab; allein jenes Werk von Harris war doch in der Form und in der Behandlung von einem ganz verſchiedenen Charakter. Er arbeitete als Lehrburſche bei Sener, einem Globusfabricanten, als er ſchon die Idee zur Ausführung ſeiner Encyclopädie faßte, und als ſolcher hat er auch noch die erſten Artikel derſelben entworfen. Er bildete ſich, nachdem er Sener verlaſſen hatte, durch weiteres Studium aus; und ſo ſchrieb er ſeine Encyclopädie in ihrer erſten Geſtalt ganz allein. Sie erhielt großen Beifall und er wurde Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Schon nach wenigen Jahren war eine neue Auflage nöthig, die ſeitdem bis auf die neueſten Zeiten, jedesmal verbeſſert und vermehrt, ſich immer wiederholt haben. Die Ausgabe von 1788 in 5 Foliobänden iſt die geſchätzteſte. Bei der zweiten Ausgabe im J. 1738 ereignete ſich der ſonderbare Umſtand, daß das Unterhaus, als ſchon gegen ein Drittel davon, viel verbeſſert und erweitert, abgedruckt war, durch eine Bill verordnete, daß die Herausgeber neuer verbeſſerter und vermehrter Auflagen gehalten ſein ſollten, dieſe Verbeſſerungen und Erweiterungen auch beſonders drucken zu laſſen. Dies ſetzte den Herausgeber und ſeine Verleger in ſolche Verlegenheit, daß ſie die ſchon fertigen Bogen der ganz revidirten Auflage caſſirten, und die erſte Auflage wörtlich wieder abdrucken ließen. Bald aber wurde dies unſinnige Geſetz von der Kammer der Pairs verworfen. Chambers ſtarb 1740.

Chambery, die ehemalige Hauptſtadt und Reſidenz der Herzöge von Savoyen. Victor Amadeus II., König von Sardinien, zog ſich, als er 1730 die Regierung niederlegte, dahin zurück. Als Italien unter Napoleons Herrſchaft ſtand, war Chambery der Hauptort im Departement des Montblanc, verblieb auch, vermöge des Pariſer Vertrags vom 30. Mai 1814, bei Frankreich, kam aber, durch die Convention vom 20 Nov. 1815, wieder unter die Botmäßigkeit des Königreichs Sardinien. Der größte Theil des ſavoyiſchen Adels wohnt daſelbſt. Im J. 1806 zählte man 12,000 Einwohner.

Chamfort (Sebaſtian-Roch-Nicolas), war geboren 1741 in einem Dorfe bei Clermont in Auvergne, und kam früh nach Paris. Er hatte damals keinen andern Namen als Nicolas, und kannte von ſeinen Aeltern nur ſeine Mutter, für die er ſtets die größte Zärtlichkeit hegte. Der Doctor Morabin war ſein erſter Lehrer und Beſchützer. Von angenehmer Geſichtsbildung, lebhaftem Geiſte, witzig und allem Zwange feind, trat er unter dem Namen Chamfort in die Welt; ſeine erſten Schritte waren Fehltritte, ſein erſter Gewinn Unglück. Er ſah kein anderes Mittel, ſich daraus zu retten, als Arbeit. Artikel für das Journal encyclopédique und die Redaction des Vocabulaire françois, von dem er mehrere Bände herausgab, waren ſeine erſten nützlichen Arbeiten. Er ſchrieb nun mehrere Memoiren für die Pariſer und andere Akademien, wobei er zuweilen mit Laharpe, theils mit, theils ohne Erfolg, in Concurrenz gerieth; auch einige mit Beifall aufgenommene Luſtſpiele, von denen le Marchand de Smyrne ſich auf der Bühne erhalten hat, und auch in Deutſchland bekannt iſt. Seine Geſundheit indeß war geſchwächt; ſein Erwerb reichte kaum für ſeine Bedürfniſſe hin. Chabanon, ſein vertrauter Freund, dem man unverlangt eine Penſion von 1200 Livres gegeben hatte, nöthigte ihn, dieſelbe anzunehmen. Er beſuchte darauf die Bäder von Contrexeville, und begab ſich, da er ſich wieder hergeſtellt fühlte, von dort auf das Land, um zu ſtudiren und zu ar-

beiten. Er verfertigte die wichtigſten Artikel des Dictionnaire dramatique (1776, 3 Bände), und beendigte zugleich ſeine Tragödie Mustapha et Zéangir, welche zu Fontainebleau aufgeführt wurde, und ihm die Stelle eines Secretärs beim Prinzen von Condé verſchaffte, die er nach einiger Zeit wieder verließ, um ſich nach Auteuil zu begeben. Im J. 1781 wurde Chamfort in die Akademie françoiſe aufgenommen. Seine ſchöne Antrittsrede war zugleich das letzte rein literariſche Werk, das er dem Publicum übergab. Seine Neigung für die Zurückgezogenheit nahm in demſelben Maße zu, wie ſein Ruhm ſich vermehrte. Er verheirathete ſich, lebte einſam und glücklich mit ſeiner Frau, bis an deren Tod, wo er Vorleſer bei der Prinzeſſin Eliſabeth, der Schweſter des Königs, wurde. Beim Anfange der Revolution fand ſich Chamfort in Verbindung mit den wichtigſten Männern beider Parteien, die ſie zu beſchleunigen ſuchten; die eine durch Begünſtigung und Benutzung, die andere durch möglichſte Bekämpfung und Vernichtung der Mißbräuche. Er wandte vergeblich Rath und Bitten bei der erſtern an, um ſie aufzuklären und zurückzuführen; aber er konnte ſich nur mit der zweiten vereinigen, und gezwungen zu wählen, zog er, mit Hintanſetzung aller ſeiner Vortheile, die Partei vor, die ſeinem Charakter und ſeinen Grundſätzen angemeſſen war. Seine Verbindungen mit Mirabeau und ſo vielen andern Männern nahmen ihn anfänglich dergeſtalt ein, daß er ſich mit nichts Anderm beſchäftigen konnte. Er hatte großen Antheil an mehrern von Mirabeau's Schriften und Reden. Indeß änderte ſich Chamforts Lage, ohne daß ſich darum ſeine Grundſätze änderten; er verlor ſeine Penſion, ſeine Aemter, und nährte ſich nun durch Uebernehmung nützlicher Arbeiten, die ihm übertragen wurden. Die Bibliothekarſtelle an der Nationalbibliothek, zu der er durch den Miniſter Roland ernannt wurde, brachte ihn für einige Augenblicke in günſtigere Umſtände; bald aber erbitterten ihn die Revolutionsgreuel; er äußerte ſich frei und rückſichtslos, und ward nebſt Barthélemy und zwei andern Beamten der Bibliothek verhaftet. Wiewohl er bald wieder in Freiheit geſetzt wurde, ſo hatte ihn doch die kurze Gefangenſchaft mit ſolchem Abſcheu erfüllt, daß er, als er einen Monat nachher wieder verhaftet werden ſollte, ſich zu tödten verſuchte. Die Hülfe der Kunſt und die Sorgfalt der Freundſchaft hielten ihn im Leben zurück. Schon war er wieder hergeſtellt, als er erkrankte und im April 1794 ſtarb. Man muß in Chamforts Geiſt eben ſo viel Umfang und Gründlichkeit, als Scharfſinn und Feinheit anerkennen; ſeine Schriften verrathen ein tiefes, nach den beſten Muſtern geleitetes Studium und einen reinen Geſchmack. Dabei war er von der untadelhafteſten Redlichkeit und Zuverläſſigkeit, dienſtfertig und höchſt uneigennützig. Seine Werke ſind 1795 von Ginguené in 4 Bänden herausgegeben worden und ſpäter noch zwei Mal erſchienen.

**Chamouni**, ein Flecken mit 1150 Einwohnern in dem engen und kalten Thale gleiches Namens in der Landſchaft Faucigny in Savoyen, am Fuße des Montblanc. Das Chamounithal liegt 3200 Fuß über dem Meere und hat Ueberfluß an Holz; auch wird noch Garten- und Ackerbau getrieben.

**Champagne**, nach der ehemaligen Eintheilung Frankreichs eine Provinz, welche gegen Süden an Burgund, gegen Oſten an Lothringen, gegen Norden an die Niederlande und gegen Weſten an die Picardie und Isle de France grenzt. Der öſtliche Theil iſt größtentheils Haideland und moraſtig, daher wird er auch Champagne pouilleuse genannt, und gehört jetzt zum Departement der Marne.

Die weſtlichen Gegenden haben gute Kornfelder und Viehweiden; die kreidigen, ſonſt unfruchtbaren Hügel aber tragen den trefflichen champagner Wein. Ferner liefert die Champagne die beſten Flintenſteine in ganz Europa. Die wichtigſten Städte ſind Troyes, Chaumont, Chalons ſur Marne u. ſ. w. Nach der neuen Eintheilung enthält die Champagne die Departements der Ardennen, der Marne, der Aube und der Haute Marne ganz, und die Departements der Seine und Marne, und der Yonne zum Theil. In dem Feldzuge der Alliirten gegen Napoleon zu Anfang 1814 war die Champagne vorzüglich das Kriegstheater, eben ſo, jedoch ein andrer Theil derſelben, bei der erſten Invaſion im J. 1792.

Champagne (Philippe), ein geſchickter Mahler, war 1602 zu Brüſſel geboren. Begierig, Italien zu ſehen, begab er ſich 1621 zuvörderſt nach Paris, um ſich dort die zur Ausführung ſeines Plans erforderlichen Mittel zu verſchaffen. Er arbeitete hier anfangs bei einem nicht eben bedeutenden Mahler, Namens Lallemand. Um dieſelbe Zeit kam Pouſſin, damals auch noch ein Jüngling, aus Italien zurück. Champagne erkannte ſchnell das Talent, das bereits aus Pouſſins Werken hervorleuchtete, nahm ſeine Wohnung bei ihm, und benutzte eifrigſt den Rath und die Weiſungen ſeines Freundes. Bevor beide das Loos erlangten, deſſen ſie würdig waren, hatte das Genie des einen und das Talent des andern noch manche Widerwärtigkeit zu beſtehen. Ein mittelmäßiger Künſtler, Namens Duchesne, war damals Mahler der Königin-Mutter, und in dieſer Eigenſchaft mit den Mahlereien des Palais Luxembourg beauftragt. Pouſſin und Champagne arbeiteten unter ihm. Der Beifall, den die Königin einigen Gemählden Champagne's ſchenkte, erregte Duchesne's Eiferſucht; jener aber, der von Natur blöde und ſanft war, fand ſich dadurch bewogen, nach Brüſſel zurückzukehren. Er war aber kaum daſelbſt angekommen, als er die Nachricht von Duchesne's Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin übertrug ihm bei einer angemeſſenen Beſoldung die Direction der Mahlereien des Luxembourgs. Champagne mahlte jetzt ſechs Bilder für die Carmeliter in der Vorſtadt St. Jaques, und im Gewölbe der Kirche das berühmte Crucifix, ein Meiſterſtück der Perſpective, das, obwohl auf einer horizontalen Fläche gemahlt, perpendiculär erſchien und ſelbſt die geübteſten Augen täuſchte. Auch führte er eine Menge von Werken aus, unter denen die Cuppel der Sarbonne das wichtigſte war. Auf einer Reiſe nach Brüſſel verfertigte er für den Erzherzog Leopold ein Gemählde, das Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, darſtellte. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris ward er zum Profeſſor, und ſpäter zum Director der Akademie erwählt. Der Titel des erſten königlichen Mahlers ſchien ihm gewiß zu ſein, als Lebrun, der aus Italien zurückkam, dieſen ausgezeichneten Platz erhielt. Champagne, der die Ueberlegenheit des genialen Lebrun unparteiiſch anerkannte, trug dieſe Art von Zurückſetzung ohne Neid. Bei ſeinem herannahenden Alter zog er ſich nach Port-Royal zurück, wo ſeine Tochter Nonne war. Dieſe Tochter hat ihm zu einem der herrlichſten Gemählde Anlaß gegeben. Sie iſt ſitzend dargeſtellt, wie ein langwieriges Fieber ſie dem Tode nahe gebracht; aufgegeben von den Aerzten, betet ſie mit der Schweſter Catharina Agnes, und erlangt die Geſundheit wieder. Die Geſtalt der Tochter, beſonders der Kopf, iſt von wunderbarer Schönheit. Das Pariſer Muſeum beſitzt nebſt dieſem Gemählde noch ſechs andere von demſelben Meiſter. Außerdem finden

ſich ſeine zahlreichen Arbeiten in Paris und vielen Städten Frankreichs zerſtreut. Champagne hatte eine übertriebene Gewiſſenhaftigkeit. Er würde ſich z. B. ein Gewiſſen daraus gemacht haben, nackte Figuren zu mahlen. Die höheren Kunſtfoderungen erfüllen überhaupt ſeine Werke nicht. Dennoch gebührt ihm unter den niederländiſchen Mahlern einer der erſten Plätze. Er ſtarb 1694.

Campagner Weine, die Weine der Liebe, der fröhlichen Laune, der poetiſchen, geſellſchaftlichen Begeiſterung, gehören zu den edelſten, welche die Natur, die alma mater, bereitet und uns Menſchen gegeben hat, um uns ihrer zu erfreuen. Man hat weiße und rothe Sorten; und von jenen wieder ſchäumende (mouſſirende) und nicht mouſſirende. Die weißen ſind die beliebteſten, ob es gleich auch ſehr fein und zart ſchmeckende rothe Arten gibt. Die nicht ſchäumenden Sorten erſter Güte werden von Kennern zwar den mouſſirenden vorgezogen, allein unſere Frauen und jungen Herren halten es mit letzteren, und bei dieſen iſt es die Bedingung eines guten Champagners, daß der durch Draht und Siegel eingebannte Pfropf beim Oeffnen gegen die Decke ſpringt und der köſtliche Inhalt brauſend hervorbricht. Der mouſſirende Champagner entſteht übrigens dadurch, daß man ihn nicht in Kufen hat gähren laſſen, ſondern gleich in wohl zugeſpündete Fäſſer gefüllt hat, ſo daß die ſich entwickelnde Luft mit dem Weine verbunden geblieben. Man zieht ſie am beſten aus Rheims und Epernay, und theilt ſie gewöhnlich in dreierlei Qualitäten ab, deren Preis auf der Stelle von 6 bis zu 3 Livres wechſelt. Die feinſten Gattungen ſind die von Ay, Mareuil und Hautvilliers, und in den rothen die von Verzie, Verſenay, Bouzy und Oeil de perdrix.

Champagny (Jean Bapt. Nompere de), Duc de Cadore, einer der bedeutendſten Miniſter und Werkzeuge Napoleons. Geboren 1756, wurde er für die Marine beſtimmt und war bereits Schiffsmajor, als die Revolution ausbrach. 1789 wurde er von Seiten des Adels zum Deputirten bei den Generalſtänden gewählt, und war einer der erſten, die zum dritten Stande übergingen. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, zog ſich aber 1793 zurück, und lebte bis nach der Revolution vom 18ten Brûmaire im Privatſtande, wurde aber nach dieſem zum Staatsrath ernannt und 1801 als Geſandter nach Wien geſchickt. Nach Chaptals Entlaſſung ward er 1804 Miniſter des Innern. Nach dem Frieden von Tilſit erhielt er das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und behielt es bis 1811. 1813 wurde er zum Intendanten der Krondomänen ernannt. Bei den Regentſchaften Marie Luiſens in den Abweſenheiten Napoleons war Champagny ihr vorzüglich als Rathgeber beigeordnet. Nach der erſten Reſtauration Ludwigs wurde er von dieſem in die Kammer der Pärs ernannt, nach der zweiten aber aus der Liſte der Pärs wieder geſtrichen.

Champ d'Aſile. Dieſen Namen führte eine, von den franzöſiſchen Militärperſonen, welche nach Napoleons zweitem Sturze, theils gezwungen theils freiwillig, Frankreich verlaſſen hatten, in Amerika gegründete Colonie. Es bewilligte nämlich eine Acte des geſetzgebenden Raths der vereinigten Staaten von Nordamerika 1814 den Franzoſen hundert tauſend Morgen Landes an dem Mobile und Tombig-Bee, um dort eine Colonie anzulegen. Jeder Militär bekam ein ſeinem Grade angemeſſenes Stück Land; aber den meiſten Officieren fehlten, als ſie an dieſen fremden Ufern ankamen, die zu

den erſten Lebensbedürfniſſen nöthigen Gegenſtände. Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten zu New-York, Philadelphia, Boſton befanden ſie ſich in Folge ihrer gänzlichen Hülfloſigkeit in ſehr drükkenden Geldverpflichtungen gegen ihre Wirthe. Amerikaniſche Speculanten boten jetzt den franzöſiſchen Officieren an, ihre Schulden zu bezahlen und ihnen ſelbſt noch eine mäßige Summe herauszugeben, wenn ſie ihnen alle Rechte auf ihre Antheile an den von dem Congreß ihnen überlaſſenen Ländereien abtreten wollten. Die Franzoſen, die keine Wahl hatten, ſchloſſen den Handel ab. Die Folge davon war, daß plötzlich ſieben Achtel der Einwohner oder Grundeigenthümer der Colonie Amerikaner waren, da ſie doch, der urſprünglichen Idee nach, ausſchließlich Franzoſen ſein ſollten. Dieſer Umſtand veränderte gänzlich den Plan der Niederlaſſung. Diejenigen Franzoſen, die ihre Grundſtücke veräußert hatten, ſtanden gänzlich verlaſſen unter einem ihnen an Sprache, Sitten und Lebensart fremdem Volke. In dieſer Lage machten ſich die Generale Lallemand in Begleitung einiger Officiere auf, um die benachbarten Provinzen kennen zu lernen. Die Provinz Texas in dem Vicekönigreiche Neuſpanien zwiſchen den Flüſſen Trinidad und North ſchien ihnen alle Vortheile darzubieten, um dort eine Colonie zu gründen. Der Boden iſt fruchtbar, ſo daß gewöhnlich das 150ſte Korn gewonnen wird; das Clima iſt ſchön und gemäßigt. Zucker und Baumwolle gedeihen nach Wunſch. Die Wälder ſind reich an nutzbaren Thieren, beſonders an wilden Pferden, die den arabiſchen gleichen ſollen.?. Man faßte alſo den Plan, ſich dort niederzulaſſen. General Lallement der jüngere hatte ſich mit einer der Nichten und Erbinnen Stephan Gerards, des reichſten Kaufmanns in den vereinigten Staaten (man ſchätzt ſein Vermögen auf zehn Millionen Thaler) verheirathet und dadurch die Mittel erlangt, ſich mit ſeinem Bruder an die Spitze einer großen Unternehmung zu ſtellen. Dem zufolge ließen ſie dem ſpaniſchen Hofe durch ſeinen Geſandten eine Note zuſtellen, worin ſie ihm ihre Abſicht zu erkennen gaben, in der Provinz Texas die wüſten Ländereien anzubauen. Sie erboten ſich die ſpaniſche Regierung anzuerkennen, verhältnißmäßige Abgaben zu zahlen und ihr als treue Unterthanen zu dienen, verlangten aber die Freiheit, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren, keinem ſpaniſchen Statthalter zu gehorchen und ein eignes Militärſyſtem einzurichten. Darauf erhielten ſie keine Antwort. Dieß hinderte ſie indeß nicht, ihre Plane zu verfolgen. Sie verbanden ſich mit allen Franzoſen, welche die Noth nach Amerika geführt hatte, und gaben die Koſten der Unternehmung her. Eine Galiotte ward in Philadelphia ausgerüſtet und brachte dreihundert Franzoſen nach Galveſton im mexikaniſchen Meerbuſen. Dieſen folgten bald noch dreihundert unter dem General Rigaud. General Lallemand der ältere ſorgte für die Aufnahme der Ankommenden, während ſein Bruder in Neu-Orleans Ackergeräthe, Getreide und Vorräthe aller Art einkaufte und nach Galveſton ſchickte. Man theilte die Ländereien. Jeder Officier erhielt zwanzig Quadratacker am Trinidad und alles was er brauchte, um ſich eine Wohnung zu erbauen und das ihm zugetheilte Land anzubauen. Den 11. Mai 1818 erließ die Colonie eine Art von Proclamation, in welcher ſie, mit Berufung auf das allen Menſchen gemeinſchaftliche Naturrecht, von dem Lande Beſitz nahm, und ihre durchaus friedliche Geſinnung gegen ihre Nachbarn, aber auch den feſten Willen zu erkennen gab, jeder Störung mit den Waffen zu begegnen und auf dem in Beſitz genommenen Boden entweder zu ſie-

gen oder zu ſterben. Der Colonie, welche ackerbauend und handeltreibend, und nur für ihre Erhaltung militäriſch ſein ſollte, ward darin der Name Champ d'asile beigelegt. Man wollte nur Franzoſen oder Militärperſonen, die im franzöſiſchen Heere gedient hatten, aufnehmen. — Allein es gefiel weder Spanien noch den vereinigten Staaten, daß die Franzoſen hier eine unabhängige Militärcolonie anlegen wollten. Daher ward ſie im Oct. 1818 durch 500 Man ſpaniſche Truppen zerſtreut, und das Fort zerſtört. General Lallemand hatte ſich ſchon früher nach Neu-Orleans begeben. Die übrigen Coloniſten haben ſich meiſtens nach einer andern Niederlaſſung der franzöſiſchen Ausgewanderten am Tombekbee in dem Bundesſtaate Alabama gewandt, wo der von ihnen theils gekaufte, theils unter ſie vertheilte Bezirk Marengo und die von ihnen darin angelegte Hauptſtadt Aigleville heißt. — Texas verblieb alſo den Spaniern. Dieſes Land zählt auf einer Strecke von 200 Stunden Länge und 150 Stunden Breite 7 bis 8000 Eingeborne, die in einem armſeligen Zuſtande leben und Watchinangres heißen. Der zahlreichſte Stamm, die Comanches, iſt ein tapferes Volk, das mit den Spaniern in beſtändiger Fehde liegt.

Champeaubert (Gefecht und Rückzug von). Weil mit der Niederlage des General Alſuſiew bei Champeaubert bei der Invaſion in Frankreich im Februar 1814 die unglückliche Periode begann, in welcher die Armee des F. M. Blücher einzeln angegriffen und geſchlagen, und mit einem Verluſt von 15,000 Mann und vielem Geſchütz bis hinter die Marne zurückgedrängt ward, faſſen wir das gedachte Gefecht, ſo wie die von Montmirail, Joinvilliers und Etoges unter dieſem Collectivnamen. Die ſchleſiſche Armee nach der Schlacht von Brienne (ſ. d. A.) (2ten Februar) beſtimmt, über Chalons längs der Marne gegen Paris vorzudringen, während das Hauptheer über Troyes die Seine entlang vorrückte, hatte am 5. Februar Chalons genommen. Da das Eintreffen des Armeecorps von Kleiſt und von Kapzewitſch zum 10. Februar zu erwarten ſtand, ſo beſchloß der Feldmarſchall, wo möglich Macdonald, der über Epernay zurückging, von Paris abzuſchneiden, und dann alle ſeine Kräfte in der Gegend von la Ferté vereinigt ſelbſt dagegen vorzudringen. Bonaparte ließ auf die Nachricht von der Gefahr, welche Macdonald drohte, 3 ſeiner Corps gegen das Hauptheer an der Seine ſtehen, und eilte mit den Garden und allen übrigen disponiblen Truppen ſo ſchnell nach der Marne, daß er am 9ten Febr. in Sezanne, alſo in der linken Flanke der ſchleſiſchen Armee, eintraf. — Von Sezanne aus vorrückend, ſtieß Bonaparte zuerſt auf das Corps von Alſuſiew, das ſich 5000 Mann ſtark mit 25 Kanonen zwiſchen Baye und Champeaubert aufgeſtellt hatte; während es in der Fronte beſchäftigt ward, umging ein Theil der Garde Baye und nahm es um 1 Uhr Nachmittags; eine Stunde ſpäter entwickelten ſich in der Ebene zwiſchen beiden Dörfern 5 bis 6000 Mann Garde-Cavallerie, eine andere Abtheilung verſuchte Champeaubert rechts zu umgehen. Der General Alſuſiew, für ſeine Rückzugslinie nach Chalons beſorgt, ſendete ſeine Artillerie zurück, und rückte, wahrſcheinlich um ihren Rückzug zu decken, — dem Feind in der Ebene entgegen. Dieſes führte die Niederlage des Corps herbei; 3000 Mann wurden theils getödtet, theils gefangen, 15 Kanonen und die ſämmtliche Bagage wurden

genommen. Die franzöſiſche Hauptmacht blieb bei Champeaubert; zwei Diviſionen Cavallerie nahmen Montmirail, wohin die Corps von Sacken und York noch im Marſch begriffen waren. Die Corps von Kleiſt und Kapzewitſch waren nach Fere Champenoiſe vorgegangen; der Feldmarſchall ließ ſie aber zurückmarſchiren. — Der General Sacken erhielt am Morgen darauf (den 11ten) die Nachricht, daß Montmirail vom Feinde beſetzt ſei, und in der Erwartung, vom General York unterſtützt zu werden, beſchloß er ihn anzugreifen. Das Gefecht begann beim Dorfe Marchais, und dauerte mit vieler Heftigkeit, bis es den Ruſſen gelang, Bleſſines zu erobern. Während nun Marchais dreimal genommen und wieder verloren ward, dirigirte Bonaparte zur Umgehung des feindlichen rechten Flügels eine Diviſion gegen Epine au bois, andere Maſſen entwickelten ſich unter dem Schutze eines Gehölzes gegen den linken Flügel und ſtrebten die Straße nach Chateau Thierry zu gewinnen; jetzt eroberten die Franzoſen auch nach einem überaus heftigen Gefechte Bleſſines zurück; Epine au bois ward von ihnen trotz des Feuers von 40 Kanonen ebenfalls genommen, ſie drangen überall ungeſtüm vor und der ruſſiſche rechte Flügel war bereits umgangen. Unter dieſen Umſtänden ward der Rückzug der Ruſſen nothwendig und der General Sacken faßte den Entſchluß ſeinen Rückzug auf der Straße von Chateau Thierry hin zu nehmen und ſich ſo dieſſeits der Marne mit York zu vereinigen; ſeine Truppen mußten aber in den grundloſen Feldwegen und ganz aufgeweichten Feldern links nach jener Straße hinmarſchiren, wo ſie denn, vom Feinde lebhaft gedrängt, der völligen Auflöſung nahe kamen. Bei dieſer Lage der Dinge traf ein Theil des Yorkſchen Corps bei Fontenelles ein, und die Entſchloſſenheit ihres Führers rettete die Ruſſen von ihrem gänzlichen Untergange. Der General York dirigirte ſogleich eine Brigade in des Feindes linke Flanke gegen Bleſſines; ſie rückte bis auf einige hundert Schritt davon unter dem heftigſten Feuer vor, mußte aber den Angriff aufgeben, da die Ruſſen in dieſem Momente ganz überwältigt zurückgingen. Sie zog ſich deshalb in ihre erſte Aufſtellung beim Vorwerke les Journeux zurück, vom Feinde verfolgt. Die Preußen zogen ſich, von ihrer Cavallerie gedeckt, bis hinter Viffort zurück. Der ruſſ. preuß. Verluſt war ſehr bedeutend. Die Franzoſen lagerten auf dem Schlachtfelde. Bonaparte rückte am Morgen des 12. in zwei Colonnen vor. Um den übrigen Truppen Zeit zum Uebergange über die Marne zu geben, vertheidigten ſich die beiden hinter Viffort aufgeſtellten Brigaden eine Stunde lang und zogen ſich dann ſtark gedrängt und nicht ohne ſchweren Verluſt zurück; die Corps von York und Sacken zogen ſich darauf auf der Straße nach Soiſſons bis Oulchy la Ville. Der Feldmarſchall, der während deß mit dem Corps von Kleiſt und Kapzewitſch bei Bergeres geblieben war, und in der Meinung ſtand, Bonaparte, von den Gen. York und Sacken zurückgewieſen, laſſe nur das Corps von Marmont bei Etoges ſtehen, um ſeinen Marſch nach Sezanne zu decken, beſchloß am 13. dieſes anzugreifen, gegen Montmirail, wo er jene Corps vermuthete, vorzugehen, und ſo die Vereinigung der Armee zu bewerkſtelligen. Etoges ward von der feindlichen Arrieregarde nur ſo lange gehalten, bis die Infanterie abmarſchirt war; man rückte dann, ohne Widerſtand zu finden, bis Champeaubert, die Vordertruppen bis gegen Fromentieres, wo das Gros des Feindes lagerte. — Am Morgen des 14. Februars fand die Avantgarde erſt bei Joinvillers Widerſtand.

Bonaparte hatte ſich früh von Chateau Thierry aus ſelbſt dahin begeben und den größern Theil ſeiner Truppen dahin zurückgerufen; das Dorf war von ihnen beſetzt. Die Kanonade begann und bald ward Joinvillers genommen. Indeſſen bemerkte man, daß feindliche Colonnen ſich gegen den linken Flügel wendeten, der deshalb verſtärkt wurde; zugleich ward gemeldet, daß Cavalleriemaſſen (Grouchy) den rechten Flügel zu umgehen ſuchten. Ehe dagegen etwas unternommen werden konnte, drang der Feind raſch vorwärts und eroberte das Dorf wieder; die daraus zurückgeworfne Infanterie ward von einer feindlichen Cavalleriemaſſe, die es umgangen, unerwartet umringt und erlitt großen Verluſt; eben ſo ward die Cavallerie des linken Flügels bis an ihre Infanterie zurückgedrängt. Während dieſes Gefechts der Vordertruppen war das Gros eingetroffen, das Corps von Kleiſt bildete den rechten, das von Kapzewitſch den linken Flügel; bedeutende feindliche Colonnen bewegten ſich ſogleich gegen beide, beſonders verfolgte Grouchy ſeinen ſchon angegebenen Zweck. Der Feldmarſchall verkannte ſeine verzweifelte Lage nicht und beſchloß ſofort den Rückzug; die Infanterie formirte Maſſen, die Batterien zwiſchen ſich, die Cavallerie auf den Flügeln. So war die Armee unter beſtändigem Gefecht durch Champeaubert bis gegen den Wald von Etoges gekommen. Hier ſtanden aber 6000 Mann Cavallerie unter Grouchy auf und neben der großen Straße, den Rückzug gänzlich abſchneidend; es blieb nichts übrig, als ſich durchzuſchlagen. Die Artillerie beſchoß den Feind nachdrücklich; die Cavallerie warf ſein erſtes Treffen, ward aber vom zweiten gedrängt und rettete ſich in den Wald; das Fußvolk aber, in geſchloſſenen Maſſen auf der großen Straße vorrückend, zwang den Feind, dieſe zu verlaſſen. Vergeblich verſuchte er wiederholt wüthende Flankenangriffe, die Colonnen zu durchbrechen, keine einzige ward geſprengt; ſo erreichte Alles den Wald, und die Dunkelheit beendigte hier das Gefecht. Nochmals erſchienen feindliche Maſſen — auf nähern Wegen dahin geleitet — bei Etoges, und wenn ſchon die Hauptcorps ihren Marſch ungeſtört fortſetzen konnten, ſo ward doch die Arriergarde, von Grouchy's Cavallerie in den Flanken, von der Infanterie des Marmontſchen Corps in der Front angegriffen, größtentheils zerſprengt und gefangen. Erſt am 16. vereinigte ſich die ſchleſiſche Armee wieder bei Chalons. Ueberall vereinzelt von der Uebermacht angegriffen, hatte ſie im Laufe dieſer unheilvollen ſechs Tage an 15,000 Mann und einen großen Theil ihrer Artillerie verloren, aber zugleich in dieſen Tagen des Unglücks einen großen Charakter entwickelt und ſich mit Ruhm bedeckt.

**Champignons**, eine Art eßbarer Schwämme, die uns hauptſächlich von Frankreich entweder getrocknet oder eingemacht zugeführt werden, und die unſern Wohlſchmeckern einen köſtlichen Genuß gewähren. Die mehrſten kommen aus Avignon, Bordeaux und Cette, obgleich die von Orange für die delicateſten gehalten werden.

**Champion** war in den Ritterzeiten eigentlich ein jeder Kämpfer, der ſeine Sache öffentlich in den Schranken Mann gegen Mann ausfocht. Die engere und gewöhnlichere Bedeutung iſt jedoch ein ſolcher Ritter, welcher die Sache einer andern, nicht waffenfähigen Perſon, wie etwa eines Geiſtlichen, eines alten ſchwachen Greiſes, eines Kindes ꝛc. und vorzüglich einer Dame, auf ſolche Weiſe verficht. Wenn ein Ritter, was ſelten geſchah, gegen eine Dame die ſchuldige Ehrfurcht verletzt hatte, trat ein durch Verwandtſchaft oder Neigung

dazu befugter Ritter für ſie in die Schranken, die Unbill zu rächen, und ward ihr Champion. Wenn zwei Damen in Uneinigkeit gerathen waren, fand jede ihren Champion, der durch den Zweikampf ihr Recht vertheidigte. Da dieſe in ihrem Princip ſchöne Sitte nach und nach durch Mißbrauch oft bis zum Lächerlichen ausartete, ſo hat das Wort Champion, vorzüglich in der deutſchen Rede, größtentheils einen ſpöttelnden Nebenbegriff erhalten.

Chamſin, ein tödlicher Wind, der in Afrika weht. (S. Harmattan.)

Chan, Khan, überhaupt ein Fürſt oder Regent; insbeſondere das Oberhaupt der Tataren.

Chandler (Richard), ein gelehrter Helleniſt, geboren 1738. Er gab im J. 1763 die Marmora Oxoniensia heraus, wobei er nicht nur die Irrthümer ſeiner Vorgänger berichtigte, ſondern auch mehrere Lücken, beſonders in der Chronik von Paros, glücklich ergänzte. Die Geſellſchaft der Dilettanti wählte ihn gemeinſchaftlich mit dem Doctor Revett und Pars, um im Oriente zu ſammeln, über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder Nachforſchungen anzuſtellen, und die alten Denkmäler, die noch vorhanden ſeyn möchten, zu unterſuchen. Die Leitung der ganzen Reiſe ward Chandler übertragen. Dem zufolge bereiſete er in den Jahren 1764, 65 und 66 Jonien, Attika, Argolis und Elis, und kam mit einer reichen Ausbeute der wichtigſten Materialien nach England zurück. Im J. 1769 gab er den erſten Band ſeiner ioniſchen Alterthümer heraus, dem erſt 1800 der zweite folgte. Im J. 1774 ließ er zu Oxford ſeine Inscriptiones antiquae pleraeque nondum editae, in Asia minori et Graecia, praesertim Athenis collectae drucken. In der Kunſt, die alten Inſchriften richtig zu leſen, genau zu copiren und glücklich zu ergänzen, hat ihn niemand übertroffen. Von ſeiner Reiſe erſchien der erſte Band zu Oxford 1775 unter dem Titel: Reiſe nach Klein-Aſien; der zweite 1776 unter dem Titel: Reiſe nach Griechenland. Seine Geſchichte von Troja iſt gewiſſermaßen eine Ergänzung ſeiner Reiſe nach Aſien. Er ſtarb 1810.

Chaos, das erſte von allem, was ward. Der Bedeutung des Worts nach, der Raum, der alles faßt, was in ihm wird. Nach Heſiod waren die vier Grundurſachen, aus denen alles entſtand, das Chaos, die Erde, der Tartaros und der Eros (Amor); andere alte Dichter nahmen das Chaos allein als die erſte Grundurſache der Dinge an, und leiteten alles aus demſelben her; andere nannten als die drei übrigen Grundurſachen die Nacht, den Erebus und den Tartarus; noch andere ließen aus dem Chaos Erde und Himmel entſtehen, nur alle übrigen Dinge durch den Amor vollendet werden. Später dachte man ſich unter dem Chaos die ausgebildete Materie. Die Familie des Chaos war nach Heſiod folgende: Aus ſich ſelbſt zeugte das Chaos den Erebus und die Nacht, und dieſe zeugten mit einander den Aether und den Tag.

Chapelle, eigentlich Claude-Emmanuel Luillier, mit dem Beinamen Chapelle, weil er in dem Dorfe La Chapelle zwiſchen Paris und St. Denis im J. 1616 geboren worden, einer der liebenswürdigſten und anmuthigſten franzöſiſchen Dichter. Er hatte Gaſſendi in der Philoſophie zum Lehrer und die Natur in der Dichtkunſt. Die Freiheit und Leichtigkeit ſeines Geiſtes und die Fröhlichkeit ſeines Charakters machten ihm die vornehmſten und gebildetſten Perſonen zu Freunden; unter dieſen waren Racine, Boileau, Molière, Lafontaine, Bernier u. A. — Die Erzeugniſſe Chapelle's tragen das Gepräge ſeines Charakters, gemiſcht mit Weichlichkeit, Scherz und zuweilen mit

Bosheit. Seine mit Bachaumont abgefaßte Reiſe iſt das erſte Muſter dieſer leichten, lieblichen von der Freude und Unſchuld eingehauchten Dichtungsart. Man urtheilt, daß Chapelle mehr natürlich als geglättet, mehr frei in ſeinen Ideen, als correct im Ausdrucke ſei; aber das Talent, über ein Nichts geiſtreich zu ſprechen, zeigte er in einem bewundernswürdigen Grade. Er ſtarb 1686.

Chappe d'Auteroche (Jean), war 1722 geboren, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtudirte die Aſtronomie. 1760 ward er von der Akademie gewählt, um zu Tobolsk den Durchgang der Venus durch die Sonnenſcheibe (am 6. Juni 1761) zu beobachten. Nach großen Beſchwerden kam er zu Ende Aprils 1761 in Tobolsk an, und war ſo glücklich, bei einem durchaus reinen und heitern Himmel die beabſichtigten Beobachtungen zu machen. Nach zwei Jahren kehrte er nach Frankreich zurück und gab ſeine Relation de son voyage en Sibérie heraus. Dieſe Reiſebeſchreibung enthält eine Menge lehrreicher Details, aber auch manche ungünſtige Bemerkung über Rußland, und wurde von der Kaiſerin Catharina II. ſelbſt in einer Broſchüre, betitelt Antidote contre le voyage de l'Abbé Chappe, widerlegt. Daſſelbe Phänomen, das Chappe nach dem Norden geführt hatte, ließ ihn ſechs Jahre ſpäter (1769), auf Veranlaſſung der Akademie, eine Reiſe nach Californien machen, nach deren Beendigung er ſtarb. Seine Beobachtungen auf dieſer Reiſe hat C. F. Caſſini unter dem Titel: Voyage de Californie, herausgegen.

Chappe (Claude), des Vorigen Neffe, geboren 1763, hat ſich durch Erfindung des Telegraphen berühmt gemacht. Schon im 20. J. erregte er durch Abhandlungen in dem Journal de physique Aufmerkſamkeit. Im J. 1792 ernannte ihn die philomathiſche Geſellſchaft zu ihrem Mitgliede. Der Wunſch, ſich ſeinen einige Stunden von ihm entfernt lebenden Freunden mitzutheilen, führte ihn auf den Gedanken, durch Zeichen mit ihnen zu ſprechen, und dieſe ſpielenden Verſuche führten ihn zu jener wichtigen Entdeckung. Als es ihm nach mehreren Arbeiten gelungen war, ſeine Vorrichtung im Großen auszuführen, übergab er 1792 der Nationalverſammlung die Beſchreibung der von ihm erfundenen und Telegraph (Fernſchreibemaſchine) benannten Maſchine. Die Anlegung der erſten telegraphiſchen Linie wurde 1793 befohlen; das erſte Ereigniß, das dadurch gemeldet wurde, war die Einnahme von Condé. Der Convent erhielt dieſe Nachricht zu Anfang einer Sitzung, decretirte, daß Condé fortan Nordlibre heißen ſolle, und erfuhr noch in derſelben Sitzung, daß das Decret bereits überbracht und unter der Armee verbreitet ſei. Je mehr man die Reſultate des Telegraphen bewunderte, deſto weniger konnte man begreifen, wie dieſe Erfindung nicht früher ſei gemacht worden. Allerdings hatte man ſich von Alters her verabredete Phraſen durch Zeichen mitgetheilt. Die Seefahrer bedienten ſich dieſes Mittels ſeit undenklichen Zeiten. Der Taktiker Aeneas erwähnt einiger Verſuche, die Buchſtaben des Alphabets in gewiſſer Entfernung durch Zeichen auszudrücken, und gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Amontons einen Verſuch der Art gemacht. Aber das erſte Syſtem erlaubt nur eine ſehr beſchränkte Anwendung; eine Nacht reicht kaum hin, zwei oder drei Worte nach der Methode des Aeneas zuſammenzuſetzen. Was Amontons betrifft, den man unter die Erfinder der telegraphiſchen Kunſt ſetzt, ſo hat er von der Maſchine, die er ausgedacht, keine Zeichnung hinterlaſſen. Das Problem war daher noch zu löſen. Es kam darauf an, ein Mittel zu

finden, wie man mit Schnelligkeit nach allen Orten und zu allen Zeiten jede beliebige Idee hinbefördern könne. Chappe ahmte zu dieſem Zwecke keine der bisher üblichen Maſchinen nach, ſondern erfand eine, deren Formen ſehr ſichtbar und deren Bewegungen leicht und einfach ſind, die allenthalben aufgerichtet werden kann, die allem Wetter trotzt, und die, bei ihrer Einfachheit, eine hinreichende Menge von primitiven Signalen gibt, um von dieſen Zeichen eine genaue Anwendung auf die Ideen zu machen, dergeſtalt, daß gewöhnlich nur Ein, nie aber mehr als zwei Zeichen für eine Idee nöthig ſind. Die Ehre dieſer Erfindung, welche ihm allerdings gehört, wurde ihm indeß von vielen ſtreitig gemacht, und der Kummer, den er darüber empfand, verſenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 1805, indem er ſich in einen Brunnen ſtürzte, ſein Leben plötzlich endigte.

Chaptal (Jean Antoine Claude), Graf von Chanteloup, Sohn eines Apothekers von Montpellier, geboren 1753, und von frühester Jugend an dem Studium der Arznei- und Naturwiſſenſchaften gewidmet. Schon war er längſt als Arzt ausgezeichnet, als er auch 1791 bei der Beſtürmung der Citadelle von Montpellier für die Sache der Revolution ſich bemerkbar machte. 1793 wurde er wegen der Pulvernoth nach Paris berufen, und wußte durch ſeine chemiſchen Kenntniſſe und Thätigkeit bei der ungeheuern Fabrik zu Grenelle derſelben abzuhelfen. 1794 kehrte er nach Montpellier zurück, erhielt eine Verwaltungsſtelle im Departement Herault und die eigends für ihn daſelbſt errichtete Profeſſur der Chemie. 1798 wurde er zum Mitgliede des Inſtituts ernannt, zeigte ſich ſehr eifrig für die Sache des 18ten Brumaire, wurde 1799 vom erſten Conſul in den Staatsrath und 1800 in das Miniſterium des Innern aufgenommen, wo er dem Studium aller Künſte eine neue lebendige Wendung gab, und bei Paris eine eigene chemiſche Manufactur errichtete. 1804 fiel er in Ungnade, weil er ſich weigerte, in einem ſeiner Berichte zu erklären, daß der Runkelrübenzucker beſſer wäre, als der aus Zuckerrohr. Aber ſchon 1805 ernannte ihn der Kaiſer zum Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des Erhaltungsſenats. Seine Schmeicheleien gegen Napoleon bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Eugen erwarben ihm den Reichsgrafentitel und das Recht, ein Majorat auf das Gut Chanteloup zu errichten. 1811 wurde er zum Rath der Société maternelle, 1813 zum Großkreuz des Reunionsordens und den 26. December zum außerordentlichen Commiſſär in der 19ten Militairdiviſion zu Lyon ernannt, und eilte nach den größten aber vergeblichen Anſtrengungen im April 1814 nach Paris zurück, ſich völlig an den Senat anſchließend. Nach der Rückkehr von Elba ernannte ihn Buonaparte zum Generaldirector des Handels und der Manufacturen und zum Staatsminiſter und Pair von Frankreich. Des Königs Wiederkehr verſetzte ihn in den Privatſtand zurück, und nöthigte ihn, mit der Prinzeſſin von Orleans wegen des ehemals ihr gehörigen Chanteloup in Unterhandlungen zu treten. Im März 1816 ernannte ihn der König zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften 6ter Section. — Weit merkwürdiger, als durch ſeine Schickſale, iſt dieſer Mann durch ſeine Schriften über Gegenſtände der Chemie, über den Weinbau u. ſ. w., deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſein würde. Er leitet gegenwärtig noch zwei chemiſche Manufacturen zu Montpellier und Neuilly, erfand den Gebrauch alter Wolle ſtatt der Oele bei Verfertigung der Seife; die Verfertigung aller Arten von

Cäment und künſtlicher Puzzolane ohne fremde Stoffe; neue Töpferglaſuren, ohne die ſo oft vergiftenden Bleierze und Waſſerblei ꝛc. dabei zu gebrauchen, und verbreitete die Anwendung chemiſcher Bleichen.

**Charade**, ein Sylbenräthſel, d. h. ein Räthſel, deſſen Gegenſtand ein Name oder ein Wort iſt, das man zu errathen aufgibt, indem man die einzelnen Sylben als für ſich beſtehende Worte auf eine räthſelhafte Weiſe beſchreibt. Gelungen kann man eine Charade nennen, wenn die verſchiedenen Räthſel, welche ſie enthält, in einen paſſenden Bezug aufeinander gebracht ſind, und mit einer epigrammatiſchen Spitze im Ganzen zuſammenlaufen. Am angemeſſenſten ſpricht ſich dies Gedankenſpiel in Verſen aus, und unſere witzigen Köpfe haben uns im Uebermaß damit beſchenkt. Die deutſche und franzöſiſche Sprache ſind vorzüglich reich an ſolchen zuſammengeſetzten Wörtern; doch auch die alten Sprachen, wie die lateiniſche und griechiſche, beſonders die letztere, haben einen Ueberfluß daran. Die deutſche Sprache iſt deswegen ſo reich, weil ſie oft die Subſtantiven unverändert zuſammenſetzt. Man hat ſie häufig in kleine Erzählungen, Sonnette und andere Formen eingekleidet. Vorzügliche Charaden haben wir in Almanachen und Zeitſchriften von Kind, Groſe, Körner, Theodor Hell, Göckingk ꝛc. Eine ſchöne Sammlung ſind die **Agrionien**. (Man vergl. mit dieſem Art. noch **Gryphi**.) Ein Beiſpiel mag hier das Nähere darthun.

**Drei Sylben.**

Seh' ich aus deinen beiden erſten hold
  Die dritte ſanft zu mir herübergleiten.
Tauſch' ich für der Empfindung ſel'ge Freuden
  Nicht Ruhm und Ehre, Thron und Gold.
An deiner Hand, mit dir in ſeligem Verein,
  Wird mir mein Leben nur das Ganze ſein.

**Augenblick.**

**Charakter** nennt man ein beſtimmtes Zeichen für einen Gegenſtand oder Begriff. So iſt die Schrift der Chineſen eine Charakterſchrift, in der jeder Gegenſtand oder Begriff durch ein eigenes Zeichen ausgedrückt wird. Auch wir bedienen uns in einigen Wiſſenſchaften, der Kürze und Beſtimmtheit wegen, gewiſſer Charaktere oder Zeichen, von denen wir die wichtigſten hier folgen laſſen.

**A) Aſtronomiſche Charaktere:**

| | |
|---|---|
| ☉ die Sonne | ♀ die Venus |
| ☽ der Mond | ♂ der Mars |
| ⊕ die Erde | ♃ der Jupiter |
| ☿ der Merkur | ♄ der Saturn |
| ♅ der Uranus | |

Die zwölf himmliſchen Zeichen des Thierkreiſes:

| | |
|---|---|
| ♈ der Widder | ♎ die Wage |
| ♉ der Stier | ♏ der Scorpion |
| ♊ die Zwillinge | ♐ der Schütze |
| ♋ der Krebs | ♑ der Steinbock |
| ♌ der Löwe | ♒ der Waſſermann |
| ♍ die Jungfrau | ♓ die Fiſche. |

B) Mathematiſche, arithmetiſche Zeichen ꝛc.

Die Zahlen der Römer:

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. 1. II. 2. ꝛc. V. 5. | L. 50. | C. 100. | CC. 200. ꝛc. |
| VI. 6. ꝛc. IX. 9. | | D. oder IↃ. 500 | |
| X. 10. XX. 20. ꝛc. | | M. oder CIↃ. 1000. u. ſ. w. | |

In der Algebra bezeichnen die erſten Buchſtaben des Alphabets a, b, c gewöhnlich gegebene Größen; hingegen die letzten Buchſtaben z, y, x ꝛc. die noch unbekannten oder aufzuſuchenden Größen.

Ferner: + ſo viel als mehr (plus); — weniger (minus); × bezeichnet die Multiplication; ÷ die Diviſion; = ſo viel als gleich.

Ingleichen: ° Grad, ′ Minute, ″ Secunde, ‴ Terze.

C) Chemiſche Zeichen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 🜁 | Luft | ♄ | Blei |
| 🜃 | Erde | ♃ | Zinn |
| 🜄 | Waſſer | ☿ | Queckſilber |
| 🜂 | Feuer | ⦶ | Salpeter |
| ☾ | Silber | 🜔 | Salz |
| ☉ | Gold | 🜍 | Schwefel. |
| ♀ | Kupfer | 🜿 | Weinſtein |
| ♂ | Eiſen | | |

D) Geometriſche und trigonometriſche Charaktere ꝛc.

| | | | |
|---|---|---|---|
| □ | Quadrat | ∠ | Winkel |
| △ | Triangel | ∟ | gerader oder rechter Winkel |
| ▭ | Rechteck | \| | Perpendikulär |
| ○ | Kreis | \|\| | Parallel u. ſ. w. |

Charakter. Charakteriſtik (Anthropologie. Schöne Kunſt). Unter Charakter verſteht man überhaupt das auszeichnende Merkmal eines Dinges, wodurch es von andern unterſchieden und als ein eigenes erkannt wird. Charakteriſtiſch pflegt man dasjenige zu nennen, was durch eigenthümliche Beſchaffenheit ſo ausgezeichnet iſt, daß es nicht verkannt und mit einem andern verwechſelt werden kann. In dieſer Beziehung kann Charakter allem und jedem zugeſchrieben werden, was ſich durch beſondere Merkmale von andern Weſen unterſcheidet, und man ſpricht vom Charakter eines Baumes, einer Waldung, Gegend, Landſchaft, eines Thieres u. ſ. w. Es iſt z. B. Charakter des Menſchen, d. h. Unterſcheidungsmerkmal ſeiner Gattung von allen auf der Erde neben ihm lebenden organiſchen Weſen, daß er eine aufrechte Geſtalt, eine kunſtgeſchickte Hand, Vernunft und Sprache, thieriſche Triebe und ſittliche Freiheit, animaliſche Bedürfniſſe und eine ins Unendliche reichende Fähigkeit der Vervollkommnung hat, und ſo ein wunderbares Mittelweſen zwiſchen den Thieren und höhern Geiſtern iſt. Was den Charakter eines einzelnen Menſchen betrifft, ſo befaßt man darunter im weitern Sinne den Inbegriff aller Eigenſchaften, wodurch ſich ein Individuum von andern unterſcheidet, im engern blos ſeine ſittlichen Eigenſchaften, den ſittlichen, moraliſchen Charakter. Man muß nämlich, wenn man die Beſchaffenheiten unter den Menſchen genau erkennen und richtig beur-

theilen will, ſtets Rückſicht nehmen auf Naturell (d. h. diejenige Art des Wirkens und Seins, welche durch die phyſiſche Beſchaffenheit des Organismus beſtimmt wird), Temperament (ſ. d. Art.), Geiſt (Kopf, Talente), d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Vorſtellungsvermögens, Herz, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung ſeines Gefühlsvermögens, die Fähigkeit, von Gegenſtänden und Vorſtellungen gerührt zu werden, und Gemüth, d. h. auf die Beſchaffenheit und Richtung des Begehrungsvermögens, der Neigungen und Triebe, und deren Verhältniß zum Gefühlsvermögen (Gemüthsart). In den letztern Hinſichten kann ſowohl auf das Natürliche, als auf das geſehen werden, was der Menſch aus ſeiner Natur gemacht hat, durch Freiheit. Da es nun aber von beſonderer Wichtigkeit iſt, den Menſchen gerade in dieſer Hinſicht am ſorgfältigſten zu erforſchen, ſo muß man in der letzteren Beziehung zwei Punkte genau berückſichtigen: a) Sinnes- und Denkungsart, d. h. die Regeln, welche ſich ein Menſch für ſein Verhalten macht (deren Grund man die Geſinnung nennt), und b) die nach Grundſätzen der Sittlichkeit mit Freiheit eingerichtete, in einem Menſchen herrſchende, ſich immer gleich bleibende Handlungsweiſe. Eben dieſe aber iſt es, welche man im engern Sinne, oft jedoch auch vorzugsweiſe, Charakter eines Menſchen nennt. Charakterlos nennt man den, der ſich nie die Mühe gab, ſich frei zu feſten Grundſätzen zu erheben, und ohne Kraft iſt, ſie zu befolgen. Man darf daher annehmen, nur ſtarke, große Seelen haben Charakter. Je ſtärker und größer, deſto mehr iſt ihr Betragen Folge ihrer Grundſätze, und deſto treuer iſt jenes dieſen: conſequente; je ſchwächer, deſto weniger iſt dies der Fall: inconſequente Menſchen. Ausgebildete, ſtarke Vernunft und große Kraft des Willens machen alſo den Mann von Charakter. Sind nun dieſe Grundſätze dem Sittengeſetze gemäß, ſo iſt ſein Charakter gut: ſind ſie ihm entgegen, bös. Frei erworbene ſittlich gute Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Tugendhaften, frei erworbene ſittlich böſe Grundſätze und denen gemäßes Handeln machen den Laſterhaften, Böſewicht. Als Norm ſteht der Charakter des Tugendhaften da, das herrſchende, beſtändige Streben, das Sittengeſetz in allen Lagen und unter allen Verhältniſſen zu befolgen. Streng genommen, gäbe es nun, außer dieſem Charakter und dem ihm völlig entgegengeſetzten, keinen andern, und wir würden die Meiſten ohne Charakter finden, wofern nicht glücklicher Weiſe die weitere Bedeutung die gangbarſte wäre. Man kann daher den Charakter in engerer Bedeutung den moraliſchen, den in weiterer den pſychologiſchen nennen, unter welchem man ſich alſo zu denken hat: den beharrlichen Beſtimmungsgrund der Art zu ſein und zu handeln in einem menſchlichen Individuum ohne Rückſicht, ob freie Selbſtthätigkeit oder Naturbeſchaffenheit des Individuums die Urſache deſſelben war. Alle Eigenheiten demnach, welche in einem Menſchen durch Naturell, Temperament, Kopf, Herz und Gemüth vorgebracht werden, alles, wodurch er eine eigene Naturart iſt, rechnet man einem Menſchen in dieſem Stande als Charakter an, und verwechſelt daher dieſen auch häufig mit Naturell und Temperament. Die urſprüngliche Dispoſition zu einer ſolchen Naturart bringt jeder Menſch mit auf die Welt; Erziehung, Gewohnheit, Umgang, Schickſale und andere Umſtände tragen das Meiſte zur Bildung des Be-

harrlichen darin bei. Wie wichtig ſorgfältigere Unterſuchungen hierüber für Erreichung unſerer Abſichten, und mithin für Glück und Ruhe unſeres Lebens ſeien, braucht nicht erinnert zu werden. S. d. Art. *Menſchenkenntniß*. Daher geht auch ein Hauptmittel, die Menſchen kennen zu lernen, dahin, daß man ihre herrſchende Neigung erforſche, von welcher meiſt das ganze Syſtem ihrer herrſchenden und der davon abhängenden Empfindungen, Begriffe, Meinungen, Urtheile und Handlungen beſtimmt wird. Wenn nun der philoſophiſche *Menſchenforſcher* die Verſchiedenheiten der menſchlichen Natur nach ihrem Grade und Zuſammenhange erkennt, ſo ſtellt ſie uns der *Künſtler* dar, für die *Einbildungskraft*. Dieſe iſt ſtets auf *Anſchaulichkeit* gerichtet, aber nicht auf eine ſolche, die uns die Gegenſtände wie im fernen Nebel verſchwimmend, mit nur ſchwankenden Umriſſen, ſondern auf eine ſolche, die uns dieſelben mit den möglichſt beſtimmten Umriſſen vor die Seele führt. Das Eigenſte, Bezeichnendſte des Gegenſtandes muß zu dieſem Behufe herausgehoben werden, von der Seite, von welcher es gerade jetzt unſere Aufmerkſamkeit feſſeln ſoll, und mit ſolchen Zügen dargeſtellt, welche die ehemalige freie Beobachtung ſo lebhaft erneuern, daß wir gleichſam mit unmittelbarer Gegenwart des Gegenſtandes getäuſcht werden. Daher z. B. jene Beiwörter Homers: das *ſchwerwandelnde* Hornvieh, die *erdaufwühlenden* Schweine, der *armſtützende* Stab, der *langausſtreckende* Tod u. ſ. w. oder der Pappel *ſilberwechſelnde* Blätter bei Voß u. a. m. Haben aber dieſe Dichter mit den hinzugefügten Beiwörtern etwas anders gethan, als *charakteriſirt*, den eigenſten *Charakter* eines Gegenſtandes hervorgehoben, um dieſen uns dadurch näher zu ſtellen? Poetiſche Schildereien und Beſchreibungen würden ſehr matt und kahl ausfallen ohne ſolche vergegenwärtigende und gleichſam belebende Charakteriſirungen. Nicht aber in dieſen allein ſind ſie nothwendig, ſondern in jeder Gattung der Poeſie, im Kleinſten wie im Größten, im Theile wie im Ganzen, und jede ſchöne Kunſt erreicht ihren Zweck gehörig nur durch ſie. Zarter, feiner, tiefer Sinn, rege, lebhaft auffaſſende Einbildungskraft für alle empfindbare Aeußerungen und Züge des Charakteriſtiſchen in der Natur und Menſchheit ſind dem Kunſtgenie weſentlich; eben dadurch erſchließt es in uns Andern den Sinn dafür, und lehrt uns auch in dieſer Hinſicht Welt und Leben kennen, wie wir ſie vorher nie gekannt. Mit wie andern Augen ſehen wir beide an, wenn der Dichter, der Mahler, Bildhauer, Tonkünſtler uns auf Erſcheinungen, Aeußerungen, Zuſtände und Verhältniſſe aufmerkſam gemacht haben, an denen wir ſonſt, ohne ſie zu beachten oder nur zu bemerken, vorübergingen! Wie eine neue Erſcheinung ſteht das Alte, langgewohnte vor uns, und häufig ergeht es uns wie jenem Reiſenden, der, als er nach verſchiedenen Umſtänden der durchreiſenden Länder befragt ward, antwortete: ja, das hätte ich beobachten *können*. In die Augen ſpringt jedoch, daß nicht jede ſchöne Kunſt die Charaktere aller Gegenſtände darſtellen könne, denn jede iſt auf einen gewiſſen Kreis beſchränkt; die bildende Kunſt auf Gegenſtände der äußern Welt, die Tonkunſt auf Gefühle. Die *Poeſie* allein umfaßt die äußere und innere Welt, und da ihre Sphäre gerade ſo weit reicht, als ihr Darſtellungsmittel, die Sprache, ſo ergibt ſich, daß eigentlich im Himmel, auf und unter der Erde kein Gegenſtand ſei, den ſie nicht darſtellen könne. So viele Gegenſtände ſie aber darſtellen kann, ſo viele kann und ſoll ſie auch charakteriſiren.

Hier iſt im Allgemeinen keine Gränzlinie zu ziehen, außer welche das Schönheitsgefühl bei Ekel und Abſcheu erregenden Gegenſtänden zieht. Das Charakteriſiren bezieht ſich nun entweder auf die äußere Form und Beſchaffenheit, oder auf die innere Kraft und Wirkſamkeit, oder auf den Ausdruck des Innern durch das Aeußere. Welches von dieſen dargeſtellt werde, immer ſoll es ſo dargeſtellt ſein, daß es erſcheint als ein echter Abdruck der Natur, denn ohne Naturwahrheit iſt die Kunſt nur ein leeres bedeutungsloſes Spiel: zugleich aber auch ſo, daß die Einbildungskraft dadurch in eine lebhafte und dem gegenwärtigen Zweck entſprechende Thätigkeit verſetzt werde. Soll dieß geſchehen, ſo muß die herausgehobene Eigenthümlichkeit anſchaulich, ſinnlich klar, Leben erregend, gedrängt bezeichnet ſein, und den Gegenſtand eben nur von der Seite mit Beſtimmtheit bezeichnen, von welcher er eben jetzt unſer Intereſſe auf ſich ziehen ſoll. Dieß letztere verſteht ſich wohl von ſelbſt, weil ja ſonſt der Dichter ins Unendliche ausſchweifen könnte, ohne uns dem Zwecke nur im mindeſten näher zu führen. Uebrigens kann über das Mehr oder Weniger lediglich das Geſetz der Zweckmäßigkeit entſcheiden. Mancherlei Mittel ſtehen dem Dichter zu Gebote: jetzt wird er mit einem einzigen Beiworte ausreichen, jetzt eines ausgemahlten Gleichniſſes, bald einer längeren Beſchreibung, bald einer ausführlichen Schilderung bedürfen. Einigen Unterſchied zwar verurſacht hierin die beſondere Natur der verſchiedenen Dichtungsarten; doch bezieht ſich dieſer mehr auf die Mittel, als auf die Behandlung. Das Charakteriſiren kommt aber in der Poeſie hauptſächlich vor bei der Darſtellung menſchlicher Charaktere (Charakterbezeichnung), ſo daß man vorzugsweiſe an ſie zu denken pflegt, wenn vom Charakteriſiren in Werken der Poeſie die Rede iſt. Hiervon ſoll jetzt insbeſondere die Rede ſein, weil es mit dem oben über menſchliche Charaktere überhaupt Geſagten in nächſter Verbindung ſteht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß mit der Anfoderung an den Dichter, er ſolle Charaktere darſtellen, nicht gemeint ſein könne, er ſolle nur ſolche Perſonen in ſeinen Werken vorführen, welche im ſtrengen Sinne Charakter haben. Nur Engel oder Teufel würden dann in ſeiner Welt erſcheinen, mithin meiſt Weſen, wie wir ſie in der Natur nicht, oder nur als ſeltene Ausnahmen finden. Iſt es nun gleich nicht wahr, was man öfters behauptet hat, daß wir in ihrer Geſellſchaft Langeweile finden und unſere Theilnahme nicht erregt fühlen würden (denn wir fühlen uns von Miltons Satan, Klopſtocks Abramelech aufs höchſte intereſſirt, und es iſt kein Zweifel, daß wir durch die Aufſtellung eines ächt tugendhaften Menſchen, wenn er z. B. im Kampfe gegen Verſuchung und Schickſal als wahrhaft erhabener Gegenſtand nur durch ſeinen Tod ſiegt, die innigſte Theilnahme für ihn erregen würden); ſo würde doch der Dichter nur um Extreme ſchweben. Wenn es daher gleich keine noch ſo große erhabene Handlung gibt, deren die menſchliche Natur nicht fähig wäre, ſo hat es doch ſchwerlich einen Menſchen gegeben, deſſen Weisheit mit keinem Zuſatze von Thorheit, deſſen Tugend mit keinem Fehler, keiner Schwäche gemiſcht geweſen wäre. Nur Weſen dieſer Art hält der Menſch im Durchſchnitt für ſeines Gleichen, und der Dichter hat nicht die Verpflichtung des Moraliſten auf ſich, uns ſittliche Ideale der menſchlichen Natur aufzuſtellen, ſondern er ſchildert die Menſchen wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen. So wenig er daher blos tugendhafte Charaktere (oder deren Gegentheil) aufſtellt, eben ſo wenig können wir erwarten, daß er blos conſequente uns vorſtellen werde, da feſte prac-

tiſche Grundſätze unter den Menſchen ebenfalls ſelten, und unabweichliche Befolgung derſelben noch ſeltener ſind. Viel Studium und Mühe könnte der Dichter, wenn er nur conſequente Charaktere darzuſtellen hätte, ſich erſparen; denn eben Darſtellung der inconſequenten Menſchen, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie keinen Charakter haben, dergleichen z. B. der Prinz in Emilia Galotti und Clavigo ſind, gehören zu den ſchwierigſten Aufgaben der Charakterzeichnung. Das menſchliche Sein in ſeinen verſchiedenartigſten Anwandlungen bringt der Dichter zur Erſcheinung, und dadurch werden jene Gattungen von Poeſie, welche Begebenheiten oder Handlungen der Menſchen zum Gegenſtande haben, zugleich meiſt Entwickelungen der Geſchichte des menſchlichen Herzens, Beiträge zur Menſchenkunde. Ganz entgegengeſetzt den meiſten Menſchen, die, beſchränkt, nur gewiſſe Eigenheiten an ſich und andern ſchätzen, begünſtigen und ausgebildet wiſſen wollen, hat der echte Dichter Sinn für alles, Luſt an allem, weil er jedes in Beziehung auf das Ganze, und im Kleinen ſelbſt das Große ſieht, dem jenes dient. „Nur alle Menſchen" heißt es in Meiſters Lehrbrief, „machen die Menſchen aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt." Indem nun der Dichter, in deſſen Bruſt ein Vorgefühl alles deſſen ruht, was der ganzen Menſchheit zugetheilt ward, dieſe verſchiedenen Abwandlungen derſelben, für deren Beobachtungen ſein Blick geſchärft iſt, darſtellt, eröffnet er uns auch den Sinn für Leben und Menſchheit und die Verkettungen des im Dunkeln waltenden Schickſals. Freilich, ſagen wir mit Herder, „wenn ein Dichter das Wort Schickſal ſo mißverſtünde, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der für und wider nichts die aufs beſte angelegten Plane der menſchlichen Vernunft, aller Vernunft entgegen, abſichtslos und ſchadenfroh ohne alle Schuld der Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſänne, daß Alles, was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternehmen, unglücklich, dagegen, was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich glücklich ausfalle: dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal." Nein, durch Menſchen-Charaktere, durch die eigenthümlichen individuellen Anlagen und Fertigkeiten der Menſchheit, wirkt das Schickſal, oder welchen Namen man ſonſt dafür wähle; an dieſe knüpft es die unſichtbaren Fäden, aus denen die Ereigniſſe und Begebenheiten der Menſchheit gewoben werden, und auf dieſe Weiſe ſtellt ſie der echte Dichter dar. Wie nöthig wird ihm alſo beſtimmter Umriß, Haltung, anſchaulich lebenvolle Darſtellung der Charaktere! Ohne reine, wahre, treue, lebendige Charakteriſtik der Geiſter und Herzen, ohne tiefe, innigſte Erfaſſung jeder ſtarken und jeder leiſeren Nüance verfehlt er offenbar ſeinen Zweck! Im Allgemeinen werden an jede Charakterzeichnung eines Dichters folgende Anforderungen mit Recht gemacht: 1) Sie ſei wahr und der Natur getreu. Was hier gegen die Naturgeſetze der Wahrheit iſt, kann unmöglich ſchön ſein; der Charakter muß mit den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur übereinſtimmen. 2) Die Charakterzeichnung muß Haltung haben, d. h. ſie darf ſich ſelbſt nicht widerſprechen, ſie muß conſequent durchgeführt ſein. Hier iſt die Schwierigkeit unſtreitig bei den ſogenannten Charakterloſen am größten. In dieſem Falle müſſen nur die jedesmaligen Beſtimmungsgründe herausgehoben und die einwirkenden Situationen mit Geſchicklichkeit angelegt und durchgeführt ſein. Uebrigens gibt es allerdings auch Widerſprüche in ſonſt conſequenten Charakteren, wenn z. B. herrſchende Leidenſchaften mit den Grundſätzen in Conflict gerathen. So iſt es z. B. keineswegs gegen

die menſchliche Natur, daß ein Ehrgeiziger ſich bis zum Niederträchtigen erniedrige, wenn er dadurch ſeinen Zweck zu erreichen hofft; es iſt aber gegen die menſchliche Natur, daß ein Phlegmatiker ſich als den feurigſten Liebhaber zeige. 3) Die Charakterzeichnung muß leicht überſchaulich ſein, damit man nicht über den Charakter unentſchieden bleibe. Freilich aber iſt es nicht Schuld des Dichters, wenn ſeine Leſer den Löwen nicht an den Klauen erkennen; denn von dem Dichter wird keineswegs gefodert, daß er uns eine Charakterzeichnung wie la Bruyere liefere, ſondern ſeine Phantaſie ſtellt ſo viele Aeußerungen und Züge des Charakters zuſammen, als ſein Zweck erheiſcht und hinreichen, unſere Phantaſie zu erregen und unſer Urtheil zu beſtimmen. Ein einziger leiſer Zug, der Natur fein abgelauſcht, worin ſich die Eigenthümlichkeit eines Charakters ausdrückt, iſt oft hinreichend zu bewirken, daß unſere Phantaſie das Uebrige hinzudichte. Züge dieſer Art ſind es, welche vernehmlich die beſchreibende Poeſie beleben, die es ſo ſehr mit Beſchaffenheit und Zuſtänden, überhaupt dem Ruhenden, zu thun hat. Hier muß die Phantaſie durch die Charakterzeichnung in ein fortſchreitendes Spiel verſetzt werden, worin ſie zu dem Gegebenen eine Mannichfaltigkeit des durch den Charakter Möglichen hinzudichtet, da ſie hingegen in den Charakterzeichnungen der dramatiſchen Poeſie (bei Entfaltung des Willens durch Verſetzung in Lagen, welche zum Handeln nöthigen) den Verſtand durch ihr Spiel veranlaßt, rückwärts bis zu den Gründen zu gehen. Man darf hier nur an die Entwickelung von Hamlets Charakter in Meiſters Lehrjahren erinnern. Die erzählende Poeſie, die es ſtatt der Handlungen mit Begebenheiten zu thun hat, ſteht in dieſer Hinſicht zwiſchen jenen beiden in der Mitte. Uebrigens haben dramatiſche und erzählende Poeſie das mit einander gemein, daß dort die Handlung, hier die Begebenheiten durch die Charaktere bedingt ſind. In dieſer Hinſicht ergeben ſich denn für Charakterzeichnung folgende Geſetze: 1) Nur ſolche Züge, Aeußerungen und zur Entwickelung führende Situationen anzubringen, als zur Wirkung weſentlich erfoderlich; 2) nicht mehr als nöthig wären, und 3) alle in einer ſolchen Aufeinanderfolge, daß das Zuſammenfaſſen in ein Totalbild dadurch möglich wird. Fehlt an ſolchen Zügen etwas, ſo iſt die Charakterzeichnung dürftig; ſind ſie nicht mit der erforderlichen Stärke herausgehoben, ſo iſt ſie flach, matt, oberflächlich, unbeſtimmt; ſind ihrer zu viele, ſo iſt ſie überladen; ſind ſie zu ſtark, ſo iſt ſie übertrieben, und ſind ſie nicht in der gehörigen Ordnung, verworren. Dieſe Fehler weiſen von ſelbſt auf die entgegengeſetzten Tugenden. Man laſſe ſich übrigens durch eine Eintheilung der Dramen, die auch für den Roman gelten kann, in Intriguen- und Charakterſtücke nicht zu dem Wahne verleiten, in dem ſelbſt Dichter und Aeſthetiker zu ſtehen ſcheinen, als ob manchen Dramen und Romanen Charakterzeichnung minder weſentlich ſei. Charakterzeichnung iſt in allen unerlaßliche Bedingung, und jene ſogenannten Charakterſtücke unterſcheiden ſich von den übrigen in Hinſicht auf Charakteriſtik blos wie Gattung und Art. Aber entweder liegt das meiſte Gewicht überhaupt auf den Charakteren, oder es wird insbeſondere das einer Claſſe von Individuen, deren Repräſentant der Held des Charakterſtücks iſt, Eigenthümliche dargeſtellt, indem man alle Hauptzüge eines Charakters, die man ſonſt nur an mehreren zerſtreut antrifft, auf Eine Perſon häuft, und ſo gewiſſermaßen den perſonificirten Charakter ſelbſt, wie z. B. in Moliere's Geizigem, erhält. In

beiden Fällen redet man von einem Charakterſtück. Die Unterſuchung, wie weit ein Dichter hiebei gehen dürfe, ob und wie er dabei die Individualität retten könne, oder zu retten nöthig habe u. a. m., würde aber zu weit führen. Was die Charakterdarſtellung in der Schauſpielkunſt anlangt, ſo iſt der Schauſpieler nicht blos Organ des Dichters, ſondern auch Repräſentant ſeiner Helden, und da er dieſe durch ſeine Perſon zu verſinnlichen und zu beleben beſtimmt iſt, ſo folgt natürlich, daß er den vom Dichter gezeichneten Charakter getreu darſtellen ſolle. Die ſchwierige Aufgabe des Schauſpielers iſt hierbei dieſe, einen idealen Charakter als Individualität darzuſtellen in ſeiner eigenen Perſon. Dieſe ſeine Perſon muß er nothwendig verleugnen; für den fremden Charakter, den er darſtellen ſoll, hat er aber kein Vorbild; denn der Dichter liefert ihm mehr nicht als Veranlaſſung, ſich ein ſolches zu ſchaffen. Die Züge dazu kann er nirgend anders entlehnen, als aus der Natur, indem er entweder ein einziges Original copirt, oder die zerſtreuten Züge von mehreren in Eins verbindet. Da das Erſte nur in ſeltenen Fällen anwendbar iſt, ſo bleibt ihm meiſtens das Letztere übrig, wobei er ſich als echten Künſtler mit ſchöpferiſcher Phantaſie beweiſt. Uebrigens iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Schauſpieler ſchärfer charakteriſiren müſſe, als wir es überall in der Natur finden, und daß ohne Charakteriſtik die Schauſpielkunſt nichts iſt. Der Schauſpieler befindet ſich ziemlich dabei im Falle des bildenden Künſtlers; wie denn überhaupt die Schauſpielkunſt als belebte Bildnerei betrachtet werden mag. Dann muß man aber bekennen, daß die Schauſpielkunſt noch mehr Schwierigkeiten zu beſiegen habe, als die Bildnerei; denn wenn ſich dieſe auf einen Moment beſchränkt, ſo hat jene einen vollſtändigen Cyclus darzuſtellen, worin mit immer gleich gehaltener Wahrheit ein Beharrliches, der Charakter, in beſtändigem Wechſel durch die mannichfaltigſten Uebergänge zum Ziele geführt wird, an welchem alles Einzelne Ein Ganzes ausmacht. Mit der Bildnerei hat ſie Ausdruck der Beſchaffenheit und des Zuſtandes der Seele im Körper gemein, denn darin beſteht der eine Theil der Charakteriſtik bildender Kunſt; der andere bezieht ſich lediglich auf die äußere Beſchaffenheit der dargeſtellten Weſen, Erfaſſung der Eigenthümlichkeiten, womit die Natur ein jedes in Geſtalt, Farbe und Größe bezeichnet hat. Außer dieſer treuen Naturwahrheit kann die bildende Kunſt zwar in Hinſicht auf äußere Geſtalt durch Wahl der Formen das Trefflichere darſtellen, charakteriſtiſch kann ſie aber ſonſt nur ſein durch den Ausdruck des Geiſtigen im Körperlichen. Wo die Natur anfängt, durch inwohnenden Geiſt, Seele, bedeutend zu werden, da fängt auch eigentlich erſt der Kreis der ſchönen bildenden Kunſt an, und Copien von Naturgegenſtänden, wäre auch ihr äußerer Charakter noch ſo genau beobachtet und die Behandlung noch ſo trefflich, haben doch keinen Anſpruch auf den Rang unter Werken ſchöner Kunſt, wenn nicht der Künſtler jene Bedeutung herausgehoben hat. Dies iſt bei manchen Gegenſtänden gar nicht, bei einigen in geringerem, bei andern in höherem Grade möglich. Die der erſtern Claſſe nennt Göthe widerſtrebende Gegenſtände, bei denen wir nicht verweilen wollen. Zu denen der zweiten Claſſe gehören Stilleben, Landſchaften, Thierſtücke, die ohne Charakteriſtik leer und fad ſind und den Beſchauer gleichgültig laſſen. Die höhere Charakteriſtik beginnt, wo im organiſchen Leben freie Thätigkeit ſich äußert, beſonders da, wo er in Individuen ſich in unendlicher Mannichfaltigkeit äußert. In der Thierwelt wird wenig

Individualität gefunden, indem faſt jedes Individuum ſeine ganze Gattung repräſentirt; der bildende Künſtler wird alſo hauptſächlich ſeine Kunſt des Charakteriſirens in Darſtellungen aus der Menſchenwelt zeigen können. Auf dreifache Weiſe ſtellt er den Menſchen dar, *plaſtiſch*, *phyſiognomiſch* und *mimiſch*. Bei der plaſtiſchen Darſtellung, die auf vollendetetes Ebenmaß der Form gerichtet iſt, kann er nur äußere Zuſtände charakteriſiren, z. B. die Unterſchiede des Männlichen und Weiblichen, die Stufen des Alters u. a. m.; die Seelencharakteriſtik gehört den andern Arten an. *Phyſiognomiſche* Darſtellung zeigt den Ausdruck des innern Menſchen im äußern in Ruhe; und iſt entweder *Porträt* oder *Charakterſtück*. Die meiſten Porträts ſind mehr für die Erinnerung, als den tiefern äſthetiſchen Sinn, und es werden meiſt keine höheren Anſprüche gemacht, als auf äußere Aehnlichkeit der Geſichtszüge, weshalb denn auch Bildniſſe kein allgemeines Intereſſe haben. Wie in dieſem nur die Perſönlichkeit eines einzelnen Individuums, ſo iſt im Charakterſtück die Individualität einer ganzen Art oder Claſſe dargeſtellt. Man kann hieher die Charakteriſtik von *le Brun* rechnen, in denen die vorzüglichſten Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften nach ihrem phyſiognomiſchen Ausdruck dargeſtellt ſind. (S. *Phyſiognomik*.) *Mimiſch* ſtellt die bildende Kunſt den Menſchen dar, wenn ſie aus ſeinem Aeußern auf eine beſtimmte Handlung ſchließen läßt, bei welcher er unternehmend oder leidend intereſſirt iſt. Dieſe mimiſche Darſtellung iſt entweder *pathologiſch*, wenn ſie aus den Mienen und Geberden den Grund der Seelenbewegung nur errathen läßt, oder *dramatiſch*, wenn ſie den Grund ſelbſt als eine vollſtändige Begebenheit darſtellt, welche die Veranlaſſung des mimiſchen Ausdrucks enthält. Dieſe letzteren Darſtellungen ſind wieder *hiſtoriſche* und *Charakterbilder*. Die letzteren erheben ſich über die erſtern dadurch, daß alle Figuren derſelben für ſich intereſſiren müſſen, und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung oder Verſinnlichung des Charakters beigelegt, mithin untergeordnet iſt, wovon das vollkommenſte Beiſpiel Rafaels Schule von Athen ſein dürfte; im hiſtoriſchen Bilde ſind die Figuren um der Handlung willen da. Das Verhältniß iſt wie in den Charakter- und Intriguen- oder Situationsſtücken der dramatiſchen Poeſie, und was in Hinſicht auf Charakterzeichnung dort galt, gilt auch hier. *Muſik*. Der Gegenſtand der Muſik ſind Empfindungen, das Darſtellungsmittel Töne. Durch beide wird der Charakter der Tonſtücke bedingt. Davon, daß jede Empfindung ihren eigenen Charakter habe, iſt wohl unnöthig zu ſprechen, wir gedenken alſo nur des danach modificirten Ausdrucks durch Töne. Auf eine zwiefache Weiſe wird dieſer beſtimmt: einmal durch den *Gang* und die *Bewegung der Töne*, und dann durch die *Tonart*. Die Erfahrung lehrt uns, daß jede Empfindung und Leidenſchaft ihre eigenthümliche Bewegung habe; denn raſch hüpft die Freude, mit zögerndem Schritte ſchleicht der Schmerz u. ſ. w. Mit dieſem der jedesmaligen Empfindung angemeſſenen Rhytmus charakteriſirt alſo die Muſik zunächſt. Da ſich aber nicht blos durch Bewegung, ſondern auch durch Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Töne, je nachdem dieſe oder eine andere Empfindung die Urſache von ihnen iſt, unterſcheiden; ſo wird die Wahl der *Tonart* ein zweites Mittel zu charakteriſiren für die Muſik. Hier tritt die Charakteriſtik der Töne ein (ſ. *Tonarten*), und man ſieht, wie wichtig die Beſtimmung iſt, aus welchem Ton ein Tonſtück gehe. Und ſo zeigt ſich denn auch, die Muſik ſei nur rein wirkſam, wenn ſie auf ihre Weiſe ächt charakteriſirt.

Daß ſich die Declamation in demſelben Falle befinde, ſpringt in die Augen; denn Declamation, wenn ſie iſt, was ſie ſein ſoll, iſt ja nichts anders, als eine geſprochene Muſik, weshalb auch der verewigte Schocher ſie eine notirte Beredſamkeit nannte. Und was fodern wir von einer ächten Declamation? Nicht blos, daß ſie richtig ausſpreche, Längen und Kürzen im Allgemeinen beobachte u. ſ. w., ſondern daß ſie Stillſtand, Fortſchritt und überhaupt die Bewegung, Ton, Modulation, Nachdruck und Affect dem jedesmaligen Inhalte der Darſtellung aufs genaueſte anpaſſe. Denken wir hiebei wieder an den Schauſpieler, ſo erſcheint uns die Schwierigkeit der Kunſt in ihrem ganzen Umfange, denn wie er in Hinſicht auf mimiſchen Ausdruck mit dem bildenden Künſtler verwandt iſt, ſo iſt er es in Hinſicht auf Declamation mit dem Tonkünſtler; die Wahrheit ſeines Mienen, und Geberdenſpiels ſoll er auch durch die Wahrheit ſeines Sprachausdrucks beglaubigen, und ſo der Poeſie von allen Seiten Leben und Seele geben. Endlich darf die Baukunſt eben ſo wenig, als eine andere ſchöne Kunſt den Charakter vernachläſſigen, welcher durch die Wirkſamkeit gewiſſer Formen auf unſer Gefühl beſtimmt wird; weshalb es, beiläufig geſagt, gar nicht ſo unſinnig war, als es Einigen geſchienen hat, die Baukunſt eine verſteinerte Muſik zu nennen. Die Werke der ſchönen Baukunſt müſſen ſich charakteriſiren als erhabene, prächtige, ſchauerliche, ſchöne, romantiſche. Erhaben bis zum Feierlichen ſind Tempel; prächtig, Eindruck von Größe und Würde erregend Paläſte; ſchauerlich Gefängniſſe, Zeughäuſer u. a.; reizend, wenigſtens ſo weit es durch Symmetrie und Eurhythmie erreichbar iſt, Privatwohnungen, die ländliche Baukunſt u. ſ. w. Das Romantiſche iſt vornehmlich der gothiſchen Baukunſt eigen, von deren mannigfaltiger Anwendung zu unſerer Zeit wohl kaum eine Erinnerung nöthig iſt. Die „Unterſuchung über den Charakter der Gebäude, über die Verbindung der Baukunſt mit den ſchönen Künſten, und die Wirkungen, welche durch dieſen hervorgebracht werden ſollen (Leipzig 1788 vom Herrn von Erdmannsdorf)" machen es unnöthig, uns hierüber weiter zu verbreiten. Daß die Gartenkunſt ebenfalls der Charakteriſtik bei ihren Darſtellungen weſentlich bedürfe, lehrt der Art. Gartenkunſt. — Das unumſtößliche Reſultat aller dieſer Unterſuchungen iſt: keine ſchöne Kunſt iſt ohne Charakteriſtik, und ein großer Theil der Wirkungen, welche ſie hervorbringt, beruht auf ihrem zweckmäßigen Gebrauche. Deshalb dürfen wir uns in der That nicht verwundern, wenn es Aeſthetiker gegeben, die geradezu das Weſen aller ſchönen Kunſt in Charakteriſtik ſetzen. In neueſter Zeit hat dies beſonders Hirt gethan, in zwei Aufſätzen, die von ihm in Schillers Journal die Horen enthalten ſind. Man vergeſſe aber nicht, was hiegegen von Göthe in den Propyläen, und von Fernow in den Römiſchen Studien erinnert worden. Schön iſt des Erſteren Charakteriſtik der Charakteriſtiker; der Unterſuchung des Letzteren fehlt wenig, um erſchöpfend zu ſein. Er ſetzt das Ideale dem Charakteriſtiſchen entgegen, und zeigt, daß durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen Kunſtwahrheit bewirkt werde. Wie nöthig dieſe ſei, iſt gezeigt worden; allein ſie iſt noch keine Schönheit, und von ſchöner Kunſt iſt doch die Rede. Da ergiebt ſich denn von ſelbſt, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganze, vollſtändige, noch der höchſte Zweck der Kunſt ſein können, ſondern daß zu ihr noch Idealität der Form und Schönheit der Darſtellung hinzukommen müſſe. Schöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen iſt es,

worauf hier Alles ankommt. Vergl. den Art. Ideal, und Falks kleine Abhandlungen über Poeſie und Kunſt. dd.

Chardin (Jean), Sohn eines proteſtantiſchen Juwelenhändlers zu Paris, und ſelbſt Juwelenhändler, war 1643 geboren. Er war noch nicht zwei und zwanzig Jahr alt, als ſein Vater ihn, um Diamanten einzukaufen, nach Oſtindien ſchickte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Surate lebte Chardin ſechs Jahre lang in Iſpahan, wo er ſich weniger mit kaufmänniſchen Geſchäften als mit tiefen Studien und Unterſuchungen beſchäftigte, und ſeine Verbindungen am Hofe benutzte, um die belehrendſten und zuverläſſigſten Nachrichten über die politiſche und militäriſche Lage Perſiens zu ſammeln. Er brachte treffliche Materialien über die Alterthümer und die Geſchichte zuſammen. Im J. 1670 kehrte er nach Frankreich zurück; da er aber ſah, daß er wegen ſeiner Religion keine Anſtellung oder Beförderung zu hoffen hatte, nahm er eine beträchtliche Menge von Koſtbarkeiten mit ſich, und reiſete 1671 wieder nach Perſien. Theils in Perſien, theils in Idien blieb er zehn Jahre. Im April 1681 kam er in London an, und zehn Tage nach ſeiner Ankunft ertheilte ihm Carl II. den Titel eines Chevaliers. Chardin beſchäftigte ſich jetzt mit ſeiner Reiſebeſchreibung, deren erſten Band er in London 1686 herausgab. Die andern Bände ſollten folgen, als er zum bevollmächtigten Miniſter des Königs von England bei den Generalſtaaten von Holland, und zum Agenten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bei ebendenſelben ernannt wurde. Seine neuen Pflichten entzogen ihn nicht ſeinem Lieblingsgeſchäfte, und im J. 1711 gab er zwei Ausgaben ſeiner Reiſebeſchreibung heraus. Bald darauf kehrte er nach England zurück, wo er 1713 ſtarb. Alle ſpätern Reiſenden haben die Richtigkeit, Genauigkeit und Wahrheit ſeiner Angaben und die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe beſtätigt. Die neueſte und beſte Ausgabe von Chardins Reiſe hat Langles 1811 in zehn Octavbänden nebſt einem Atlas in Folio beſorgt.

Charette de la Coutrie (François Athanaſe), einer der Hauptanführer in dem Vendéekriege, war 1763 zu Couffée in der Bretagne in einer alten und ausgezeichneten Familie geboren. Mit dem ſechzehnten Jahre wurde er bei der Marine angeſtellt, wo er bis 1790 diente, dann zu den Emigrirten nach Coblenz ging und kurz darauf nach Frankreich zurückkehrte. Er war am 16. Auguſt in Paris, wo er vergebens verſuchte, in die Tuilerien zu dringen, um den König zu vertheidigen. Er begab ſich darauf nach Poitou und lebte ruhig auf dem kleinen Schloſſe Fonteclauſe, als in den erſten Tagen des Mais die Inſurrection ausbrach. Den wiederholten Aufforderungen der bewaffneten Bauern nachgebend, ſtellte er ſich endlich an ihre Spitze. Sein Angriff auf Pornic gelang. Aber bei Challans und St. Gervais war er unglücklich. Nur ſeine Feſtigkeit erhielt ihn im Commando. Er flüchtete nach Montaigu, wo der Inſurgentenchef Royrand ihm die Aufnahme verweigerte. In dieſer Noth griff Charette mit dem Reſt ſeiner Treuen voll Verwegenheit die Republikaner zu St. Colombien an, und trug entſchiedene Vortheile davon. Royrand, dadurch ausgeſöhnt, verabredete eine gemeinſchaftliche Unternehmung mit ihm; der glückliche Erfolg derſelben ſetzte Charette in eine beſſere Lage. Nach einigen Gefechten war er aufs neue Herr des ganzen Landes. Ungefähr um dieſe Zeit nahm die große Vendéearmee Samur; Charette vereinigte ſeine Operationen mit den ihrigen. Der Angriff auf Nantes mißlang. Jetzt ward

d'Elbée zum Oberbefehlshaber gewählt. Obgleich damit unzufrieden, nahm Charette doch Antheil an dem Angriff auf Luçon, wo die Vendéer nach anfänglichen Vortheilen eine vollſtändige Niederlage erlitten. Gegen die Mitte des Septembers erſchien die Garniſon von Mainz und andere krieggewohnte Truppen in Nieder-Poitou, um die Republikaner zu verſtärken. Charette zog ſich an die Ufer der Sevre zurück und vereinigte ſich mit der großen Vendéearmee, welche hier bei Torfu einen vollſtändigen Sieg über die Mainzer erfocht. Den folgenden Tag marſchirten Leſcure und Charette auf Montaigu, und gewannen neue glänzende Vortheile. Statt aber jetzt zum Ueberreſte der Armee unter Bonchamp und d'Elbée zu ſtoßen, verfolgten ſie ihren Sieg noch bei St. Fulgent, und verhinderten dadurch einen allgemeinen Angriff, der die Vernichtung des Feindes vollendet haben würde. Dieſer Mangel an Uebereinſtimmung entzweite Charette und die übrigen Anführer. Sein Talent konnte ſich nur noch zeigen, wenn er allein und unabhängig war. Als er ſeine Cantonnirungen befreit ſah, verließ er mit den Seinigen unter einem Vorwande die Hauptarmee, und machte einen Angriff auf die Inſel Noirmoutier, um ſich mit den Engländern in Verbindung zu ſetzen. Dies gelang ihm gerade, als die bei Chollet geſchlagene große Armee über die Loire gehen mußte; bald aber hatte auch Charette ſich gegen heftige Anfälle zu vertheidigen. Haxo drängte ihn gegen das Meer und hielt ihn in den Moräſten von Bouin eingeſchloſſen. Charette führte ſeine Armee glücklich aus einer Gegend, in der ſie verloren zu ſein ſchien. Zu ſchwach, ſich irgendwo zu behaupten, ſetzte er jetzt den Krieg als Parteigänger fort. Seine Thätigkeit war durch nichts zu ermüden; fünf Monate durchſtreifte er auf dieſe Weiſe Nieder-Poitou. Dann ging er über die Sevre zurück, und begab ſich wieder auf ſein Gebiet, ohne ſich mit der großen Armee in Verbindung zu ſetzen, die ſich aufs neue zu bilden anfing. Nach einigen gemeinſchaftlich mit Stofflet, theils in Anjou, theils in Nieder-Poitou glücklich ausgeführten Angriffen blieb Charette allein auf ſeinem Gebiete; gegen den Juni 1794 verſtärkte er ſich anſehnlich. Durch einige errungene Vortheile kühn gemacht, unternahm er es, drei verſchanzte Lager der Republikaner zu zerſtören. Der Angriff auf das Lager von St. Chriſtophe bei Challans war die ſchönſte Waffenthat Charette's und ſeiner Armee. Indeß hatte der 9. Thermidor die Erbitterung der Gemüther auf beiden Seiten gemindert; Abgeordnete des Convents erſchienen, und boten den Vendéern eine Amneſtie. Charette willigte endlich wider Willen in einen Frieden, der ihn in ſeinen Augen erniedrigte. Aber keine von den Friedensbedingungen ward gehalten; man griff aufs neue zu den Waffen und kämpfte auf Leben und Tod. Charette ließ alle Gefangenen erſchießen, und nahm ſtets die blutigſten Repreſſalien. Aber das Glück war ihm nicht mehr günſtig; Hoche ſchloß ihn völlig ein, ſeine Anhänger verließen ihn, und zwiſchen Montaigu und Belleville ward er gefangen. Man brachte ihn nach Nantes, wo er den 29 März 1796 erſchoſſen ward.

**Charfreitag** hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von dem alten deutſchen Worte **charen**, welches leiden oder büßen heißt. Die Proteſtanten betrachten ihn als den feierlichſten Tag des ganzen Jahres, dagegen gilt er bei den Catholiken nur für einen halben Feiertag.

**Chargé d'Affaires**, ſ. Geſandten.

**Charité**, eigentlich Barmherzigkeit, Liebe. Daher wohl auch die Benennung eines Krankenhauſes, wie in Berlin.

Charitinnen, ſ. Grazien.

Charkow, Hauptſtadt des ſlobod-ukrainiſchen Gouvernements in Rußland. Sie hat über 1500 Häuſer und an 11,000 Bewohner. Die Einwohner nähren ſich, außer dem Feld- und Obſtbau, von ihren Lederarbeiten, wollenen Filzen, Decken und Mänteln, und von einem nicht unwichtigen Zwiſchenhandel. Es gibt vier große Jahrmärkte hier. Im J. 1803 wurde die hieſige hohe Schule zu einer Univerſität umgeſchaffen, und aus Deutſchland mehrere bekannte Gelehrte als Profeſſoren dorthin berufen. Der Kaiſer bewilligte jährlich 130,000 Rubel zu Einkünften, und außerdem ſchoß der Adel des ſlobod-ukrainiſchen Gouvernements 400,000 Rubel zur Einrichtung her. Sie zählt 25 Profeſſoren und etwa 230 Studenten.

Charlatan. Die Abſtammung dieſes Worts, worunter man zunächſt einen Afterarzt, dann aber überhaupt Jeden verſteht, der ſich auf eine auffallende Weiſe den falſchen Schein von Kenntniſſen oder Geſchicklichkeiten gibt, iſt zweifelhaft. Einige leiten es ab von dem Flecken Ceretano bei Spoletro, von wo die erſten mediciniſchen Betrüger ausgegangen ſein ſollen, Andere von dem barbariſchen Worte circulatanus (für circulator), noch Andere von dem italieniſchen ciarlare, ſchwatzen. Wir könnten noch eine Ableitung hinzufügen von dem italieniſchen scarlatto, Scharlach, und scarlattino (ſcharlachfarben, weil auch die Afterärzte einen Scharlachmantel, das Abzeichen der Aerzte, umthaten. Am natürlichſten ſcheint indeß die Ableitung von ciarlare, weil im Schwatzen eigentlich die Hauptkunſt des Charlatans beſteht.

Charlestown, die Hauptſtadt von Süd-Carolina in Nordamerika, wurde im J. 1630 angelegt. Sie zählt über 28,000 Einwohner, worunter 13,000 Neger, in 3500 Häuſern, ohne die Packhäuſer und Magazine. Der Handel von hier aus iſt von der höchſten Bedeutung, ſowohl nach Europa, als nach den weſtindiſchen Inſeln. Die Hauptausfuhr beſteht in Reiß, Tabak, Baumwolle, Indigo. Es laufen jährlich über 1000 Schiffe ein und aus.

Charlottenburg, königliches Luſtſchloß, an der Spree, mit einem ſchönen Garten, eine Stunde von Berlin, welches die erſte Königin von Preußen, Sophia Charlotte, erbauen ließ Die dabei neu angelegte Stadt enthält 430 Häuſer und 3800 Einwohner. Ein ſchöner Weg führt durch den Thiergarten nach Charlottenburg, welches die Berliner häufig als Vergnügungsort beſuchen. Ehemals hieß es von dem dabei liegenden Dörfchen Lietzow Lützelburg. Unter der verewigten Königin Luiſe, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., iſt es ſehr verſchönert worden. In dem Schloßgarten befindet ſich das dieſer vortrefflichen Fürſtin errichtete Mauſoleum, unter deſſen Gewölbe auch ihre Aſche ruht. Jeden 19. des Monats (zur Erinnerung an den Sterbetag [19. Juli 1810] der Königin ſtehen die Pforten dem Publicum offen. Am 19. Juli jeden Jahres iſt daſelbſt vor dem Könige und ſeiner Familie Gottesdienſt.

Charon, ein Sohn des Erebus und der Nacht. Sein Amt war, die Todten über den ſchwarzen Acheron, den immer vom Geheule der Todtenklage ertönenden Cocytus, und den ſelbſt den Göttern furchtbaren Styx zu führen. Für ſeine Mühe mußten ihm die Todten ein Fährgeld bezahlen, das man den Verſtorbenen in den Mund ſteckte. Wer dies nicht mitbrachte oder wer auf der Oberwelt keine Begräbnißſtätte gefunden hatte, deſſen Schatten mußte traurig an den Ufern des Acheron herumirren und warten, bis Charon ihn einnehmen wollte. Man ſtellte ihn vor als einen finſtern Alten mit ſtruppigem Barte und zerlumpter Kleidung.

Chäronea, ein Ort in Böotien, berühmt durch die Schlacht zwiſchen Philipp und den verbündeten Griechen. (S. Griechenland und Philipp.)

Charoſt (Armand-Joſeph de Béthune, Duc de), geboren zu Verſailles 1728, zeigte ſich durch ſeine raſtloſe Wohlthätigkeit und zu jeder Aufopferung bereite Vaterlandsliebe ſeines großen Ahnherrn Sully würdig. Mit dem ſechzehnten Jahre trat er in die Armee. Mit groſſer Auszeichnung focht er bei der Einnahme von Münſter und bei mehrern andern Gelegenheiten. Ein Freund und Vater ſeiner Soldaten, belohnte er aus ſeinen Mitteln die Tapfern. Im J. 1758 ſchickte er ſein ſämmtliches Silber in die Münze, um den Bedürfniſſen des Staats damit zu Hülfe zu kommen. Der Friede von 1763 gab ihm einem ruhigen Wirkungskreis zurück; aber ſeine Wohlthätigkeit gegen die Soldaten, welche er commandirt hatte, ſetzte er fort. Er war beſonders thätig für die Verbeſſerung des Ackerbaues und den öffentlichen Unterricht. Zwanzig Jahre vor der Revolution ſchaffte er die Frohndienſte auf ſeinen Gütern ab, ſchrieb gegen den Feudalismus, entwarf einen Plan zur Tilgung der Zinſen und Renten, verwandelte die Zwanggerechtigkeit in eine mäßige Geldzahlung u. ſ. w. Er gründete in verſchiedenen Kirchſpielen Anſtalten, aus denen die Armen, die durch Hagelſchlag, Ueberſchwemmungen und Brand Verunglückten unterſtützt wurden, ſorgte für den Unterhalt und Unterricht älternloſer Kinder, ſtellte Aerzte und Hebammen an, ließ zu Meillant ein Hoſpital anlegen, und ſtattete es reichlich aus. In einem Jahre der Theurung ließ er auf eigene Koſten Getreide in den Hafen von Calais einführen. In den Provinzialverſammlungen ſprach er gegen die Frohnen; in der Verſammlung der Notabeln erklärte er ſich für die gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Laſten. Die Revolution brach aus. Noch vor dem Decrete über die patriotiſche Beiſteuer machte er ein freiwilliges Geſchenk von 100,000 Franken. Während der Schreckenszeit hatte er ſich nach Meillant zurückgezogen. Hier wurde er verhaftet, und erſt nach dem 9. Thermidor erlangte er ſeine Freiheit wieder. Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Certificaten, welche ihm die Revolutionsausſchüſſe ertheilten, er der Vater der leidenden Menſchheit, der Wohlthäter genannt wird. Er kehrte nach Meillant zurück, wo er eine Ackerbaugeſellſchaft ſtiftete. Kein Opfer war ihm zu groß, und ſein ungeheures Vermögen reichte kaum für ſeine Unternehmungen hin, bis er den 27. Oct. 1800, von unzähligen Menſchen betrauert, deren Wohlthäter er geweſen, an den Blattern ſtarb.

Charpentier (Joh. Friedr. Wilh. von), Berghauptmann in Freiberg, ein um die wiſſenſchaftliche Betreibung des Bergbaues höchſt verdienter Mann, war geb. den 24. Juni 1738 und ſtarb den 27. Juli 1805. Im J. 1766 erhielt er an die damals neuerrichtete Berg-Akademie in Freiberg einen Ruf als Lehrer der Mathematik. Späterhin machte er ſich mit dem practiſchen Grubenbaue bekannt. Er bekam nun 1784 die Direction des Alaunwerks zu Schwemſal und ging im nächſten Jahre nach Ungarn, um die Anwendbarkeit der neuen Amalgamirmethode zu prüfen. Nach ſeiner Zurückkunft wurde in Freiberg das große Amalgamirwerk nach einem ſehr durchdachten Plane angelegt. Er war um dieſe Zeit vom Kaiſer Joſeph in den Reichsadelſtand erhoben worden. Von ſeinen Töchtern war die eine an den Oberhofprediger Reinhard, und iſt jetzt in zweiter Ehe an den Grafen Hohenthal verheirathet; die andere iſt die Gattin des Generals Thielemann.

Charron (Pierre), der Sohn eines Buchhändlers, welcher Vater von fünfundzwanzig Kindern war, wurde zu Paris 1541 geboren. Nachdem er zu Orleans und Bourges die Rechte ſtudirt und in der letzten Stadt Doctor geworden, fing er zu practiciren an. Allein nach fünf oder ſechs Jahren widmete er ſich dem geiſtlichen Stande und zeichnete ſich als Canzelredner aus. Er bekleidete mehrere Aemter in Gascogne und Languedoc, lebte nach und nach zu Bazas, Aqs, Lectoure, Agen, Bordeaux, Cahors, Condom und erhielt den Titel eines Predigers der Königin Margarethe. Nach einer ſiebzehnjährigen Abweſenheit kam er nach Paris zurück, um, einem gethanen Gelübde gemäß, in einen geiſtlichen Orden zu treten. Allein da ihn weder die Cartheuſer, noch die Cöleſtiner ſeines Alters wegen aufnehmen wollten, hielt er ſich ſeines Gelübdes für entbunden, ging wieder nach Angers und in der Folge nach Bordeaux. Hier trat er in enge Freundſchaft mit Montaigne, der ihm in ſeinem Teſtament die Erlaubniß gab, ſein Familienwappen zu führen. Charron vermachte aus Dankbarkeit ſein Vermögen einem Schwager Montaignes. In der Verſammlung der Geiſtlichkeit vom J. 1595, bei welcher er als Deputirter erſchien, wurde er zum Secretär ernannt. Er ſtarb im J. 1603 zu Paris. Charrons bekannteſtes Werk iſt ſein Traité de la Sagesse, der von mehrern Seiten angegriffen und vertheidigt wurde. Der Traité de la Sagesse, den er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode ſchrieb, iſt ein Auszug und eine Apologie des vorigen. Montaigne und Duvair ahmt er oft darin nach, doch vermißt man die Lebendigkeit und pikante Originalität des erſtern. Charrons Traité des trois Vérités endlich iſt ein methodiſches Werk. Der Verfaſſer beweiſet darin gegen die Atheiſten, daß es eine Religion gebe, gegen die Nichtchriſten, daß von allen Religionen die chriſtliche die allein wahre ſei, und gegen die Ketzer, daß die römiſch-catholiſche Kirche allein ſelig mache. Außerdem ſind noch verſchiedene Discours chrétiens von ihm gedruckt.

Charta magna (engliſch the Great Charter), ein vorzüglich merkwürdiges Grundgeſetz der Engländer, das noch jetzt von ihnen als das Palladium der Nationalfreiheit verehrt wird. Schon im J. 1100 hatte Heinrich I. der engliſchen Nation einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) ausgeſtellt, in welchem er dem Volke, beſonders aber dem Adel, viele Freiheiten gab und manchen Druck des Lehnſyſtems aufhob. Als nachher König Johann ohne Land dieſe Urkunde verletzte, deſpotiſch herrſchte und die Nation vom Papſte abhängig machte, wurde er im J. 1215 durch einen allgemeinen Volksaufſtand, an dem beſonders die Geiſtlichkeit großen Antheil hatte, zur Unterzeichnung der Magna charta genöthigt. In derſelben wurde das obige Geſetz beſtätigt, es wurden ferner darin viele Anmaßungen des Papſtes verworfen, der Kirche große (verhältnißmäßig zu große) Vorrechte eingeräumt, und die Grundſätze feſtgeſtellt, daß ohne Einwilligung der Volksrepräſentanten keine neue Abgaben eingeführt, der Handel nie durch willkührliche Zölle beſchränkt und die Privilegien der Städte und Flecken ungekränkt gelaſſen werden ſollten. Auch wurde das Privateigenthum durch dieſes Geſetz geſichert, das Erbſchaftsrecht genauer beſtimmt u. ſ. f. (S. Großbritannien.)

Charte (la), eigentlich der Freibrief, nennen die Franzoſen die ihnen von Ludwig XVIII. 1814 gegebene Conſtitution. (S. Frankreich und Ludwig XVIII.)

Charybdis, nach der Fabellehre, eine Tochter Neptuns und der Erde, die ihrer Unerſättlichkeit wegen vom Jupiter ins Meer ge-

ſtürzt wurde, wo ſie als Meerſtrudel jedes Schiff, das ſich ihr nä- herte, auf den Grund hinabriß und verſchlang. Die Veranlaſſung zu dieſem Mythus gab der berühmte Wirbel im ſicilianiſchen Meere, der den unkundigen Schiffern ehemals um ſo gefährlicher und verderb- licher war, da ſie ſich in dem Beſtreben, ihm zu entgehen, der Ge- fahr ausſetzten, an den Felſen der Scylla Schiffbruch zu leiden. Heut zu Tage iſt die Charybdis den Schiffern nicht mehr furchtbar, welche bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, ſicher über ſie hinfahren. Sie heißt jetzt Calofaro und la Rema.

Chaſſeki, die erſte Sultanin, oder diejenige Gemahlin des türkiſchen Kaiſers, die ihm den erſten Prinzen geboren hat.

Chaſteler (Johann Gabriel, Marquis von), aus einer Seiten- linie des herzoglich-lothringiſchen Geſchlechtes abſtammend, wurde am 22. Jan 1763 auf dem Schloſſe Mulbais in Hennegau geboren, und erhielt ſeine erſte Bildung in der berühmten Anſtalt zu Pont- à-Mouſſon, die ſpätere in der wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahre ſeines Alters trat er in den öſterreichiſchen Kriegs- dienſt, und machte unter dem Prinzen von Ligne den baieriſchen Erb- folgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjah- ren diente er im Geniecorps, und zeichnete ſich bei dem Bau der von Joſeph angeordneten Feſtungen Joſephſtadt und Thereſienſtadt unge- mein aus. In eben jenen Friedensjahren machte er auch ſeine bewun- dernswürdigen Studien in der Geſchichte, Naturkunde, Kriegswiſſen- ſchaft, und vorzüglich Kriegsbaukunſt. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Croatien; ſein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Breſche von Novi erſtieg, brachte ihm das Thereſienkreuz. Er wurde Major im Genie- corps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorſtädte, beſonders hervor. Während der niederländiſchen Unruhen gab er die größten Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Beim Ausbruch des franzöſiſchen Revolutionskrieges war ſeine erſte glän- zende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geſchleifte elende Schloß von Namur, deſſen Breſchen nur mit Faſchinen hergeſtellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht der Franzoſen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran ſo frucht- baren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Fa- mars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefechte bei Avesnes, wo ihn ſein kurzes Geſicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonett- ſtiche. Im Feldzuge von 1794 that er ſich in den wüthenden Schlach- ten bei Charleroy und Tournay ungemein hervor, und gewann das vor- zügliche Zutrauen des Feldmarſchalls Clerfait, wie er denn auch in der wechſelvollen Champagne von 1795 dieſes Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das glänzendſte rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraſchend günſtigen Ausſchlag des Sturmes der Main- zer Linien zuſchrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben ſo ſehr ſeiner diplomatiſchen Gewandtheit, als jener militäriſchen Talente in Polen, deſſen dritte und letzte Theilung ſo eben vollbracht war. Er arbeitete ſofort in dieſem Geſchäfte in Petersburg mit dem öſterreichiſchen Bot- ſchafter Grafen von Cobenzl. 1797 nach dem Frieden von Campo Formido war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen venetianiſchen Provinzen. Sein glänzendſtes Jahr war 1799, wo er Generalquartiermeiſter der vereinigten ruſſiſch- öſterreichiſchen Armee in Italien war. — Unvergeßlich machen die

Tage von Magnano, von der Adda und Trebia Chaſtelers Namen in den Jahrbüchern der öſterreichiſchen Kriegsgeſchichte. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er ſeine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Cartätſchenkugel in die Bruſt. Sie ſchien tödtlich. Obriſt Zach löſete ihn ab als Generalquartiermeiſter, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von ſeiner ſchweren Verwundung kaum geheilt, ſendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando nach dem Abgange des Erzherzogs Carl der in Italien ſiegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen und nach dieſem der Erzherzog Johann übernahm. Chaſteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er ſich ungemein beliebt machte. Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenſtillſtand von Stadt Steyer ſchloß, wurde Tyrol geräumt, und nur von franzöſiſchen und öſterreichiſchen Sauvegarden in gleicher Anzahl beſetzt. Chaſteler commandirte die Oeſterreicher, Nanſouty und Demont die Franzoſen. In dieſer Ruhezeit entwarf Chaſteler vortreffliche Plane für die Fortification Tyrols, für die Organiſation der Landwehr und des Landſturms daſelbſt, und für Erzielung eines kriegeriſchen Geiſtes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, um ſeine Ausſtreichung von der niederländiſchen Emigrantenliſte, und die Rückgabe oder Ablöſung ſeines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn mit Auszeichnung auf, und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus ſeinen Angelegenheiten in den Niederlanden ſcheiden. Chaſteler fuhr mit ſeinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der baierſchen Diviſion Deroy, der Marſch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Grätz, waren allerdings dazu gemacht, ſeinen alten Ruhm zu erhöhen. — 1806 und 1807 bereiſete er mehrere Gegenden der Monarchie, inſonderheit Galizien und die Karpathen. 1803 wurde ihm die Befeſtigung von Komorn übertragen, die er mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neu geſtifteten kaiſerl. öſtereichiſchen Leopoldsordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Inneröſterreich gehörte, und bei Villach und Klagenfurt aufgeſtellt war. Zum Theil war es nach Tyrol beſtimmt, und obwohl nur zum kleineren Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chaſteler wegen ſeiner Localkunde dieſe Expedition perſönlich führe. Chaſteler und Hormayr waren nun die Seele der Inſurrection Tyrols und aller damit zuſammenhängenden politiſch = militäriſchen Verſtändniſſe und Verbindungen, die ſchnell zu den günſtigſten Reſultaten führten (ſ. Tyrol). Inzwiſchen war das Unglück bei Regensburg geſchehen. Chaſteler mußte ſich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte, über die Capitulation der 8000 Franzoſen und Baiern in Inſpruck ergrimmt, wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er einen gewiſſen Chaſteler, angeblich General in öſterreichiſchen Dienſten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzoſen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anſtifter der tyroler Inſurrection, in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, und binnen 24 Stunden zu erſchießen befahl. Kaiſer Franz verordnete Repreſſalien gegen dieſen barbariſchen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um ſo ſchändlicher war, als die Fürſorge für die Gefangenen und Verwundeten einer

der erſten Gegenſtände war, womit Chaſtelers ritterliche Seele ſich beſchäftigte. — Die baierſche Armee unter dem Marſchall Herzog von Danzig brach ein; furchtlos ging ihr Chaſteler entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zerſprengt. Nun zog er ſich in die Centralpoſition des Brenners. Indeſſen war Tyrol von allen Seiten abgeſchnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und ſuchte den nächſten Weg zu dem inzwiſchen bei Aſpern geſchlagenen Napoleon. Chaſteler brach, ſo wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Buol zurückblieb, und drang durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges ſtand er eine Zeitlang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Thereſienſtadt, und übernahm Dresden, als die Convention gemißbilligt wurde, die Klenau mit Gouvion Saint Cyr geſchloſſen hatte. Nach dem Frieden erhielt der hochverdiente Mann den Ehrenpoſten eines Militärgouverneurs in Venedig. BMR.

Chatam (William Pitt, Graf von), Vater des im J. 1806 verſtorbenen Premier-Miniſters William Pitt, war einer der größten und verehrungswürdigſten Staatsmänner, die je Englands Schickſal leiteten. Von Ehrgeiz, Parteilichkeit und Herrſchſucht eben ſo weit, als von Eigennutz und Cabale entfernt, beherrſchte er Großbritannien blos durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Er war ein Muſter der Gerechtigkeit, enthuſiaſtiſch für ſein Vaterland entbrannt, unermüdet thätig, ſchnell und weit hinausblickend. In der Beredſamkeit hat ihn nie ein Engländer übertroffen. Er nahm durch Gefälligkeit und Würde, verbunden mit einem ſchönen Organ und dem vollkommenſten Geberdenſpiel (in welchem Garrick ihm den Vorzug vor ſich ſelbſt einräumte) alle Gemüther für ſich ein, durch ſeinen leichtfließenden, deutlichen, von ſchwerfälligen Schlüſſen, Schwulſt und geſuchtem Witz durchaus freien Vortrag wirkte er auf die Ueberzeugung Aller. Seine Reden waren erhaben und kühn und riſſen die Zuhörer mit ſiegender Gewalt dahin. Er war der Sohn des Eſquire Robert Pitt von Boconnock in Cornwall, und 1708 den 15. November geboren, vertauſchte die Militärdienſte ſchon früh mit den Wiſſenſchaften eines Staatsmannes, zog, als ihn bald darauf der Flekken Old-Sarum zu ſeinem Repräſentanten im Unterhauſe wählte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und bekam ſchon damals wegen ſeines Patriotismus von der verwitweten Herzogin von Marlborough ein Vermächtniß von 10,000 Pfund Sterling, ſo wie in der Folge eine ſehr anſehnliche Erbſchaft von einem gewiſſen Pynſent. Deſſen ungeachtet ſuchte er ſich auf keine Art zu bereichern; und ſelbſt ſeine erklärteſten Feinde, deren er ſchon damals viele hatte, und die ſich in der Folge noch vermehrten, konnten nicht den geringſten Flecken auf ſeinen Charakter werfen. Er hatte indeſſen die Cammerherrnſtelle beim Prinzen von Wales angenommen, legte aber dieſelbe 1745 nieder, ward 1746 Mitſchatzmeiſter in Irland, und in eben dem Jahre Schatzmeiſter und Generalzahlmeiſter der Armee und geheimer Rath. Aber auch dieſe Würde gab er bald auf, und mußte 1756, als er zum Staatsſecretär des ſüdlichen Departements erhoben worden war, ſeinen Poſten auf Befehl des Königs Georg II., der durch eine Cabale wider ihn eingenommen und dabei durch Widerſetzlichkeit von ihm beleidigt worden war, in dem nämlichen Jahre verlaſſen. Das Volk, das ihm mit Enthuſiasmus anhing, beſtürmte jedoch den König ſo unaufhörlich mit Bitten, daß

er 1757 aufs neue zum Staatsſecretär ernannt wurde. Jetzt zeigte ſich ſein großer Geiſt in ſeiner ganzen Stärke. Er überſtrahlte alle Mitglieder des Parlaments und alle Miniſter; ſein Wille wurde von Allen geehrt, er war es, der die Thätigkeit der Engländer aufs neue erhob, und während des damaligen Krieges mit Frankreich ſeinem Vaterlande durch Stiftung einer Landmiliz, Verbeſſerung der Flotten, Auswahl trefflicher Feldherren, und andere durchdachte Plane in wenig Jahren das demſelben ſchon faſt entriſſene Uebergewicht über Frankreich und die Alleinherrſchaft des Handels verſchaffte. Frankreich wurde in allen vier Welttheilen geſchlagen; und ſchon 1760 rieth er, dem damals noch unvorbereiteten Spanien den Krieg anzukündigen, weil er vorausſah, daß daſſelbe den Franzoſen beiſtehen würde. Sein ganzes Streben war die Erhebung Englands auf den Trümmern der bourboniſchen Mächte. Allein plötzlich unterbrach der Tod Georgs II. und der Regierungsantritt Georgs III. ſeine großen Entwürfe. Dieſer war von Pitts Gegner, dem Grafen Bute, einem beſchränkten Staatsmanne, wider ihn eingenommen worden, ſo daß Pitt ſeine Stelle 1761 freiwillig niederlegte und blos im Unterhauſe blieb. Die Stadt London übergab eine allgemeine Dankſagung an Pitt, deſſen Gemahlin unterdeſſen Baroneſſe von Chatam in Kent geworden war, ließ ihm zu Ehren eine Inſchrift auf der prächtigen Blackfriarsbrücke anſchlagen, und betrachtete ihn als das Palladium ſeiner Freiheit. Kaum hatte er jenen Poſten verlaſſen, als man im Parlamente vergaß, die von ihm beabſichtigten Zwecke zu verfolgen. Man ſäumte, Spanien den Krieg zu erklären, bis es ſich 1762 förmlich mit Frankreich verband. Pitt rieth jetzt, da das Waffenglück für die Engländer überwiegend war, zur Fortſetzung des Kriegs, durch den man beide feindliche Staaten vielleicht ganz ohnmächtig gemacht haben würde; allein die Gegenpartei ſchloß im J. 1763 Frieden. Bute und ſeine Partei wurden endlich bei dem Volke verhaßt, und Pitt behielt immer einen großen Einfluß im Parlamente. Er nahm ſich des Volks gegen jede Bedrückung an. Da er vorausſah, daß ſich die amerikaniſchen Colonien bei fortdauernder deſpotiſcher Strenge vom Mutterlande trennen würden, drang er beſonders im J. 1766 auf glimpflichere Behandlung derſelben und auf Wiederrufung der Stempelacte. In demſelben Jahre wurde ein neues Miniſterium berufen. Der König ernannte ihn zum geheimen Siegelbewahrer, Viscount von Burton, Pyſent und Grafen von Chatam. Dies geſchah jedoch nicht ſowohl aus Hochachtung für ſeine Verdienſte, ſondern um ihn aus dem Unterhauſe, wo ſein Einfluß überwiegend war, in das Oberhaus zu bringen, in welchem er wegen der Majorität, die auf der Seite des Lords North und ſeiner Anhänger war, dem Miniſterium nicht ſo gefährlich werden konnte. Stets wiederkehrende Anfälle vom Podagra machten, daß er ſchon 1769 dieſer Stelle entſagte. Indeſſen fuhr man fort, die Colonien zu bedrücken. Pitt empfahl oft mit der lebhafteſten Freimüthigkeit gelindere Maßregeln, beſonders 1775; allein man verwarf ſeine Warnung, und 1776 erklärten ſich die Colonien für frei. Ein abermaliger Verſuch, den er 1777 zur Ausſöhnung mit den Colonien machte, ſchlug ebenfalls fehl: umſonſt zeigte er die Unmöglichkeit, die Amerikaner zu bezwingen; umſonſt bewies er, daß der Krieg dieſelben nur noch mehr empöre. Es war am 8. April 1778, als er, wiewohl er ſehr krank war, das ſchlechte Verfahren der Miniſter gegen

Amerika öffentlich tadeln zu müſſen glaubte; nach geendigter Rede ſank er ohnmächtig nieder, und wurde aus dem Parlamente auf ſein Landgut Hayes bei Kent gebracht, wo er den 11. Mai deſſelben Jahres ſtarb. Lord North triumphirte zwar, aber das Volk war untröſtlich; man gab demjenigen ſeiner Söhne, der die Grafſchaft Chatam beſaß, für ſich und ſeine Nachkommen 4000 Pf. Sterl. Jahrgeld, begrub Pitt auf öffentliche Koſten mit dem größten Pomp, und ſetzte ihm in der Weſtminſterabtei und nachher, 1782, in Guildhall prächtige Denkmähler. Lord Shelburne aber ſagte bei ſeinem Tode im Parlamente die merkwürdigen Worte: „Ich fürchte, daß mit Chatams Tode die Sonne der brittiſchen Herrlichkeit auf immer untergegangen ſei.“

Chateaubriand (François Auguſte, Vicomte de), franzöſiſcher Miniſter, Pair und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, ein Neffe des edlen Malesherbes, gehört zu den ausgezeichnetſten jetzt lebenden Schriftſtellern Frankreichs. Er iſt 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und trat 1786 in das Infanterieregiment Navarra. Während der blutigen Proſcriptionen im Laufe der Revolution verließ er ſein Vaterland, und begab ſich nach Nordamerika, deſſen ſtille ungeheure Einöden ihm die Idee der Atala einhauchten, deren zahlreiche Schönheiten nicht zu verkennen ſind. Als er nach Europa zurückgekommen war, bereiſete er Deutſchland, wo er 1799 als verdächtig von den öſterreichiſchen Truppen angehalten, aber bald wieder in Freiheit geſetzt wurde. Er begab ſich darauf nach London, wo er einen Verſuch über die ältern und neuern politiſchen Revolutionen, in Beziehung auf die franzöſiſche Staatsumwandlung, herausgab. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, trat mit Fontanes, La Harpe und andern ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung, war Mit-Redacteur des Mercure, und ließ nunmehr zu Paris ſein berühmtes Werk, Génie du Christianisme, erſcheinen. Im J. 1803 war er Geſandtſchaftsſecretär in Rom unter dem Cardinal Feſch. Dieſer Aufenthalt begeiſterte ihn zu ſeinen Märtyrern, einem religiöſen Gedichte. Sein Aufenthalt in Rom war von kurzer Dauer; eben ſo verweilte er nur kurze Zeit in Wallis, wo er als franzöſiſcher Miniſter angeſtellt war, und das er ſchon zu Anfange des J. 1804 wieder verließ. Zwei Jahre darauf machte er eine Reiſe nach Paläſtina, deren Frucht ſein Itinéraire de Paris à Jérusalem war. In allen dieſen Werken zeigt er eine glückliche Beobachtungsgabe, eine lebhafte Phantaſie und einen vielſeitig gebildeten Geiſt, dem das Talent der Darſtellung zu Gebote ſteht. Sein Styl iſt glänzend, oft hinreißend, zuweilen aber auch geſchraubt und unverſtändlich. Das Inſtitut nahm ihn 1811 in Chéniers Stelle zum Mitgliede auf. Er machte noch einige Reiſen, und war 1814 bei Napoleons Sturze wieder in Paris. Gleich nach der Einnahme dieſer Stadt ſchrieb er jene berühmt gewordene Broſchüre über Napoleon Bonaparte und die Bourbons, worin er, nach einer Schilderung Frankreichs unter der kaiſerl. Regierung, die Nothwendigkeit für Frankreich behauptet, die Bourbons zurückzurufen. Bei Napoleons Landung floh er mit Ludwig XVIII. nach Gent, redigirte das dortige offizielle Blatt und kehrte nach der abermaligen Cataſtrophe mit dem Könige nach Paris zurück. Den 19. Auguſt 1815 ward er Staatsminiſter und Pair, und erhielt kurz darauf das Präſidium des Wahlcollegiums des Loiredepartements. Im J. 1816 aber zog er nach

der Aufhebung der ultraroyaliſtiſchen Deputirtenkammer von 1815 durch eine Schrift unter dem Titel: De la monarchie selon la Charte, ſich die Ungnade des Königs zu und wurde in Folge derſelben aus dem Staatsrathe entfernt. Er hat ſich ſtets als eifrigen Royaliſten im Geiſte des alt franzöſiſchen Adels gezeigt, und das Syſtem des Herzogs Decaze bitter getadelt. Man ſchrieb ihm einen Antheil zu an der Denkſchrift Vitrolles, die im Sommer 1818 den aliirten Mächten von einigen Häuptern der Ultra-Royaliſten übergeben wurde, um die Räumung Frankreichs zu verzögern, indem ſie dieſe als ein Signal zu einer neuen Revolution betrachten wollten. Auch gab er die ultraroyaliſtiſche Zeitſchrift, den Conſervateur, heraus, welche 1819 Frivée fortſetzte. Im J. 1820 ſchrieb er Mémoires sur la vie de Duc de Berry.

Chateauroux (Marie-Anne, Ducheſſe de), aus dem erlauchten Hauſe Nesle, vermählte ſich 1734 mit dem Marquis de la Tournelle. Als ſie im 23ſten Jahre Witwe geworden, ward ſie von der Ducheſſe Mazarin, ihrer Tante, aufgenommen. Sie verlor bald dieſe Stütze. Nachdem ihre beiden Schweſtern (Vintimille und Mailly) eine nach der andern das Herz Ludwigs XV. beherrſcht hatten, flößte ſie dem Konige eine lebhafte Leidenſchaft ein. Sie ward zur Palaſtdame der Königin und in der Folge zur Ducheſſe Chateauroux ernannt und erhielt eine Penſion von 80,000 Livres. Auf ihren Antrieb hatte ſich Ludwig XV. den Vergnügungen eines wollüſtigen Hofes entriſſen und an die Spitze der Armeen geſtellt, um in Flandern und im Elſaß den Fortſchritten des Feindes Einhalt zu thun. Er wurde bekanntlich zu Metz krank; man gab ſein Leben auf und nöthigte ihn, in die Entfernung der Herzogin zu willigen. Sie empfing den Befehl mit Schmerz, aber Feſtigkeit; und da ſie nicht einmal einen Wagen hatte, reiſete ſie in dem Wagen des Marſchalls von Belle-Isle ab. Die Verwünſchungen des Volks folgten ihr. In Paris fand ſie bei Richelieu Zuflucht, der nach der Geneſung des Königs beide wieder zuſammenführte und mit einander ausſöhnte. Sie fand in dem Herzen des Königs ganz die frühern Gefühle wieder, erlangte einen vollſtändigen Triumph, und hatte das Verſprechen erhalten, zu dem wichtigen Poſten einer Surintendante bei der Dauphine erhoben zu werden, als ſie im Dec. 1744 ſtarb. Sie hatte Stärke und Seelengröße, und ihr Ehrgeiz trieb ſie an, zum Ruhme ihres Vaterlandes mitzuwirken. Zu Paris erſchien 1806 eine Sammlung von ihren Briefen in zwei Bändchen.

Châtelet, Grand Châtelet, war zu Paris dasjenige Tribunal, welches die Civil-, Polizei- und peinlichen Sachen verhandelte. Die Stadt und Prevoté Paris ſtand unter demſelben. Dieſes große Chatelet liegt in dem Theile der Stadt, welcher la Ville heißt. Das kleine hingegen, das zu einem Gefängniſſe diente und Petit Châtelet genannt ward, lag in dem Theile, der l'Université heißt, iſt aber jetzt zerſtört, daher die Gefangenen auch im Grand Châtelet aufbewahrt werden.

Chatillon-ſur-Seine, eine kleine Stadt in Frankreich, Hauptort eines Bezirks im Depart. Cote-d'or (im Burgundiſchen), wird durch die Seine in zwei Theile, Bourg und Chaumont, geſondert, hat 428 Häuſer, 3700 Einwohner, vortrefflichen Getreidebau, und in der Nähe Eiſenwerke und gut eingerichtete Mühlen zum Schärfen ſtählerner Inſtrumente, Gewehre, Meſſer ꝛc. Hier ward in den erſten Monaten des J. 1814 ein Congreß zwiſchen den verbündeten Mächten und Napoleon gehalten. Napoleons Macht war nach

den Schlachten bei Leipzig und Hanau, durch die Auflöſung des Rheinbundes, den Abfall ſeiner Alliirten, und das Eindringen der verbündeten Heere in das franzöſiſche Gebiet gebrochen, aber noch nicht vernichtet. Frankreich hatte tiefe Wunden erhalten, aber ſie waren noch nicht ganz unheilbar. Friedensunterhandlungen ſchienen von beiden Seiten nothwendig und wünſchenswerth. Am 4. Febr. wurden ſie eröffnet. Es waren für Oeſterreich der Graf Stadion, für Rußland der Graf Razumowski, für Preußen der Freiherr von Humboldt, für England Viscount Caſtlereagh und für Frankreich der Herzog v. Vicenza (Caulaincourt) als Bevollmächtigte ernannt. Frankreich, durch ſeine Niederlagen geſchwächt, äußerte die friedlichſten Geſinnungen und drang auf einen Waffenſtillſtand, um neue Kräfte zu ſammeln. Die Alliirten, dieſe Politik durchſchauend, verweigerten denſelben, verfolgten ihre ſiegreichen Kriegsoperationen, und die Unterhandlungen neigten ſich immer zu einem die allgemeine Sicherheit Europa's durch billige Einſchränkung der Macht des franzöſiſchen Kaiſers begründenden friedlichen Reſultate. Da erhielt Napoleon einige Waffenerfolge, bei Champaubert (S. d. A.) Provins und Montereau; zugleich erhielt er die Nachricht von dem Siege des Vicekönigs über Bellegarde am Mincio (8 – 10 Febr.), da ſpannte er ſeine Foderungen wieder auf den alten dictatoriſchen Ton. Caulaincourt, der lange ohne Inſtruction geblieben war und die Unterhandlungen in die Länge gezogen hatte, überreichte endlich am 15ten März die vom Kaiſer neu entworfenen Bedingungen: Italien und Venedig ſollten an den Prinzen Eugen fallen, der auch noch Entſchädigungen für den Verluſt ſeiner Anwartſchaft auf Frankfurt erhalten ſollte. Für die Brüder des Kaiſers, welche ihre Königreiche, ſo wie für den jungen Louis Napoleon, der ſein Großherzogthum Berg verloren, ſollten ebenfalls angemeſſene Entſchädigungen ermittelt werden. Holland konnte wieder ſelbſtſtändig exiſtiren, Nimwegen und ein Theil der Waal aber ſollten Frankreich verbleiben ꝛc. Die Antwort auf dieſe Foderungen war die Aufhebung des Congreſſes. Die Einnahme von Paris erfolgte, und mit ihr die Thronentſetzung Napoleons. Welche Geſtalt würde Europa haben, wäre Napoleon hier mäßig geweſen?

**Chatoulle** nennt man ein Käſtchen, worin mehrere Abtheilungen, oft auch einige verborgene, befindlich, zur Aufbewahrung des Geldes, der Koſtbarkeiten, wichtiger Papiere ꝛc. beſtimmt. Dann auch die Privatcaſſe eines Fürſten, an welcher der Staat keinen Antheil hat; daher **Chatoullgüter**, **Patrimonialgüter**, diejenigen Güter, welche ein Landesherr als Privatmann beſitzt und durch Erbſchaft, Kauf und andere, unter Privatperſonen zur Erwerbung des Eigenthums gewöhnliche Wege erlangt hat, und daher dieſelben ordentlicher Weiſe nicht von der Cammer, ſondern von einem beſonders dazu verordneten Amte verwalten läßt.

**Chatterton** (Thomas), ein engliſcher Schriftſteller, der während eines ſehr kurzen Lebens durch ſeine Sonderbarkeiten eine Art von Ruhm erlangte, war 1752 zu Briſtol von armen Aeltern geboren. Seine Geiſtesfähigkeiten ſchlummerten in der Kindheit. Seine Lehrer erklärten ihn für unfähig, etwas zu lernen. Er konnte noch nicht leſen, als ein altes franzöſiſches Muſikbuch ihm in die Hände fiel, deſſen Charaktere ſeine Neugierde reizten. Um den Inhalt zu erfahren, lernte er leſen, und von dem Augenblicke an betrieb er die Studien mit ſo vielem Erfolge, als ſeine Lage und ſein unſtäter Charakter ihm erlaubten. In ſeinem achten Jahre trat er in die Armenſchule von Colſton, wo einer der Lehrer die Poeſie liebte und

dieſe Liebe ſeinen Schülern mitgetheilt hatte. Alle machten und declamirten Verſe; nur er ſchwieg und verbarg unter dem Scheine der Schwermuth und Unfähigkeit die Anſtrengungen ſeines Geiſtes. Sein erſtes Werk war eine Satire auf einen Methodiſten, der aus Intereſſe ſeine Secte verlaſſen hatte. Er ſchrieb ſie in einem Alter von zwölftehalb Jahren, und in dieſer Rückſicht iſt ſie merkwürdig. Von der Zeit an waren ſein Geſchmack und ſein Beruf entſchieden. Seine Schwermuth ging in eine Lebhaftigkeit voll Unbeſcheidenheit und Eitelkeit über: er träumte nur von Ruhm, Vermögen, Unſterblichkeit. Er las viel und fand beſonders Geſchmack an den Alterthümern, auch an alterthümlichen Ausdrücken. Mit dem 14. Jahre verließ Chatterton die Schule und ward Schreiber bei einem Procurator in Briſtol. Zufällig war ſein Vater in den Beſitz einer Menge alter Pergamente aus dem 15. Jahrhunderte gekommen, welche deſſen Witwe in der Wirthſchaft verbrauchte. Chatterton bemächtigte ſich derſelben, unterſuchte ſie mit Begierde und erklärte nach einigen Tagen mit Entzücken, daß er einen Schatz entdeckt habe. Er verſchaffte ſich Wörterbücher von allen alten Dialecten ſeines Vaterlandes, und als man im J. 1768 die Vollendung der Brücke von Briſtol feierte, ließ er, damals ſechzehn Jahre alt, eine angeblich aus einer alten Handſchrift gezogene Beſchreibung der Mönche, welche zum erſten Male über die alte Brücke gegangen, in der Zeitung dieſer Stadt abdrucken. Erſt auf die wiederholte Frage, wie er zu dieſem Aufſatze gekommen ſei, gab er die Auskunft, daß er mehrere koſtbare alte Handſchriften beſitze, die ſich, wie es die Wahrheit war, aus einem Kirchenarchive herſchrieben. Er war bereits mit ſich einig, welchen Gebrauch er von dieſen angeblichen Schätzen machen wollte. Seit einem Jahre beſchäftigte er ſich mit Abfaſſung der alten Werke, die er verſchiedenen alten Dichtern, beſonders Rowley, unterſchob. Indeß war ihm ſeine Lage in Briſtol unerträglich geworden. Er ſchrieb an Walpole, erzählte ihm von ſeinen literariſchen Entdeckungen, legte eine Probe bei, und da dieſer höflich antwortete, ſetzte er ihm in einem zweiten Briefe ſeine Lage aus einander und bat ihn um eine Anſtellung, die ihm erlaubte, ſeiner Neigung zur Poeſie zu folgen. Walpole hatte inzwiſchen die Unächtheit des überſchickten Gedichts entdeckt, theilte Chatterton ſeine Zweifel mit und lehnte jede Zumuthung von ſich ab. Dies brachte Chatterton gewaltig auf. Unzufrieden mit der Welt, drohte er mehrere Male, ſich das Leben nehmen zu wollen, bekam von dem Procurator den Abſchied und beſchloß, nach London zu gehen. — Die gute Aufnahme, die er bei den Buchhändlern fand, gab ihm neue Hoffnungen. Er ſchrieb für mehrere Tageblätter im Geiſte der Oppoſitionspartei, ohne jedoch ſeine Erwartungen, Ehre und Reichthümer zu erwerben, erfüllt zu ſehen. Ohne ſeinen Muth niederſchlagen zu laſſen, hoffte er eine Revolution zu bewirken, und hielt ſich für beſtimmt, wie er zu ſagen pflegte, die Nation wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Um dieſe Zeit ſtarb ſein vorzüglichſter Gönner, der Lordmajor Beckford. Seine Lage verſchlimmerte ſich, ſo gering auch ſeine Bedürfniſſe waren, und wiewohl er ſich oft freiwillig auf Waſſer und Brot einſchränkte, ſo fehlte es ihm doch nicht ſelten auch daran; was er aber mit ſeiner Arbeit verdiente, wandte er theils für Geſchenke an ſeine Mutter und Schweſter, denen er ſtets die glänzendſten Ausſichten eröffnete, theils an öffentlichen Vergnügungsplätzen auf, die er mit dem Scheine von Wohlſtand beſuchte. Endlich,

nachdem er mehrere Tage nichts genoſſen hatte, vergiftete er ſich mit Arſenik im J. 1770, noch nicht achtzehn Jahre alt. Seine Werke verbreiteten ſich mit der Geſchichte ſeines Unglücks. Die merkwürdigſten darunter ſind die unter Rowley's und verſchiedener andern alten Dichter Namen herausgegebenen Poeſien, die er in einem Alter von funfzehn Jahren verfaßte. Man findet darin eine kräftige und glänzende Phantaſie, eine glückliche Erfindung, und ſelbſt tiefes Gefühl. Von den Gedichten, die er unter ſeinem Namen erſcheinen ließ, ſind ſeine Satiren die beſten. Seine proſaiſchen Aufſätze ſind anziehend und pikant. Man hat ſeine Werke mehrmals geſammelt herausgegeben, namentlich 1803 in drei Octavbänden.

Chaucer (Geoffrey), war 1328 zu London gebornn. Nach Einigen war er eines Kaufmanns Sohn, nach Andern von adelicher Geburt. Er ſtudirte zu Cambridge und zu Oxford. An dem erſtern Orte machte er ſich in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſeinen Hof der Liebe, das älteſte noch vorhandene Gedicht in engliſcher Sprache, bekannt, und erwarb ſich damit großen Beifall. Nachdem er auf Reiſen ſeine ſchon ausgebreiteten Kenntniſſe noch vermehrt und einige Zeit die Rechte ſtudirt hatte, begab er ſich, dieſes Studiums überdrüſſig, an den Hof, und wurde, obwohl er nicht mehr ganz jung ſein konnte, Page Eduards III. Er ſtand bei dem Könige, und vornehmlich deſſen Sohne Johann von Gand, dem berühmten Herzoge von Lancaſter, in großer Gunſt. Als der Vertraute in der Liebe dieſes Fürſten für ſeine Couſine, die Herzogin Blanca, beſang er ihre Liebe, ihre Vermählung, die Reize und Tugenden der Herzogin, die jedoch nicht hinderten, daß ſie bald in Lady Chatarina Swynford eine Nebenbuhlerin ſehen mußte, mit deren Schweſter Philippa ſich Chaucer verheirathete. Dieſe Verbindung befeſtigte ihn in der Gunſt des Herzogs, auf deſſen Empfehlung er zu manchen ehrenvollen Aemtern ernannt wurde. So begab er ſich unter andern als Geſandter nach Genua, bei welcher Gelegenheit er Petrarca beſuchte, und als Commiſſarius zu Carl V. von Frankreich, um die Erneuerung eines Waffenſtillſtandes und die Vermählung Richards, Prinzen von Wales, mit der Tochter des Königs zu unterhandeln, womit er jedoch nicht zu Stande kam. Chaucer begleitete den König Eduard nach Frankreich bei der fruchtloſen Unternehmung, die mit der Aufhebung der Belagerung von Rheims endigte. Als ein Anhänger des Herzogs von Lancaſter nahm er mit Eifer die Meinungen Wiclefs an und trat, wie es ſcheint, ſogar in genaue Verbindung mit demſelben; aber weder ſeine Geſchäfte, noch die Intriguen des Hofs, noch die theologiſchen Streitigkeiten unterbrachen ſeine poetiſchen Arbeiten. Jenem erſten Gedichte folgten bald Troilus und Creſſida, das Haus des Ruhms und andere Werke, die theils dem Boccaz, theils einigen andern minder berühmten Verfaſſern nachgeahmt waren. Beſonders ſcheint er aus den Werken der Troubadours geſchöpft zu haben. Dieſe Poeſien tragen das Gepräge des ſchlechten Geſchmacks, welcher damals in ganz Europa herrſchte, wiewol Wahrheit der Charaktergemählde und Zartheit der Empfindungen nicht zu verkennen ſind. Die Engländer verſichern überdieß, daß, ungeachtet der Unregelmäßigkeit der Verſification, ſeine Gedichte wohlklingend ſind; ſie betrachten ihn als den Erfinder ihres heroiſchen Verſes. Als im J. 1382 die Wicleſiſten, trotz des Widerſtandes der Geiſtlichkeit, die Wahl eines Lordmajors von ihrer Partei zu London durchſetzen wollten und darüber Unruhen ausbrachen, welche eine ſtrenge Verfolgung dieſer Secte

von Seiten des Hofes zur Folge hatten, flüchtete Chaucer, der als perſönlicher Freund Wiclefs bekannt und beim Volke verhaßt war, ins Hennegau, wo er ziemlich ruhig lebte. Er blieb im Genuſſe ſeiner Einkünfte. Da er aber durch die Treuloſigkeit ſeiner Agenten ohne Hülfe blieb und ſich genöthigt ſah, heimlich nach England zurückzukommen, ward er entdeckt, verhaftet und ſeines Amts als Zollaufſeher im Hafen von London, das er bisher durch einen Subſtituten hatte verwalten laſſen, entſetzt. Nur durch verſchiedene, ſeiner Partei nachtheilige Entdeckungen konnte er Verzeihung und ſeine Freiheit erlangen. Zu derſelben Zeit hatte ſich der Herzog von Lancaſter, der, in der Hoffnung, zur ſpaniſchen Krone zu gelangen, ſich in zweiter Ehe mit Peters des Grauſamen Tochter vermählt hatte, von Catharina Swynford trennen müſſen. Chaucer, auch dieſer Stütze beraubt und in große Noth verſetzt, erhielt einige Unterſtützung vom Hofe, den er verließ, um ſich einzig mit literariſchen Arbeiten zu beſchäftigen. In dieſer Leidenszeit ſchrieb er ſein Vermächtniß der Liebe, eine Art Nachahmung von Boëthius Buch de consolatione, das er in ſeiner Jugend überſetzt hatte. Die Lage Chaucers wechſelte aufs neue mit dem Schickſale des Herzogs von Lancaſter, der 1389 zwar unverrichteter Sache aus Spanien zurückkehrte, aber bedeutende Summen von dort mitbrachte, die er dazu anwendete, ſeine Partei am Hofe wiederherzuſtellen. Als vier Jahre nachher ſeine zweite Frau geſtorben war, vermählte er ſich mit Catharina Swynford und ließ die früher mit ihr erzeugten Kinder legitimiren. Chaucer, der ſo nahe mit der königlichen Familie verwandt war, ſah die Gunſt des Hofes ſich erneuen, und erhielt, wie es ſcheint, ſogar ſein Amt wieder. Er verlor nichts durch den Tod des Herzogs, dem bald die Revolution folgte, welche deſſen Sohn, Heinrich von Lancaſter, auf den Thron ſetzte. Jedoch ſcheint er ſich damals ganz vom Hofe zurückgezogen und in Ruhe auf ſeinem Schloſſe zu Dunnington gelebt zu haben, wo man noch lange die Eiche zeigte, in deren Schatten er gern nachſinnend zu verweilen pflegte und welche ſeinen Namen trug. Hier verfaßte er das berühmteſte ſeiner Werke, ſeine Canterbury-Tales, in der Form des Decameron von Boccaz, jedoch verſificirt. Sie zeichnen ſich durch große Mannichfaltigkeit und anziehende Lebendigkeit aus, ſind aber eigentlich ein unvollendetes Werk. Auch hat Chaucer zuerſt von dem Ritterthum in der Poeſie Gebrauch gemacht. Seine Erzählung Sir Topaz iſt im Geſchmack des Don Quixote. Er ſtarb 1400. Chaucers Werke ſind vielmals gedruckt erſchienen.

Chauſepié (Jaques George de), calviniſtiſcher Prediger, geboren zu Leuwarden in Friesland 1702, lebte als Geiſtlicher zu Vließingen, Delft und ſeit 1743 zu Amſterdam, wo er 1786 ſtarb. Außer einigen theologiſchen Werken und einigen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen ſchrieb er eine Fortſetzung des Bayle unter dem Titel: Nouveau Dictionnaire historique et critique pour servir de supplément ou de continuation au Dictionnaire historique et critique de Bayle, Amſterdam 1750—56, 4 Bde. in Fol. Er legte ſeiner Arbeit eine engliſche ſehr vermehrte und verbeſſerte Ueberſetzung des Bayle in 10 Bänden zum Grunde. Von 14.000 Artikeln, die ſein Werk enthält, ſind 600 blos überſetzt, etwa 280 vermehrt und verbeſſert, und die übrigen von ihm hinzugeſetzt. Allenthalben zeigt ſich eine große Gelehrſamkeit, aber in Anſehung des Styls ſteht Chauſepié hinter Bayle.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), der Anakreon der Franzoſen, war 1639 zu Fontenai geboren. Sein Vater hatte zu Rouen in wichtigen Aemtern geſtanden. Der Jüngling zeichnete ſich früh durch ſeinen Geiſt aus und erwarb ſich die Achtung und Freundſchaft der Ducs de Vendôme, die ihn zum Abt von Aumale, Prior von St. George auf der Inſel Oleron, von Poitiers, Chenel und St. Etienne ernennen ließen. Die Einkünfte ſeiner Pfründen beliefen ſich jährlich auf 30,000 Livres. Chaulieu beſchäftigte ſich jetzt nur mit ſeinen Vergnügungen, und damit, ſie zu beſingen. Er hatte ſeinen Aufenthalt im Temple aufgeſchlagen, wo ſich alle diejenigen verſammelten, die, wie er, Vergnügen und Geiſtesbildung liebten. In dieſer Geſellſchaft von Epikuräern, welche der Großprior von Vendôme ſelbſt oft beſuchte, wurden Anſtand und Moral nicht eben ſtreng beobachtet; man ſchmauſete und trank, und ergötzte ſich mit der Dichtkunſt, deren augenblickliche Schöpfungen oft glücklich genug ausfielen. Chaulieu, ein Schüler von Chapelle und Bachaumont, zeichnete ſich hier vor allen andern durch die Anmuth ſeines Geiſtes und durch die Heiterkeit ſeines Charakters aus; er erwarb ſich den Beinamen des Anakreon des Tempels. Wie Anakreon lebte er der Liebe und der Dichtkunſt bis in ſein hohes Alter. In einem Briefe an den Marquis de Lafare, in welchem Chaulieu ſich ſelbſt ſchildert, ſtellt er ſich als ruhmredig, ungeduldig und jähzornig, abwechſelnd thätig und träge, als einen Projectmacher und von den Annehmlichkeiten der Ruhe eingenommen dar. Er ſtarb in ſeinem Hauſe im Temple 1720, 81 Jahre alt. La Harpe bemerkt mit Recht, daß ſich in ſeinen Verſen die Nachläſſigkeiten eines trägen, aber auch der gute Geſchmack eines feinen Geiſtes zeigen, der ſich vornehmlich von aller Affectation frei zu erhalten weiß. Keinesweges ſind alle Gedichte Chaulieus werth, aufbehalten zu werden, aber die beſſern verdienen es wegen ihrer glücklichen Natürlichkeit.

Chaumont (Tractat von), den 1. März 1814 (Stadt im Departement Oiſe). Waren die Verträge, durch welche Rußland, Preußen, Großbritannien, Schweden, Oeſterreich und die meiſten deutſchen Fürſten gegen Napoleon im J. 1813 ſich verbunden hatten, zunächſt auf die Befreiung Deutſchlands und die Auflöſung des Rheinbundes gerichtet; ſo hatte die Quadrupel-Allianz, welche Oeſterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen zu Chaumont abſchloſſen, nach Art. I., unmittelbar zum Zweck die Befreiung Europa's von Frankreichs politiſchem Drucke für jetzt und alle künftige Zeiten, und die Wiederherſtellung eines dauerhaften, auf den Grundſätzen des Gleichgewichts und der Unabhängigkeit der Nationen ruhenden, europäiſchen Weltfriedens. Würde dieſer Zweck durch die Unterhandlungen mit Napoleon, welche bereits in Chatillon (ſ. d. Art.) ihren Anfang genommen, nicht erreicht, ſo ſollte jener Vertrag die zwiſchen den Verbündeten bereits beſtehenden wechſelſeitigen Verpflichtungen zur kräftigen Fortſetzung des Krieges verſtärken. Sämmtliche vier Mächte kamen nachher durch den von jeder mit den drei andern abgeſondert unterzeichneten Tractat von Chaumont über angemeſſene Leiſtungen zur Erreichung jenes doppelten Zweckes überein, die auch mit der größten Pünctlichkeit erfüllt wurden und glücklich den Frieden von Paris im Jahre 1815 herbeiführten. Den Tractat unterzeichneten der Fürſt von Metternich, der Graf von Neſſelrode, Lord Caſtlereagh und der preußiſche Staatscanzler, der jetzige Fürſt von Hardenberg. Viel Blut und Elend hätte Europa nicht geſehen, wären die früheren Verbindungen der Staaten gegen Frankreichs Uebermuth, ſeit dem weſt-

Rhäliſchen Frieden bis zu den Bündniſſen, die der Friede von Preßburg und der von Tilſit aufloſeten, mit derſelben Einſicht geſchloſſen, mit derſelben Eintracht beobachtet und mit derſelben Kraft erfüllt worden. Der Tractat von Chaumont hat daher einen univerſalhiſtoriſchen Charakter. In ihm liegt der diplomatiſche Schlüſſel zu Allem, was damals in Europa Glorreiches geſchehen iſt; er war Europa's Schild im J. 1815. Da er jedoch gegen Napoleon perſönlich gerichtet war und Frankreich auf dem Congreſſe zu Aachen 1818 unter die zur Erhaltung der Ruhe von Europa verbündeten Mächte aufgenommen wurde, ſo iſt er nicht wieder erneuert worden. K.

Chauſſée (Pierre-Claude-Rivelle de la), ein bekannter franzöſiſcher Schauſpieldichter, war 1692 zu Paris geboren. Er faßte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Sein erſtes Werk war eine Kritik der Fabeln von la Motte. Als La Motte das bekannte Paradoxon über das Unnütze der Verſification in der Tragödie und Ode aufgeſtellt hatte, trat Chauſſée mit ſeiner Epître à Clio gegen ihn auf, welche noch jetzt von den Kennern geſchätzt wird. Er war über 40 Jahre alt, als er für das Theater zu arbeiten anfing. Sein erſtes Stück, La fausse Antipathie, erhielt ziemlichen Beifall, und zeigte ſchon an, welcher Gattung der Verfaſſer ſich widmen müſſe. Ein ſonderbarer Umſtand entſchied ihn dafür. Die Schauſpielerin Quinault glaubte in einer geſellſchaftlichen Farce den Keim eines ſehr rührenden Stückes zu finden, und ſchlug, nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, La Chauſſée die Bearbeitung deſſelben vor. Dieſer ging darauf ein und ſchrieb Le Préjugé à la mode. So entſtand die ſogenannte Comédie larmoyante (das weinerliche Schauſpiel) aus der Poſſe. La Chauſſée glaubte ſich auch zur Tragödie erheben zu können und ſchrieb ohne Glück Maximinien, welchen Gegenſtand ſchon Th. Corneille bearbeitet hatte. Die Ecole des Mères und die Gouvernante, welche darauf folgten, werden noch jetzt häufig gegeben. Er ſtarb 1754. Voltaire ſagt von ihm, er ſei einer der erſten nach denen, die Genie haben.

Chauſſéen im weitläufigen Sinne heißen alle durch Kunſt gemachte, in der Mitte etwas erhobene, auf beiden Seiten mit gehöriger Abdachung und Böſchung nebſt Gräben verſehene, 28 bis 36 Fuß breite Straßen, ſie mögen blos aus Erde oder aus Erde und Steinen erbaut worden ſein. Wegen ihrer mittleren Erhöhung nennt man ſie auch Dammſtraßen; im engern Sinne aber gibt man nur ſolchen Land- oder Heerſtraßen den Namen Chauſſéen, deren Grundlage aus großen Bruchſteinen und an den Seiten zum Zuſammenhalten der Straße mit Strebemauern dauerhaft aufgeführt, die Fugen zwiſchen den Grundſteinen mit etwas kleineren Steinen und grobem Kies ausgefüllt und feſtgeſtampft werden, worauf man ſie dammförmig und richtig abgeböſcht entweder mit bloßem groben Kies, oder mit grobem Kies und feſten zerſchlagenen Steinen, z. B. Granit, Baſalt, Sienit, Porphyr ꝛc. zugleich überſchüttet und feſtſtampft, dieſe Oberfläche aber zuletzt mit einem feſten Steinkummer von zerſchlagenen harten Steinen überfährt und an den Seiten mit Wegen für die Fußgänger und mit Gräben verſieht. In Gebirgsgegenden wird der Chauſſéebau oft ſehr ſchwierig, weil hier oft theils Berge abgetragen, theils Thäler ausgefüllt werden müſſen; zuweilen wohl aber auch die Kunſtſtraßen in Schneckenwendungen einen Bergabhang herunter geführt werden, dadurch oft das ſteilſte Gebirge für das

ſchwerſte Fuhrwerk paſſirbar gemacht wird. Eine andere Schwierigkeit des Chauſſéebaues iſt, wenn ſelbiger auf Moräſte trifft, wo es ſogar nothwendig wird, durch Pfahlroſte, oder zu verſenkende Steinmaſſen, einen feſten Grund zu bekommen. Die Chauſſéen ſind keine Erfindung neuerer Zeit, denn das Alterthum zeigt uns Werke, über die man noch jetzt erſtaunt. Die Beſchreibung, welche uns Herodot von einer königlichen Straße in Perſien macht, die von Sardes bis zur Reſidenz Suſa führte, beinahe 450 deutſche Meilen lang, und überall mit königlichen Ruhehäuſern und den ſchönſten Herbergen verſehen war; die Ueberreſte von den römiſchen Straßen, die man in ungeheurer Menge und Größe, oft 1200 Meilen lang, durch das ganze Reich anlegte, die gerade Richtung, die man ihnen gab und deswegen wohl Berge abtrug, Felſen und Gebirge durchbrach, ihre Erhöhung, in der ſie oft über Sümpfe und kleine Thäler weggingen, die ungemeine Feſtigkeit und Genauigkeit, die man bei ſolchen Bauen zu erreichen ſuchte, übertreffen alle Erwartung. Allein in der Folge vernachläſſigte man eine ſo nützliche Anſtalt gänzlich, und in den neuern Zeiten ſcheinen die niederländiſchen Heerſtraßen, die ſich beſonders auch wegen ihrer Breite auszeichnen, die erſten geweſen zu ſein, welche man in Chauſſéen verwandelt hat. Dieſen folgten darauf die Chauſſéen in Frankreich, England, Spanien und ſeit 1753 zuerſt in Deutſchland, und zwar in Schwaben zwiſchen Oettingen und Nördlingen Die beſten Chauſſéen haben Spanien, Frankreich, England, Oeſterreich und Baiern. Die nachahmungswertheſte Verfaſſung der Chauſſéen findet man in England, wo nicht nur zuerſt der Straßengewichtsmeſſer für die Wagen der Fuhrleute an den Chauſſéegeldeinnahmen eingeführt worden ſind, ſondern auch die für die Unterhaltung und Dauerhaftigkeit überaus wichtige Anordnung gemacht worden iſt, daß in der Mitte die Reiter ihren Weg nehmen und alle Wagen rechter Hand fahren müſſen. Hierdurch werden die vielen Fahrgeleiſe und das Ausweichen der Wagen vermieden, denen es jedoch freigelaſſen iſt, denen zu langſam fahrenden Vorwagen durch ſchnelle Ausbrechung auf die Chauſſée vorzufahren. Vermöge des Straßenregals hat der Landesherr das Recht, a) zur Anlegung der Chauſſéen in möglichſt gerader Richtung durch jedes Grundſtück brechen zu können, und die Pflicht, dieſelben in gutem Zuſtand zu erhalten; b) zur Beſtreitung der Koſten Chauſſéegeld zu fordern; c) Chauſſéeordnungen bekannt zu machen; d) die Weite des Wagengeleiſes nebſt der Breite der Radefelgen zu beſtimmen und die Sperrketten zu verbieten; und e) das Gewicht vorzuſchreiben, was auf Laſtwagen nach 1, 2, 3, 4 bis 6 Pferden geladen werden darf. (Vergl. Kunſtſtraßen.)

Chaux (la) de Fonds, Meierei und Dorf in der Grafſchaft Valengin im ſchweizeriſchen Canton Neufchatel. Das lange Thal iſt rauh und zum Ackerbau untüchtig, wohlhabend aber durch Viehzucht und Käſehandel. Am merkwürdigſten iſt dieſes Thal mit dem benachbarten Locle durch ſeine Uhrenfabrication und Spitzenklöppelei. La Chaux de Fonds hatte im J. 1818 gegen 5000 Einwohner, worunter ſich an 400 Uhrmacher und 600 Spitzenmacherinnen befanden. Ohne die Penduluhren wurden auf 40,000 goldene und ſilberne Taſchenuhren hier jährlich verfertigt. Auch das Dorf Locle hat gegen 5000 Einwohner. Man findet an beiden Orten eine Pariſer Modehandlung, Buchdrucker, eine Buchhandlung und Banquiers. Das Dorf Fleurier iſt der Hauptſitz des Spitzenhandels.

Chaveau Lagarde, geb. zu Chartres gegen das J. 1765, einer der berühmteſten gerichtlichen Redner Frankreichs während der Revolution, der den Muth behielt, unter den gefahrvollſten Umſtänden, auch die von dem furchtbaren Revolutionstribunal im Voraus zum Tode beſtimmten Schlachtopfer, mit Gefahr des eigenen Lebens, auf das muthvollſte und mit ſeltener Beredſamkeit zu vertheidigen. Chaveau Lagarde wird mit Deſeze, dem beredten und kühnen Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalconvents, und mit Tronçon Ducoudray, der mit ihm gemeinſchaftlich die gerichtliche Vertheidigung Marien Antoinettens führte, in der Geſchichte unſterblich bleiben und als ein Muſter gelten, wo es die Aufgabe gilt, unter allen Umſtänden mit Muth der Pflicht und der Ehre zu folgen. Unter die berühmteſten ſeiner unglücklichen Clienten, die er zu vertheidigen hatte, zählen wir, außer der Königin, Charlotte Corday, Miranda und Briſſot. Nach der Reſtauration der Bourbons iſt er mit der ihm gebührenden Ehre von ihnen behandelt worden. Er wurde vom Könige in den Adelſtand erhoben und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Chazet (René Aliſſan de), einer der beliebteſten Dichter und dramatiſchen Schriftſteller in Paris (geb. 1772), welcher durch Leichtigkeit, Erfindung und Witz ſich vortheilhaft auszeichnet. Von 1792 — 1797 war er mit ſeinem Verwandten, dem Geſandten Macau, in Neapel, kehrte dann nach Paris zurück, erwarb ſich durch ſeine Arbeiten die Gunſt des Kaiſers und vorzüglich der Kaiſerin Marie Louiſe, und wußte ſpäter mit gleicher Leichtigkeit den Bourbons ſeine Muſe zu widmen, ohne jedoch bei Napoleons Rückkehr von Elba ſeine Anhänglichkeit an ſie zu verläugnen. Er ward vom Kaiſer zum Profeſſor der Literatur am Lyceum zu Paris und Ritter des Ordens der Reunion und vom Könige 1815 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Von ſeinen Werken zeichnen ſich beſonders aus: L'art de causer, 1812. — und ſein größeres Werk, welches 1812 unter dem Titel erſchien: Les Russes en Pologne, tableau historique depuis 1762 jusqu'a nos jours etc. nebſt einer gegenüber gedruckten polniſchen Ueberſetzung. — Für das Theater Odéon ꝛc. in Paris ſchrieb er über 130 Luſtſpiele, Vaudevilles ꝛc., von denen manche auf dem Repertoir blieben.

Checks werden in England die Anweiſungen der Privaten oder der Kaufleute auf diejenigen Perſonen genannt, welche ihre Caſſengeſchäfte beſorgen, d. h. ſolche, welchen ſie die Einziehung ihrer Gelder und Wechſel gegen eine geringe Proviſion (etwa ½ oder ¼ pC.) übertragen, und bei welchem ſie vermöge der Checks über dieſe Gelder wieder verfügen. Man nennt dieſe Perſonen in England Bankers, wie in Holland Caſſiers. Was wir in Deutſchland Banquier nennen, iſt etwas anders, da der deutſche Banquier hauptſächlich Wechſelgeſchäfte macht, was in Holland und England die Caſſiers und Bankers in der Regel nicht thun. Die Checks, in Holland Caſſiers-Quittungen genannt, circuliren in den Wechſelzahlungen und im gemeinen Leben als baar Geld, und da es nur ſelten der Fall iſt, daß ihre Bezahlung vom Banker oder Caſſier verweigert wird, ſo herrſcht darin ein außerordentliches Vertrauen. Sie laufen oft Wochen lang, ehe die Zahlung wirklich verlangt wird, ob ſie gleich dadurch an ihrer gerichtlichen Kraft verlieren, da der Regreß gegen den Ausſteller, wenn etwa der Banker fallirt, eigentlich nur drei Tage nach dem Tage der Ausſtellung zuläſſig iſt. Sobald ſie indeſſen in die Hände

eines andern Bankers oder Caſſiers kommen, werden ſie noch denſelbigen Tag verrechnet, da es in London und Amſterdam Sitte iſt, daß die Caſſiers täglich ihre (gültig angenommenen) Quittungen gegen einander austauſchen, und ſich das Fehlende oder Ueberſchießende zahlen laſſen oder ſelbſt zahlen.

Chemie. Mit dieſem Namen, deſſen Etymologie zweifelhaft iſt, bezeichnen wir die Wiſſenſchaft, welche die Natur der Körper, oder vielmehr die Wirkung kennen lehrt, welche ihre weſentlichen Beſtandtheile gegenſeitig ausüben. Die Chemie hat zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Namen gehabt. Einige haben ſie Pyrotechnie (Feuerkunſt), Chryſopöie, Archyropöie (Gold- und Silberbereitung), Andere die Phyſik im engern Sinne u. ſ. w. genannt. Dieſer letzte Name ſcheint ihr mehr als irgend ein anderer zuzukommen; wirklich beruht der Unterſchied der Phyſik und Chemie auf einem ſehr ſchwachen Grunde. Erſtere unterſucht die gegenſeitige Wirkung der Körper, indem ſie ſelbige in ihren Maſſen betrachtet; letztere unterſucht dieſelbe Wirkung ihrer integrirenden Beſtandtheile. Dieſe Wirkung wird in der einen durch eine allgemeine Anziehung oder Abſtoßung hervorgebracht, in der andern erzeugt ſie eine beſondere Verbindung oder Zerſetzung. Aber nach unſern dermaligen Kenntniſſen iſt es ſo unmöglich, die Phyſik von der Chemie zu ſondern, und welche Phänomene jeder eigenthümlich angehören, zu beſtimmen, daß man die eine nicht ohne die andere ſtudiren kann. Die Geſchichte der Chemie bietet in ihrer Entſtehung nur Erdichtungen, ein wenig ſpäter unvollſtändige Beobachtungen, ſchwankende Ideen, Hypotheſen, unſichere Theorien dar; aber mitten in dieſer Dunkelheit unterſcheidet man beſtätigte Thatſachen, ſinnreiche Verfahrungsarten, um die natürlichen Subſtanzen dem Bedürfniß gemäß zu modificiren. Die Menſchen, welche Mittel fanden, die Metalle zu ſchmelzen, ſie zu verbinden, ſie zu formen; die Aerzte, welche zuerſt die nächſten Pflanzenſtoffe abſonderten und ihre Eigenthümlichkeiten erkannten, ſind die erſten Chemiker geweſen. Aber ſtatt einer deutlichen, methodiſchen, philoſophiſchen, vom Bekannten zum Unbekannten fortgehenden Beobachtung zu folgen, ließ man ſich durch aſtrologiſche Träumereien, durch die Fabel von dem Stein der Weiſen, und hundert thörichte Hypotheſen irre führen, welche aus der Chemie ein dunkles Chaos machten. Bis 1650 findet man in der Geſchichte der Chemie nur einige beſondere Thatſachen anzumerken. Rhaſes, Roger Baco, Arnaud de Villeneuve, Baſilius Valentin, Paracelſus, Agricola u. ſ. w. näherten ſich um etwas der Kunſt zu experimentiren. Sie haben mehrere Eigenſchaften des Eiſens, des Queckſilbers, des Spiesglaſes, des Salmiaks, des Salpeters wahrgenommen; ſie haben die Schwefel-, Salpeter- und andere Säuren gefunden; ſie haben Verfahrungsarten erfunden, geiſtige Flüſſigkeiten abzuziehen, das Opium, die Jalappe u. ſ. w. zu bereiten, die Alkalien zu reinigen. Glauber zeichnete ſich durch die Sorgfalt in ſeinen Unterſuchungen aus. Er ſuchte einige Inſtrumente zu vervollkommnen, rieth, die Ueberbleibſel der Operationen nicht als unnütz wegzuwerfen, entdeckte das nach ihm benannte Glauberſalz u. ſ. w. Aber dieſe einzelnen Entdeckungen bildeten kein Ganzes einer Wiſſenſchaft, verbanden ſich zu keiner allgemeinen Theorie, zu keinem vollſtändigen Syſtem. Stahl erſchien. Er legte den Grund zu einer regelmäßigen Wiſſenſchaft, der jedoch unzureichend war und auf einer Vorausſetzung beruhte, welche ſpätere Beobachtungen widerlegt haben. Er verdankte viel dem berühmten Becher, deſſen Ideen er

commentirte, berichtigte und erweiterte. Er fühlte, daß die meiſten chemiſchen Phänomene von einer allgemeinen Urſache oder doch von wenigen Principien, woran ſich nothwendig alle Combinationen anknüpften, abhängen möchten. Er nahm in den Körpern einen entzündbaren Grundſtoff an, den die brennbaren Körper beim Verbrennen verlören, und den ſie von noch brennbarern Körpern, als ſie ſelbſt, wieder annehmen könnten. Er nannte dieſen Grundſtoff Phlogiſton, und deſinirte ihn ſo: Materiam et principium ignis ego phlogiston appellare coepi. Nempe primum ignisibile, inflammabile, directe atque eminenter ad colorem suscipiendum habile principium: nempe si in mixto aliquo cum aliis principiis concurrat. Wenn ein Metall ſich verkalkte, ſagte Stahl, daß es ſein Phlogiſton verliere. Nahm dagegen ein Metallkalk, der mit Kohle erhitzt wurde, ſeine metalliſche Geſtalt wieder an, ſo ſagte er, daß er ſich des in der Kohle enthaltenen Phlogiſtons bemächtige. Ueber die Natur des Phlogiſton aber, das ſich nicht darſtellen ließ, waren die Chemiker im Dunkeln. Macquer verglich es mit dem Lichte, und glaubte, daß es ohne Schwere ſei; Andere waren der entgegengeſetzten Meinung. Kirwan verwechſelte es mit dem brennbaren Gas; Gren und Richter hielten es für eine Verbindung des Wärmeſtoffs mit einem unbekannten Stoffe. Wie dem auch ſein mochte, man erklärte Alles vermittelſt des Phlogiſton, welches den Metallen ihren Glanz, dem Queckſilber ſeine Flüſſigkeit, dem Stahl ſeine Sprödigkeit, dem Diamant ſein Feuer, den Blumen ihren Duft, den Edelſteinen ihre Farben u. ſ. w. gab. Ein großer Schritt war geſchehen mit Aufſtellung einer Hypotheſe, die ſolchergeſtalt faſt alle beobachteten Phänomene unter einander verband; auch muß Stahl als ein Mann von einem großen Genie angeſehen werden. Boerhave, der ſein Syſtem annahm, trug viel dazu bei, es auszubreiten; er ſchuf, ſo zu ſagen, die philoſophiſche Chemie, und bereicherte ſie mit einer Menge von Experimenten über das Feuer, die Wärme des Lichts u. ſ. w. Die Wiſſenſchaft machte durch dieſe Philoſophen Fortſchritte, wenn gleich die Principien, von denen ſie ausgingen, falſch waren. Es war Black, Prieſtley, Cavendiſh und Lavoiſier vorbehalten, Stahls Theorie umzuſtoßen, indem ſie die Schöpfer der pneumatiſchen oder antiphlogiſtiſchen Chemie wurden, deren geſchichtlichen Theil Fourcroy in ſeiner Philosophie chimique und ſeinem Système des connaissances chimiques am vollſtändigſten dargeſtellt hat. Sobald man die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft kennen gelernt hatte, ſah man, daß die brennbaren Körper, indem ſie in Berührung mit ihr brannten, ſtatt einen ihrer Grundſtoffe zu verlieren, ſich eines Beſtandtheils der Luft bemächtigten und dadurch an Gewicht zunähmen. Man nannte dieſen Beſtandtheil Oxygen (Sauerſtoff), weil er, wenn er in den brennbaren Körpern im Uebermaß vorhanden iſt, mehrere derſelben in Säuren verwandelt. Das Oxygen trat an die Stelle des Phlogiſton, indem es eine entgegengeſetzte Rolle ſpielte, und ſeine Theorie erklärte die meiſten der Phänomene, die vorher unerklärbar waren. Aber was in die Chemie auf einmal Licht und Zuſammenhang brachte, war die 1787 angenommene neue Nomenclatur, welche alle einzelnen Data dem Gedächtniß mit außerordentlicher Leichtigkeit einprägt, da alle Namen der Körper entweder ihren Urſprung oder ihre Hauptbeſchaffenheit ausdrücken. Zwölf oder funfzehn Wörter haben hingereicht, um eine methodiſche Sprache zu ſchaffen, die keine einzige uneigentliche Benennung enthält, und die mit Veränderung der Endſylben einiger Namen die

Veränderung anzeigt, welche die Körper in ihrer Verbindung erleiden. Lavoiſier, Fourcroy, Guyton de Morveau und Berthollet ſind die Schöpfer dieſer glücklichen Umgeſtaltung. Die chemiſche Nomenclatur läßt nichts willkührliches zu, und paßt nicht nur für die bekannten Erſcheinungen, ſondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Sie iſt das erſte Beiſpiel einer ſyſtematiſchen und analytiſchen Sprache. — Die Chemie hat zwei Mittel, die innere Natur der Körper kennen zu lernen, die Analyſis und Syntheſis (Auflöſung und Zuſammenſetzung). Durch jene trennt ſie die Beſtandtheile einer zuſammengeſetzten Subſtanz, durch dieſe verbindet ſie die getrennten Beſtandtheile, um die zerſetzte Subſtanz wieder herzuſtellen und die Genauigkeit des erſten Verfahrens zu beweiſen. Dieſe Mittel beruhen auf der möglichſt vollſtändigen Kenntniß der beiden Kräfte, die alle Körper der Natur in Bewegung ſetzen, nämlich Anziehung und Abſtoßung. Man hat eine Anziehung der Beſtandtheile und eine planetariſche Anziehung unterſcheiden wollen, und der erſtern den Namen der chemiſchen Verwandtſchaft gegeben; aber es ſcheint, daß die Natur nicht zwei Arten der Anziehung hat, und daß die Körper in ihren Theilen eben ſo wirken, wie in ihrem Ganzen. Bei der planetariſchen Anziehung hat Newton als Grundſatz aufgeſtellt, daß dieſe Kraft in directem Verhältniſſe der Maſſen und in umgekehrtem Verhältniſſe der Quadrats der Abſtände wirke. Man hat lange geglaubt und viele Chemiker glauben noch, daß in einem zuſammengeſetzten Körper die Anziehung da, wo die Theile ſich berühren und nicht berühren, verſchiedenen Geſetzen folge; aber Laplace glaubt, daß die chemiſche Verwandtſchaft ganz den Geſetzen der planetariſchen Anziehung folge, weil eine Berührung der Theile eigentlich gar nicht Statt finde. Wie dem auch ſei; das abwechſelnde Spiel der Anziehung und Abſtoßung der Beſtandtheile veranlaßt eine Menge von Erſcheinungen, welche auf unſere Sinne wirken, und eine Menge von Verbindungen, welche die Natur und die Eigenſchaften der Körper verändern. Das Studium dieſer Phänomene, die Kenntniß dieſer Verbindungen gehören in das Gebiet der Chemie. Wir haben geſagt, daß die Chemie unzertrennlich von der Phyſik ſei; wir müſſen daſſelbe von der Naturgeſchichte ſagen. Die Geſchichte eines Körpers muß ſtets ſeiner Analyſe vorangehen. Oft reicht die einfache Betrachtung der äußern Formen, der Farbe, der Schwere, des Orts, wo er gefunden ward, u. ſ. w. hin, um durch Analyſe auf ſeine chemiſchen Eigenſchaften zu führen. Es gibt demnach keine ausgebreitetere und wichtigere Wiſſenſchaft, als die Chemie, und der Geiſt erſtaunt über die Maſſe von Details, die ſie enthält; auch kann ihr Gebiet nicht von einem einzelnen Menſchen umfaßt werden. Um das Studium zu erleichtern, betrachtet man ſie unter verſchiedenen Geſichtspuncten, die ſich in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen abſondern, von denen man ſich einer einzelnen widmen kann, obgleich die Art zu beobachten, zu analyſiren und zu combiniren immer dieſelbe iſt, obgleich alle Phänomene ſich durch die allgemeine Theorie erklären laſſen und ſich auf gewiſſe Geſetze beziehen, die man vorgängig kennen muß. — Dieſe Geſetze zuſammengenommen bilden die ſogenannte philoſophiſche Chemie. Sie betrachtet, was man unter Verwandtſchaft der Aggregation oder Cohäſion, und unter Verwandtſchaft der Compoſition zu verſtehen hat; ſie erklärt die Phänomene der Auflöſung, Sättigung, Cryſtalliſation, des Aufbrauſens, der Schmelzung, der Neutraliſation. Der chemiſche Prozeß bietet, indem er die Eigenſchaften der Körper verändert oder modificirt, dem Beob-

achter wichtige Betrachtungen über die Veränderung der Form, der Dichtigkeit, der Temperatur dar. Dieſe Betrachtungen gehören der philoſophiſchen Chemie an. Sie läßt auch wahrnehmen, daß die Verwandtſchaft ſich äußern kann: 1) zwiſchen zwei einfachen Subſtanzen; 2) zwiſchen einem einfachen und einem zuſammengeſetzten Körper; 3) zwiſchen zuſammengeſetzten Körpern. Und indem ſie den Grundſatz aufſtellt, daß ein Körper nicht dieſelbe Verwandtſchaft zu allen andern habe, ſondern daß er ſie ungleich anziehe, gibt ſie die Geſetze an, welche die Wahlverwandtſchaften und die ſie modificirenden Urſachen beſtimmen, als da ſind die Cohäſion, die Maſſe, die Unauflöslichkeit, die Elaſticität, die Temperatur der Körper. Sie ſchätzt die Kraft der Verwandtſchaft, ſowohl der einfachen als zuſammengeſetzten. Sie merkt die Umſtände an, welche das Spiel der Anziehungen begünſtigen oder ihm entgegenwirken: ſie lehrt, daß zwei Körper nicht auf einander wirken, wenn nicht einer von beiden oder beide flüſſig ſind, daß die Körper, ſelbſt in einem Zuſtande der Auflöſung, nur in unmerklichen Abſtänden auf einander wirken, daß zwei Körper, die keine bemerkbare Verwandtſchaft zu einander haben, ſich mittelſt eines dritten vereinigen; endlich, daß die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Körper durch die Vereinigung zerſtört werden, und daß der zuſammengeſetzte Körper neue Eigenſchaften zeigt. Indem ſie von dieſen Grundgeſetzen zur Unterſuchung der einfachen Körper fortgeht, betrachtet die philoſophiſche Chemie die Wirkung des Lichts, des Wärmeſtoffs und der Electricität, die Natur der einfachen und zuſammengeſetzten brennbaren Körper, der Luft und des Waſſers; die Bildung der Säuren und ihre Auflöſung, die Natur und die Eigenſchaften der ſalzigen Grundſtoffe, ihre Verbindung mit den Säuren, die Verkalkung, Auflöſung und die Legirung der Metalle, die Bildung und Natur der Vegetabilien, die unterſcheidenden Merkmahle der unmittelbaren Pflanzenſtoffe, die Erſcheinungen der Animaliſation und die Eigenſchaften der animaliſchen Zuſammenſetzungen; endlich die von ſelbſt erfolgende Zerſtörung organiſcher Stoffe. Dies iſt der Kreis, den die Philoſophie der Chemie durchläuft, indem ſie ſich auf das Allgemeine beſchränkt. Nach der Anwendung, welche von dieſem Allgemeinen gemacht wird, zerfällt die Chemie in ſieben oder acht beſondere Zweige, die wir noch kurz durchzugehen haben. — Das Studium der großen Phänomene, die man in der Atmoſphäre beobachtet und die man unter dem Namen Meteore kennt, bildet die meterologiſche Chemie. Sie erklärt die Bildung der Wolken, des Regens, des Nebels, des Schnees, des Hagels, der Waſſerhoſe, den Hygrometer-, Barometer- und Thermometerſtand der Luft, die Bildung des Nordlichts, der Meteorſteine, und überhaupt Alles, was chemiſch über unſerer Erdkugel vorgeht. — Geologiſche Chemie kann man diejenige nennen, welche ſpeciell die großen Combinationen der Natur ſtudirt, wodurch die Vulcane, die Metallminen, die Steinkohlenlager, die Baſalte, die Mineralwaſſer, jene ungeheuern Salz- oder Kalkmaſſen, der Salpeter auf dem Boden des Indus, das Natrum in den Seen Aegyptens, der Borax in den Seen Tibets entſtanden ſind. Der Chemiker als Geolog ſucht die Urſachen der partiellen Ueberſchwemmungen, der Erdbeben, der Verminderung der Gewäſſer auf der Erdkugel, den Einfluß des Clima's auf die Farbe der Thiere und Pflanzen, auf den Geruch der Blumen, auf den Geſchmack der Früchte zu erklären. Bei dieſen allgemeinen Beobachtungen vornehmlich bedarf er der Naturkunde und Phyſik. Die Chemie, in ihrer Anwendung auf die Naturgeſchichte, wird wie dieſe

eingetheilt. Man unterſcheidet daher die Chemie des Mineralreichs, welche die Metallurgie und die Probirkunſt umfaßt und ſich mit der Unterſuchung aller unorganiſchen Subſtanzen, der Steine, Salze, Metalle, Erdharze, Waſſer beſchäftigt; die Chemie des Pflanzenreichs, welche die Pflanzen und ihre unmittelbaren Producte analyſirt; und die Chemie des Thierreichs, welche auf alle von todten oder lebendigen Thieren kommende Subſtanzen angewendet wird. Letztere zerfällt wieder in die phyſiologiſche Chemie, welche die in den animaliſchen Subſtanzen durch die Lebensthätigkeit bewirkten Veränderungen betrachtet; in die pathologiſche Chemie, welche die durch Krankheiten, oder organiſche Verletzungen verurſachten Veränderungen beobachtet; in die therapeutiſche oder pharmacologiſche Chemie, welche die einfachen Arzneimittel analyſirt, die Verordnung und Zubereitung der chemiſchen und einfachen Arzneimittel aufklärt, die Mittel der Aufbewahrung anzeigt, und die ſtets gefährlichen Sophiſtereien kennen lehrt; in die Chemie der Geſundheitslehre, welche ſich mit den Mitteln beſchäftigt, die Wohnungen der Geſundheit gemäß einzurichten, die Luft, welche man daſelbſt athmet, zu analyſiren, den Epidemien zuvorzukommen, geſunde Nahrungsmittel anzuzeigen, den Einfluß der Beſchäftigungen, Moden und Gebräuche auf die Geſundheit der Menſchen zu erforſchen. Die Chemie findet endlich noch Anwendung in der Oekonomie und in den Künſten. In der Oekonomie hat ſie den Zweck, eine Menge von ökonomiſchen Verrichtungen zu vereinfachen und zu reguliren, die wir unaufhörlich in unſern Wohnungen vornehmen, um ſie geſund, warm, hell zu machen, um Kleider, Lebensmittel, Getränke zuzubereiten u. ſ. w. Die Brotbereitung, das Einkalken des Getreides, die Bereitung der Maſt, die Bereitung und Reinigung der Oele, die Kunſt, Backhäuſer, Oefen und Kochherde zu bauen, die Brennmaterialien zu ſparen, Zeuge zu bleichen und zu waſchen, eine künſtliche Kälte hervorzubringen u. ſ. w., alles dies gehört in die ökonomiſche Chemie. Wichtiger und ausgedehnter iſt die Anwendung der Chemie in den Künſten. Sie hat zum Zweck, die chemiſchen Proceſſe, durch welche die zu verarbeitenden Gegenſtände unſern Bedürfniſſen angepaßt werden, aufzufinden, zu berichtigen, zu erweitern, zu vervollkommnen oder zu vereinfachen, und umfaßt demnach die Bereitung des Glaſes, der Ziegel, der irdenen Geſchirre, des Steinguts, das Email- und Porzellanmahlen, das Färben, Fleckausmachen, die Gerberei, die Hutmacherei, Eſſigbrauerei, Deſtilirkunſt, Brauerei, die Leim-, Farben- und Firnißbereitung, das Stärkemachen, Salpeterſieden, Vergolden, Gießen, Verſilbern, das Kohlenbrennen, die Bereitung der Säuren, des Alauns, des Salmiaks, der Dinte und Buchdruckerſchwärze, des Papiers, der Seife, die Raffinerie des Zuckers u. a. m. Schließlich erwähnen wir noch des Gebrauchs, der auch in gerichtlichen Angelegenheiten von der Chemie vielfältig gemacht wird, um ein Verbrechen gehörig zu erörtern. Bei Vergiftungen, Schrift- und Münzverfälſchungen u. dgl. kann allein die Chemie zu ſichern Reſultaten führen. — Unter den chemiſchen Lehr- und Wörterbüchern verdient beſondere Empfehlung John's Wörterbuch der Chemie, 4 Bände, der letzte in 2 Abtheilungen.

**Chemnitz**, eine bedeutende Fabrikſtadt im erzgebirgiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, am Fluſſe gleiches Namens, der nicht weit davon in die Mulde fällt. Die Häuſeranzahl iſt etwa 1,000 und die der Einwohner 11,000. Hierunter ſind 750 Meiſter mit 500 Geſellen in Cattun, Barchent, Cannefaß, Mützen, Strümpfen, Baumwollenzeugen,

Drell, Piqués u. ſ. w., 500 Meiſter und eben ſo viel Geſellen im Strumpfwirken; faſt eben ſo viel im Strumpfſtricken, die zuſammen 140 Sorten liefern; eine Anzahl Cattun- und Callico-Druckereien, welche Waare liefern, die der engliſchen faſt gleich kommt, große Niederlagen von Baumwollen; viele Spinnmaſchinen, die ebenfalls ganz nach engliſcher Art eingerichtet ſind. Namentlich hat der Fabrikant Becker (ſt. 1820) durch ſeine großen Anlagen und ſeine Thätigkeit die entſchiedenſten Verdienſte um die Induſtrie dieſer großen und wichtigen Fabrikſtadt. Die Bleichen, welche wahrſcheinlich ſchon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angelegt wurden, und für welche der Rath im Umkreiſe von zehn Meilen privilegirt iſt, tragen zur Vermehrung des Verkehrs, welcher beſonders durch die Frankfurter und Leipziger Meſſen mit weit entlegenen Ländern getrieben wird, vieles bei. Die Stadt hat ein gutes Lyceum. In dem benachbarten Gebirge gibt es vortreffliche Steinbrüche, auch Calcedonier, Carneole, Achate und Topaſen.

Chénier (Marie-Joſeph de), war 1764 zu Conſtantinopel geboren, wo ſein Vater, Louis Chénier, der ſich durch verſchiedene treffliche Werke über die Mauren, über Marocco und das ottomaniſche Reich bekannt gemacht hat, Generalconſul war. Er kam in ſeinem zarten Alter nach Paris, diente eine Zeitlang als Dragoneroffizier, nahm dann ſeinen Abſchied und kam nach Paris zurück, um ſich ganz der Literatur zu widmen. Nach drei Jahren trat er mit ſeinem Charles IX. hervor, der als ein Denkmahl des damals in Frankreich herrſchenden Geſchmacks betrachtet werden kann, übrigens nicht ohne poetiſches Verdienſt iſt. Chénier erlangte, indem er den Leidenſchaften des Volks ſchmeichelte, bald eine große Popularität. Er brachte nach und nach mehrere Tragödien aufs Theater, die ihr Glück zum Theil der Bemühung des Verfaſſers verdankten, ſeinen Perſonen die Sprache der herrſchenden Partei in den Mund zu legen. Im J. 1791 erſchien Henri VIII. und La mort de Calas, beide mit Beifall. Für das erſte Stück hatte Chénier eine Vorliebe, und arbeitete es zu mehrern Malen um. Die Ausgabe von 1805 iſt die einzige, welche alle Verbeſſerungen enthält. Sein Cajus Gracchus, der 1792 erſchien, verdankte einen großen Theil ſeines Beifalls den Zeitumſtänden. Bald darauf trat Chénier in den Convent, und hier theilte er lange die Meinung der ausgelaſſenſten Demokraten. In den Jahren 1793 und 94 gab er Fénélon und Timoléon, welche beide viel Glück machten. Sein Cyrus fiel dagegen durch. Er ſchrieb noch mehrerere dramatiſche Werke, aber ſie wurden weder aufgeführt, noch gedruckt. Wir bemerken unter denſelben eine abgekürzte Bearbeitung von Leſſings Nathan und einige Ueberſetzungen von Sophokles. Chénier hat Schönheiten wie auch Fehler, die ihm eigenthümlich ſind; aber ihm iſt ein Talent von ſeltenem Umfange nicht abzuſprechen. Er zeigt ſich als einen geſchickten Schriftſteller ſowohl in der Proſa als in ſeinen Verſen; vorzüglich zeichnet er ſich in der Satire aus, nur daß er in derſelben oft zu wenig Mäßigung beobachtete. Außerdem aber hat er ſich faſt in allen Dichtungsgattungen verſucht. Seine übrigen Schriften können wir hier nicht namhaft machen. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich mit einer Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Die Reden, die er 1806 und 7 in dem Athenäum von Paris las, enthalten die Geſchichte der Sprache, der verſchiedenen Dichtungsarten und der Proſa bis auf Franz I. In einer 1806 herausgegebenen Einleitung hatte er den Entwurf des ganzen Werks und die Haupt-

reſultate deſſelben vorgelegt. (Herausgegeben im J. 1818 unter dem Titel: Fragmens du cours de littérature fait à l'Athenée en 1806 et 1807 etc.) Außerdem hatte Chénier eine Charakteriſtik der vorzüglichſten Producte der franzöſiſchen Literatur von 1788 bis 1808 unternommen. Dies treffliche Werk iſt unter dem Titel Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789 erſchienen. Seine letzte Schrift betrifft die zehnjährigen Preiſe. Er fodert darin den für die beſte unterrichtende Schrift ausgeſetzten Preis für einen ſeiner ehemaligen Feinde, und würdigt das Lycée von La Harpe ſo ſcharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erſchienen iſt. — Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1811.

Cherbourg, Stadt und Hafen in der Normandie, am Canal im Departement Manche, mit 9800 Einwohnern in 875 Häuſern. Von Natur iſt der Hafen (der einzige franzöſiſche im Canal) ſchlecht. Der Damm, das Baſſin und die Schleuſen, welche man zu deſſen Verbeſſerung nach Belidors Entwürfen angelegt hatte, wurden von den Engländern, die im J. 1758 Cherbourg einnahmen, zerſtört. Unter Ludwig XVI. wurden 1784 große Anſtalten gemacht, dieſen Hafen wieder in Stand zu ſetzen, allein die Revolution unterbrach die Arbeiten, welche bald der Gewalt des Waſſers unterliegen mußten. In der Folge beſchloß Napoleon, Cherbourg zu einem der ſicherſten und größten Häfen in der Welt zu machen. Er ließ, damit die größten Kriegsſchiffe dort gebaut und vom Stapel gelaſſen werden konnten, ein ungeheures Waſſerbecken ausgraben, welches bei 55 Fuß Tiefe 900 Fuß lang und 700 Fuß breit iſt. In demſelben können 30 Linienſchiffe Platz haben, und er ſelbſt verſicherte auf der Ueberfahrt nach Helena, daß dieſes Waſſerbecken 3 Millionen Pfund St. gekoſtet habe. Als es im Auguſt 1813 fertig war, mußte die Kaiſerin Marie Louiſe mit großer Feierlichkeit es einweihen. Indeſſen tadeln Sachverſtändige mit Recht, daß dies Waſſerbecken keine Thore habe, und daß es 9 Fuß tiefer als die Einfahrt gegraben ſey. Daraus entſtehn zwei nachtheilige Folgen: erſtens können die Fahrzeuge nur bei hohem Waſſer aus dem Becken abſegeln, und zweitens wird bei nördlicher Strömung aller Schlamm aus dem Einfahrtscanal in die Tiefe des Beckens hinunter geſpült.

Cheribon, eine Landſchaft auf der Inſel Java, öſtlich von Batavia. Sie ward von drei Fürſten regiert, welche völlig von den Holländern abhingen und mit Niemanden, als mit ihnen handeln durften. Die Stadt Cheribon liegt an einem kleinen Fluſſe, nicht fern von der See; ſie hat gegen 25,000 Einwohner und treibt beträchtlichen Handel mit Indigo, Caffee, Reis, Baumwolle und Zukker. Nahe bei der Stadt lag ſonſt eine holländiſche Beſatzung in der Feſtung Beſcherming. In neuern Zeiten hat ſich viel Caffee im Handel unter dem Namen: Cheribon-Caffee, gezeigt. Er iſt von lichterer Farbe (weniger bräunlich), als der Java-Caffee.

Cherſon, Hauptſtadt des ruſſiſchen Gouvernements Cherſon, wurde 1778 angelegt, und iſt wohlbefeſtigt. Sie liegt am Dnieper, $4\frac{1}{2}$ Meile von der Mündung deſſelben in das ſchwarze Meer, iſt hübſch und regelmäßig gebaut, und hat gegen 2000 zum Theil ſteinerne Häuſer und 22,000 Einwohner. Die Stadt beſteht aus vier Theilen: der Feſtung mit einer Kirche, einer Münze, einem Zeughauſe und einer Stückgießerei; der Admiralität mit den großen Seemagazinen und Schiffswerften; der griechiſchen Vorſtadt mit einem großen Kaufhofe

und der Soldatenvorſtadt. Die Admiralität iſt jetzt nach Nikolajew verſetzt, das bequemer und geſünder liegt. Die Einwohner treiben einigen Seehandel, und in den Hafen laufen jährlich, außer einigen öſterreichiſchen und franzöſiſchen Schiffen, 400 griechiſche platte Fahrzeuge ein. Das Einlaufen in den Hafen von Cherſon iſt wegen der ſeichten Stellen beſchwerlich, welche ſich in dem Liman befinden, einem Meerbuſen, in welchen ſich die Flüſſe Dnepr und Bog ergießen. Merkwürdig wurde Cherſon im Jahre 1787, zu welcher Zeit Kaiſer Joſeph der Zweite und Catharina die Zweite dieſe Stadt beſuchten, und zugleich die glänzendſten Feſte angeſtellt wurden.

**Cherſoneſus.** Dieſen Namen führten mehrere Inſeln und Vorgebirge. Beſonders bekannt war 1. der cimmeriſche Cherſones (Chersonesus Cimmerica), diejenige Halbinſel an Deutſchland, welche jetzt den größten Theil des Königreichs Dänemark, oder Holſtein, Schleswig und Jütland ausmacht. (vergl. Cimbern); 2. der tauriſche Cherſones (Ch. Taurica, auch magna genannt), die vom ſchwarzen Meere und dem See Mäotis gebildete Halbinſel (heut zu Tage die Crimm), ein äußerſt fruchtbares und ſehr ſtarken Handel treibendes Land; 3. der thraziſche Cherſones (Ch. Thracica oder auch blos Chersonesus), die große Halbinſel in Thracien; die heutige Halbinſel der Dardanellen.

**Cherub**, in der h. Schrift der Name der Engel des zweiten Chors der erſten Hierarchie. Cherubim iſt der hebr. Plural. An und für ſich ſind Cherubim wie Seraphim blos bibliſche Ausdrücke. Erſteres heißt: wie Jünglinge; Seraphim: wie Feuerflammen. Die Kirche hat ihnen erſt ihre Plätze in der Rangordnung der himmliſchen Heerſcharen angewieſen. Mahler und Bildhauer pflegen die Cherubim durch geflügelte Kinderköpfe darzuſtellen.

**Cherubini** (Luigi), geboren zu Florenz 1760, einer der bedeutenſten und genialſten Componiſten, mit Recht von allen verehrt, die ächt=erhabene Muſik von dem gewöhnlichen Klingklang zu unterſcheiden wiſſen. Von ſeinen eigentlichen Lebensumſtänden iſt nicht viel bekannt, als daß er, ein Schüler von Sarti, ſchon im achtzehnten Jahre (1782) zu Livorno eine Oper (Adriano in Siria) ſetzte, die aber für die die dortigen Kunſtkenner zu gelehrt war. Beſſer verſtand man ihn in Mantua, wo er (1784) eine zweite Oper: Alessandro nell' Indie, componirte, und noch mehr zu Turin, wo er (1788) Ifigenia in Aulide mit ungetheiltem Beifall aufführte. Er ward hierauf nach Paris berufen, wo ſeine Opern Demophoon, Lodoiska, Medea ꝛc. immer mehr Aufſehn machten. Den Triumpf aber, der ihn aufs höchſte verherrlichte, erntete er durch ſeine allgemein bekannte und berühmte Oper: Les deux journées, bei uns unter dem Titel: der Waſſerträger, bekannt. Wirklich iſt dieſe Muſik ein Meiſterwerk, in welchem Fülle, Harmonie, Kraft und Erhabenheit mit den angemeſſenſten Charaktern ſich vereinen, um ſie auch noch auf die Nachwelt zu bringen. Was aber Cherubini's Verdienſte weit über Andere erhebt, iſt ſeine muſterhafte Beſcheidenheit, worin er dem großen, vielleicht unerreichbaren Mozart, deſſen hohen Geiſt er mit einer Art Religioſität verehrt, ähnlich iſt. Auch wurden ſeine Verdienſte anerkannt, die er, als einer der fünf Aufſeher des Conſervatorium zu Paris, für die ihm übergebenen Zöglinge um ſo nützlicher anwendet, da er bei den Uebungen mit denſelben auf das Ernſte, Strenge, Große eben ſowohl, als auf ſichere Bildung des Geſchmacks ſein ganzes Augenmerk richtet. Im J. 1805 wurde er auf einige Zeit nach Wien berufen, um für das daſige Hoftheater eine Oper zu ſchreiben. Der allge-

meiſte, lebhafteſte Beifall ward ihm zu Theil, als er ſeine Deux journées (hier unter dem Titel: *die Tage der Gefahr*) ſelbſt dirigirte. Die Oper, die er hier ſetzte, *Faniska*, wurde 1806 aufgeführt und, wie der Künſtler ſelbſt, mit dem lauteſten Beifall empfangen. Man findet auch hier wieder Tiefe, Kraft, Feuer, erſchütternde Ueberraſchungen, welche aber, wie dies bei ſeinen meiſten übrigen Werken auch der Fall iſt, nur durch wiederholtes Hören verſtanden werden können. Oft hat er vielleicht ſeine harmoniſchen Hülfsmittel zu reichlich und zu üppig angebracht. Unter ſeinen zahlreichen Werken, die er nach ſeiner Rückkehr in Paris componirte, verdienen eine dreiſtimmige Meſſe und ſein *Pygmalion* für das Theater der Tuilerien beſondere Auszeichnung.

*Cherusker*, das anſehnlichſte und berühmteſte deutſche Volk unter den Iſtävonen. Man unterſcheide das Volk und den Völkerbund der Cherusker. — Das Volk der Cherusker wohnte zu beiden Seiten des Harzgebirges zwiſchen dem ſüdweſtlichen Theile des Thüringer Waldes, wo die Katten ihre Nachbarn waren, und der Saale. Die ſüdliche Seite des Landes durchzog Druſus auf ſeinem Rückzuge von der Saale nach dem Rheine. Durch die Nordſeite aber drang er aus dem Paderborniſchen über die Weſer nach der Elbe vor. Hier bis zum Einfluſſe der Ernie in die Elbe ſcheint die Aller die Nord- und Oſtgrenze der Cherusker gebildet zu haben. Ueberdies beſaßen auch die Cherusker einige Landſtriche am Weſtufer der Weſer. — Der Völkerbund der Cherusker war noch ungleich ausgedehnter; Er umfaßte alles Land zwiſchen der Weſer, dem Rhein und der Lippe, bewohnt von den Cattuariern, Tubanten, Anſibariern, Dulgumniern, Marſen, Chamavern u. ſ. w. Die Römer wurden zuerſt im J. 10 vor Chr. mit den Cheruskern bekannt, als Druſus an die Weſer vordrang, aber aus Mangel an Lebensmitteln wieder umkehrte. Im folgenden Jahre zog er auf der Nordſeite des Harzes mitten durch die Cherusker hin, von der Weſer nach der Elbe. Damals zeigten die Cherusker ſich wenig furchtbar, im J. 7 vor Chr. traten ſie ſogar in Freundſchaft mit den Römern, und nahmen häufig Kriegsdienſte bei ihnen. Auguſt hatte eine deutſche Leibwache. Als aber Varus ihnen Abgaben auflegen, und ſie dem römiſchen Geſetze unterwerfen wollte, entſtand eine allgemeine Verſchwörung gegen die Römer, deren Haupt die Cherusker und deren Seele Hermann war. Varus, durch Liſt von ihnen in den Teutoburger Wald gelockt, ward in einem dreitägigen Kampfe mit ſeinem ganzen Heere aufgerieben. (S. *Hermann* und *Germanen*.) Jetzt wurden die Cherusker das erſte Volk in Deutſchland, und das Ziel aller Angriffe der Römer. Germanicus (ſ. d.), der die Marſen und Katten geſchlagen hatte, zog gegen die Cherusker, deren Anführer, Segeſt und Hermann, in Krieg mit einander waren. Segeſt, von Hermann belagert, rief den Germanicus zu Hülfe, der ihn auch befreite, aber nach mehrern fruchtloſen Feldzügen gegen die Cherusker ſich zurückzog. Die Cherusker waren durch die letzten Vortheile übermächtig geworden. Sie wurden es noch mehr durch die Verbindung mit den Longobarden und Semnonen, die von dem markomanniſchen Bunde abgefallen waren. Dies ward Urſache eines blutigen Krieges zwiſchen den Markomannen unter Marbod, und den Cheruskern unter Hermann. Der Sieg des letztern erhob die Cherusker wieder zum erſten deutſchen Volke, aber nach ſeiner Ermordung brachen aufs neue innere Unruhen aus. Man übergab dem Italicus, dem letzten Zweige der Familie des Hermann, die Herrſchaft, vertrieb ihn aber bald wieder.

Die Longobarden ſetzten ihn aufs neue ein, und führten einen langen verderblichen Krieg mit den Cheruskern, die, ihrer Bundesgenoſſen beraubt, in Ohnmacht verſanken, und zwiſchen der Saale und der Südſeite des Harzes beſchränkt wohnten, bis ſie im dritten Jahrhunderte mit allen ihren ehemaligen Bundesgenoſſen im großen fränkiſchen Bunde wieder auftraten.

Cheſter, Hauptſt. von Cheshire. Dieſe Grafſchaft grenzt nördlich an Lancaſter, öſtlich an Derby und Stafford, ſüdlich an Shrop und weſtlich an Wales und das irländiſche Meer. Sie hat auf 49 Q. M. 227,000 Einw. viel Stein- und Quellſalz, vorzüglich Mühlſteine und treffliche Käſe. Die Hauptſtadt iſt der Sitz eines Biſchofs, der unter dem Erzbisthum York ſteht, und hat ungefähr 15,000 Einw. Sie iſt eine ſehr alte, und wie man glaubt, urſprünglich von den Römern erbaute Stadt, mit Mauern umgeben; das einzige Ueberbleibſel von der uralten Befeſtigungsart in England. Die Bauart der Straßen und Häuſer iſt ganz einzig und ſonderbar. Der ehemals berühmte Hafen war durch die allmälige Verſandung des Fluſſes Dee ſo ſehr in Verfall gekommen, daß im J. 1674 Schiffe von 20 Tonnen kaum die Stadt erreichen konnten. In neuern Zeiten iſt ein Canal (the new Channel) für den Fluß gebaut worden, auf dem Schiffe von 350 Tonnen zur Springzeit bis an die Kajen gelangen können. Der Handel von Cheſter iſt meiſt auf den irländiſchen und Küſtenhandel eingeſchränkt. Für irländiſche Leinwand iſt Cheſter der große Markt. In den Juli und Octobermeſſen werden jedesmal ungefähr eine Million Yards abgeſetzt. Die übrigen Ausfuhrartikel ſind Käſe, Blei, Bleierz, Galmei, Kupferplatten, gegoſſene Eiſenwaaren, inſonderheit auch Kanonen aus Bersham. Rohe und verarbeitete Artikel vielerlei Art geben von hier nach Irland. Lederne Handſchuhe machen einen mäßigen Fabrikzweig von Cheſter aus. Eingeführt werden, von Irland, außer Linnen, auch Häute, Talg, Federn, aus Portugal viel Wein, von London Materialwaaren. Der Schiffbau wird hier mit Vortheil getrieben.

Cheſterfield (Philipp Dormer Stanhope, Graf von), ausgezeichnet als Staatsmann, Redner und Schriftſteller, war 1694 zu London geboren. Nachdem er ſeine erſten Studien im väterlichen Hauſe unter geſchickten Lehrern gemacht hatte, ging er in einem Alter von ſechzehn Jahren auf die Univerſität zu Cambridge. Der junge Stanhope betrieb ſeine Studien mit demjenigen Erfolge, der ſich von ſeinem ausgezeichneten Talente und ſeinem anhaltenden Fleiße erwarten ließ. Er ſelbſt ſah bald genug das Mangelhafte des Unterrichts ein. Als er 1714 aus der Univerſität getreten war, verließ er England, um Europa zu bereiſen. Auf dieſer Reiſe erwarb er, beſonders zu Paris, jene Feinheit des Tons und Betragens, die ihn für ſein ganzes Leben auszeichnete; zugleich aber blieb er nicht frei von manchen jugendlichen Unbeſonnenheiten. Nach Georgs I. Thronbeſteigung berief ſein Verwandter, der General Stanhope, ihn zurück, und verſchaffte ihm die Stelle eines Kammerjunkers bei dem Prinzen von Wales. Der Flecken St. Germain in der Grafſchaft Cornwallis wählte ihn zu ſeinem Repräſentanten im Parlamente, obgleich er das geſetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Die Laufbahn, in welche er trat, konnte am beſten ſeine Talente und ſeinen Charakter entwickeln. Schon am Ende des erſten Monats hielt er eine Rede, bei welcher die Zuhörer eben ſo ſehr über die Kraft ſeiner Gedanken erſtaunten, als ſie über die Eleganz des Styls und die Anmuth und Leichtigkeit ſeines Vortrages entzückt

waren. Auch im Oberhauſe, in das er nach ſeines Vaters Tode über- trat, zeichnete er ſich auf gleiche Weiſe bei mehrern Gelegenheiten aus. Im J. 1728 ging er als Geſandter nach Holland, und es gelang ſeiner Geſchicklichkeit, das Churfürſtenthum von den Kriegsübeln, von denen es bedroht war, zu retten. Zur Belohnung empfing er den Hoſenband- orden mit der Stelle eines Oberhaushofmeiſters des Königs Georgs II. Nachdem er 1732 aus Holland abgerufen worden, kehrte er dahin in derſelben Eigenſchaft zurück, und betrug ſich mit gleicher Geſchicklich- keit. Er wurde ſodann zum Vicekönig von Irland ernannt, von wo er 1748 zurückkehrte, um die Stelle eines Staatsſecretärs einzuneh- men. Seine Reiſen und Arbeiten hatten aber ſeine Geſundheit ſo ge- ſchwächt, daß er beſchloß, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, und den Reſt ſeines Lebens in einer glücklichen Ruhe den Studien und der Freundſchaft zu widmen. Wenige Menſchen haben eine glänzendere Bahn durchlaufen. Er hatte das ſeltene Glück, Alles zu erlangen, wo- nach er ſtrebte. Sein ſchriftſtelleriſches Talent hat Cheſterfield in eini- gen moraliſchen, kritiſchen oder ſcherzhaften Aufſätzen, in ſeinen ſpäter gedruckten Parlamentsreden, beſonders aber durch eine Sammlung von Briefen an ſeinen Sohn, welche großes Aufſehn in ganz Europa ge- macht haben, gezeigt. Sie zeichnen ſich aus durch eine mit Annehm- lichkeit verbundene Gründlichkeit, durch eine genaue Kenntniß der Sit- ten, der Gebräuche, und des politiſchen Zuſtandes von Europa, durch die mannichfaltige Belehrung, die in einer angenehmen und gefälligen Form dargeboten wird, durch die edle und natürliche Eleganz, die einem Manne von Welt zuſteht, und durch einen Vortrag, der dem geübteſten Schriftſteller Ehre machen würde. Aber alle dieſe Vorzüge konnten den Anſtoß nicht ſchwächen, den die in allen Briefen vorgetra- gene Moral gab. Mit Recht mußte man erſtaunen und ſich entrüſten, daß ein Vater jeden Augenblick ſeinem Sohne ein ſanftes und abge- ſchliffenes Betragen als die weſentlichſte Eigenſchaft, die ein Mann von Welt erwerben könne, empfiehlt; ja er geht ſo weit, ihm ſehr be- kannte Frauen zu nennen, deren Eroberung er als leicht anſieht. Zu ſeiner Entſchuldigung führen wir indeß an, daß Cheſterfields (außer der Ehe gezeugter, aber von ihm unter dem Namen Stanhope adoptir- ter) Sohn, für den er dieſe Briefe ſchrieb, von einem überaus linki- ſchen Betragen war, und daß der Vater, der auf den äußern Anſtand ſo hohen Werth ſetzte, ihm auf dieſe Weiſe einige Neigung dafür einzu- flößen gedachte; eine Hoffnung, die jedoch nicht erfüllt wurde. Ge- gen das Ende ſeines Lebens wurde Cheſterfield taub: andere Körper- leiden kamen dazu, und gaben ſeinen letzten Tagen eine trübe Fär- bung. Er hatte mit Pope, Swift, Bolingbrocke und andern ausge- zeichneten Gelehrten, auch mit Samuel Johnſon, der ihn einen ſchönen Geiſt unter den Lords und einen Lord unter den ſchönen Geiſtern nannte, und von ſeinen Briefen ſagte, daß ſie die Moral einer Buh- lerin und die Sitten eines Tanzmeiſters lehrten, in vertrauten Ver- hältniſſen geſtanden. Cheſterfield ſtarb, 79 Jahre alt, im J. 1773.

Chevalier (Jean-Baptiſte Le), Abbé, Mitglied der freien Ge- ſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte zu Paris, der Akademien zu Göttingen, Caſſel, Madrid u. a., und einer der Conſervatoren des Pariſer Pantheons, bekannt durch ſeine Beſchreibung der Ebene von Troja. Er war 1752 zu Trely, bei Coutances, im Manche-Departe- ment, geboren, machte mehrere große Reiſen blos in wiſſenſchaft- licher Hinſicht, namentlich nach Aſien, um das Local der Ilias zu prüfen, und ſtarb 1807 in Paris. Man hat von ihm die Beſchrei-

bung der Ebene von Troja, und eine Art von Fortſetzung davon in ſeiner Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin, welche vielfältig herausgegeben, mit Karten verſehen und überſetzt ſind. Dieſe Unterſuchungen ſind Le Chevaliers Sache nicht; er iſt mehr leicht, ordnet Wahrheit und hiſtoriſche Treue dem äſthetiſch Wirkſamen unter, verliert ſich gern in Declamationen, und geht darauf aus, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, und dadurch Homers hiſtoriſche und geographiſche Wahrhaftigkeit zu begründen.

Chevalier (Madame), Schauſpielerin und Sängerin, Zögling des Theaters zu Lyon. Sie trat auf mehreren kleineren Theatern in Paris mit vielem Glück auf und reiſte 1795 zum franzöſiſchen Theater nach Hamburg, wo ſie mehrere Jahre hindurch mit ihren Talenten jedermann bezauberte und unter Leitung des berühmten Garat ihren Geſang noch mehr ausbildete. 1798 folgte ſie dem Ruf zur Bühne nach Petersburg. Mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen, gefiel ſie vorzüglich dem Kaiſer Paul I. Bald gewann ſie ein ſolches Anſehen über den Kaiſer, daß er beinahe blindlings ihren Leidenſchaften folgte und zu manchen Härten ſich verleiten ließ. Sobald Alexander I. zur Regierung kam, wurde ſie für immer aus Petersburg und dem ganzen Reich verwieſen.

Chiabrera (Gabriele), ein berühmter italieniſcher Dichter, geboren zu Savona im Genueſiſchen im J. 1552, blühte im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte; auch findet man, nach Tiraboſchi's Urtheile, in ſeinen Verſen alle Schönheiten des Styls, welche das erſte dieſer beiden Jahrhunderte charakteriſiren und einige von den Fehlern, welche man dem zweiten vorwirft. Er hatte ſeinen Vater verloren, noch ehe er geboren war, und ward von ſeinem neunten Jahre an bei einem Oheim zu Rom auferzogen. Seine unter einem Privatlehrer angefangenen Studien wurden durch Krankheit unterbrochen und in ihren Fortſchritten verhindert. Sein Oheim ſchickte ihn endlich in das Jeſuitercollegium; hier erlangte er ſeine Geſundheit wieder; der Wetteifer erhöhte ſeine Kräfte; er vollendete bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre ſeinen Curſus der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie. Sehr nützlich und lehrreich ward ihm der Umgang mit Muret, Paulus Manucius, Speroni und andern gelehrten Männern. Nach ſeines Oheims Tode trat er in die Dienſte des Cardinals Cornaro; er mußte aber dieſelben nach einigen Jahren verlaſſen, da ihm die Rache, die er für eine von einem römiſchen Edelmanne ihm angethane Beleidigung genommen hatte, nicht erlaubte, länger in Rom zu bleiben. Er ging in ſein Vaterland zurück; aber ein ähnlicher Vorfall nöthigte ihn, ſich auch von hier auf mehrere Monate zu exiliren, bis die Ausgleichung der Sache ihm verſtattete, zurückzukehren. In einem Alter von faſt funfzig Jahren verheirathete er ſich. Sein in Rom gerichtlich eingezogenes Vermögen ward ihm zurückgegeben; andere Verluſte aber konnte er nicht erſetzen, ſo daß er ſich nur in mittelmäßigen, jedoch unabhängigen Glücksumſtänden befand. Geiſtig und körperlich geſund erreichte er ein hohes Alter. Sein poetiſches Genie hatte ſich erſt ſpät entwickelt. Nach ſeiner Entfernung von Rom hatte er in ſeinem Vaterlande angefangen, die Dichter mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Die Griechen, und unter dieſen Pindar, zogen ihn am meiſten an. Aus der Bewunderung für letztern entſprang die Begierde, ihn nachzuahmen. Dieſem Muſter gemäß ſchuf er ſich eine eigene Gattung und Schreibart, welche ihn von allen andern italieniſchen Lyrikern unterſcheiden. Es gelang ihm nicht minder, die geiſtreiche Naivetät und die

Anmuth Anakreons nachzuahmen; ſeine Canzonetten haben eben ſo viel Leichtigkeit und Eleganz, als ſeine großen Canzonen Erhabenheit. Sein Ruf verbreitete ſich bald durch ganz Italien; er beſuchte die Hauptſtadt deſſelben, aber er verweilte nur in Florenz und Genua. Die Großherzoge von Toscana, Ferdinand I. und Cosmus II., der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, Vincent von Gonzaga, Herzog von Mantua, der genueſiſche Senat, und Pabſt Urban VIII. überhäuften ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten mit Geſchenken, Auszeichnungen und Ehrenzeichen. Er ſtarb zu Savona im J. 1637. Nie hat ein Dichter mehr und in verſchiedenern Gattungen geſchrieben. Doch ſind ſeine lyriſchen Gedichte die wahre Baſis ſeines Ruhms. Sie haben ihm den Beinamen des italieniſchen Pindars mit Recht erworben. Außerdem iſt er der Verfaſſer mehrerer epiſchen, dramatiſchen, bucoliſchen und andern Gedichte.

**Chiari**, (Pietro), ein berühmter komiſcher Dichter und Romancier Italiens, geboren zu Brescia gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Er trat nach Beendigung ſeiner Studien bei den Jeſuiten ein, blieb aber nicht lange daſelbſt, ſondern ward Weltgeiſtlicher und lebte als ſolcher frei von Geſchäften, einzig den Wiſſenſchaften und wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Unter dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena ließ er ſich in Venedig nieder, wo er innerhalb zehn oder zwölf Jahren mehr als ſechzig Comödien aufs Theater brachte. Chiari und Goldoni waren Nebenbuhler. Wenn man den Vorreden des Erſtern glauben darf, ſo fanden ſeine Stücke mit den Stücken Goldoni's gleichen Beifall. Die verſificirten Stücke nehmen zehn Bände, die in Proſa abgefaßten vier Bände ein. Chiari fehlte es nicht an Erfindung, noch an kunſtreicher Behandlung eines Stoffes, aber ſein Styl iſt ohne Kraft, ohne Lebendigkeit, ohne komiſchen Aufſchwung, ſein Dialog ohne Eigenthümlichkeit und Wahrheit, und fällt jeden Augenblick in Affectation oder Mattigkeit. Er wollte ſich auch zur Tragödie erheben und ſchrieb deren vier. Sie wurden jedoch ſo ungünſtig aufgenommen, daß er ferner davon abſtand. Schon ſehr bejahrt ging er wieder nach Brescia, wo er in einem hohen Alter (1787 oder 1788) ſtarb. Einige von ſeinen Romanen ſind mehr werth als ſeine Comödien, aber ſie mahlen im Ganzen geringfügige Gegenſtände und zeigen keine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. La Giuocatrice di Lotto, la Ballerina onorata, la Cantatrice per disgrazia intereſſiren wenig, und gleichwohl ſind dieſe die beſſern. Außerdem haben wir von dieſem zu fruchtbaren Schriftſteller Lettere scelte, Lettere filosofiche, Lettere scritte da donna di senno e di spirito per ammaestramento del suo amante, und viele andere Werke.

**Chiaroſcuro**, ſ. **Grau in Grau** und **Helldunkel**.

**Chiffre**, eine geheime Schrift, die vorzüglich von den diplomatiſchen Agenten, Geſandten und Conſuln in den Berichten an ihre Höfe, und umgekehrt in den Inſtructionen und Bekanntmachungen der Höfe an ſie, gebraucht wird, und größtentheils aus gewöhnlichen Phraſen, wovon einige aber eine andere beſtimmte Bedeutung haben, beſteht und durch Zahlen unterbrochen oder interliniirt iſt, deren Eine oft eine ganze Gedankenreihe bezeichnet, und die, nach den Umſtänden, häufig gewechſelt werden. Dann heißt Chiffre auch der verzogene Name oder die in einander geſchlungenen Anfangsbuchſtaben der Vor- und Zunamen einer Perſon. — **Chiffriren**, mit geheimen Charakteren ſchreiben. (Vergl. **Dechiffriren**.)

**Chili**, ſ. **Südamerika**.

Chiliaſten, Chiliasmus, ſ. Tauſendjähriges Reich.

Chimära, ein fabelhaftes Ungeheuer mit einem Löwenkopfe, Ziegenleibe, Drachenſchwanze und einem feierſpeienden Rachen, das die Gefilde Lyciens verwüſtete, und vom Bellerophon (ſ. d. Art.) beſiegt wurde. Seine Geſtalt beſchreiben die Dichter verſchieden, immer aber als eine monſtröſe Zuſammenſetzung der ungleichartigſten Theile. — Daher Chimäre, ein Unding, eine unnatürliche Geburt der Phantaſie.

Chimboraſſo, ſ. Cordilleras.

China. — Erſt durch die portugieſiſchen Seefahrer, welche auf Vaſco da Gama folgten, bekamen die Europäer richtigere Vorſtellungen von der Lage, Ausdehnung und Beſchaffenheit dieſes Landes. Seitdem verdanken wir unſere Kenntniß einigen Geſandten, welche den Hof und die Landſtraßen geſehen, einigen Handelsleuten, welche die Vorſtadt eines Grenzortes bewohnt, und einer bedeutenden Anzahl von Miſſionarien, die als leichtgläubige Bewunderer, aber kunſtloſe Berichterſtatter das wiedererzählen, was ſie geſehen, aber ſelten zu würdigen gewußt haben. Die Eroberungen der Kaiſer der Dynaſtie Mantchou, fälſchlich Tataren genannt, haben ihre Macht über den größten Theil der ſogenannten freien Tatarei ausgedehnt, deren Bewohner jedoch meiſtens nicht Tataren, ſondern Kalmucken und Mongolen ſind. Die Ruſſen drangen zugleich in Sibirien vor, und ſo wurden Rußland und China Grenznachbarn längs einer Linie von der Gegend des Palcati-See's bis zur Mündung des Amurfluſſes. Dieſe lange Grenze iſt im Allgemeinen durch die Richtung der altaiſchen, ſaïaniſchen und daouriſchen Gebirge beſtimmt; wiewohl über die letztern hinaus die Ruſſen ihr Reich bis an die Ufer des Amurfluſſes ausgedehnt haben. Der See Palcati, die Berge Alak und Belur trennen im Weſten das chineſiſche Reich von den Kirgiſen, Usbeken und andern unabhängigen Tatarenvölkern. Während die chineſiſche Herrſchaft ſich im Norden und Nordweſten der Grenze des aſiatiſchen Rußlands näherte, breitete ſie ſich im Weſten und Südweſten über die weiten Regionen Tibets aus und erreichte faſt die engliſchen Beſitzungen in Bengalen. Die kleinen Länder von Sirinagur, Nepaul und andere, und die Garrowgebirge ſind auf dieſer Seite die Schranken zwiſchen China und Indien. Mehr öſtlich berührt das birmaniſche Reich die chineſiſche Provinz Yun-nan. Die Beſitzungen der Siameſen berühren die Grenze China's nicht, aber die kleinen Reiche Laos und Tunkin ſind Grenznachbarn und vielleicht ſogar zinsbar. Der öſtliche Ocean beſpült, indem er eine Menge von Meerbuſen und Buchten bildet, die Küſten China's auf einer Ausdehnung von ſiebentehalbhundert Meilen, von den Grenzen Tunkins bis zur Mündung des Amurfluſſes. Südlich ſind die Meerbuſen von Tunkin und das chineſiſche Meer; der Canal von Formoſa trennt die Inſel dieſes Namens von dem feſten Lande; das blaue und das gelbe Meer verbreiten ſich, jenes zwiſchen China, den Inſeln Lieukieu und Japan, dieſes zwiſchen China und Corea. Von Corea endlich bis zum Amurfluß erſtreckt ſich das japaniſche Meer, deſſen äußerſte Spitze den umfaſſenden Namen des Meerbuſens der Tatarei erhalten hat. — Das chineſiſche Reich, ſo begrenzt, hat eine Ausdehnung von 650 Meilen, nämlich von Caſchgar bis an die Mündung des Amur; ſeine größte Breite reicht von den ſaïaniſchen Gebirgen bis zur mittäglichen Spitze China's, der Inſel Hay-nan gegenüber, 375 Meilen. Der Flächeninhalt kann auf 200,000 Quadratmeilen, d. h. auf den zwölften Theil des feſten Landes der Erde geſchätzt werden.

Davon kommen auf das eigentliche China 80,000 Quadratmeilen, auf die kleine Bucharei, die Mongolei und das Mantſchuland 100,000 Quadratmeilen und auf die Schutzländer, Tibet, Corea und die Lieu-kieu-Inſeln über 20,000 Quadratmeilen. Auf dieſem Flächenraume wohnen gegen 200 Millionen Menſchen, ſo daß in Rückſicht der Einwohnerzahl das chineſiſche Reich das erſte auf der ganzen Erde iſt. Das eigentliche China grenzt öſtlich an den öſtlichen Ocean, gegen Norden trennt es die große ſchon vor 2,000 Jahren erbaute, 300 Meilen lange, 20 Fuß hohe und auf der Oberfläche 5 Fuß breite Mauer von der Mongolei und dem Mantſchulande; weſtlich ſetzen politiſche Grenzen den nomadiſchen Wanderungen der Kalmucken oder Eleuthen von Hoho-nor und der Sifanen ein Ziel, ſüdlich fallen die Grenzen des chineſiſchen Reichs und des eigentlichen China's zuſammen. Die Provinzen, in welche es getheilt iſt, ſind nach Macartney folgende: Pe-tche-li, Kiang-nan (zwei Provinzen), Kiang-ſi, Tche-kiang, Fo-kien, Hou-quang (Hou-pe und Hou-nan), Ho-nan, Schan-tong, Schan-ſi, Schen-ſi (das eigentliche Schen-ſi, und Kan-tchou), Se-chuen, Quang-tong, Quang-ſi, You-nan, Kât-cheou. — Die Chineſen ſelbſt nennen ihr Land Tchon-Koue, Mittelpunct der Erde; bei den Arabern heißt es Sin, bei den Perſern Tſchin. — Die phyſiſche Geographie China's iſt minder intereſſant, als man von einem ſo großen Lande erwarten ſollte. Es laſſen ſich zwei Gebirgsmaſſen, die eine ſüdöſtlich, die andere nordweſtlich, unterſcheiden. Jene verbreitet ſich zwiſchen den Provinzen Quang-ſi, Quan-tong und Fo-kien im Süden, und den Provinzen Hou-quang und Kiang-ſi im Norden, ſie läuft anfangs von Weſten nach Oſten, wendet ſich aber auf den Grenzen von Fo-kien nordöſtlich. Die Hauptkette, beſonders in den Provinzen Kât-cheou und Quang-ſi, iſt wegen der dort wohnenden wilden Völkerſchaften ſchwer zugänglich; die Reiſenden haben nur den kleinen Berg Mei-ling unterſucht, der ſich 3,000 Fuß über den See Po-yang erhebt. Die Gebirge im Nordweſten ſcheinen nicht ſowohl regelmäßige Ketten als eine Folge von Terraſſen zu bilden. Außerdem iſt die Provinz Schan-ſi voll Gebirge, die zu einer von den Ufern des Amurfluſſes quer durch die Mongolei laufenden Kette zu gehören ſcheinen, und faſt alle ſenkrechte Felſen ſind. Auch die Provinz Schan-tong iſt größtentheils eine gebirgige Halbinſel. Dieſe Gebirge, welche Kohlenminen enthalten, bilden eine von den übrigen Bergen China's ganz getrennte Gruppe. Die größten Ebenen finden ſich in der Provinz Kiang-nan, zwiſchen den beiden großen Flüſſen Hoan-ho und Yang-tſe-kiang. Jener, oder der gelbe Fluß, entſpringt aus zwei Seen im Lande der Kalmucken von Hoho-nor, dieſer, oder der blaue Fluß, nimmt ſeinen Urſprung im Norden von Tibet, unfern der Wüſte Cobi. Beide ſtrömen ſchnell von den Höhen Mittel Aſiens herab, und begegnen jeder einer Bergreihe, welche ſie zu einem weiten Umwege nöthigt, den Hoan-ho nach Norden, den Yang-tſe kiang nach Süden, worauf ſie ſich wieder nähern und in einer Entfernung von nur vierzig Meilen ihren Lauf endigen. Außerdem nennen wir den Fuen-ho, den Honi-ho und den Hoay-ho, welche in den blauen Fluß fallen, den Yalon-kiang, der 125 Meilen durchläuft, den Tchoue oder Yang-kiang, La-kiang, und Yuen-kiang, welche ſich unmittelbar mit dem gelben Fluß und den Yuen und Yon, welche ſich mittelſt zweier Seen mit dem blauen Fluſſe vereinigen. Ganz unabhängig ſind der Hoan-kiang im Süden, der ſich in den Meerbuſen von Canton, und der Pay-ho im Norden, der ſich in den Meerbuſen von Peking ergießt. Dieſe und unzählige

andere Flüſſe, welche durch zahlreiche Canäle verbunden ſind, bieten unzuberechnende Vortheile für den Ackerbau und Handel dar. Der wichtigſte dieſer Canäle iſt der 300 Meilen lange ſogenannte Kaiſercanal, der mit einer Unterbrechung von einer einzigen Tagereiſe eine Waſſerverbindung zwiſchen Peking und Canton gibt. Auch an Landſeen iſt China reich, beſonders die Provinz Hou quang, deren Name ſchon darauf hinweiſet. Der Poyang-hu iſt nach Staunton der größte Landſee in China, hingegen nach du Halde beträgt ſein Umkreis nur 20 Meilen. Das Clima muß in einem Lande von ſolcher Ausdehnung ſehr verſchieden ſein. Im Süden von China, nahe am Wendekreiſe, herrſcht eine große Hitze, die jedoch durch den Einfluß der periodiſchen Winde gemildert wird. Die nördlichen und öſtlichen Gegenden ſind ungleich kälter, als die unter derſelben Breite gelegenen Länder Europa's, wovon der Grund in der Höhe der Sonne, in der Natur des mit Salpeter angefüllten Bodens, und endlich in dem Schnee liegt, welcher den größten Theil des Jahres die Centralgebirge Aſiens bedeckt. In einem überaus blühenden Zuſtande iſt der Ackerbau China's, und der Hauptgegenſtand deſſelben der Reis. In den zu kalten, oder zu trocknen nordweſtlichen Gegenden erſetzt man ihn durch europäiſche Getreidearten und durch Moorhirſe. Man baut ferner Kartoffeln, Rüben, Bohnen, und vorzüglich eine Art Weißkohl. Das urbare Land wird unausgeſetzt beſtellt, ohne brach zu liegen. Selbſt die ſteilſten Berge findet man zugänglich gemacht, angebaut, und auf kunſtreiche Weiſe bewäſſert. Die Art, wie die Wohnungen der Landleute liegen, trägt viel zu dem blühenden Zuſtande des Ackerbaues bei, indem ſie nicht in Dörfer vereinigt, ſondern zerſtreut ſind. Man ſieht hier weder Verzäunungen, noch Pforten, noch ſonſt eine Vorkehrung gegen wilde Thiere und Diebe. Die Frauen ziehen Seidenwürmer und ſpinnen Baumwolle; auch beſchäftigen ſie ſich mit Verfertigung der Zeuge; denn die Frauen ſind die einzigen Weber des Landes. Allgemein bekannt ſind die Ehrfurchtsbezeigungen, welche die chineſiſche Regierung dem Ackerbau erweiſet. Jährlich, am funfzehnten Tage des erſten Mondes, findet dieſe Feierlichkeit Statt. Der Kaiſer begibt ſich in großer Pracht, begleitet von den Prinzen und vornehmſten Reichsbeamten, auf das dazu beſtimmte Feld, hier wirft er ſich nieder, und berührt neunmal mit der Stirn den Boden, um den Tien, den Gott des Himmels, zu verehren; er ſpricht mit lauter Stimme ein von dem Tribunal der Gebräuche abgefaßtes Gebet, in welchem er den Segen des höchſten Weſens für ſeine und ſeines ganzen Volkes Arbeit erfleht. Dann, als Oberprieſter des Reichs, opfert er einen Stier dem Himmel als Herrn aller Güter. Während man das Opfer auf dem Altare darbringt, wird dem Kaiſer ein, mit einem Paar prächtig gezierter Stiere beſpannter Pflug gebracht. Jener legt ſeinen kaiſerlichen Schmuck ab, ergreift die Handhabe des Pflugs, und zieht mehrere Furchen durch die ganze Fläche des Ackers. Ein Gleiches thun nach ihm die vornehmſten Mandarinen. Das Feſt ſchließt mit einer Vertheilung von Geld und Stoffen unter die Landleute. Auf ähnliche Weiſe erſcheint einige Zeit nachher der Kaiſer wieder, um den Samen zu ſtreuen. In den Provinzen des Reichs vollziehen an demſelben Tage die Vicekönige die nämliche Feierlichkeit. — Weniger, als in dem Ackerbau, iſt in der Baumzucht die Induſtrie der Chineſen fortgeſchritten. Sie beſitzen viel Fruchtbäume, aber ſie thun wenig für ihre Veredlung. Das Pfropfen iſt bei ihnen nicht gewöhnlich. Johannisbeeren, Himbeeren und, nach Einigen, ſelbſt Oliven ſind in China unbekannt. Aber die Natur

hat dem Lande andere Reichthümer gegeben, die ihm eigen ſind. Dahin gehört vor Allen die Theepflege, welche den Chineſen unermeßliche Vortheile bringt; ferner der Campherbaum, die Aloe, das Bambusrohr, das Zuckerrohr, die Indigopflanze, die Baumwollenpflanze, die Rhabarberwurzel, die Firniß-, Seifen-, Talg-, Leim-, Wachs- und Litſchibäume ꝛc. Von Hausthieren haben die Chineſen alle in Europa einheimiſchen Arten, darunter das Schwein das zahlreichſte iſt, und außerdem das Kameel, das gewöhnlichſte Laſtthier. Von wilden Thieren nennen wir den Elephanten, das Rhinoceros, den Tiger, das Moſchusthier, verſchiedene Affenarten, den Hirſch, das wilde Schwein, den Fuchs u. ſ. w. An zahmem Geflügel hat China Ueberfluß, beſonders an Enten. Mehrere Arten zeichnen ſich durch ein beſonders glänzendes Gefieder aus, beſonders die Gold- und Silberfaſanen, der Spornpfau. Die vielen Gewäſſer enthalten eine unglaubliche Menge von Fiſchen. Die Goldfiſche, die auch in China nur zum Schmuck aufbewahrt werden, ſind bekannt. Unter den Inſecten iſt das wichtigſte der Seidenwurm, welcher allgemein verbreitet iſt, und einheimiſch zu ſein ſcheint. Ueber die Producte des Mineralreichs China's beſitzen wir noch wenig genaue Nachrichten. Die Silberbergwerke China's ſind ergiebig, aber man bearbeitet ſie wenig. Das Gold wird meiſtens aus dem Sande der Flüſſe, in den Provinzen Se-tchuen und Yun-nan gewonnen. Man prägt aber weder aus Gold, noch aus Silber Münzen. Eine den Chineſen eigenthümliche metalliſche Subſtanz iſt das Toutenague, woraus ſie Gefäße und dergleichen verfertigen, und das Einige für einen ſehr reinen Zink, Andere für eine künſtliche Miſchung halten. Ferner hat China ein beſonderes Kupfer, viel Queckſilber in Yun-nan, Arſenik, aber weniger Blei und Zinn. Von koſtbaren Steinen beſitzt es den Lapis lazuli, Jaspis, Bergcryſtall, Magnet, verſchiedene Marmorarten; von den Erdarten führen wir nur die Porzellanerde an. Auch das Salz nimmt eine vorzügliche Stelle ein, indem es der Gegenſtand eines einträglichen Regierungs-Monopols iſt. — China enthält 1,572 Städte, 2,796 Tempel, 3,158 Brücken u. ſ. w. Unter den Städten ſind die wichtigſten und den Europäern bekannteſten: **Peking**, die Hauptſtadt des ganzen Reichs, ferner **Canton** und **Nanking**. Wir verweiſen über ſie auf die beſondern Artikel, und wollen hier noch Einiges über die nationellen Eigenthümlichkeiten der Chineſen, ihre Sitten, ihre politiſchen Einrichtungen, auch ihren Zuſtand überhaupt anführen. Die Geſichtszüge und der Bau des Hirnſchädels beweiſen die mongoliſche Abkunft der Chineſen; doch hat ein Aufenthalt von mehreren Jahrhunderten unter einem milden Clima die charakteriſtiſchen Kennzeichen gemildert. Eine Chineſerin hält ſich für ſchön, wenn ſie kleine Augen, etwas dicke Lippen, ſchlichtes und ſchwarzes Haar, und recht kleine Füße hat; letztere vollenden die Idee der Schönheit, und werden dadurch erlangt, daß man ſie einſchnürt, und am Wachsthume hindert. Bei den Männern gibt die Beleibtheit, als Zeichen eines müßigen Lebens, einen Anſpruch auf Hochachtung. Magere Leute gelten für talentlos. Die Vornehmen laſſen die Nägel der Finger wachſen; Haare und Bart färben ſie ſchwarz. Betrachten wir die Chineſen von der moraliſchen Seite, ſo finden wir, daß ſie die gewöhnlichen Tugenden und Laſter eines ſclaviſchen, kunſtfleißigen und handelnden Volks haben. Die Regierungsform iſt unumſchränkt monarchiſch, doch können die Mandarinen und Tribunale dem Kaiſer unterthänige Gegenvorſtellungen machen. Der Kaiſer nennt ſich einen geheiligten Sohn des Himmels, alleinigen Vorſteher der Erde, und

Vater ſeines Volks. Seinem Bilde, ſeinem Throne werden Opfer gebracht; ſeine Perſon wird angebetet; man fällt vor ihm nieder. Oeffentlich erſcheint der Kaiſer nie anders, als mit 2,000 Lictoren, welche Ketten, Beile und andere Werkzeuge tragen, die den morgenländiſchen Deſpotismus charakteriſiren. Die Staatseinkünfte werden auf 200 bis 400 Millionen Thaler geſchätzt, und beſtehen großen Theils in Naturalien. Sie beruhen auf Grundabgaben, auf Zöllen vom auswärtigen und inländiſchen Handel und auf einer Kopfſteuer, zahlbar von allen Perſonen zwiſchen 20 und 60 Jahren. Die chineſiſche Armee iſt zwar ſehr zahlreich (gegen 900,000 Mann), ſcheint aber nicht im Stande zu ſein, ſelbſt unregelmäßigen aſiatiſchen Truppen, geſchweige europäiſchen Heeren wirkſamen Widerſtand zu leiſten. Der chineſiſche Adel theilt ſich in zwei Claſſen, den perſönlichen und amtlichen. Unter dem erſtern gibt es fünf Grade. Die drei erſtern werden nur Verwandten des Kaiſers ertheilt, und werden gewöhnlich durch Prinz überſetzt. Dieſe Prinzen müſſen regelmäßig im Bezirke des kaiſerlichen Palaſtes wohnen. Die Titularen des perſönlichen Adels haben ſämmtlich den Vorrang vor dem amtlichen Adel oder den Mandarinen. Den Rang der Mandarinen erkennt man durch die Farbe der Knöpfe an ihren Mützen. Auch gibt es Titular-Mandarinen. Die Ceremonialkleidung der Mandarinen beſteht aus geblümten Atlas, mit einem Ueberzuge von blauem Kreppflor. Vorn und hinten iſt das Ehrenzeichen geſtickt, welches ihren Civil- oder Militär-Rang bezeichnet. Das Recht, eine Pfauenfeder hinten auf der Mütze zu tragen, iſt mit einem europäiſchen Ordenszeichen zu vergleichen und wird als eine beſondere Gnadenbezeugung ertheilt. Die geprieſene Weisheit der chineſiſchen Geſetze kann mit zwei Worten charakteriſirt werden; es ſind gute Polizeiverordnungen mit guten moraliſchen Lehren begleitet. Sie laſſen dem Kaiſer wie den Mandarinen eine unbeſchränkte Gewalt über das Volk, das blinden Gehorſam gegen ſeine Obern als ſeine erſte Pflicht zu betrachten gewohnt iſt. Unzählige Ceremonien erinnern jeden Augenblick an den Unterſchied der Stände. In Anſehung ihrer Geiſtesbildung ſteht die Nation ſchon ſeit langer Zeit auf einer faſt unveränderten Stufe. Daran iſt theils die allen Aſiaten eigene Liebe zum Alten, Herkömmlichen, theils der Mangel an geiſtigem Verkehr und Ideenaustauſch Schuld. Dieſer aber wird beſonders durch die Schwierigkeit der Schrift, welche nicht, wie die unſrige, eine Buchſtaben-, auch nicht eine Sylben-, ſondern eine Charakterſchrift iſt, verhindert. Ueber ſie, wie über Sprache und Literatur, ſehe man den eigenen Artikel. Das mechaniſche Talent haben ſie in einem hohen Grade ausgebildet; auch iſt ihre Induſtrie in Bereitung von Stoffen, Porzellan, Lack und dergleichen bewundernswürdig, und kann nur mit ihren Canal- und Gartenanlagen, dem Ebenen von Gebirgen und ähnlichen Arbeiten, die ſie ausgeführt haben, zuſammengeſtellt werden. Meherere der wichtigſten Erfindungen finden wir bei ihnen wieder. Sie druckten Bücher früher als wir, indem ſie die Charaktere in Holztafeln ſchnitten, welche Methode noch bei ihnen üblich iſt. Die Magnetnadel kannten und gebrauchten ſie ebenfalls vor uns; deſſenungeachtet blieben ſie in der Schifffahrtskunde weit zurück, da ſie den Schiffbau ſehr unvollkommen verſtehen. Im Ganzen hat man die Denkmähler China's vielleicht zu ſehr erhoben; dennoch ſind einige ihrer Landſtraßen, ihrer ungeheuren Bogenbrücken, ihrer pyramidalen Thürme, beſonders aber ihre große Mauer, auf chineſiſch genannt: Wan-Lee-Tſching, die Mauer von 10,000

Lee, der Bewunderung werth. Dieſe läuft über hohe Gebirge und durch tiefe Thäler und mittelſt Bogen über breite Ströme hin, von der Provinz Shen-ſi bis Wanghay oder bis zum gelben Meere, in einer Länge von 600 Stunden. An einigen Orten iſt ſie, um wichtige Päſſe zu decken, doppelt, auch dreifach. Die Grundmauer und die Ecken ſind von feſten Granitblöcken, der größere Theil aber von bläulichen Backſteinen, durch einen ſehr reinen und weißen Mörtel zuſammengehalten. Faſt alle 200 Schritte ſind viereckige Thürme oder ſtarke Baſteien. — Eine Schilderung der eigenthümlichen Sitten der Chineſen würde uns hier zu weit führen. Der Hauptzug des Nationalcharakters iſt die Einwirkung des eingeführten Herkommens. Die tägliche Lebensweiſe jedes Einzelnen iſt in jedem Range durch unabweichliche Regeln vorgeſchrieben. Geiſtiger Getränke enthalten ſich die Chineſen faſt gänzlich, dagegen iſt der Gebrauch des Thee's allgemein. Ihre Hauptſpeiſe iſt der Reis. Die Vielweiberei iſt den Großen und den Mandarinen erlaubt. Der Kaiſer unterhält einen zahlreichen Serail. Der Zuſtand der Weiber iſt Sclaverei. Eine beſondere, gleichſam göttliche Verehrung erweiſen die Chineſen ihren Vorfahren; ſie feiern zu ihrem Andenken eigene Feſte auf ihren Gräbern. Die urſprüngliche Religion China's ſcheint ein Zweig des Schamanendienſtes geweſen zu ſein, deſſen Princip die Anbetung der Geſtirne und merkwürdiger Naturgegenſtände iſt. Dieſe alte Religion iſt durch verſchiedene ſpätere Secten vertilgt worden. Unter dieſen ſind die wichtigſten die Secten des Cong-fu-tſe (Confucius) und des Lao-kiun oder Tao-tſe. Das Volk bekennt ſich größtentheils zu der aus Indien gekommenen Religion des Fo. (Vergl. Confucius und Fo.) Die Religion der Kaiſer aus der tatar-mantſchuiſchen Dynaſtie iſt die Dalai-Lama-Religion. (S. Lama.) — Der auswärtige Handel der Chineſen ſteht mit dem Umfange und Reichthum ihres Reichs nicht in Verhältniß. Im J. 1806 wurden ausgeführt 45,000,000 Pfund Thee. 16,000,000 Pfund Zucker, 21,000 Stücke Nankin, 3.000,000 Pfund Toutenague, ferner Kupfer, Borax, Alaun, Queckſilber, Porzellan, lackirte Waaren, Zimmt, Rhabarber, Moſchus und verſchiedene Droguereiwaaren 122 Schiffe, nämlich 80 engliſche, 30 amerikaniſche und 3 däniſche nahmen dieſe Waaren ein. Sie brachten nach China: Reis (36,000,000 Pfund), Baumwolle, Tücher und Stoffe, Glaswaaren, Fuchs-, Fiſchotter- und Biberfelle, Sandelholz, Arecanüſſe u. ſ. w. Der Handel mit den Europäern iſt einer Geſellſchaft von 12 dazu privilegirten Kaufleuten anvertraut, welche Hanniſten heißen, und einen ungeheuern Vortheil machen. — Die älteſte Geſchichte China's iſt dunkel und fabelhaft. Nach ihr regierten über daſſelbe, durch mehrere Millionen Jahre, Götter, Tien-Hoan-Schi, und fabelhafte Königsfamilien, Ti-Hoang-Schi, Kiehu-Tohu-Ki, zu welcher letztern Fo-hi, der Geſetzgeber der Chineſen, gehört: U-Ti, unter welcher Familie ſich mit dem geprieſenen Ya das Schu-King anfängt, aus welchem die Chineſen ihre älteſte Geſchichte ſchöpfen. Aber dieſes Buch beſteht die hiſtoriſche Kritik nicht. Die folgenden königlichen Häuſer dieſer erſten dunkeln Periode ſind die Hia (bis 1767 vor Chr.), Schang (bis 1122), Tſcheu (bis 253 vor Chr.). Für den Stifter dieſer Dynaſtie wird allgemein Wu-wang angegeben, obgleich über die Art der Stiftung keine Uebereinſtimmung herrſcht. Nach einer Nachricht haben die Inländer den Letzten der vorigen Dynaſtie, Scheuſie, geſtürzt: nach Andern kam Wit-Wang mit einer Horde Ausländer von Weſten her, und brachte Cultur zu den Eingebornen. Nach

dem Anfange dieſer Familie iſt eine große hiſtoriſche Lücke, welche die chineſiſchen Annalen mit Fabeln ausfüllen. Unter dieſe Dynaſtie fällt (von 770 bis 320 v. Chr.) die Tſcheukue oder die Periode der kämpfenden Könige, d. i. der vielen kleinen Staaten neben einander, die in Fehden lebten. Endlich ſtand aus dem kleinen Fürſtenhauſe der Zing, im Zeitalter des Hannibals, ein chineſiſcher Held, Schi-ho-ang-ti, mit dem das Haus Tatſin (von 256 bis 207 v. Chr.) über China zu herrſchen anfing, auf, der alle kleine Fürſten ſammt dem Stamme der Tſcheu ausrottete, und ganz China unter ſich vereinigte (247). Er erbaute die große Mauer zum Schutze gegen die Tataren. Das Reich zerfiel aber gleich nach ſeinem Tode, unter ſeinem Sohne Ul-ſchi, wieder in kleine Trümmer, die nach zehn Jahren Lieu-pang aufs neue zu einem großen Reiche zuſammenfügte. Er nahm den neuen Namen Hang an, und wurde Stifter der Dynaſtie Hang, die bis 220 Jahre n. Chr. herrſchte und ſich in die weſtlichen und öſtlichen Hang theilte (Si-hang von 217 vor bis 24 n. Chr., und Tong-hang von 24 bis 220 n. Chr.). Die Fürſten dieſer Dynaſtie breiteten ihre Eroberungen weit gegen Weſten aus, und nahmen Antheil an den Angelegenheiten Mittel-Aſiens. Die Religion Tao-tſe wurde unter ihnen die herrſchende; auch kam damals das Judenthum nach China. Nach und nach aber arteten die Fürſten aus, und unter Hien-ti wurde China in zwei Königreiche (Sankue) getheilt (220), die von Wu-Ti (280) wieder vereinigt wurden. Er ſtiftete die Familie Tſie (265—420). Dieſe Fürſten waren ſchlechte Regenten. Der letzte, Kong-Ti, wurde von Liohu Yu vom Throne geſtoßen, welcher die Linie Song ſtiftete (420—479). Aber in den ſüdlichen Provinzen entſtand kurz vorher (386) ein beſonderes Königreich, das U-tai oder die fünf Familien genannt wurde. Auch die Song waren Fürſten ohne Werth. — Als mit der großen Völkerwanderung die Abendwelt eine neue Geſtalt gewann, waren, mit dem Untergange der Familie Tſie, in China zwei Reiche entſtanden, ein nördliches (386) und ein ſüdliches (420), welches letztere auch U-tai oder das Reich der fünf Familien hieß. In dieſem regierten hinter einander die Familien Sang (bis 479), Tſie (bis 502), Loang (bis 537), Tſchie (bis 589), Sui (bis 619). Das nördliche Reich (386—587) entſtand dadurch, daß die Tataren Goli, die nördlichen chineſiſchen Provinzen, eroberten. Hier herrſchten vier Familien, zwei inländiſche und zwei ausländiſche, nämlich di Goni, von dem Stamme der To-pa, und die Heu-tſcheu, von dem Stamme Sien-pi. a. Die Dynaſtie Goni herrſchte von 386 bis 556 in drei beſondern Linien (Yuen-Goet bis 534, Torg-Goei bis 550 und Si-Goei, oder die weſtlichen Goei, bis 550); b. die Dynaſtie der Pe-tſi (der nördlichen Tſi) von 550—577; c. Die Dynaſtie der Heu-tſcheu (der letzten Tſcheu) von 557—581; d. Die Dynaſtie der Heu-leang (der letzten Leang) von 554—587. — Den Heu-tſcheu entriß (581) Yauckier den Thron, eroberte (587) das Reich der Heu-leang (589), der Tſin, und ſtiftete die Dynaſtie der Sui. Schon der zweite Kaiſer aus dieſer Dynaſtie, Yang-ti, wurde von Lijuen (617) abgeſetzt, welcher die Familie Tang ſtiftete, die ſich 300 J. lang erhielt, und Siang-fu in Schen-ſi zum Sitze hatte. China wurde unter den erſten Kaiſern aus derſelben, beſonders unter Lijuens gelehrtem Sohne Tai-tſong I. (626) äußerſt mächtig. Allein die folgenden Kaiſer fielen in Ueppigkeit, und wurden ganz von ihren Verſchnittenen beherrſcht. Es folgten innere Zerrüttungen. Der letzte Kaiſer, Gnä-ti, wurde von Tſchu-wen abgeſetzt, der die

Dynaſtie Hehu-lang ſtiftete (907). Sowohl dieſe als die folgenden Dynaſtien Hehu (923), Hehu-Tſin (936), Hehu-han (946), Hehu-Tſchehu (957) waren von kurzer Dauer. Man nennt ſie Hehu-Utai, oder die letzten fünf Familien. China war voll innerer Verwirrungen, und faſt jede Provinz erhielt einen beſondern unabhängigen Regenten. Da erwählten (990) die Chineſen den würdigen Tſchao-Quang-in zum Kaiſer, den Stifter der Dynaſtie Tſing oder Tſong, die bis 1279 regierte. Seine erſten Nachfolger glichen ihm. Gleichwohl litt das Reich durch die Einbrüche der Tataren; unter Sin-tſong (1012) mußten die Chineſen den Tataren Leao-tong Tribut zahlen. Hoeh-tſong ſtürzte zwar das Reich der Leao-tong (1110); aber dieſe Tataren riſſen ſelbſt das ganze nördliche China (Pe-tſcheli) an ſich (1125). Kao-tſong II. regierte nur als ihr Tributkönig über die ſüdlichen Provinzen. Die Chineſen ſchloſſen unter dem Kaiſer Ning-tſong ein Bündniß gegen dieſe ihre Oberherren mit Dſchingis-Chan (1108), und die Niu-dſchen unterlagen dieſem großen Eroberer. Aber die Mongolen wandten nun ſelbſt ihre Waffen gegen China, und Cublai-Chan machte ſich zum Herrn deſſelben, nach dem Tode des letzten Kaiſers Ti-ping (1229). Unter der Linie Tang blühten die Wiſſenſchaften in China; unter den Kaiſern ſelbſt waren viele Gelehrte. Die chineſiſchen Schriftſteller nennen die mongoliſche Kaiſerfamilie Yuen (von 1279 — 1368) und Cublai-Chan heißt bei ihnen Schi-tſu. Dies war das erſtemal, daß ganz China von ausländiſchen Fürſten beherrſcht wurde. Aber ſie bildeten ſich ganz nach den chineſiſchen Sitten, und ließen Geſetze, Gewohnheiten und Religion unverändert. Die mehrſten Kaiſer aus dieſer Familie waren lobenswerth. Aber nach Timur-Chans oder Tſing-Sangs Tode (1307) und noch mehr nach Tſin-Timur-Chans oder Tai-ſtings Tode (1318) brachten Parteien in der kaiſerlichen Familie häufig innere Kriege hervor, welche die Kräfte der Mongolen ſchwächten. Gegen Tokatmur-Chan oder Schim-ti, einen wollüſtigen Fürſten, ergriff der Chineſe Tſchu die Waffen, und die mongoliſchen Großen waren unter ſich uneins. Tokatmur-Chan entfloh in die Mongolei (1368), wo er ſtarb (1379). Sein Sohn Biſurdar nahm ſeinen Sitz in der alten mongoliſchen Hauptſtadt Carocorum, und wurde der Stifter des Reichs der Kalkas oder nördlichen Yuen. Aber nicht lange blieb ihr Staat vereint, ſondern nach Tokoz-Timur Tode (um 1460) wurde eine jede Horde unter ihrem Chef unabhängig. Die Folge davon war, daß ſie von nun an den Chineſen, wenigſtens größtentheils und die mehrſte Zeit hindurch, unterworfen waren. Tſchu (nachher Hongwo oder Ta-tſe IV. genannt, ein gemeiner Chineſe, aber des Thrones werth, befreite ſein Volk von fremder Herrſchaft, und ſtiftete die Dynaſtie Ming (1368—1644, welche dem Reiche ſechzehn, faſt ſämmtlich lobenswerthe Regenten gab. An den Grenzen des Reichs wohnten Reſte der Tataren Niu-dſche, die man jetzt Man-tſchu nennt. Unter dem Kaiſer Schin-tſong II. räumte man ihnen einige Wohnſitze in der Provinz Leao-tong ein, und wollte ſie bald darauf wieder vertreiben; aber ſie widerſtanden unter ihrem Fürſten Taitſu ſo glücklich, daß ſie Leao-tong eroberten, worauf ihr Anführer den Kaiſertitel annahm. Er ſetzte den Krieg unter den chineſiſchen Kaiſern Quan-tſong und Hi-tſong bis an ſeinen Tod fort. Ihm folgte ſein Sohn, Ta-tſong, und in China auf Hi-tſong Tſchong-tſchina, ein guter, aber ſchwacher Fürſt. Als Ta-tſong ſtarb, wählten die Tataren keinen neuen Regenten, ſetzten auch den Krieg nicht fort. Allein in

China ſelbſt erregte Li-tſching einen Aufruhr, in welchem ſich Tſchong-tſching ſelbſt entleibte (1644). Li-tſchings Gegenpartei rief die Man-tſchu zu Hülfe. Sie eroberten Pe-king, und nach und nach das ganze Reich, deſſen Beherrſcher ſie noch jetzt ſind. Tſchun-tſchi, ein Kind von ſechs Jahren, vollendete die Eroberung China's (1646 bis 1647) und ſtiftete die jetzige Dynaſtie Tſing. Ihm folgte (1662) ſein Sohn Cangi, der den Chan der eigentlichen Mongolen beſiegte, Formoſa eroberte, und ſeinem Reiche noch andere Vergrößerungen verſchaffte. Den Chriſten erlaubte dieſer Fürſt freie Religionsübung. Sein Sohn Yontſching aber verbannte ſie (1724). Deſſen Sohn, Kien-Long, ſetzte von 1746 — 1773 die Verfolgung der Chriſten fort. Er eroberte Kasgar, Jerken, den größten Theil des Sungarenlandes, den nordöſtlichen Theil von Tibet und Laſſa, die Reiche Miao-thee, Skao-Kin-tſchuen, und erweiterte die Grenzen ſeines Gebiets bis nach Hindoſtan und der Bucharei; auch bevölkerte er die durch Verjagung der Sungaren verwüſtete Kalmuckei mit den aus Rußland geflüchteten Torgolen und Sungaren. Im J. 1768 ſchlugen ihn die Barmaren von Ava gänzlich, dennoch eroberten 1770 die Chineſen eine Stadt in Ava, und kamen mit Verluſt der halben Armee in ihr Land zurück. Glücklicher waren die Chineſen gegen die Miaotſe (Bergbewohner). Kien-long war übrigens ein gelehrter, wiſſenſchaftlicher Mann. Er legte eine große Bibliothek an, und hat ſelbſt viel geſchrieben. In der letzten Zeit mißbrauchte ihn ſein Miniſter, Günſtling und Schwiegerſohn, Ho-Tſchington. Auf Kien-long folgte 1799 deſſen funfzehnter Sohn, Ja-king. Seine Regierung wird durch innern Zwieſpalt beunruhigt, dem der ſchwache Kaiſer nicht vermag, ein Ende zu machen. Die Chriſten, denen er günſtig war, haben durch ihre Unvorſichtigkeit ihre meiſten Freiheiten verſcherzt, und die Verbreitung der chriſtlichen Religion iſt ſtreng verboten. So wenig wie die Geſandtſchaft des Lords Macartney (ſ. d. Art.), konnten die ruſſiſche des Grafen Golowkin, noch die neueſte brittiſche des Lords Amherſt (1816), die mehr als 1000jährige Diplomatie des Hofes von China aus ihrem Gleiſe bringen. Sie konnten, da dieſes „himmliſche Reich des Weltalls" alle Monarchen als ſeine Vaſallen behandelt, weder politiſche noch Handelsverbindungen anknüpfen.

**Chinarinde** iſt die Rinde eines Baumes, der im Königreiche Peru, beſonders unweit der Stadt Loxa wächſt. Die Rinde, welche der ſchätzbarſte Theil des Baumes iſt, und **Fieberrinde**, **peruaniſche Rinde**, auch **Chinarinde** heißt, wird vom September bis in den November von den Bäumen abgeſchält. Dies iſt die Zeit, wo es in der Heimath des Chinabaums nicht regnet. Nach dem Abſchälen ſtirbt zwar der rindeloſe Baum ab, aber aus der Wurzel treiben neue Sproſſen hervor. Nach einigen ſollen die Peruaner längſt vor der Ankunft der Europäer in Amerika gewußt haben, daß die Rinde die Wechſelfieber heilt; Andere erzählen, daß **Juſſieu**, der Reiſegefährte Condamines, die Eingebornen zuerſt mit ihren Wirkungen bekannt gemacht habe. In Europa ward die Chinarinde dadurch bekannt, daß der Corregidor den Gebrauch derſelben der Gattin des Vicekönigs, Grafen del Cinchon zu Lima in Peru, bei einem Wechſelfieber rieth, dieſe den Rath befolgte und genas. Von dieſer Zeit an theilte die Vicekönigin ſelbſt das Pulver dieſer Rinde aus, und es hieß gewöhnlich **Gräfin del Cinchon-Pulver**, oder **Gräfinpulver**. In der Folge überließ ſie den Jeſuiten die Austheilung des Pulvers, daher die Benennung **Jeſuitenpulver**. Man ſchickte bald darauf eine

Sendung nach Rom, von wo aus es weiter in Europa verbreitet wurde. Endlich kam im J. 1460 der Graf del Cinchon mit ſeiner Gemahlin nach Spanien zurück, und durch ſie lernte man die Chinarinde noch beſſer kennen. Von nun an fing man an, einen beträchtlichen Handel mit dieſem Producte zu treiben. An Ort und Stelle unterſcheidet man vier Arten von Chinarinde: nämlich eine weiße, eine gelbe, eine rothe und eine runzliche. Die in den Apotheken gangbare Chinarinde iſt gewöhnlich die gelbe. Man trifft ſie von verſchiedener Güte an. Die beſte muß nicht allzudick, aber zuſammengerollt und ſchwer ſein. Ihre äußere Fläche iſt rauh, und entweder braun, grau oder ſchwärzlich, die innere zimmetfarben. Zerkauet iſt ſie bitter, etwas gewürzhaft und zuſammenziehend. Auf dem Bruche zeigt gute Rinde Flimmerchen, ſchlechte hingegen ſplittert ſich und zerfällt wie Wurmmehl, wenn man ſie in Stückchen zerbricht. Chemiſch zerlegt, enthält ſie harzige und gummöſe Theile, auch etwas Erde und Laugenſalz. Die Kraft der Rinde läßt ſich durch heißes und kaltes Waſſer, noch mehr aber durch gewöhnlichen Branntwein, und noch mehr durch Rheinwein ausziehen. Eine Miſchung aus Waſſer und gereinigtem Weingeiſt iſt jedoch das allerwirkſamſte Auflöſungsmittel. In Wechſelfiebern muß die Chinarinde als ſpecifiſches Mittel betrachtet werden, worin ſie mit dem glücklichſten Erfolge angewendet wurde. Höchſt wirkſam zeigte ſie ſich auch in allen chroniſchen Krankheiten, beim Brande, bei bösartigen Blattern, in Nervenkrankheiten, inſonderheit bei hyſteriſchen und hypochondriſchen Beſchwerden, beim Stickhuſten, der Ruhr, beim Scorbut. Die Chinarinde ſcheint daher mit Recht den erſten Platz unter den Arzneimitteln einzunehmen. In den Apotheken hat man davon verſchiedene Präparate, als: Extracte, Tincturen, Eſſenzen, Pulver, Syrupe ꝛc.

**Chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur.** Die chineſiſche Sprache gehört zu den einſylbigen und iſt unter dieſen die einfachſte, d. h. die unausgebildetſte. Ihre einſylbigen Wörter beſtehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangeſetzten Conſonanten; erſcheinen ſie in unſerer Schrift mit mehr Buchſtaben, ſo iſt dies nur Nothbehelf, um ihren Klang mit unſeren Schriftzeichen nachzubilden. Da überdies die Conſonanten B, D, R, X und Z den Chineſen fehlen, ſo iſt die Zahl der einfachen Conſonanten, welche ſie ihren Worten vorſetzen, ſehr eingeſchränkt. Zwei Conſonanten hinter einander ſind den Chineſen unausſprechbar, und wo ſie dergleichen in ausländiſchen Wörtern finden, fügen ſie jedem einen Vocal bei. Die Worte Hoc est corpus meum lauten bei ihnen: Ho-ke-nge-su-tu-es-ul-pu-su-me-vum. Solcher höchſt einfachen Wurzellaute oder Wurzelwörter haben die Chineſen nach ältern Angaben 328 oder 350, nach Remuſat 252, nach Montucci 460. Sie zu vervielfältigen haben ſie kein anderes Mittel, als den Ton oder Accent. Dieſer iſt vornehmlich fünffach; nämlich der gleiche (wie wir eins, zwei, drei u. ſ. w. ausſprechen), der tiefe gleiche (dieſer iſt in den Sylben, welche ſich aſpiriren laſſen, allemal aſpirirt), der hohe (welcher hoch anfängt und kurz abfällt, wie wenn Jemand im Zorn nein! ſagt), der ſteigende (welcher etwas tief anfängt, aber ſteigt, auch länger gedehnt wird, als ein anderer Ton, wie bei uns ein verwunderndes ſo), und der kurz abgebiſſene (wie wenn Jemand aus Furcht den angefangenen Laut nicht vollenden könnte). Ueberhaupt wird die Zahl der Töne von Einigen auf 8, von Andern auf 11 und 13 geſetzt, von denen jedoch wahrſcheinlich nur in einzelnen Fällen Gebrauch gemacht wird. Dem Aus-

länder ſind dieſe Modificationen für Ohr und Zunge unerreichbar, und ſelbſt der Chineſe hilft ſich oft damit, daß er ein Wort zur Erklärung hinzuſetzt. Nehmen wir durchgängig fünf Töne an, ſo erhält dadurch der Chineſe aus ſeinen 328 Wurzeln 1625 verſchiedene Wörter. Durch die Aſpiration werden dieſe auf 3250, oder nach der höchſten Rechnung auf 7700 vermehrt. Dieſe nun, welche das daran gewöhnte chineſiſche Ohr als verſchieden empfindet, bilden den ganzen Sprachſchatz der Chineſen und müſſen nebſt ihren oft ſehr ſonderbaren feierlichen Bedeutungen, wodurch manches Wort gegen 50 verſchiedene Bedeutungen erhält, hinreichen, alle correcte und abſtracte Begriffe auszudrücken. Da ſie alle einſylbig ſind, ſo gibt es keinen Unterſchied der Redetheile, auch fällt alle Ableitung und eigentliche Biegung weg. Die Declination und Conjugation wird durch Umſchreibung dürftig erſetzt. Immer und allenthalben aber bleibt viel Dunkelheit, daher auch beſonders ihre alten claſſiſchen Bücher, die Kings, von jedem Ausleger anders gedeutet werden. — Nicht minder ſonderbar iſt die Schrift der Chineſen. Sie iſt weder natürliche noch ſymboliſche Hieroglyphik, noch Sylben-, noch Buchſtabenſchrift, ſondern drückt ganze ausgebildete Begriffe, und zwar jeden Begriff durch ein eigenes Zeichen aus, ohne mit der Sprache in Verbindung zu ſtehen. Man kann daher ein chineſiſches Buch verſtehen lernen, ohne das geringſte von der Sprache zu wiſſen. Der chineſiſchen Schrift liegen ſechs theils gerade, theils auf verſchiedene Art gekrümmte Linien zum Grunde, welche zunächſt die 214 ſ. g. Schlüſſel oder Urzeichen bilden, mit welchen alle übrigen Zeichen, deren höchſte Zahl man auf 80,000 angibt, zuſammengeſetzt ſind. Auch ein lebenslängliches Studium reicht nicht hin, alle dieſe Zeichen dem Gedächtniß einzuprägen; indeſſen ſind ſchon 8 bis 10,000 derſelben hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verſtehen. — Die Literatur der Chineſen iſt reich an mannichfaltigen Werken. Eine eigene Abtheilung in derſelben bilden die **Kings** oder heiligen Bücher, welche Confucius in die jetzige Form brachte; ſie ſind theils geſchichtlichen, theils moraliſch-religiöſen, theils poetiſchen Inhalts. Von dieſen Kings iſt das Schou-king ins Franzöſiſche überſetzt. Unter den geſchichtlichen Werken iſt eins der wichtigſten die (ſehr fehlerhaft) ins Franzöſiſche überſetzte chineſiſche Reichsgeſchichte. Außerdem verdient Erwähnung das zunächſt ins Engliſche überſetzte chineſiſche Strafgeſetzbuch, die Lobſchrift auf Mukhden, die Inſchrift des Yü u. ſ. w. Hülfsmittel zur Erlernung des Chineſiſchen haben wir von Fourmont, Beyer, Remuſat; ein Wörterbuch (das aber ſehr getadelt wird) von dem jüngern Deguignes. Ein anderes iſt von Montucci zu erwarten. In Canton hat der gelehrte brittiſche Miſſionär **Morriſon** ein Wörterbuch der chineſiſchen Sprache herauszugeben angefangen. Große Arbeiten der Miſſionarien für das Studium der chineſiſchen Sprache finden ſich handſchriftlich in Rom, Paris u. a. a. Orten.

**Chio** oder **Scios** (bei den Alten Chios, jetzt Saki Adaſſi), eine der vornehmſten Inſeln des griechiſchen Archipelagus, welche in Oſten durch einen ſchmalen Canal, Stretto di Capo bianco genannt, von Natolien getrennt iſt. Sie hat 128 italieniſche Meilen im Umfang und zählt auf 24 Q. M. etwa 140,000 Einwohner, meiſtens Chriſten. Sie iſt reich an trefflichem Maſtix, an Baumwolle, Terpentin, Marmor, Pomeranzen, Citronen, Oel, Feigen und dem unter dem Namen Chierwein bekannten Malvaſier. Die Hauptſtadt gleiches Namens mit 20,000 Einwohnern hat einen ſchwer zugänglichen Hafen

und eine ſtarke Citadelle, und iſt der Sitz eines griechiſchen Erzbiſchofs und römiſchen Biſchofs. Sehr bedeutend ſind die hieſigen Seidenmanufacturen. — Zwiſchen dieſer Inſel und dem gegenüber liegenden Tſchesme fiel im J. 1770 die berühmte, nach letzterm Orte benannte Seeſchlacht zwiſchen den Ruſſen und Türken vor, in welcher die türkiſche Flotte von Orloff verbrannt wurde.

Chiragra heißt die Gicht, welche ſich der Gelenke der Hand bemächtigt, und ihre Bewegungen hindert; dieſe finden ſich indeß wieder ein, wenn die Krankheit nicht eingewurzelt iſt. Im letztern Fall wirft ſie ſich bei ihrer Wiederkehr ſtets auf die Hände und Finger, raubt nach und nach jenen ihre Gelenkigkeit und macht dieſe krumm, ungeſtaltet, und lähmt ihre Bewegung, indem ſie um die Flechſen eine kalkichte Materie in Knoten und Ballen anhäuft, wodurch endlich die Gelenke ganz erſtarren (Vergl. Arthritiſch.)

Chirographariſch (von Chirographum, die Handſchrift, beſonders der Schuldſchein), was auf handſchriftlichen Verſicherungen beruht: daher ein Chirographarius, chirographariſcher Gläubiger, welcher Foderungen an einen Schuldner hat, die ſich auf einen Schuldſchein, Wechſel oder ein ſonſtiges ſchriftliches Document gründen, und denen die hypothecariſchen Foderungen vorgehen.

Chirologie, die Fingerſprache, oder die Kunſt, ſich mit den Händen oder Fingern verſtändlich zu machen. Sie iſt ein wichtiges Mittel der Mittheilung für Stumme und Taubſtumme. Man braucht zuweilen Chironomie dafür, welche aber eigentlich die Kunſt iſt, die Hände beim Declamiren geſchickt zu bewegen.

Chiromantie, monstrum nulla virtute redemptum. Das Wort kommt aus dem Griechiſchen und bedeutet die eingebildete Kunſt, aus den Zeichen der Hand wahrzuſagen. Sie rühmt ſich nicht allein, die künftigen Schickſale der Menſchen im voraus zu erkennen, ſondern ihre Anhänger behaupten ferner, daß man die Züge, welche die göttliche Weisheit urſprünglich in die Hand jedes Menſchen gezeichnet habe, auf eine zuverläſſige Weiſe ſeine Neigungen und Begierden, ſeine Fehler und Tugenden, ſeine Liebe und ſein Haß beſtimmt ſind. Einige dieſer Zeichen beziehen ſich auf die Körperconſtitution, andere auf die Geſundheit, auf die Dauer des Lebens und ſogar auf die Art des Todes. Kurz, jedes wichtige Lebensereigniß iſt daſelbſt mit unauslöſchlichen Zügen aufgezeichnet, zu deren Entzifferung es aber einer beſondern Wiſſenſchaft bedarf. Spuren der Chiromantie finden ſich ſchon im Ariſtoteles, welcher z. B. verſichert, daß es ein Zeichen von langem Leben ſei, wenn eine oder zwei Linien nach der ganzen Länge der Hand hinliefen. Die Chiromanten aber gehen weiter hinauf, und führen, um ihre Kunſt auf göttliche Ausſprüche zu gründen, Zeugniſſe aus der Bibel an, als da ſind: Et erit quasi signum in manu tua et quasi monumentum ante oculos tuos (2 Buch Moſis, Cap. 13. Vers 9) und: in manu omnium hominum signat, ut noverint singuli opera sua (Hiob, Cap. 37, Vers 7). Das Mittelalter erſt bildete die Chiromantie aus, und da ihre Träumereien auch heutiges Tages noch nicht ganz in Vergeſſenheit gekommen ſind, indem der Wunſch, einen Blick in die Zukunft zu thun, dem menſchlichen Herzen zu tief eingeprägt iſt: ſo ſcheint es nicht ganz überflüſſig, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die Chiromanten finden in den in der Hand verzeichneten Linien das eigentliche Schickſalsbuch des Menſchen. Diejenige dieſer

Linien, welche um die Wurzel des Daumens hinläuft, nennen ſie die Lebenslinie, weil aus ihrer Lage, ihrer bald unterbrochenen, bald nicht unterbrochenen Länge oder Kürze, ihrer Stärke oder Schwäche, ihrer Tiefe oder Flachheit ſich die Dauer und Beſchaffenheit des Lebens beſtimmen laſſe. So wie dieſe unmittelbar mit dem Herzen in Beziehung ſteht, ſo ſteht eine andere, welche in der Mitte der Hand läuft, in genauer Verbindung mit dem Gehirn, und heißt die natürliche oder die Kopflinie. Die dritte große Linie, welche parallel mit der vorigen zunächſt unter den Fingern hinläuft, wird die allgemeine genannt und zeigt überhaupt die Körperkraft an, und was dem ganzen Körper und jedem einzelnen Gliede begegnen ſoll. Die Perpendicularlinie, welche mit den beiden erſten ein Dreieck bildet, heißt die Leberlinie und lehrt die Verdauungskräfte und folglich die natürliche Leibesbeſchaffenheit kennen. Sehr wichtig iſt dem Chiromanten die Linie, welche die Grenze des Arms und der Hand bezeichnet und den arabiſchen Namen Raſcette führt. Iſt die Stelle, welche ſie einnimmt, von guter Farbe, ſo bedeutet dies eine gute Complexion. Die Saturns- oder Glückslinie geht von der Raſcette mitten durch die Hand nach dem Mittelfinger zu; ſie verſtärkt den Werth der andern Linien und ſupplirt, was ihnen abgehen möchte. Die Linie, welche von der Raſcette nach dem kleinen Finger hinläuft, heißt die Milchlinie; aus ihr erkennt man die lüſternen, geſchwätzigen, unbeſtändigen Männer, welche ſich leicht von den Weibern hinreißen laſſen. Jetzt ſind nur noch die unter jedem Finger befindlichen Linien übrig; ſie haben keine beſondere Namen; diejenige aber, welche (den Daumen ungerechnet) die beiden Mittelfinger in einem kleinen Bogen umfaßt, heißt der Venusgürtel, weil ſie eine außerordentliche Wollüſtigkeit anzeigt. Aus dieſen Linien ſtellt der Chiromant ſein Prognoſticon. Aber dieſes Studium iſt außerordentlich verwickelt wegen der vielfältigen Abweichungen und Eigenheiten, welche ſich darbieten. Bald ſind dieſe Linien einfach, bald doppelt, drei- und vierfach, ja ſogar äſtig; bald gerade, bald krumm oder geſchweift; ſie können Winkel, Drei- oder Vierecke oder andere Figuren bilden. Dies alles verändert gar ſehr ihre Bedeutung. Oft ſind ſie mit kleinen Kreuzen durchbrochen, welches, wenn nicht andere Zeichen dagegen ſind, das glücklichſte Prognoſticon von der Welt iſt. — Alles bisher Angeführte ſind aber nur die Grundzüge der niedern Chiromantie: um ihr einen wahrhaft erhabenen Charakter zu geben, hat man ſie auch mit der Aſtrologie in Verbindung geſetzt. Wir erſparen uns jedoch, davon weiter zu ſprechen, theils weil dieſen grundloſen Träumereien bereits genug geſchehen, theils auch, weil wir uns ohne Kupfer nicht würden deutlich machen können.

Chiron, ein Sohn des Saturns und der Philyra, ſoll in Theſſalien unter den Centauren, und zwar in Geſtalt eines Roſſes, um die eiferſüchtige Rhea dadurch zu täuſchen, geboren worden ſein. Er galt bei ſeinen Zeitgenoſſen für einen geſchickten Arzt, Aſtronomen und Muſiker. Auch die Chirurgie ſoll ſeine Erfindung ſein, woher man ihren Namen ableitet. Der Ruf ſeiner Weisheit machte, daß ihm faſt alle Fürſten damaliger Zeit ihre Söhne zum Unterricht übergaben, und unter ſeine Schüler gehörten Aeskulap, Neſtor, Peleus, Theſeus, Ulyſſes, Caſtor und Pollux, Aeneas, Achilles, Bacchus, Jaſon ꝛc. Er ſoll ein hohes Alter erreicht haben, und weil er von ſeinem Vater die Unſterblichkeit erlangt hatte, endlich, ſo ſagt die Mythologie, lebensſatt, den Jupiter gebeten haben, ihn ſterben zu laſſen.

Chirurgie iſt derjenige Theil der Heilkunde, der, wie die Ableitung des Wortes (vom griechiſchen Cheir die Hand und Ergon das Werk), beſagt, in Verrichtungen mit der Hand beſteht. Man kann ſie daher als den Theil der Medicin betrachten, der entweder die bloße, oder mit Inſtrumenten bewaffnete Hand zur Erhaltung der Geſundheit oder Heilung der Krankheiten anwendet. Die Chirurgie iſt keine eigene mediciniſche Wiſſenſchaft, ſondern vielmehr ein Hülfsmittel, und zwar das mächtigſte und wirkſamſte Hülfsmittel der Medicin. Hippokrates würdigt ſie vollkommen richtig, wenn er ſagt: was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen, was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer, was aber das Feuer nicht heilt, iſt unheilbar. Erſt wenn die diätetiſchen und pharmaceutiſchen Hülfsmittel nicht zureichen oder erſchöpft ſind, nimmt man zur Chirurgie ſeine Zuflucht. Ein Vollblütiger iſt vom Schlage bedroht: nur eine chirurgiſche Operation, ein Aderlaß, kann dieſen abwenden. Ein Glied wird vom Brande ergriffen, oder ſeine Organiſation wird ſonſt durch eine heftige Quetſchung zerſtört; es iſt unmöglich, ärztliche und pharmaceutiſche Mittel anzuwenden, da kein Leben mehr vorhanden iſt. Nur mechaniſche oder chirurgiſche Hülfe kann einen aus ſeiner Lage gebrachten Knochen wieder einrichten. Alle Mittel, welche die Chirurgie anwendet, ſind nicht nur an ſich mechaniſche Verrichtungen, ſondern ſie ſind es auch und vornehmlich in dem dabei vorgeſetzten Zwecke. Man kann daher ſicher ſagen, die Chirurgie iſt der mechaniſche Theil der Medicin. Er iſt wahrſcheinlich der erſte geweſen, zu welchem das Bedürfniß und das mehr Auffallende in der Hülfe die Menſchen geführt hat, wenigſtens gibt uns die älteſte Geſchichte nur von ſolchen Männern Nachricht, deren Heilgeſchäft ſich vorzüglich auf Behandlung der Wunden erſtreckte. Die Kriege, welche ſich entſpannen, ſobald die Menſchen in Staaten ſich vereinten, und die daraus folgenden häufigen Verwundungen machten dies Geſchäft früher nothwendig, als die bei der einfachen Lebensweiſe der damaligen Menſchen ſich ſeltener zeigenden Krankheiten. So weiß man aus der älteſten Zeit, daß ſchon 50 Jahre vor dem trojaniſchen Kriege Melampus, Chiron und ſein Schüler Aeskulap der Expedition der Argonauten als Aerzte beiwohnten: ferner, daß im trojaniſchen Kriege zwei Söhne Aeskulaps, Machaon und Podalirius, die verwundeten Griechen beſorgten. Daß jedoch ſpäterhin ſowohl die griechiſchen als die arabiſchen Aerzte die Chirurgie und innere Medicin vereinigt bearbeiteten, beweiſen die Werke des Hippocrates, Galen, Celſus, Paulus von Aegina, Albucaſis u. ſ. w. Doch wurden zu Hippocrates Zeiten einzelne chirurgiſche Operationen von der Medicin getrennt. In dem Hippokratiſchen Eide war die Operation des Steinſchnittes den Aerzten ſogar verboten. Bei den Arabern herrſchte überdies eine gewiſſe Scheu vor den Operationen, und es wurde für eine Schande gehalten, wenn die Aerzte ſolche ſelbſt verrichteten. Bei den Römern überließen ſie dieſelben meiſtens den Sclaven. Im Mittelalter fiel die Ausübung der ganzen Heilkunſt beinah ausſchließlich den Mönchen und Prieſtern zu. Aber im J. 1163 verbot die Kirchenverſammlung von Tours den Geiſtlichen, welche mit den Juden im chriſtlichen Europa die Arzneikunde trieben, jede blutige Operation. Die Chirurgie ward von den Univerſitäten verbannt, unter dem nichtigen Vorwande, daß die Kirche alles Blutvergießen verabſcheue. Damals trennten ſich Medicin und Chirurgie. Dieſe Trennung wurde dadurch um ſo mehr begünſtigt, daß ſchon die Zünfte der Bader und Barbierer entſtanden waren, welche ſich nun

die Ausübung der Chirurgie zueigneten. Zu den Zeiten der Kreuzzüge (von 1100 an) kamen nämlich viele Ausſchlags- und andere Krankheiten aus dem Morgenlande nach Europa, beſonders nach Italien, Frankreich und Deutſchland, welche den häufigen Gebrauch der Bäder und die Errichtung der Badſtuben veranlaßten. In Frankreich entſtand die Barbierzunft, da (1096) der Erzbiſchof Wilhelm zu Rouen das Tragen der Bärte verbot. Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben dieſe Bader und Barbierer im Beſitz der Ausübung der Chirurgie. Indeß zerſtreuten ſich die Nebel des Mittelalters. Von der Anatomie erleuchtet, gewann die Chirurgie eine neue Geſtalt. Obgleich ſie fortdauernd der Gegenſtand eines eignen Gewerbes blieb, ſo betrieben doch die größten Aerzte ſie als Wiſſenſchaft, und die Werke eines Berenger von Carpi, eines Fallopius, eines Euſtach ꝛc. waren die wahre Quelle der Kenntniſſe, womit Ambroſius Paré ſeine durch die Verbindung mit der Barbierkunſt herabgewürdigte Wiſſenſchaft bereichert hatte. Erweitert durch die Entdeckungen eines Cäſar Magatus, Fabricius von Aquapendente, Wiſemann, Wilhelm Harvey, Fabricius von Hilden, Ruiſch, machte die Chirurgie neue Fortſchritte. In Frankreich blieb dieſe Wiſſenſchaft vernachläſſigt, während unter Ludwig XIV, alle Künſte und Wiſſenſchaften blühten. Endlich zog auch hier ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden ſie aus ihrer Erniedrigung. Es ward im J. 1731 eine eigene Akademie der Chirurgie geſtiftet, welche bald in ganz Europa berühmt wurde. Männer wie Mareſchal, la Peyronie und Lamartinière ꝛc. erwarben ſich dauernde Verdienſte. Die Sammlung von Memoiren und Preisſchriften der Akademie der Chirurgie enthält die Geſchichte dieſer blühenden Periode. Hier findet man die Arbeiten eines J. L. Petit, Garengeot, Lafaye, Lecat, Sebatier und vieler andern Praktiker, welche mehr oder weniger an dieſem Werke Theil haben. Der Wetteifer von ganz Europa wurde durch dieſe Beiſpiele erweckt. Um dieſelbe Zeit lebten in England Cheſelden, Douglas, die beiden Monro, Sharp, Alanſon, Pott, Smellie, die beiden Hunter; in Italien Molinelli, Bertrandi, Moscati; in Holland Albanius, Deventer, Camper; in Deutſchland und dem Norden Heiſter, Platner, Stein, Röderer, Bilguer, Acrell, Calliſen, Brambilla, Theden und Richter. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte die franzöſiſche Akademie der Chirurgie mehrere würdige Mitglieder, aber aus ihrem Schooße ſelbſt erhob ſich ein Mann, der ſie in der Geſchichte der Kunſt wie in der Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erſetzen ſollte: Deſault wurde das Haupt der neuen Schule. Er hat ſeinen Namen verewigt durch die Genauigkeit und Methode, die er in das Studium der Anatomie brachte, durch die Erfindung ſinnreicher Vorrichtungen zur Behandlung gebrochener Glieder, durch den cliniſchen Unterricht in der Chirurgie, durch die Kühnheit und Einfachheit ſeiner Operationen, und durch die Menge ausgezeichneter Schüler, die er erzogen, wie Dubois, Beyer u. viele Andere. Jetzt erſt, wo die Chirurgie wieder mit der eigentlichen Medicin Hand in Hand geht, wo ſie ſich auf möglichſt genaue anatomiſche Kenntniſſe ſtützt, kann ſie mit Sicherheit ihrer immer größern Vervollkommnung entgegengehen. Indeß ſind nicht alle Aerzte zur Ausführung großer Operationen geſchickt. Die dazu nöthigen Eigenſchaften können nur zum Theil durch Uebung erworben werden, zum Theil müſſen ſie von der Natur verliehen ſein. Man hat die weſentlichen Eigenſchaften eines Chirurgen ſo angegeben: Ein

juvenis, strenuus, audax, solers et immisericors. (Er ſei jung, ſtark, kühn, gewandt und mitleidslos.)

Chladni (Ernſt Florenz Friedrich), geb. zu Wittenberg im J. 1756, iſt der Sohn des ehemaligen berühmten Ordinarius der daſigen Juriſtenfacultät, E. M. Chladenius. Nach einer ſorgfältigen Erziehung im väterlichen Hauſe erhielt er ſeine erſte gelehrte Bildung in der Fürſtenſchule zu Grimma. Wie ſein Vater widmete auch er ſich auf beiden ſächſiſchen Univerſitäten, Wittenberg und Leipzig, der Rechtsgelehrſamkeit, und wurde auf der letztern im J. 1781 der Philoſophie und im nächſtfolgenden Jahre der Rechte Doctor. Nach dem Tode ſeines Vaters verließ er die Rechtswiſſenſchaft, die ſeinen Neigungen wenig zuſagte, und widmete ſich ganz dem Studium der Natur, dem er bisher alle ſeine freien Stunden geſchenkt hatte. Als Liebhaber der Muſik, worin er erſt im 19. Jahre den erſten Unterricht erhalten hatte, bemerkte er, daß die Theorie des Klanges ungleich mehr vernachläſſigt war, als andere Zweige der Phyſik, und entbrannte von Begierde, dieſem Mangel abzuhelfen. Mathematik und Phyſik, beſonders in Beziehung auf die geliebte Tonkunſt, ſetzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung derſelben neue Bahnen zu brechen. Seit 1787 hat er ſich durch mehrere Schriften als tiefer Naturforſcher bewährt, beſonders in Hinſicht auf Klang, Schall und Ton. Dahin gehören ſeine Entdeckungen über die Theorie des Klanges, Lpz. 1787. Beiträge zur Beförderung eines beſſern Vortrags der Klanglehre, ein Schreiben an die berl. Geſellſchaft naturforſch. Freunde. Die vorzüglichſte ſeiner Schriften, ein in ſeiner Gattung claſſiſches Werk, iſt jedoch ſeine Acuſtik (Lpz. 1802, 4. mit Kupf.), welcher er ſelbſt erwünſchte Nachrichten zur Geſchichte ſeiner acuſtiſchen Entdeckungen vorgeſetzt hat. (Eine umgearbeitete franzöſiſche Ueberſetzung von ihm ſelbſt erſchien zu Paris 1809 in 8. unter dem Titel: Traité d'Acouſtique). Was Bernoulli, Euler, La Grange, Lampert und Riccati geleiſtet hatten, hat er mit ſeinen eigenen Entdeckungen verbunden, und ſo ein Werk geliefert, das für die Acuſtik das iſt, was Newtons und Göthes Werk zuſammen für die Optik. Er hat ſeine Unterſuchungen nicht blos auf die Saiten beſchränkt, wie Andere gethan hatten, ſondern ſie auf alle mögliche Arten von klingenden Körpern ausgedehnt. (Vergl. Acuſtik und Klangfiguren.) Ueberdies iſt er der Erfinder des Euphons und des Clavicylinders, von denen an ihrem Orte die Rede iſt. Dieſe Erfindungen bekannt zu machen, beſuchte er binnen einem Zeitraum von zehn Jahren, außer den Hauptſtädten Deutſchlands, Holland, Frankreich, Italien, Rußland, Dänemark. Nirgends hat man ihnen den verdienten Beifall verſagen können, und überall hat er die Achtung der Kenner mitgenommen. Mehrere treffliche Aufſätze über Muſik und Tonkünſtler, in der muſikaliſchen Zeitung mitgetheilt, verdanken wir dieſer Kunſtreiſe. Im Monat Juli 1812 kam er in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er unaufhörlich mit neuen Verſuchen beſchäftigt iſt. Man leſe übrigens, was das Nationalinſtitut über ihn geſagt hat, um ſich noch mehr zu überzeugen, daß Chladni zu den Zierden unſeres Vaterlandes gehört. Noch müſſen wir erwähnen, daß er durch eine andere phyſikaliſche Unterſuchung ſich ebenfalls nicht geringe Verdienſte erworben hat: über die ſogenannten Boliden nämlich, feurige Meteore, deren Erſcheinungen, wie Flamme, Rauch, Exploſion u. ſ. w., wenig gemein haben mit den electriſchen Erſcheinungen, mit denen man ſie

verwechſelt hatte. Chladni überzeugte ſich, daß jene Erſcheinungen nicht telluriſcher, ſondern kosmiſcher Art ſeien, und hat in einer claſſiſchen Abhandlung über die Meteorolithen, d. h. Steine, welche nach ſolchen Erſcheinungen mit Geräuſch aus der Luft auf die Erde fallen, dargethan: 1. daß die Erzählungen von ſolchen Stein- oder Eismaſſen keine Erdichtungen oder Täuſchungen, ſondern Beobachtungen eines wirklichen Phänomens, und daß 2. dieſe Maſſen und Meteore etwas unſerm Erdkörper Fremdartiges ſeien, und außerhalb unſerer Atmoſphäre her zu uns kommen. (Vergl. Meteorſteine.)

Choc, in der Kriegsſprache das Losſtürzen auf den Feind. Man gebraucht es gewöhnlich von der Cavallerie, wenn ſelbige gewaltſam auf den Feind einſtürzt. Soll ein ſolcher Angriff ſeine vollkommene Wirkung thun, ſo iſt dazu nöthig: einmal, das Zuſammenbleiben der Escadron, damit der Anfall auf allen Puncten zugleich geſchehe und der Feind auf einmal niedergeworfen werde; dann das Gewicht der Pferde, wodurch die Escadron Kraft zum Eindringen erlangt, endlich, die möglichſte Geſchwindigkeit, weil dadurch die Heftigkeit des Chocs verdoppelt, und dem Feinde die Faſſung leichter benommen wird. Das Anreiten der Escadron en bataille, den Feind anzugreifen, muß jedoch in einer ſteigenden Geſchwindigkeit geſchehen und mit der Entfernung des Feindes in Verhältniß ſtehen, das heißt: man ſetzt ſich anfangs durch einen kleinen Trott in Bewegung, welchen man 100 bis 150 Schritte fortſetzt, ſodann fällt man in einen geſtreckten Trott und in der Entfernung von 150 Schritten vom Feinde in Galopp, endlich bei den letzten 50 Schritten läßt man die Pferde im ſtärkſten Carriere laufen, um den Feind mit ganzer Kraft über den Haufen zu werfen und zu vertreiben.

Chocolade iſt eine aus geröſteten und geſtoßenen Cacaobohnen, Zucker, Gewürznelken, Cardamomen und Vanille bereiteter Teig von röthlicher oder brauner Farbe, welcher, wenn er erkaltet, hart wird. Doch können auch einige der Zuthaten fehlen, wie z. B. die Vanille und Gewürze; dann heißt ſie Geſundheitschocolade. Man pflegt ſie in Tafeln zu gießen, welche man, wenn man Gebrauch davon machen will, zerreibt, und in Wein, Milch oder Waſſer, mit oder ohne einige Eidotter, kocht, woraus ein wohlſchmeckendes und nahrhaftes Getränk wird. Die Erfinder der Chocolade ſind die Amerikaner, welche ſich ſchon lange zuvor, ehe die Spanier Amerika entdeckten, dieſes Getränks bedienten. Beſonders bereiteten die alten Mexicaner, welche es Chocolatte nannten (von dem mexicaniſchen Choco, Geräuſch, und Latte, Waſſer) ſeit undenklichen Zeiten aus geröſtetem und geſtoßenem Cacao eine Chocolade, welche ſie mit Waſſer verdünnten und mit Maismehl und Gewürzen, beſonders Zimmt und Vanille, verſetzten. Als ihnen 1506 der Zucker bekannt wurde, miſchten ſie auch davon hinzu. Von den Amerikanern lernten die Spanier, nachdem ſie Amerika entdeckt hatten, die Chocolade kennen, und durch dieſe kam ſie nach Europa. Man hat ſie, beſonders in den neuſten Zeiten, auf mancherlei Weiſe verfälſcht.

Choczim, eine wichtige (ſeit 1812) ruſſiſche Grenzfeſtung in der Moldau, mit einem feſten Schloſſe, der polniſchen Feſtung Kaminiek gegenüber gelegen. Seit 1718 wurde ſie durch franzöſiſche Ingenieure ſehr befeſtigt, mußte ſich zwar 1730 an die Ruſſen ergeben, nachdem der ruſſiſche Generalfeldmarſchall Graf von Münnich in dieſer Gegend am 23. Auguſt d. J. einen großen und vollſtändigen Sieg über

die türkiſche Armee erfochten hatte, wurde aber durch den kurz darauf erfolgenden Frieden wieder an die Türken abgetreten; ein gleiches Schickſal hatte ſie 1769, worauf ſie aber 1774 wieder an die Türken kam, und im J. 1788, wo ſie die Oeſterreicher, unter Prinz Coburg, zugleich mit den Ruſſen eroberten.

Chodowiecki (Daniel Nicolas), berühmt als Mahler und Kupferſtecher, war 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater gab ihm als Nebenſache den erſten Unterricht in der Miniaturmahlerei, die er bald liebgewann und, um nach des Vaters Tode ſeine Mutter zu unterſtützen, mit großem Eifer betrieb. Er war 1743 zu einem Onkel nach Berlin geſchickt worden, um ſeine in Danzig angefangenen Lehrjahre als Kaufmann zu vollenden. In ſeinen Mußeſtunden machte er kleine Miniaturgemählde auf Doſen, die er an Kaufleute verhandelte. Sein Onkel, der dieſen Handel vortheilhaft fand, verſprach ſich noch mehr Gewinn, wenn ſein Neffe die Emailmahlerei erlernte. Dieſer aber, noch unbekannt mit den Grundſätzen der Compoſition, hatte durch Zufall akademiſche Figuren und andere Zeichnungen geſehen, und ergab ſich mit ganzem Eifer den neuen Studien. Schon ſeine erſten Verſuche zogen die Blicke des ausgezeichnetſten Künſtler auf ſich; beſonders machte ein kleiner 1756 ausgeführter Kupferſtich, das Würfelſpiel betitelt, die berliner Akademie auf ihn aufmerkſam. Dieſe Geſellſchaft trug ihm auf, die Bilder für ihren Calender zu entwerfen, der dadurch einen großen Abſatz fand. Während des ſiebenjährigen Krieges ſtach er verſchiedene darauf Bezug habende Gegenſtände, unter andern die ruſſiſchen Gefangenen zu Berlin, welches jetzt zu den ſeltenſten von ſeinen Blättern gehört. Die Geſchichte des unglücklichen Jean Calas gab ihm den Stoff zu einem ſehr rührenden Gemählde, das er auf den Wunſch Aller, die es ſahen, auch in Kupfer ausführte. Die Abdrücke mit der Jahreszahl 1767 werden vorzüglich geſchätzt. Einige Jahre zuvor hatte er die Leidensgeſchichte Chriſti gemahlt, zwar nur in Miniatur, aber in einer Vollendung und zugleich mit einem Ausdruck, daß jeder davon entzückt war. Chodowiecki bekam ſeitdem viele Aufträge; er war ſogar genöthigt, auf die Mahlerei Verzicht zu leiſten, um ſeine ganze Zeit auf Zeichnungen und Kupferſtiche zu wenden, die man von allen Seiten verlangte. Faſt alle Kupfer zu Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten ſind nach ſeinen Zeichnungen geſtochen; er ſelbſt hat davon mehrere mit einer unnachahmlichen Vollendung ausgeführt. In demſelben Geiſte ſind die Kupfer, welche er zu Baſedows Werken und zu dem gothaiſchen Calender lieferte. Sein Ruf ſtieg immer höher, und es erſchien kaum ein Buch im Preußiſchen, zu welchem Chodowiecki nicht wenigſtens eine Vignette geſtochen hätte. Seine ſämmtlichen Blätter belaufen ſich auf mehr als 3000. Zu bemerken aber iſt, daß er die Eigenheit hatte, an ſeinen Werken Veränderungen vorzunehmen, wenn eine gewiſſe Anzahl von Abdrücken gemacht war, ſo daß nicht alle Abdrücke eines und deſſelben Blattes ganz gleich ſind. Chodowiecki iſt als der Stifter einer neuen Kunſtgattung in Deutſchland zu betrachten, nämlich der Darſtellung moderner Figuren mit einer Wahrheit der Phyſiognomie, einer Lebhaftigkeit des Ausdrucks und einer auf ſittliche Beſſerung abzielenden gutmüthigen Laune, welche in ihrer Art einzig blieb. Lange ſchon hatte er die Stelle eines Vicedirectors der Akademie der bildenden Künſte zu Berlin bekleidet, als er 1798 an Rode's Stelle wirklicher Director ward, als welcher er 1801 am 9.

Februar ſtarb. Sein Biederſinn und Edelmuth wurden eben ſo hoch geſchätzt, wie ſein thätiger Fleiß muſterhaft war.

Choiſeul (Etienne François de), Duc de Choiſeul et d'Amboiſe, einer der berühmteſten Staatsminiſter Frankreichs, war 1719 geboren. Unter dem Namen eines Grafen von Stainville trat er in Dienſte, zeigte eine glänzende Tapferkeit und ſtieg bald empor. 1743 Oberſter, 1748 Generaladjutant und 1759 Lieutenant général, ward er bald zu noch höhern Würden berufen. Seine Vermählung mit einer reichen Erbin, einer Schweſter der Ducheſſe de Gotaut, und ſeine Verbindung mit der Marquiſe de Pompadour erlaubten ihm, die Befriedigung ſeines Ehrgeizes zu hoffen, den er nie verheimlichte. Ein eben ſo treuer Freund als geſchickter Hofmann, opferte er der Pompadour ſogar eine ſeiner Verwandten, deren geheime Intrigue mit dem Könige er entdeckte, und die er entfernen ließ. Die Pompadour blieb ihm dagegen bis an das Ende ihres Lebens zugethan, und hörte nicht auf, ihm Beweiſe davon zu geben. Choiſeul trat in die politiſche Laufbahn, indem er als Geſandter nach Rom ging. Im Oct. 1756 ging er in gleicher Eigenſchaft nach Wien. Die Pompadour, geſchmeichelt durch die Herablaſſung Maria Thereſia's, die ſie in einem eigenhändigen Schreiben ihre Freundin nannte, ergriff begierig die Idee einer Allianz mit Oeſterreich. Die vom Fürſten Kaunitz geleiteten Unterhandlungen hatten einen vollſtändigen Erfolg, und in demſelben Jahre unterzeichnete Bernis, damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, jenen Tractat, über deſſen Vortheile und Nachtheile ſo viel geſtritten worden iſt. Der Cardinal hätte gern den Krieg vermieden, als aber Frankreich einmal darein verwickelt war, hing es nicht von ihm ab, den Lauf deſſelben aufzuhalten. Durch die Widerſprüche, die er erfuhr, erbittert, bat er um ſeine Entlaſſung und verließ einen Poſten, auf dem Choiſeul ihm folgte. Der neue Miniſter erwarb ſich ſchnell den größten Credit, ward Duc und Pair, trat zugleich an die Spitze des Kriegsdepartements, cedirte aber nachher das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Choiſeul, nachmaligem Duc de Praslin. Choiſeul war Premierminiſter, ohne den Namen zu haben, und leitete allein alle Angelegenheiten. Von jeher war er den Jeſuiten abgeneigt geweſen, und ſo vereinigte er ſich mit den Parlamentern, um ihren Sturz zu bewirken. Indeß dauerte der Krieg fort und Frankreich erlitt nur Unfälle. Man mußte endlich, zumal da die Finanzen ſo ganz erſchöpft waren, unter drückenden Bedingungen 1763 Frieden ſchließen. Den beiden Miniſtern, welche die Staatsverwaltung unter ſich theilten, konnte das Unglück nicht zugeſchrieben werden; andere minder talentvolle würden vielleicht größere Opfer haben bewilligen müſſen; aber daß Choiſeul und Praslin noch mit Ehren und Gnadenbezeigungen überhäuft wurden, war Grund genug, um Anſchuldigungen gegen ſie aufzufinden. Ihre Feinde behaupteten, daß ſie nur den Krieg verlängert hätten, um ſich nothwendig zu machen, und tadelten ſie, nicht früher Frieden geſchloſſen zu haben. Die Pompadour ſtarb 1764 nach einer langen Krankheit: im folgenden Jahre ſtarb der Dauphin, und zwei Jahre danach deſſen Gemahlin. Der Mann, deſſen fortdauerndes Glück den vielfältigen Angriffen ſeiner Feinde mit einer Art von Verwegenheit widerſtand und trotzte, der die Aufloſung des Jeſuiterordens hauptſächlich veranlaßt hatte, mußte der Gegenſtand der Verläumdung werden. Nachdem man vergebens verſucht hatte, über den Tod des Dauphins die abgeſchmackteſten und

ſchändlichſten Gerüchte zu verbreiten, um Choiſeul in den gehäſſigſten Verdacht zu bringen, ließen ſich die Feinde deſſelben zu dem verächtlichſten aller Mittel herab, und man ſah den Duc d'Aigillon, den Abbé Terray und den Canzler Maupeou ihr Glück von den Reizen einer Buhlerin erwarten, deren Jugend und Schönheit bereits öffentlich entweiht worden waren. Da eine geheime Verbindung ihren Abſichten nicht genügte, ſo ließen ſie nicht ab, bis Ludwig XV., trotz der Vorſtellungen des Miniſters und trotz ſeines ihm gegebenen Worts, die Gräfin Du Barry dem Hofe vorſtellen ließ und dadurch das bisher behauptete Anſehn des Throns herabwürdigte. Anfangs kam die Du Barry dem Miniſter, deſſen Anſehn ſie zu fürchten ſchien, auf alle Weiſe entgegen; das Ziel ihres Ehrgeizes war, die Stelle der Pompadour durchgängig einzunehmen. Choiſeul wies ihre Anträge mit Stolz zurück; aber ſo lobenswerth auch ſein edles Betragen gegen die Mätreſſe war, ſo wenig durfte er doch die Achtung gegen ſeinen König und Wohlthäter verletzen. Durch Nachgiebigkeit würde er den König noch haben leiten können, durch ſeinen Trotz erbitterte er ihn nur und gab ſeinen Feinden ſelbſt die Waffen gegen ſich in die Hand. Die Ducheſſe de Grammont, des Miniſters Schweſter, hatte immer viel Gewalt über ſeinen Geiſt gehabt; ſie übte ſie bei dieſer Gelegenheit ohne die geringſte Mäßigung, aufgemuntert durch das mißvergnügte Publicum, das damals für die von dem Canzler Maupeou angegriffenen Parlamenter Partei nahm. Die Sache der Parlamenter und des Miniſters ward eins. Man überzeugte den König, daß Choiſeul ſie zum Widerſtande anreize. Noch kämpfte Ludwigs altes Wohlwollen für ſeinen Miniſter einige Zeit den Anſtrengungen der feindlichen Cabale entgegen, bis er im Decbr. 1770 ihm in einem hartabgefaßten Schreiben ſeine Ungnade ankündigte und ihn nach Chanteloup verbannte. Dies war der glänzendſte Zeitpunct in dem ganzen Leben Choiſeuls; ſeine Abreiſe glich einem wahren Triumphe; das Publicum betrachtete ſeine Entfernung als ein Nationalunglück. Drei Jahre verlebte Choiſeul in der Verbannung, umgeben von einer glänzenden und ausgewählten Geſellſchaft, und als vielleicht endlich einige Kälte eintreten wollte, ſtarb Ludwig XV. Der Duc de Choiſeul erhielt ſeine Freiheit wieder, nachdem er gerade nur ſo lange verbannt geweſen, als nöthig war, um ſeinen Ruf zu vermehren, die ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeigungen zu empfangen, und die Achtung und Theilnahme des Publicums außer Zweifel zu ſetzen. Wir wenden uns jetzt zu Choiſeuls öffentlichem Leben Als Kriegsminiſter änderte er nach ſiebenjährigen Unfällen die Organiſation der Armee. Die durch Friedrich bewirkte Revolution in der Tactik nöthigte dazu. So groß das Mißfallen der ältern Offiziere im Allgemeinen auch darüber war, deren viele den Abſchied nahmen, ſo leuchtete doch bald die Nothwendigkeit der vorgenommenen Reformen ein. Das Artilleriecorps bekam eine neue Geſtalt; treffliche Schulen wurden errichtet, in denen man Officiere bildete, welche die franzöſiſche Artillerie zur erſten von Europa erhoben. Ein Gleiches fand bei dem Geniecorps Statt. Beſonderes Intereſſe widmete er den Antillen, der den Franzoſen allein noch übrigen Beſitzung in Amerika. Martinique wurde neu befeſtigt, St. Domingo auf die höchſte Stufe des Wohlſtandes erhoben. Endlich, als Choiſeul und Praslin 1770 aus dem Miniſterium traten, waren in weniger als ſieben Jahren die Verluſte der Marine wieder hergeſtellt; ſie zählte 64 Linienſchiffe und 50 Fregatten und Corvetten. Die Magazine wa-

ren gefüllt. Als Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ſchloß Choiſeul den Familienvertrag, der alle Regenten aus dem Bourboniſchen Hauſe verband und die ſpaniſche Marine in die Hand Frankreichs gab. So verſchaffte er durch eine edle und geſchickte Politik dem franzöſiſchen Namen die Achtung wieder, die er durch lange Kriegsunfälle verloren zu haben ſchien. Was den wirklichen Kräften Frankreichs fehlte, erſetzte ſeine Feſtigkeit. Er eroberte Corſika, ohne daß England wagte, ſich öffentlich zu widerſetzen. Ueberzeugt von der Wichtigkeit der Unabhängigkeit Polens für das Gleichgewicht Europas, kreuzte er ſtets die ehrgeizigen Plane Rußlands und verwickelte es in einen Krieg mit den Türken, die er kräftiger unterſtützt haben würde, wenn nicht der König ſelbſt ſich ihm widerſetzt hätte. Franzöſiſche Offiziere wurden zu den polniſchen Conföderirten, zu den Türken und zu den oſtindiſchen Fürſten, welche letztern er zugleich mit den amerikaniſchen Colonien gegen die Engländer zu bewaffnen hoffte, geſchickt. Verſchwenderiſch mit ſeinem eigenen Vermögen, war er in den Staatsausgaben ſparſam. Ludwig XV., der nur zu bald Choiſeuls Entfernung mit Reue empfand, rief aus, als er die Theilung Polens erfuhr: „Das wäre nicht geſchehen, wenn Choiſeul noch hier wäre.“ — Nach Ludwigs XVI. Thronbeſteigung ward er an den Hof zurückberufen und auf das ehrenvollſte empfangen, aber das Miniſterium wurde ihm nicht wieder anvertraut. Choiſeul wußte, wenigſtens ſcheinbar, ſich darüber zu tröſten, lebte trotz ſeiner ungeheuren Schulden, in die er ſich nach und nach verwickelt hatte, fortwährend mit äußerm Glanze und ſtarb 1785. Er hinterließ keine Kinder.

Choiſeul-Gouffier (M. A. G. L. Graf von), Pair von Frankreich, einer der Vierzig der franzöſiſchen Akademie. Er wurde geboren 1752 und nahm den Namen Gouffier nach ſeiner Vermählung mit dem Fräulein von Gouffier an. In ſeiner Jugend machte er eine Reiſe nach Griechenland und Aſien, und ließ in der Folge die Reſultate dieſer ſeiner Entdeckungsreiſe drucken. Wegen dieſes für die Wiſſenſchaft ſo reichhaltigen Werks wurde er Mitglied der Akademie. Um dieſe Zeit (1784) wurde er Botſchafter bei der ottomanniſchen Pforte, und nahm bei ſeiner Abreiſe auf ſeinen Poſten viele Gelehrte und Künſtler mit, mit denen er ſich in dieſer ſchönen Gegend mit gelehrten Nachſuchungen beſchäftigte, ſo wie andererſeits mit politiſchen Gegenſtänden von der höchſten Wichtigkeit. Er befand ſich noch beim Ausbruche der Revolution in Conſtantinopel, 1791 wurde er zum Geſandten beim Londner Hofe ernannt, aber er blieb in Conſtantinopel, und richtete alle ſeine Noten an die damals in Deutſchland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Den 22. Oct. 1792 wurde von dem Convente Arreſt gegen ihn beſchloſſen, weil dieſe Verbindung mit den Brüdern Ludwigs XVI. entdeckt worden. Sein Briefwechſel war bei dem Rückzug aus Champagne von den Republikanern aufgefangen worden. Er verließ daher Conſtantinopel und begab ſich nach Rußland, wo die Kaiſerin ihm eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme ſchenkte und ihm eine Penſion als Akademiker zugeſtand. Im Februar 1797 ward er vom Kaiſer Paul I. zum geheimen Rathe ernannt. 1802 kam er nach Frankreich zurück, und nahm das Jahr darauf ſeinen Platz in der Eigenſchaft eines Mitgliedes der ehemaligen Akademie in dem Nationalinſtitute und neuerlich in der Akademie wieder ein. 1815 ernannte ihn der König zum Präſidenten des Wahlcollegiums für das Verſailler Arrondiſſement. Aber er überlebte die Zurückkehr zur alten Ordnung der Dinge nicht, ſondern ſtarb im Sommer des Jahres 1817.

Von ſeinen Werken wollen wir erwähnen ſeine Voyage pittoresque de la Grèce, die nun vollendet iſt, und ſeine Dissertation sur Homère, die er im Auguſt 1816 in der Akademie der Inſchriften vorgeleſen hat, und die gegen die deutſchen Philoſophen gerichtet iſt.

Chor (Schauſpielkunſt und Muſik). Urſprünglich bezeichnete man mit dieſem Wort einen Trupp Sänger und Tänzer, welche bei öffentlichen feſtlichen Gelegenheiten den Pomp und das Feierliche derſelben durch gewiſſe Handlungen erhöhen mußten. So war es denn auch unſtreitig bei der Tragödie und Comödie, welche einen递 Haupttheil öffentlicher Feierlichkeiten in den älteſten Zeiten ausmachten und in welchen der Geſang des Chors die Hauptſache war; in der Folge wurden die Chöre freilich nur zur Nebenſache gemacht. Nach dem, was wir von den Tragödien der Alten wiſſen, war der Chor eine Geſellſchaft von Perſonen männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die während der ganzen Vorſtellung Zuſchauer, oder vielmehr Zeugen der Handlung waren, und auf dem Schauplatze fortwährend zugegen blieben. Stand die Handlung hie und da ſtille, ſo ſang der Chor Lieder, welche eine Beziehung auf dieſe hatten, und entweder den Affect ſtärken, oder die Empfindungen über den Vorgang der Handlung ausdrücken ſollten, nahm wohl auch bisweilen durch Bemerkungen gegen die handelnden Perſonen, durch Rath, durch Troſt, durch Vermahnung oder Abrathung, an der Handlung ſelbſt Theil; aber ſelten erſchien er als Hauptperſon der Handlung, wie es etwa der Fall beim Aeſchylus iſt. Er ſtellte gemeiniglich einen Theil oder die Aelteſten des Volks, bei welchem die Handlung vorging, wohl auch die Räthe des Königs u. ſ. w. vor; und nie konnte der Chor aus der Tragödie wegbleiben, ja, dem erſten oben angeführten Urſprunge nach, nicht einmal die Bühne verlaſſen. Anfangs waren es auch ſehr viel, bisweilen auf 50 Perſonen, welche den Chor ausmachten; in der Folge wurde die Zahl bis auf 15 beſchränkt. Der Anführer oder Vorſteher eines ſolchen Chors hieß Coriphäus, der denn auch da, wo jener Antheil an der Handlung nahm, im Namen der übrigen ſprach; bisweilen theilte ſich auch der Chor in zwei Theile, welche abwechſelnd ſangen. Dieſe Abtheilungen des Chors, welche man, vielleicht nicht ganz richtig, Chöre zu nennen pflegt, waren dann in Bewegung, und gingen von einer Seite des Theaters nach der andern, von welchen Bewegungen die verſchiedenen Benennungen der einzelnen Lieder oder Abſätze herrührten, nämlich Strophe, Antiſtrophe und Epodos. Wie aber die Muſik, nach welcher dieſer Chor geſungen wurde, beſchaffen geweſen ſei, darüber läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen; wahrſcheinlich iſt, daß es vielmehr eine Art Declamation nach einem beſtimmten Maße geweſen, und daß überhaupt die Melodien derſelben, wenn man ſie ſo nennen darf, bloß in Einklängen und Octaven beſtanden haben, und ſehr einfach geweſen ſeien. Sie wurden auch von den Inſtrumenten, welche etwa einige Flöten waren, Ton für Ton im Einklange begleitet. Mit dem Verfalle der alten Tragödie iſt nachher der Chor in den Trauerſpielen ebenfalls abgekommen, und erſt die Trauerſpieldichter unſerer Zeit, und Schiller als der Erſte (ſ. deſſen Vorrede zur Braut von Meſſina) haben wieder einen Verſuch gemacht, den Chor nach Art der Alten auf unſere Bühne zu bringen. — Daß übrigens in unſerer heutigen Muſik der Chor einen vier- oder auch mehrſtimmigen Geſang ausmacht, wobei jede Stimme mit mehrern Sängern oder Sängerinnen beſetzt iſt, und das Gehör mit aller Pracht der Har-

monie und Schönheit der Melodie zu rühren weiß, iſt bekannt. Dieſe Chöre, welche durchaus von jenen der alten Griechen verſchieden ſind, kommen in Oratorien ſowohl, als in Opern vor, und drücken entweder freudigen Zuruf, oder Verwunderung, Schmerz, Anbetung ꝛc. einer Volksmenge aus und ſind, wie bekannt, von großer Wirkung, aber auch für den Componiſten eine beſonders ſchwierige Aufgabe.

Choral (franz. Plain-Chant, auch zuweilen nicht ſo richtig Plein-Chant) wird die Melodie genannt, nach welcher die geiſtlichen Lieder beim öffentlichen Gottesdienſte von der ganzen Gemeinde geſungen werden, und die aus lauter langſam ſich fortbewegenden melodiſchen Hauptnoten von gleichem Werthe beſteht, die weder mit Nebennoten verziert, noch in Noten von geringerem Werthe aufgelöſet werden. Dadurch bekommt der Choral den Charakter des Ernſtes und der Würde, wodurch er das Herz zu frommen Empfindungen ſtimmt. Choral ſteht dann auch für den Geſang ſelbſt.

Choregraphie (Tanzvorzeichnung), iſt die Kunſt, die Tänze durch Zeichen anzudeuten, ſo wie der Geſang durch Noten angedeutet wird. Sie beſchreibt durch Zeichen den Weg, den jeder Tänzer nimmt (welches man die Figur oder die Touren nennt), die Glieder oder Theile dieſes Weges, die zu jedem Tacte und jedem Tacttheile der Muſik gehören, nämlich, was in jeder Zeit und auf jeder Note geſchieht, die Stellung der Füße, der Arme und des Leibes, die Bewegungen ohne Fortrücken und die Bewegungen mit Fortrücken oder die Schritte. Dabei wird auch die Geſchwindigkeit für jede Bewegung angemerkt, wodurch das Ganze dem Tanzkundigen eben ſo verſtändlich wird, wie ein Muſikſtück dem Tonkünſtler. Die ganze Kunſt iſt eine Erfindung der neuern Zeit.

Chorherr, ſ. Stift.

Choriambe, ſ. Rhythmus.

Chorographie, die Beſchreibung einer einzelnen Gegend. Desgleichen auch die Kunſt, Provinzialcharten zu zeichnen.

Chouans. Unter dieſer Benennung hat man oft im Allgemeinen im franzöſiſchen Revolutionskriege die Aufrührer begriffen, welche die franzöſiſchen republicaniſchen Armeen am rechten nnd linken Ufer der Loire bekämpften; eigentlich aber führten dieſen Namen nur die königlich geſinnten Bewohner der Departements, welche am rechten Ufer der Loire liegen, und das ehemalige Bretagne, Anjou und Maine ausmachen. Die Fläche Landes, wo hauptſächlich der Kriegsſchauplatz eröffnet war, bildet beinahe ein Viereck, wovon die Städte Nantes, Angers, Mayenne und Rennes die Winkel ſind, aber die Streifereien erſtreckten ſich bisweilen noch weiter längs der Küſte hin, bis zu der Stadt Orient. Ueber den Urſprung der Benennung Chouans iſt man nicht ganz einig. Einige leiten ſie von dem Namen der Söhne eines Schmiedes ab, welche in jenen Gegenden zuerſt Aufruhr geprediget, und die Fackel des Bürgerkriegs entzündet haben ſollen. Andere wollen den erſten Grund derſelben in der fehlerhaften Ausſprache des franzöſiſchen Wortes chat-huant (Nachteule) finden. Nach Angabe der letztern ſoll eine Geſellſchaft von Schleichhändlern, welche vor der Revolution ein anſehnliches Gewerbe mit heimlicher Ausfuhr des Salzes aus der Bretagne in die benachbarten Provinzen trieb, ſich an den nachgeahmten Tönen der Nachteule unter einander erkannt haben, um ſich gegenſeitig zu Hülfe zu kommen, wenn etwa eins ihrer Mitglieder das Unglück hatte, einem Spion der ehemaligen General-

pächter in die Hände zu fallen. Durch die Revolution wurde das Handwerk dieſer Leute, welche größtentheils keine andere Beſchäftigung kannten, überflüſſig. Da ſie einmal an ein herumſtreifendes Leben gewöhnt waren, durchzogen ſie das Land und wurden Räuber; mehreres Geſindel geſellte ſich zu ihnen und ſo wuchs ihr Haufe. Anfänglich war Mord und Plünderung ihre Hauptabſicht; nachher aber ſchloſſen ſie ſich an die Vendéer an, um mit dieſen für Religion und Königthum zu kämpfen und theilten deren Schickſal. (S. Vendée.) — Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. ſind verſchiedene ehemalige Chouanchefs für ihre einſt bewieſene Anhänglichkeit an die Bourbons und den König ehrenvoll ausgezeichnet worden.

Chriſam, eigentlich chrisma, das Weihöl, oder heilige Salböl, das am grünen Donnerstage von einem catholiſchen Biſchofe bereitet, und bei der Taufe, Firmelung, Prieſterweihe und letzten Oelung gebraucht wird.

Chriſt (Joſeph Anton), einer der würdigſten Veteranen unter Deutſchlands Schauſpielern, iſt in Wien 1744 geboren. Sein Vater war Conſiſtorial-Archivar. Er ſtudirte bei den Jeſuiten, ging nachher unter das Militär und machte im Huſarenregiment Bettlem einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mit. Nach dem Kriege trat er in Civildienſte, heirathete heimlich ein Fräulein Peixoto de Coſta, entfloh mit ihr von Wien, ging nach Salzburg und engagirte ſich hier unter einem angenommenen Namen bei der Jlgnerſchen Truppe. Er hatte von da in ſeiner langen theatraliſchen Laufbahn vielerlei Engagements in Klagenfurt (wo er ſich insbeſondere zum Tänzer ausbildete), in Wien, Prag (wo er den Regiſſeur Berg op Zoomer in der Garderobe bei einem Wortwechſel gefährlich mit dem Degen verwundete, hierüber arretirt wurde und viele Unannehmlichkeiten hatte), Braunſchweig und (1774, unter dem alten Döbbelin, den er von Braunſchweig über Magdeburg und Leipzig begleitet hatte) in Dresden. Seiler wurde bei dem neu zu ertheilenden Privilegio Döbbelin vorgezogen. Alle Schauſpieler von Döbbelins Truppe verließen ihn nun, und folgten der neu aufgehenden Sonne. Nur Chriſt hielt ehrlich bei ihm aus, und ging mit ihm nach Berlin. 1778 ging Chriſt zu Schröder und 1779 zu Bondini nach Dresden, wo er nun eine Reihe von Jahren das Publicum durch ſeine trefflichen Darſtellungen erfreute. Im J. .... bewogen ihn beſſere pecuniäre Verhältniſſe, einem Rufe nach Petersburg zu folgen. Da er aber auf die Dauer nicht gefiel, ging er bald nach Riga, wo er ſeine Frau verlor und ſich nach einigen Jahren zum zweiten Male mit einer Witwe Blanck verheirathete. Aus dieſer Ehe entſprang eine der liebenswürdigſten deutſchen Schauſpielerinnen, die verehelichte Frau Schirmer, eine der Zierden des königl. ſächſiſchen Hoftheaters. Riga vertauſchte Chriſt nach fünfjährigem Aufenthalte mit Mainz und kehrte 1793 zum dritten Male nach Dresden zu Franz Seconda zurück, wo er, von allen Freunden der Kunſt geehrt und geachtet, noch gegenwärtig (1820) in einem hohen Alter lebt, und zu Zeiten auch noch die Bühne betritt. Chriſt's muſterhafter Anſtand, ſein tiefes Gefühl, ſeine Kenntniß der Bühne, die künſtleriſche Berechnung des Zuviel oder Zuwenig in allen ſeinen Leiſtungen und überhaupt jenes Gediegene, das die Schauſpieler aus der alten Schule (von Seiler, Eckhof und Schröder) auszeichnet, weiſen ihm für alle Zeiten einen ausgezeichneten Rang unter den erſten deutſchen Schauſpielern an. Er hat mehrere Rollen, wie es die Franzoſen nennen,

geſchaffen (créés) und unter dieſen mag in ſeiner guten Zeit *Ricaut* in Leſſings Minna von Barnhelm wohl wieder die bedeutendſte geweſen ſein. — Sein Leben als Menſch war zu allen Zeiten lobenswerth.

*Chriſtenthum* nennt man im *objectiven* Sinne den Inbegriff der Lehren, Gebräuche und kirchlichen Einrichtungen, durch welche die von Jeſu Chriſto ausgegangene Religion in das Leben der Völker eingeführt, allmählig entwickelt und in beſtändiger Wirkſamkeit erhalten worden iſt, im *ſubjectiven* Sinne aber das eigenthümliche Gepräge, das dieſe Religion den Anſichten, Gefühlen, Geſinnungen und Sitten der ihr ergebenen Menſchen, d. h. der Chriſten aufgedrückt hat. Die Wechſelwirkung der Thatſachen, auf denen dieſer zwiefache Begriff des Chriſtenthums beruht, iſt ſo durchgreifend und mächtig, daß es nicht befremden kann, wenn der Sprachgebrauch hier Objectives und Subjectives vermengt, und eine durch den gleich anzuführenden Verſuch hinlänglich charakteriſirte Religionsphiloſophie ſogar verſuchte, *jenes*, das der Kirche doch das Urſprüngliche und unter göttlicher Beglaubigung Ueberlieferte iſt, aus *dieſem*, freilich dem eigentlich lebendigen und wirklichen Chriſtenthume der Gegenwart, neu zu conſtruiren und zu reſtauriren. Das Chriſtenthum, wie es eben geworden iſt und jetzt in den Gemüthern lebt, erhielt unter dem Einfluſſe der Prieſterſchaft, der Nationalität, des Zeitgeiſtes und tauſendfacher Reibungen mit Staat und Wiſſenſchaft eine Menge unreiner Beiſätze, die man erſt ausſcheiden müßte, um zu erfahren, was es ſein ſoll. Dazu könnte man nun nicht ſicherer kommen, als wenn man auf dem Wege der hiſtoriſchen Unterſuchung die Religion, welche Jeſus ſelbſt hatte, in ſeinem Leben darſtellte und der Welt geben wollte, d. i. die urſprüngliche Norm, das *ideale Chriſtenthum* ausmittelte, würde nur dabei die Gefahr, den eignen Geiſt und Sinn, den man zu dieſem Geſchäfte mitbringt, in die Auslegung der allerdings nicht vollſtändigen und mannichfaltigen Verſtändniß blosgegebenen Urkunden der Entſtehungsgeſchichte des Chriſtenthums hineinzutragen und ergänzend die Reſultate zu verfälſchen, durch fromme Demuth und unbefangene Wahrheitsliebe abgewendet. Aber dieſe Aufgabe zu löſen, iſt ſelbſt den redlichſten Forſchern bis jetzt nicht völlig gelungen und auch unter den, weniger durch Confeſſions- und Sectengeiſt, als durch die Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Methoden und philoſophiſchen Grundſätze getrennten, chriſtlichen Theologen unſerer Zeit noch ſtreitig, auf welcher Baſis der, übrigens immer einſtimmiger anerkannte, einfache Inhalt der Religion Jeſu beruhe. (Vergl. d. Art. *Religion*, *Offenbarung*, *Rationalismus* und *Supernaturalismus*.) Dieſer ſtellt ſich durch ſeine Wirkung auf die weit von einander abweichenden geiſtigen Richtungen und Eigenthümlichkeiten der Völker, die das Chriſtenthum zuerſt empfingen, als univerſelle, der ganzen Menſchheit zuſagende Wahrheit und Alles einigende göttliche Kraft dar. Die Juden hatten im Glauben an *einen* lebendigen Gott und Schöpfer aller Dinge das Princip der Religioſität feſtgehalten, die Griechen gründliche, im Leben brauchbare Wiſſenſchaft angebaut, die Römer Grundſätze des Rechts und der Staatsverfaſſung aufgeſtellt und durch Erfahrung erprobt. Dieſe zerſtreuten, in ihrer iſolirten Wirkſamkeit zur wahren Beglückung und ſittlichen Vollendung des geſelligen und individuellen Lebens der Menſchen unzulänglichen Elemente der Cultur läuterte, ergänzte und verband das Chriſtenthum durch das Geſetz einer reinen Humanität,

deſſen höchſter Zweck, die Menſchen gut und ſelig zu machen, wie Gott iſt, in der von Chriſto angekündigten und verwirklichten Idee eines göttlichen Reiches auf Erden alle Mittel zu ſeiner Ausführung findet. Seine Religion brachte, was jenen Völkern fehlte, in die griechiſche Wiſſenſchaft religiöſen Gehalt, in die römiſche Legalität ſittliche Würde, in die jüdiſche Frömmigkeit, Freiheit und Licht, und indem ſie die Scheidewände des Particularismus durch das Gebot einer allgemeinen Bruderliebe niederwarf, erhob ſie den engherzigen Nationalgeiſt zum Weltbürgerſinn. So fanden die Beſtrebungen des Bildungsganges der alten Welt im Chriſtenthume ihren höheren Wirkungspunct und zugleich den Antrieb, gemeinnütziger zu machen, was Geheimthuerei und Caſtengeiſt der Menge ſonſt vorenthielt. Die höchſten Ideen, die wichtigſten Wahrheiten und Rechte, die reinſten Geſetze des ſittlichen Lebens führte es allen Geſchlechtern (ſ. d. Art. Frauen) und Ständen zu, die Möglichkeit einer vollkommnen Tugend bewies es durch das Beiſpiel ſeines Stifters, den Frieden der Welt begründete es durch das Wort von der Verſöhnung der Menſchen mit Gott und untereinander, und, ihre innigſte Neigung auf Jeſum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den gekreuzigten, auferſtandenen und verherrlichten Mittler zwiſchen Himmel und Erde richtend, lehrte es ſie den gerechten und wohlthätigen Zuſammenhang des Lebens nach dem Tode mit dem gegenwärtigen erkennen. Die Geſchichte Jeſu und der Vorbereitungen Gottes auf ſeine Sendung war der Stoff, aus dem ſich unter den Chriſten die Ahnung dieſes Inhalts und dieſer Bedeutung ihrer Religion entwickelte. In Jeruſalem entſtand bald nach dem Tode Jeſu die erſte Gemeine, eine andere zu Antiochien in Syrien brachte den Namen Chriſtianer oder Chriſten auf, die Reiſen der Apoſtel und der Verkehr mit den jüdiſchen Colonien in allen Gegenden des römiſchen Reichs verbreiteten das Chriſtenthum; Paläſtina, Syrien, Kleinaſien, Griechenland, die Inſeln des Mittelmeeres, Italien und die Nordküſte von Afrika wurden ſchon im erſten Jahrhunderte Sitze chriſtlicher Gemeinen. Einfach und ihrem beſchränkten Zuſtande angemeſſen bildeten ſie ihr kirchliches Leben, im Wechſel mannichfaltiger Bedrückungen erſtarkten ſie. (Vergl. d. Art. Chriſtenthum und Verfolgungen.) Am Ende des zweiten Jahrhunderts waren in allen Provinzen, am Ende des dritten faſt die Hälfte der Bewohner des römiſchen Reichs und in vielen angrenzenden Ländern Chriſten. Das Streben nach Einheit des Glaubens (ſ. Orthodoxie) und die Kirchenverfaſſung veranlaßte unzählige Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern (vergl. d. Art. Ketzer und den Umriß der Ketzergeſchichte im Art. Secten), und führte zur Organiſation jener anmaßenden Hierarchie, von der das geſtürzte Judenthum ein für die erſten Chriſten ſo drückendes Beiſpiel gegeben hatte. Nachdem nun im zweiten Decennium des vierten Jahrhunderts durch die Edicte Conſtantins des Großen den Chriſten erſt Duldung und bald darauf das Uebergewicht im römiſchen Reiche eingeräumt worden war, übten die Biſchöfe ihre Macht als Geſetzgeber des Glaubens auf der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung (ſ. Nicäa) 325 durch Aufſtellung eines für alle Chriſten bindenden Glaubensbekenntniſſes aus. Auf dieſe Grundlage haben die ſpäteren Concilien (ſ. d. Art.) mit Hülfe der Schriftſteller, welche die Kirche als ihre Väter und Lehrer ehrt (ſ. d. Art. Kirchenväter und die Art. Hieronymus, Ambroſius, Auguſtinus u. a. m.), das Gebäude des orthodoxen

Lehrbegriffs aufgeführt, während die Obern der in Prieſter verwandelten und als ein privilegirter heiliger Stand (ſ. Clerus, Geiſtlichkeit, Prieſter) über die Laien erhobenen Geiſtlichen, theils durch den immer weiter um ſich greifenden Einfluß der ihnen übertragenen Kirchenzucht, theils durch die von ihnen in Umlauf geſetzte Meinung beſonderer, nur auf ſie vererbten Ueberlieferungen aus dem Munde der Apoſtel (ſ. Tradition), die ihnen anfangs aus Liebe und Dankbarkeit bewilligten und von ihnen folgerecht erweiterten Vorrechte vor allen andern Chriſten zu ſanctioniren und ſich allmählig zu Herren der Kirche zu machen wußten (ſ. Biſchöfe, Patriarchen, Papſtthum, Hierarchie). Dabei unterſtützte ſie nicht weniger die durch Julians Regierung und vorübergehende Launen ſeiner Nachfolger ohne großen Nachtheil unterbrochene Begünſtigung von Seiten der Kaiſer (ſ. beſonders Theodoſius den Großen), als die vermehrte Pracht und Mannichfaltigkeit der Ceremonien des Gottesdienſtes (ſ. Meſſe, Heilige, Reliquien, Bilderſtürmer), der beim Sinken der claſſiſchen Geiſtesbildung wachſende Aberglaube der ohnehin unwiſſenden Völker und das unter ſeinem Schatten glücklich gedeihende Mönchsweſen (ſ. Mönchsweſen und Klöſter). In dieſer mehr den Sinn als den Geiſt anſprechenden Geſtalt kam das ſchon ſeit dem vierten Jahrhundert unter den Gothen bekannte Chriſtenthum zu den übrigen germaniſchen Völkern im Weſten und Norden von Europa und wußte die rohen Krieger, die auf den Trümmern des weſtrömiſchen Kaiſerthums neue Reiche gründeten, durch die Macht des Glaubens im 7. und 8. Jahrhunderte allmählig unter ſeine Herrſchaft zu bringen, während es ſein Gebiet in Aſien und Afrika an die Saracenen verlor, unter deren Bedrückungen Hunderttauſende ſchwacher Chriſten zum Muhamedanismus übergingen und faſt nur die von der orthodoxen Kirche verſtoßenen ketzeriſchen Parteien im Orient (ſ. Jacobiten, Kopten, Armenier, Maroniten, Neſtorianer) ſich behaupteten. Bei dieſem Wechſel der Dinge, der in Europa nur Spanien und Sicilien traf, gewann das nun immer planmäßiger zur geiſtlichen Obergewalt über das Abendland vordringende römiſche Papſtthum (ſ. d. Art. und Gregor VII.) im Norden und bald auch im Oſten dieſes Welttheils durch die Bekehrung der ſlaviſchen und ſcandinaviſchen Völker (vom 10. bis ins 12. Jahrhundert) mehr, als ihm anderwärts entriſſen werden konnte. Denn jene Eroberungen der Muhamedaner hatten hauptſächlich das Gebiet der ſchon ſeit dem 5. Jahrhundert mit der occidentaliſchen und dem römiſchen Stuhle ergebenen (lateiniſchen) Kirche nicht mehr einigen und allmählig ganz von ihr abweichenden orientaliſchen Kirche (ſ. Griechiſche Kirche) verheert und dieſe erhielt erſt im 10. Jahrhundert durch die Bekehrung der Ruſſen neue Anhänger, die jetzt ihre mächtigſte Stütze ſind; die Kreuzfahrer aber, die bald religiöſe Begeiſterung, bald Sucht nach Gewinn und Abenteuern 1096 bis 1250 zur Eroberung des heiligen Grabes trieb, erwarben ihr neues Königreich Jeruſalem nicht dem griechiſchen Kaiſer, ſondern ſich und dem Papſte (ſ. Kreuzzüge). Die Verwirrung, die dieſes endlich doch wieder vereitelte Unternehmen in die bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten der Occidentalen brachte, bot der Kirche günſtige Gelegenheit, ihre Beſitzungen zu vermehren, und dem römiſchen Stuhle Spielraum zur Befeſtigung ſeiner Univerſalmonarchie dar. Aber ganz wider die Abſicht und Erwartung der Kirchenfürſten kamen dabei durch den vielſeitigen Verkehr der Völker

und durch die heimkehrenden Kreuzfahrer Reſte alter Ketzereien (ſ. Manichäer, Paulicianer) in das Abendland und überhaupt neue, freiere Ideen in Umlauf, welche theils der philoſophiſche Prüfungsgeiſt einiger Jünger der Scholaſtik (ſ. Abälard, Arnold von Brescia), theils der unter Adel und Volk gährende Unwille über die Unchriſtlichkeit der Cleriker zum Zündſtoff einer in allerlei Verbrüderungen und Secten zuſammentretenden Oppoſition gegen das ganze römiſche Kirchenthum machte (ſ. Katharer, Albigenſer, Waldenſer). Die Stiftung und Vervielfältigung neuer geiſtlicher Orden (ſ. d. Art.), beſonders der Franciscaner und Dominicaner, zur Verwaltung der von den Weltprieſtern vernachläſſigten Seelſorge und Volksbelehrung konnte dem Uebel nicht abhelfen, weil ſie im Ganzen mehr für die Kirche und das Papſtthum, als gegen Aberglauben und Unwiſſenheit thätig waren, und kühne Gedanken, die ihrer Ueberredung nicht weichen wollten, ließen ſich noch weniger durch die mit Feuer und Schwert bewaffnete Gewalt der Inquiſition (ſ. d. Art.) aus den Seelen reißen. Die große Verſchiedenheit der chriſtlichen Religion, wie ſie damals gelehrt und geübt wurde, von der Religion Jeſu Chriſti, das Mißverſtändniß deſſen, was die Kirche gab, mit den religiöſen Bedürfniſſen des menſchlichen Geiſtes und Herzens war einmal theils durch das Erfaſſen des Geiſtes Jeſu ſelbſt aus der Bibel, die trotz aller Verbote und Schwierigkeiten ſchon damals hier und da im Verborgenen wißbegierige Leſer fand, theils durch die freimüthige Beredſamkeit einzelner Lehrer und Sectenhäupter Vielen klar geworden; auch kirchliche Ordensgeſellſchaften ſehnten ſich, einen eigenen Weg zu gehen (ſ. Tempelherren, Franciscaner), der Zorn beleidigter Fürſten vergaß den Dank für die Verdienſte des Papſtthums um die Civiliſation der Völker in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, und die Päpſte ſelbſt ſorgten zu wenig, die Unſittlichkeit ihres Hofes und der Cleriſei abzuſtellen, oder vor den Augen der Welt zu verbergen, ja ſie gaben ihr das Aergerniß einer Spaltung (ſ. Schisma, Papſtthum), welche die Achtung der ſeit 1378 über 30 Jahre unter zwei Gegenpäpſten getheilten lateiniſchen Chriſtenheit gegen ihr Oberhaupt nicht vermehren und nur durch die ihrer Macht ſehr ungünſtigen Beſchlüſſe des Conciliums zu Coſtnitz 1414 — 1418 beigelegt werden konnte. Hatten die Lehren des Engländers Wiklef (ſ. d. Art.) ſchon vorher neue Gegner des Papismus geweckt und vereinigt, ſo ſchlug nun die Empörung der Anhänger des wegen ähnlicher Lehren zu Coſtnitz verbrannten böhmiſchen Reformators (ſ. Huß, Huſſiten) in vollen Flammen aus und nöthigte dem Concilium zu Baſel (1431 bis 1443) Verwilligungen (Compactaten) ab, die, ſtandhaft behauptet, den Freunden der zu Baſel nur vorgeſchlagenen, doch nicht durchgeſetzten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zeigten, was eine eben ſo entſchloſſene und durch Vereinigung mehrerer Völker nachdrücklichere Bekämpfung der in der römiſchen Kirche eingeriſſenen Mißbräuche ausrichten würde. Wie nun ſeitdem die Sehnſucht nach einer Wiederherſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums der 1517 begonnenen Reformation vorgearbeitet, wie dieſe Fortgang gewonnen, und was ſie geleiſtet, welche Folgen für die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit ſie nach ſich gezogen und auf welchen Standpunct der von ihr aufgeregte Geiſt das Chriſtenthum gebracht habe, iſt im Art. Reformation und den darin angeführten verwandten Artikeln dargelegt. Daß durch dieſen gewaltigen Umſchwung der Ideen und kirchlichen Verhältniſſe jene Sehnſucht ſchon ganz befriedigt und ein Chri-

ſtenthum, das dem Geiſte ſeines Stifters vollkommen entſpräche, in Lehre und Leben dargeſtellt worden ſei, behaupten die eifrigſten Proteſtanten eben ſo wenig, als umſichtige Catholiken die Nothwendigkeit einer ſolchen Reſtauration und das große Verdienſt des Proteſtantismus um dieſelbe und folglich auch um die Verbeſſerung der alten Kirche abläugnen mögen (vergl. Trident, Catholicismus, Proteſtantismus). Sehr mannichfaltig ſind die Geſtalten, in denen das Chriſtenthum unſerer Tage erſcheint. Die ſüdlichen Völker beweiſen, wie leicht dieſe Religion ſich nationaliſirt, wie viel ſie aber auch unter dem Einfluſſe einer überwiegenden Sinnlichkeit und Herrſchaft der Phantaſie von der einfachen Größe, ſittlichen Kraft und reinen Geiſtigkeit ihres urſprünglichen Charakters verliert; den nördlichen Völkern nahm der Proteſtantismus die meiſten, wenn auch nicht alle, Laſten ab, mit denen die Uebermacht der irdiſchen Natur den Geiſt der Religion niederdrückt; das chriſtliche Europa trägt in ſeinem gegenwärtigen, von manchen der Religion ganz fremden Einflüſſen bedingten ſittlichen und politiſchen Leben immer noch das Gepräge der Erziehung, die es dem Chriſtenthum verdankt (ſ. Bildung) und hat dieſe Form auch ſeinen Colonien in entfernten Welttheilen aufgedrückt, unter denen allein das republicaniſche Nordamerika ſich zu einer in ihrer Art einzigen Unabhängigkeit von jedem Sectengeiſte und allgemeinen Freiheit aller Bekenntniſſe zu erheben wußte. Suchen wir aber das Chriſtenthum, wie es in Chriſto ſelbſt lebte und wirkte, unter unſern Zeitgenoſſen auf, ſo finden wir es bei keinem Volke und in keiner Religionspartei rein und unentſtellt wieder, ſondern nehmen ſeine Züge nur in dem Wandel der wenigen Erleuchteten und Frommen aus allerlei Volk wahr, welche Chriſtum lieben und von ſeinem Geiſte durchdrungen ſind. E.

Chriſtian II., König von Dänemark, war zu Copenhagen den 2. Juli 1481 geboren. Seine Geburt war, wie man ſagt, von unglücklichen Zeichen begleitet; aber die nachläſſige Erziehung, die er erhielt, ließ mit mehr Sicherheit vorausſehen, daß er den Platz, für den er beſtimmt war, ſchlecht ausfüllen würde. Als Jüngling beging er vermöge ſeines heftigen Charakters die äußerſten Ausſchweifungen. Der König Johann, ſein Vater, der endlich davon hörte, ſtrafte ihn ſtreng, aber vergeblich. Als er 1507 nach Bergen berufen wurde, um einige aufrühreriſche Bewegungen zu erſticken, faßte er eine heftige Leidenſchaft für eine junge Holländerin, Namens Dyveke, deren Mutter ein Gaſthaus hatte. Dyveke ward die Geliebte Chriſtians, der ihr und beſonders ihrer Mutter eine unbeſchränkte Herrſchaft über ſeinen Geiſt einräumte. Er befand ſich unter dem Titel eines Vicekönigs in Norwegen, bis die wankende Geſundheit ſeines Vaters ihn nach Copenhagen zurückrief. Als er den Thron beſtieg, ſchwur er, die Privilegien beider Reiche aufrecht zu erhalten. Man ſuchte ihn in auswärtige Kriege zu verwickeln, allein er verſagte ſeine Theilnahme, um zunächſt ſeine Macht zu befeſtigen. Er ließ ſich zu Copenhagen, dann in Norwegen krönen, und vermählte ſich aus Politik im J. 1515 mit Carls V. Schweſter, Iſabelle. Darauf machte er Heinrich VIII. ernſtliche Vorſtellungen über die Seeräubereien der Engländer, erneuerte die Verträge mit dem Großherzog von Moskau und bemühte ſich, den Hanſeſtädten den Handel zu entreißen. Die Hoffnungen, welche dies Verfahren bei ſeinen Unterthanen erweckte, wurden bald durch die fürchterlichen Scenen vernichtet, zu welchen der Tod der Dyveke Anlaß gab. Man klagte die Verwandten von Torbern Ore, Gouverneur des Schloſſes von Copenhagen, an, ſie vergiftet zu haben. Ore ge-

ſtand eine frühere Liebe für ſie ein; der König ließ ihn enthaupten. Andere Hinrichtungen verbreiteten Schrecken im ganzen Reiche. In allen wichtigen Städten wurden Galgen erbaut; beſonders richtete Chriſtian ſeine Wuth gegen den Adel. Im J. 1516 kam ein päpſtlicher Legat im Norden an, um Ablaß zu predigen. Chriſtian nahm ihn auf, in der Hoffnung, daß er ihm in Schweden, nach deſſen Krone er ſtrebte, nützlich ſein konne. Die Schweden waren in mehrere Parteien getheilt. Guſtav Trolle, Erzbiſchof von Upſala, ein geſchworner Feind von Stenon Sture, Adminiſtrator des Königreichs, hatte ſich heimlich mit Chriſtian verbunden; aber die ſchwediſchen Stände nahmen Sture in Schutz, ſetzten Trolle ab, und ließen ſein Schloß ſchleifen. Der Nuntius, der unter dieſen Umſtänden nach Schweden kam, ließ ſich von Sture gewinnen, entdeckte ihm die Plane Chriſtians und rechtfertigte beim Papſte die Schweden gegen Trolle. Endlich begab ſich Chriſtian im J. 1518 ſelbſt nach Stockholm, um mit dem Adminiſtrator eine Zuſammenkunft zu haben. Zur Sicherheit wurden ihm ſechs Geiſeln aus den erſten Familien übergeben. Als dieſe Geiſeln, unter denen ſich Guſtav Waſa befand, auf der däniſchen Flotte angekommen waren, behandelte der treuloſe Monarch ſie als Gefangene, und reiſete nach Dänemark zurück. Im J. 1520 erſchien Chriſtian mitten im Winter an der Spitze einer Armee in Schweden. Die Schweden wurden bei Bogeſund am 19. Jan. geſchlagen und Sture tödtlich verwundet. Die Dänen verfolgten ihren Vortheil. Trolle präſidirte mit allen Zeichen ſeiner Würde in der Verſammlung der Reichsſtände zu Upſala und trug darauf an, Chriſtian als König anzuerkennen. Wiewohl viele der Union abgeneigt waren, ſo mußten ſie doch der Nothwendigkeit nachgeben und dieſelbe annehmen. Eine allgemeine Amneſtie wurde proclamirt, jeder eilte, ſie zu benutzen. Die Hauptſtadt, wohin die Witwe des Adminiſtrators ſich zurückgezogen hatte, leiſtete einigen Widerſtand. Sobald das Meer offen war, erſchien Chriſtian mit ſeiner Flotte vor Stockholm, das ſich ihm nicht ergab. Er ſah mit Kummer den Sommer verfließen; ſeine Vorräthe wurden erſchöpft, ſeine Truppen murrten. Er entſchloß ſich endlich, ſchwediſche Unterhändler an die Einwohner abzuſchicken. Seine Verſprechungen und die Hungersnoth bewirkten, was die Gewalt der Waffen nicht bewirkt hatte; man öffnete ihm die Thore. Chriſtian verſprach, Schweden ſeine Freiheit zu erhalten, und des Vergangenen nicht zu gedenken. Der 2. Nov. wurde zur Krönung beſtimmt; auf dieſelbe Zeit wurden die Reichsſtände berufen. Chriſtian fand ſich zu Ende Octobers in Stockholm ein, verlangte von den Biſchöfen und Senatoren eine Acte, die ihn als erblichen König anerkannte, und ließ ſich zwei Tage nachher durch Trolle krönen. Zu Reichsrittern ernannte er nur Ausländer, und erklärte, daß er darum dieſe Würde keinem Schweden ertheile, weil er das Land durch die Gewalt der Waffen erobert habe. Trotz der allgemeinen Beſtürzung ordnete er Feſte an, während welcher er die Menge zu gewinnen wußte. Er ſann darauf, das königliche Anſehen in Schweden zu befeſtigen, und beſchloß, dieſe Abſicht durch Vernichtung der erſten Familien zu erreichen. Nur über die Mittel waren ſeine Rathgeber verſchiedener Meinung. Endlich erinnerte Slaghoek, des Königs Beichtvater, der früher in Weſtphalen Barbier geweſen war, an den gegen die Feinde Trolle's geſchleuderten Bann und fügte hinzu, daß wenn auch der König als Fürſt das Vergangene vergeſſe, er doch als Vollzieher der Befehle des Papſtes die Ketzer ausrotten müſſe. Dem gemäß foderte Trolle die

Beſtrafung der Ketzer; der König ernannte eine Commiſſion, vor welcher die Angeklagten erſchienen. Unter ihnen war auch Chriſtine, die Wittwe des Adminiſtrators. Als ſie, um ihres Gemahls Andenken zu rechtfertigen, das 1517 vom Senat gegebene Decret vorzeigte, bemächtigte ſich Chriſtian deſſelben und machte ſeine Proſcriptionsliſte daraus. Die Angeklagten wurden verhaftet und für ſchuldig erklärt. Sogleich befiehlt der König ihre Hinrichtung, und 94 Schlachtopfer fallen in ſeiner Gegenwart unter dem Beile des Henkers. Dieſe Blutſcenen dauerten ſowohl in der Hauptſtadt als in den Provinzen fort; Chriſtian rechtfertigte ſich durch die öffentliche Erklärung, daß ſie für die Ruhe des Staats nothwendig wären. Bald darauf kehrte er nach Dänemark zurück; der Schrecken folgte ſeinen Schritten. Blutſtröme bezeichneten ſeinen Weg; ſechshundert Perſonen hatte er in Schweden geopfert, und da er dennoch dieſe Maßregeln für unzureichend hielt, legte er in alle Städte zahlreiche Garniſonen. Kaum war er nach Dänemark zurück, als er dort ebenfalls ſeine Grauſamkeit zeigte. Er machte eine Reiſe nach den Niederlanden, um Carl V., welcher dort war, um Hülfe gegen den Herzog von Holſtein, mit dem er in Streit gerathen, und gegen die Lübecker, die ſtets zu Schwedens Beiſtand bereit waren, zu bitten. Bei ſeiner Rückkehr nach Copenhagen war ganz Schweden unter den Waffen. Slaghoeks Tyrannei hatte einen allgemeinen Aufſtand erregt; Chriſtian rief ihn zurück, gab ihm das Erzbisthum von Lund, ließ ihn aber bald darauf lebendig verbrennen, um den Papſt zu beſänftigen, der einen Legaten nach Dänemark geſchickt hatte, um über die Biſchöfe, welche zu Stockholm waren ermordet worden, Nachforſchungen anzuſtellen. Um den Papſt ganz zu verſöhnen, änderte er in den Geſetzen Alles, was das Lutherthum begünſtigte, für das er viel Neigung gezeigt hatte. Indeß aber war Guſtav Waſa der Gefangenſchaft entflohen und hatte das Panier gegen die Dänen erhoben. Bald erfuhr Chriſtian, daß die zu Wadſtena verſammelten Reichsſtände ihn der Krone für verluſtig erklärt hatten. Norby verhinderte zwar, daß Stockholm nicht in die Gewalt der Inſurgenten fiel; aber die Garniſon empörte ſich wegen Mangels an Bezahlung. Chriſtian, deſſen Wuth aufs höchſte ſtieg, befahl den däniſchen Befehlshabern, alle Rebellen, deren ſie ſich bemächtigen könnten, hinrichten zu laſſen; aber dieſe Maßregel vollendete nur ſeinen Sturz. Norby hielt noch Stockholm, Calmar und Abo, drei Orte, welche für die Schlüſſel des Reichs galten, beſetzt; aber bald ward er von den Lübeckern beunruhigt. Dieſe verſuchten ſogar einen Angriff auf die Küſten Dänemarks. Um an ihnen Rache zu nehmen, trat er mit dem Herzog von Holſtein in Unterhandlungen, welche ſich aber durch ſein empörendes Betragen zerſchlugen. Inzwiſchen publicirt er zwei Geſetzbücher, durch deren Verordnungen einer Seits die Geiſtlichen beſchränkt, anderer Seits der Bauernſtand gehoben wurde. Dieſe allerdings weiſen und menſchlichen Maßregeln waren mit andern vermengt, die allgemeinen Unwillen erregen mußten. Man murrte einſtimmig über die Verſchlechterung des Geldes und über die unerträgliche Laſt der Taxen. Die jütländiſchen Biſchöfe und Senatoren, unterrichtet von den Geſinnungen des Volks, entwarfen zuerſt den Plan, gegen den König aufzuſtehen. Zu Ende des J. 1522 erklärten ſie ihren Unterthaneneid für nichtig, Chriſtian ſeiner Rechte für verluſtig, und boten die Krone dem Herzog von Holſtein, Friedrich, an. Der König, der Verdacht geſchöpft hatte, berief den jütländiſchen Adel nach Callundborg in Seeland, und da ſich Niemand

einfand, von neuem auf den 25. Jan. 1523 nach Aarhuus in Jütland, wohin er ſich ſelbſt begab. Seine Ankunft zwang die Verſchwornen, die Ausführung ihrer Plane zu beſchleunigen. Sie verſammelten ſich in Viborg, und faßten daſelbſt zwei Urkunden ab, in deren einer ſie den König abſetzten und in der andern Friedrich auffoderten, vom Throne Beſitz zu nehmen. Bald hörte Chriſtian, daß die Jütländer die Waffen ergriffen und daß Friedrich, die Krone annehmend, ihnen ein bedeutendes Hülfscorps verſprochen habe. Dagegen gelobten ihm Fühnen, Seeland und Schonen Treue. Der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen, als Chriſtian ſeine eigene Sache aufgab. Er verließ im April 1523 Dänemark, indem er die Königin, ſeine Kinder, ſeine Koſtbarkeiten und die Reichsarchive mit ſich auf die Flotte nahm. Ein Sturm zerſtreute ſeine Schiffe, warf ihn auf die norwegiſche Küſte, und erſt nach den größten Gefahren erreichte er Veere auf Seeland. Carl V. begnügte ſich, ſowohl Friedrich als dem jütländiſchen Adel und der Stadt Lübeck zu verbieten, gegen Chriſtian zu handeln. Dieſer rüſtete indeß ein Heer und eine Flotte aus, und machte 1531 zu Opslo in Norwegen einen Generalpardon bekannt. Aber ſeine Truppen, die gegen die Schweden Vortheile erfochten hatten, erlitten neue Verluſte. Angegriffen in ſeinem Lager durch die däniſche und hanſeatiſche Flotte, zog er ſich in die Stadt zurück; ſeine Schiffe wurden ein Raub der Flammen. Aller Hülfsquellen beraubt, machte er den däniſchen Generalen Vergleichsvorſchläge, welche ihm endlich ein ſicheres Geleit ausſtellten, damit er ſich auf der däniſchen Flotte nach Copenhagen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Friedrich begeben könne. Im Juli 1532 kam er vor Copenhagen an. Allein Friedrich verwarf den geſchloſſenen Vertrag und der Senat verfügte Chriſtians Verhaftung. Dem gemäß brachte man ihn auf das Schloß Soenderburg, auf der Inſel Alſen. Hier verlebte er zwölf Jahre in der Geſellſchaft eines Zwerges, und ſpäter eines alten Invaliden in einem Thurme, deſſen Thür man vermauert hatte. Alles verließ ihn. Als 1543 Chriſtian III. den Thron beſtieg, wurde ſein Schickſal vermöge eines Vertrags mit Carl V. gemildert. Er lebte von 1546 zu Callundborg von einer ihm angewieſenen Rente, und ſtarb daſelbſt den 24. Januar 1559. Seine Gemahlin hatte ſtandhaft bis an ihren Tod 1526 ſein Unglück getheilt. Er hatte drei Kinder: Johann, der 1532 zu Regensburg, dreizehn Jahre alt, ſtarb; Dorothea, mit der ſich Friedrich, Churfürſt von der Pfalz, und Chriſtine, mit der ſich Franz Sforza, Herzog von Mailand, und in zweiter Ehe Franz, Herzog von Lothringen, vermählte.

Chriſtian VII., König von Dänemark, war den 29. Januar 1749 geboren und folgte ſeinem Vater, Friedrich V., am 13. Januar 1766. In demſelben Jahre vermählte er ſich mit Georgs III. von England Schweſter, Caroline Mathilde. Nach ſeiner Krönung 1767 bereiſete er Deutſchland, Holland, England und Frankreich und kam mit Anfang des J. 1769 in ſeine Staaten zurück. Auf dieſer Reiſe beſuchte er die ausgezeichnetſten Gelehrten, die Akademien und literariſchen Geſellſchaften, ward zu Cambridge Doctor der Rechte, und hinterließ allenthalben den Ruf eines leutſeligen und unterrichteten Fürſten. Anfangs ſtand der Graf J. H. E. von Bernſtorf, der Friedrichs V. ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, an der Spitze der Geſchäfte; aber 1770 nahm Struenſee, ſein Arzt, der eine unbeſchränkte Gewalt über ihn hatte, dieſen Poſten ein. Die Neuerungen, die dieſer Miniſter vornahm, erregten den Haß des Adels und die Unzufriedenheit des Mi-

litärs. Die verwitwete Königin (Julie Marie von Braunſchweig-Wolfenbüttel) hatte ſich umſonſt bemüht, Chriſtian mit ſeiner Gemahlin zu entzweien, um ſich der Leitung der Geſchäfte zu bemächtigen. Man hat ſelbſt behauptet, daß ſie ihren Sohn Friedrich habe auf den Thron heben wollen. Indem ſie Struenſee's Unbeſonnenheiten und einige Unüberlegtheiten der Königin benutzte, vereinigte ſie ſich mit einigen Mißvergnügten, und trat den 16. Januar 1772 nach einem Ball nebſt dem Prinzen Friedrich und zwei andern Perſonen in das Zimmer des Königs, dem man vorſtellte, daß die Königin und Struenſee damit umgingen, ihn eine Enſetzungsacte unterzeichnen zu laſſen, und daß er einer ſo dringenden Gefahr nur dadurch begegnen könne, daß er auf der Stelle einen Verhaftsbefehl gegen die Schuldigen ausſtelle. Nur nach ſehr dringenden Vorſtellungen gab Chriſtian nach. Seitdem war die Führung der Geſchäfte in der Hand der Königin Julie und ihres Sohnes Friedrich. Der König, dem eine Geiſteskrankheit oft den Gebrauch der Vernunft raubte, regierte nur noch dem Namen nach. Einige nützliche Maßregeln bezeichneten die Verwaltung Ove Guldbergs, Miniſters der verwitweten Königin; aber im Ganzen fehlte dem Syſteme Feſtigkeit. Man ſchloß 1773 mit Rußland einen Vertrag, der die Streitigkeiten endigte, welche die Zweige des Hauſes Holſtein ſeit lange trennten, und vermöge deſſen das Herzogthum Holſtein mit Dänemark vereinigt ward. Im J. 1784 trat der damalige Kronprinz und jetzige König an die Spitze der Regierung. Chriſtian ſah während des Reſtes ſeines Lebens Copenhagen 1795 von einer Feuersbrunſt heimgeſucht, und zweimal in den Jahren 1801 und 1807, von den Engländern angegriffen. Er kam nach der Einnahme ſeiner Hauptſtadt durch die Engländer nicht wieder dahin zurück. Man hatte ihn nach Rendsburg ins Holſteiniſche gebracht, und hier ſtarb er am 3. März 1808. Vor ſeiner unglücklichen Krankheit hatte Chriſtian gute Geſinnungen und eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Geiſtes gezeigt. Die Königin Caroline Mathilde hatte, nachdem man ſie auf das Schloß Kronburg geführt, ſich über ihre Verbindungen mit Struenſee gerichtlich vernehmen laſſen müſſen. Sie begab ſich ſpäter nach Zelle, wo ſie vor Kummer im J. 1775 in einem Alter von 41½ Jahr ſtarb. Chriſtian hatte nur zwei Kinder, den jetzigen König Friedrich und die Prinzeſſin Auguſta, vermählt mit dem Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg.

Chriſtian Friedrich von Holſtein, älteſter Sohn des am 7. Dec. 1805 geſtorbenen Erbprinzen Friedrichs (Halbbruders des Vaters des jetzigen Königs von Dänemark, Friedrich VI.), geboren den 18. Sept. 1786, iſt gegenwärtig k. dän. General-Gouverneur von Fühnen und Inhaber eines Infant. Reg. Von ſeiner erſten Gemahlin, Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, von der er ſich geſchieden, hat er einen Sohn, Chriſtian Friedr. Carl, geboren den 6. Oct. 1808. Den 22. Mai 1815 hat er ſich wieder vermählt mit Caroline Amalie, des Herzogs von Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg Tochter. Er wohnt zu Odenſee oder auf Sorgenfrei bei Copenhagen, und machte 1819 eine Reiſe nach Italien. Dieſer Fürſt, der nächſte Erbe der Krone Dänemarks, ward im J. 1813 Statthalter in Norwegen. Er trat dieſe Würde den 22. Mai an, als eine drückende Theuerung das Land ängſtigte, weshalb er am 10. Juli den Beamten und Grundeigenthümern Beſchränkung des Brot- und Mehlverbrauchs zur Pflicht machte. Noch größer war die Unruhe des Landes wegen ſeines politiſchen Schickſals. Rußland und Schweden unterhandelten nämlich, von England und Preußen unterſtützt, mit Dänemark, das, mit Frankreich im Bunde, Krieg mit England führte, über die Ab-

ttetung Norwegens; allein Dänemark wollte nicht einmal Drontheim abtreten, und König Friedrich VI. erklärte den 23. Apr.: daß er ſich nie entſchließen werde, Norwegen gegen die Provinzen, die an das Holſteiniſche grenzten, umzutauſchen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich, und Dänemark ſchloß am 10. Juni einen engen Bund mit Frankreich, worauf es den 3. Sept. an Schweden, und den 22. Oct. an Rußland und Preußen den Krieg erklärte. Nun überzog der Kronprinz von Schweden an der Spitze der Nordarmee die däniſchen Herzogthümer, und nöthigte Dänemark in dem Frieden von **Kiel** den 14. Jan. 1814, ganz Norwegen an Schweden abzutreten, wofür es ſchwediſch Pommern erhalten ſollte. Als der Statthalter, Prinz Chriſtian, den 28. Jan. einer Verſammlung Normänner dieſen Tractat vorlegte, ſo verwarfen ſie ihn einmüthig, und nahmen das alte Recht ihrer frühern Selbſtſtändigkeit in Anſpruch. Vergebens ſicherte ihnen der König von Schweden wiederholt eine freie Verfaſſung zu, mit größern politiſchen Rechten, als ſie je unter Dänemark beſeſſen: das normänniſche Volk erklärte ſich mit Begeiſterung für ſeine Unabhängigkeit, und Prinz Chriſtian machte in Drontheim, der alten Hauptſtadt des Nordens, den 19. Febr. in einer Erklärung an die Biſchöfe, den Civilſtand, das Heer und das Volk bekannt, daß Norwegen unabhängig ſein wolle. Unterdeſſen waren ſchwediſche Abgeſandte in Chriſtiana angekommen, um ihn zur Befolgung des Kieler Friedens aufzufordern; allein ſtatt aller Antwort leiſtete der Prinz in der Kirche den Eid als Regent, und erließ den 13. März eine Kundmachung, daß Sieg oder Tod das Feldgeſchrei des Normanen gegen Jeden ſei, der ſeine Unabhängigkeit antaſten würde. Zugleich verſammelte er ein Heer von 12,000 Mann, und berief den 10. April einen Reichstag nach Eidvold, wo die Mehrzahl von 154 Stellvertretern des Volks den 17. Mai ein Grundgeſetz für Norwegens Freiheit entwarf, und den Prinzen zum Erbkönige von Norwegen erklärte. Als ſolcher wurde er den 19. Mai 1814 unter dem Namen Chriſtian I. ausgerufen. Er ſchickte jetzt Hrn. Carſten Anker nach London, um Englands Zuſtimmung zu erhalten; allein die britiſchen Miniſter machten die mit den Verbündeten abgeſchloſſenen Verträge gegen den Widerſpruch der Oppoſition geltend, und verfügten den 29. April die Sperre der norwegiſchen Küſten. Auch Dänemark erklärte durch ein Abberufungspatent, Copenhagen den 18. April, alles in Norwegen Geſchehene für ungültig, indem der Statthalter ſchon den 19. Jan. die Vollmacht erhalten, den Kieler Vertrag in Anſehung Norwegens zu vollziehen. Als dagegen die Normänner däniſche Kriegsſchiffe in Beſchlag nahmen, ſo verbot ein k. dän. Patent vom 12. Mai allen Verkehr zwiſchen Dänemark und Norwegen. Unterdeſſen zog ſich ein ſchwediſches Heer an der Grenze zuſammen, und ſechs ſchwediſche Kriegsſchiffe kreuzten an Norwegens Küſte. Vergebens ſandten Oeſterreich (v. **Steigenteſch**), Rußland (v. **Orloff**), Preußen (v. **Martens**), und England (**Foſter**), im Julius als Bevollmächtigte nach Chriſtiania, um den Prinzen Chriſtian zum Nachgeben aufzufodern; König Friedrich VI. drohte ihm ſogar mit Niederſetzung eines Gerichtshofes, das ihm das Erbfolgerecht auf Dänemark abſprechen könnte. Sie kehrten im Anfange des Auguſt unverrichteter Sache von Chriſtiania nach Copenhagen zurück. Der Kronprinz von Schweden rückte daher von Wennersberg her den 27. Juli mit 10,000 Mann gegen die Grenze vor; 13,000 Mann folgten, und 10,000 ſtanden als Nachhalt. Der König von Schweden übernahm den Oberbefehl über die Flotte von 4 Linienſchiffen, 3 Fregatten und 75 Kanonenböten, welche unter dem

Admiral Puke den linken Flügel deckte, und die norwegiſche Flottille von 6 Briggs, 4 Schoonern und 36 Kanonenböten nöthigte, ſich zurückzuziehen. In Verbindung mit den Landtruppen unter Mörner bemächtigte er ſich einiger Inſeln, beſonders Krageroe, worauf die Feſtungen Frederikſtadt und Kongſteen den 4. Aug., ohne Widerſtand zu leiſten, capitulirten. Unterdeſſen war auch der Feldmarſchall Graf von Eſſen mit der zweiten Heerabtheilung ſeit dem 30. Juli durch die ſchlecht vertheidigten Grenzpäſſe gegen Kongswinger vorgerückt. Nach einem Gefechte bei Tiſtadalen am 1. Aug. verließen die Norweger die Stellung am Swineſund. Nun drangen die Schweden von allen Seiten in Norwegen ein, und beſetzten das linke Ufer des Glommenfluſſes von Quiſtaſund bis Frederikſtadt. Faſt täglich ſchlug man ſich mit großer Tapferkeit. Prinz Chriſtian führte in den Gefechten bei Moß und Kongswinger in Perſon den Oberbefehl. Auch norwegiſche Jungfrauen griffen zu den Waffen. Am bedeutendſten litten die Schweden am 3. Aug. bei Meilskog, doch erhielten ſie Verſtärkung und ſiegten am 6. Auguſt bei Scakenſtadt. Sie rückten hierauf gegen den Brükkenkopf von Langernäs am Glommen vor, wurden zwar am 9. Aug. zurückgeſchlagen, bemächtigten ſich aber am 11. des wichtigen Poſtens bei Tweten, worauf ſich Prinz Chriſtian über den Glommen zurückzog. Viele Soldaten gingen zu den Schweden über, um nicht zu verhungern. Zugleich wurden Frederikshald und Frederiksſteen den 13. Aug. beſchoſſen, und der wohl entworfene Kriegsplan des Kronprinzen war in ſeiner Ausführung ſchon ſo weit gediehen, daß die Schweden auf der einen Seite über den Glommen gehen und Chriſtiania einnehmen, auf der andern aber nach Karlshoved und Moß vordringen konnten, wodurch die Armee des Prinzen Chriſtian im Rücken, an den Seiten und von vorn angegriffen, bei der ſchwediſchen Ueberlegenheit zur See aber mittelſt einer Landung auf dem rechten Flügel umgangen worden wäre. In dieſer Lage entſchloß ſich Prinz Chriſtian zu dem Waffenſtillſtande von Moß den 14. Aug., wodurch Frederikshald mit Frederikſteen den Schweden übergeben, und das norwegiſche Heer, das an Allem Mangel litt, aufgelöſet wurde. Auch genehmigte er, daß ein Storthing gehalten werden ſollte, und Schweden verſprach, die zu Eidsvold entworfene Verfaſſung anzunehmen, bis auf die durch die Vereinigung Norwegens mit Schweden nothwendigen Abänderungen. Hierauf erklärte Prinz Chriſtian den 16. Aug. zu Moß, daß er und warum er die norwegiſche Königskrone niederlege. Das Volk in Chriſtiania gerieth in unruhige Bewegung. Man ſchrie über Verrätherei; allein bald fügte ſich Alles in die neue Ordnung. Prinz Chriſtian, der zu Ladegardsoen bei Chriſtiania krank war, übertrug die Regierung dem Staatsrathe. Am 10. Oct. ſtellte er dem Storthing die Entſagungsurkunde aus, und ſchiffte ſich an demſelben Tage nach Dänemark ein, landete aber erſt am 4. Nov. zu Aarhuus in Jütland. An dieſem Tage beſchloß das Storthing die Vereinigung Norwegens mit Schweden, indem es Carl XIII., König von Schweden, zum conſtitutionellen Erbkönig von Norwegen ausrief. Vergl. Recueil des pieces authentiques publiées en Norwège. Altona 1814. K.

Chriſtiania, Hauptſtadt des Königreichs Norwegen, im Stifte Chriſtiania oder Aggerhuus, liegt am nördlichen Ende des Meerbuſens Chriſtiansfiord, in einer Gegend, in welcher ziemlich viel Gartenbau getrieben wird. Sie hat 1,600 Häuſer mit 11,000 Einwohnern, und beſteht, außer den Vorſtädten, aus folgenden drei Theilen: der eigentlichen Stadt Chriſtiania, oder der Neuſtadt, welche Kö-

nig Chriſtian IV. im J. 1624 nach einem regelmäßigen Plane auf⸗führen ließ, der Altſtadt oder Opslo, am Fuße des Egeberges und der ſeit 1815 geſchleiften Bergfeſtung Aggerhuus, auf einer Landſpitze ſüdlich von der eigentlichen Stadt Chriſtiania. Jeder von dieſen Theilen macht eine beſondere Pfarrgemeinde aus, und ſteht unter beſonderer Gerichtsbarkeit. Die eigentliche Stadt Chriſtiania iſt die ſchönſte Stadt in Norwegen, bildet ein regelmäßiges Viereck von 1,000 Schritten in der Länge und Breite, hat ſchnurgerade in rechten Winkeln ſich durchſchneidende, breite, mit erhöhten Fußwegen verſehene und mit 2 Stock hohen, größtentheils ſteinernen Häuſern beſetzte Straßen, und nimmt mit jedem Jahre an Schönheit der Bau⸗art zu. Seit 1811 befindet ſich hier eine Univerſität, bei der ſich 1818, eine Bibliothek, Sammlungen, 18 Profeſſoren und 149 Studenten be⸗fanden. Von Fabrikanſtalten iſt beſonders das große Alaunwerk auf der Südſeite der Altſtadt zu bemerken. Die Hauptnahrung der Einwohner beſteht im Handel, vorzüglich mit Brettern, auch Eiſenwaaren, und wird durch den tiefen und ſichern Hafen beſonders begünſtigt. Man ſchätzt den Werth der jährlich ausgeführten Bretter auf 810,000 Gulden. In der Nähe der Stadt ſind 136 privilegirte Sägemühlen, welche jähr⸗lich 20 Millionen Planken liefern.

Chriſtine, Königin von Schweden, geboren den 9. Dec. 1626, war eine Tochter Guſtav Adolphs, und der durch ihre Schönheit und ihren Geſchmack für die Künſte ausgezeichneten Prinzeſſin Maria Eleo⸗nore von Brandenburg. Guſtav, der in Chriſtinen die einzige Stütze ſeines Thrones ſah, wandte die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung. Er ließ ſie männlich erziehen, und in allen Wiſſenſchaften unterrichten, welche ihren Geiſt bilden und ihrem Charakter Energie geben konnten. Als er bald darauf nach Deutſchland abreiſete, empfahl er ſeine Toch⸗ter in den rührendſten Ausdrücken dem Kanzler Oxenſtierna. Nach Guſtavs Tode bei Lützen im J. 1631 verſammelten ſich die Reichs⸗ſtände, proclamirten die erſt ſechsjährige Chriſtine als Königin und gaben ihr die fünf höchſten Kronbeamten zu Vormündern, indem ſie dieſe zugleich mit der Adminiſtration beauftragten. Die Erziehung Chriſtinens wurde nach dem von Guſtav Adolph vorgezeichneten Plane fortgeſetzt. Ausgeſtattet mit einer lebhaften Einbildungskraft, einem ſehr glücklichen Gedächtniß und einem ſeltenen Verſtande machte ſie die ſchnellſten Forſchritte; ſie lernte die alten Sprachen, die Geſchichte, Geographie, Politik und entſagte den Vergnügungen ihres Alters, um ſich ganz den Studien zu widmen. Zugleich verrieth ſie ſchon jene Sonderbarkeit in ihrem Betragen und Charakter, wovon ihr ganzes Leben das Gepräge trug, und die vielleicht eben ſo ſehr Re⸗ſultate ihrer Erziehung als ihrer angebornen Neigungen war. Sie mochte nicht in Frauenkleidern erſcheinen, legte gern große Strecken zu Fuß und zu Pferde zurück, und theilte die Beſchwerden und ſelbſt die Gefahren der Jagd. Der Hofetiquette unterwarf ſie ſich ſchwer. Ge⸗gen die, welche ſie umgaben, zeigte ſie abwechſelnd die größte Vertrau⸗lichkeit und verhöhnenden Stolz oder imponirende Hoheit. Oxenſtierna ward von ihr wie ein Vater geehrt; ſie ſchenkte ihm ihr ganzes Ver⸗trauen, und lernte von ihm die Regierungskunſt. Bald zeigte ſie im Staatsrath eine Reiſe des Verſtandes, die ihre Vormünder in Erſtau⸗nen ſetzte. Schon im J. 1642 trugen ihr die Reichsſtände an, die Zügel der Regierung ſelbſt zu übernehmen, allein ſie entſchuldigte ſich mit ihrer Jugend und Unerfahrenheit. Erſt 2 Jahre nachher fing ſie an, ſelbſt zu regieren. Eine große Leichtigkeit in der Arbeit, und eine unerſchütter⸗

liche Feſtigkeit bezeichneten ihre erſten Schritte auf dieſer Laufbahn. Sie endigte zunächſt den 1644 mit Dänemark begonnenen Krieg, und erhielt durch den 1645 abgeſchloſſenen Tractat die Abtretung mehrerer Provinzen. Sodann beſchleunigte ſie gegen Oxenſtierna's Meinung, der durch die Fortſetzung des Krieges noch größere Vortheile für Schweden zu erlangen hoffte, die Wiederherſtellung der Ruhe in Deutſchland, um nachher ſich ungeſtört ihrer Neigung zu den Wiſſenſchaften und den Künſten des Friedens überlaſſen zu können. Schweden erhielt im weſtphäliſchen Frieden Pommern, Wismar, Bremen, Verden, drei Stimmen auf dem Reichstage und eine Summe von mehrern Millionen Thaler. Chriſtine war durch ihre Talente und durch die politiſchen Umſtände berufen, die erſte Rolle im Norden zu ſpielen, und einige Zeit hindurch zeigte ſie ſich empfänglich für dieſen Ruhm. Bei mehreren Gelegenheiten behauptete ſie die Würde ihrer Krone und die Ehre ihres Landes. Frankreich, Spanien, Holland, England bewarben ſich um ihre Allianz und gaben ihr Beweiſe ihrer Hochachtung. Sie unterzeichnete mehrere für den Handel vortheilhafte Edicte und vervollkommnete die vorhandenen gelehrten und literariſchen Inſtitute. Die Nation war ihr zugethan und freute ſich, die Tochter Guſtavs, umgeben von Feldherrn und Staatsmännern, die dieſer große Fürſt gebildet hatte, an der Spitze der Regierung zu ſehen. Allgemein äußerte ſich der Wunſch, daß die Königin einen Gemahl wählen möchte; aber ein ſolches Band war Chriſtinens Neigung zur Unabhängigkeit entgegen. Unter den Fürſten, die ſich um ihre Hand bewarben, zeichnete ſich ihr Vetter, Carl Guſtav, durch einen edlen Charakter, ausgebreitete Kenntniſſe und große Klugheit aus. Sie lehnte ſeinen Antrag ab, bewog aber 1649 die Reichsſtände, ihn zu ihrem Nachfolger zu beſtimmen. Bald darauf (1650) ließ ſie ſich mit großer Pracht und unter dem Königstitel krönen. Seitdem veränderte ſie ihr Regierungsſyſtem auf eine auffallende Weiſe. Sie vernachläſſigte ihre alten Miniſter und hörte auf den Rath mehrerer ehrgeizigen Lieblinge. Die Intriguen und Getriebe kleinlicher Leidenſchaften verdrängten die früheren edlen und nützlichen Anſichten. Der Schatz ward durch Verſchwendung erſchöpft. Titel und Auszeichnungen wurden Unwürdigen verliehen, und die Eiferſucht erzeugte nicht nur Klagen und Murren, ſondern ſelbſt Parteien und Factionen. In dieſer Verwirrung, von der ſie ſich umgeben ſah, erklärte die Königin, daß ſie die Regierung niederlegen wolle. Die alten, Guſtav Adolphs Andenken ehrenden Miniſter machten die ſtärkſten Vorſtellungen dagegen und Oxenſtierna vor allen drückte ſich mit ſo viel Kraft aus, daß die Königin von ihrem Entſchluß abſtand. Sie übernahm mit mehr Feſtigkeit die Regierung wieder und zerſtreute auf einige Zeit die Wolken, die ſich um ihren Thron erhoben hatten. Die Künſte und Wiſſenſchaften feſſelten ihre Aufmerkſamkeit. Sie beſchäftigte ſich eifrig mit den Studien, kaufte Gemählde, Medaillen, Manuſcripte, ſeltene und koſtbare Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechſel und berief mehrere an ihren Hof. Descartes, Grotius, Salmaſius, Bochart, Huet, Chevreau, Naudé, Voſſius, Conring, Meibom erſchienen in Stockholm und die Königin unterhielt ſich mit ihnen über Philoſophie, Geſchichte, Alterthümer, griechiſche und römiſche Literatur, mit welchen Gegenſtänden ſie gleich vertraut war. Unter den literariſchen Luſtbarkeiten, die ſie mit den ernſthaften Studien verband, war auch der griechiſche Tanz, welchen ſie von Meibom und Naudé ausführen ließ. (S. *Meibomius*) Neue Verwirrungen zeigten ſich in der Verwaltung und Meſſenius Verſchwörung

hatte nicht nur die Lieblinge der Königin, ſondern die Königin ſelbſt bedroht. Chriſtine, die überhaupt das Außerordentliche liebte, beſchloß aufs neue, dem Throne zu entſagen, und zeigte ſich diesmal unerſchütterlich. Sie verſammelte 1654, damals 29 Jahre alt, die Reichsſtände zu Upſala, machte ihnen ihre Abſicht bekannt und legte in ihrer Gegenwart die Zeichen der königlichen Würde ab, um ſie den Händen des Prinzen Carl Guſtav zu übergeben. Sie behielt ſich ein beſtimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Perſon, und die höchſte Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hauſe gehörten. Einige Tage nachher reiſete ſie ab, indem ſie zu ihrem Wahlſpruch nahm: Fata viam invenient (das Schickſal wird mir den Weg anzeigen). Sie ging über Dänmark und Deutſchland nach Brüſſel, wo ſie feierlich einzog und einige Zeit verweilte. Hier trat ſie ins Geheim zur catholiſchen Religion über; feierlich und öffentlich wiederholte ſie in der Folge dieſen Schritt, der mit Recht großes Aufſehen erregen mußte, und über deſſen Anlaſſe ſich nichts beſtimmtes angeben läßt, zu Inſpruck. Von hier reiſete Chriſtine nach Rom, wo ſie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanz einzog. Da Papſt Alexander VII. ſie confirmirt hatte, ſetzte ſie ihrem Namen noch den Namen Alleſſandra zu. Sie beſuchte die Denkmähler, und verweilte aufmerkſam bei Allem, was hiſtoriſche Erinnerungen wecken konnte. Als ſie einſt eine Statue der Wahrheit von Bernini bewunderte und einer ihrer Begleiter ſie deshalb pries, mit dem Zuſatze, daß nicht allen Perſonen ihres Ranges die Wahrheit ſo theuer wäre, antwortete ſie: „Das mag wohl ſein, denn nicht alle Wahrheiten ſind von Marmor.“ Nachdem ſie einige Zeit in Rom zugebracht, reiſete ſie nach Frankreich (1656). Sie verweilte zu Fontainebleau, zu Compiegne, wo damals der Hof ſich aufhielt, und zu Paris. So ſehr ihre Tracht und ihre Sitten Anſtoß gaben, ſo ſehr ließ man doch ihren Talenten und Kenntniſſen Gerechtigkeit wiederfahren. Sie wollte die Vermittlerin zwiſchen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte dieſe Vermittlung ab und wußte mit gutem Anſtand ihre Abreiſe zu beſchleunigen. Das Jahr darauf kam ſie zurück; dieſer zweite Aufenthalt in Frankreich ward durch die Hinrichtung ihres Oberſtallmeiſters Monaldeſchi merkwürdig, der ihr ganzes Vertrauen beſeſſen hatte, aber des Hochverraths von ihr beſchuldigt wurde. Dieſe Handlung der Rache bleibt, wiewohl ſelbſt Leibnitz ſie vertheidigt hat, ein Flecken in dem Andenken Chriſtinens. Auch gab ihr der franzöſiſche Hof ſein Mißfallen zu erkennen, und zwei Monate vergingen, ehe die Königin ſich öffentlich in Paris zeigte. Als ſie 1658 nach Rom zurückgekehrt war, erhielt ſie wenig erfreuliche Nachrichten aus Schweden. Ihre Gelder blieben aus und Niemand wollte ihr Vorſchüſſe machen. Aus dieſer Verlegenheit zog ſie Alexander VII., indem er ihr eine Penſion von 12,000 Scudi und den Cardinal Azzolini zum Intendanten ihrer Finanzen gab. Nach dem Tode Carl Guſtavs im J. 1660 unternahm die Königin eine Reiſe nach Schweden. Sie gab vor, ihre ökonomiſchen Angelegenheiten ordnen zu wollen; allein man bemerkte bald, daß ſie andere Abſichten habe. Da der Kronprinz noch ſehr jung war, erklärte ſie, daß ſie auf ſeinen Todesfall den Thron in Anſpruch nehmen werde. Man nahm jedoch dieſe Idee übel auf und nöthigte ſie, eine förmliche Entſagungsacte zu unterzeichnen. Andere Unannehmlichkeiten bewogen ſie, Stockholm zu verlaſſen. Indeß kehrte ſie 1666 zum zweitenmal nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptſtadt erreicht zu haben, nach Hamburg, als ſie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer

Religion nicht zugeſtehn werde. Um dieſe Zeit bewarb ſie ſich nach Johann Caſimirs Entſagung des Throns um die polniſche Krone, ohne daß jedoch die Polen darauf achteten. Sie kehrte nach Italien zurück, wo ſie den Reſt ihrer Tage zu Rom im Schooße der Künſte und Wiſſenſchaften verlebte. Sie ſtiftete eine Akademie, correſpondirte mit Gelehrten, brachte koſtbare Sammlungen von Handſchriften, Münzen und Gemählden zuſammen, und ſtarb, nachdem ſie noch manchen Kummer erfahren, am 19. April 1689. Sie ward in der Peterskirche beigeſetzt, und der Papſt ließ ihr ein Denkmahl mit einer langen Inſchrift errichten. Sie ſelbſt hatte zum Epitaphium nur die wenigen Worte verlangt: Vixit Christina annos LXIII. Ihr Haupterbe war der Cardinal Azzolini. Die Bibliothek kaufte Alexander VIII., der 900 Handſchriften im Vatican niederlegen ließ und die übrigen Bücher ſeiner Familie gab. Die Gemählde und Antiken kaufte Odeſcalchi, der Neffe Innocenz XI. Im J. 1722 kaufte der Herzog Regent von Frankreich einen Theil der Gemählde um 90,000 Scudi. Den Reichthum dieſer Sammlungen erkennt man aus den beiden Werken, worin ſie beſchrieben ſind, nämlich Havercamps Nummophylacium reg. Christinae und das Museum Odescalcum. Chriſtinens Leben zeigt eine Folge von Ungleichheiten und Widerſprüchen; man ſieht von einer Seite Stolz, Seelengröße, Freimüthigkeit, Sanftmuth, von der andern Stolz, Eitelkeit, Härte, Rachſucht und Verſtellung. Ihre Kenntniß des Menſchen und der Welt, ihre Einſicht, ihr Scharfſinn und durchdringender Verſtand bewahrten ſie nicht vor chimäriſchen Plänen, alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Träumen und andern Täuſchungen. Sie war mehr außerordentlich als groß. Sie hat einige kleine Werke hinterlaſſen, in denen ſich ihr Charakter und ihre Denkart abſpiegeln, und die größtentheils in Archenholz Memoiren dieſer Prinzeſſin (1751, 4 Bände, 4.) enthalten ſind. Die Aechtheit der 1762 unter ihrem Namen erſchienenen Briefe iſt durch nichts erwieſen.

**Chriſtliche Religion**, ſ. **Chriſtenthum**.

**Chriſtoph**, Herzog von Würtemberg, wurde am 12. Mai 1515 geboren, der einzige Sohn Herzogs Ulrich von Würtemberg und der bairiſchen Prinzeſſin Sabine. Wie ſein ſpäteres Leben und die Jahre ſeiner Regierung für Würtemberg höchſt wichtig und wohlthätig wurden, ſo zeichnen ſich ſchon ſeine Kindheit und Jugend durch eigene, höchſt ſonderbare Schickſale aus. Noch iſt er kein Jahr alt, als ſeine Mutter aus Würtemberg entflieht, und ihn und ſeine Schweſter unmütterlich ihrem Schickſal überläßt; in ſeinem 4. Jahre vertreibt der ſchwäbiſche Bund ſeinen Vater von Land und Leuten, und verkauft, ohne Rückſicht auf den ſchuldloſen Sohn, das Herzogthum an die öſterreichiſchen Brüder Carl und Ferdinand; Chriſtoph ſelbſt wird nach Inſpruck, und dann nach Wien gebracht, um hier erzogen zu werden, und wäre im J. 1529, bei der Belagerung Wiens durch Soliman den Prachtvollen, beinahe in türkiſche Gefangenſchaft gerathen, wenn ihn nicht ſein Erzieher Tyfferni noch gerettet hätte; derſelbe rettete ihn zum zweitenmal, als 1532 ihn Carl V. nach Spanien zu führen, und mit ihm ſeine Anſprüche auf Würtemberg in einem ſpaniſchen Kloſter zu begraben vorhatte; durch ihn veranlaßt, entfernte ſich der Prinz, als man ſchon an den Grenzen Italiens war, um ſich von da nach Spanien einzuſchiffen, ſchnell vom Gefolge des Kaiſers und gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht glücklich zu ſeinem Oheim, dem Herzog von Baiern. Jetzt trat er, nicht ohne Einwilligung ſeines Vaters, mit ſeinen gegründeten Anſprüchen auf

Würtemberg öffentlich hervor, unterſtützt von vielen deutſchen Fürſten, ſelbſt von auswärtigen Königen. Aber bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich, wie wenig Oeſterreich geſonnen ſei, auf dem Wege der Güte das Herzogthum herauszugeben; um ſo mehr eilte Philipp der Großmüthige von Heſſen, den vertriebenen Ulrich, ſeinen Freund und Vetter, mit Gewalt der Waffen zu dem Seinen wieder zu verhelfen, wozu Franz I. von Frankreich das Geld vorſchoß. Die glückliche Schlacht bei Laufen, im Würtembergiſchen, und der Vertrag von Caden, 1534, gaben das Herzogthum den rechtmäßigen Beſitzern zurück, wiewohl Ulrich genöthigt war: es als öſterreichiſches Afterlehen anzuerkennen. Chriſtoph war inzwiſchen ſeinem Vater fremd geworden, und ſchon darum nicht von ihm geliebt, weil er mit Baiern verwandt war; er durfte deshalb nicht am Hofe deſſelben bleiben, ſondern mußte Würtemberg aufs neue verlaſſen, um in franzöſiſchen Dienſt zu treten. Während er hier Gefahren aller Art ausgeſetzt war, ging ſein blindhaſſender Vater damit um, ihm durch ein Teſtament die Nachfolge im Herzogthum zu entziehen; berief ihn aber doch endlich nach 8jähriger Abweſenheit nach Haus zurück, und ertheilte ihm bald darauf den Befehl, die anſpachiſche Prinzeſſin Anna Maria zu heirathen, 1544. Der Sohn gehorchte, und lebte von jetzt an einige Jahre mit ſeiner Familie ruhig in Mömpelgard, das ihm zum Sitz angewieſen war, bis das Unglück aufs neue über Würtemberg hereinbrach, und ihn zur angeſtrengteſten Thätigkeit auffoderte. Herzog Ulrich hatte im J. 1546 am ſchmalkaldiſchen Krieg gegen Carl V. Antheil genommen, wurde vom König Ferdinand deshalb der Felonie angeklagt und das Herzogthum ſelbſt als verwirktes öſterreichiſches Afterlehen von demſelben in Anſpruch genommen. Schon war der Prozeß eingeleitet, und Würtemberg trotz aller Bemühung des Vaters und des Sohnes abermals in Gefahr, an Oeſterreich verloren zu gehen, als Ulrich im November 1550 ſtarb, und Chriſtoph nun den Kampf allein auszufechten hatte. Zwar übernahm er wirklich ſogleich in Perſon die Regierung des angefochtenen Herzogthums; zwar war ſein Verhältniß ein anderes, als das ſeines Vaters, und er wurde von Carl V. ſelbſt gegen ſeinen Bruder, den König Ferdinand, begünſtigt; dennoch aber dauerte der Prozeß fort, oder machte Ferdinand Anfoderungen, welche ins Ungeheure gingen, bis endlich die Sache Chriſtophs durch den Krieg des Churfürſten Moritz von Sachſen im J. 1552 eine günſtigere Wendung nahm. Da waren die öſterreichiſchen Brüder froh, als ſie einige unter den deutſchen Fürſten zum Vermitteln geneigt und fähig fanden, auch Herzog Chriſtoph unter ihnen, welche den paſſauer Vertrag zu Stande brachten, auf den einige Tage nachher ein zweiter folgte, worin König Ferdinand gegen eine freilich bedeutende Summe Geldes ſeinen neuen Anſprüchen auf Würtemberg vollſtändig entſagte. Chriſtoph behielt das Herzogthum unter denſelben Verhältniſſen nnd Bedingungen, wie es ſein Vater ſeit der Wiedereroberung beſeſſen hatte, und von dieſem Augenblick an nahm ſeine höchſt wohlthätige Wirkſamkeit für daſſelbe ihren Anfang; er wurde ihm zum politiſchen und religiöſen Geſetzgeber. Das Lutherthum, ſchon von ſeinem Vater nach ſeiner Rückkehr eingeführt, aber in der letzten Zeit durch das Interim verdrängt, ward zur Freude der Einwohner wieder hergeſtellt, und für taugliche Religionslehrer an allen Orten zur Erhaltung deſſelben geſorgt. Von Chriſtoph rührt die Eintheilung Würtembergs in ſeine Special- und General-Superintendenzen, damit über die untergeord-

neten Geiſtlichen Aufſicht geführt, und über Haltung ſeiner Verordnungen hinſichtlich der Kirche und Religion gewacht würde; von ihm iſt die Einführung der Kirchenconvente, einer Art von Sittengerichten, in jeder Gemeinde des geſammten Würtembergs. Er hielt ſeine Hände rein von den Gütern der ſo zahlreichen und zum Theil ſo wohlhabenden geiſtlichen Corporationen ſeines Landes, und bildete daraus das große würtembergiſche Kirchengut; er verordnete, daß daſſelbe ſtets geſondert von der herzoglichen Cammer verwaltet, und ausſchließend für die Bedürfniſſe der Kirche und für andere fromme und wohlthätige Zwecke verwendet würde. Sein Werk ſind die würtembergiſchen Kloſterſchulen für Bildung junger Geiſtlichen, welche ſtatt der Mönche nun die Klöſter beſetzten; ſein Werk das ausgedehnte theologiſche Seminar in Tübingen, das die Zöglinge dieſer Kloſterſchulen in ſich aufnahm, und für das würtembergiſche Religionsweſen ſo wichtig wurde. Seine Kirchenordnungen bezeugen, wie wichtig ihm dieſe Angelegenheiten waren; daß bis dieſen Tag ſeine Anſtalten fortdauern, dies bezeugt, wie richtig ſein Blick, wie reif ſein Urtheil war. Beinahe der Fall iſt mit ſeinen politiſchen Einrichtungen. Wohlmeinend dehnte er die Tübinger Freiheiten, dieſe Grundlage aller Verfaſſung des ehemaligen Herzogthums, auf alle Würtemberger aus; er gab den Geſandten der Landſchaft eine mächtige Hülfe auf ihren Landtagen an den Prälaten, welche er jenen auf immer zugeſellte. Unter ihm bildeten ſich die Ausſchüſſe, unter ihm faſt bis zur Unabhängigkeit die ſtändiſche Steuercaſſe; wenn auch dieſe Anſtalten ſpäterhin ausarteten, ſo geſchah es doch nicht unter ihm, ſo ſchienen ſie wenigſtens Anfangs, und ſcheinen ſelbſt noch jetzt vielen höchſt wohlthätig. Wiederum iſt von ihm das würtembergiſche Landrecht, ein Geſetzbuch für bürgerliche Verhältniſſe, das in unſern Tagen ſogar gegen das Napoleonſche zu beſtehen vermochte. Er half dadurch einem dringenden Bedürfniſſe ab, ließ es auf die einzig rechte Art entwerfen, indem er die Stände beizog, welche die Bedürfniſſe des Volks kennen mußten, und hielt, als es gegeben war, mit männlicher Feſtigkeit über ſeiner Beobachtung. Außerdem gingen viele Verordnungen von ihm aus, welche Staatsöconomie, Staatspolizei ꝛc. zum Gegenſtand haben; ſchon er ging damit um, zur Erleichterung des Verkehrs und Handels den Neckar ſchiffbar zu machen. Bei all dieſer Thätigkeit für das Wohl ſeines Herzogthums verlor er dennoch das geſammte deutſche Vaterland, verlor er ſelbſt Europa nicht aus den Augen; die Schickſale der Religion, welcher er ſo fromm und eifrig ergeben war, und ſeiner Glaubensverwandten, wo ſie immer ſein mochten, erregten ſtets ſeine lebhafteſte Theilnahme. Selbſt die noch barbariſchen Völker in Slavonien, Servien ꝛc. ſuchte er mit andern Fürſten für ſein reineres Chriſtenthum zu gewinnen; Ueberſetzungen des Neuen Teſtaments und mehrerer Lutheriſchen Schriften in ihre Sprache wurden in Tübingen und Urach für ſie veranſtaltet. Was hatte er nicht gethan, um den unglücklichen Hugonotten in Frankreich Linderung ihres Schickſals zu verſchaffen! Er hatte deshalb eine perſönliche Zuſammenkunft mit Catharina von Medicis und den Guiſen. Er trug nicht wenig dazu bei, daß nach langer vergeblicher Unterhandlung der Religionsfriede zu Augsburg im J. 1555 dennoch endlich zu Stande kam, als gerade alles ſich zu zerſchlagen drohte. Sein herzlichſter Wunſch war, daß die deutſchen Fürſten ſeiner Confeſſion ſo eng als möglich zuſammenhielten, um mit vereinter Kraft die Stürme zu beſtehen, welche,

wie er vorausſah, der Religion wegen ihnen noch bevorſtünden, und deshalb veranlaßte er mit unſäglicher Mühe jene Zuſammenkunft zu Naumburg im J. 1560, wo ſie ſich insgeſammt aufs Neue zum Halten über der augsburgiſchen Confeſſion vereinten. Doch nicht nur ſeine Glaubensverwandten ſahen auf ihn und richteten ſich gern nach ſeinem Rath und Vorgang, ſondern ſelbſt die von der catholiſchen Partei gaben ihm häufig Beweiſe von Achtung und Zutrauen. Er war unter den Fürſten, welche das geſammte Reich auswählte, zur Viſitation des in Unordnung gerathenen Cammergerichts in Speier; er war unter denjenigen, welche als feierliche Geſandtſchaft von Seiten des ganzen Reichs nach Frankreich ſich begeben ſollten, um die Rückgabe der von Deutſchland abgeriſſenen lothringiſchen Bisthümer zu unterhandeln. An ihn wandte ſich Kaiſer Ferdinand, daß er das letzte Hinderniß, das der Wahl ſeines Sohnes Maximilian, zum römiſchen König noch im Wege ſtand, vollends beſeitigen möchte, und welche innige, traute Freundſchaft verband dieſen Maximilian ſelbſt mit Chriſtoph, den Papiſten mit dem Lutheraner, zu einer Zeit, da dieſe Verſchiedenheit der Religion die heiligſten Verhältniſſe des Lebens aufhob! — So lebte, ſo wirkte Chriſtoph 18 Jahre als regierender Herzog von Würtemberg; er ſtarb, zu früh geſchwächt von den Anſtrengungen ſeiner Jugend, im December 1568, vermißt und bedauert von Reich und Kaiſer, am meiſten von ſeinen Unterthanen, die einen Vater in ihm verloren. Er wurde dem würtembergiſchen Volk allmählig zum höchſten Fürſtenideal, wollten ſie einen ſeiner Nachfolger rühmen, ſo hieß es: er iſt der zweite Chriſtoph! — Seine Linie erloſch mit ſeinem Sohn Ludwig.

Chriſtoph (Sanct), für den unſere Vorfahren eine beſondere Verehrung hatten, gehört zu denjenigen Heiligen, deren Namen und Cultus am berühmteſten, die Lebensumſtände aber am wenigſten bekannt ſind. Die gemeinſte Meinung iſt, daß der heilige Chriſtoph aus Syrien oder Cicilien war, daß er vom heiligen Babylas, Biſchof von Antiochien, getauft wurde, und daß er die Märtyrerpalme in Klein-Aſien um die Mitte des 3. Jahrhunderts erhielt. Reliquien von ihm werden an vielen Orten, beſonders in Spanien, gezeigt. Die morgenländiſche Kirche feiert ſein Feſt auf den 9. Mai, die abendländiſche auf den 25. Juli. Man nahm beſonders in Zeiten der Peſt zu ihm ſeine Zuflucht. Der Name Chriſtoph oder Chriſtophel bedeutet eigentlich einen Träger Chriſti; er wird rieſenhaft abgebildet, das Jeſuskind auf ſeinen Schultern durch das Meer ſchreitend.

Chriſtoph, ſ. Hayti und Heinrich.

Christo sacrum nennt ſich eine 1802 zu Delft in Holland geſtiftete proteſtantiſche Secte, welche alle Secten in ihrem Schooße vereinigen will, keine chriſtliche, ſondern nur gebildete Redner, gleichviel aus welchem Stande, hat, bei ihrem Cultus den Ehrdienſt, als die eigentliche Gottesverehrung, vom Lehrdienſte, der Anhörung geiſtlicher Reden, unterſcheidet und jeden beſonders begeht, ein ſehr allgemeines bibliſch-proteſtantiſches Glaubensbekenntniß aufſtellt, übrigens aber ihren Mitgliedern, zu denen Reformirte und Lutheraner gehören, im Denken über religiöſe Dogmen die vollkommenſte Freiheit läßt. Durch liturgiſche Verbeſſerungen des zum Grund gelegten reformirten Cultus hat dieſe ohne alle Autoriſation entſtandene Geſellſchaft einige tauſend Proſelyten gemacht, ſcheint aber jetzt ihrem Erlöſchen nahe. E.

**Chriſtus**, ſ. Jeſus.

**Chriſtusköpfe** können nie die Aehnlichkeit eines Porträts haben. Die Nachricht von einer Abbildung des Angeſichtes Jeſu, die, in Tuch abgedruckt, der König Abgar von Edeſſa beſeſſen haben ſoll und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronica (Berenice) iſt eben ſo apocryphiſch, als die Sage von einem ſolchen Gemählde, das der Evangeliſt Lucas verfertigt haben ſollte. Eine männlich ſchöne Geſtalt und Geſichtsbildung ſchreibt ein offenbar unächter Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den römiſchen Senat geſchrieben haben ſollte, Chriſto zu. Unter den vorhandenen Chriſtusbildern iſt das älteſte ein Basrelief von Marmor auf einem Sarkophag aus dem 2 oder 3. Jahrhundert im Vatican zu Rom. Man ſieht darauf Chriſtum als einen noch unbärtigen jungen Mann, mit römiſchen Geſichtszügen und ſanftgelockten, herabhängenden Haaren, in eine römiſche Toga gekleidet, auf einer Sella curulis ſitzen. Ebendaſelbſt befindet ſich auf einem andern Sarkophag aus dem 4. Jahrhundert ein Chriſtusbild mit ovalem Geſicht, orientaliſchen Zügen, geſcheitelten Haaren und kurzem ſchlichten Bart. An dieſes Bild haben ſich die neugriechiſchen und italieniſchen Mahler bis auf Michel Angelo und Raphael treulich gehalten. Seit dem 16. Jahrhundert wurden in dieſer Schule Jupiter und Apoll Muſterbilder für die Chriſtusköpfe, welche nun in unendlich vielen Modificationen bald die Züge der verſchiedenen Nationen annahmen, deren Künſtler ſich daran verſuchten. Daß aber eben in dieſem Mangel eines beſtimmten, porträtähnlichen Vorbildes die unverkennbarſte Anweiſung liegt, das Angeſicht des Göttlichen, wenn es einmal von der bildenden Kunſt dargeſtellt werden ſoll, aus den Zügen ſittlicher Würde und Schönheit zu geſtalten, die das Bild ſeines Geiſtes und Lebens in der evangeliſchen Geſchichte an ſich trägt, und hier mehr als bei jedem andern Kunſtwerke, religiöſe Begeiſterung den Pinſel oder Meißel führen müſſe, haben die großen Künſtler empfunden, von denen wir die anſprechendſten Chriſtusköpfe beſitzen. Je höher und reiner das Ideal in der Bruſt des Künſtlers war, deſto mehr innre, jeden Beſchauer ergreifende Wahrheit wird auch ſein Chriſtusbild haben. Wir wünſchen jedem Künſtler, der ſich daran wagen will, einen ſchönen Traum, wie ihn jüngſt Dannecker in Stuttgart hatte, und dieſem, daß es ihm gelinge, das Bild des Heilandes zu verwirklichen, wie es ihm erſchien. E.

**Chromatiſch.** Die Griechen verbanden den Umfang ihrer Töne nicht allein zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge eines großen halben Tones und zweier ähnlichen Töne beſtanden, und aus deren Zuſammenkettung diejenige Tonreihe zum Vorſchein kam, die man das diatoniſche Klanggeſchlecht oder die diatoniſche Tonleiter nennt, ſondern ſie verbanden die Töne auch zu ſolchen Tetrachorden, die aus der Folge zweier halben Töne und einer kleinen Terz (z. B. aus der Tonfolge e f fis a) beſtanden, und nannten die vollſtändige Tonreihe, die aus dieſen Tetrachorden hervorging, das chromatiſche oder farbige Klanggeſchlecht, wahrſcheinlich, weil man gewohnt war, die chromatiſchen Fortſchritte mit einer andern Farbe oder Tinte zu bezeichnen, als die diatoniſchen. Auch in der modernen Muſik hat man die Folge der halben Töne zu einem beſondern Klanggeſchlecht oder zu einer beſondern Tonleiter geordnet, die man auch chromatiſch nennt, wegen der darin enthaltenen Folge kleiner halben Töne. Dieſe Tonleiter entſteht in der modernen Muſik, wenn man

diejenigen Modificationen der Töne, welche die Verſetzung der harten oder weichen Tonart auf die übrigen Töne der Tonleiter nothwendig macht, mit der Reihe der urſprünglichen Töne verbindet. Weil bei einem Theile dieſer Verſetzungen der Tonart verſchiedene Töne um einen kleinen halben Ton erhöht, bei dem andern aber um einen kleinen halben Ton erniedrigt werden müſſen, ſo ergeben ſich daraus eigentlich zwei verſchiedene Gattungen dieſer chromatiſchen Tonreihe, nämlich derjenigen, die ſich aus der Erhöhung der Töne, als c cis d dis e f fis g gis a ais h und diejenige, die ſich aus der Erniedrigung der Töne, als c des d es e f ges g as a b h entwickelt. In beiden ſind aber nur die einen kleinen halben Ton ausmachenden Fortſchritte chromatiſch, wie c cis des d u. ſ. w.; die übrigen, die einen großen halben Ton bilden, wie cis d oder c des ſind diatoniſch. Daher nennt man mit Recht eine ſolche Tonleiter diatoniſch-chromatiſch. (Vgl. Ton, Tonart.)

Chroniſch (von dem griechiſchen Worte Chronos die Zeit), heißt eigentlich, was in gewiſſe Zeiten fällt, oder was lange dauert. Gewöhnlich bezeichnet man damit, im Gegenſatze der ſogenannten hitzigen, ſchnellverlaufenden, die langwierigen Krankheiten. Obgleich der Begriff der chroniſchen Krankheiten bis jetzt noch unbeſtimmt iſt, ſo kann man ihn doch für folgende Krankheiten feſtſetzen: 1) Alle Krankheiten, welche ganz ohne Fieber ſind, wenigſtens ohne daſſelbe entſtehen, ſich ausbilden und eine Zeitlang fortdauern können. Dahin gehören alle Krankheiten, welche nicht urſprünglich im Gebiete der Irritabilität, im Blutſyſtem, ihren Grund haben, alſo Krankheiten des geſammten Nervenſyſtems, Geiſtes- und Gemüthskrankheiten, Krämpfe, Hypochondrie und Hyſterie, ſo wie Krankheiten des Reproductionsſyſtems, ſolche, die in der niedern Region der organiſchen Maſſe ihren Herd haben, langſam entſtehen, und einen langwierigen Verlauf haben. 2) Alle Fieber, welche entweder ihren geſetzmäßigen Verlauf überſchreiten und längere Zeit fortdauern, als dieſer eigentlich in ſich begreift, oder welche ſich zu einer andern Krankheit hinzugeſellen. Die Fieber haben ihren regelmäßigen und beſtimmten Verlauf; ſie endigen ſich zuweilen am 3. bis 4. Tage, gewöhnlich am 7., 14., 21. Tage, höchſtens nach 4 Wochen, je nachdem ſie in die eine oder die andere Claſſe fallen. Wird aus Mangel an Naturkräften oder durch nachtheilige Einwirkungen die kritiſche Entſcheidung derſelben geſtört, ſo ſetzt ſich die Krankheit, anſtatt in Geneſung überzugehen, in einer andern Geſtalt fort und wird chroniſch. (Vgl. d. Art. Fieber und Metaſtaſe.) Zu den ſchon an ſich chroniſchen Krankheiten der erſten Claſſe kommt zuweilen noch ein fieberhafter Zuſtand hinzu, welches von dem Fortſchreiten der Krankheit aus dem urſprünglichen Gebiet in das der Irritabilität herrührt; dies nennt man ein chroniſches Fieber. Dahin gehören auch die ſogenannten ſchleichenden, auszehrenden, hectiſchen Fieber.

Chronodiſtichon, Chronogram, nennt man ſolche Verſe, aus denen man, wenn man diejenigen Buchſtaben, mit welchen die Römer ihre Zahlen ſchrieben, nämlich die M. D. C. und I. (letztere ſtatt der 1) herausliefet, die Jahrzahl herausbringt, z. B. reges ConCeDant paCeM, wo denn CCDCM zuſammen die Jahreszahl 1800 ausmachen.

Chronographie, die Zeitbeſchreibung, d. h. Geſchichtsbeſchreibung nach der Zeitfolge.

Chronologie oder Zeitkunde iſt die Wiſſenſchaft, die Ordnung und Dauer der auf einander folgenden Veränderung der Dinge nach einem ſichern Maßſtabe zu beſtimmen. Der Maßſtab, deſſen man ſich hiezu bedient, ſind die Bewegungen der Sonne und des Mondes, weil dieſe durch ihre Gleichförmigkeit und nie unterbrochene Wiederkehr vor allen andern dazu geneigt ſind. Durch die beiden ſcheinbaren Bewegungen der Sonne entſtehen Tage und Nächte, Jahre und Jahreszeiten, und jene und dieſe geben bequeme und ſichere Puncte, die Zeit einzutheilen und abzumeſſen. Der Mond hat ebenfalls zwei ſolche gleichförmige Bewegungen; eine um die Erde binnen 24 Stunden, die andere durch den Thierkreis innerhalb 27 — 28 Tagen. Beſonders die letztere Bewegung, während welcher der Mond ſeine Geſtalt ſo auffallend verändert, dient wieder zu einem bequemen Maßſtabe der Zeitabtheilung; dieſe periodiſche Bewegung beſtimmt die Monate. Das Bedürfniß, für die Geſchäfte des Lebens noch genauere und beſtimmtere Abtheilungen der Zeit zu haben (die aber nur durch künſtliche Mittel konnten abgemeſſen werden), brachte noch kleinere Zeitabtheilungen hervor; die Abtheilung der Jahre und Monate in Wochen, des Tages in Stunden, der Stunden in Minuten, der Minuten in Secunden, der Secunden in Terzien. Man ſieht, daß hier eine doppelte Eintheilung der Zeit Statt finde: eine natürliche und eine künſtliche. Auch in der natürlichen Eintheilung aber iſt noch etwas Willkührliches, indem es lediglich von den Eintheilungen abhängt, welchen Punct in den Bewegungen jener Himmelskörper ſie als Anfangspunct annehmen wollen, z. B. bei der täglichen Bewegung der Sonne, Aufgang, Mittagsſtand oder Untergang, oder bei der jährlichen Bewegung den längſten Sommer- oder den kürzeſten Wintertag. Deshalb wurde von den erſten Geſetzgebern für das bürgerliche Leben beſtimmt, wo der Anfang und das Ende des Jahres, Monats und Tages ſein, zugleich aber auch, da hiemit nur die größeren Zeittheile angegeben waren, in wie viel kleinere Theile dieſe größeren getheilt werden ſollten. Aus dieſem Unterſchiede der natürlichen und künſtlichen oder bürgerlichen Zeiteintheilung geht ein Unterſchied in der Chronologie ſelbſt hervor; man unterſcheidet die mathematiſche oder aſtronomiſche und die hiſtoriſche. Die aſtronomiſche Chronologie beſtimmt die Geſetze oder Dauer der natürlichen Zeittheile nach den am Himmel richtig beobachteten Umläufen der Geſtirne; die hiſtoriſche Chronologie handelt von den bürgerlichen Eintheilungen der Zeit, von den Zeitrechnungen der verſchiedenen Völker, von den alten Perioden oder berühmteſten Zeitepochen u. ſ. w. Ohne Erinnerung ſieht man, daß jede dieſer Chronologien der andern bedarf, um verſtändlich zu ſein; alle hiſtoriſche Chronologie gründet ſich auf die aſtronomiſche, dieſe aber kann die Dauer der Zeittheile nicht beſtimmt angeben, ohne ſich der bürgerlichen Zeiteintheilung zu bedienen. Auf beide gemeinſchaftlich gründet ſich die Einrichtung des Calenders (ſ. d. Art.). Die Mathematiker und Aſtronomen beſtimmen zu dieſem Behufe die Theile der Zeit, wie ſie von der Natur durch die Bewegungen der Sonne und des Mondes angedeutet werden, nach ihrer wahren Dauer. Der Willkühr der Anordner des bürgerlichen Lebens iſt es überlaſſen, geſetzlich zu beſtimmen, mit welchem Tage das Jahr anfangen, aus wie viel Tagen ein Monat, eine Woche beſtehen ſolle u. ſ. w. Dieſe geſetzlichen Beſtimmungen begründen den Calender oder Almanach, d. i. das Verzeichniß aller einzelnen Tage, Wochen und Monate, die ein bürgerliches Jahr ausmachen, nebſt

Bemerkung ſowohl der bürgerlichen Merkwürdigkeiten, z. B. der Feſttage, als der aſtronomiſchen, z. B. der Neu- und Vollmonde, des erſten und letzten Viertels, der Solſtitien, Aequinoctien, Sonnen- und Mondfinſterniſſe u. ſ. w. Bis ſo weit mußte die aſtronomiſche Chronologie mit der hiſtoriſchen verbunden werden, beide ſind unzertrennlich von einander. Wie aber die Zeit bei verſchiedenen Völkern bürgerlich eingetheilt wurde, können wir nur hiſtoriſch wiſſen. Die hiſtoriſche Chronologie trägt daher vor: 1. die Jahrformen verſchiedener Völker, wie ſie durch Geſetzgeber, Religionsſtifter und andere Anordner der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimmt wurden; 2. diejenigen Begebenheiten, welche von verſchiedenen Völkern zur Epoche gewählt wurden, d. h. zum Anfangspuncte, nach welchem ſie die Folge der Jahre zählten (Jugs der Hindus, Aera Nabonaſſars, Seleucidiſche bei den Chaldäern, Syrern, Perſern, Aegyptern, Erſchaffung der Welt bei den Juden, Chriſti Geburt bei den Chriſten, die Olympiaden bei den Griechen, Erbauung Roms, Conſular Aera bei den Römern, Hedſchera oder Flucht Mahomeds bei den Mahomedanern, Julianiſcher, Gregorianiſcher Calender u. a. m.) Weil hiebei ſo viel Fremdartiges vorkommt, was die Berechnung erſchwert, ſo wird z. eine Jahrform und eine Epoche gewählt, um auf dieſe die Jahresformen und Epochen der übrigen Völker zu reduciren, um die Begebenheiten aller Völker und Zeiten nach der gewählten Epoche und in Jahre von der gewählten Form zu ordnen. Der heutige europäiſche Chronolog und Geſchichtsforſcher muß die Zeitangaben nach uns fremden Epochen und Jahrrechnungen auf ſolche zurückführen, die im heutigen Europa gebraucht werden. Ueber das Specielle ſiehe die einzelnen Artikel. Gatterer in ſeinem Abriß der Chronologie (Göttingen 1777. 8.) hat die Lehre von den Methoden, die Zeit abzutheilen, und die Ordnung der auf einander folgenden Zeiten zu bezeichnen, durch einander gemiſcht, eine unnöthige und weſenloſe Theorie von Grundären, Grundcalendern, Grundperioden angenommen, zu ſpecielle Regeln gegeben, nach welchen die Calender gewiſſer Völker verfertigt und ihre Feſte berechnet werden, und endlich die aſtronomiſche Chronologie nicht genug von der hiſtoriſchen abgeſondert, ſondern beide durch einander gemiſcht vorgetragen. Durch Vermeidung dieſer Fehler hat Hegewiſch in ſeiner Einleitung in die hiſtoriſche Chronologie ein ſehr brauchbares Werk geliefert. dd.

Chronometer bedeutet im Griechiſchen Zeitmeſſer, alſo eigentlich eine jede Uhr. Man bezeichnet jedoch damit beſonders eine Seeuhr, eine in England erfundene Gattung vorzüglich genau gearbeiteter Secundenuhren, im Engliſchen Stop-watch genannt. Ein guter Chronometer darf in mehreren Monaten nur um wenige Secunden, oder höchſtens Minuten abweichen. (S. auch Tactmeſſer.)

Chryſeis, ſ. Achilles.

Chryſippus, einer der berühmteſten ſtoiſchen Philoſophen aus Sicilien, der ſich beſonders durch ſeine Kunſt und Stärke in Disputiren auszeichnete. Er war ein Hauptgegner der Epikuräer, und ſoll an 700 verſchiedene Schriften herausgegeben haben, meiſt dialektiſchen Inhalts, von denen aber nichts Vollſtändiges mehr vorhanden iſt. Er ſtarb in hohem Alter um das J. 206 vor Chr.

Chryſolith, ein Edelſtein, welcher eine grüngelbe oder eine etwas ins Grüne ſpielende Pomeranzenfarbe hat; der weichſte unter allen Edelſteinen, er gehört zum Talkgeſchlechte, iſt durchſichtig wie Glas, auf dem Bruche muſchlicht und zeigt ſich cryſtalliſirt in breiten

vierecktigen Säulen mit abgeſtumpften Seitenkanten und meiſt ſechs-ſeitigen Endſpitzen. Man findet ihn im Orient, in Peru, Braſilien, Böhmen, Sachſen u. ſ. w.

**Chryſopras**, oder gemeiniglich **Chryſopas**, eine Art von Chryſolit, der ſich durch ſeine gelbgrüne, dem Porrelauche ähnliche Farbe unterſcheidet. Man findet ihn an mehrern Orten in Schleſien.

**Chryſoſtomus** (St. Johannes), ein berühmter Kirchenvater, war zu Antiochien gegen das Jahr 344 geboren. Sein Vater, Namens Secundus, commandirte in Syrien die Truppen des Reichs. Noch bahnte in Griechenland die Beredſamkeit den Weg zu den erſten Würden; Chryſoſtomus ſtudirte ſie unter Libanius, dem berühmteſten Redner ſeiner Zeit, und übertraf bald ſeinen Meiſter. Nachdem er die Philoſophie unter Andragathius ſtudirt hatte, widmete er ſich dem Studium der heiligen Schrift, und beſchloß, fern von dem eiteln Glanze der Welt, in den Einöden Syriens ſein Leben Gott zu weihen. In einem Alter von 20 Jahren hatte er zwar einige Rechtsſachen mit außerordentlichem Erfolge vor Gerichte geführt; bald aber entſagte er dem allen, um im Bußkleide, durch Faſten und Wachen, die Herrſchaft der Leidenſchaften in ſich zu zerſtören. Drei Jahre verlebte er in Antiochien. Eine enge Freundſchaft verband ihn ſchon damals mit Baſilius, mit Theodorus, nachmals Biſchof von Mopſueſte, und mit Maximus, ſpäter Biſchof von Seleucien. Als Theodorus für einen Augenblick ſich ſeinem Beruf entzogen hatte, erließ Chryſoſtomus zwei trefflich abgefaßte Ermahnungen an ihn, um ihn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen. Die Biſchöfe der Provinz hatten beſchloſſen, ihm und Baſilius die gleiche Würde zu ertheilen, und verſammelten ſich zu dieſer Wahl; aber Chryſoſtomus nahm die Flucht und verbarg ſich. Baſilius wurde zum Biſchof ernannt und verdankte ſeine Erhebung der frommen Liſt ſeines Freundes, über die er ſich aber bitter beklagte. Chryſoſtomus vertheidigte ſich in ſeiner ſchönen Schrift über das Prieſteramt. Er war damals erſt 26 Jahre alt. Im J. 374 zog er ſich zu den Einſiedlern zurück, welche die Gebirge auf der Grenze von Antiochien bewohnten. Das Leben, welches er mit ihnen führte, hat er ſo beſchrieben: Sie ſtehen beim erſten Hahnenſchrei oder um Mitternacht auf. Nachdem ſie gemeinſchaftlich Pſalmen und Hymnen geleſen, beſchäftigt ein Jeder ſich in ſeiner Zelle mit Leſen der heiligen Schrift oder Abſchreiben von Büchern. Sodann gehen ſie in die Kirche. Nach der Meſſe kehren ſie ſtill in ihre Wohnung zurück. Nie ſprechen ſie mit einander. Ihre Nahrung iſt Brod und Salz; etliche nehmen etwas Oel dazu, und die Kranken Gemüſe. Nach dem Eſſen ruhen ſie einige Augenblicke, und nehmen dann ihre gewohnten Uebungen wieder vor. Sie graben die Erde, fällen Holz, verfertigen Körbe und Kleider, waſchen den Reiſenden die Füße. Ihr Bette iſt eine auf die Erde gebreitete Matte, ihre Kleidung Felle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren bereitete Zeuge. Sie gehen baarfuß; haben kein Eigenthum, die Wörter **mein** und **dein** ſprechen ſie nie aus. Es herrſcht in ihren Zellen ein ununterbrochener Friede, eine ſtille und ruhige, in der Welt kaum gekannte Heiterkeit. Nach vier Jahren verließ Chryſoſtomus dieſe Einſiedler, um eine noch tiefere Einſamkeit zu ſuchen. Er zog ſich in eine Höhle zurück, wo er zwei Jahre, ohne ſich niederzulegen, verlebte. Sein Wachen, ſeine Kaſteiungen und die Feuchtigkeit ſeiner Wohnung verurſachten ihm eine gefährliche Krankheit, die ihn zur Rückkehr nach Antiochien (381) nöthigte. In demſelben Jahre wurde er von dem Biſchofe von Antio-

chien zum Diaconus berufen und 386 zum Prieſteramte erhoben. Derſelbe machte ihn zu ſeinem Vicar und trug ihm auf, dem Volke das Wort Gottes zu verkündigen. Bis dahin war dieſes Geſchäft nur den Biſchöfen vorbehalten geweſen. Chryſoſtomus war damals 43 Jahre alt. Die Stadt Antiochien zählte unter ihren Einwohnern hunderttauſend Chriſten. Seine Beredſamkeit zog die Juden, die Heiden, die Ketzer an. Er war, ſagt Sozomenes, die Zierde dieſer Kirche und des ganzen Morgenlandes, als im J. 397 der Kaiſer Arcadius ihn auf den biſchöflichen Stuhl von Conſtantinopel erheben wollte. Damit ſich die Einwohner von Antiochien ſeiner Abſicht nicht widerſetzen möchten, ließ der Kaiſer ihn heimlich nach Conſtantinopel führen, wo im J. 398 Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ihn weihte. Er fing damit an, den Aufwand ſeines Hauſes zu beſchränken, ſtiftete und unterhielt mehrere Hoſpitäler, verbeſſerte die Sitten der Geiſtlichen und bekehrte eine Menge Heiden und Ketzer. Er gab ſo reichliche Almoſen, daß er den Namen Johannes der Almoſenſpender erhielt; mit größter Aufopferung widmete er ſich der Pflege der Kranken. Um das Evangelium zu verbreiten, ſchickte er einen Biſchof als Miſſionär zu den Gothen, einen andern zu den Scythen, und noch andere nach Perſien und Paläſtina. Ein zweimaliger Aufruhr ward durch ſeine Beredſamkeit geſtillt. Im J. 399 hielt Chryſoſtomus zu Conſtantinopel eine Kirchenverſammlung, auf welcher mehrere Biſchöfe Aſiens als Simoniſten abgeſetzt wurden. Severin, Biſchof von Gabala in Syrien, wagte es, Chryſoſtomus auf der Kanzel anzugreifen und das Volk gegen ihn aufzurufen, ward aber als ein Verläumder vertrieben. Zwei gefährlichere Feinde hatte Chryſoſtomus in der Kaiſerin Eudoxia, deren Ungerechtigkeit und Räubereien ihm zu manchen Klagen Anlaß gaben, und in Theophilus, Patriarchen von Alexandria, deſſen Eiferſucht er erregt hatte. Letzterer verſammelte mehrere Biſchöfe zu Chalcedon, welche die gegen Chryſoſtomus erhobenen Klagen unterſuchen ſollten. Dieſer aber weigerte ſich, zu erſcheinen, weil man in Rückſicht ſeiner die Kirchengeſetze verletzt habe, und verſammelte ſeiner Seits vierzig Biſchöfe zu Conſtantinopel. Allein der Haß ſeiner Feinde ſiegte. Seine Abſetzung wurde ausgeſprochen und von Arcadius beſtätigt, der zugleich einen Verbannungsbefehl unterzeichnete. Chryſoſtomus verließ heimlich die Stadt, um nicht von ſeinen Anhängern zurückgehalten zu werden, und wollte nach Bithynien gehen. Das Volk aber drohte mit einem Aufſtande. Ein Erdbeben verbreitete in der folgenden Nacht allgemeines Schrecken. In der Bedrängniß widerrief Arcadius ſeinen Befehl, Eudoxia ſelbſt lud Chryſoſtomus zur Rückkehr ein. Im Triumph führte ihn das Volk in die Stadt zurück; ſeine Feinde flohen; die Ruhe ward hergeſtellt, aber nur auf kurze Zeit. Ein Feſt, das mit mancherlei heidniſchen Aberglauben zur Einweihung einer der Kaiſerin geſetzten Statue begangen wurde, erregte den Eifer des frommen Erzbiſchofs, welcher öffentlich dagegen ſprach. Eudoxia, aufs höchſte erbittert, rief die ihr ergebenen Prälaten zurück, und Chryſoſtomus wurde verurtheilt, ob er gleich vierzig Biſchöfe für ſich hatte. Arcadius ſchickte einen Haufen Soldaten ab, ihn zu vertreiben; die Kirche wurde entweiht und mit Blut befleckt. Papſt Innocenz I. und der abendländiſche Kaiſer Honorius erklärten ſich für Chryſoſtomus; aber Arcadius verweigerte die Zuſammenberufung eines Conciliums, worauf jene drangen, und befahl dem Chryſoſtomus ausdrücklich, ſich an ſeinen Verbannungsort zu begeben. Chryſoſtomus

gehorchte, und wurde nach Nicäa in Bithynien geführt (404). Bald nach ſeiner Abreiſe wurden die Sophienkirche und der Palaſt, worin der Senat ſich verſammelte, ein Raub der Flammen. Viele Kunſtwerke gingen in dieſem Brande verloren, als deſſen Anſtifter der Kaiſer die Freunde des Chryſoſtomus betrachtete. Die Iſaurier und die Hunnen verwüſteten das Reich; man drang von mehreren Seiten auf Chryſoſtomus Zurückberufung; Arcadius aber blieb unerſchütterlich. Eudoxia war bald nach ſeiner Entfernung geſtorben; ſie hatte noch vor ihrem Tode die kleine armeniſche Stadt Cucuſa in den Wüſten des Taurus zu ſeinem Aufenthaltsort angewieſen. Von Krankheit, Entbehrungen und den Beſchwerden einer ſiebenjährigen Reiſe erſchöpft, kam er daſelbſt 405 an. Sein frommer Eifer blieb auch hier nicht müßig. Er ſchickte Miſſionäre nach Perſien und Phönicien; er ſchrieb ſiebzehn Briefe an Olympias, die eben ſo viel moraliſche Abhandlungen ſind. An ſie richtete er auch ſeine Schrift unter dem Titel: „Niemand vermag dem zu ſchaden, der ſich nicht ſelbſt ſchadet.“ — Die ganze Chriſtenheit ſah mit Ehrfurcht und Liebe auf den frommen Dulder; aber der Kaiſer, über dieſe Theilnahme erzürnt, befahl, ihn an die Ufer des Pontus Euxinus, nach der auf den äußerſten Grenzen gelegenen Stadt Pityont zu bringen. Mit unbedecktem Scheitel ließen die dazu befehligten Offiziere den Greis in der glühendſten Sonnenhitze die Reiſe zu Fuß machen. Er unterlag dieſen Beſchwerden. Zu Comana in Pontus mußte man ihn in das Oratorium des heiligen Märtyrers Baſiliscus bringen. Er legte weiße Kleider an, nahm die Communion, ſprach ſein Gebet, das er wie immer mit den Worten ſchloß: „Gott ſei gelobt für Alles!“ machte das Kreuz über ſich und verſchied (14. Septbr. 407). Er war im 63. Jahre ſeines Alters. Sein Körper wurde an der Seite des heiligen Baſiliscus beerdigt, im J. 438 aber feierlich nach Conſtantinopel gebracht, und dort in der Kirche der Apoſtel in dem Begräbniſſe der Kaiſer beſtattet. Später führte man ſeine Ueberreſte nach Rom und ſetzte ſie in der Kirche des Vaticans bei. Die griechiſche Kirche feiert ſein Feſt den 13. Nov., die römiſche den 27. Jan. Der Name Chryſoſtomus ward ihm erſt nach ſeinem Tode gegeben, um die Beredſamkeit zu bezeichnen, die ihn über alle andern Kirchenväter erhebt. Niemals wiederholt er ſich, ſtets iſt er Original. Die Lebendigkeit und Fülle ſeiner Einbildungskraft, die Gewalt ſeiner Dialectik, ſein Talent, die Leidenſchaften zu erregen, die Schönheit und Genauigkeit ſeiner Bilder und Vergleichungen, die Eleganz und Reinheit ſeines Styls, ſeine Klarheit und Erhabenheit ſetzen ihn den berühmteſten Schriftſtellern Griechenlands an die Seite, und die chriſtliche Kirche hat keinen vollendetern Redner. Als Schriftſteller und Kirchenlehrer iſt Chryſoſtomus von unſterblichen Verdienſten. Die ſchönſte und genaueſte griechiſche Ausgabe ſeiner Werke iſt von Heinrich Saville (1612, 9 Bände in Fol.), die vollſtändigſte, griechiſch und lateiniſch, iſt von Montfaucon (Paris 1618, 13 Bände in Fol.). Die Aufzählung der einzelnen Werke würde hier zu weitläufig ſein.

**Chur** (romaniſch **Coira**), Hauptſtadt des Graubündnerlandes am Fluſſe Pleſſur, mit ungefähr 2500 Einw. Der Speditionshandel zwiſchen Deutſchland und Italien macht die Stadt wohlhabend. Sie hat zwei evangeliſche Pfarrkirchen. Auf dem Rathhauſe iſt die Stadtbibliothek und unten das Kaufhaus mit der Waarenniederlage. Die Gegend hat Wein- und Obſtbau, und in der Nähe fängt der Rhein an, für kleine Fahrzeuge und Flöße ſchiffbar zu werden. Zu dem

Hochgerichte Chur gehören noch vier Kirchſpiele mit 3500 Einwohnern. Bis 1498 war Chur eine freie Reichsſtadt, dann kam ſie mit Beibehaltung einiger Freiheiten an den Biſchof, der unter dem Erzbiſchof von Mainz ſtand und ein Reichsglied war. Die biſchöfliche Reſidenz liegt dicht an der Stadt und an demſelben Platze die Domkirche, um welche herum die wenigen Catholiken wohnen, die in Chur leben. Die Einkünfte des Biſchofs ſind jetzt bis auf 10,000 Fl. geſchmolzen, wovon der größte Theil aus Tyrol kommt. Die weltlichen Beſitzungen des Biſchofs ſind 1802 eingezogen und der helvetiſchen Republik als Entſchädigung für anderweitige Verluſte gegeben worden.

**Churchill** (Charles), ein engliſcher Satiriker, geboren zu Weſtminſter im J. 1731. Auf der Schule zeichnete er ſich mehr durch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes als durch Fleiß und Fortſchritte aus. Die Univerſität Oxford verweigerte ihm wegen ſeiner zu mangelhaften Kenntniß in den alten Sprachen die Aufnahme, und wahrſcheinlich wurde dadurch der Haß geweckt, den er in mehrern ſeiner Werke gegen dieſe Univerſität äußert. Nachdem er noch einige Zeit die Schule von Weſtminſter beſucht hatte, verheirathete er ſich, ward Geiſtlicher und erhielt eine Pfarre von geringem Werthe. Um ſeinen Erwerb zu vermehren, fing er an mit Fruchtwein zu handeln; aber Mangel an Ordnung und Oeconomie führten ihn bald zum Banquerott. Er kam nach London zurück, wo er nach ſeines Vaters Tode in dem Kirchſprengel von St. James eine Pfarre bekam und zugleich Unterricht in der Grammatik ertheilte. Aber auch hier ſah er ſich bald von neuen Gläubigern verfolgt, und nur durch die Großmuth eines Freundes entging er der Verhaftung. Er ſtand ſchon damals in Verbindung mit Thornton, Colman und Lloyd, die eine Art von literariſchem Triumvirat bildeten, und machte ſich ſelbſt bald durch ſeine Roſciade bekannt, deren erſte 1761 anonym erſchienene Ausgabe mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Dies Gedicht war eine Satire auf die Schauſpieler jener Zeit. Indeß waren von den Journalen einige Angriffe auf die Roſciade gemacht worden; der Verfaſſer ſchrieb ſeine Apologie, in welcher die Journaliſten, die Schauſpieler und Garrick ſelbſt mehr oder minder angegriffen wurden. Um ſich zu rächen, machten ſeine Feinde auf ſein Betragen und ſeine Sitten aufmerkſam, die freilich nichts weniger als muſterhaft waren. Er ſuchte ſich gegen dieſe Beſchuldigungen in einem Briefe an Lloyd, the Night betitelt, zu rechtfertigen. Zugleich erſchien mit dieſem Briefe der erſte Geſang eines Gedichts the Ghost. Mehr Aufſehn machte the Prophecy of Famine, a Scotch Pastoral, ein mit Feuer geſchriebenes Werk voller Perſönlichkeiten und Ausfällen gegen die Schotten. Der Verfaſſer wurde von ſeinen Anhängern über Pope erhoben, aber dieſe Ehre erbitterte ſeine Feinde nur noch mehr, denen er durch Thorheiten aller Art reichen Stoff zu Angriffen gab. Er trennte ſich von ſeiner Frau, und überließ ſich mehr als je der Unmäßigkeit und Ausſchweifung. Hogarth war ſein Freund; aber als dieſer eine Caricatur auf den berühmten Wilkes, mit dem Churchill in der genaueſten Verbindung ſtand, herausgegeben hatte, rächte er Wilkes durch einen Brief an Hogarth, worin er den moraliſchen Charakter dieſes Künſtlers ſo unwürdig angriff, daß der Kummer darüber Hogarths Tod beſchleunigt haben ſoll. Im J. 1763 erſchien der vierte Geſang des Ghost. Um eben die Zeit machte er die Satiren the Conference und the Author bekannt, von denen letztere zu ſeinen

angenehmſten Stücken gehört. Ein Jahr nachher gab er ſein aus drei Büchern beſtehendes Gedicht Gotham heraus, worin er die Pflichten eines Monarchen darſtellt. Hierauf folgten noch nach und nach the Candidate, the Farewell, the Times und Independence. Den Beſchluß machten the Journey und eine beißende Zueignungsſchrift ſeiner Predigten an Warburton. Im J. 1764 machte der Dichter eine Reiſe nach Boulogne. Hier überfiel ihn ein Frieſel, an welchem er den 4. Nov. 1764 in ſeinem 33. Jahre ſtarb.

**Churfürſten** (von dem alten Worte Kören, küren, ehemals durch die Sinne empfinden, dann mit den Sinnen prüfen, hernach mit dem Verſtande unterſuchen, und darauf wählen, woraus Kur, Chur, Wahl, und endlich in ganz ſpecieller Bedeutung die Handlung, wodurch ein deutſcher Kaiſer als ſolcher beſtimmt und erkannt wurde,) waren diejenigen vornehmſten Fürſten des deutſchen Reichs, welchen das Recht, einen deutſchen Kaiſer oder römiſchen König zu wählen, ausſchließend gehörte. Beides, ſowohl die Wahl des deutſchen Kaiſers, als auch beſonders das ausſchließende Recht der Churfürſten bei derſelben, bildete ſich nur nach und nach aus. In den älteſten Zeiten, unter den Carolingern, war das deutſche Kaiſerthum für die regierende Familie erblich; jedoch wählte man willkührlich einen Regenten aus derſelben, ohne auf die nähere oder entferntere Verwandtſchaft des neuen Kaiſers mit ſeinem Vorgänger Rückſicht zu nehmen, ſo daß das deutſche Kaiſerthum zugleich ein Erb- und ein Wahlreich war. Nach Abgange der Carolinger, oder ſeit Conrad I. (geſt. 919), war Deutſchland ein förmliches Wahlreich; ohne daß man jedoch von der Familie des verſtorbenen Königs leicht abging. Die Wahl ſelbſt geſchah von der ganzen deutſchen Nation, welche, nach den vier Hauptnationen derſelben, Sachſen, Baiern, Franken und Alemannen oder Schwaben, vier Nationalſtimmen hatte; jede Nation ernannte aus ihren Ständen und ihrem Adel einen oder den andern zu Wählenden, worauf der Herzog mit den Ständen ſich berathſchlagte. Alle vier Herzoge wählten ſodann gemeinſchaftlich den neuen Kaiſer, und nach vollbrachter Wahl machte jeder Herzog den Ständen und dem Adel ſeiner Nation den erwählten Kaiſer bekannt, der nun im Namen der Kirche von den Erzbiſchöfen zu Mainz, Trier und Cöln geſalbt und gekrönt wurde. An der Kaiſerwahl ſelbſt hatten die Erzbiſchöfe keinen Antheil, da hingegen die vier Herzoge bei der Krönung gleichſam als Zeugen gegenwärtig waren. Erſt unter Otto I., dem Großen (geſt. 973), erhielt die deutſche Kirche und in ihrem Namen die drei gedachten Erzbiſchöfe das Recht, den Kaiſer, als ihren Schutzherrn, zugleich mit zu wählen. Ungeachtet jetzt die alten Herzogthümer und vier Hauptnationen, Baiern ausgenommen, zertheilt und zerriſſen waren und mehrere mächtige deutſche Fürſten an der Wahl des Kaiſers Antheil nehmen wollten; ſo behaupteten doch die Nachfolger der vier alten Herzoge allein das Recht, einen oder mehrere zu wählende Fürſten zu ernennen; die übrigen Fürſten und das Volk hatten blos das Recht, aus den ernannten Candidaten des Kaiſerthrones einen zu wählen, oder, war nur einer, die Verpflichtung, dieſen anzuerkennen. Nach und nach ſuchten die immer mächtigern Nachfolger der vier alten Herzoge die übrigen Fürſten und das Volk von der Kaiſerwahl ganz auszuſchließen, und ſo entſtanden in den Jahren 1245 bis 1256 die ſieben Churfürſten, die man ſchon 1256 bei der Wahl des Kaiſers Richard von Cornwallis findet. Dieſe ſieben Churfürſten

waren: 1. Mainz, 2. Trier, 3. Cöln, 4. Pfalz, welcher ſeine Churwürde und Stimme vom Herzogthume Lothringen, 5. Brandenburg, der ſie vom Herzogthume Franken, 6. Sachſen, und 7. Böhmen, welcher dieſelbe 1290 von Baiern, das einige Male nicht auf dem Reichstage erſchienen, und deſſen Stimme von jenem vertreten war, erhalten hatte. Zwar verlangten die übrigen Fürſten noch immer einen Antheil an der Kaiſerwahl; allein die Churfürſten behaupteten ſich bei ihrem Vorrechte, das endlich 1338 von allen deutſchen Reichsſtänden und vom Kaiſer Ludwig dem Baier (IV.) anerkannt und von Carl IV. (geſt. 1378) durch die goldene Bulle (ſ. d. Art.) beſtätigt wurde; ihre Zahl blieb bis zum weſtphäliſchen Frieden unverändert. Allein da Churfürſt Friedrich V. von der Pfalz (geſt. 1632) in die Reichsacht erklärt und ſeine Churwürde an Baiern übertragen worden war, ſo wurde im weſtphäliſchen Frieden, um das pfälziſche Haus zu entſchädigen, eine neue und achte Churwürde für die Pfalz eingeführt, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn die baieriſche Chur wieder an Pfalz fiele, jene achte Churwürde aufhören ſollte. Im J. 1692 kam aber ſogar noch eine neunte Churwürde hinzu, indem Kaiſer Leopold I. Braunſchweig-Lüneburg eigenmächtig zum Churfürſtenthume erhob, welches denn, trotz der vielen und langwierigen, von Seiten der Reichsſtände und beſonders der Churfürſten erhobenen Widerſprüche, nach endlich (1708) erfolgter Einwilligung 1710 in das Churcollegium eingeführt wurde. Von jetzt an blieben neun Churfürſten, bis im J. 1777 das Haus Baiern mit dem Churfürſten Maximilian Joſeph ausſtarb, und die baieriſchen Lande an Churpfalz fielen. Denn nun wurde die baieriſche und pfälziſche Churwürde vereinigt, und es gab wieder acht Churfürſten. Dieſe acht Churfürſten waren theils geiſtliche (mit deren Churwürde zugleich ein geiſtliches Amt, das eines Erzbiſchofs, verbunden war); ſie wurden allezeit aus den Mitgliedern des zum Erzbisthume gehörigen Domcapitels gewählt, und ihre Churwürde konnte nicht erblich ſein. Dieſe waren: Mainz, Trier, Cöln — theils weltliche oder erbliche Churfürſten, d. h. die, als Churfürſten, kein geiſtliches Amt bekleideten, und deren männliche Nachkommen ihnen in der Churwürde folgten. Dieſe waren: Böhmen, Pfalz*), Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig-Lüneburg. Nach der Verſchiedenheit der in ihren Churländern**) herrſchenden Religion waren ſie entweder catholiſche, und zwar deren fünf; oder evangeliſche, an der Zahl drei, nämlich: Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig Lüneburg. Die Churfürſten hatten vor den übrigen deutſchen Reichsſtänden gewiſſe Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinſchaftlich, oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die vorzüglichſten gemeinſchaftlichen Vorrechte waren: 1. das Recht, den Kaiſer zu wählen; 2. die

*) Der Churfürſt von der Pfalz hieß zwar, nachdem Baiern 1778 dem Churfürſtenthume Pfalz einverleibt worden war, gewöhnlich Churfürſt von Pfalzbaiern, allein nach dem Style des deutſchen Staatsrechts blos Churfürſt von der Pfalz, und jener Titel wurde ihm, als er bei Leopold II. Wahl darum nachſuchte, nicht zugeſtanden.

**) Daher war der Churfürſt von Sachſen, ungeachtet er catholiſch war, doch ein evangeliſcher Churfürſt, weil in ſeinen Churlanden die evangeliſche Religion die herrſchende war.

Wahlcapitulation abzufaſſen; 3. die Erzämter zu bekleiden; 4. ein beſonderes Collegium auf dem Reichstage zu bilden; 5. Churtage *) zu halten, und auf ſolchen Churvereine, d. h. Abſtimmungen und gemeinſchaftliche Schlüſſe über die verhandelten Angelegenheiten zu faſſen; 6. das Recht, daß von ihren Anſprüchen nicht an die Reichsgerichte appellirt werden konnte (privilegium de non appellando); 7. hatten ſie königlichen Rang und Würde, jedoch nicht den Titel: Majeſtät; 8. konnten ſie mehrere Churfürſtenthümer zugleich beſitzen, auch 9. Reichslehne oder Allodialländer des deutſchen Reichs ohne kaiſerliche Bewilligung an ſich bringen. Die eigenthümlichen oder beſondern Vorrechte der einzelnen Churfürſten waren: I. von Mainz: 1. der Vorſitz und die erſte Stelle in dem Churcollegium, ſo wie 2. der Vortrag vor den übrigen Churfürſten; 3. das Directorium auf dem Reichstage, und in dem Corpore catholicorum; 4. das Recht, den Kaiſer zu krönen, welches es jedoch, nach einem mit Trier 1656 abgeſchloſſenen Vergleiche, mit dieſem abwechſelnd ausübte. II. Trier gehörte: 1. die zweite Stelle im Churcollegium; 2. hatte es in einigen Fällen gewiſſe Rechte des Churfürſten von Mainz auszuüben. III. Der Churfürſt von Cöln war: 1. Erzkanzler in Italien und 2. Legatus natus des päpſtlichen Stuhls. IV. Böhmen hatte: 1. den Vorrang vor den weltlichen Churfürſten; 2. war von der Verbindung der Reichskreiſe frei; 3. hatte nicht nöthig auf den Reichstagen zu erſcheinen, wenn ſie nicht in Bamberg, Nürnberg, oder Merſeburg gehalten wurden; 4. war, ſo viel Oeſterreich betraf, den Reichsvicarien nicht unterworfen, wiewohl es überhaupt nicht unter denſelben ſtehen wollte. V. Der Churfürſt von der Pfalz war: 1. Erztruchſeß; 2. Reichsvicarius in den Rheingegenden; 3. hatte in den Reichscollegien mehr als Eine Stimme; übte 4. das Wildfangsrecht aus, und war 5. Schutzherr der Reichsſtädte Aachen, Worms und Speier. VI. Der Churfürſt von Sachſen war: 1. Erzmarſchall; 2. Reichsvicar in den Landen des ſächſiſchen Rechts; 3. Director des Corporis evangelicorum; 4. Director auf dem Reichstage, wenn Mainz erledigt oder verhindert war, das Directorium zu führen; 5. Director und Kreisoberſter im oberſächſiſchen Kreiſe. VII. Der Churfürſt von Brandenburg war: 1. Erzkämmerer; 2. führte abwechſelnd das Condirectorium im weſtphäliſchen Kreiſe mit dem Churfürſten von der Pfalz, und im niederſächſiſchen Kreiſe mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg und dem Churfürſten von Braunſchweig-Lüneburg; 3. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien; 4. war Schutzherr des Johanniterordens in den brandenburgiſchen Landen. Endlich war VIII. der Churfürſt von Braunſchweig-Lüneburg: 1. Erzſchatzmeiſter; 2. Condirector des niederſächſiſchen Kreiſes; 3. abwechſelnd Biſchof zu Osnabrück; 4. hatte mehrere Stimmen in den Reichscollegien und war 5. Schutzherr über einige Reichsſtädte. — Dieſe ehemalige Verfaſſung der Churfürſten mußte nothwendig, wenigſtens in Anſehung ihrer Beſitzungen, durch die im Frieden zu Lüneville (1801) geſchehene Abtretung des linken

*) Genauer genommen, muß man 1. Verſammlungen der Churfürſten, welche blos die Rechte und Angelegenheiten des Churcollegiums betrafen; 2. Wahltage, welche wegen der Wahl eines Kaiſers oder römiſchen Königs gehalten wurden; und 3. Churtage oder Churfürſtentage, wo über andere Reichsangelegenheiten, außer der Wahl eines Kaiſers oder Königs, berathſchlagt wurde, unterſcheiden.

Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden, und beſonders ſchien der 7. §. den geiſtlichen Churfürſten nachtheilig, worin nur der erblichen Fürſten gedacht wurde, die von dem deutſchen Reiche Entſchädigung erhalten ſollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Cöln und Münſter, nach Abſterben des Churfürſten zu Cöln, Maximilian (am 26. Juli 1801), den Erzherzog von Oeſterreich, Anton Victor, am 7. Oct. zum neuen Churfürſten von Cöln, deſſen Wahl auch von Seiten Oeſterreichs am 14. Oct. für pflicht- und conſtitutionsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich ſchon vorher wider dieſelbe proteſtirt worden war; allein es hatte dieſe Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiſerliches Reſcript vom 14. Juli 1802 wurde zuerſt eine zur Erörterung der Entſchädigungen ernannte Reichsdeputation nach Regensburg zuſammenberufen, und dieſer am 21. Auguſt ein von Frankreich und Rußland entworfener Entſchädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur ein geiſtlicher Churfürſt; nämlich Mainz, unter dem Titel: Churfürſt Reichserzkanzler, übrig bleiben ſollte, hingegen drei neue weltliche Churfürſten, nämlich: Baden, Wirtemberg nnd Heſſen-Caſſel erwählt wurden. Da aber Oeſterreich bereits am 31. Auguſt die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtolsgaden zugeſtandene Entſchädigung für unzugänglich erklärt, und darauf den 28. December zu Paris wegen deſſen völliger Entſchädigung mit Frankreich eine Convention abgeſchloſſen hatte; ſo wurde dem Großherzoge außer mehreren Beſitzungen auch die Churwürde verſprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaiſers und der deutſchen Reichsſtände geſchehenen Ratification des Entſchädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Churfürſten von Trier gewiſſe jährliche Einkünfte feſtſetzte, wurden die vier neuen Churfürſten: Baden, Wirtemberg, Heſſen-Caſſel und Salzburg, ſo wie der neue Churfürſt Erzkanzler am 22. Auguſt 1803 in das churfürſtliche Collegium eingeführt. Es waren nun zehn Churfürſten, nämlich: 1. der Erzkanzler, 2. Böhmen, 3. Pfalzbaiern, 4. Salzburg, 5. Sachſen, 6. Brandenburg, 7. Braunſchweig, 8. Wirtemberg, 9. Baden, 10. Heſſen; und unter dieſen die letzten ſechs evangeliſche, ſo daß dieſe Religionspartei hierdurch, ſo wie durch 27 neue, im Reichsfürſtenrathe erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfaſſung, die Stimmenmehrheit für ſich hatte. Allein die ganze Verfaſſung des Churcollegiums, ſo wie die deutſche Reichsverfaſſung überhaupt, eilten ihrem Ende entgegen. Schon durch den preßburger Frieden (27. December 1803) wurde die ſalzburgiſche Churwürde wieder aufgehoben, indem Oeſterreich durch dieſen Frieden Salzburg und Berchtolsgaden erhielt, dagegen der Churfürſt von Salzburg mit Würzburg entſchädigt wurde, das er unter dem Titel eines Churfürſtenthums erhielt; auch erhielten Baiern und Wirtemberg die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutſchen Reichsverbande zu treten. Allein am 12. Juli 1806 erfolgte zu Paris der Abſchluß der rheiniſchen Conföderationsacte, und ſchon am 1. Auguſt entſagten Baiern, Wirtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutſchen Reichsverbindung, und der franzöſiſche Miniſter Bacher erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg: daß der Kaiſer von Frankreich kein deutſches Reich mehr anerkenne, und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. Jetzt legte der deutſche Kaiſer am 6. Auguſt ſeine Kaiſerwürde nieder. Noch führten zwar

Würzburg, Sachſen und Heſſen den churfürſtlichen Titel, allein nur auf kurze Zeit. Denn bereits den 30. Sept. trat der erſtere dem rheiniſchen Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. Dec. Sachſen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden zu Poſen ebenfalls die Königswürde annahm. Es blieb daher von den Churfürſten nur noch Heſſen übrig; allein ob er ſchon bei dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Frankreich und Preußen 1806 neutral war, ſo bemächtigte ſich doch Napoleon bald nach der jenaer Schlacht des Landes und erklärte den Churfürſten deſſelben für verluſtig. So gab es dann nur noch zwei Titularchurfürſten, von Trier und Heſſen. Erſterer iſt inzwiſchen geſtorben und Letzterer, der nach dem Sturze der Napoleoniden in ſein Land zurückkehrte, hat zwar den Churfürſtentitel beibehalten, da aber durch die neue Staatsverfaſſung Deutſchlands das deutſche Reich nicht wieder hergeſtellt worden, ſondern ein deutſcher Bund ſouveräner deutſcher Fürſten, ſo hat dadurch die Churfürſtenwürde ihrem Begriff und Weſen nach ein Ende erreicht.

Chylus, der Milchſaft, Nahrungsſaft, auch Nährſaft, der durch die Verdauung der Speiſen im Magen bereitet wird. Er iſt eine zähe weißliche Flüſſigkeit und geht in das Blut über, deſſen Abgang er erſetzt. Chylification, die Bereitung des Milchſaftes aus den genoſſenen Nahrungsmitteln.

Chymus iſt die im Verdauungscanal und insbeſondere im Magen enthaltene, durch die Verdauung allmählig aus den eingenommenen Nahrungsmitteln hervorgebrachte Nahrungsmaſſe. (S. Verdauung.)

Cibber (Colley), ein berühmter engliſcher Dramatiker und Schauſpieler, geboren zu London im J. 1671. Cibber diente unter dem Herzoge von Devonſhire bei der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron ſetzte, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater von Drury-Lane. Der Beifall, den er fand, entſprach anfangs ſeiner Neigung für die Schauſpielerkunſt nicht; indeß verbeſſerte ſich ſeine Lage ſtufenweis. Endlich zeigte ſich ſein Talent für diejenigen Rollen, welche die Engländer grims (Murrköpfe) nennen, auf eine glänzende Weiſe in der Rolle des Fondlewife in the old Batchelor von Congreve. Im J. 1695 erſchien ſeine erſte Comödie Love's last shift, die vielen Beifall erhielt. Er ſpielte darin die Rolle des Sir Novelty, eines Modegecken en Caricatur, dergleichen in ſeinen meiſten Stücken vorkommt, in welcher Rollengattung er ſich am meiſten auszeichnete. Seinen dramatiſchen Ruf begründete er hauptſächlich durch the careless Husband, womit er ſelbſt ſeinem erklärten Feinde Pope Beifall abgewann. Es iſt dies Stück zwar ohne Originalität in den Charakteren und ohne Erfindung in der Intrigue, aber ein mit Eleganz ausgeführtes Gemählde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit. Sein Luſtſpiel the Non-juror iſt eine den engliſchen Sitten angepaßte Nachahmung des Tartüffe. Sie erſchien 1717, und war gegen die Jacobiten gerichtet; wie ſie vom Hofe gut bezahlt wurde, ſo zog ſie anderer Seits dem Verfaſſer viele Feinde zu, deren Zahl er durch ſein Betragen als Director des Theaters von Drury-Lane, bei welchen er ſeit 1711 aſſociirt war, noch vermehrte. Dieſe bekamen freien Spielraum, als er 1730 zum gekrönten Poeten creirt ward. Cibber ergriff indeß bald die beſte Partie, ſelbſt über ſeine Verſe zu ſpotten, und dadurch ſeine Feinde zu entwaffnen. Nur Pope ließ nicht ab, ihn bei jeder Gele-

genheit lächerlich zu machen. Im J. 1750 verließ er das Theater, das er in der Folge nur noch einmal wieder betrat, gab ſeine Denkwürdigkeiten unter dem Titel Apologie des Lebens Colley Cibbers ꝛc. heraus, ein unterhaltendes, mit Geiſt und Freimüthigkeit geſchriebenes Werk, das viele intereſſante Anekdoten und Bemerkungen enthält, und ſtarb 1757. — Theophilus Cibber, des Vorigen Sohn, war 1703 geboren, und widmete ſich ebenfalls dem Theater. Er gab bald Proben ſeines Talents. Die Natur hatte ihn in Anſehung des Phyſiſchen nicht ſo begünſtigt, wie ſeinen Vater; aber Einſicht und Lebhaftigkeit in ſeinem Spiele erſetzten die äußern Mängel und er würde den ausgezeichnetſten Erfolg auf der Bühne gehabt haben, wenn nicht ein unwiderſtehlicher Hang zur Verſchwendung ihn unaufhörlich irre geführt hätte. Als er nach einer Reiſe nach Frankreich zurückkam, klagte er einen Mann der Verführung ſeiner Frau an und foderte 5,000 Pfund Sterling Schadenerſatz, von welcher Foderung aber die Richter ihm nur 10 Pfund zuerkannten. Er hatte ſich 1757 bei dem Theater zu Dublin engagirt, litt aber auf der Ueberfahrt Schiffbruch und ertrank im Meere. Als Schriftſteller hatte er ſich wenig ausgezeichnet; die unter ſeinem Namen erſchienenen Lebensbeſchreibungen engliſcher und irländiſcher Dichter rühren von Robert Shiels her, der die Erlaubniß, Cibbers Namen davor zu ſetzen, um zehn Guineen von ihm erkaufte, als er eben Schulden halber in der Kings Bench ſaß. Cibbers bereits erwähnte Gattin, Suſanna Marie, geboren 1716, war eine der beſten Schauſpielerinnen des engliſchen Theaters. Sie war die Schweſter des als Componiſt berühmten Doctors Arne (von welchem auch die Compoſition des Rule Britannia herrührt), der ſie in der Muſik unterrichtete und in einer ſeiner Opern auf dem Haymarket-Theater auftreten ließ. Im J. 1734 verheirathete ſie ſich mit Th. Cibber, und widmete ſich ſeitdem der Tragödie. Ihre Schönheit, ſo wie ihr Talent, erwarben ihr die Gunſt des Publicums. Seit jenem oben erwähnten Ereigniſſe lebte ſie von ihrem Manne getrennt und ſtarb 1766.

Ciborium, urſprünglich ein aus einem ägyptiſchen Gewächſe verfertigtes Trinkgeſchirr. In der römiſchen Kirche iſt es das Gefäß oder Behältniß, worin das Venerabile aufbewahrt wird.

Cicero (Marcus Tullius). Dieſer berühmte Römer war im Jahre Roms 647 zu Arpinum geboren. Seine Familie gehörte urſprünglich zum Ritterſtande, hatte ſich aber ſtets entfernt von Geſchäften und Aemtern gehalten. Sein Vater, der in ländlicher Ruhe den Wiſſenſchaften lebte, ſtand in ehrenvollen Verbindungen mit den erſten Bürgern der Republik. In die Zahl derſelben gehörte der berühmte Redner Craſſus, welcher ſelbſt für die Erziehung des jungen Cicero und ſeines Bruders Quintus ſorgen wollte, ihnen Lehrer wählte und ihre Studien leitete. Schon früh zeigte Cicero die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Die Lectüre der griechiſchen Schriftſteller, die Dichtkunſt, Rhetorik und Philoſophie nahmen die erſten Jahre ſeiner Jugend ein. Er ſchrieb viel in griechiſcher Sprache; ſeine Verſe ſind ſchön gebaut, aber nur von mittelmäßigem dichteriſchen Werth. Weder die Dichtkunſt, noch die Beredſamkeit waren bei den Römern ausgebildet, und Cicero begnügte ſich, der größte Redner Roms zu werden. Dieſen Ruhm zu erreichen, machte er Anſtrengungen, welche uns kaum begreiflich ſcheinen möchten. Zuvor aber machte er einen Feldzug unter Sylla in dem Kriege gegen die Marſen. Nach ſeiner Rückkehr genoß er mit Eifer den Unterricht des Akademikers

Philo und des berühmten Redner Molo, und wandte mehrere Jahre darauf, ſich die einem Redner nothwendigen Kenntniſſe zu erwerben. Er war ein Zeuge der Grauſamkeiten des Marius und Cinna, der Proſcriptionen des Sylla; die geſchwächte, blutbefleckte Republik blieb ruhig unter dem Joche ihres unbarmherzigen Dictators. Cicero, damals 26 Jahr alt, ausgerüſtet mit Kenntniſſen und ſeinem Genie, erſchien vor Gericht, anfangs in einigen Civilprozeſſen, dann in einer Criminalſache, indem er die Vertheidigung des auf Vatermord angeklagten Roscius Amerinus gegen des Sylla Freigelaſſenen Chryſogonus übernahm. Mit dem Muthe der Jugend führte er dieſe Vertheidigung, verwirrte die Ankläger und zwang die Richter, den Angeklagten loszuſprechen. Nach dieſem glänzenden Erfolge verlebte er noch ein Jahr in Rom, und übernahm ſogar noch eine Rechtsſache, die dem Dictator mißfallen mußte. Aber ſeine geſchwächte Geſundheit bewog ihn zu reiſen. Er ging nach Athen, das noch immer der Mittelpunct der Wiſſenſchaften zu ſein ſchien. Hier in dem Hauſe eines Akademikers wohnend und aufgeſucht von den Philoſophen aller Schulen, den Unterricht der Lehrer in der Beredſamkeit benutzend, verlebte er ſechs Jahre mit ſeinem Freunde Atticus im Genuſſe der Studien und gelehrter Unterhandlungen. Man ſetzt in dieſe Zeit ſeine Einweihung in die eleuſiniſchen Myſterien. Nach Sylla's Tode verließ er Griechenland und nahm den Weg nach Aſien, wo er ſich mit den geſchickteſten Rednern umgab und an ihren Uebungen Theil nahm. Cicero kam nach Italien zurück, und ſeine neuen Erfolge bewieſen den Werth des griechiſchen Unterrichts. Unter andern vertheidigte er den berühmten Schauſpieler Roſcius, ſeinen Freund und Lehrer in der Declamirkunſt. Endlich in einem Alter von 30 Jahren trat er in die Laufbahn der öffentlichen Angelegenheiten. Er bewarb ſich um die Quäſtur, mit welcher die Senatorwürde unmittelbar verbunden war. Er ward Quäſtor von Sicilien zu einer Zeit der Hungersnoth in Rom, und wußte von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptſtadt zu ſchaffen, ohne zu ſehr das Mißfallen der Einwohner zu erwecken. Als er wieder nach Rom zurückgekehrt war, fuhr er fort, als Redner aufzutreten; er vertheidigte die Angelegenheiten von Privatperſonen, ohne anderes Intereſſe als den Ruhm. Unſtreitig ein ehrenvoller Tag war es für Cicero, an dem die Geſandten Siciliens bei ihm erſchienen, mit der Bitte, ihre Sache gegen Verres zu führen. Dieſes Zutrauens eines bedrängten Volks würdig, trat er gegen den damals allmächtigen, von dem berühmten Hortenſius vertheidigten Räuber auf, nachdem er in Sicilien ſelbſt die Beweiſe ſeiner Verbrechen geſammelt hatte. Er mahlte ſie mit den lebhafteſten Farben in ſeinen unſterblichen Reden. Es ſind deren ſieben, aber nur die beiden erſten wurden gehalten. Hortenſius verſtummte vor der Wahrheit, und Verres wählte freiwillige Verbannung. Nach dieſem Prozeſſe trat er die Aedilwürde an. Ungeachtet ſein Vermögen nur mäßig war, wußte er ſich in dieſem Amte durch weiſe Freigebigkeit die Gunſt des Volks zu erwerben. Aber er bedurfte für ſeine Plane auch der Freundſchaft der Großen. Cicero wandte ſich auf Pompejus Seite, welcher das Haupt des Adels und der erſte Bürger des freien Roms war. Er ward ſein Lobredner und eifrigſter Anhänger. Zugleich führte er mehrere Rechtsſachen. Er ſprach für Cluentius in einer Criminalangelegenheit. Catilina begann damals ſeine Plane gegen die Republik anzuſpinnen. Er war der Erpreſſungen in ſeiner Statthalterſchaft von Afrika angeklagt, und Cicero war im Begriff, ſeine Vertheidigung zu übernehmen, als die

Bewerbung um das Conſulat beide zu Nebenbuhlern und Feinden machte. Cicero's Verdienſt ſiegte über Catilina's Ränke und den Geiſt der Patricier, die ſein Emporkommen mit Neid betrachteten. Nicht durch Stimmenmehrheit, ſondern durch einſtimmigen Zuruf wurde ihm das Conſulat übertragen, welches die glänzendſte Epoche ſeines politiſchen Lebens ward. Roms Zuſtand war ſchwankend und gewaltſam. Catilina ſtrebte nach dem nächſten Conſulate. Zugleich vermehrte er die Zahl der Verſchwornen und ließ Truppen unter einem gewiſſen Mallius ausheben. Cicero achtete auf Alles. Um ſeines Collegen Antonius, der heimlich mit den Verſchwornen verbunden war, ſich zu verſichern, trat er ihm ſeine conſulariſche Provinz ab. Zugleich bedacht, das Volk zu ſchonen, bewies er ſich nicht minder kühn in Aufrechthaltung der wahren Regierungsgrundſätze. Schon in den erſten Tagen ſeines Conſulats griff er den Tribun Rullus an, der, vermöge des Plans zu einem neuen Ackergeſetze, Commiſſarien eine für die Freiheit beunruhigende Macht anvertraute. Die Politik Ciceros beruhte ganz in ſeiner Beredſamkeit. Durch ſeine Gewandtheit und ſein Talent ließ er von dem Volke ſelbſt ein ganz für daſſelbe gegebenes Geſetz verwerfen. Indem er ſich ſtellte, der Conſul des Volks, aber treu dem Intereſſe der Großen zu ſein, ließ er das Decret Sylla's aufrecht erhalten, das den Kindern der Proſcribirten die öffentlichen Aemter verſagte. Dadurch allein, daß er ſich in der Liebe Aller erhielt, gelang es ihm, Catilina's Plane zu vereiteln. Einverſtändniſſe unterrichteten ihn von allen Schritten der Verſchwornen. Der Senat gab das berühmte Decret, das für große Gefahren die Conſuln mit dictatoriſcher Gewalt bekleidete. Cicero verdoppelte die Wachſamkeit und nahm einige äußere Maßregeln. Dann begab er ſich in die Comitien, um bei der Wahl der neuen Conſuln zu präſidiren. Catilina ward zum zweiten Male ausgeſchloßen und hatte jetzt keine andere Zuflucht, als Mord und Brand. Er verſammelt ſeine Genoſſen, trägt ihnen auf, Rom zu verbrennen, und erklärt, daß er ſich an die Spitze der Truppen des Mallius ſtellen werde. Zwei römiſche Ritter verſprechen, den Conſul in ſeinem eigenen Hauſe zu ermorden. Cicero, dem Alles bekannt iſt, beruft zwei Tage darauf den Senat im Capitol; und hier bricht er mit ſeiner donnernden Beredſamkeit gegen Catilina los, der als Senator zu erſcheinen gewagt hatte. Dieſer verläßt drohend den Senat. Am andern Tage verſammelt Cicero das Volk auf dem Forum, unterrichtet es von dem ganzen Gange der Verſchwörung, und triumphirt, den Verſchwornen ihr Oberhaupt genommen, dieſen aber zu einem offenen Kriege gezwungen zu haben. Mitten in dieſer gewaltſamen Kriſis führte er noch eine Privatſache, indem er den deſignirten Conſul Murena in einer meiſterhaften Rede gegen die Anklage des Stoikers Cato vertheidigte. Die Verſchwornen verlor er nicht aus den Augen. Da er erfuhr, daß Lentulus der an der Spitze der in Rom gebliebenen Aufrührer ſtand, die Geſandten der Allobroger zu verführen ſuche, bewog er ſie zur Verſtellung, um den vollſtändigen Beweis des Verbrechens zu erhalten. Die Geſandten wurden in dem Augenblicke ergriffen, wo ſie Rom mit Volturcius, einem der Verſchwornen, verlaſſen wollten. Man legte dem Senat die Briefe des Lentulus vor; die Verſchwörung war erwieſen. Es war nur noch von der Strafe die Rede. Mehrere Geſetze verboten, einen römiſchen Bürger am Leben zu ſtrafen; Cäſar machte ſie mit Gewandtheit geltend. Cato foderte laut die Hinrichtung der Schuldigen. Dieſelbe Meinung ſprach Cicero mit mehr Kunſt aus. Sie wurden

im Gefängniſſe hingerichtet, wiewohl der Conſul vorausſah, daß ſie einſt Rächer finden würden. Rom war gerettet, und alle Römer begrüßten Cicero als den Vater des Vaterlandes. Aber ſchon erwachte der Neid wider ihn. Ein aufrühriſcher Tribun erlaubte ihm nicht, von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft abzulegen, und Cicero konnte, als er das Conſulat niederlegte, nur den herrlichen Eid ſprechen: „Ich ſchwöre, daß ich die Republik gerettet habe." Cäſar war ſtets ſein Gegner, und Pompejus fürchtete einen Bürger, der die Freiheit zu ſehr liebte, um den Triumvirn günſtig zu ſein. Cicero ſah allmählig ſein Anſehen ſinken und ſogar ſeine Sicherheit bedroht. Mehr als je beſchäftigte er ſich mit den Wiſſenſchaften. Er ſchrieb in griechiſcher Sprache die Geſchichte ſeines Conſulats, und verfaßte über denſelben Gegenſtand ein lateiniſches Gedicht in drei Geſängen. Endlich aber brach das Ungewitter durch die wüthende Feindſchaft des Clodius los, und eben dies von Cicero ſo gefeierte Conſulat ward der Vorwand zu ſeinem Verderben. Clodius ſetzte ein Geſetz durch, das Jeden des Verraths ſchuldig erklärte, der einen römiſchen Bürger hinrichten laſſen, bevor das Volk ihn verurtheilt habe. Der erlauchte Conſular legte Trauerkleider an, und erſchien von den Rittern und vielen jungen Patriciern begleitet, in den Straßen Roms, den Schutz des Volks anrufend. Clodius, an der Spitze bewaffneter Satelliten, beleidigte ihn mehrere Mal, und wagte ſogar den Senat zu umlagern. Aus Schwäche oder aus Tugend wählte endlich Cicero ein freiwilliges Exil; durchirrte Italien, und nahm endlich ſeine Zuflucht nach Theſſalonich zum Plancus. Clodius indeß verfolgte ſeinen Triumph, er ließ durch neue Decrete Cicero's Gartenhäuſer ſchleifen, und an der Stelle ſeines Hauſes zu Rom einen Tempel der Freiheit erbauen. Seine Gattin und ſeine Kinder wurden Mißhandlungen ausgeſetzt. Während die Nachrichten dieſer Ereigniſſe den Unglücklichen faſt zur Verzweiflung brachten, bereitete ſich zu Rom eine Revolution zu ſeinen Gunſten vor. Clodius Kühnheit ward Allen gleich unerträglich. Pompejus ermunterte Cicero's Freunde, ſeine Zurückberufung zu bewirken. Der Senat erklärte, daß er ſich mit keiner Angelegenheit beſchäftigen werde, bevor nicht das Verbannungsdecret zurückgenommen ſei. Durch den Eifer des Conſuls Lentulus und auf den Vorſchlag mehrerer Tribunen ging, trotz eines blutigen Tumults, in welchem Cicero's Bruder Quintus gefährlich verwundet wurde, im folgenden Jahre das Zurückberufungsdecret in der Volksverſammlung durch. So kehrte Cicero nach zehn Monaten ehrenvoll zurück. Der verſammelte Senat empfieng ihn an den Thoren der Stadt und ſein Einzug glich einem Triumphe. Die Republik übernahm den Wiederaufbau ſeiner Häuſer. Von dieſem Zeitpunkte begann für Cicero ein neues Leben. Sein republicaniſcher Eifer minderte ſich in dem Maße, wie er ſich mehr an Pompejus anſchloß, den er für ſeinen Wohlthäter erklärte. Clodius widerſetzte ſich mit gewaffneter Hand dem Wiederaufbau der Häuſer Ciceros und griff ihn oft ſelbſt an; Milo trieb ihn mit den Waffen zurück und klagte ihn zugleich vor Gericht an. Rom ward oft ein Schlachtfeld. Indeß verlebte Cicero mehrere Jahre in einer Art von Ruhe, mit ſeinen rhetoriſchen Werken beſchäftigt. Aus Gefälligkeit gegen Pompejus vertheidigte er Vatinius und Gabinius, zwei ſchlechte Bürger, die ſich als ſeine unverſöhnlichen Feinde gezeigt hatten. Vier und funfzig Jahre alt trat Cicero in das Collegium der Augurn. Der Tod des unruhigen Clodius, welcher von Milo umgebracht wurde, befreite ihn von ſeinem gefährlichſten Gegner.

Er vertheidigte den Mörder, der ſein Freund und Rächer war, in einer ſchönen Rede; aber der Anblick der Soldaten des Pompejus und das Geſchrei der Anhänger des Clodius verwirrten ihn, als er ſie hielt. Um dieſe Zeit ernannte der Senat ihn zum Statthälter von Cilicien. Cicero führte auf dieſem für ihn neuen Poſten den Krieg mit Glück, ſchlug die Parther zurück, und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt. Die Ehre des Triumphs ward ihm jedoch nicht zugeſtanden. Sobald ſeine Sendung beendigt war, kehrte er nach Rom zurück, das der Bruch zwiſchen Cäſar und Pompejus mit einem großen Ereigniſſe bedrohte. Die Schrecken eines Bürgerkrieges verabſcheuend, glaubte er beide Nebenbuhler zu verſöhnen, obwohl er ſeine Unvermeidlichkeit hätte einſehen ſollen. Cäſar marſchirte auf Rom, und Pompejus ſah ſich gezwungen, mit den Conſuln und dem Senate zu fliehen. Cicero, der dieſes plötzliche Anrücken nicht vorhergeſehen hatte, befand ſich noch in Italien. Cäſar ſah ihn zu Formiä, und vermochte nichts über ihn. Cicero, obgleich er überzeugt war, daß die Gegenpartei ſicherer ſei, und obgleich ſein Eidam Dolabella einer von Cäſars Vertrauten war, ging dennoch aus Ehrgefühl wieder zu Pompejus. Nach der pharſaliſchen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er ſich, den Oberbefehl über einige in Dyrrhachium gebliebene Truppen zu übernehmen, und indem er auf jeden Plan für Krieg und Freiheit Verzicht leiſtete, begab er ſich nach Italien, welches Cäſars Stellvertreter Antonius verwaltete. Dieſe Rückkehr war mit manchen Unangenehmlichkeiton verknüpft, bis der Sieger ihm ſchrieb und bald nachher ihn mit huldvoller Vertraulichkeit aufnahm. Cicero beſchäftigte ſich ganz mit der Litteratur und Philoſophie. Er trennte ſich von ſeiner Gemahlin Terentia, um eine ſchöne und reiche Erbin zu heirathen, deren Vormund er war. Aber die oconomiſchen Rückſichten, die ihn zu dieſem Schritte vermochten, konnten ihn nie beſtimmen, der Oberherrſchaft zu ſchmeicheln; vielmehr hielt er ſich abſichtlich entfernt, indem er die Schmeichler Cäſars verſpottete, und ihnen ſeine Lobrede Cato's entgegenſetzte. Sein Mißvergnügen ward jedoch durch Cäſars Großmuth beſiegt, als dieſer dem Marcellus verzieh Entzückt über eine Handlung der Gnade, die ihm einen Freund wiedergab, brach Cicero ſein Schweigen und hielt jene berühmte Rede, die eben ſo viel Lehren als Lobſprüche enthält. Bald darauf ſprach er für Ligarius, und der Todesbefehl entſank den Händen Cäſars. Cicero gewann einen Theil ſeines Anſehens wieder, als der Tod ſeiner Tochter Tullia ihn auf das ſchmerzlichſte traf. Er ſchrieb, um ſeinen Gram zu mildern, ſeine Abhandlung vom Troſte und beſchäftigte ſich aufs eifrigſte mit den Studien und den Wiſſenſchaften. Seine tusculaniſchen Quäſtionen und ſein Werk de legibus, verfaßte er in jener Zeit, und vollendete ſein Buch Hortenſius, ſeine vier Bücher akademiſcher Quäſtionen, und eine Leichenrede auf Cato's Schweſter Porcia. — Die Ermordung Cäſars, die anfänglich Alles zu verändern ſchien, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn. Cicero hoffte einen großen politiſchen Einfluß wieder zu gewinnen; die Verſchwornen theilten ihm den Ruhm einer Unternehmung zu, an welcher ſie ihm keinen Antheil gegeben. Je weniger er, ein ehrgeiziger Republikaner, bei der Revolution ſelbſt gethan hatte, um ſo thätigern Antheil eilte er durch Billigung und Beförderung nachher daran zu nehmen. Aber durch den Tod des Beherrſchers war die Republik nicht wieder hergeſtellt. Antonius trat an Cäſars Stelle. Auch in dieſem unruhvollen Jahre fand Cicero Muße für gelehrte Be-

ſchäftigungen. Er ſchrieb ſeine Abhandlungen de Natura Deorum. de Senectute und de Amicitia, beſchäftigte ſich mit einer Geſchichte ſeiner Zeit, begann ſein unſterbliches Werk de Officiis, und vollendete ein anderes de Gloria, das erſt im vierzehnten Jahrhunderte verloren gegangen. Er entſchloß ſich nach Griechenland zu gehen, wo er ſicher ſein konnte. Allein bald kehrte er nach Rom zurück, und faßte jetzt jene bewunderten Reden gegen Antonius ab, die wir unter dem Namen der Philippiſchen kennen, und die, indem ſie ſeiner Beredſamkeit das Siegel aufdrücken, ſo rühmlich ſeinen Patriotismus beurkunden. Ein unverſöhnlicher Feind des Antonius, glaubte er den jungen Octavius begünſtigen zu müſſen, wiewohl ihn die verſtellte Mäßigung deſſelben nicht täuſchte. Von ihm gingen alle kräftigen Beſchlüſſe des Senats in dem Kriege aus, den die Conſuln und der junge Cäſar im Namen der Republik gegen Antonius führten. Als nach dem Tode der beiden Coſuln Octavius ſich des Conſulats bemächtigt hatte, und mit Antonius und Lepidus ein Bündniß ſchloß, ſank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn. Cicero, der ſtets Octavius geſchont und dem Brutus ſogar vorgeſchlagen hatte, ſich mit ihm auszuſöhnen, ſah endlich, daß es keine Freiheit mehr geben würde. Als die Triumvirn einander ſelbſt das Blut ihrer Freunde Preis gaben, ward Cicero's Kopf von Antonius gefodert. Cicero, der ſich mit ſeinem Bruder und Neffen nach Tuſculum zurückgezogen hatte, erfuhr, daß ſein Name auf der Proſcriptionsliſte ſtehe. Er begab ſich in großer Unentſchloſſenheit an die Meeresküſte und ſchiffte ſich ein. Ungünſtige Winde trieben ihn ans Land zurück. Auf die Bitten ſeiner Sclaven ſchiffte er ſich zum zweiten Mal ein, ſtieg aber bald wieder ans Land, um in ſeinem Landhauſe bei Formiä zu ruhen. Hier beſchloß er, ſein Schickſal zu erwarten. „Ich will ſterben," ſagte er, „in dem Vaterlande, das ich mehr als einmal gerettet habe." Seine Sclaven, welche die Gegend bereits von den Soldaten der Triumvirn beunruhigt ſahen, verſuchten, ihn in einer Sänfte zu entfernen; aber bald erblickten ſie die Mörder auf ihren Ferſen. Sie rüſteten ſich zum Kampfe. Doch Cicero, welcher fühlte, daß Sterben jetzt unvermeidlich ſei, verbot ihnen allen Widerſtand, beugte ſein Haupt dem Popilius, dem Anführer der Mörder, entgegen, den er einſt durch ſeine Beredſamkeit gerettet hatte, und litt muthiger den Tod, als er das Unglück ertragen hatte. Er ſtarb 64 Jahr alt. Sein Kopf und ſeine Hände wurden zu Antonius gebracht, der ſie auf derſelben Rednerbühne befeſtigen ließ, von welcher herab der Redner, wie Livius ſagt, eine Beredſamkeit hatte hören laſſen, die nie eine menſchliche Stimme erreicht hat. Cicero verdiente das Zeugniß vollkommen, das ihm Auguſt mit den Worten gab: Er war ein guter Bürger, der aufrichtig ſein Vaterland liebte. — Er war, was ſo ſelten mit der Größe verbunden iſt, auch ein tugendhafter Mann, denn er hatte nur Charakterſchwächen, kein Laſter, und er ſuchte immer das Gute um des Guten, oder was am leichteſten zu verzeihen iſt, um des Ruhmes willen. Sein Herz war allen edlen Eindrücken, allen reinen und ſchönen Gefühlen, der Vaterlandsliebe, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe für die Wiſſenſchaften geöffnet. Er gewinnt, je näher man ihn kennen lernt. Cicero's Beredſamkeit blieb ſtets Muſter. Nach dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften war er der bewundertſte der alten Schriftſteller, und immer wird die Reinheit des Styls ihm den erſten Rang unter den römiſchen Claſſikern erhalten. Wenn man ein völlig geläutertes, höchſt elegantes Latein bezeichnen will, ſo

nennt man es ein Ciceronianiſches Latein. Die vorzüglichſten ſeiner Werke ſind ſeine Reden, die ſich eben ſo ſehr durch kunſtreiche Anordnung und eine harmoniſche Sprache, als durch kraftvolle, geiſtreiche und tiefe Gedanken auszeichnen. Der Styl der philoſophiſchen Schriften, der redneriſchen Pracht entkleidet, athmet jenen feinen Atticismus, den einige Zeitgenoſſen auch ſeinen Reden gewünſcht hätten. Man erkennt indeß den Redner an dem gedehnten, minder lebhaften Dialog. Dieſe philoſophiſchen Schriften, deren Hauptinhalt von den Griechen entlehnt iſt, haben für uns einen ſehr ungleichen Werth. So iſt ſein Werk de Natura Deorum, bei aller Eleganz und Klarheit der Analyſen, für uns nur eine Sammlung von Irrthümern; die Tuſculanen (Tusculanae Quaestiones) leiden an den Subtilitäten der atheniſchen Schule, eben ſo gehört das Werk de Finibus Bonorum et Malorum dieſer etwas zu trockenen dogmatiſchen Philoſophie an. Dagegegen haben ſeine Werke über die practiſche Moral ihren ganzen Werth behalten. Das Buch de Officiis bleibt die ſchönſte von rein menſchlicher Weisheit eingegebene Abhandlung über die Tugend. Auch ſind die Freuden der Freundſchaft und des Alters nie beſſer dargeſtellt worden, als von Cicero in ſeinen Werken de Amicitia und de Senectute. Der Traum des Scipio, das einzige Bruchſtück, das wir von ſeinem Buche de Republica beſitzen, iſt von einer glänzenden Originalität. Die Werke de Divinatione und de Legibus ſind lehrreiche Denkmähler des Alterthums. Derſelbe philoſophiſche Geiſt zeigt ſich in ſeinen oratoriſchen Schriften, beſonders in der wichtigſten derſelben, de Oratore, wiewohl weder hier, noch in den Claris Oratoribus, den Topicis, der Partitione oratoria u. ſ. w. viel für uns Brauchbares enthalten iſt. Das intereſſanteſte von allen Ciceronianiſchen Werken aber ſind für die Nachwelt ſeine Epistolae familiares und ad Atticum, welche mehr als irgend ein anderes eine genaue und lebhafte Idee von dem Zuſtande der Republik geben, und den Verfaſſer in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit als Menſch zeigen. (Sie ſind meiſterhaft überſetzt von Wieland.) Seine übrigen Werke übergehen wir, und ſchließen mit der Anmerkung, daß ſein Leben unter den Alten von Plutarch, unter den Neuern von Middleton und Morabin beſchrieben worden iſt. Neuere gute Ausgaben ſeiner ſämmtlichen Werke haben wir von J. A. Erneſti, Beck und Schütz. — Cicero heißt auch, in den Buchdruckereien, eine mittlere Schriftſorte, weil Cicero's Werke zuerſt damit gedruckt worden.

Cicerone heißt in Italien, beſonders in Rom, derjenige, der den Fremden die Merkwürdigkeiten und Alterthümer zeigt und erklärt. Weil dergleichen Leute gewöhnlich ſehr redſelig ſind, ſo hat man ſie durch eine abuſive und ſcherzhafte Analogie (von Cicero) Cicerone genannt. Zu einem wahren, guten Cicerone gehören aber gründliche gelehrte Kenntniſſe, und daher haben auch mehrere verdienſtvolle Archäologen und Kunſtkritiker als Fernow, Hirt, Reifenſtein u. A., es nicht verſchmäht, ſich einer Beſchäftigung zu widmen, in welcher ſie Andern nützlich werden konnten, während ſie ſelbſt durch die wiederholte Betrachtung der Kunſtwerke ſich immer vertrauter mit denſelben machten.

Cichorie, eine Pflanze, deren Wurzel geröſtet und gemahlen ein Caffeeſurrogat abgiebt, das beſonders zur Zeit des Continentalſyſtems ſtark geſucht und daher in großer Menge, namentlich in Braunſchweig, Meppen, Helmſtädt und andern Städten Niederſachſens, fabricirt wurde.

**Cicisbeo** iſt in Italien der erklärte Führer, Begleiter und Geſellſchafter einer verheiratheten Dame. Der gute Ton in allen höhern Ständen Italiens will, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit an nur in ſeinem Hauſe mit ſeiner Frau umgehe; in Geſellſchaften, zu öffentlichen Luſtbarkeiten begleitet ſie der Cicisbeo, der ſeiner Gebieterin bereits bei der Toilette aufwartet, um ſich die Befehle für den heutigen Tag von ihr geben zu laſſen. Dem deutſchen Ehemanne möchten die Annehmlichkeiten des Cicisbeats nicht ſo wohl einleuchten, als dem italieniſchen, ſo ſehr auch Jagemann in dem zweiten ſeiner Briefe über Italien ſich bemüht, das Cicisbeat gefällig darzuſtellen; und in der That iſt dieſe Sitte um ſo auffallender, da der von Natur ſo eiferſüchtige Italiener mit dem Eheſtande zugleich ſeinen ganzen Charakter zu verändern ſcheint. Der P. Barri hat die Cicisbeatura zum Gegenſtande eines moraliſchen Werkes gemacht, und theilt ſie in die larga und stretta. Die erſte findet er zuläßlich, aber die letzte iſt auch ihm ein Stein des Anſtoßes. — Cicisbeo, im Deutſchen gebraucht, hat ſtets einen mindeſtens verdächtigen Nebenſinn. Es wird oft für Hausfreund geſagt, aber für einen ſolchen, den man öfter in Geſellſchaft der Frau, als in Begleitung des Mannes vom Hauſe ſieht; auch wohl geradezu für begünſtigten Liebhaber. Doch iſt der Ausdruck nur anwendbar, wenn von Perſonen, welche, was man nennt, zur guten Geſellſchaft gehören, die Rede iſt.

**Cid.** Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, mit dem Beinamen der Cid, geb. 1026, iſt einer der wenigen Helden, dem es blos durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, bei ſeinem Leben den Königen gleich geſchätzt, und auch nach ſeinem Tode der Stolz ſeiner Nation zu ſein. Er, von ſeinen Feinden el mio Cid (mein Herr), Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) von ſeinem König uud Volk genannt, „der zu guter Stunde geborne, zu guter Stunde umgürtete Ritter,“ lebte fort in der Poeſie ſeines Vaterlandes, und Herder hat die Romanzen, die ſeinen Ruhm verewigen, auch uns ertönen laſſen. Früher kannten wir faſt nur aus dem Schauſpiele des großen Corneille die in ihrer Art einzige Geſchichte ſeiner Liebe. Rodrigo liebte, ſo zärtlich als er geliebt ward, Ximenen, Tochter des Grafen Gormaz, der nebſt Diego, dem Vater Rodrigos, am Hofe Ferdinands von Caſtilien, vor allen Rittern glänzte. Gormaz Eiferſucht auf Diego's größere Auszeichnung entzweite beide Väter, und als es einſt zwiſchen ihnen zum Zweikampf gekommen war, worin Gormaz den Greis Diego beſiegt, und dieſe Schmach noch durch Hohn vermehrt hatte, foderte Diego von ſeinem Sohne das Blut des Beleidigers. Im gewaltigen Kampfe zwiſchen Ehre und Liebe ſiegte die erſte in des Jünglings Bruſt, und Gormaz fiel. Ximene, getheilt zwiſchen dem Schmerz um den verlornen Vater und den verlorenen Geliebten, durfte nun eben ſo wenig der Stimme der Liebe Gehör geben, und mußte auftreten, Rache auf deſſen Haupt zu erflehen, für den allein ihr Herz ſchlug, und gern hätte Rodrigo gefochten, um die glühenden Qualen des zerriſſenen Herzens im eigenen Blute zu löſchen. Aber keiner mochte dem jungen Löwen ſtehen. Verzweifelnd konnte nur die Erfüllung großer Pflichten ihn aufrecht halten. Fünf Könige der Mauren waren in Caſtilien eingefallen; Verwüſtung und Mord zogen mit ihnen. Rodrigo, der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, ſchwang ſich auf ſein edles Roß Babieca, und zog an ſeiner Vaſallen Spitze dem furchtbaren Feinde entgegen, der bald aufhörte, des Landes Schrecken zu ſein. Die fünf gefangenen Könige ſandte der junge Held an Ferdinand, welcher dank-

bar ihm Ximenen zuführte, und wieder vereinigte, was des Schickſals Ungunſt auf ewig getrennt zu haben ſchien. Dafür hatte Ferdinand bis an ſeinen Tod keinen treueren Freund als Rodrigo. Ferdinand, das Schrecken der Mauren, vereinigte Gallizien, Leon und Oviedo mit Caſtilien; die Nachwelt nennt ihn den Großen; Rodrigo aber war's, der ihm den Zunamen erwarb. Als nach Ferdinands Tode deſſen Sohn Sancho den Thron beſtieg, ſetzte er den Cid über das ganze Heer als Campeador. Ferdinand hatte in ſeinem Teſtamente das kaum vereinte Reich, väterlich wohlmeinend, politiſch unklug, unter ſeine Söhne vertheilt; Sancho'n war Caſtilien, Alfonſo'n Leon und Oviedo, dem Garcia Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugal zugefallen. Nur zu bald wurde dieſe Theilung Urſache eines traurigen Bruderkrieges, in deſſen Schlachten Sancho nur ſiegte, weil der Campeador das Banner trug. Alfonſo war gefangen, Garcia durch unweiſe Regierung ſelbſt gefallen, und es kam nur noch darauf an, Zamora's hartnäckigen Widerſtand zu beugen. Vor den Mauern dieſer gewaltigen Stadt aber fand Sancho, meuchelmörderiſch ermordet, ſein Ziel, und Alfonſo, nur vor acht Monaten noch vom Cid geſchlagen, ward auf den Thron berufen. Die Romanzen erzählen, im Namen der Stände Caſtiliens habe Cid dem neuen König über Sancho's Ermordung einen Reinigungseid mit ſo eindringlichem Ernſte vorgeleſen, daß Alfonſo erſchüttert, aber auch beleidigt ward. Geſchichtſchreiber gedenken deſſen auch, jedoch als ungewiß, und es ergiebt ſich vielmehr, daß der neue König des großen Dienſtmannes jetzt ihm heilige Treue ehrte, und nichts ſparte, um ihn ganz zu gewinnen und ſich zuzueignen. Dieſe Umſtände erwarten aber erſt eine kritiſche Unterſuchung, beſonders in Hinſicht auf des Cid Vermählung. Nach der Geſchichte vermählte Alfonſo ihn mit Donna Ximene, ſeiner Nichte (1074), und es ſcheint demnach, man müſſe ihn für zweimal vermählt annehmen. Joh. Müller vermuthet, daß des ſtolzen Gormaz großdenkende Tochter ſeine erſte Ximene geweſen ſei. Wie dem nun ſei, ſo iſt gewiß, daß der Cid, der im Frieden und Kriege auch ſeinem neuen Könige wichtige Dienſte geleiſtet, öfters die Wandelbarkeit der Fürſtengunſt erfahren habe. Ein Mann wie er, von ſtrenger Geradheit und Tugend, unbeugſam, hochgeſinnt, Verächter des weiblichen Lebens, war nicht für den Hof; ſein treuer Freund und Waffenbruder, Alvaro Hanez, Minaya, Weib und Kind waren ſeine Welt; der Ernſt ſeiner Züge, ſein breiter langer Bart erweckte nur Ehrfurcht und Scheu: darum lebte er in der Stille, und gab den Höflingen durch ſeine Abgezogenheit zur Verläumdung Raum. Daher ward mehrmalige Verweiſung über ihn verhängt. Nur in Zeiten der Noth ſuchte man ihn wieder, und großmüthig und gut, wie er war, gedachte er dann nicht der zugefügten Beleidigungen. Endlich aber nahm ihm der König Alles, was er von ihm hatte, Weib, Koſtbarkeiten, Geld; nur aus einer Art von Scham, vielleicht auch aus Furcht, ließ er nachher Ximenen frei. Verſtoßen, geplündert, zurückgeworfen auf ſich, wurde Rodrigo aber glücklicher und größer als je zuvor, denn er ſtritt nun frei für ſich, dennoch getreu dem Vorſatz, das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen. Mitten im glücklichſten Laufe ſeiner Siege aber eilte der Edelmüthige ſeinem von Joſeph, Fürſten der Gläubigen, bedrängten Könige zu Hülfe, leider auch diesmal nur, um Undank für Großmuth einzuernten. Zur Nachtzeit brach er da mit ſeinen Getreueſten auf, und floh, verlaſſen, und mit Allem ſchlecht verſehen, vor ſeinem König. Nur er blieb ſich treu, und ſein Glück ihm. Neuerdings beſiegte ſein Edelmuth den Kö-

nig, der jezt Jedem frei gab, in Cids Krieg zu ziehen, der ſtets für Spaniens gute Sache, und nie anders als mit glänzendem Erfolg geführt ward. Vor dem neidiſchen Hofgeſinde erklärte nun Alfonſo laut: „Dieſer Cid dient mir weit beſſer, als Ihr" und ließ ſich endlich nicht mehr hindern, ihn zu beſuchen. Von der Zeit an wandte er ſein Herz nie wieder von ihm, und beförderte nur unſchuldig, was die Bosheit gegen den Cid verhängt hatte. Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beſchloſſen, durch Heirath ſeiner Töchter den Reichthum Cids in ihre Hände zu bringen. Der König ſelbſt war der Werber und der Cid gab dem König nach. Mit Donna Elvira und Donna Sol und dem großen Reichthum, welchen der Cid erbeutet, zogen ſie von dannen. Kaum aber hatten ſie ſich des Geleits entledigt, als ſie in einer wilden Bergwüſte den Frauen die Kleider vom Leibe riſſen, ſie banden und ſchlugen, bis der Schmerz ihre Stimme erſtickte, und mit dem Gelde in die Heimath zogen. Durch einen Vertrauten, den der Vater heimlich nachgeſendet, ward die Unſchuld gerettet und das Bubenſtück an den Tag gebracht. Cid forderte Recht; Alfonſo berief alle Dienſtmannen von Leon und Caſtilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Rückgabe der Koſtbarkeiten und Schätze wurde geboten, und für den Schimpf Zweikampf mit Mannen, welche Cid ernennen würde. Die Buben ſuchten dieſen abzulehnen; der König aber war für das Recht. Mit ſchlecht verſtellter Scheu ritten ſie in die Schranken; die Ritter des Cid rannten ſie und ihren Oheim herunter; das entehrte Leben ward ihnen gelaſſen. Die letzte der öffentlichen Thaten des Cid war die Eroberung von Sagunt (Murviedro), nach welcher dieſer in allen Zeiten und beiderlei Glück ſich immer treu gebliebene große Mann, der durch ſeinen Arm die Bewaffneten, durch ſeine Güte die Herzen bezwang, der Schrecken der Feinde, der Stolz und die Freude der Eingebornen Spaniens, im 74. Jahre (1099) zu Valencia ſtarb. Was der Eine Mann gewonnen und viele Jahre lang gehalten hatte, ſchien gegen die andringende Macht der Ungläubigen ſchwer zu behaupten für die geſammte Macht von Leon und Caſtilien. Seine Wittwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Caſtilien. Zu St. Peter von Cardena wurde er in ſeine Grabſtätte geſenkt, die von Kaiſern und Königen geehrt ward. Dort ruht auch die edle Ximene, und unter Bäumen vor dem Kloſter liegt Babieca, das treue Roß. So lange für ächten Edelſinn in menſchlicher Bruſt ein Gefühl übrig iſt, wird der Ruhm ſeiner erhabenen Seele nicht untergehen. Er lebte fort in der Sage der Poeſie, die ihn dem König Artus und Carl dem Großen gleichgeſtellt hat, und von Fabeln möglichſt gereinigt in der hiſtoriſchen Darſtellung Johannes Müllers. dd.

**Cider**, (Frucht- oder Obſtwein), iſt ein aus ſüßen oder ſchleimicht ſüßen, viel ſchleimicht zuckerartige Beſtandtheile enthaltenden Früchten verſchiedner Gewächſe und ihren andern gleich zuckerartigen Theilen gewonnener Wein oder weinartiges Getränk, welches durch Gährung bereitet wird. Die Verbindungen der Gährung ſind a) ein gehöriger Grad der Wäſſerigkeit, nach welchem ſie weder zu ſehr, noch zu wenig mit Waſſer verdünnt ſind; b) eine Wärme von 55 bis 70 Grad nach Fahrenheits Thermometer; und c) der Zugang der reſpirabeln Luft. Der beſte Fruchtwein iſt der, welchen man aus dem ausgepreßten Safte der Weintrauben oder aus dem Moſte erhält, und welcher daher immer ſchlechtweg Wein genannt wird. Da nun der Zuckerſtoff des Pflanzenreichs es nur allein iſt, welcher die Weingährung erleiden kann, ſo muß auch der Wein deſto geiſtreicher, angenehmer,

beſſer und vollkommener ſein, je ſüßer der Moſt iſt. Den ſüßen Moſt gewinnt man unter den wärmern und heißen Himmelsſtrichen in nicht ſehr regnigten Jahren auf mehr trocknem, ſteinigen, kalkigem und ſandigem Boden, worin die Trauben zeitig reif werden. Angenehmer und beſſer aber wird der Wein, je ſorgfältiger man das Auspreſſen der Trauben vornimmt und je weniger von den Kämmen, Schalen oder Häuten und Kernen mit ausgepreßt wird. Am vollkommenſten endlich erhält man den Wein, wenn der zuerſt gelinde gekelterte Moſt von dem nachher ausgepreßten Moſte abgeſondert wird, für ſich allein die Gährung macht und in beſondere Fäſſer ausgefüllt wird. Unter gleichen Bedingungen verändert ſich in mehrern heißen Ländern der zuckerſüße Saft verſchiedener Palmarten durch die Gährung zum Palmwein, und der ausgepreßte Saft des Zuckerrohrs zum Vin de Canne. Aus Roſinen läßt ſich wegen des in ihnen befindlichen Zuckerſtoffs durch Einweichen mit der gehörigen Menge Waſſer oder Wein durch Gährung der Roſinenwein (Vinum passum der Alten) verfertigen; wenn z. B. auf 20 Pfund reingeleſene abgeſtielte Roſinen 8 Pfund Farinzucker, 50 Kannen Landwein genommen, nach 3 Tagen 40 Tropfen zerfloſſenes Weinſteinſalz und gleich darauf 30 Tropfen Vitriolöl dazu gemengt, die Maſſe in ein Faß gefüllt und gut zugeſpündet wird. Das Faß ſetzt man nach ſtarkem Hin- und Herſchütteln an einen gemäßigt warmen Ort, verſtattet daſelbſt dem Gemenge noch einige Zeit den gehörigen Zugang der Luft, ſetzt nach 4 Wochen abermals 4 Pfund und nach 6 Wochen wieder 4 Pfund Farinzucker zu und läßt dieſe Maſſe 8—10 Wochen die Weingährung machen. Dann wird dieſer Wein von den Hefen abgefüllt, mit Hauſenblaſe geſchönt und in Flaſchen oder einem andern Faſſe aufbewahrt. Zum Aepfelweine nnd Birnweine, oder dem eigentlich ſogenannten Cider (Vinum pomaceum) nimmt man vollkommen reifes, reines, nicht durch Fäulung angegriffenes Herbſt- oder Winterobſt, befreit daſſelbe von Schalen und Kernen zerſtampft oder mahlt es auf der Weinmühle, preßt den Saft aus und läßt denſelben wie den Traubenſaft gähren. Stärker wird der Wein daraus, wenn man den ausgepreßten Saft erſt durch's Gefrieren vom überflüſſigen Waſſer befreiet, aber auch noch Zucker zugeſetzt. Schwächern und ſchlechtern Cider aber erhält man, ſobald, anſtatt den Saft aus dem Obſte anzuwenden, daſſelbe blos zerquetſcht und mit Waſſer übergoſſen, oder auch mit Waſſer zum dünnen Brei gekocht, und dann mit Waſſer mittelſt eines hinzugeſetzten Gährungsmittels, z. B. Hefen, abgegohren wird. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß jede Sorte Obſt für ſich allein bleiben muß. Auf ähnliche Weiſe läßt ſich aus den Möhren, Pflaumen, Kirſchen, Schlehen, Quitten, Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren ein weinartiges Getränk bereiten. Der eigentliche Cider- oder Fruchtwein wird in Deutſchland nur wenig, in England und Frankreich aber häufig gemacht, und man behauptet, daß die Einwohner der Normandie die Erfinder des Ciders geweſen ſind, weil ſie wegen ihres kalten Himmelsſtriches wenig oder gar keinen Weinbau treiben können. Mäßig genoſſen, iſt der Cider der Geſundheit keinesweges nachtheilig, im Uebermaß genoſſen aber um ſo mehr, da er ſehr berauſcht. X.

Cigarro nennt man künſtlich zuſammengedrehte Röllchen feinen Rauchtabaks, welche von einer Seite angezündet und von der andern entweder unmittelbar in den Mund genommen, oder in ein kleines Mundſtück geſteckt, abgeraucht werden. Es gehörte dazu urſprünglich eine beſondere Art Tabak, welche auf der Inſel Cuba erbaut ward.

Hernach nahm man auch andere amerikaniſche Blätter dazu. Von Amerika kam ihr Gebrauch nach Spanien, nach Frankreich, nach Deutſchland, und iſt jetzt, als ein in guten Geſellſchaften erträglicheres Rauchen, ziemlich allgemein verbreitet. Die feinſten Sorten kommen von der Havannah, daher Havannah-Cigarren genannt.

Cignani (Carlo), ein berühmter Mahler, geboren zu Bologna im J. 1628. Er war ein Schüler Albano's. So leicht er neue Werke unternahm, ſo ſelten war er zufrieden genug damit, um ſie für beendigt anzuſehen. Seine Flucht nach Aegypten war das Werk von ſechs Monaten. Er verſtand zu componiren wie die Caracci, und ſeine Figuren auf eine Weiſe zu vertheilen, daß ſeine Gemählde größer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Seine ſchönſten Frescoarbeiten ſind zu St. Michael in Bosco, in von Engeln getragenen Ovalen und in dem Saale des Palaſtes, wo er König Franz I. von Frankreich darſtellte, wie er die Kröpfe heilt. Zu Parma mahlte er in dem herzoglichen Garten mehrere Anſpielungen auf die Liebe, welche durch die Mahlereien Auguſtin Caracci's nichts verlieren. In ſeiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den ſchönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andere Ideen dieſes Meiſters nachgeahmt; aber außerdem iſt er allenthalben in der Zeichnung der Nacheiferer Correggio's. Er bringt nicht ſo oft Verkürzungen an, wie die Lombarden, und in ſeinen Umriſſen und Drapperien hat er eine ihm eigenthümliche Vollendung. Sein Pinſel iſt kräftig und ſein Colorit lebhaft. Clemens XI. erwies ihm verſchiedene Ehrenbezeigungen. Cignani ſtarb zu Forli 1719. Seine Werke ſind von mehreren Meiſtern geſtochen worden. Von ſeinen Schülern waren die vorzüglichſten Creſpi, Franceschini, Quaini, der Graf Felix Cignani, ſein Sohn, und der Graf Paul Cignani, ſein Neffe.

Cilicien hieß das Küſtenland, welches ſich von Pamphilien bis Syrien erſtreckte, und im Norden vom Taurus begrenzt wurde. Die Bewohner der Küſten machten ſich als Seeräuber furchtbar, und beunruhigten ſelbſt das Aegäiſche und ioniſche Meer. Die nördlichen Einwohner lebten zum Theil nomadiſch, die öſtlichen vom Ackerbau. Die Geſchichte Ciliciens iſt uns wenig bekannt; hin und wieder werden Könige unter dem Titel: Syenneſis genannt. Durch Alexander war Cilicien eine macedoniſche, dann eine ſyriſche, und durch Pompejus Sieg über die Seeräuber zum Theil eine römiſche Provinz; ganz beſiegt ward es erſt unter Veſpaſian.

Cilicium wird ein in Cilicien verfertigtes rauhes Gewand aus Bockshäuten, das die Einſiedler zur Fleiſcheskreuzigung auf dem bloßen Leibe tragen; dann auch in den Klöſtern ein handbreiter und verhältnißmäßig langer, aus dünnem Drahte geflochtener Gürtel, an deſſen jedem Gliede aber der Drath abgeſchnitten und ſpitzig iſt, wie eine Stecknadel, welche Spitzenſeite inwendig an den Leib kommt, genennt; er wird zur Büßung getragen.

Cimabue (Giovanni), der Wiederherſteller der Mahlerkunſt in den neuern Zeiten, war 1240 zu Florenz geboren, und entſagte den Studien für die er beſtimmt war, um ſeiner natürlichen Neigung zur Mahlerei zu folgen. Zwei griechiſche Meiſter, welche vom Senat nach Florenz berufen worden, um eine Capelle in der Kirche di Santa Maria Novella zu mahlen, waren ſeine erſten Lehrer. Obgleich dieſe Meiſter ungeſchickt waren in der Führung des Pinſels, ſo lehrten ſie ihn doch nach einer alten Ueberlieferung die Verhältniſſe, welche die griechiſchen Künſtler in der Nachahmung der menſchlichen Formen beobach-

tet hatten. Aufmerkſam auf ihren Unterricht, befleißigte ſich Cimabue beſonders des Studiums der ſchönen antiken Statuen; nicht mindern Fleiß widmete er den alten Sprachen. So erwarb er ſich den Ruf eines eben ſo gelehrten Literators als geſchickten Mahlers. Gewiß verdiente der Werth eines Künſtlers anerkannt zu werden, welcher zuerſt den Mahlern, die ihm nachfolgen ſollten, die Elemente des ſchönen Ideals zeigte, deſſen Andenken mehrere Jahrhunderte der Unruhen und des Unglücks ausgelöſcht hatten; jedoch findet man in den Werken Cimabue's nicht jene harmoniſche Anordnung in Vertheilung des Lichtes und Schattens, welche das ſogenannte Helldunkel bildet; ſeine Farbe iſt trocken, flach und kalt; die Umriſſe ſeiner Figuren durchſchneiden ſich auf einem blauen, grünen oder gelben Grunde, nach der Wirkung, die er beabſichtigte. Cimabue hatte keine Idee von der Linear- und Luftperſpective; ſeine Gemählde ſind eigentlich nur einfarbig. Aber dieſe Fehler, welche der Kindheit der Kunſt zuzuſchreiben ſind, werden durch die höchſten Schönheiten vergütet. Ein großer Styl, ſtrenge und wahre Zeichnung, natürlicher Ausdruck, edle Gruppen und ſchöner Faltenwurf: darin im Allgemeinen beſteht das Verdienſt dieſes großen Meiſters. Seine Werke erinnern am vollkommenſten an die berühmten Gemählde des Alterthums. Sein Talent iſt gleichſam das Band zwiſchen der alten und neuen Mahlerei. Cimabue übte mit gleichem Erfolg die Glas- und Frescomahlerei und die Architektur. Durch ihn ward die Bahn gebrochen, auf welcher die ihm folgenden Mahler die Kunſt zur Vollkommenheit brachten. Dann traten nach und nach auf Maſſacio, Pietro Perugino, Giovanni Bellino, Leonardo da Vinci, Tizian, Michel Angelo und Rafael.

**Cimaroſa** (Domenico), ein berühmter Componiſt, geboren zu Neapel 1754. Nachdem er den erſten muſikaliſchen Unterricht von Sacchini empfangen, trat in das Conſervatorium von Loretto, wo er die Grundſätze der Schule Durante's einſog. Er ſtudirte ſo eifrig, daß er ſchon früh ſeine Kunſt vollkommen inne hatte, und nachher ſeine Ueberlegenheit in einer Menge von Werken, beſonders in dem Sacrificio di Abramo und der Olimpiade, glänzend beurkunden konnte. Studium und Genie waren in ihm verbunden. Er war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, als er ſich ſchon vielfältigen Beifall auf den Haupttheatern Italiens erworben hatte. Sein Ruf ſtieg von Tag zu Tage. Cimaroſa ward nach Rußland und an mehrere deutſche Höfe berufen, um hier heroiſche und komiſche Opern zu componiren, und beſonders in letzteren zeichnete er ſich durch Schwung, Originalität und Lebendigkeit der Ideen und durch eine große Kenntniß der Bühne aus. Wenige Componiſten haben eine größere Menge von jenen glücklichen Motiven erfunden, die nach dem Ausdrucke der Italiener, di prima intenzione ſind, und dieſe Fülle der Phantaſie hat zu der Behauptung Anlaß gegeben, ein Finale von Cimaroſa könne Stoff zu einer ganzen Oper hergeben. Mehrere ſeiner Opern glänzen nicht minder durch den Reichthum des Accompagnements, als durch die Reinheit und Anmuth des Geſanges. Er hat über 120 Opern geſetzt, von denen viele noch häufig auf den Haupttheatern von Europa gegeben werden. Unter ſeinen Opere serie ſind die berühmteſten, außer den oben genannten: Penelope; gli Orazii e Curiazii; Artaserse und Artemisia di Venezia, welche letztere ihn der Tod nicht ganz beendigen ließ; unter ſeinen Opere buffa aber: L'Italiana in Londra; l'Amor costante; le trame deluse; l'Impresario in angustie; il Pittor parigino; i nemici generosi; l'Imprudente fortunato; il Credulo; la

ballerina amante; Giannina e Bernardone und ſeine letzte, il Matrimonio per raggiro. Keine von allen aber erregte einen allgemeinern Enthuſiasmus, als il Matrimonio segreto. Als Menſch war Cimaroſa eben ſo liebenswürdig, wie er als Künſtler groß und beſcheiden war. Gretry, der von Napoleon über den Unterſchied zwiſchen Cimaroſa und Mozart gefragt wurde, antwortete: Cimarosa met la statue sur le théâtre et le piédestal dans l'orchestre, au lieu que Mozart met la statue dans l'orchestre et le piédestal sur le théâtre. Cimaroſa ſtarb zu Venedig im J. 1801.

**Cimbern oder Cimmerier** waren das älteſte deutſche Volk, welches die Griechen kennen lernten. Dies geſchah bald nach dem trojaniſchen Kriege, wo die Cimbern aus ihren Wohnplätzen in der Crimm und europäiſchen Tatarei in Klein-Aſien einfielen. Damals mußten die Scythen vor den Maſſageten von der Oſtſeite des caſpiſchen Meeres weichen und zogen ſich weſtlich gegen die Cimmerier. Dieſe waren unſchlüſſig, ob ſie nach dem Willen ihrer Könige ſich den Ankömmlingen mit gewaffneter Hand widerſetzen, oder ob ſie, wie eine andere Partei rieth, ihnen weichend auswandern ſollten. Es kam zwiſchen ihnen zu einem Treffen, in welchem die königliche Partei unterlag. Nachdem man die Todten am Tyrus (Dnieſter) begraben, wo Herodot noch ihre Grabmähler ſah, floh die geſchlagene Partei um die Nord- und Oſtſeite des Pontus herum und fiel in Aſien ein, wo ſie den Griechen bekannt wurden; der andere Theil zog an die Weichſel und noch weiter zurück. Es blieb unter den Griechen nichts als die Sage von dieſen Cimmeriern übrig, daß ſie nordweſtlich gezogen. Daher hielten die Griechen, als ſie in den nordweſtlichen Ocean kamen, die dortigen Völkerſchaften für Cimmerier, und aus demſelben Grunde bekamen ſpäter Holſtein, Schleswig und Jütland den Namen der cimbriſchen oder cimmeriſchen Halbinſel. Homer fand eine Sage vor, welche die Cimmerier in den wilden Höhlenbewohnern um den Avernus ſuchte, welche in ewiger Finſterniß wohnen ſollten; und Pytheas hielt eine Menſchengattung, die er auf der däniſchen Halbinſel fand, für dieſe Cimmerier. Dieſe Fabeln dienten nur dazu, Verwirrung in die Geſchichte zu bringen. Die wahren Cimmerier waren nie ſo weit nach Norden hinaufgekommen, ſondern wohnten an der Weichſel, von wo ſie unter dem Namen der Cimbern, gemeinſchaftlich mit den Teutonen, den fürchterlichen Einfall gegen Italien ausführten. Im J. Roms 640, als die Römer ſchon Herren von einem Theile der öſtlichen Alpen im heutigen Krain, Iſtrien u. ſ. w. waren, und ſich in Dalmatien und Illyricum längs der Küſte feſtgeſetzt hatten, erſchien plötzlich ein ungeheurer Haufe fremder Völker, welche den Conſul Papirius Carbo im heutigen Steiermark völlig ſchlugen, aber ſtatt nach Italien einzudringen, auf der Nordſeite fortzogen und bald darauf in Verbindung mit den Tigurinern in das Gebiet der Allobroger einfielen. Die Römer ſtellten ihnen zwei Armeen unter dem Conſul L. Caſſius und unter M. Aurelius Scaurus entgegen, aber beide wurden geſchlagen, jener von den Tigurinern, dieſer von den Cimbern. Doch auch jetzt zogen die Sieger nicht nach Italien, ſondern überſtrömten Gallien in drei Haufen, Teutonen, Cimbern und Ambronen. Zwei neue Heere, mit welchen der Conſul C. Manlius und der Proconſul Q. Servilius Cäpio ihnen entgegeneilten, wurden jenſeit des Rhodanus ebenfalls geſchlagen. Die Römer verloren, nach Aëtius Angabe, 80,000 Mann. Während Rom ſeine letzte Hoffnung in der Noth auf Marius ſetzte, durchzogen die Barbaren das übrige weſtliche Europa.

Gallien ward hart mitgenommen; die Iberier und Belgier aber ſchlugen ſie zurück. Nun ward der Einfall nach Italien beſchloſſen. Er ſollte von den Teutonen und Ambronen auf der Weſtſeite der Alpen, von den Cimbern und Tigurinern auf der Oſtſeite geſchehen. Nachdem Marius die erſten durch drei volle Jahre erwartet und ſeine Truppen an ihren Anblick gewöhnt hatte, ſchlug er (im J. R. 651) an zwei Tagen, am erſten die Ambronen, am zweiten die Teutonen, bei Aix in Provence, vollkommen. Die Cimbern, welche indeß an der Etſch dem Conſul Catulus glücklich Trotz geboten hatten, wurden muthlos bei dieſer Trauerbotſchaft. Erſt, als man ihr Verlangen, ihnen Land einzuräumen, abgeſchlagen hatte, wagten ſie (im J. R. 653) eine Schlacht, die ſie gänzlich verloren. Die zerſtreuten Cimbern und Teutonen verſchwinden ſeitdem aus der Geſchichte; wahrſcheinlich vereinigten ſie ſich mit andern deutſchen Völkern. Ein Theil von ihnen war mit dem Gepäck in Belgien zurückgeblieben. Das ſind die Aduatici. — Erſt ſpäter erkannten die Römer in den Cimbern ein deutſches Volk. Lange hielten ſie ſie, durch ihren Anblick verführt, für Celten. Das celtenartige Aeußere der Cimbern aber läßt ſich dadurch erklären, daß ſie ſich auf ihrem Zuge von der Donau und den Carpathen mit Celten verbunden und vermiſcht hatten.

Cimon, der Sohn des berühmten Miltiades und der Hegeſipyle, der Tochter des traciſchen Königs Olorus, genoß, nach Plutarch, einer ſehr vernachläſſigten Erziehung und überließ ſich in ſeiner Jugend allen Arten von Ausſchweifungen. In dem perſiſchen Kriege aber fing er an, ſich bekannt zu machen, und als Themiſtokles vorgeſchlagen hatte, die Stadt zu verlaſſen und ſich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erſchien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum ſeines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er ſich zur Flotte begab. Er zeigte viel Muth in der ſalaminiſchen Schlacht. Ariſtides, der ihn bemerkte, ſchloß ſich ſeitdem an ihn an, indem er ihn für geſchickt hielt, dem gefährlichen Einfluſſe des Themiſtokles Schranken zu ſetzen. Als die Athenienſer in Verbindung mit den übrigen Griechen eine Flotte nach Aſien ſandten, um die dortigen griechiſchen Colonien von dem Perſerjoche zu befreien, gaben ſie Ariſtides und Cimon das Commando derſelben. Als bald darauf Ariſtides nach Athen zurückkehrte, ward Cimon Oberbefehlshaber der geſammten griechiſchen Seemacht. Er that ſich durch mehrere glänzende Unternehmungen in Thrazien hervor, ſchlug die Perſer an den Ufern des Strymon, und bemächtigte ſich des Landes, wo die Athenienſer Amphipolis gründeten. Er eroberte die Inſel Scyros, deren Bewohner Seeräuberei trieben, und gründete daſelbſt eine athenienſiſche Colonie. Hier fand er Theſeus Gebeine, und brachte ſie in Pomp nach Athen, wo dieſem Heroen zuerſt ein Tempel erbaut wurde. Darauf ging er mit bedeutender Macht nach Klein-Aſien ab, unterwarf alle Städte an der Küſte und zog der perſiſchen Flotte unter Tithauſtres, welche vor der Mündung des Eurymedon lag, entgegen. Die Perſer, obwohl an Zahl überlegen, wagten nicht, die Schlacht anzunehmen, ſondern fuhren den Fluß hinauf, um ſich unter den Schutz ihrer Landarmee zu begeben. Cimon, der ihnen folgte, griff ſie an, und nahm oder zerſtörte ihnen mehr als zweihundert Schiffe. Darauf landete er, und griff ihr Heer an, das er in völlige Unordnung brachte. Dieſe beiden, an einem Tage erfochtenen Siege, ſetzten Xerxes in Schrecken, und führten den

Frieden herbei. Cimon, der nach Athen zurückkehrte, zeigte ſich nicht minder groß im Frieden als an der Spitze der Armee. Er ließ die Verzäunungen um ſeine Felder und Gärten wegnehmen, damit ein Jedes nehmen könne, was ihm beliebte. Sein Tiſch war für alle Bürger ſeiner Curie gedeckt; er erſchien öffentlich nie anders als von einigen Sclaven mit Kleidern begleitet, die er den Dürftigen austheilte; er ſchmückte die Stadt mit prächtigen Spaziergängen, ließ den Marktplatz mit Platanen bepflanzen, verwandelte die Akademie in den herrlichſten Garten von Athen, und alles auf ſeine Koſten. Dieſe Freigebigkeit war um ſo leichter, da ſie nicht aus Schmeichelei gegen das Volk geſchah, denn er war dem Themiſtokles, und ſpäter dem Perikles und Ephialtes, welche die Macht des Volkes zu vergrößern ſuchten, ſtets entgegen. Sein Hauptbeſtreben war, ein gutes Einverſtändniß zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern zu erhalten, von welchen letztern er geliebt ward, und die er nachzuahmen ſuchte. Als gegen das Jahr 466 vor Chr. die Thaſier ſich empört hatten, ſchlug er ſie, nahm ihre Stadt, ſo wie die Goldminen, welche ſie auf dem benachbarten Continente hatten, und gründete die Stadt Amphipolis. Kaum war er nach Aſien zurück, als Perikles und andere Dämagogen ihn anklagten, daß er ſich durch die Geſchenke des Königs von Macedonien habe abhalten laſſen, dieſem Fürſten einen Theil ſeiner Staaten zu entreißen, obwohl man im Frieden mit ihm war. Das Volk aber verwarf eine ſo grundloſe Anklage. Da bei einem während der Unternehmung auf Thaſos ausgebrochenen Aufſtande der Heloten gegen die Lacedämonier Letztere bei den Athenienſern Hülfe ſuchten, ſetzte es Cimon durch, ihnen unter ſeinem Befehle Truppen zu ſenden, aber die Lacedämonier, welche den Wankelmuth der Athenienſer fürchteten, ſchickten dies Hülfscorps bald wieder zurück, welches ſehr übel aufgenommen wurde. Anderer Seits hatten Perikles und Ephialtes die Abweſenheit Cimons benutzt, um dem Areopag eine Menge Urtheile zu nehmen und dem Gerichtshofe der Heliaſten zu übergeben, wodurch die untern Volksclaſſen eine außerordentliche Gewalt erhielten. Cimon wollte bei ſeiner Rückkehr die Sachen auf den alten Fuß ſetzen; aber er konnte nicht dahin kommen, vielmehr benutzten die Häupter der Volksparthei das allgemeine Mißvergnügen über Cimon, ihn durch den Oſtracismus verbannen zu laſſen. Cimon begab ſich nach Böotien. Als bald darauf die Athenienſer nach Tanagra gerückt waren, um den von Delphi, das ſie von den Phocäern befreit hatten, zurückkehrenden Lacedämoniern den Durchzug ſtreitig zu machen, fand er ſich ein, um mit ſeiner Tribus zu fechten. Er foderte ſeine Freunde auf, durch ihr Betragen zu zeigen, wie grundlos die Beſchuldigung ſei, daß er die Lacedämonier begünſtige, und alle fielen, indem ſie mit der größten Tapferkeit kämpften. Obwohl dieſe Schlacht zum Nachtheile der Athenienſer ausfiel, ſo ſetzten ſie doch den Krieg bis zum J. 456 vor Chr. fort, wo die gänzliche Unterwerfung der Heloten ihnen die Beſorgniß erregte, mit der ganzen Macht Lacedämons einen ungleichen Kampf einzugehen. Sie riefen Cimon zurück, der den Frieden abſchloß, zugleich aber, um der Thätigkeit der Athenienſer Nahrung zu geben, eine Expedition gegen Aegypten und Cypern beſchließen ließ. Mit zweihundert Schiffen ging er nach Cypern und ſchickte von da ſechzig nach Aegypten. Er belagerte darauf die Stadt Citium, ſtarb aber noch vor der Einnahme, und nach ſeinem Tode zogen ſich die Athenienſer zurück. Athen verlor in ihm einen ſeiner ausgezeich-

netſten Bürger. Die Volkspartei, der er widerſtanden hatte, gewann nunmehr das Uebergewicht und führte den Staat ſeinem Untergange entgegen.

Cincinnatus (Lucius Quinctius), einer der edelſten Römer aus den älteſten Zeiten des Freiſtaats, eben ſo ausgezeichnet durch Heldenthaten, als durch Edelmuth, Genügſamkeit und Uneigennützigkeit, wurde im J. 460 vor der chriſtlichen Zeitrechnung (294 nach Roms Erb.) zum Conſul gewählt. Die Abgeſandten, die ihm die Nachricht davon überbrachten, trafen ihn auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, bedauerte aber unter Vergießung häufiger Thränen, daß nunmehr ſein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde, verwaltete das Conſulat uneigennützig und ruhmvoll, ſchlug es aber, als es ihm auf das nächſte Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher, um den unglücklichen Krieg gegen die benachbarten Aequier zu endigen, die Dictator auf ſechs Monate. Auch hier fanden ihn die Boten hinter dem Pfluge, und erſtaunten über die Frugalität des großen Mannes. Sogleich zog er dem eingeſchloſſenen Conſul Minutius zu Hülfe, überfiel die Feinde bei Nacht, nahm ihr ganzes Heer gefangen, und theilte die Beute unter ſeine Soldaten aus, ohne mehr für ſich zu behalten, als eine goldene Krone, die ihm ſein Heer aus Dankbarkeit ſchenkte. Schon nach ſechzehn Tagen legte er, nachdem er einen Triumph gefeiert, ſeine Würde nieder, und kehrte in die ländliche Ruhe zurück. Allein noch im hohen Alter erhielt er die Dictatorwürde nochmals, um der Herrſchaft des unruhigen und gefährlichen Spurius Mälius ein Ziel zu ſetzen. Er traf die wirkſamſten Vorkehrungen, und zerſtreute, als der Aufrührer durch einen gewiſſen Ahala umgebracht worden war, deſſen zahlreiche Anhänger durch Beharrlichkeit und Nachdruck. So wurde dieſer erhabene Mann zweimal Retter ſeines Volks, das ihn als Vater verehrte.

Cinna (Luc. Cinna), ein Anhänger des Marius, der, als Sylla durch die Achterklärung des Marius ſich verhaßt gemacht hatte, das Conſulat erlangte, und dieſen, der eben als Proconſul nach Aſien abgehen wollte, anklagte, daß er den Staat ſchlecht verwaltet habe. Sylla fand es nicht rathſam, ſich auf dieſe Klage zu ſtellen. Als Cinna darauf ein neues Geſetz zu Gunſten der Bundesgenoſſen gewaltſam durchſetzen wollte, kam es zwiſchen ſeiner Partei und der Partei des Senats, an deren Spitze Octavius, der andere Conſul, ſtand, auf dem Markte zu einem blutigen Gefechte, in welchem Cinna und die Seinigen beſiegt, und nach einem Verluſte von 10,000 Todten aus der Stadt vertrieben wurden. Cinna floh zu den Bundesgenoſſen, brachte 30 Legionen zuſammen, rief die Geächteten, und unter dieſen auch Marius zu ſich, bemächtigte ſich Roms, das ihm nicht widerſtand, und trat dem ſchrecklichen Plane des Marius bei, alle Senatoren, die dem Volke entgegen waren, zu ermorden. Dies Blutbad dauerte fünf Tage. Auch für das folgende Jahr behielt er nebſt Marius eigenmächtig das Conſulat. Jetzt aber erſchien Sylla. Cinna wollte ihm entgegenziehn, allein ſeine Soldaten weigerten ſich, ihm zu folgen, überfielen und mordeten ihn. — Cinna (Cornelius), ein Enkel des Pompejus, war das Haupt einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Auguſtus, der ihm aber auf das großmüthigſte verzieh und ſelbſt das Conſulat übertrug. Cinna war darauf dem Kaiſer bis an ſeinen Tod mit unverbrüchlicher Treue ergeben.

**Cino da Piſtoja**, ein berühmter italieniſcher Rechtsgelehrter und Dichter, war 1270 zu Piſtoja geboren. Der Name ſeiner Familie war Sinibuldi oder Sinibaldi, ſein eigener Name aber Guittone, aus deſſen Diminutiv Guittoncino die Florentiner durch Abkürzung Cino machten. Er begann ſeine Studien in ſeinem Vaterlande und endigte ſie in Bologna, wo er das Baccalaureat erhielt. Dieſer Grad reichte hin, um das Richteramt verwalten zu können. Cino ſtand demſelben zu Piſtoja bis 1307 vor, zu welcher Zeit die zwiſchen den Weißen und Schwarzen ausgebrochenen blutigen Streitigkeiten ihn zur Flucht nöthigten. Er ging anfangs zu einem Freunde auf der Grenze der Lombardei, der wie er von der Partei der Weißen war, und deſſen Tochter, Namens Selvaggia, ihm eine wirkliche oder blos dichteriſche Liebe eingeflößt hatte. Dieſe Selvaggia war es, die er in ſeinen Verſen beſang. Sie ſtarb gegen dieſe Zeit. Cino reiſete darauf durch die Lombardei und Frankreich, und verweilte einige Zeit zu Paris. Er war vor 1314 wieder in Italien. Denn in dieſem Jahr gab er zu Bologna ſeinen Commentar über den Coder heraus. Er hatte dieſes Werk in zwei Jahren geſchrieben, was in Rückſicht auf ſeinen Umfang und auf die Schwierigkeit der abgehandelten Materien allgemeine Bewunderung erregte. Er ward dafür noch in demſelben Jahre zum Doctor der Rechtsgelehrſamkeit creirt. Mehrere Univerſitäten ſtritten um ſeinen Beſitz. Drei Jahre lebte er zu Treviſo, länger zu Perugia, wo der berühmte Bartolo ſein Schüler war. Ob er auch, wie Einige behaupten, zu Bologna, Siena und ſelbſt zu Paris gelehrt habe, iſt zweifelhaft; dagegen iſt es gewiß, daß er 1334 unter den Profeſſoren der Univerſität von Florenz war. Er unterrichtete im Civilrechte. Falſch iſt es, daß Petrarca und Boccaccio ſeine Schüler geweſen. Cino war 1336 nach Piſtoja zurückgekehrt, als er erkrankte und entweder noch in demſelben Jahre oder zu Anfang des folgenden ſtarb. Sein Commentar übertraf Alles, was in der Art bisher erſchienen war, und wurde mehrere Male gedruckt. Als italieniſcher Dichter gehört Cino zu den beſten in jener frühen Zeit. Von allen Vorgängern des Petrarca iſt er demſelben am ähnlichſten. Seine Gedichte wurden zum erſten Male 1558 zu Rom von Pilli herausgegeben. Später ſind ſie zu Venedig mit einem zweiten Theile vermehrt erſchienen, den man jedoch für unächt hält. Die vollſtändigſte Ausgabe iſt von Ciampi (Florenz, 1812, 2. Aufl.) nebſt dem Leben des Dichters.

**Cinque Ports**, die Fünfhäfen. Unter dieſer Benennung werden gegenwärtig ſieben (unter Wilhelm dem Eroberer waren ihrer fünf) auf der engliſchen Küſte von Kent und Suſſex gegen Frankreich zu liegende Häfen verſtanden, die vor allen andern gegen Invaſionen zu ſichern ſind. Sie haben viele Freiheiten und einen beſondern Aufſeher, welcher den Titel führt the Lord Wader of the cinque ports und jährlich 3000 Pfund Gehalt hat (eine Sine Cure). Er hat außerdem Admiralitäts-Jurisdiction und iſt von den engliſchen Admiralen eximirt. Die Namen der ſieben Häfen ſind: Dover, Sandwich, Rumney, Haſtings, Winchelſea, Rye und Hithe.

**Circaſſien**, eine Landſchaft Aſiens, auf der nördlichen Seite des Caucaſus vom ſchwarzen bis zum caſpiſchen Meere. Die Einwohner nennen ſich ſelbſt Adige; von den Türken und Tataren werden ſie **Tſcherkas** (d. i. Straßenräuber), von den Arabern **Memalik**, von den Oſſeten, einem gleichfalls caucaſiſchen Volke, **Kaſach** genannt. Sie bewohnen die Diſtricte: 1. Groß-Kabarda; 2. Klein-Kabarda;

3. Beslen, an der größern Laba, welche ſich in den Kuban ergießt; 4. Temirgai am Schagwaſcha; 5. Abaſech, vornehmlich am Fluſſe Pſchaha; 6. Bſeduch, an den untern Gegenden des Chuaſch; 7. Hatukai; 8. Bſchana. Dieſe kräftige und kriegeriſche Nation könnte ſehr furchtbar werden, wenn ſie, ſtatt in verſchiedene Haufen getheilt und vielen kleinen Fürſten unterworfen zu ſein, unter Einem Oberhaupte vereinigt wäre. Der wichtigſte von den circaſſiſchen Stämmen des Kuban ſind die Temirgoï; ſie bewohnen mehr als vierzig befeſtigte Dörfer und können 2000 Mann ſtellen. Die Schagacki, unterhalb der türkiſchen Feſtung Anapa, haben einen Fürſten, der ehemals Schiffe auf dem ſchwarzen Meere hielt. Die Kabarda-Circaſſier verdienen den Namen einer halbcultivirten Nation. Sie bewohnen ein fruchtbares Land, das nördlich den Terek begrenzt, und unterſcheiden ſich von allen übrigen caucaſiſchen Völkern durch ihre Schönheit. Die Männer ſind von hohem Wuchs, regelmäßiger Bildung, und führen den Säbel unübertrefflich. Die Weiber ſind von zarten Formen, weißer Haut, dunklem Haar, regelmäßigem Geſicht, ſchlankem Wuchs, vollem Buſen. Sie gelten in den türkiſchen Harems als die vorzüglichſten Schönheiten. Der circaſſiſche Fürſt oder Edelmann, d. h. Jeder, der nicht dient und ein Pferd beſitzt, iſt ſtets mit Dolch und Piſtolen bewaffnet, und geht ſelten aus dem Hauſe ohne Säbel und Köcher. Ein Helm und ein Panzer bedecken ſeinen Kopf und ſeine Bruſt. Die ganze Kabarda ſtellt 1500 Edelleute oder Usden und 10,000 waffenfähige Bauern oder Knechte. Aber die Kabardinerfürſten reiben ſich unter einander durch ſtete Feindſeligkeiten auf. Der Boden der Kabarda iſt zum Ackerbau vortrefflich; doch iſt der Winter rauh und die Wärme nicht von langer Dauer. Die Einwohner vernachläſſigen die Geſchenke der Natur, namentlich die reichen Bergwerke, aus denen ſie köſtlichere Metalle als Eiſen und Kupfer, woraus ſie ihre Waffen verfertigen, ziehen könnten. Ein großer Theil des Reichthums der Circaſſier beſteht in ihrer Viehzucht, in Ziegen, Schafen, Rindern und Pferden. Sie verkaufen Wolle und Wachs. Ihre Pferde ſind ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Behendigkeit. Den Füllen von guter Race brennen ſie ein Zeichen ein. Sehr merkwürdig iſt ihr Feudalſyſtem. Der Unterthan iſt des Fürſten Eigenthum, wiewohl er ihn nicht verkauft, und dieſem zu jeden perſönlichen Dienſte verpflichtet; aber er zahlt keine Abgaben. Der Edelmann erhält die Ordnung unter dem Volke und leiſtet dem Fürſten Kriegsdienſte. Letzterer hält offene Tafel und jeder von denen, die Herden haben, trägt dazu bei. Die Ehen werden nach Reichthum und Geburt geſchloſſen. Gleich nach der Geburt eines fürſtlichen Kindes wird daſſelbe aus dem älterlichen Hauſe entfernt und einem Edelmanne zur Erziehung übergeben. Der Knabe wird unterrichtet im Jagen, Rauben und Kriegen, das Mädchen im Sticken, Nähen und Strohflechten. — Es beſteht unter den Circaſſiern ein Gaſtrecht, das ſie Kunadi nennen; für den Fremden, dem es zugeſagt worden, haftet ſein Wirth mit dem Leben. An einem Mörder nehmen die Verwandten des Ermordeten die Blutrache; kein Geld kann ſie verſöhnen. Sonſt waren dieſe Völker Chriſten; jetzt ſind ſie Mahomedaner, beobachten jedoch die Vorſchriften des Islam mit wenig Eifer. — Nach dem Verfalle des chazariſchen Reichs ſcheinen die Circaſſier den Arabern, Tataren und vielleicht auch den Georgiern unterthan geweſen zu ſein; gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts wurden ſie Vaſallen der Ruſſen. Czar Iwan Waſiliewitſch ſandte

(1565) eine kleine Armee unter dem General Daſchkow dem Temruk, einem circaſſiſchen Fürſten, zu Hülfe; nach dem Tode Iwans aber vernachläſſigte der ruſſiſche Hof dieſe entfernten Unterthanen, und ſie wurden den Chanen der Crimm zinsbar, bis ſie, der Mißhandlungen der Beamten müde, zu den Waffen griffen und eine Armee von 30,000 Mann überwanden. Gegenwärtig ſind ſie Rußland wieder unterworfen.

Circe, nach Einigen des Helios und der Perſes, einer Oceanide, nach Andern des Hyperion und der Aſterope Tochter und des Aetes Schweſter. Sie wohnte auf einer an der Weſtküſte Italiens gelegenen Inſel in einem Thale, wo ihr von polirten Steinen erbauter Palaſt auf einem freien Platze ſtand, um welchen durch ihre Zaubertränke gebändigte Löwen und Wölfe ſchweiften. Ihre Beſchäftigung beſtand im Weben, wobei ſie ſich mit Geſang ergötzte; ihre Dienerinnen waren vier Berg- und Flußnymphen. Als Ulyß auf ſeiner Irrfahrt auf ihrer Inſel gelandet war, ſchickte er den Eurylochus mit einem Theile der Mannſchaft aus, um die Gegend zu erkundigen. Sie kamen zum Palaſte der Circe, welche ſie aufnahm und mit Speiſe und Wein bewirthete. Der damit vermiſchte Zaubertrank aber raubte ihnen das Andenken an ihr Vaterland, worauf Circe ſie mit einem Stabe berührte und in Schweine verwandelte. Nur Eurylochus war durch vorſichtige Enthaltung von dem Zaubertranke der Verwandlung entgangen und benachrichtigte Ulyß von dem Vorfalle. Dieſer ging nun ſelbſt gerüſtet ans Land, um ſeine Gefährten zu befreien. Unterwegs begegnete ihm Merkur, lehrte ihn, wie er ſich vor dem Zauber verwahren ſolle, und gab ihm die Pflanze Moly, als Mittel, ſeine Gefährten zu befreien. So ausgerüſtet erſchien er bei der Circe, deren Tränke bei ihm wirkungslos blieben. Dem Rathe Mercurs zufolge rannte er ſodann mit ſeinem Schwerte auf ſie los, als wollte er ſie tödten. Sie aber warf ſich ihm zu Füßen, und fragte ihn, ob er Ulyſſes ſei, von dem ihr Mercur ſo viel Rühmliches geſagt habe. Als er dieſes bejahte, lud ſie ihn ein, in Liebe bei ihr zu verweilen. Er aber bewilligte dieſen Wunſch nur, nachdem ſie ihn mit heiligen Eiden beſchworen, ihm kein Leid zu thun, und ſeine Gefährten befreit hatte. Ulyſſes verweilte bei ihr ein ganzes Jahr und zeugte mit ihr zwei Söhne, den Adrius oder Agrius und den Latinus. Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ſie ihm, ihrem Verſprechen gemäß, daß er, um glücklich nach Hauſe zu kommen, zuvor in die Unterwelt gehen und den Tireſias um Rath fragen müſſe.

Circenſiſche Spiele hießen die Spiele, welche in den Circis, vornehmlich aber in dem Circus maximus gehalten wurden. (S. Circus.) Sie waren ſeit den früheſten Zeiten in Rom eingeführt. Schon Romulus feierte dergleichen dem Neptun zu Ehren. In der Folge ſtieg durch den Wetteifer der Aedilen die Pracht dabei immer höher, und unter den Kaiſern erreichte ſie endlich den Gipfel. Die vornehmſten unter den circenſiſchen Spielen waren die Ludi romani oder magni. Wie leidenſchaftlich das Volk von Rom dieſe Spiele liebte, beweiſet der bekannte Ausruf, der ſeine zwei größten Bedürfniſſe umfaßt: Panem et Circenses (Brot und circenſiſche Spiele)! — Im allgemeinen iſt von der Art dieſer Spiele folgendes zu bemerken. Die erſte Feierlichkeit war eine glänzende Prozeſſion. Nachdem die Bildſäulen der großen Götter nach dem Tempel des Jupiter auf dem capitoliniſchen Berge gebracht worden, nahm der Zug von dieſem Tempel ſeinen Anfang und ging über das Forum und Velabrum

in den Circus maximus. Die höchſte obrigkeitliche Perſon führte den Zug an. Vorauf wurde das Bild der Fortuna alata getragen. Dann kamen die Bilder des Jupiter, der Juno, Minerva, des Neptun, der Ceres, des Apollo, der Diana, und nach Julius Cäſars Tode auch das Bild dieſes vergötterten Römers, in der Folge vielleicht auch die Bilder der vergötterten Kaiſer, auf bedeckten prächtigen Wagen, welche von Pferden oder Maulthieren, Hirſchen, Rehen, Kameelen, Elephanten, auch wohl von Löwen, Panthern oder Tigern gezogen wurden. Dem prächtigen Götterzuge folgten Reihen von Knaben, deren Vater oder Mutter allein noch am Leben waren, und welche die beim Wettrennen zu gebrauchenden Pferde leiteten. Ihnen folgten die Söhne der Patricier von 15 — 16 Jahren, bewaffnet, theils zu Pferde, theils zu Fuß. Dann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die höheren voran, die niedern nach ihnen, und den Beſchluß machten der ganze Senat und die Söhne der Ritter zu Pferde und zu Fuß. Ihnen folgten die zum Wettfahren und Wettlaufen beſtimmten Wagen und Pferde, und die verſchiedenen Arten der Fechter, als Fauſtkämpfer, Ringer, Läufer, alle bis auf eine Bedeckung um die Hüften nackt. An dieſen Zug ſchloſſen ſich tanzende Männer, Jünglinge und Knaben, nach dem Alter in Reihen geordnet. Sie trugen violette Kleider, einen meſſingenen Gürtel, Schwerter und kurze Spieße, und die Männer noch überdieß Helme. Vor jeder Abtheilung ging ein Mann voraus, der die Wendungen des Tanzes angab. Ihnen folgte die muſikaliſche Begleitung. Dieſen ſchloß ſich ein Haufe als Silene und Satyrn gekleideter Perſonen an, welche, in rauhe Felle gehüllt und mit großen Blumenguirlanden in den Händen, allerlei ſcherzhafte Tänze aufführten. Ihnen folgte wieder eine Geſellſchaft von Muſikanten. Der ausgelaſſenen Freude folgte jetzt das Heilige. Zuerſt kamen die Camilli, Knaben, welche die Prieſter beim Opfer bedienten, dann die eigentlichen Opferdiener, nach dieſen die Haruſpices mit ihren Meſſern, womit ſie die Eingeweide der Opferthiere unterſuchten, und die Opferſchlächter, welche die geſchmückten Thiere zum Altar führten. Dieſen folgten die verſchiedenen Prieſtercollegien mit ihrer Dienerſchaft; zuerſt der Pontifex maximus und die übrigen Pontifices, dann die Flamines, darauf die Augurn, die Quindecimvirn mit den ſibylliniſchen Büchern, die veſtaliſchen Jungfrauen, dann die übrigen geringern Prieſterorden nach ihrem Range. Den Beſchluß machte ein Zug von Götterbildern, zuweilen auch ein Schaugepränge erbeuteter Schätze. Im Circus ging der Zug einige Mal um die Spina herum, worauf zum Opfer geſchritten wurde. Hatten dann die Zuſchauer ihre Plätze genommen, ſo begann die Muſik und die Spiele nahmen ihren Anfang. Dieſe waren: 1. Wettrennen, zu Pferde und zu Wagen. Sie waren ſo ehrenvoll, daß Männer vom höchſten Range daran Theil nahmen. Das ganze Wettrennen, wozu die Wettfahrer in 4 Factionen getheilt waren, beſtand aus 24 Miſſus und jeder Miſſus aus 7 Umläufen um die Metas. Jede Faction machte 6 Miſſus, 3 Vormittags und 3 Nachmittags. Jeder Miſſus betrug gegen $1\frac{1}{3}$ deutſche Meile, und konnte füglich in einer Stunde vollendet werden. Die Wagen waren ſehr leicht und gewöhnlich mit 2 oder 4 Pferden (neben einander) beſpannt; 2. gymnaſtiſche Kämpfe; 3. die ſogenannten trojaniſchen Spiele, Kampfſpiele zu Pferde, welche Aeneas zuerſt einführte, Julius Cäſar aber erneuerte; 4. Thiergefechte, in welchen entweder Thiere mit Thieren oder mit Menſchen (Verbrechern oder Freiwilligen) kämpften. Der Aufwand dabei war

oft ungeheuer; ſo gab Pompejus in ſeinem zweiten Conſulate 500 Löwen zu einem Thiergefechte her, welche nebſt 18 Elephanten in fünf Tagen getödtet wurden; 5. Nachahmung von Seegefechten, wozu der Circus unter Waſſer geſezt werden konnte.

Circumcellionen, ſ. Donatiſten.

Circumferentor, ein bei Landesvermeſſungen gebräuchliches mathematiſches Inſtrument, um Winkel mit Hülfe der Bouſſole zu meſſen, deſſen man ſich bedient, wenn keine genaue Richtigkeit erforderlich iſt.

Circumflex (῀ ^), im Griechiſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen ein Accentzeichen für die Dehnung einer Sylbe.

Circumvallationslinie iſt die Umſchanzung, womit diejenigen, welche eine Feſtung belagern, ihr Lager umgeben, um ſich gegen äußere Anfälle, gegen Entſatz zu ſichern, ſo wie Contravallationslinie die Umſchanzung heißt, womit das Lager gegen die Ausfälle der Feſtungsbeſatzung geſchüzt wird. Die Circumvallationslinie hat ihrer Beſtimmung gemäß die Front nach dem Felde zu. Da ſie außerhalb der Schußweite um die Feſtung laufen muß, ſo bekommt ſie einen Umfang, der ſowohl ihre Erbauung als ihre Vertheidigung ſchwierig macht. Daher findet ſie auch nur ſelten Anwendung. Man ſtellt lieber zur Deckung einer Belagerung ein eigenes Beobachtungscorps auf.

Circus hieß bei den Römern diejenige Art von Gebäuden, wo öffentliche Wettrennen zu Wagen und zu Pferde und andere Spiele des Fechtens und Ringens gegeben wurden. Der äußern Geſtalt nach waren ſie rechtwinklige Oblonga, nur daß die eine kurze Seite einen Halbzirkel machte. Sie waren ohne Dach. Der Eingang befand ſich in der geraden kurzen Seite. Inwendig waren zu jeder Hand ſechs Hallen (carceres), wo die Pferde und Wagen ihren Stand hatten. An den beiden langen und der gekrümmten Seite befanden ſich die ſtufenweis über einander erhöhten Sitze der Zuſchauer. Sie ruhen auf feſten Gewölben und unter ihnen war noch ein breiter Waſſergraben, Euripus genannt, um die wilden Thiere von den Zuſchauern abzuhalten. Innerhalb befand ſich ein offener Platz (arena), der mit Sand beſtreuet war, und wo die Schauſpiele gegeben wurden. Dieſer freie Platz war der Länge nach durch eine niedrige Mauer in zwei Hälften getheilt, welche Spina hieß. Sie war zwölf Fuß breit und ſechs hoch, und auf dem Rücken mit kleinen Tempelchen, Altären, Statuen, Obelisken, Pyramiden und kegelförmigen Thürmen geſchmückt. Von dieſen leztern, welche metae hießen, befanden ſich drei an jedem Ende Sie waren als Ziele aufgerichtet, um welche die Umläufe geſchahen. Bei der erſten Meta, der bogenförmigen Seite des Circus gegenüber, befanden ſich ſieben andere Säulen, welche entweder eine ovalrunde Geſtalt oder ovalrunde Kugeln (ova) auf ihrer Spitze hatten. Für jeden Umlauf, deren gewöhnlich ſieben geſchahen, wurde eine dieſer Kugeln herunter genommen. Von außen war der Circus mit Säulenreihen, Gallerien, Kramläden und öffentlichen Plätzen umgeben. — In Rom gab es dieſer Gebäude mehrere. Das größte von allen führte vorzugsweiſe den Namen Circus maximus. Dieſer lag in der elften Region der Stadt, von ihm ebenfalls Circus maximus genannt, und zwar auf dem Platze, wo Romulus die Spiele gab, während welcher die Sabinerinnen geraubt wurden. Tarquinius Priscus entwarf den Plan zu dieſem Baue, und einige begüterte Senatoren führten ihn aus. In ihm wurden die ludi magni oder megalenses angeſtellt,

die man den obern Gottheiten, dem Jupiter, der Juno, Minerva und dem Neptun zu Ehren feierte. Dionyſius von Halicarnaß gibt ſeine Länge auf 2187 Fuß, ſeine Breite auf 933⅓ Fuß an. Nach Plinius hatten auf den Sitzen 260,000, nach Aur. Victor 385,000 Menſchen Platz. Julius Cäſar hatte ihn erweitert und ausgeſchmückt, unter Nero brannte er ab und unter Antonius Pius ſtürzte er ein. Trajan bauete ihn wieder und Conſtantin legte die letzte Hand daran. Gegenwärtig ſind nur noch wenig Spuren von ihm übrig. — Am vollſtändigſten hat ſich unter allen der Circus des Caracalla, in der erſten Region der Stadt, erhalten. (Vergl. Circenſiſche Spiele.)

Cirkel. Ueber die Bedeutung dieſes Worts in der Mathematik, ſ. Kreis. — Ein Cirkel heißt ferner das bekannte Werkzeug, das zu allerlei Ausmeſſungen gebraucht wird. Es gibt davon vielerlei Arten. — Haar-Cirkel heißen ſehr genau verfertigte Cirkel, die mit Haaresſchärfe meſſen. — In der Logik wird die Benennung Cirkel bei Definitionen und Beweiſen gebraucht. In einer Definition iſt ein Cirkel, wenn man einen Begriff durch ſolche Begriffe deutlich machen will, welche ſchon die Erkenntniß deſſelben vorausſetzen, d. h. wenn das Definitum wieder als Merkmahl in der Definition vorkommt. Es kann dies geſchehen unmittelbar, durch ausdrückliche Worte, oder mittelbar, wenn der zu erklärende Begriff ſich unvermerkt in ein Merkmahl der Definition einſchleicht und bei der Zergliederung der Merkmahle, welche als der Probierſtein einer Definition anzuſehen iſt, wieder angetroffen wird. Im Beweiſe iſt ein Cirkel, wenn das, was erwieſen werden ſoll, ganz oder zum Theil, ſelbſt zum Beweisgrund angenommen wird.

Cis (Muſik), bezeichnet die zweite Stufe unſerer Tonleiter. Cis dur, diejenige Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Als Grundtonart eines Tonſtücks wird ſie nicht angewendet. Cis moll, die weiche Tonart, bei welcher der durch ein Kreuz erhöhete Ton c zum Grundton der weichen Tonart angenommen wird. Traulichkeit und Klage der unbefriedigten Liebe liegen in ihrem Umkreis. (S. Ton, Tonart.)

Ciſalpiniſche Republik. Dieſe ſchnell wieder erloſchene Republik erhielt ihre Entſtehung im J. 1796. Nach der Schlacht bei Lodi (10. Mai 1796) proclamirte Buonaparte am 20. Mai die Freiheit der Lombardei, und bildete aus dieſer die transpadaniſche, ſo wie aus Bologna und Ferrara die ciſpadaniſche Republik. Nach aufgehobenem Waffenſtillſtande zwiſchen Frankreich und Modena wurden zur ciſpadaniſchen Republik auch Modena und Reggio geſchlagen; und wenige Monate darauf (19. Febr. 1797) trat in den Frieden zu Tolentino der Papſt die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna, nebſt der Landſchaft Meſola an Frankreich ab. Alle dieſe Abtretungen wurden ebenfalls mit der ciſpadaniſchen Republik vereinigt, die am 17. März 1797 ihre Conſtitution und nun den Namen der ciſalpiniſchen Republik erhielt, auch am 9. Julius unter dieſem Namen proclamirt und von dem Kaiſer im Frieden zu Campo Formido (27. Oct. 1797) als eine unabhängige Macht anerkannt wurde. Für jetzt begriff dieſe Republik: die ehemalige öſterreichiſche Lombardei, die Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, die Stadt und Feſtung Mantua, das Mantuaniſche, Peſchiera, einen Theil der ehemaligen venetianiſchen Staaten, beſonders Verona und Rovigo, das Herzogthum Modena, das Für-

ſtenthum Maſſa und Carrara und die drei Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna. Ihre Grenzfeſtungen waren Mantua und Peſchiera. Allein da ſchon im Junius 1797 die Länder Veltlin, Worms und Cläven den Graubündnern den Gehorſam aufgekündigt hatten und die Vereinigung mit der cisalpiniſchen Republik wünſchten, ſo wurden wenige Tage nach dem Frieden von Campo Formio, am 22. October 1797, auch dieſe dazu geſchlagen. Die neue Republik beſtand nun aus 10 Departements und 771 Quadratmeilen mit 3½ Millionen Menſchen. Der Sitz der Regierung, welche 1. aus der geſetzgebenden Verſammlung der Volksrepräſentanten in zwei Räthen (dem Rathe der Alten von 80, und dem größern von 160 Mitgliedern), und 2. aus dem Directorium mit der höchſten Gewalt verſehen, beſtand, war Mailand. Ihre Kriegsmacht, franzöſiſche Truppen im Solde der Republik, beſtand aus 20,000 Mann. Ihre Verbindung mit Frankreich wurde durch eine, im März 1798 abgeſchloſſene, Of- und Defenſiv-Allianz, und einen Handelsvertrag noch feſter geknüpft. Dennoch ging die neue Republik ihrer Auflöſung ſchnell entgegen. Eine neue Conſtitution verdrängte die andere, bis endlich (im März 1799) der Krieg von neuem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ausbrach. Die cisalpiniſche Republik wurde durch die Siege des erſtern, in Gemeinſchaft mit den Ruſſen, erobert und aufgelöſet. Die Schlacht von Morengo (14. Junius 1800) bewirkte ihre Wiederherſtellung. Die Republik erhielt nun eine Staatsverwaltung (Conſulta) von 50, und einen Vollziehungsrath (Governo) von 9 Mitgliedern; auch wurde ſie am 6. Septbr. durch die Landſchaften Novareſe und Tortoneſe vergrößert, und in dem Definitivfrieden zu Lüneville am 9. Febr. 1801 von Oeſterreich anerkannt; nahm den 25. Jan. 1802 den Namen der italieniſchen Republik an und erwählte Buonaparte zu ihrem Präſidenten, und Franz Melzi d'Erile zum Vicepräſidenten. Sie wurde nun in zwölf Departements eingetheilt (zu welchem im J. 1803 ein dreizehntes, Verona, kam), die Departements aber in Diſtricte, jeder mit einem Hauptorte. Im J. 1805 (17. März) wurde dem franzöſiſchen Kaiſer durch eine Deputation der italieniſchen Republik die Würde eines Königs von Italien übertragen, am 31. März ſein Regierungsantritt feierlich verkündigt, und hierdurch die italieniſche Republik aufgehoben. (Vergl. Italien.)

Ciſeliren, mit dem Grabſtichel zierlich bearbeiten; bei den Gold- oder Silberarbeitern, getriebene Arbeit machen. Ciſelirſtich, der eingeſtochene Zickzack, welchen auf ſilberne Geräthſchaften der Oberälteſte als Probe ſticht.

Cisrhenaniſche Republik iſt diejenige von den ephemeren, beſonders im J. 1797 gebildeten Republiken, deren Exiſtenz nicht einmal allgemein bemerkt worden iſt. Da bereits eine cis- und transpadaniſche, cisalpiniſche und liguriſche Republik entſtanden war: da ſogar die rebelliſchen Matroſen auf der engliſchen Canalflotte des Lord Bridport, unter ihrem Anführer, dem Matroſen Parker, eine ſchwimmende Republik errichtet hatten; da man überhaupt in jenem Zeitpuncte die republicaniſche Regierungsform für die vollkommenſte hielt: ſo war es nichts Außerordentliches, daß auch einzelne Städte ſich in Republiken umzuſchaffen ſuchten. So traten mehrere am Rhein gelegene Städte, und namentlich Cöln, Aachen, Bonn, in eine Verbindung, erklärten ſich unter

franzöſiſchem Schutze für unabhängig, und proclamirten ſich im September 1797 als eine cisrhenaniſche Republik. Da indeß damals an dem, ſchon im October 1797 abgeſchloſſenen, Definitivfrieden zu Campo Formio gearbeitet, und in dieſem die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich als geheimer Artikel beſtimmt wurde, mithin die cisrhenaniſche Republik ohnehin an Frankreich fiel, und mit dieſem vereinigt wurde: ſo iſt dieſe cisrhenaniſche Republik, die man auch oft blos die cisrhenaniſche Conföderation nannte, kaum dem Namen nach bekannt werden.

Ciſterne, ein ausgemauertes Waſſerbehältniß zur Aufbewahrung des Regenwaſſers, vornehmlich an ſolchen Orten, wo das Brunnenwaſſer fehlt.

Ciſterzienſer heißt ein geiſtlicher Orden, der von ſeinem Stammkloſter Citeaux unweit Dijon, wo er 1099 entſtand, dieſen Namen führt und beſonders durch die Thätigkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux (ſ. d. Art.) hundert Jahre nach ſeiner Entſtehung ſchon zu 1800 reichen Abteien in verſchiedenen Ländern von Europa angewachſen war. Unter allen Orden, die der Regel Benedicts mit eigenen Zuſätzen folgen, hat keiner eine ſchnellere und größere Ausbreitung erlangt, als die Ciſterzienſer, die ſich nur dem beſchaulichen Leben der nach ihrer Regel ſehr anſtrengenden Kloſterandacht und Kaſteiung widmeten und bald durch eine bedeutende Anzahl Nonnenklöſter ihres Ordens verſtärkt wurden. Sie wußten ſich Befreiung von der biſchöflichen Aufſicht zu verſchaffen und bildeten einen ariſtokratiſch-republicaniſchen Mönchsſtaat. Ein hoher Rath, der aus dem Abte zu Citeaux als Generalſuperior, den Aebten zu Clairvaux, La Ferte, Pontigni und Morimond (ſämmtlich in Frankreich) und 20 andern Definitoren beſtand, und den anfangs jährlich, ſpäter in jedem dritten Jahre gehaltenen Generalcapiteln der Aebte und Prioren aller Ciſterzienſerklöſter verantwortlich war, regierte ſie unter unmittelbarer Oberaufſicht des Papſtes. In Frankreich nannten ſie ſich aus Achtung gegen den heiligen Bernhard Bernhardiner. Unter den von ihnen ausgegangenen Congregationen waren die Barfüßer oder Feuillans (ſ. d. Art.) und die Nonnen von Portroyal (ſ. d. Art.) in Frankreich, die Recollectinnen (verbeſſerte Ciſterzienſerinnen) in Spanien und die Mönche von La Trappe (ſ. Trappiſten) die merkwürdigſten. Der Reichthum und die Unthätigkeit dieſes ſonſt mächtigen Ordens bereitete ihm den Verfall. Viele Klöſter gingen ſchon vor der Reformation, noch mehr nach derſelben theils von ſelbſt ein, theils in andere Hände über. Das allgemeine Schickſal der geiſtlichen Orden in der Revolutionsepoche beſchränkte die Ciſterzienſer auf wenige Klöſter in Spanien, Polen, den öſterreichiſchen Staaten und in der ſächſiſchen Oberlauſitz, wo zwei reichbegüterte Nonnenklöſter dieſes Ordens, Marienſtern und Marienthal, noch jetzt in der beſten Blüthe ſtehen. Das Mönchskloſter Neuenzelle in der Niederlauſitz wurde im Februar 1817 von der preußiſchen Regierung, wie früher die berühmten Klöſter dieſes Ordens in Schleſien, gänzlich aufgehoben. Die Ciſterzienſer tragen weiße Kleidung mit ſchwarzem Scapulier. E.

Citadelle iſt eine, neben einer Stadt oder größern Feſtung auf einer dominirenden Höhe angelegte kleinere Feſtung oder Fort von 4, 5, 6 — 7 Bollwerken, entweder um dieſe zu beſchützen, oder auch um die Einwohner ſelbſt im Zaume zu halten. Das Fünfeck iſt im Allgemeinen die bequemſte und vortheilhafteſte Figur dazu.

Cithara, ein Saiteninſtrument der Alten, angeblich von Apollo erfunden. Aehnliche neuere Inſtrumente ſind die Guitarre, Laute und Cither.

Citiren, aufrufen, anführen, heißt beim ſchriftlichen und mündlichen Unterrichte, Jemand, einen Schriftſteller oder vielmehr einen Ausſpruch deſſelben, beſonders Stellen eines Buchs anführen (daher Citata, Citaten, angeführte Stellen). In dem gerichtlichen Verfahren heißt citiren, Jemand von Obrigkeits wegen zur Stellung vor Gerichte auffodern, vorladen; daher Citation (Ladung, Vorladung) dieſe Handlung der Obrigkeit, oder der richterliche Befehl, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſe Ladung geſchieht auf einen gewiſſen Termin, und ihr muß Jeder Gehorſam leiſten, der unter dem Richter, von welchem ſie ausgeht, wirklich ſteht, oder bei ihm ſeine Klage angebracht hat. In der Regel muß jeder Vorgeladene im bürgerlichen Prozeß bei der erſten Vorladung in Perſon erſcheinen, kann aber bei den folgenden Verhandlungen ſeinen Bevollmächtigten ſchicken. In Polizei- und Civilſachen wird immer perſönliche Gegenwart erfodert. Das Nichterſcheinen wird als Ungehorſam gegen die Obrigkeit beſtraft und mit manchen Nachtheilen belegt. Daher bei nothwendigen Hinderniſſen eine zeitige Entſchuldigung bei dem Richter nicht zu verabſäumen iſt. Die Ladungen ſind Verbalcitationen — d. h. wörtliche Auffoderungen — (und zwar mündlich durch einen Diener des Gerichts, oder durch ſchriftlichen Befehl des Richters bei Perſonen vornehmen Standes), oder Realcitationen (thätig), welche in der Abholung der zu ſtellenden Perſonen vor das Gericht beſteht, und mit Gewalt verbunden ſein kann, eine mit Verhaft verbundene Vorladung. Letztere tritt gewöhnlich dann ein, wenn eine verdächtige Perſon ſich nicht gutwillig auf die geſchehene Ladung geſtellt hat, oder in Criminal- und Polizeiſachen, in denen ſchnelle Entſcheidung nothwendig iſt, und viel Verdacht auf den Geladenen fällt. Da aber der Zweck der Citation das wirkliche Erſcheinen vor Gericht als Bedingung einer angeſtellten Unterſuchung iſt, ſo ſollte auch die dabei anzuwendende Gewalt ſich nicht weiter erſtrecken, als zu dieſem Zwecke nothwendig iſt. Man unterſcheidet unter den Verbalcitationen noch die Gemeine- oder Privatladung und die öffentliche oder Edictalcitation (ſ. Edict). Eine peremtoriſche Citation (citatio peremtoria) iſt eine endliche und entſcheidende Vorladung, welche im Vernachläſſigungsfalle Rechtsverluſt nach ſich zieht. T.

Citronen. Wegen ihres mannichfaltigen Gebrauchs iſt die Frucht des Citronenbaums ein wichtiger Handelsgegenſtand geworden. Wir erhalten ſie aus den ſüdlichen Ländern, wohin der Baum früher aus ſeinem Vaterlande Medien verpflanzt worden iſt. Sicilien allein verſendet jährlich an 30,000 Kiſten, deren jede 440 Stück enthält. Um die Fäulniß während des langen Transports zu vermeiden, nimmt man ſie vor ihrer völligen Reife ab. Daher haben auch die Citronen, welche zu uns kommen, nicht ihre vollkommene Süßigkeit. Man gebraucht von den Citronen ſowohl die Schale, welche man trocknet, als auch den Saft. Da dieſem Saft ein ſalzhaltiger Schleim beigemiſcht iſt, ſo verdirbt er ſehr leicht. Scheele hat die Entdeckung gemacht, die Citronenſäure abgeſondert von dem Schleime cryſtalliniſch zu erhalten. Der reine cryſtalliſirte Citronenſaft macht eine eigene vegetabiliſche Säure aus und iſt von vielfachem Nutzen in der Arzneikunſt, Oekonomie u. ſ. w. Als Heilmittel beweiſet ſie ſich beſonders durch ihre fäulnißhindernde, anti-

ſcorbutiſche, harntreibende, ſteinauflöſende Kraft, und iſt auch in anſteckenden Krankheiten von großem Nutzen. Das koſtbare Citronenöl, wovon das Bergamottenöl das beſte und theuerſte iſt, wird aus den friſchen Schalen gewonnen und iſt in den auf der Oberfläche befindlichen Bläschen enthalten.

**Ciudad Rodrigo**, eine wichtige Grenzfeſtung Spaniens gegen Portugal, in der Provinz Salamanca, mit 11,000 Einwohnern, welche ſich am 10. Juli 1810 nach tapferer Vertheidigung an die Franzoſen ergeben mußte. Sie liegt auf einer Höhe am rechten Ufer der Aguada, und hat eine doppelte Enceinte; die innere beſteht aus einer Mauer mit dünnen Wällen ohne Flanken, die äußere aus einer Fauſſe-Braye von ſchwachem Profil; an der Oſt- und Südſeite hat ſie halbe Monde, aber nirgend einen bedeckten Weg; 360 Schritt von der Stadt liegen die mit einem ſchlechten Erdwall umgebenen Vorſtädte, auf deren beiden Seiten zwei befeſtigte Klöſter (Franziskaner Klöſter nördlich, Dominicaner ſüdlich), das weſtlich gelegene Kloſter Heiligenkreuz ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtet; die Ebene um die Stadt wird im Norden durch zwei Höhen unterbrochen, den kleinen Teron (216 Schritt entfernt) und den großen (270 Schritt), auf welcher letztern ſich eine Redoute befand, die genommen ſein mußte, um die Belagerung beginnen zu können. Maſſena mußte zwar bei ſeinem Rückzuge aus Portugal dieſe Feſtung ihrem Schickſal überlaſſen, es gelang ihm indeß, ſie gehörig zu verproviantiren, worauf er nach Salamanca zurückging. Die Einſchließung erfolgte darauf durch die Britten unter Wellington am 8. Jan. 1812; die Nacht darauf ward die Redoute auf dem großen Teron geſtürmt, die Belagerer ſchnitten ſich dahinter ein; in der Nacht zum 14. ward heil. Kreuz genommen, der Feind machte am 14. einen Ausfall, drang bis in die Parallele, ward aber zurückgewieſen, in der Nacht zum 15. ward das Franziskanerkloſter geſtürmt, worauf der Feind die ganzen Vorſtädte verließ. Bis zum 19. war eine große Breſche in einen auf der nördlichſten Seite ausſpringenden Winkel, eine kleinere in einen alten Thurm weiter öſtlich gelegt; der Sturm erfolgte in der darauf folgenden Nacht. Die erſte Abtheilung rückte mittelſt in den Graben geworfener Heuſäcke (weil die Contreſcarpe unverſehrt war) gegen die große Breſche; durch Unterſtützung eines Regiments — welches auf der weſtlichen Seite in den Graben gedrungen in dieſem links fortgehend hier mit ihr zuſammentraf — gelang es ihr auch bald, den Breſchengipfel zu erſteigen, der Feind hatte aber dahinter einen Abſchnitt angelegt, der mit Hartnäckigkeit vertheidigt die Stürmenden aufhielt. Gleichzeitig mit dieſer war eine andere Diviſion vom Franciskanerkloſter aus auf dieſelbe Art durch den Graben und in die kleine Breſche gedrungen und hatte ſich innerhalb der Werke feſtgeſetzt; der hierdurch in Flanke und Rücken genommene Feind gab demnach die Vertheidigung jenes Abſchnittes auf, und vertheidigte ſich bis zu ſeiner gänzlichen Gefangennehmung von Haus zu Haus. Die Belagerer verloren 9 Offiziere, 217 Mann Todte, 84 Offiziere, 1000 M. Verwundete, davon beim Sturme 6 Offiziere (wobei 2 Generale) todt, 60 verwundet, 140 Gemeine todt, 500 verwundet; die Garniſon zählte nach dem Sturme noch 78 Offiziere und 1700 Gemeine. Die Cortes erhoben Wellington zum Herzog von Ciudad Rodrigo und Grande von Spanien erſter Claſſe.

**Civilliſte.** Dieſer Ausdruck war ſonſt nur in England gebräuchlich, und bezeichnet die Einkünfte, die jedem Könige bei dem

Antritte ſeiner Regierung zur Unterhaltung ſeines Hauſes und Hofſtaats, der hohen Beamten und Collegien, der Geſandten und überhaupt der bürgerlichen Regierung vom Parlamente bewilligt werden. Für den jetzigen König, Georg III., bewilligte das Parlament zuerſt 800,000 Pf. Sterl. Im J. 1777 wurde die Civilliſte um 100,000 Pf. Sterl. und ſpäter noch mehr erhöht, ſo daß ſie jetzt an 1,000,000 Pf. St. beträgt. In Frankreich wurde aus der engliſchen Conſtitution, von der erſten conſtituirenden Verſammlung, die Idee der Civilliſte angenommen und dem Könige 25 Millionen Livres bewilligt. Unter dem Kaiſerthume, ſo wie auch jetzt nach Wiederherſtellung der Königswürde hat man dieſelbe Beſtimmung beibehalten.

Civilrecht. Die römiſchen Rechtsgelehrten theilten das Recht in Naturrecht (Ius naturale), welches für alle lebendige Weſen im außergeſellſchaftlichen Zuſtande galt; in Völkerrecht (Ius gentium) oder das Recht für den im geſellſchaftlichen Zuſtande lebenden Menſchen, ohne Rückſicht auf Ort, Zeit und poſitive Geſetzgebung, und in bürgerliches oder Civilrecht ein. Das letztere im weitern Sinne iſt der Inbegriff der poſitiven geſetzlichen Vorſchriften, nach welchen die Bürger eines Staats in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen ihre äußern Handlungen einzurichten haben. Der Begriff von Civilrecht iſt römiſchen Urſprungs, und bedeutet auch im engern Sinne das römiſche Civilrecht. Ferner theilt man das Civilrecht wieder ein in öffentliches und Privatcivilrecht (Ius civile publicum et Ius civile privatum). Durch das erſtere wurden die gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Staatsoberhauptes und des Volks, durch letzteres die Befugniſſe und Verpflichtungen beſtimmt, welche die Staatsbürger gegen einander haben. Dieſe beiden Zweige des Civilrechts werden wieder von vielen Rechtsgelehrten eingetheilt in das allgemeine (universale, naturale), wenn nämlich die Vorſchriften deſſelben ſchon von jedem vernünftigen Menſchen, ohne Rückſicht auf poſitive Geſetzgebung, als verbindend anerkannt worden; und in das particuläre (Ius civile particulare) oder poſitive Civilrecht, wenn die Rechtsvorſchriften der beſondern Beſtimmung eines Geſetzgebers ihr Daſein verdanken. — Das römiſche Civilrecht oder das Civilrecht im engern Sinne theilten die Rechtslehrer wiederum ein in geſchriebenes und ungeſchriebenes Recht, nachdem es nämlich ausdrücklich durch die Geſetzgebung im Staate als beſtehendes Recht feſtgeſetzt war, oder ſich blos auf Gewohnheiten, Herkommen ꝛc. gründete. Zu den Zeiten der Könige von Rom (vor Chr. Geb. 753—509) waren die königlichen Geſetze (leges regiae) und das Gewohnheitsrecht (Ius traditum) die einzigen Rechtsquellen der Römer. Das Ius civile Papirianum war eine Sammlung jener königlichen Verordnungen, welche der Pontifex Maximus Papirius (293 v. Chr.) veranſtaltete. Der Commentar des Granius Flaccus darüber iſt verloren gegangen. 302 v. Chr. brachten drei nach Griechenland geſchickte römiſche Geſandte von dort eine Sammlung griechiſcher Geſetze, aus denen das Recht der 22 Tafeln durch die Decemviros legibus scribendis verfertigt wurde, das ein Jahr hernach Geſetzeskraft erhielt. Schon früher im J. 263 wurden die erſten Comitia tributa gehalten, wo von den Bürgern nach den Tribus geſtimmt wurde, und die außer der Wahl der Tribunen und Volksädilen auch den Zweck hatten, Volksbeſchlüſſe (Plebiscita) zu faſſen. Dieſe Volksbeſchlüſſe wurden von den Tribunen in Vorſchlag gebracht, und obgleich blos die Plebejer, nicht aber die Patricier, ein Stimmrecht dabei hatten, ſo wurde doch den Plebiscitis durch das Horaziſche, Publiliſche und Hortenſiſche Geſetz (306, 416 und

465 nach Roms Erbauung) volle Geſetzeskraft beigelegt. Außer der Papiriſchen Sammlung der königlichen Verordnungen, dem Zwölftafelgeſetz und den Volksbeſchlüſſen ſind als Quellen des geſchriebenen römiſchen Civilrechts anzuſehen: a. die Leges curiatae, worüber die Bürger nach Curien, und die Leges centuriatae, worüber ſie nach Centurien ſtimmten. Ein ſolches Geſetz wurde von den Dictatoren, Conſuln oder Prätoren zuerſt dem Senate vorgelegt, hierauf wenigſtens 17 Tage lang öffentlich ausgehangen, und ſodann über die Annahme oder Nichtannahme in obiger Art geſtimmt. b. Die Rathsſchlüſſe (Senatusconsulta). Schon vor den Kaiſern gab es Geſetze dieſes Namens, welche der Senat jedoch bis zu Tiberius Zeit blos über die ſeiner alleinigen Verwaltung überlaſſenen Gegenſtände erließ. Als ſich aber die Kaiſer nach und nach die geſetzgebende Gewalt allein anmaßten, ſo ſuchten ſie dies dadurch dem Volke zu verbergen, daß die von ihnen gegebenen Verordnungen als Rathsſchlüſſe (Senatusconsulta) erlaſſen wurden, und ſo entſtand unter Tiberius Regierung zuerſt die neuere Art von Senatsconſulten, welche nicht, wie die ältern zur Zeit des römiſchen Freiſtaats gegebenen Rathsſchlüſſe, blos die Angelegenheiten des Senats, ſondern alle Gegenſtände des gemeinen Rechts betrafen. Dieſe neuern Senatsconſulta wurden jedesmal auf Antrag des Kaiſers (praevia oratione principis vel imperatoris) erlaſſen, bis zu Conſtantins des Großen Zeit dieſe Macht des Senats noch mehr eingeſchränkt und unter dem Kaiſer Leo ganz aufgehoben wurde. c. Erſt von Hadrian an begannen die Kaiſer in eigenem Namen Rechtsverordnungen zu erlaſſen, welche constitutiones principum genannt wurden. Dieſe vermehrten ſich in eben dem Grade, in welchem der Anſchein der geſetzgebenden Gewalt, welchen der Senat noch bis dahin gehabt hatte, ſich verminderte, und die Kaiſer aufhörten, ſich deſſelben als Organs ihrer Geſetzgebung zu bedienen. Die Conſtitutionen wurden wieder eingetheilt: aa. in Edicte, wirkliche, blos von den Kaiſern gegebene Geſetze (leges); bb. Reſcripte oder Antworten der Kaiſer auf Suppliken und Vorſtellungen, und dieſe waren aaa. Sub- oder Adnotationen, gleich am Rande der Supplik einer Privatperſon geſchriebene Antworten; bbb. epistolae, auf Suppliken kaiſerlicher Beamten; ccc. sanctiones pragmaticae, auf Suppliken ganzer Gemeinheiten ertheilte Reſolutionen. cc. Decrete, in dem Auditorio (geheimen Rathe des Kaiſers ertheilte Entſcheidungen von Rechtsſachen. dd. Mandate, kaiſerliche Befehle an Obrigkeiten, Gemeinheiten oder an alle Unterthanen in einzelnen Regierungsſachen, welche ihnen eine Verbindlichkeit auflegten. Von Hadrians Zeiten erſchienen unzählige kaiſerliche Conſtitutionen, deren Sammlungen man Codices nannte (ſ. auch Codex). Unter ihnen ſind der Gregorianiſche, Hermogenianiſche, Theodoſianiſche Codex die berühmteſten. Der erſtere wurde vom Gregorius, oder Gregorianus zu Conſtantin des Großen Zeiten verfertigt, und enthält die Conſtitutionen der Kaiſer vor Conſtantin. Späterhin veranſtaltete Hermogenes, nach Andern Hermogenianus einen neuen Codex, der alle von ſeinem Vorgänger übergangene oder unrichtig angeführte Conſtitutionen enthielt. Beide Codices, obgleich ſie keine öffentliche Autorität hatten, erlangten in den Gerichten ein großes Anſehn, welches ihnen aber durch den Juſtinianiſchen Codex ſpäterhin entzogen wurde. Wir beſitzen von beiden noch Fragmente, welche Antonius aufbewahrt hat, und die nachher von Sichardus, Cujacius und Anton Schulting herausgegeben ſind. Der

Theodoſianiſche Codex wurde (438) auf Befehl des jüngern Theodoſius verfaßt, und enthält die Conſtitutionen der Kaiſer nach Conſtantin dem Großen. Dieſen Codex gab Jacob Godofredus mit einem vollſtändigen Commentar heraus. Das nicht geſchriebene Recht leiten die römiſchen Rechtsgelehrten her: a. aus den von öffentlichen Beamten, z. B. den Prätoren, Aedilen und Proconſuln erlaſſenen, urſprünglich nur die Geſchäftsform betreffenden Verordnungen (Jus honorarium). Weil aber beſonders die Prätoren ſehr willkührliche Veränderungen des Privatrechts ſich erlaubten, und ganz neue Grundſätze einführten, ſo ließ der Kaiſer Hadrian, um jener Willkühr Grenzen zu ſetzen ein immerwährendes prätoriſches Edict (edictum perpetuum praetorum) durch den Rechtsgelehrten Salvius Julianus ausarbeiten, und geſetzlich bekannt machen. Die Inhaltsanzeige dieſes Werks beſitzen wir von Godofredus, und Bruchſtücke davon haben uns Ranchinus und Joh. G. Heineccius aufbehalten; b. aus den Gutachten berühmter Rechtsgelehrten. Die Dunkelheit des Zwölftafelgeſetzes erheiſcht häufig eine Erläuterung, welche beſonders die römiſchen mit den Rechtsgrundſätzen bekannten Patricier ertheilten. Dieſe Gutachten, welche theils von jenen Rechtsgelehrten ſelbſt, theils von ihren Schülern geſammelt wurden, ſtanden ſchon, ehe noch die Kaiſer Theodoſius und Valentinian die Richter ausdrücklich auf die Werke mehrerer Rechtslehrer, beſonders des Papinian verwieſen, und ehe noch ein großer Theil von ihnen vom Kaiſer Juſtinian durch die Aufnahme in die Pandekten geſetzliche Kraft erhielt, bei den Römern in größtem Anſehn. Dieſes aus dem Gutachten der Gelehrten geſchöpfte und in den Gerichten aufgenommene Recht wird vorzugsweiſe auch von den römiſchen Rechtslehrern Jus civile genannt. Ferner gehörten c der Gerichtsgebrauch, oder die richterlichen Ausſprüche (Usus fori, res judicatae) und d. das Gewohnheitsrecht (mores majorum) zu dem ungeſchriebenen oder nicht durch die geſetzgebende Gewalt feierlich promulgirten Rechte der Römer. Juſtinian, welcher 527 nach Chr. Geburt den Kaiſerthron beſtieg, gab der römiſchen Rechtsverfaſſung eine ganz neue Form. Er ließ nämlich die noch brauchbaren kaiſerlichen Conſtitutionen von Hadrians bis auf ſeine (Juſtinianus) Zeit ſammeln, und publicirte dies, von 9 Rechtsgelehrten unter Tribonians Aufſicht, theils aus dem Gregorianiſchen, Hermogenianiſchen und Theodoſianiſchen Codex, theils aus andern unbekannten Sammlungen binnen Jahresfriſt zuſammengetragene und mit nöthigen Zuſätzen und Verbeſſerungen verſehene Werk (529) unter dem Titel Codex Justinianeus; ſpäterhin erhielt es den Namen Codex Justinianeus vetus. Hierauf übertrug er dem Tribonian und 17 andern Rechtsgelehrten aus den Schriften der ältern römiſchen Juriſten das Nützlichſte nnd Brauchbarſte zu excerpiren. Obgleich der Kaiſer hierzu zehn Jahre beſtimmte, ſo war die Arbeit doch in drei Jahren vollendet, und Juſtinian publicirte (533) dieſe Sammlung unter dem Titel der Pandekten oder Digeſten, indem er ihnen Geſetzeskraft beilegte und alles bisherige Recht abſchaffte. Dieſe in 50 Büchern abgetheilten Pandekten ſind aus den Werken von 39 juriſtiſchen Claſſikern, und zwar aus 2000 Schriften excerpirt; beſonders aus den Werken ſolcher Juriſten, die unter den Kaiſern gelebt hatten, z. B. des Martianus, Papinianus, Paullus und Ulpianus. Die Emblemata Triboniani (Einſchiebſel des Tribonians) in den Pandekten ſind eben ſowohl als

die wirklichen Excerpte aus den Werken der Juriſten kaiſerliche Geſetze, und haben dieſelbe Kraft wie die Pandekten ſelbſt. Cruces Jureconsultorum nennt man die unerklärbaren Stellen der Pandekten, deren es jetzt nur noch 12 bis 15 gibt. Eigentliche Widerſprüche findet man in den Digeſten ungefähr 30. Die Ordnung dieſer Pandekten iſt im Ganzen die der Zwölftafelgeſetze und des edicti perpetui: Proceß, Verträge, Ehe und Tutel, Verlaſſenſchaften, Eigenthum, Stipulationen und Interdicte, Criminalrecht und Lehre von den Appellationen. Die drei Ausgaben der Pandekten ſind: 1. die Holoandriſche oder Norica (Nürnberg, 1529); 2. die Taurelliſche oder Florentiniſche (von Taurellus zu Florenz 1553); 3. die gemeine oder Vulgata. Die Quinquaginta decisiones oder funfzig Entſcheidungen der in den excerpirten Stellen enthaltenen Widerſprüche ſind vom April 529 bis zum December 533 abgefaßt und durch die an die Präfectos Prätorio Joannes und Julianus gerichtete Ueberſchrift, ſo wie durch die auf das Conſulat des Oreſtes und Lampadius oder die beiden Jahre nach demſelben gerichtete Unterſchrift kenntlich. Die Inſtitutionen, welche in 4 Bücher abgetheilt ſind, fertigte Tribonian nebſt dem Theophilus und Dorotheus noch vor Beendigung der Pandekten. Promulgirt wurden ſie aber mit dieſen zugleich. Sie enthalten viele Stellen aus den Schriften des Cajus, und ſind nach der Ordnung von deſſen Inſtitutionen abgefaßt. Außer dem letzten Abſchnitte de publicis Judiciis enthalten ſie bloßes Privatrecht; und auch in Hinſicht dieſes letztern fehlen die Lehren von der Reſtitution, dem Eide, den Zeugen, Urkunden u. m. a. Da der Codex Justinianeus vetus mehrere veraltete Conſtitutionen enthielt, und viele neuere nicht darin befindlich waren, ſo übertrug Juſtinian dem Tribonian die Durchſicht und Verbeſſerung jenes Werks, und ſo kam der Codex repetitae praelectionis zu Stande, welcher 12 Bücher begreift, größtentheils nach Ordnung des immerwährenden prätoriſchen Edicts abgefaßt iſt, und gleichfalls viele Emblemata oder Einſchiebſel enthält. Er wurde 534 mit Geſetzeskraft publicirt, und die geſetzliche Kraft des alten Codex wurde aufgehoben. Die Novellen (novellae constitutiones Justiniani), die aber auch zum Theil von Juſtinians Nachfolgern herrühren, ändern viele der vorigen Geſetze, vorzüglich in der Lehre von der Erbfolge, Enterbung, dem Brautſchatze u. ſ. w. Sie wurden von 535 bis 559 publicirt, theils griechiſch und lateiniſch, theils lateiniſch allein. Ihre Anzahl iſt unbekannt. Die Julianiſche Epitome Novellarum enthält 125. Juſtinians 13 Edicte betreffen blos gewiſſe Provinzen und Städte oder damalige Religionsſtreitigkeiten. Die Authentiken, gleichfalls ein Theil des römiſchen Geſetzbuches, ſind Auszüge aus den Novellen, welche man unter diejenigen Geſetze des Codex geſetzt hat, wodurch die Novelle entweder beſtätigt, verändert oder aufgehoben wird. Es gibt 210 ſolcher Authentiken im Corpore Juris civilis und 13 Authentiken von den Kaiſern Friedrich I. und II. Endlich als zum Theil noch für uns verbindlich und in dem römiſchen Civilgeſetzbuche enthalten, müſſen wir auch die Libros feudorum oder das longobardiſche Lehnrecht anführen, welches ein Unbekannter zwiſchen 1158 und 1168 ſammelte. Es enthält die longobardiſchen Gewohnheiten und einige Verordnungen der deutſchen Kaiſer über die Lehne, vorzüglich aus den Schriften des Gerardus Niger und Obertus ab Orto. Hugelinus a Presbyteris fügte die Libros feudorum dem Corpus Juris bei, und im 13ten

Jahrhunderte ging Jacobus de Ardizone die capitula extraordinaria den libris feudorum an. Als in Italien, wo das Studium des römiſchen Civilrechts ſelbſt in den Zeiten der Barbarei nicht ganz untergegangen war, im 12ten Jahrhunderte nach Chr. Geb. ein neuer Eifer für daſſelbe erwachte, wurde die Juſtinianiſche Sammlung zum Grunde gelegt. Aus den hohen Schulen Italiens, beſonders aus der zu Bologna, gingen nunmehr Staatsmänner, Geſetzgeber und Rechtsgelehrte in alle Theile des gebildeten Europa's, und mit ihnen verbreitete ſich das Anſehn des römiſchen Civilrechts, als eines allgemein gültigen geſchriebenen Rechts. Im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte ſchlich ſich der Gebrauch des römiſchen Rechts in Deutſchland völlig ein. Durch die Reichskammergerichtsordnung von 1495 wurde die geſetzliche Autorität deſſelben beſtätigt. Die Pandekten, Inſtitutionen, der Codex, die 118 gloſſirten Novellen, die Friedericianiſchen Authentiken und die capitula ordinaria des longobardiſchen Lehnrechts gelten als Geſetze in Deutſchland. Was von den Novellen nicht gloſſirt iſt, gilt in den Gerichten nicht (Quid non recepit glossam, id non recepit forum). Leo's Novellen und Juſtinians Edicte gelten nicht, und von den Juſtinianiſchen Authentiken nur die, welche mit ihrer Novelle übereinſtimmen. Die Rangordnung bei Widerſprüchen der einzelnen Theile des Corpus Juris wird durch die Regel Lex posterior derogat priori (das jüngere Geſetz geht dem ältern vor) beſtimmt, alſo erſt die Novellen, dann der Codex, hierauf Inſtitutionen und Pandekten. Letztere ſtehen den Inſtitutionen im Falle eines Widerſpruchs nur dann nach, wenn erhellet, daß Juſtinian in den Inſtitutionen vorſätzlich eine Verordnung der Pandekten hat ändern wollen. Das römiſche Civilrecht iſt in Deutſchland in complexu aufgenommen, d. h. für die Gültigkeit eines römiſchen Geſetzes beſteht die Vermuthung, bis bewieſen iſt, daß dieſes Geſetz gegen die heutige Verfaſſung, oder gegen urſprünglich deutſches Geſetz ſtreite. Zweitens iſt das römiſche Recht aber blos in subsidium aufgenommen, und nur da anzuwenden, wo kein deutſches Geſetz oder keine deutſche Gewohnheit vorhanden iſt. Accurſius ſammelte die Gloſſen des Irnerius, Bulgerius, Azonis und Anderer, und gab ſie mit den ſeinigen vermehrt, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts heraus: Corpus Juris glossatum. Die vorzüglichſten Schriftſteller über das geſammte römiſche Civilrecht oder über einzelne Theile deſſelben ſind a. vor dem 16ten Jahrhunderte; Accurſius, ein Florentiner, Bartolus, Baldus; b. im 16ten Jahrhunderte die Italiener Alciatus, Sigonius und Anton Faber; die Franzoſen Duarenus, Balduinus, Hotomannus, Cujacius, Contius, Donellus, Briſſonius, Dionyſius Gothofredus; die Deutſchen Weſembeck, Giphanius; c. im 17ten Jahrhundert die Franzoſen Jacob Gothofredus und Domat; die Deutſchen Brunnemann, Strauch, Carpzov, Lauterbach, Schilter, Struv, Cocceji, Stryck, Joh. Heinr. von Berger; die Holländer und Niederländer Vinnius, Grotius, Ulrich Huber, Voet, Noodt, Weſtenberg, Schulting, Bynkershoek; d. im 18ten Jahrhundert die Deutſchen Juſt Henning Böhmer, Wernher, Leyſer, Eberhard Otto, Heineccius, Hofmann, Pufendorf, Ritter, Hellfeld, C. F. Hommel, Weſtphal, Höpfner, Eichmann, Koch, Glück, Hofacker, Hugo, Geiger, von Berg, Weber, von Nettelbladt, Thibaut, Bucher, Savigny, Haubold. An einem für Laien zum Nachſchlagen oder auch zum Selbſtſtudium des Civilrechts brauchbaren Werke fehlt es gänzlich. Höpfners Commentar über Heineccius Inſtitutionen enthält ungeachtet ſeiner Ausführ-

lichkeit nicht Alles, und Thibauts Syſtem des Pandektenrechts iſt weder zum Nachſchlagen für den Laien, noch zum Selbſtſtudium geeignet.

N. P.

Clairet=Weine, nennt man in England alle rothen franzöſiſchen Weine, welche man aus Bordeaux bezieht, oder die bei uns ſogenannten Medocweine.

Clair=Obſcur, ſ. Grau in Grau und Helldunkel.

Clairon (Claire Joſephe Leyris de la Tude, bekannter unter dem Namen), eine der größten Schauſpielerinnen, welche Frankreich beſeſſen, war 1723 in der Nähe von Condé in Flandern geboren. Ihre Aeltern, wiewohl arm, gaben ihr dennoch eine ſolche Erziehung, daß ſie in ihrem zwölften Jahre in der italieniſchen Comödie auftreten konnte. Sie ſpielte hier Soubretten, und ging im folgenden Jahre nach Rom, wo ſie in der komiſchen Oper ſang und in den Balleten tanzte. Sie ſpielte nach einander zu Lille, Dünkirchen, Gent, und da ihre Stimme ſich ausgebildet hatte, wurde ſie 1743 nach Paris berufen, um die berühmte Sängerin Le Maure in der Oper zu doubliren. Bald aber machte ſich ihr wahres Talent bemerkbar, und ſie bekam eine Einladung, in der Comédie françaiſe die Schauſpielerin Dangeville in den Soubrettenrollen zu doubliren. Zugleich willigte ſie ein, im Trauerſpiele kleine Rollen zu übernehmen und in den Unterhaltungsſtücken zu ſingen und zu tanzen. Sehr überraſchte ſie aber durch die Erklärung, in der Rolle der Phädra debutiren zu wollen, in welcher die Dumesnil für einzig galt. Sie ſpielte ſie am 19ten Sept. 1743, und errang einen um ſo größern Triumph, je unvermeidlicher es geſchienen, daß ſie durchfallen müſſe. In der Folge entwickelte ſie in den Rollen der Zenobia, der Ariadne, der Electra ein Talent, das ihren Ruhm und ihre Anſtellung befeſtigte. Alle Tageblätter der damaligen Zeit ſind von ihrem Lobe angefüllt. Voltaire richtete Verſe an ſie, worin er ihr einen Platz unter den erſten Künſtlerinnen anwies. Die Dumesnil hörte indeß nicht auf, neben ihrer jungen Nebenbuhlerin bewundert zu werden. Das Talent Beider war zu verſchieden, um eine Vergleichung zu leiden; die eine zeigte den Triumph der Kunſt, die andere der Natur. Keine Schauſpielerin ſtudirte ihre Rollen gründlicher als Clairon. Dorat ſagt:

> Ses pas sont mesurés, ses yeux remplis d'audace,
> Et tous ses mouvements déployés avec grâce.
> Accents, gestes, silence, elle a tout combiné.
> — — — — — — — — — — — — — — — — — —
> Quel auguste maintien! quelle noble fierté!
> Tout, jusqu'à l'art, chez elle a de la vérité.

Obwohl die Clairon klein, und mehr hübſch als ſchön war, ſo hatte doch ihr Wuchs, ihr Geſicht, ihre Stimme einen Adel und eine Würde, welche ſie vom Theater ſelbſt ins Leben hinübernahm, ſo daß ſie beſtändig von erhabenen Gefühlen durchdrungen zu ſein ſchien. Dieſe Ueberſpannung warf zuweilen etwas Lächerliches auf ihre Perſon, und ihre Kunſtgenoſſen, die ſie gewöhnlich mit verachtendem Hochmuthe behandelte, konnten es nicht überſehen, daß ihr Privatleben der Gegenſtand ſtrenger Kritiken geweſen war. Die Histoire de Frétillon von Caylus trug nicht wenig dazu bei, ihre Sitten verdächtig zu machen, wiewohl die wenigſten der darin enthaltenen Anekdoten wahr ſind. Wie dem auch ſei, ihr ſtolzer Charakter zeigte ſich vollkommen in der Hartnäckigkeit, womit ſie ſich weigerte, mit dem Schauſpieler Dubois in der

Belagerung von Calais aufzutreten. Das Publicum war wüthend, und viele Stimmen riefen: Frétillon à l'hôpital! Clairon au Fort d'Evêque! Wirklich erſchien am folgenden Tage ein Polizeibedienter, um ſie in das Gefängniß zu führen. Auch bei dieſer Gelegenheit blieb ſie ihrem Charakter treu. Sie unterwarf ſich dem Befehle des Königs mit der Bemerkung, daß ihre Ehre unverletzt bliebe, da dieſe ihr auch der König nicht rauben könne. „Allerdings," antwortete der Polizeibediente, „wo nichts iſt, hat der Kaiſer und König ſein Recht verloren." Sie betrat nach dieſem Vorfalle (im April 1765) nicht wieder die Bühne. Da ihr ziemlich bedeutendes Vermögen nach manchen Verluſten, die ſie durch die Operationen des Abbé Terray erlitten, nicht mehr für den Aufenthalt in der Hauptſtadt hinreichte, begab ſie ſich an den Hof des Markgrafen von Anſpach, wo ſie ſiebzehn Jahre verlebte. Nach Verlauf dieſer Zeit kam ſie wieder nach Paris, wo ſie 1803 ſtarb. Nicht unintereſſant ſind die Mémoires d'Hippolyte Clairon et réflexions sur la déclamation théâtrale, welche Demoiſelle Raucourt abgefaßt hat.

Clairval (N.), ein berühmter Schauſpieler und Sänger der italieniſchen Comödie, der die erſten Liebhaber-Rollen in dem Zeitraume von 1770 bis 1790 mit vielem Beifalle darſtellte und ſang, und deſſen in den Memoiren dieſer Zeit von Marmontel und Andern oft gedacht wird. Man nannte ihn den Molé der italieniſchen Comödie. Er war übrigens auch, wie dieſer, ein homme à bonnes fortunes, und man erzählte ſich von ihm viele luſtige Abenteuer. Unter andern auch folgendes: Eine vornehme Dame hatte ihn oft vergebens einladen laſſen. Es geſchieht noch einmal, mit der Drohung, daß, wenn er nicht erſcheine, ſie ihm 100 Stockſchläge zuzuwenden wiſſen würde. Der Gemahl erfährt es, und bedeutet Clairval ſeiner Seits, daß, wenn er der Einladung folge, er 200 Stockſchläge erhalten ſolle. Clairval, nicht wenig verlegen über die Alternative, fragt einen Freund um Rath: Il faut y aller, mon ami, räth ihm dieſer, il y a cent pour cent à gagner.

Clancarty (Lord, Graf von), bekleidete, während des langjährigen Kampfes gegen die Neufranken und gegen Napoleon, ſtets bedeutende Geſandtſchaftspoſten an verſchiedenen Höfen, und zeigte ſich ſtets als einen ſehr gewandten Diplomatiker. 1814 wurde er zum Oberpoſtmeiſter von England ernannt, und dann zur Geſandtſchaft an den Congreß von Wien gezogen. Er machte den Congreß mit Caulincourts Anträgen in England bekannt, und er war ſpeciell zu Abfaſſung ſämmtlicher Subſidienverträge bevollmächtigt. 1816 wurde er zum außerordentlichen Geſandten am königlich niederländiſchen Hofe, und ſpäter zum bevollmächtigten Miniſter am deutſchen Bundestage in Frankfurt ernannt, und zwar ſpeciell für alle Unterhandlungen, welche Territorialangelegenheiten betreffen.

Clarence (W. H. Prinz von England, Herzog von), dritter Sohn des Königs Georgs III., geb. den 21. Auguſt 1765. Er wurde für den Seedienſt gebildet und diente von unten hinauf durch alle Grade, ohne jedoch in den Kriegen irgend ein Commando zu haben. In der Pairskammer zeichnete er ſich immer durch warme Sprache im Geiſte der Oppoſition gegen die kriegathmenden Geſinnungen der Miniſter aus. Ihm verdankt man vorzüglich auch die Abſchaffung des Negerhandels. Sein Beitritt war es hauptſächlich, welcher den Sturz der Miniſter Pitt und Addington herbeiführte. Dennoch lebt er ſtets im beſten Vernehmen mit der königlichen Familie, und wie ein Privat-

mann in häuslich freundlichem Kreiſe. Sein ganzes Herz hing an der berühmten Schauſpielerin Miß Jordan, mit welcher er viele Jahre in innigſter Verbindung lebte. Sie ſtarb 1816 zu Bordeaux, von ihm tief betrauert. Als Großadmiral von England führte er 1814 den König Ludwig XVIII. auf der Jacht Royal Sovereign an die Küſten des wiedergewonnenen Frankreichs, und escortirte ihn mit einem Linienſchiff. — Er vermählte ſich 1818 mit einer Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen und wollte ſeine Reſidenz künftig in Osnabrück nehmen. Im J. 1820 lebte er mit ſeiner Gemahlin in London.

**Clarendon** (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, war zu Dinton in Wiltſhire im J. 1608 geboren. Nachdem er ſeine Studien zu Oxford mit dem ſiebzehnten Jahre beendigt hatte, begann er die Rechte unter ſeinem Oheim, Nicolas Hyde, Präſidenten der Kingsbench, zu ſtudiren. In dem ſogenannten langen Parlamente unter Carl I. hatte er ſich durch ſeine Talente ausgezeichnet und ſich mit Geſchicklichkeit das Vertrauen aller Mitglieder erworben. Die Reinheit ſeiner Grundſätze und ſeine Anhänglichkeit an die Geſetze ſeines Vaterlandes brachten ihn darum. Als der Bürgerkrieg erklärt war, folgte er der Partei des Königs, und wurde von Carl I. zum Kanzler der Schatzkammer und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. Er begleitete in der Folge den Prinzen Carl (nachmals Carl II.) nach der Inſel Jerſey, und blieb daſelbſt, als der Prinz nach Frankreich reiſete. Er verlebte hier zwei Jahre und fing zu dieſer Zeit ſeine Geſchichte der Rebellion an. Auch verfaßte er zu Jerſey die verſchiedenen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeſte des Parlaments erſchienen. Nach Carls I. Hinrichtung berief ihn der neue König nach Frankreich. Im J. 1648 begab er ſich mit Lord Cottington nach Madrid, um zu verſuchen, ob er vom ſpaniſchen Hofe Unterſtützung auswirken könnte. Von da begab er ſich nach Paris, und ſuchte die Königin Mutter mit dem Herzog von York zu verſöhnen. Sodann ging er nach dem Haag, wo Carl II. war; aber ökonomiſche Rückſichten nöthigten ihn, Antwerpen zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Die Prinzeſſin von Oranien, Carls I. Tochter, wollte ihn veranlaſſen, ſich bei ihr zu Breda niederzulaſſen, und ernannte ſeine älteſte Tochter, Anna Hyde, zu ihrer Ehrendame. Dieſer Umſtand ward die Urſache, daß zwei Enkelinnen Edward Hydes den engliſchen Thron beſtiegen. Carl II., der in Ermangelung des Geldes mit Titeln gegen ſeine ihm treu gebliebenen Unterthanen freigebig war, erhob ihn im J. 1657 zum Großkanzler von England. Mehr als jeder Andere trug Edward Hyde nach Cromwells Tode zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei, welche Carl II. auf den Thron ſetzten. Seitdem beſaß er das ganze Vertrauen des Fürſten, der ihn mit Gunſt überhäufte. Sein Titel als Großkanzler wurde beſtätigt; man fügte 1660 den eines Kanzlers der Univerſität von Oxford hinzu. Im folgenden Jahre ward er ſchnell nach einander zum Pair und Baron Hyde in Wiltſhire, zum Viscount von Cornbury in Oxfordſhire und zum Grafen von Clarendon in Wiltſhire ernannt. Ein ſo hohes Glück mußte den Neid erwecken; ein unerwartetes Ereigniß trug noch dazu bei. Der Herzog von York, des Königs Bruder, befand ſich bei ſeiner Schweſter zu Breda, lernte hier Anna Hyde kennen, die ihm eine ſo heftige Leidenſchaft einflößte, daß er ſich im Nov. 1659 ohne des Königs und des Großkanzlers Wiſſen mit ihr vermählte. Erſt nach Carls II. Wiedereinſetzung verrieth Anna's Schwangerſchaft dieſe Verbindung. Clarendon benahm ſich bei der Nachricht davon auf eine ſeines großen

Charakters unwürdige Weiſe, der König hingegen erkannte, ſobald er ſich von der Gültigkeit der Ehe überzeugt hatte, Anna Hyde als Herzogin von York an, foderte ſeinen Bruder auf, ſie ferner zu lieben, und erklärte, daß dies Ereigniß ſeine Geſinnungen gegen ſeinen Kanzler nicht verändere. Zwei Töchter, Anna und Maria, die beide den engliſchen Thron beſtiegen, waren die Frucht dieſer Ehe. Aber von jetzt an verbanden ſich alle Ehrgeizige und Ränkeſüchtige gegen Lord Clarendon. Da das Parlament die abgeſchmackte Klage, welche Lord Briſtol gegen ihn erhob, abwies, ſuchte man ihn in der öffentlichen Meinung zu ſchaden. Von der andern Seite ſank ſein Einfluß beim Könige, der nach einigen Jahren eines ruhigen Beſitzes weniger einen treuen Freund und geſchickten Miniſter als Schmeichler verlangte, die ſeinen Launen, beſonders ſeiner Verſchwendung, dienten. Er wurde dem ſtrengen Clarendon abgeneigt, den Buckingham unaufhörlich beſpöttelte, und der in den Augen des Volks als erſter Miniſter für alle Fehler in der Verwaltung verantwortlich war. Das wenige Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens, und andere Ereigniſſe erweckten die Unzufriedenheit des Volks; daß Mißfallen des Königs aber verwandelte ſich in Haß, als er ſeinen Plan, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen und mit der ſchönen Lady Stuart zu verbinden, von Clarendon vereitelt ſah, der die Vermählung dieſer Dame mit dem Herzoge von Richmond veranſtaltete. Er beſchloß, ihn zu ſtürzen, nahm ihm das Siegel und beraubte ihn ſeiner Aemter. Eine Klage auf Hochverrath wurde gegen ihn erhoben. Clarendon rettete ſich durch die Flucht, und ſandte von Calais eine Rechtfertigung an das Oberhaus ein. Beide Häuſer verordneten, daß dieſe Schrift von Henkershand verbrannt werde. Nach einer andern Parlamentsbill, welche der König beſtätigte, wurde Lord Clarendon auf immer verbannt und für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Der Haß des Volks verfolgte ihn noch auf dem feſten Lande. Zu Evreux ward er von engliſchen Matroſen überfallen, gefährlich verwundet und nur mit Mühe entriß man ihn ihren Händen. Er verlebte ſechs Jahre in der Verbannung, abwechſelnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er im Dec. 1674 ſtarb. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Weſtminſterabtei beigeſetzt. Lord Clarendon war ſein Leben hindurch der Freund und die Stütze ſeines Königs gegen die Parteigänger, und der Vertheidiger der Freiheiten ſeines Vaterlandes gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt. Undank und Vorurtheil ſtürzten ihn um ſo leichter, als ſein ernſter und ſtolzer Charakter ihm keine Liebe hatte erwerben können. Unter mehrern Schriften, die er hinterlaſſen, iſt ſeine mit großer Genauigkeit und Unparteilichkeit geſchriebene Geſchichte der Rebellion von 1641 bis auf Carls II. Wiedereinſetzung die bei weitem wichtigſte. Man hat ſie ſpäter fortgeſetzt.

Clareniner, ſ. Franziscaner.

Clarinette, ein 1690 von Joh. Chriſtoph Denner zu Nürnberg (geb. 1655) erfundenes Blasinſtrument, welches faſt eben ſo wie die Hoboe gebauet, mit Löchern, Klappen und einem Mundſtücke (das letztere iſt jedoch breit, dick und ſchnabelförmig) verſehen iſt, auch mit Anſetzung der linken Hand oben, und der rechten unten behandelt wird. Es wird gegenwärtig ſehr häufig in Orcheſtern gebraucht, und hat einen größern Umfang, als die Hoboe, indem es vom E der kleinern Octave bis ins dreigeſtrichene F geht; man will zwar die Höhe bis ins viergeſtrichene C ſetzen; allein das Inſtrument wird dadurch übertrieben. Uebrigens hat es noch das Beſondere, daß es nicht in alle

Töne einſtimmt, ſondern bei gewiſſen Tonarten entweder durch einzuſetzende Mittelſtücke dem Tone, aus welchem das Stück geht, angepaßt, oder auch eine ganz andere Clarinette genommen werden muß; denn es gibt A, B, C Clarinetten ꝛc. und es wird die Stimmung derſelben jedesmal angegeben.

Clariſſinnen, ſ. Franziſcaner.

Clarke (Samuel), ein berühmter engliſcher Theolog, geboren zu Norwich 1675, ward auf der Univerſität zu Cambridge erzogen. Obgleich Newton ſeine Entdeckungen ſchon bekannt gemacht hatte, ſo war doch Descarte's Syſtem noch das herrſchende. Clarke, dem daſſelbe wenig genügte, machte die Philoſophie zu ſeinem Studium und vertilgte nach und nach die Irrthümer der alten Lehre. Mit nicht geringerm Eifer ſtudirte er die Theologie. Der Biſchof von Norwich, ein Freund der Wiſſenſchaften, lernte ihn kennen und ernannte ihn zu ſeinem Caplan. Clarke verlebte in dem Hauſe dieſes Prälaten zwölf Jahre. Im J. 1704 ward er gewählt, die von Robert Boyle geſtifteten Predigten zu halten. Er verfaßte über das Daſein und die Attribute Gottes acht Predigten, die für den ſtärkſten und ſchönſten Beweis gehalten werden, der je für das Daſein Gottes geführt worden. Als er im folgenden Jahre denſelben Auftrag erhielt, verfaßte er acht andere Predigten über die Beweiſe der natürlichen und geoffenbarten Religion. Im J. 1706 bekam er eine Pfarrſtelle zu London, ward bald darauf zum Caplan der Königin Anna, und 1709 zum Pfarrer von St. James ernannt. Im J. 1712 gab er ein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit heraus, von der er nicht zu glauben ſchien, daß ſie der erſten Kirche angehöre. Das Collegium der Biſchöfe aber, das weislich alle Streitigkeiten zu vermeiden wünſchte, begnügte ſich mit der, wiewohl unzulänglichen, Erklärung, welche Clarke gab und worin er verſprach, nie über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben noch zu predigen. Im J. 1715 hatte er einen Streit mit Leibnitz über die Naturphiloſophie und die Religion, in welchem der Vortheil auf ſeiner Seite war. Er ſtarb 1729 mit dem Rufe eines der gelehrteſten Männer und gründlichſten Philoſophen ſeiner Zeit. Sehr geſchätzt iſt ſeine Ausgabe des Julius Cäſar. Von der Ilias hatte er für den Unterricht des Herzogs von Cumberland die zwölf erſten Bücher mit Anmerkungen und einer umgearbeiteten lateiniſchen Ueberſetzung herausgegeben; den zweiten Band, ſo wie die Odyſſee, fügte ſein Sohn hinzu.

Clarke. Wir führen hier aus der neuern Sitten- und Literärgeſchichte Englands zwei public Characters dieſes Namens auf. I. Eine Dame Mrs. Mary Anne, Mätreſſe des Herzogs von York, geboren 1775. Ihre Verbindung mit dem Herzoge von York, und die öffentliche Beſchuldigung, daß ſie auf die militäriſchen Beförderungen ungeziemend eingewirkt habe, gab 1809 zu einer parlamentariſchen Unterſuchung Veranlaſſung, und war die Urſache, daß der Herzog ſein Obercommando über die ganze brittiſche Landmacht eine Zeitlang niederlegte. Sie wollte jetzt dem ganzen Publicum ihre Verhältniſſe mit dem Herzoge zu ihrer Vertheidigung mittheilen, und dieſe ihre Schrift war bereits in einer erſten Auflage von 10,000 Exemplaren fertig, als die Freunde des Herzogs ſich bewogen fanden, ſie durch eine baare Zahlung von 10,000 Pf. Sterl. und durch Zugeſtehung einer lebenslänglichen Rente von noch 600 Pf. St. ganz zu unterdrücken, mit Ausnahme eines einzelnen Abdrucks, den der Herzog von York zu ſeiner Erbauung erhielt. Später erſchien demohngeachtet von ihr eine anzügliche Schrift: The rival princes, und wegen einer Letter to the

Rev. hon. Wn. Fitzgerald, Kanzler der irländiſchen Schatzkammer, das als Libell betrachtet wurde, kam ſie in gerichtliche Unterſuchung. — II. Clarke (Edward Daniel), Profeſſor der Mineralogie in Cambridge, und berühmt als Reiſender durch ſeine auf dieſen Reiſen gemachten Sammlungen und die Herausgabe einer der wichtigſten neuern Reiſebeſchreibungen. Nachdem er in ſeinen frühern Jahren ſchon Italien und Frankreich beſucht hatte, begann er in Begleitung eines Herrn Cribbs im J. 1799 eine größere Reiſe durch Dänemark, Norwegen, Schweden, Lappland, Finnland, Rußland, die Tartarei, Kleinaſien, Syrien, Paläſtina, Aegypten, Griechenland und die Türkei, und kehrte 1802 über Ungarn, Deutſchland und Frankreich nach England zurück. Auf dieſen großen Reiſen bildete er ſich die koſtbarſten Sammlungen von Mineralien, Manuſcripten und alten Bildwerken, welche letzteren er mit Inbegriff der berühmten eleuſiniſchen Ceres in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge aufſtellte. Ihm verdankte England auch den jetzigen Beſitz des alexandriniſchen Sarkophags und der Inſchrift in drei Sprachen, welche unter dem Namen des Roſettaſteins bekannt iſt.

Clarke (H. J. G.), Herzog von Feltre, franz. Marſchall und Pair des Reichs, aus einer alten irländiſchen Familie, geboren zu Landrecies den 17. Oct. 1765. Sein Vater war Infanterie-Oberſter in franz. Dienſten. Mit dem 15. Jahre kam er 1781 in die Kriegsſchule zu Paris; er machte die erſten Feldzüge im Revolutionskriege mit, hob ſich durch ſeine Talente und ſeinen Muth ſchnell empor und war Chef des Generalſtabs bei der Rheinarmee, als ihn die Conventsdeputirten den 13. Oct. 1793 am Tage vor der Erſtürmung der Weißenburger Linien ſeiner Stelle entſetzten. Doch bald ſtellten ihn die Gewalthaber Frankreichs wieder an und ſelbſt an die Spitze des hiſtoriſch-topographiſch-militäriſchen Cabinets. Das Directorium übertrug ihm 1795 eine wichtige Sendung nach Wien. Im folgenden Jahre ſchloß er den Allianztractat mit dem Könige von Sardinien ab. Dann unterhandelte er mit Oeſterreich und mit Buonaparte den Frieden zu Campo Formio. Die ihm nach dem 18. Brûmaire aufgetragene Zurückſendung der ruſſiſchen Kriegsgefangenen vollzog er auf eine ſo gefällige Art, daß der Kaiſer Paul nicht nur ihm dafür dankte und einen prächtigen Degen verehrte, ſondern überhaupt für Frankreich ein günſtigeres Syſtem annahm. Damals leitete auch Clarke die Friedensunterhandlungen zu Lüneville ein, welche nachher Joſeph Buonaparte abſchloß. Gleichwohl fiel er beim erſten Conſul in Ungnade. Buonaparte gab ihm jetzt den Miniſterpoſten in Florenz bei dem neuen König von Hetrurien. Dann ernannte ihn Buonaparte 1804 zum Staatsrath und er folgte dem Kaiſer in dem Feldzuge gegen Oeſterreich, und ward Gouverneur von Wien. Später ſchloß er mit dem ruſſiſchen Bevollmächtigten, Hrn. v. Oubril, den Friedenstractat ab, welchen bekanntlich der Kaiſer Alexander nicht ratificirte. Faſt zu gleicher Zeit trat er wegen des Friedens zwiſchen Frankreich und England mit Lord Yarmouth in Unterhandlungen; allein nach dem Tode von Fox hörten die Unterhandlungen auf, und der Krieg mit Preußen brach aus. Clarke begleitete Napoleon, und ward nach der Schlacht bei Jena Gouverneur von Erfurt; bald nachher bekleidete er denſelben Poſten ein Jahr lang in Berlin. Er trat hierauf an Berthier's Stelle als Kriegsminiſter und Napoleon erhob ihn zum Herzog von Feltre. Für Ludwig XVIII. erklärte er ſich den 8. April 1814. Den 4. Juni erhob ihn der König zum Pair von Frankreich. Bis in den März 1815,

nahm er an den öffentlichen Angelegenheiten wenig Theil. Als man aber, nach Buonaparte's Einfall, in die Treue des Kriegsminiſters Soult Zweifel ſetzte, ward Clarke den 11. Mai zu deſſen Nachfolger gewählt. Er ging mit dem Könige nach Gent, und übernahm eine Sendung nach London an den Prinzen Regenten. Nach der Rückkehr des Königs ward ihm das Portefeuille genommen, und der Marſchall Gouvion St. Cyr trat an ſeine Stelle. Indeß ward ſchon nach drei Monaten das Miniſterium wieder verändert, und der Herzog von Feltre aufs neue Kriegsminiſter. Sein Hauptgeſchäft war die Auflöſung der alten und die Bildung einer neuen Armee. Uebrigens ſchloß ſich der Herzog de Feltre ganz an das Syſtem des ſtrengen Royalismus an, und widerſetzte ſich im Cabinet den freiſinnigern Grundſätzen der übrigen Miniſter. Im J. 1816 erhielt er den Marſchallsſtab. Es erklärte ſich indeſſen die öffentliche Meinung ſo laut gegen ſeinen Ultra-Royalismus, daß endlich der König im Sept. 1817 den Marſchall Gouvion St. Cyr wieder an des Herzogs Stelle, zum Kriegsminiſter ernannte. Clarke ſtarb den 28. Octob. 1818.

Claſſe, eine Abtheilung oder ein größerer Theil eines Ganzen, welches Dinge mit gewiſſen gemeinſchaftlichen Eigenſchaften umfaßt, und dieſe ähnlichen Dinge zuſammengenommen ſelbſt; beſonders bedient man ſich dieſer Eintheilung in der Naturbeſchreibung, wo die Naturreiche in Claſſen, z. B. das Thierreich in ſechs Claſſen: die Säugthiere, Vögel, zweilebigen Thiere (Amphibien), Fiſche, Ziefer (Inſekten) und Würmer eingetheilt werden. Die Pflanzen ſind in 18 Claſſen eingetheilt. Dieſe Claſſen werden wieder in Ordnungen, dieſe in Geſchlechter, Gattungen und Arten abgetheilt. In den Schulen ſind Claſſen Abtheilungen unter den Schülern, welche nach den ihren verſchiedenen Altern angemeſſenen Fähigkeiten geordnet, und wonach der darin zu ertheilende Unterricht berechnet und beſtimmt iſt.

Claſſiſch, Claſſiker. So hießen urſprünglich unter den ſechs Claſſen, in welche das römiſche Volk eingetheilt war, die Bürger des erſten Ranges oder der erſten Claſſe. Nach ihnen wurden von den Neuern die griechiſchen und römiſchen Autoren überhaupt Claſſiker genannt, d. i. vorzügliche, muſterhafte Schriftſteller, wiewohl viele Abſtufungen Statt finden, und ihr innerer Werth, trotz dieſer ehrenvollen Benennung, ſehr verſchieden bleibt. In dieſem Sinne ſpricht man von einer claſſiſchen Literatur, Kunſt und Poeſie, im Gegenſatze der modernen oder romantiſchen. Es iſt hier nicht der Ort, die Vorzüge der claſſiſchen oder antiken Literatur von ihrer realen Seite zu betrachten; nur im Allgemeinen wollen wir andeuten, daß bei den verſchiedenen Principien der alten und der neuen Welt (die Richtung der letzten ward meiſtens durch das Chriſtenthum beſtimmt) die geiſtigen Erzeugniſſe des claſſiſchen Alterthums einen eigenthümlichen Charakter behaupten. Freigeborne und freierzogene Männer, zum Theil bedeutende Staatsbürger, die an der Erzeugung großer Gedanken und an freier Kraftäußerung durch bürgerliche Beſchränkung wenig oder gar nicht gehindert waren, traten hier als Dichter oder als proſaiſche Schriftſteller auf, andere Vortheile nicht zu erwähnen, die in politiſcher, religiöſer und climatiſcher Hinſicht auf die alte Kunſt und Literatur günſtig einwirkten. Wenn man alſo bei einem gründlichen Studium des Alterthums den ältern Claſſikern, oder vielmehr den Claſſikern unter den Claſſikern einfache Würde und Schönheit, großen umfaſſenden Sinn und plaſtiſche Gediegenheit nicht abſprechen kann, ſo bleiben ſie noch immer Lehrer der Nachwelt. — Aber auch die

neuere Literatur hat ihre claſſiſchen Schriftſteller, oder, wie wir auch zu ſagen pflegen, ihre Koryphäen und Heroen, und in demſelben Sinne ſprechen wir von claſſiſchen Stellen, von claſſiſchem Werthe u. ſ. w. Das Claſſiſche bezeichnet alſo jedes in ſeiner Art vollendete Kunſtwerk, in welchem ſich Stoff und Form durchdringen und zu einem Höchſten verſchmelzen. Es müſſen freilich viele äußere und innere Umſtände in der Geſchichte und Literatur eines Volks und in der Geiſtesbildung eines Einzelnen zuſammentreffen, ehe ſelbſt der großgeborne Menſch ein claſſiſcher Meiſter werden kann, damit er wenigſtens kein ſo ſchweres Lehrgeld bezahle. Wir werden alſo das Claſſiſche in der Regel bei Nationen zu ſuchen haben, die bereits eine Literatur beſitzen, und die eben ſo wenig ungebildet, als verbildet oder überbildet ſind. Aber auch hier macht es die grammatiſche Correctheit oder die rhetoriſche Zierlichkeit nicht allein aus. Man fodert von einem claſſiſchen Schriftſteller nicht allein Klarheit der Sprache mit der damit verbundenen Reinheit, Eigenthümlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, ſondern auch vollendete Schönheit und Einheit oder ein harmoniſches Ebenmaß aller Theile. Vor allen Dingen aber müſſen wir bei dieſem glorreichen Titel darauf dringen, daß Stoff und Form ſich einander vollkommen entſprechen, daß jeder Gedanke ſeinen lebendigſten Ausdruck habe, und daß man dieſe Harmonie des Einzelnen auch im Ganzen wiederfinde. Der wahre Genius macht hier allerdings eine Ausnahme, er eilt oft ſeinem Zeitalter vor, und die Zeitgenoſſen mit allmächtiger Kraft ergreifend, gibt er auch der Nachwelt Geſetze. So krönt ſich der univerſale Genius ſelbſt zum Claſſiker; dagegen iſt es manchem Geiſte von anerkannter Genialität, z. B. unter den ältern einem Hamann, Lenz, Heinſe, bei einſeitiger Bildung oder bei feindlichen Beſchränkungen der Außenwelt, nicht gelungen, ſich zum Gipfel des Claſſiſchen zu erheben. In Beziehung auf die claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer verweiſen wir auf die bekannten Werke von Sulzer, Blankenburg, Eſchenburg, Mohnike, Fuhrmann und Schöll. Die griechiſche Literatur allein behandeln am vollſtändigſten Schöll und Fabricii Biblioth. graeca, ed. Harles. Die römiſche, außer der latein. Biblioth. des Fabricius, ein ausführliches Werk von Schöll, Paris 1815, in 4 Bänden. — Ueber die franzöſiſchen Claſſiker vergleiche man beſonders den Cours de Littérat. franç. von La Harpe und von Levizac, den letzten Par. 1807, in 4 Vol.; ferner Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, und Ideler's und Nolte's Handbuch der franz. Literatur in 2 Bden. — Ueber die engliſchen Claſſiker findet man außer Bouterwek und den engliſchen Handbüchern von Ideler und Nolte die ausführlichſte Auskunft in den trefflichen Werken von Johnſon und Warton. — Die italieniſchen Claſſiker lernt man am beſten kennen aus den Werken von Tiraboſchi (im Auszuge von Jagemann überſetzt, aber unvollendet), Ginguené, Sismondi (deutſch von Hain), wie auch aus Bouterwek's und Ideler's Handbüchern. — Die Hauptſchriftſteller Spaniens ſind kennen zu lernen aus Velasquez (deutſch von Dieze) und aus J. Rodriguez da Caſtro ſpaniſcher Bibliothek (Madrid, 1781—1786, 2 Foliobände) ferner aus Bouterwek, Sismondi und aus Buchholz Handbuch. — Für die portugieſiſche Literatur ſind ebenfalls Bouterwek und Sismondi, vornehmlich aber D. Barbosa Machado Bibliotheca Lusitana (Lisboa 1731, 4 Bde. in Fol.) zu empfehlen. Auch haben wir eine Chreſtomathie von Ahlwardt. — Unter den andern Sprachen hat beſonders die däniſche mehrere vorzügliche Autoren,

und die Namen eines Baggeſen, Oehlenſchläger (welche auch in der deutſchen Sprache Meiſterwerke gedichtet haben), Heiberg, Holberg, Malling, Prahm, Rahberg, Sander, Suhm, Thaarup, Tode und Anderer ſind keinem Kenner der däniſchen Literatur unbekannt. — Noch verſuchen wir, ohne auf Vollſtändigkeit Anſpruch zu machen, eine Claſſification der Hauptſchriftſteller der Deutſchen, die, nach dem oben aufgeſtellten Begriffe, bald mehr, bald weniger claſſiſch zu nennen ſind. Vergl. beſonders Erſch Handbuch der deutſchen Literatur, Amſterd. und Leipz. 1812, in der 1ten, 6ten, 7ten und 8ten Abtheilung. I. Unter den proſaiſchen Autoren 1) in der rednerischen Gattung: Mosheim, J. A. Cramer, Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Reinhard, Löffler, Marezoll, Niemeyer, Ammon, Schleiermacher, Engel, Fichte u. A. Im ſtrengern oder leichtern Lehrvortrage und in der darſtellenden Gattung überhaupt: Kant, Reinhold, Fichte, Schelling, Friedr. Heinrich Jacobi, Schloſſer, Schleiermacher, Bader, Steffens, Fries, Bouterwek, Platner, Garve, Engel, Mendelsſohn, Eberhard, Heidenreich, Herder, Leſſing, Winkelmann, Wieland, Sulzer, Möſer, Sturz, Abbt, Flögel, Lichtenberg, Georg Forſter, Moriz, Zimmermann, Meiners, Eſchenburg, Wolf, Böttiger, Ad. Müller, A. W. u. F. Schlegel, Schiller, Göthe. Den belehrenden Ton für Kinder und für das Volk haben am beſten getroffen: Weiße, v. Rochow, Campe, Muſäus, Salzmann, Hebel (zugleich Verfaſſer der alemanniſchen Gedichte), Demme, Becker, Peſtalozzi ꝛc. 3) Im Briefſtyle: Gellert, Rabener, Gleim und J. Georg Jacobi, Heinſe, Johannes Müller, Winkelmann u. A. 4) Im Dialoge: Leſſing, Mendelsſohn, Wieland, Meißner, Engel, Herder, Schleiermacher, Schelling, Krummacher ꝛc. 5) In der hiſtoriſchen Darſtellung: Schröckh, Möſer, Schlözer, Pütter, M. J. Schmidt, J. Müller, v. Splitter, v. Gentz, Heeren, v. Archenholz, Poſſelt, Schiller, Woltmann, v. Dohm, Planck, Pölitz, Luden u. A. — II. Unter den Dichtern 1) in der epiſchen Gattung, a. im Heldengedichte: Klopſtock, Wieland, Alringer (mehr correct), L. H. v. Nicolay, Göthe; b. in der Erzählung: Hagedorn, Gellert, Wieland, v. Thümmel, Meißner, Anton Wall (Heyne), Veit Weber (Wächter), Muſäus, Langbein, Huber, Tieck, Heinrich v. Kleiſt, Fouqué, Kind, Ernſt Schulze (Verfaſſer der bezauberten Roſe und der Cäcilie) u. A.; c. in der Fabel: Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Leſſing, Pfeffel, Krummacher; d. in der Idylle: Geßner, Voß, Mahler Müller, Hebel; e. im Romane: Wieland, Göthe, Hermes, J. Martin Müller, Wetzel, Meißner, Müller (von Itzehoe), Hippel, v. Thümmel, F. Schulz, Klinger, Jean Paul, Feßler, Tieck, Novalis (v. Hardenberg) Ernſt Wagner, Fouqué, Caroline Baronin v. Fouqué, Frau v. Wolzogen, Sophie Brentano u. A.; f. in der Romanze: Bürger, Chriſtian und F. L. Grafen zu Stolberg, Herder, Schiller, Göthe, A. W. und F. Schlegel, Apel, Kind u. A. 2) In der dramatiſchen Poeſie, a. im Trauerſpiele: Leſſing, v. Gerſtenberg, Leiſewitz, Klinger, Babo, Göthe, Schiller, v. Collin, Oehlenſchläger, Werner, Müllner, H. v. Kleiſt u. A.; b. im Luſtſpiele: Leſſing, Engel, Wetzel, Gotter, Göthe, Schröder, Iffland, v. Kotzebue u. A. — III. In der lyriſchen Poeſie, namentlich in der höhern Ode, im Liede, in der Elegie, im Sonette ꝛc.: Haller, Klopſtock, Uz, Ewald von Kleiſt, Ramler, J. A. Cramer, die beiden Grafen v. Stolberg, Denis, Koſegarten, Hagedorn, Weiße, J. Nicol. Götz, Gleim, Jacobi, Bürger, Hölty, Voß. Matth. Claudius, v. Göckingk, Göthe, Schiller, v. Matthiſſon, v. Salis, Tiedge, Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, Apel u. A. — IV. Eine didakti-

ſche Tendenz haben vorzüglich: Haller, Uz, Wieland, Neubeck, Tiedge, Krummacher, a. in der Epiſtel ſind zu nennen; L. H. v. Nicolay, Uz, Gotter, v. Göckingk; b. in der beſchreibenden Poeſie: Haller, Ewald v. Kleiſt, F. Leopold Graf zu Stolberg, v. Matthiſſon u. A.; c. im Epigramme: Käſtner, Herder, Brinkmann, Schiller, Göthe u. A.; d. in der Satire: Rabener, Lichtenberg, v. Thümmel, Hippel, Tieck, Falk und A. bb.

**Claude Lorrain**, ſ. Gelée (Claude).

**Claudianus** (Claudius), ein römiſcher Dichter aus Alexandrien, lebte zu Ausgange des 4. und zu Anfange des 5. Jahrhunderts, und war zugleich ein erfahrener Krieger. Seine Gedichte erwarben ihm einen ſolchen Ruhm, daß auf Anſuchen des Senats die Kaiſer Arcadius und Honorius ihm auf dem Forum Trajans eine Bildſäule mit einer Inſchrift errichten ließen, welche beſagte, daß er das Genie Virgils, und die Muſe Homers in ſich vereinige. Außer mehrern panegyriſchen Gedichten auf Honorius, Stilico u. A., beſitzen wir von ihm zwei epiſche Gedichte, den Raub der Proſerpina und eine (unvollendet gelaſſene) Gigantomachie, mehrere hiſtoriſche Gedichte, Schmähgedichte, Gelegenheitsgedichte, Epiſteln ꝛc. Er zeigt Phantaſie, Geſchicklichkeit und Kraft in den Gemählden, Mannichfaltigkeit und Beſtimmtheit; dagegen aber fehlt es ihm oft an Geſchmack und gefälliger Anmuth. Die beſten Ausgaben ſind von Geßner, 1759, 8° und Burmann, 1760, 4°.

**Claudius** (Tiberius) Druſus Cäſar, römiſcher Kaiſer, war der jüngſte Sohn des ältern Claudius Druſus Nero und der jüngern Antonia, der Schweſtertochter Auguſts. Sein Geburtsort war Lyon. Ohne ſeinen Geiſt durch eine ſorgfältige Erziehung zu entwickeln, ließ man ihn größtentheils unter Sclaven und Weibern aufwachſen und machte ihn am Hofe zum Gegenſtande des Spottes und der Verachtung. So lebte er als ein unbedeutender Privatmann und beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften. Unter andern ſchrieb er eine römiſche Geſchichte von Cäſars Tode bis auf ſeine Zeiten in 43 Büchern und ſein eigenes Leben. Er war von allen Planen auf den Thron weit entfernt, als nach dem Tode Caligula's zufälliger Weiſe die Leibwache den Palaſt durchſuchte, ihn in einem verborgenen Winkel fand, aus dem ſie ihn hervorzog, und zum Kaiſer ausrief (im J. Roms 794). Der Senat, der die Wiederherſtellung der Republik beſchloſſen hatte, mußte dieſem Schritte nachgeben. Claudius, der aus der Eingezogenheit und dem Drucke plötzlich zur ungemeſſenſten Freiheit gelangt war, überließ ſich einem ſchwelgeriſchen Leben, während ſeine Gemahlinnen und Freigelaſſenen nach Willkühr ſchalteten. Zu Anfange ſeiner Regierung verrichtete er einige rühmliche Handlungen; er rief die Verwieſenen zurück, und gab ihnen ihre Güter wieder, verſchönerte Rom, und unternahm verſchiedene große Baue zum allgemeinen Beſten. Mauritanien machte er zur römiſchen Provinz und ſeine Heere fochten glücklich gegen die Deutſchen. Allein dieſer gute Anfang währte nicht lange, denn Meſſalina und die Freigelaſſenen bemächtigten ſich ganz der Regierung, verkauften Aemter und Ehrenſtellen, und übten die größten Schandthaten ungeſtraft, während Claudius ſich dem Wohlleben überließ, Er ſtarb vergiftet durch ſeine zweite Gemahlin Agrippina, 63 Jahre alt, im 15. Jahre ſeiner Regierung. Seine Vergötterung veranlaßte Seneca zu einer Schmähſchrift, welche den Titel Apocolokyntoſis führt.

**Claudius** (Matthias), genannt Asmus, oder der wandsbecker Bote; iſt einer unſerer beſten und beliebteſten Volksdichter, deſſen

proſaiſche und poetiſche Werke ein originelles Gepräge ächter Laune, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er wurde 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holſteiniſchen, in der Nähe von Lübeck, geboren. Anfangs lebte er als Privatmann in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, ward in dem Jahre 1776 Oberlandcommiſſär zu Darmſtadt, reſignirte aber, und ging 1777 wieder nach Wandsbeck zurück. Im Jahre 1788 wurde er Reviſor bei der ſchleswig-holſteiniſchen Bank in Altona, welche Stelle ihm jedoch erlaubte, nach wie vor in ſeinem geliebten Wandsbeck zu wohnen. Er ſammelte ſeine poetiſchen und proſaiſchen Aufſätze, die im wandsbecker Boten, einer politiſchen Zeitung, in den hamburgiſchen Adreßcomtoirnachrichten, im göttingiſchen Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum u. ſ. w. geſtanden hatten, und fügte noch ungedruckte hinzu, unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des wandsbecker Boten." Man findet hier Lieder, Romanzen Elegieen, Fabeln, Sinngedichte, proſaiſche Aufſätze mit einander abwechſeln. Alle tragen das Gepräge einer populären Lebensweisheit, und ſuchen in einer natürlichen, gemeinverſtändlichen, oft launigen und drolligen Sprache (gleichſam aus dem Munde eines ſpaßhaften Landboten) die Geſinnungen der Rechtſchaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe, Ergebung in die göttliche Fügung u. ſ. w. zu empfehlen, und durch Spott und Verachtung wider Thorheit und Laſter einzunehmen. Allenthalben herrſcht innige Empfindung, geſunder Verſtand, edle Denkart, Witz und Laune. Als Kunſtwerk betrachtet möchte indeß manches, in Proſa und Verſen, eine ſtrenge Kritik nicht aushalten, Wenn auch die Erfindungen glücklich und die Gedanken wahr ſind, ſo iſt doch der Plan ſelten tief angelegt, und der Ausführung ſchadet manche matte Stelle, Schimmer ohne Witz, Sonderbarkeit ſtatt Neuheit, Poſſirlichkeit ohne Laune, ja in einigen iſt die Einfaſſung alles; Schale ohne Kern. Die Eliſionen und Abkürzungen kleiner Wörter und Sylben, die ſich Claudius zum Behufe der Volksſprache erlaubte, hätte man nicht ſo eigenſinnig an ihm tadeln ſollen; aber zu wünſchen wäre, daß er ſeiner Sprache etwas mehr Feinheit und Gewandtheit gegeben haben möchte. Schon in einigen andern Aufſätzen bemerkte man einen Hang zur ſogenannten geheimen Weisheit, einen Geiſt der Myſtik, und in dieſer frühern Richtung ſeines Verſtandes mag auch wohl der entfernte Grund der Erſcheinung liegen, daß Claudius, der ſonſt ſo warm für Toleranz, Preßfreiheit und Aufklärung ſprach, nachher einen entgegengeſetzten Ton anſtimmte. Er hat auch Terraſſon's Sethos, Ramſay's Reiſen des Cyrus, S. Martin's Schrift über Irrthum und Wahrheit und Fenelon's Werke religiöſen Inhalts überſetzt. Mehrere ſeiner Lieder ſind von unſern beſten Tonkünſtlern in Muſik geſetzt und allgemein verbreitet; ein Beweis, das er den Volkston glücklich getroffen haben muß. Unabhängig in ſeinen Verhältniſſen, einfach und genügſam zu Hauſe, liebenswürdig in Geſellſchaft, verlebte er ein heiteres und geachteteres Alter, und ſtarb den 21. Januar 1815 zu Hamburg an Entkräftung.

Clauſeln (im Juriſtiſchen) ſind diejenigen Nebentheile eines rechtlichen Aufſatzes, durch welche entweder einer ſchädlichen Wirkung vorgebeugt, oder dem Geſchäft eine vortheilhafte Wirkung beigelegt werden ſoll. Es gibt allgemeine und beſondere. Jene finden bei allen, oder doch den meiſten Geſchäften ſtatt, dieſe nur bei einigen gewiſſen. Zu jenen gehört z. B. die Begebung der Ausflüchte des

Betrugs, der Ueberredung, anders abgeredeter als niedergeſchriebener Dinge, der Verletzung über oder unter der Hälfte, der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand u. ſ. w., welche gewöhnlich dem Schluſſe aller Verträge angehängt wird. Zu den beſonderen werden gerechnet: die Clausula codicillaris, wodurch einem Teſtamente, welches nicht als ſolches ſollte gelten können, die Gültigkeit eines Codicills vorbehalten wird; bei Darlehns-, Kaufs-, Mieths- und andern Geſchäften, die Clausula cassatoria, wodurch feſtgeſtellt wird, daß beim Eintritt einer gewiſſen Bedingung das ganze Geſchäft für aufgelöſt gehalten werden ſolle. In dem Wechſelrecht iſt die Clausula cambialis diejenige, nach welcher ſich derjenige, dem irgend eine Leiſtung obliegt, bei deren Unterlaſſung der perſönlichen Verhaftung unterwirft. — Clauſel (in der Muſik). Vormals benannte man die Art, wie ſich die vier Hauptſtimmen bei einem vollkommenen Tonſchluſſe zur Ruhe neigten, mit den Kunſtwörtern Discant-, Alt-, Tenor- und Baßclauſel. Die Discantclauſel bewegt ſich nämlich entweder aus der zweiten oder ſiebenten Stufe in den Hauptton; die Altclauſel bleibt auf der Dominante; die Tenorclauſel tritt entweder von der vierten oder von der zweiten Stufe in die dritte, und die Baßclauſel bewegt ſich von der Dominante in den Grundton. Doch wird zuweilen auch in der Altſtimme die Tenorclauſel, oder in der Tenorſtimme die Discantclauſel gebraucht. Man nannte dies eine Clauſula affinalis oder peregrina.

Claves, Claviatur, ſ. Clavis.

Clavicylinder, ein neues, von Chladni (ſ. dieſen) 1798 erfundenes Claviaturinſtrument in Form eines Schreibpultes, das einen Umfang vom großen G bis zum dreigeſtrichenen e hat. Die Töne klingen auf ihm ſo lange fort, als die Taſten niedergedrückt werden, und der Klang iſt von dem der Harmonica und des Euphons verſchieden. Die Mechanik des Inſtruments iſt zur Zeit noch ein Geheimniß des Erfinders. Seinen Namen hat es von einem gläſernen Cylinder, welcher an dem einen Ende mit einem Schwungrade, an dem andern mit einer Kurbel verſehen iſt, die durch einen Fußtritt umgedreht wird. dd.

Clavier, Clavichord, iſt diejenige Gattung der kruſtiſchen Claviaturinſtrumente, welche ſich von dem Clavecin und Fortepiano dadurch unterſcheidet, daß die Saiten viel länger ſind als die Reſonanzdecke, und daß ſie durch den Anſchlag kleiner Stückchen Blech zum Klange gebracht werden, welche in dem hintern Theile der Taſten befeſtigt ſind. (S. Clavis.) Es hat erſt in neuern Zeiten die gehörige Vollkommenheit erhalten, ſeit man es bundfrei gemacht, ſeinen Umfang auf fünf Octaven erweitert und richtigere Menſuren dabei feſtgeſetzt hat, ſo daß ein gutes Clavier, bei deſſen Anſchlag man eine gehörig beobachtete Elaſticität der Saiten fühlen, den Ton in der Angabe genau und deſſen Haltung einigermaßen beſtimmen kann, obwohl der Werth des Fortepiano's nicht zu verkennen iſt, von allen Claviaturinſtrumenten dasjenige bleibt, das ſich unter der Hand, eines guten und die Eigenſchaften ſeines Inſtruments benutzenden Spielers durch die mehrſten und feinſten Modificationen des Tones auszeichnet. Gemeiniglich hält man den Guido von Arezzo zu Anfange des 11. Jahrhunderts für den Erfinder des Claviers. Unter den ältern Anweiſungen, das Clavier zu ſpielen, zeichnen ſich die Werke von Johann Sebaſtian Bach und ſeinem Sohn, Carl Philipp

Emanuel, aus; von den neuern möchten Türks Clavierſchule und A. F. Müllers Clavier und Fortepiano-Schule die empfehlungswertheſten ſein. — Clavierauszug nennt man die aus der Partitur gezogene Claviermuſik, welche den Charakter aller Harmonien der ganzen Inſtrumentalmuſik auf dem Clavier möglichſt wiederzugehen ſucht. — Clavier- oder Discantſchlüſſel, ſ. Schlüſſel.

Clavijo y Flaxardo (Don Joſeph), ein Spanier, welcher der Held oder vielmehr das Opfer der erſten Unternehmung ward, durch welche Beaumarchais ſich in der Welt bekannt machte. Er lebte ruhig zu Madrid mit dem Rufe eines aufgeklärten Gelehrten, und hatte mit Erfolg ein Journal, el Pensador betitelt, und einige andere nützliche Schriften herausgegeben, als ſein Verhältniß mit einer Schweſter von Beaumarchais, die er geliebt hatte und nicht mehr liebte, ihm eine Ehrenſache mit dem mehr durch ſeinen Geiſt als ſeinen Muth furchtbaren Bruder zuzog. Sie hätte ihm beinahe das Leben gekoſtet, koſtete ihm aber wirklich ſeine Aemter und ſein Anſehn. Er überlebte um vieles dieſen Unfall, aber in einer Art von Verachtung, worein ſein gefährlicher Gegner ihn verſetzt hatte. Länger als zwanzig Jahre hat er die Redaction des Mercurio historico y politico de Madrid, womit er ſeit 1773 beauftragt worden, fortgeſetzt; ferner hat er Buffons Naturgeſchichte ins Spaniſche überſetzt (Madrid 1785—90, zwölf Bände, 8.). Er war Vicedirector des naturhiſtoriſchen Cabinets, und Vorſteher des Theaters de los Sitios, als er im J. 1806 ſtarb. Weit entfernt, dem gehäſſigen Bilde zu gleichen, das von ihm entworfen worden, hatte Clavijo ſanfte Sitten, ein redliches Herz, einen erleuchteten Verſtand.

Clavis (Muſik), 1. nach der eigentlichen Bedeutung der Schlüſſel, d. i. die den Noten vorgeſetzte, ihre Gattung in Rückſicht der Höhe oder Tiefe beſtimmende Vorzeichnung (ſ. Schlüſſel); 2. heißt auch beſonders Clavis beim Clavier, oder ähnlichen Inſtrumenten, jede einzelne Taſte, oder dasjenige Holz, gemeiniglich mit Knochen oder Elfenbein überlegt, durch deſſen Anſchlag die Saite berührt, und der Ton hervorgebracht wird; daher auch die Benennung Claviatur, womit man den Inbegriff dieſer ſämmtlichen Taſten, oder auch den ganzen Körper, worauf dieſelben ruhen, bezeichnet.

Clémence-Iſaure, eine edle Touloufanerin, welche gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Liebe zur Dichtkunſt in ihrer Vaterſtadt wieder erweckte. Sie war die Tochter des Ludovic Iſaure und wurde 1464 auf dem väterlichen Landſchloß in der Nähe von Toulouſe geboren. In ihrem fünften Jahre verlor ſie ihren tapfern Vater durch den Krieg, und ihre fromme Mutter weihete die einzige Tochter durch ein Gelübde der heiligen Jungfrau. Die junge Clémence wuchs an Geiſt und Schönheit, ſie hatte eine entſchiedene Vorliebe für Muſik, Dichtkunſt und Blumen. In der Einſamkeit, in welcher ſie erzogen wurde, war es ihre Lieblingsfreude die Blumen ihres mit hohen Mauern umgebenen Schloßgartens ſelbſt zu pflegen. Als ſie eines Tages ihre Gießkanne in der mit Muſcheln geſchmückten Fontaine am äußerſten Ende des Gartens füllte, hörte ſie mit ſüßem Staunen Harfenklänge und Geſang. Sie nähert ſich einer mit Epheu umrankten Stelle der Mauer und hört deutlicher die Namen: Raoul und Iſaure; ſie zieht die Epheuranken weg, Sonnenſtrahlen dringen durch eine breite Mauerſpalte in das düſtere Laubgewölbe, ein fremder Blick begegnet dem ihren und ſie eilt erſchrocken nach Hauſe. Iſaure nimmt ſich wohl vor, nicht wieder zur Fontaine zu gehen, aber — ihre Blumen wollen

doch begoſſen ſein, ihre Gießkanne blieb dort ſtehen, und ſo iſt ſie den andern Tag faſt unbewußt wieder an derſelben Stelle. Nichts regt ſich, ſie kann ohne Furcht ſich umſehen, die Spalte ſcheint ihr erweitert und jetzt ſieht ſie deutlich einen jungen Knappen von lieblicher Geſtalt, ſeine Harfe lehnt an der Raſenbank, worauf er ſitzt, ſeine Blicke ſind auf die Mauer gerichtet. Sobald Iſaure die Epheuranken berührt, fällt eine daran gelehnte Schalmeye um und augenblicklich ergreift der junge Troubadour ſeine Harfe und ſtimmt mit dem zärtlichſten Ausdruck das Minnelied an, deſſen Gegenſtand zu ſein Iſaure nicht mehr bezweifeln kann. Er naht ſich bittend, ihn nicht zu fliehen, und ſieht wie das ſchüchterne Mädchen, über die Fontaine hingebeugt, theilnehmend und verſtohlen nach ihm hinblickt. Ganz leiſe ruft er: Iſaure! Wie ein noch leiſerer Echoklang entſchwebt der Name Raoul! ihren Lippen; er wiederholt jetzt ohne Harfenaccorde den Schluß ſeiner Romanze:

„Vous avés inspiré mes vers,
„Qu'une fleur soit ma récompense.

Erröthend und zögernd zieht Iſaure ein Veilchen aus ihrem Strauß, ſteckt es raſch in die Mauerſpalte und eilt davon. Abends fragt ſie ſcheinbar gleichgültig die gute Joſrande, ihre Amme, nach den Bewohnern des benachbarten Schloſſes. „Das iſt ein altes Stammſchloß der Grafen von Toulouſe, wo nur noch Geiſter hauſen, antwortet mit geheimem Grauen Joſrande, zum Glück hat unſer Schloßcaplan die Fontaine am dortigen Ende des Gartens eingeſegnet, da wagt ſich kein Geſpenſt hin.“ Iſaure fragt lächelnd, wie ſolche Geiſter wohl ausſehen möchten; und die furchtbare Schilderung Joſrandes beruhigt ſie völlig. Täglich kehrte ſie nun zur Fontaine zurück, täglich ſang der junge Troubadour Lieder der zarteſten Sehnſucht. Er deutete darin den Sinn der Blumen, und ſo wurden das Veilchen, die Lilie, das Tauſendſchönchen, die wilde Roſe und die Ringelblume, welche ſie ihm abwechſelnd reichte, die Dolmetſcher ihrer Gefühle, denn Iſaure erlaubte es ſich nicht zu ſprechen. Ihr farbloſes wollnes Gewand, ihre Kappe von Hermelin und der deutungsvolle Roſenkranz, den ſie unaufhörlich um den Hals trug, erklärten genug dies Schweigen. Nicht lange währte ihr ſtilles Glück. Raoul, der natürliche Sohn des Grafen Raymond von Toulouſe, folgte ſeinem Vater zur Armee, welche Thérouane in der Provinz von Artois zu Hülfe eilte gegen den Kaiſer Maximilian. In der merkwürdigen Schlacht bei Guinegaſte verloren beide glorreich ihr Leben. Nur die Religion vermochte den tiefen Schmerz der zärtlichen Iſaure zu lindern; ſie ſprach nun gern am Altar das Kloſtergelübde aus, welches ihrem Herzen ein Bedürfniß geworden war. Nur die Erinnerung der reinen Sängerliebe gab ihrem Daſein noch Reiz, ſie wollte ihr ein unvergängliches Denkmahl ſtiften. Lange ſchon feierte man in Toulouſe nicht mehr das Dichterfeſt, welches zu Anfang des zwölften Jahrhunderts durch die fröhliche Geſellſchaft der ſieben Troubadours dort war geſtiftet worden. Clemence=Iſaure erneuerte es unter dem Namen der Jeux floraux (Blumenſpiele); hier beſtimmte ſie die fünf verſchiedenen Blumen, die ihre Minneſprache gebildet hatten, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreiſen (ſ. Blumenſpiele). Sie widmete ihr ganzes großes Vermögen dieſer Stiftung. Iſaure war ſelbſt Meiſterin in der fröhlichen Kunſt (gaie science) und dichtete, als ſie die Preisvertheilung zum 1. Mai beſtimmte, eine Frühlingsode, deren Inhalt wir hier in Proſa überſetzt mittheilen, und die ihr den Beinamen der toulouſiſchen Sappho erwarb.

„Schöne Jahreszeit, Jugend des Jahres, du führſt die ſüßen Dichterſpiele zurück, zum Andenken des treuen Troubadours ſei dein Haupt mit Blumen gekrönt. — Laßt uns die liebende Frömmigkeit der demüthigen Jungfrau, der Königin der Engel, beſingen, als ſie ſeufzend und tiefgeängſtigt den Himmelsfürſt am Kreuz verſcheiden ſahe! — Stadt meiner Ahnen, ſchönes Toulouſe, biete dem geſchickten Dichter den ehrenvollen Preis ſeines Talentes, ſei immer ſeiner Loblieder würdig, immer edel, immer mächtig! — Oft hofft der Stolze von Dichtern geziert zu werden; ich weiß es, die jungen Troubadouren werden Clemencen vergeſſen — So ſtirbt in unſern Geſilden die Frühlingsroſe, wenn der Hauch des Nachtwindes ſie quält, und ihr Andenken verweht auf Erden! —"

**Clemens XIV.** Dieſer berühmte Papſt hieß eigentlich Giovanni Vincenzo Antonio **Ganganelli**, war der Sohn eines Arztes und zu S. Arcangelo bei Rimini den 31. Oct. 1705 geboren. Mit ſeinem achtzehnten Jahre trat er in den Minoritenorden. Man ließ ihn nach und nach Peſaro, Recanati, Fani und Rom beſuchen, woſelbſt er Philoſophie und Theologie ſtudirte. Er ward bald ſelbſt Lehrer und gewann von ſeinen Schülern eben ſo viel Achtung als Liebe; er flößte ihnen erhabene Geſinnungen und Gefühle ein, und ſuchte ſie von Kleinlichkeiten und allem mönchiſchen Weſen frei zu machen. Der ſcharfblickende Benedict XIV., erzählt man, legte einſt die Hand auf das Haupt Ganganelli's und ſagte zu dem General ſeines Ordens: „Nehmt dieſen Bruder wohl in Acht, ich empfehle ihn euch angelegentlich." Unter der Regierung dieſes Papſtes war Ganganelli Rathgeber des heiligen Stuhls, welches ein wichtiger Poſten in Rom war. Benedict, der das deutſche Phlegma mit der italieniſchen Lebhaftigkeit in ihm vereinigt ſah, fragte ihn oft nach ſeiner Meinung. „Er verbindet," ſagte er, „feſte Urtheilungskraft mit großer Gelehrſamkeit, dabei iſt er tauſend Mal beſcheidner, als ein Unwiſſender, und ſo heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte." — Clemens XIII. ertheilte Ganganelli den Cardinalshut, aber wie ſchöne Tugenden und Talente er auch als Cardinal zeigte, ſo durfte man doch nicht hoffen, ihn auf dem Stuhle St. Peters einſt zu ſehen. Die Freimüthigkeit, mit welcher er ſich über die Nothwendigkeit äußerte, den Willen der Fürſten weislich nachgeben zu müſſen, ſchien nicht geeignet, ihm die übrigen Cardinäle geneigt zu machen. In den Congregationen, welche unter den Augen des Papſtes ſelbſt in Betreff der Herzogthümer von Parma und Piacenza und der Angelegenheiten der Jeſuiten gehalten wurden, hatte er der Meinung des Papſtes und des Staatsſecretariats ſo ganz zuwider geurtheilt, daß man ihn nicht mehr um Rath fragte. „Will man den römiſchen Hof nicht von ſeiner Höhe herabſtürzen ſehen," ſagte er unabläſſig, „ſo muß man ſich mit den Fürſten ausſöhnen; denn ihre Arme reichen über ihre Grenzen hinaus, und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen." Dieſe Geſinnungen mißfielen zu Rom, aber ſie erwarben ihm auf den Fall der Erledigung des heiligen Stuhls mächtige Beſchützer. Clemens XIII. ſtarb; das Conclave war ſehr ſtürmiſch und uneins, bis die überzeugende Beredſamkeit des Cardinals Bernis entſchied, und Ganganelli am 19. Mai 1769 zum Oberhaupte der Kirche proclamirt ward, wiewohl er nicht Biſchof war. Kein Papſt war unter ſchwierigern Umſtänden gewählt worden. Portugal, entzweit mit dem heiligen Stuhl, wollte ſich einen Patriarchen geben; die Art,

wie der Herzog von Parma behandelt worden, hatte die Könige von Frankreich, Spanien und Neapel abgeneigt gemacht; Venedig wollte die geiſtlichen Orden ohne Zuziehung des Papſtes reformiren; Polen ſuchte das päpſtliche Anſehen zu mindern; die Römer ſelbſt murrten. Clemens bemühte ſich zunächſt, ſich mit den Fürſten auszuſöhnen; ſchickte einen Nuntius nach Liſſabon, unterdrückte die Bulle In coena Domini, welche die Regenten empörte, und unterhandelte mit Spanien und Frankreich. Aufgefodert, das Schickſal der Jeſuiten zu entſcheiden, ſchrieb er: „Ich bin der Vater der Gläubigen, vornehmlich der Geiſtlichen; ich darf einen berühmten Orden nicht auflöſen, ohne Gründe zu haben, die mich vor Gott und der Nachwelt rechtfertigen.“ Endlich nach mehreren Jahren der Unterhandlungen gab er am 21. Julius 1773 das berühmte Breve Dominus ac redemtor noster, das die Geſellſchaft Jeſu aufhob. Aber ſeit dieſem Augenblicke führte Clemens XIV. ein ſorgenvolles, von Furcht und Reue geängſtigtes Leben: ſeine Kräfte ſchwanden. „Ich gehe in die Ewigkeit,“ ſagte er, „und ich weiß warum.“ Er ſtarb den 22. Sept. 1774. Dies Ereigniß gab zu der Vermuthung Anlaß, daß er vergiftet worden, und dieſe Vermuthung gewann dadurch an Glaubwürdigkeit, daß ſie der Pabſt ſelbſt hegte und Gegengift nahm. Allein der Ausſpruch der Aerzte hat ſie widerlegt. Seit Sixtus V. hatte kein Papſt auf dem römiſchen Stuhle geſeſſen, der mit mehr Kraft, Weisheit und Selbſtſtändigkeit regiert hätte. Clemens zeichnete ſich durch Aufklärung, Staatsklugheit, gründliche Gelehrſamkeit, Vortrefflichkeit des Charakters, Standhaftigkeit und Thätigkeit vor ſeinen Vorgängern rühmlich aus, vereinigte 1773 Avignon und Venaiſſin mit dem päpſtlichen Gebiete und beförderte Künſte und Wiſſenſchaften, unter andern auch durch die Stiftung des Clementiniſchen Muſeums, der ſchönſten Zierde des Vaticans.

Clément (Jean, Marie-Bernard), geb. zu Dijon 1742, war anfangs Profeſſor an dem Collegium dieſer Stadt, verließ aber aus Mißvergnügen über einige neue Verordnungen ſeinen Poſten und kam 1768 nach Paris. Obwohl er damals erſt 26 Jahre alt war, hatte er dennoch den Muth, die Neuerer anzugreifen und als Vertheidiger des guten Geſchmacks aufzutreten, den er in den Werken des Alterthums ſtudirt hatte. Einen Beweis davon gab er in ſeiner ſtrengen Kritik des Virgiliſchen Landbaues von Delille, und der Jahreszeiten von St. Lambert. Letzterer wußte jedoch die Beurtheilung ſeines Gedichts, die er für ein Pasquill voll ſchändlicher Perſönlichkeit erklärte, nicht nur zu unterdrücken, ſondern auch Clément in Verhaft zu bringen, worin er aber nur drei Tage blieb. Nichts deſto weniger verfolgte Clément ſeine literariſche Laufbahn als Kritiker, Ueberſetzer und Dichter. Dies beweiſen ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur ſeine Satiren und ſeinen Essai sur la manière de traduire les poëtes en vers anführen. Sie zeichnen ſich vortheilhaft durch Correctheit und Gediegenheit aus. Gleiches Lob gebührt ſeinem redlichen, unter allen Umſtänden gemäßigten Charakter, ſeiner Beſonnenheit und Ordnungsliebe. Er ſtarb im J. 1812.

Clementi (Muzio), geboren zu Rom 1746, einer der größten Clavierſpieler, und der einzige, welchen die Italiener unſerm großen Ph. E. Bach entgegenſetzen können. In eben dem Grade, in welchem er Virtuos auf dem Clavier iſt, iſt er auch Componiſt für dieſes Inſtrument, für welches er zwar ſehr ſchwere, aber doch ſchöne und geſchmackvolle Werke ſetzte. Er befand ſich in den achtziger Jahren

in Paris. Nachher gieng er nach London, wo er eine große Muſikalien- und Pianofortehandlung errichtete. In den neueſten Zeiten war er in Wien. Clementi's Compoſitionen zeichnen ſich durch verſtändigen Plan und Ordnung in den Ideen aus; ſie ſind glänzend, gelehrt und angenehm zugleich. Sein Styl iſt ſtrenge und immer rein. Im eigenen Spiele hat er brillante Ausführung und viel Geſchmack. Er improviſirt unübertrefflich. — Zu ſeinen ausgezeichnetſten Schülern gehören Cramer, Field, Mad. Bartholozzi u. A.

Cleopatra. Mehrere ägyptiſche Fürſtinnen ſind unter dieſem Namen bekannt; aber die berühmteſte war die älteſte Tochter des Ptolemäus Auletes und Mitregentin und Gemahlin ſeines älteſten Sohnes Ptolemäus. Beide waren noch minderjährig, als ihr Vater ſtarb, und kamen unter die Vormundſchaft des Pothinus und Achilles, welche die Cleopatra ihres Antheils an der Regierung beraubten und ſie aus Aegypten vertrieben. Cleopatra ging nach Syrien, verſammelte hier ein Heer und wollte ihr Recht mit Gewalt der Waffen geltend machen, als Cäſar (ſ. d. Art.) nach Alexandrien kam und ſich zum Schiedsrichter aufwarf. Cleopatra wußte in einer geheimen Zuſammenkunft den für Jugend und Schönheit nicht unempfindlichen Dictator für ſich und ihre Sache zu gewinnen, und obgleich ihr Bruder einen Aufſtand in Alexandrien erregte, ſo gelang es doch Cäſarn, das Volk zu beruhigen und Cleopatra als Mitregentin einzuſetzen. Pothinus aber wußte das Volk aufs neue aufzuwiegeln; es kam zu dem ſogenannten alexandriniſchen Kriege; und da der ältere Ptolemäus darin das Leben verlor, ernannte Cäſar jetzt die Cleopatra zur alleinigen Königin von Aegypten; doch mußte ſie ihren eilfjährigen Bruder, den jüngeren Ptolemäus, zum Gemahl und Mitregenten annehmen. Cäſar verweilte noch einige Zeit an dem Hofe der Cleopatra und zeugte mit ihr einen Sohn, Cäſarion. Nach Cäſars Entfernung regierte ſie ungeſtört. Sie machte darauf eine Reiſe nach Rom, wo Cäſar ſie glänzend aufnahm und ihre Bildſäule neben die Statue der Venus in dem dieſer Göttin errichteten Tempel ſtellen ließ. Sie mißfiel aber dadurch dem Volke, und kehrte bald in ihre Staaten zurück. Als ihr Bruder das vierzehnte Jahr erreicht und ſeinen Antheil an der öffentlichen Gewalt verlangt hatte, vergiftete ſie ihn in dem vierten Jahre ſeiner Regierung. Jetzt herrſchte ſie allein. Während des römiſchen Bürgerkrieges trat ſie auf die Seite des Triumvirn, und ſegelte nach der Schlacht bei Philippi nach Tarſus zum Antonius, um auch an ihm die Macht ihrer Reize zu verſuchen. Sie war damals 25 Jahre alt, und vereinigte mit der höchſten körperlichen Schönheit, Witz, Artigkeit und alle Grazien des Umganges. Sie erſchien auf einem prächtig geſchmückten Schiffe unter einem Thronhimmel von Goldſtoff, als Venus gekleidet, umgeben von ſchönen Knaben und Mädchen, die als Liebesgötter und Huldgöttinnen ihren Hof ausmachten. Hier feierte ſie ihre Zuſammenkunft mit Antonius durch die glänzendſten Feſte, begleitete ihn nach Tyrus und kehrte dann nach Aegypten zurück. Antonius eilte ſeiner Geliebten bald nach, überließ ſich mit ihr den ausſchweifendſten und koſtbarſten Vergnügungen, und verließ ſie nur, um wieder zu ihr zurückzukehren. Sie begleitete ihn auf ſeinem Zuge gegen die Parther, und ward, als er ſich am Euphrat von ihr trennte, mit Cyrene, Cypern, Cöleſyrien, Ituräa, Phönicien, Cilicien und Creta von ihm beſchenkt, denen er auf ihr Verlangen noch einen Theil von Judäa und Arabien hinzufügte. Antonius eroberte hierauf Armenien, kehrte triumphirend nach Aegypten zurück, und erhob

ſowohl den Cäſarion, als ſeine drei mit ihr erzeugten Söhne zu Königen. Jetzt begann der Krieg zwiſchen Antonius und Octavian. Statt durch ſchnelle Schritte ſeinem Gegner zuvorzukommen, brachte Antonius in Geſellſchaft der Cleopatra ein ganzes Jahr unter Feſten und Zerſtreuungen in Epheſus, Samos und Athen zu, und beſchloß endlich, ſein Glück auf den Ausgang einer Seeſchlacht zu ſetzen. Bei Actium trafen die Flotten zuſammen. Cleopatra, welche mit 60 Schiffen den Antonius verſtärkt hatte, ergriff plötzlich die Flucht und führte dadurch den Verluſt der Schlacht herbei: denn Antonius eilte, wie vom Wahnſinn befallen, ihr nach. Sie flohen nach Aegypten und erklärten dem Octavian, daß ſie hinfort im Privatſtande leben wollten, wenn nur Aegypten den Kindern der Cleopatra bliebe. Octavian aber foderte den Tod des Antonius und rückte gegen Alexandrien vor, das dieſer zu vertheidigen eilte. Cleopatra beſchloß, ſich mit ihren Schätzen zu verbrennen; allein Octavian wußte ſie durch geheime Botſchafter zu beruhigen. Dieſe Verhandlungen entgingen dem Antonius nicht, welcher, Verrätherei ahnend, zu ihr eilte, um ſich durch ihren Tod zu rächen. Sie entfloh, verbarg ſich in das von ihr erbaute und zu ihrem eigenen Grabmahl beſtimmte Monument bei dem Tempel der Iſis, und ließ die Nachricht verbreiten, daß ſie ſich ſelbſt getödtet habe. Antonius ſtürzte ſich in ſein Schwert, ward, noch ehe er ſtarb, von dem Leben der Cleopatra benachrichtigt, ließ ſich zu ihr tragen und ſtarb in ihren Armen. Jetzt gelang es dem Octavian, ſich der Cleopatra zu bemächtigen. Sie hoffte auch über ihn einen Sieg ihrer Schönheit davon zu tragen. Da aber ihre Künſte an dem kalten Octavian ſcheiterten und ſie wohl einſah, daß er ihr Leben nur friſten wolle, um ſie im Triumph aufzuführen, beſchloß ſie, dieſer Schmach durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Sie ordnete ein glänzendes Feſt an, entfernte ihre Wachen, und ſetzte ſich eine giftige Natter, die ein treuer Diener ihr, unter Blumen verſteckt, gebracht hatte, auf den Arm, durch deren Biß ſie in wenig Minuten ohne Schmerzen verſchied. Octavian ließ ihr Bildniß mit einer Schlange unterm Arm bei ſeinem Triumphzuge prangen. Ihr Leichnam ward neben dem des Antonius beigeſetzt. Sie war 39 Jahre alt und hatte 22 Jahre regiert.

Clerfayt (François-Sebaſtien-Charles-Joſeph de Croix, Graf von), einer der berühmteſten öſterreichiſchen Feldherren neuerer Zeit, war den 14. October 1733 im Schloſſe Bruille, bei Binch in Hainaut, geboren, widmete ſich ſeit dem zwanzigſten Jahre den Waffen, und zeichnete ſich bald darin aus. Seine Thaten im ſiebenjährigen Kriege erwarben ihm die Ehre, einer der erſten zu ſein, denen Maria Thereſia ihren 1757 geſtifteten Orden ertheilte. Vorzüglich markirte er bei Prag, Liſſa, Hochkirchen und Liegnitz. Bei dem Aufſtande in den Niederlanden 1787 verwarf er mit Verachtung alle Vorſchläge zur Untreue gegen Joſeph II. Als Generallieutenant focht er 1788 und 1789 gegen die Türken, und erhielt dafür 1790 den Grad eines Artilleriegenerals und das große Band des Thereſienordens. In dem Rheinfeldzuge, 1792, commandirte er ein Corps von 10,000 Mann, nahm Stenai, Croix-aux-Bois, zog ſich nach dem Rückzuge der Preußen in die Niederlande zurück, ſetzte ſich nach der Niederlage bei Jemappes hinter der Röhr, hob im folgenden Frühjahre die Belagerung von Maſtricht auf, focht dann bei Nerwinden, Quiévrain, Hanſon und Famars und nahm Le Quesnoi ein. Im J. 1795 erhielt er den Feldmarſchallsſtab und den Oberbefehl der kaiſerlichen Armeen am Rhein, ward dann durch den Erzherzog Carl abgelöſet, trat in

den Hofkriegsrath, und ſtarb am 18. Juli 1798 in Wien. Die Stadt ließ ihm ein prächtiges Mausoleum errichten. Clerfayt vereinigte mit den Talenten eines Feldherrn alle Eigenſchaften eines guten Bürgers und eines vortrefflichen Menſchen. Seine Unterthanen auf ſeinen Gütern hatten den mildeſten Herrn an ihm. Seine Börſe hatte ſie's jedem Verdienten und Bedürftigen ſeiner Untergebenen offen geſtanden, und den Tag vor ſeinem Tode verbrannte er alle dergleichen Schuldſcheine. Er war gewöhnlich einfach in ſeiner Kleidung, aber wenn es gegen den Feind ging, zeigte er ſich nie anders als in Staatsuniform und mit ſeinen Orden geſchmückt. „Der Tag der Schlacht", ſagte er, „iſt des Kriegers Ehrentag."

Clery, Kammerdiener Ludwigs XVI., berühmt durch ſeine Treue und Anhänglichkeit an dieſem unglücklichen Monarchen, war 1762 in einem Dorfe bei Verſailles geboren, und ein Milchbruder des Herzogs von Montbazon, nachmaligen Herzogs von Rohan. Er ward Kammerdiener bei dem jüngſten Sohne Ludwigs XVI., und als dieſer in den Tempel gebracht wurde, erwählte ihn der damalige Maire von Paris, Pethion, den König zu begleiten. Er verwaltete ſein Amt mit Eifer, Treue und Herzlichkeit, genoß des Vertrauens ſeines Herrn und ward in deſſen Teſtamente der königlichen Familie empfohlen. Nach Ludwigs Tode ging er nach London, und gab dort 1798 ſein intereſſantes Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI., roi de France, heraus, das in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt iſt. Im J. 1803 kam er nach Paris zurück und ſtarb 1809 in Wien. Seine Frau zeichnete ſich durch ihre beſonders treue Anhänglichkeit an Marie Antoinette und die jetzige Herzogin von Angouleme aus, denen ſie aus einer nahe beim Tempel gemietheten Wohnung ſtets Winke über jede muthmaßliche Veränderung ihres Schickſals zukommen lies, und nebenbei durch ihr vorzügliches Harfenſpiel einige Zerſtreuung zu verſchaffen ſuchte. Sie iſt 1811 geſtorben.

Cleve, vormals ein Herzogthum im weſtphäliſchen Kreiſe, welches gegen Süden und Weſten an Geldern, gegen Norden an die Grafſchaft Zütphen und gegen Oſten an die Grafſchaft Mark, und an das ehemalige cölniſche und münſterſche Gebiet grenzte, vom Rhein durchſchnitten wurde, und auf 40 Q. M. gegen 100,000 Einw. enthielt. Als im J. 1609 die Herzoge von Jülich, denen zugleich Cleve, Berg und die Grafſchaft Mark, Ravensberg und Ravenſtein gehörten, ausgeſtorben war, kam Cleve nebſt Mark und Ravenſtein an Brandenburg. Bei dem brandenburgiſchen, nachher preußiſchen Hauſe blieb Cleve bis auf Friedrich Wilhelm II., welcher im J. 1795 den jenſeit, und Friedrich Wilhelm III., welcher 1805 auch den dieſſeit des Rheins gelegenen Theil von Cleve gegen Entſchädigungen an Frankreich abtrat. Erſterer wurde mit dem franz. Departement der Roer, letzterer mit dem neugeſchaffenen Großherzogthume Berg vereinigt, im J. 1810 aber die der Lippe nördlich gelegenen Striche zu dem franz. Departement der Ober-Yſſel geſchlagen. Dieſe Lage der Sachen dauerte bis zur Vertreibung der Franzoſen aus den deutſchen Rheinländern, wo Preußen dieſe Provinz wieder in Beſitz nahm. Bei der neuen Organiſation Preußens bildet das Herzogthum Cleve einen Regierungsbezirk der Provinz Jülich-Cleve-Berg, welche 170 Q. M. mit 908,000 Einw. enthält, und in die drei Regierungsbezirke, Cleve, Düſſeldorf und Cöln, eingetheilt iſt. Cleve, ſonſt die Hauptſtadt des Herzogthums, jetzt die des gleichnamigen Regie-

rungsbezirks (51 Q. M. 210,000 Einw.) liegt in einer angenehmen Wieſenfläche, mit Alleen, fruchtbaren Thälern und anmuthigen Hügeln, eine Stunde vom Rheine, mit dem ſie durch einen Canal verbunden iſt, und an dem Flüßchen Kermisdal. Die Stadt enthält 1000 Häuſer mit 6000 Einwohnern, iſt im Ganzen wohlgebaut, und beſteht aus der obern, auf Hügeln gelegenen Stadt und aus der unteren. Das auf einem Hügel erbaute Schloß, Schwanenburg, iſt ſehr alt, und von demſelben hat man eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt, die Umgebungen und den Rheinſtrom. Wollen-, Baumwollen-, Seiden- und Tabaks-Fabriken werden von den Einwohnern unterhalten. Unter den reizenden Umgebungen der Stadt ſind bemerkenswerth: der jenſeits des Canals gelegene Königsgarten, eine vom Prinzen Johann Moritz von Naſſau-Siegen herrührende Anlage, und der Thiergarten mit ſeinen trefflichen Alleen, Fontainen, Kaskaden und mit einem Geſundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, iſt das Grabmahl des Prinzen Moritz. Er ruhet in einem eiſernen Sarkophag, umgeben von den bei Cleve ausgegrabenen Inſchriften, Urnen, Krügen, Lampen und andern Ueberreſten des römiſchen Alterthums.

Clienten hießen in Rom die gemeinen Bürger, welche aus den höhern Claſſen ſich einen Patron wählten, deſſen Pflicht es war, ihnen in Rechtsſachen beizuſtehen, für ſie väterlich zu ſorgen, und ihnen Sicherheit und Ruhe zu verſchaffen. Sie mußten dagegen die Töchter ihres Patrons ausſtatten, wenn es dieſem an Vermögen fehlte, ihn, wenn er von Feinden gefangen genommen worden, loskaufen, und ihm ihre Stimme geben, wenn er um ein öffentliches Amt anhielt. Gegenſeitig hatten ſie die Pflicht, einander nicht zu verklagen, noch gegen einander zu zeugen, ſich überhaupt auf keine Weiſe etwas zu Leide zu thun. Romulus, der dieſes Verhältniß einführte, um Patricier und Plebejer deſto genauer mit einander zu verbinden, erlaubte in einem Geſetze, daß derjenige, der ſeine Pflicht als Patron oder Client verletzte, von Jedermann todtgeſchlagen werden könne. Virgil ſagt, es ſei ein eben ſo großes Verbrechen, ſeinen Vater mit Schlägen zu mißhandeln, als mit einem Clienten hinterliſtig zu verfahren. Auch findet ſich in einem Zeitraume von 600 Jahren keine Spur von Mißhelligkeiten zwiſchen den Patronen und Clienten; erſt unter den Kaiſern hörten die alten Verpflichtungen auf, und auch uns iſt nichts als die Namen Patron und Client geblieben, um einen Sachwalter und denjenigen, deſſen Sache er führt, zu bezeichnen, ohne daß ſie einander mehr ſchuldig ſind, als jener Eifer und Treue, und dieſer die Bezahlung und nach Umſtänden einen Dank.

Clifford (George), Graf von Cumberland, Ritter des Hoſenbandordens, ein durch ritterliche Uebungen und Seeexpeditionen ausgezeichneter Cavalier unter Eliſabeth von England, war 1558 in Brougham-Caſtle in Weſtmoorland geboren, zeigte ſich in Turnieren und dergleichen ſtets als Champion der Königin Eliſabeth, und erhielt einen Handſchuh von ihrer Hand geſchenkt, den er bei feierlichen Gelegenheiten an ſeinem Halſe trug. Er rüſtete oft Schiffe aus, erhielt auch königliche, mit denen er größtentheils glückliche Streifzüge gegen die Spanier machte, und war Befehlshaber der Flotte, welche gegen die Armada geſandt wurde. Auch war er einer der Pairs, welche Maria Stuart richteten. Endlich hatte er noch einen bedeutenden Antheil an der Gefangennehmung des Grafen Eſſex.

Obgleich ihm ſeine Capereien gegen die Spanier unermeßliche Reichthümer zugeführt, ſo hatte er ſolche doch, theils durch Ausrüſtungen von Schiffen und beſonders durch bei Ritterfeſten, Pferderennen ꝛc. gemachten Aufwand ziemlich wieder verſchwendet, als er 1605 ſtarb. — Clifford (George), ein in naturhiſtoriſcher Hinſicht merkwürdiger, und vorzüglich durch Linné bekannter Rechtsgelehrter zu Amſterdam. Er hatte auf ſeinem Gute Hartecamp, zwiſchen Amſterdam und Harlem, den prächtigſten und mit Pflanzen aus allen Welttheilen am reichſten verſehenen Garten ſeiner Zeit in ganz Europa, eine zahlreiche Menagerie von vierfüßigen Thieren und Vögeln aller Art, ein vollſtändiges naturhiſtoriſches Muſeum, worin beſonders aus vielen Ländern eingeholte Herbarien, und eine dazu paſſende Bibliothek angelegt. Linné war eine Zeit lang Hausarzt bei Clifford und Aufſeher über deſſen Garten, und gab eine Beſchreibung der darin enthaltenen ſeltenen Pflanzen unter dem Titel Hortus Cliffortianus heraus, welches Clifford mit großer typographiſcher Pracht drucken ließ. Nach ihm nannte Linné die dort befindliche Art Piſang Musa Cliffortiana, und eine Pflanzengattung Cliffortia.

Clima. Die Alten theilten die Erdoberfläche in Climate ein, und bezeichneten mit dieſer Benennung die Flächenräume zwiſchen den mit dem Aequator parallellaufenden Kreiſen, welche ſie in Gedanken in ſolchen Entfernungen um die ganze Erdfläche zogen, daß von jedem dieſer Kreiſe bis zu dem nächſtliegenden die Zeitdauer des längſten Tages um eine halbe Stunde zunahm. Nach dieſer Eintheilung gab es alſo vom Aequator, wo der längſte Tag zwölf Stunden dauert, bis zu dem Polarkreiſe, wo er vier und zwanzig Stunden beträgt, vier und zwanzig Climata. Vom Polarkreiſe an wächſt der längſte Tag ſo ſchnell, daß er einen Grad von demſelben weiter gegen den Pol ſchon einen Monat lang iſt. Dieſe ſogenannten kalten Zonen, nämlich die Gegenden vom nördlichen und ſüdlichen Polarkreiſe an bis zu den entſprechenden Polen, haben einige Geographen wieder in 6 Climata getheilt. Uns hat eine genauere Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Ländern belehrt, daß Wärme oder Kälte nicht blos von der geographiſchen Breite abhängen, ſondern daß mancherlei Localurſachen große Abweichungen von der allgemeinen Regel hervorbringen, nach welcher allerdings ein dem Aequator näher gelegenes Land wärmer ſein ſollte, als ein von ihm entfernteres. Wir verbinden daher mit dem Worte Clima einen andern Begriff und verſtehen darunter das einem jeden Lande eigene Verhalten der Witterung in Hinſicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Näſſe, Fruchtbarkeit und Wechſel der Jahreszeiten. So verſchieden die Beſchaffenheit des Climas iſt, ſo verſchieden ſind auch die Urſachen davon, und durch die bis jetzt gemachten Beobachtungen und Erfahrungen hat man noch zu keinem ſichern allgemeinen Reſultate gelangen können. Im Allgemeinen bleibt freilich die geographiſche Breite der Hauptumſtand, welchen man bei Betrachtung des Climas eines Landes zu berückſichtigen hat. Der höchſte Grad der Hitze wird unter der Linie, der geringſte (oder die höchſte Kälte) unter den Polen angetroffen. Die dazwiſchen liegenden Oerter haben ſehr verſchiedene Grade der Temperatur nach ihrer Lage und örtlichen Beſchaffenheit. Unter dem Aequator ſelbſt iſt die Hitze nicht gleich groß. Fürchterlich wirkt ſie in den Sandwüſten Afrikas, beſonders auf der Weſtküſte, auch in Arabien und Indien, höchſt gemäßigt zeigt ſie ſich dagegen in dem gebirgigen Südamerika. Die höchſte afrikaniſche Hitze hat man auf

70 Grad über 0 nach Reaumur beſtimmt. Von dem höchſten Kältegrad unter den Polen läßt ſich nicht beſtimmt urtheilen, weil bis an den Polpunct noch kein Menſch vorgedrungen iſt. Von der geographiſchen Breite iſt die verſchiedene Mittagshöhe der Sonne und ihr Verweilen über dem Horizonte abhängig. Je beträchtlicher jene Höhe und je größer jene Zeitdauer, deſto wärmer iſt, ohne Rückſicht auf örtliche Umſtände, ein Land. In der Abwechſelung des Standes und Verweilens der Sonne liegt der Grund der Verſchiedenheit der Jahreszeiten. Die Erhebung eines Landes über der Meeresfläche macht einen andern wichtigen Beſtimmungsgrund des Climas aus. Nicht zu überſehen iſt aber inſonderheit die Beſchaffenheit der Erdoberfläche ſelbſt. Die Wärme nimmt zu mit der Cultur des Bodens. So hat unſer Deutſchland ſeit mehr als tauſend Jahren ein beträchtlich wärmeres Clima durch Ausrottung der Wälder, Ableitung der Seen, Austrocknung von Sümpfen und Moräſten gewonnen. — Ohne Zweifel hat auch die mineraliſche Maſſe, welche die oberſte Lage der Fläche eines Landes ausmacht, Einfluß auf ſeine größere oder geringere Wärme. Der todte Sand nimmt eine viel brennendere Hitze an, als Letten. Wieſenflächen ſind im Sommer lange nicht ſo heiß, als kahler Boden. Einen entſchiedenen Einfluß auf das Clima haben die Winde, denen ein Land ſeiner Beſchaffenheit nach vorzugsweiſe ausgeſetzt iſt. Wehen in einem Lande viel Nord- und Oſtwinde, ſo muß es bei gleicher topographiſcher Breite kälter ſein, als ein anderes, in welchem die mildern Süd- und Weſtwinde häufig ſtreichen. — Die Abwechſelungen in der Witterung ſind innerhalb der beiden Wendekreiſe am geringſten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpuncte ſteht, unerträglich ſein würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengeſetzten Hälfte der heißen Zone, alſo immer mehr aus dem Scheitelpuncte, ſo entſteht die lieblichſte Witterung. Lima und Quito in Peru ſollen das ſchönſte Wetter auf der Erde haben. Größer ſind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreiſe, deſto beträchtlicher werden die Unterſchiede zwiſchen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, beſonders um den 59. und 60. Grad, haben im Julius eine Wärme von 75 bis 80 Grad Fahrenheit, wie ſie die Länder um 10 Grad näher an dem Aequator kaum haben. In Grönland iſt im Sommer die Hitze ſo groß, daß das Pech an den Schiffen ſchmilzt. In Torneo in Lappland fallen die Sonnenſtrahlen um die Zeit des längſten Tages eben ſo ſchief, wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch iſt dort die Wärme zuweilen derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne faſt immer über dem Horizonte iſt. Unter den Polen iſt das Clima vielleicht das beſtändigſte. Dort ſcheint immerwährend eine ſo heftige Kälte zu herrſchen, als wir hier in unſern Gegenden nicht kennen. Selbſt mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpuncte ſelbſt volle ſechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismaſſen empfinden von den ſchrägen ſchwachen Sonnenſtrahlen keine merkliche Wirkung und ſchienen ſich bisher mit jedem Jahre zu vermehren, ein bemerkenswerther Umſtand, da unzweifelhafte Spuren einer in frühern Jahrhunderten ſtatt gefundenen größeren Bewohnbarkeit dieſer jetzt verlaſſenen Gegenden vorhanden ſind. In den letzten Jahren aber haben ſich ungeheure Strecken dieſes, wenn man ſo ſagen darf, Continents von Eis getrennt, und ſind in die ſüdlichen Meere hinabgeſchwemmt worden. Auf dieſen Umſtand gründete die engliſche

Regierung einen Plan, den Nordpol zu erreichen, und rüſtete zu dem Ende mehrere Fahrzeuge aus. Indeſſen erfährt man jetzt, daß dieſelben unverrichteter Sache zurückgekehrt ſind.

Climakteriſch werden in der Phyſiologie diejenigen Lebensjahre genannt, in denen der menſchliche Körper, nach beſtimmten Naturgeſetzen, anfängt in ſeinen phyſiſchen Kräften abzunehmen, und ſich bei den Männern dem Greiſenalter, ſo wie bei den Frauen dem der Matrone zu nähern. Bei den Frauen z. B. wird die Periode climakteriſch genannt, wo ſie ihre Reinigung verlieren.

Climax, in den Redekünſten die Steigerung, Gradation (ſ. d.)

Clinik. Die Ableitung dieſes Wortes von dem griechiſchen κλινη, Bette, führt darauf, daß es einen Unterricht am Krankenbette bezeichnen ſoll, um in der Erſcheinung ſelbſt den wahren Charakter der Symptome der Krankheiten, ihren Gang und ihr verſchiedenes Ende nebſt allen Einzelheiten der Behandlungsart kennen zu lernen. Die Clinik lehrt alſo die einzelnen Krankheiten erkennen, beurtheilen und heilen, und ſomit die theoretiſchen mediciniſchen Kenntniſſe bei dem Kranken in Anwendung bringen. Sie erfordert demnach eine genaue Beobachtung der Krankheit, wie ſie ſich in der Natur darſtellt, und führt zu derſelben; ſie bildet die ächte Erfahrung. Welche wahren Fortſchritte hätte die Medicin zu allen Zeiten gemacht, welche Irrthümer wären ihr erſpart worden, wenn der öffentliche Unterricht ſtets dieſer natürlichen Richtung gefolgt wäre, um den Zöglingen nur deutliche und beſtimmte Begriffe zu geben und ſie mit der Anwendung der Vorſchriften vertraut zu machen, die der dogmatiſche Unterricht immer unbeſtimmt läßt! Man kennt durchaus nicht die Methode, die in der Familie der Aſclepiaden für den cliniſchen Unterricht der Medicin befolgt wurde, aber man wird die Reſultate davon ſtets in den Schriften des Hippokrates bewundern, der die gleichſam ererbte Erfahrungslehre mit allem, was er auf demſelben Wege an gründlichen Kenntniſſen erwarb, bereicherte. Nach ihm hörte die Medicin auf, das Eigenthum beſonderer Familien zu ſein, und man entfernte ſich bald von dem ſtrengen Wege der Beobachtung, den er ſo ſehr empfohlen hatte. Die noch ſchwankenden Fortſchritte der Anatomie und Phyſiologie, das anhaltende Studium der Philoſophie des Ariſtoteles und endloſes Disputiren über die Natur des Menſchen, die Krankheiten und Heilmittel, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit der Aerzte, die weiſe Methode, die Krankheiten zu beobachten und genau zu beſchreiben, wurde vernachläſſigt. Die Hoſpitäler dienten bei ihrem Urſprunge mehr zur Ausübung der frommen Wohlthätigkeit der Chriſten, als zur Vervollkommnung der Medicin. Die Schule von Alexandria war damals ſo berühmt, daß, wie Ammianus Marcellinus ſagt, ihre fleßige Beſuchung alle Rechte zur Ausübung der Arzneikunde gab. Eine andere alte, zwar minder bekannte, aber ſehr blühende Schule war zu Niſapour in Perſien, und es iſt zu bemerken, daß die Hoſpitäler daſelbſt ſchon vor den Zeiten der Araber, denen man gewöhnlich dieſe glückliche Idee zuſchreibt, mit den mediciniſchen Schulen in Verbindung gebracht waren. Dieſe vom Kaiſer Aurelian geſtiftete Schule beſtand aus griechiſchen Aerzten, welche die Lehre des Hippokrates im ganzen Oriente wieder erweckten; ſie erhielt ſich mehrere Jahrhunderte, und in ihr bildeten ſich ohne Zweifel Rhazes, Ali-Abbas, Avicenna und die berühmteſten arabiſchen Aerzte. Um dieſelbe Zeit ſtand der berühmte Johannes Mesve aus Damascus dem Hoſpitale zu Bagdad vor. Man weiß nichts von der Methode, welche in demſelben befolgt

wurde; aber man darf keine hohen Begriffe von dem Unterrichte zu einer Zeit haben, wo man noch allen Träumereien der arabiſchen Polypharmacie anhing. Die Medicin theilte in jener barbariſchen Periode das Schickſal der übrigen Naturwiſſenſchaften. Man dachte nicht daran, nach dem Vorbilde der Griechen ſich langſam oder gründlich in einem großen Vereine von Kranken zu belehren. Die Gründung der Univerſitäten ſchien geeignet, die Studien, beſonders in Spanien, wiederherzuſtellen, und eben zur Zeit der Araber beſaßen Sevilla, Toledo, Cordova berühmte Schulen und Hoſpitäler, wo junge Aerzte ſich bildeten. Aber die cliniſchen Studien wurden faſt ganz vernachläſſigt. Statt die Geſchichte der Krankheiten mit Eifer zu ſtudiren und zu ergründen, ſchwatzte man über die unnützeſten Dinge. Nicht erſprießlicher waren die Reiſen, die man in derſelben Abſicht im zwölften oder dreizehnten Jahrhunderte nach Italien und Frankreich machte. Vorzüglich beſuchte man die berühmten Schulen von Montpellier und Paris, wo der Unterricht der Medicin ſich auf einfache Vorleſungen und ewige Commentationen der dunkelſten Gegenſtände beſchränkte. Selbſt als man zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Werke der alten griechiſchen Aerzte zu drucken anſing, fuhr man fort, ſich mit Erklärungen und Wortſtreiten zu beſchäftigen. Es verfloſſen noch zwei Jahrhunderte bis zur Wiederherſtellung der cliniſchen Studien. Als die Begründer derſelben in Holland nennt man Wilhelm von Straten, Otho Heurnius, Sylvius, gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Auch rühmt man von den Schulen zu Hamburg, Wien und Straßburg, um dieſe Zeit cliniſche Inſtitute errichtet zu haben. Aber welches waren die Reſultate davon? Wo findet man die befolgte Methode aufgezeichnet und welchen Einfluß hatten ſie auf die Ausübung der Arzneikunde? Boerhave ſelbſt, der 1714 den cliniſchen Unterricht des Sylvius zu Leyden fortſetzte, hat von den Tagebüchern ſeiner Beobachtungen keine Rechenſchaft gegeben, und ſich darauf beſchränkt, in ſehr merkwürdigen akademiſchen Reden allgemeine Grundſätze über das Studium der Medicin aufzuſtellen. Der Einfluß dieſer berühmten Schule wurde zunächſt in Edinburgh und ſpäter in Wien bemerkbar; zwei Schulen, deren Ruf in der Clinik bald Leyden, ihre gemeinſchaftliche Mutter, verdunkelte. Einer der berühmteſten Lehrer der practiſchen Arzneikunde zu Edingburgh, der Doctor Cullen, hing zu ſehr an den ſpitzfindigen Theorien über den kranken Organismus und die Entwicklung der nächſten Urſachen der Krankheiten, als daß er in ſeinen Vorleſungen eine ſtrenge Methode hätte befolgen und die genaue Geſchichte der in den Krankenſtuben von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende beobachteten Krankheiten zur Baſis nehmen können. Was im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Italien, Deutſchland und Frankreich für cliniſche Inſtitute geſchah, beweiſet einer Seits, daß man ihre Wichtigkeit immer mehr und immer allgemeiner einzuſehen anſing, andrer Seits, mit welchen Schwierigkeiten die Einrichtung ſolcher Anſtalten verbunden iſt. Wir gehen ſogleich auf die wiener Schule über, die durch van Swieten, Haen und beſonders durch Stoll ein Muſter des cliniſchen Unterrichts wurde, indem man öffentliche Vorleſungen in den Hoſpitälern ſelbſt hielt und zur Einfachheit der griechiſchen Arzneikunde zurückkehrte. Die Ausübung der Medicin in den Hoſpitälern war im Allgemeinen in Frankreich nur ein indirectes Mittel, um das öffentliche Zutrauen zu erlangen, bis zu dem Zeitpuncte der allgemeinen Wiederherſtellung der mediciniſchen Studien und der Errichtung der Ecole de Santé. Erſt damals wurde

der cliniſche Unterricht ausdrücklich eingeführt. Es wurden drei Lehrſtühle errichtet, für die innere, für die äußere Heilkunde, und für ſeltene Fälle und neue Vervollkommnungsmethoden. Ein Hauptzweck des cliniſchen Unterrichts iſt eine methodiſche Beſtimmung des wahren Charakters der hitzigen Krankheiten und der durch die Oertlichkeit und Jahreszeiten hervorgebrachten Veränderungen. Hierin ſind auch die glücklichſten Fortſchritte gemacht worden, da nun auf dem von Hippokrates bezeichneten Wege Sydenham, Stoll, Hufeland, Hildebrand, Schäffer u. a. m. rühmlich fortſchritten. Die Verbeſſerung dieſes Fundamentaltheils der Medicin und aller Naturwiſſenſchaften mußte eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, und man fühlt, daß der cliniſche Unterricht den wiſſenſchaftlichen Charakter verloren haben würde, wenn man nicht die einzeln beobachteten Krankheiten nach ihren Verwandtſchaften und Abweichungen in Verbindung gebracht hätte. Nur auf dieſe Weiſe konnte die Medicin ein regelmäßiges und methodiſches Ganzes bilden.

Clinton (Sir Henry), berühmter engliſcher Feldherr im amerikaniſchen Freiheitskriege. Nachdem er den hannöverſchen Krieg mitgemacht hatte, ging er als Generalmajor unter Howe 1775 nach Amerika, und focht mit Auszeichnung. Im J. 1778 übernahm er an Howe's Stelle, der nach England zurückkehrte, in Philadelphia das Obercommando der Armee. Waſhingtons Annäherung zwang ihn, Philadelphia zu verlaſſen. Er machte einen geſchickten Rückzug nach New-York, wo er mehrere amerikaniſche, in die Bucht von Acuſſinet geborgene Kaperſchiffe verbrannte. Im Januar 1779 nahm er Charlestown. Im folgenden Jahre wollte er die Franzoſen bei Rhode-Island angreifen, mußte jedoch auf Waſhingtons Manöver davon abſtehen. Jetzt verſuchte er durch Beſtechung zu ſiegen. Er gewann den General Arnold, ihm dem Poſten von Weſt-Point zu überliefern. Der Plan ſcheiterte aber durch die Verhaftung des Majors André, welcher die Correſpondenz überbrachte. Er ward 1782 abgerufen und durch Carleton erſetzt. In London gab er 1784 „Bemerkungen über die Geſchichte des amerikaniſchen Krieges" heraus. Er ſtarb als Gouverneur von Gibraltar daſelbſt am 24. Dec. 1795. — Clinton (Georg), Vicepräſident der vereinigten Staaten von Nordamerika, war 1739 in Neu-England geboren, diente unter ſeinem Vater, dem Oberſten Clinton, als Lieutenant in dem Kriege gegen Canada, ward nach dem Frieden Advocat, 1773 Repräſentant ſeiner Provinz bei der Colonial-Verſammlung, wo er ſich als einen feſten Gegner der engliſchen Uſurpationsmaßregeln zeigte, und dafür 1775 zum Mitgliede des Congreſſes erwählt wurde, den er aber ſelten beſuchte, da er lieber als General-Brigadier den Freiheitskrieg mitmachte. Im J. 1777 ward er Gouverneur von New-York, und hat während ſeiner mehr als dreißigjährigen Verwaltung den Wohlſtand dieſer Provinz auffallend gehoben. Im J. 1804 ward er zum Vice-Präſidenten der vereinigten Staaten und Präſidenten des Senats erwählt. Hier erwarb er ſich ein großes Verdienſt um ſein Vaterland, indem er 1811, trotz allem Widerſtande, die Aufhebung der General-Bank der vereinigten Staaten durchſetzte, und ſo den immer mehr überhand nehmenden Einfluß der engliſchen Kaufleute, welche faſt alle Actien an ſich gekauft hatten, vernichtete. Clinton ſtarb in Waſhington den 20. April 1812, von allen ſeinen Mitbürgern aufrichtig geehrt und beweint.

Clio, des Jupiter und der Mnemoſyne Tochter, die Muſe des Ruhms und der Geſchichte. Ihre Attribute ſind ein Lorbeerkranz auf dem Haupte, eine Trompete in der Rechten und eine Bücherrolle in der Linken.

Clive (Robert). Dieſer große Mann, welcher in einem Zeitraume von zehn Jahren die engliſch-oſtindiſche Compagnie aus den verzweifeltſten Umſtänden riß, und ihr in einem fremden Welttheile durch Klugheit, Muth und mit Gefahr ſeines Lebens ein weit größeres Land eroberte, als England ſelbſt iſt, war der Sohn eines engliſchen Rechtsgelehrten, und ward 1725 in Shropſhire auf dem kleinen Gute Styche geboren. Schon in ſeiner frühen Jugend gaben ihm ſeine Lehrer das Zeugniß, daß er zum Lernen zu unruhig, aber ein ungewöhnlich beherzter und verwegener Knabe ſei. Im J. 1743 ging er als Schreiber in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie nach Madras. Bald aber eröffnete ſich ihm eine angemeſſenere Laufbahn. Die öſterreichiſche Erbfolge hatte England und Frankreich in Krieg verwickelt. Die auf der Küſte von Coromandel bisher auf ihre Feſtung Pondichery und einige Handelslogen beſchränkten Franzoſen hatten unter Dupleix nicht nur ihr Gebiet anſehnlich erweitert, ſondern auch 1746 Madras erobert. Clive war glücklich entkommen, nahm 1746 Kriegsdienſte, und wohnte dem vergeblichen Angriffe auf Pondichery bei, worauf bald der Aachner Friede folgte. Die Engländer nahmen aber jetzt das Syſtem an, ſich in die Streitigkeiten der indiſchen Fürſten zu miſchen, um daraus Vortheil zu ziehen. Der rechtmäßige Fürſt von Tanjore war von einem Verwandten verjagt worden und ſuchte bei den Engländern Hülfe. Unter den zu ſeiner Unterſtützung beorderten Truppen war auch der Fähndrich Clive, welcher vergebens zu einem kühnen Angriffe auf den überlegenen Feind rieth. Man zog unverrichteter Sache ab, erſchien aber bald darauf zum zweiten Male vor der Feſtung Devicotta, an deren Eroberung Clive den entſchiedenſten Antheil hatte. Der Rajah bequemte ſich zum Frieden und überließ den Engländern die Feſtung mit einem bedeutenden Landſtriche. Clive trat darauf wieder in Civildienſte und erhielt die einträgliche Kriegszahlmeiſterſtelle. Aber ſchon 1750 brachen in Carnatik neue Fehden aus, weil Dupleix gegen den wirklichen Nabob einen Abenteurer unterſtützte. Jener hatte ſeine Hauptſtadt Arcot verlaſſen und in die Feſtung Tritchinapoli flüchten müſſen, wo er belagert wurde. Die Engländer beſchloſſen ihm beizuſtehen, und Clive vertauſchte wieder die Feder mit dem Degen. Mit 100 Europäern und 300 Seapois ging er auf Arcot los und eroberte es. Hier mußte er ſieben Wochen lang eine harte Belagerung ausſtehen, bis endlich die Franzoſen und ihre Alliirten nach großem Verluſte ſich zum Abzuge genöthigt ſahen. Nicht minder glücklich war er in mehreren Gefechten gegen den weit überlegenen Feind, und durch die Entſetzung von Tritchinapoli gelang es ihm, die Angelegenheiten des Nabobs 1753 wiederherzuſtellen. In dem erwähnten Jahre mußte er ſeiner Geſundheit wegen nach England zurückkehren; er war ſchon einige Jahre vorher von einem Nervenfieber befallen worden, das in eine Art von Schwermuth ausartete, an welcher er nachher, beſonders in ruhigen Situationen, noch oft und lange litt. Aber im J. 1755 ging er als Oberſtlieutenant und Gouverneur des Forts David wiederum nach Indien, wo er, noch ehe er ſeinen Gouverneursposten antrat, den furchtbaren Seeräuber Angria in ſeinem faſt für unüberwindlich gehaltenen Raubneſte Cheria bezwingen half. Um dieſe Zeit

geſchah die grauſame Einnahme und Plünderung der engliſchen Factorei in Calcutta durch den Nabob von Bengalen, welche zu rächen Bombay verſchiedene Kriegsſchiffe, und Madras den Oberſten Clive mit etwa 1900 Mann nach der Mündung des Ganges ſchickte. Er vereinigte ſich hier mit den Flüchtlingen, Calcutta ward auf der Land- und Seeſeite angegriffen und erobert. Auf die Nachricht davon erſchien der Nabob mit 50,000 Mann und einer bedeutenden Artillerie, womit er ſich in der Nähe des engliſchen Poſtens und der Stadt Calcutta lagerte. Clive leitete in dieſer kritiſchen Lage Unterhandlungen ein, die jedoch keine Wirkung hatten. Jetzt blieb ihm kein Ausweg übrig, als mittelſt eines nächtlichen Ueberfalls bis ins Hauptquartier vorzudringen, oder ſich des Geſchützes zu bemächtigen. Die Wachſamkeit der Feinde und ein dichter Nebel vereitelten zwar die Unternehmung, indeß machte ſie doch den Nabob zum Frieden geneigt. Man kam überein, daß Suraja Dowla allen Schaden erſetzen und der Präſidentſchaft erlauben ſolle, Calcutta zu befeſtigen und alle Freiheiten wie zuvor dort auszuüben. Jetzt kam die Nachricht von dem zwiſchen England und Frankreich in Europa ausgebrochenen Kriege nach Oſtindien. Clive wünſchte dieſe Gelegenheit zu benützen, um die Franzoſen von den Ufern des Ganges zu vertreiben. Er ließ daher bei dem Nabob anfragen, ob er ihre Feſtung Chandernagor angreifen dürfe. Scheinbar willigte dieſer ein, unterſtützte aber zugleich die Franzoſen mit Geld, befahl ſeinen Heerführern, mit ihren Truppen die Feſtung zu decken und unterſagte den Engländern alle Feindſeligkeiten. Clive eroberte deſſen ungeachtet Chandernagor. Dieſer Schritt war das Signal zu einem neuen Kriege zwiſchen den Nabob und den Engländern. Letztere ſahen die ihnen drohende Gefahr voraus, und glaubten ſie nur dadurch von ſich abwenden zu können, daß ſie durch ein Einverſtändniß mit einigen mißvergnügten Großen eine gänzliche Regierungsveränderung herbeiführten. Sie traten mit des Nabobs Schwager und erſtem Heerführer, Mir Jaffir, in Unterhandlung und ſicherten ihm den Thron zu, wogegen er völlige Entſchädigung für die Plünderung von Calcutta und außerdem reichliche Belohnung für den zu leiſtenden Beiſtand verſprach. Suraja Dowla ſtand mit ſeinem Heere bei Plaſſey, in der Nachbarſchaft ſeiner Hauptſtadt; dort ſollte Clive ihn angreifen und Mir Jaffir mit ſeiner Mannſchaft zu ihm übergehen. Auf dem Marſche liefen Nachrichten ein, welche Mir Jaffirs Aufrichtigkeit verdächtig machten; es ſchien nicht rathſam, mit 3,100 Mann einen 50,000 Mann ſtarken Feind angreifen, wenn deſſen Befehlshaber einig waren. Dennoch drang Clive bis Plaſſey vor, und ſetzte durch einen nächtlichen Angriff den Nabob dergeſtalt in Schrecken, daß er ſeine Stellung verließ. Mir Jaffir vereinigte ſich darauf mit den Engländern, welche das ganze Lager eroberten und bald die Hauptſtadt beſetzten. Der Nabob kam auf der Flucht um. Dieſe berühmte Schlacht, welche den Grund zu der nachmaligen Oberherrſchaft der Engländer in Bengalen legte, wurde am 26. Juni 1756 geliefert. In die folgenden zehn Jahre fallen die großen Eroberungen, welche Clive in Oſtindien machte, ſo wie die Anhäufungen von Reichthümern, die er für ſich erwarb, und die ſich vielleicht auf eine Million Pfund Sterlinge beliefen. Mir Jaffirs Ernennung zum Nabob in Bengalen, welche demſelben verſprochen worden war, legte den erſten Grund zu den letztern, indem er von dem neuen Nabob ein Geſchenk von 300,000 Pf. St. bekam. Die aus England nach Indien geſchickten Räthe ernannten ihn zum unumſchränkten Dictator daſelbſt. Als in Indien

Alles beruhigt war, ging er nach England zurück, und erhielt daſelbſt 1761 vom Könige den Titel Lord Clive, Baron von Plaſſey (zum Andenken des daſelbſt erfochtenen Sieges). Als aber kaum drei Jahre darauf die Macht der Engländer in Oſtindien von neuem wankte, wurde Clive im Jahre 1765 mit vier ſeiner Freunde als General en Chef und Gouverneur nach Calcutta zurückgeſandt. Bei ſeiner Ankunft war der Hauptfeind der Engländer, der Nabob von Auhd, geſchlagen, und der Mogul, der ſich als Prätendent bei ihm aufgehalten, hatte ſich unter den Schutz der Engländer begeben, welchen Umſtand Clive benutzte, ſich vom Mogul, welcher dem Namen nach Oberherr des Landes war, die Belehnung über die drei Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa geben zu laſſen, und ſolchergeſtalt eine ungeheuer große, von funfzehn Millionen Menſchen bewohnte Strecke Landes unter die Oberherrſchaft der Engländer zu bringen. Hierauf ſuchte er die Mißbräuche, welche zur Bedrückung der Eingebornen dort eingeriſſen waren, und ihren Grund in der Raubgier der Europäer hatten, zu mildern, womit es ihm jedoch nicht glückte. Im Jahre 1767 kam er nach England zurück, und wurde 1769 zum Ritter des Ordens vom Hoſenbande ernannt. Als nach ſeiner Abweſenheit aus Indien die Angelegenheiten wieder eine ungünſtige Wendung nahmen, und durch üble Verwaltung und neue Kriege die Compagnie einem Banquerotte nahe war, ward eine Unterſuchung verhängt. Clive ward vom Parlamente in Anſpruch genommen, und man trug 1773 im Unterhauſe darauf an, daß er des Mißbrauchs ſeiner Gewalt in Indien und ſeines dort unrechtmäßig erworbenen Vermögens angeklagt werden ſollte. Er vertheidigte ſich aber, und ward vom Unterhauſe mit der Erklärung freigeſprochen, daß er dem Vaterlande große Dienſte geleiſtet habe. Beim Ausbruche des amerikaniſchen Krieges wurde ihm das Generalcommando angetragen; allein er lehnte es, ſeiner immer ſchwächer werdenden Geſundheit wegen, ab. Seine Krankheit war die ſchon erwähnte von einem Nervenfieber zurückgebliebene Schwermuth, welche ihn am 22. Nov. 1774 der Welt entriß; er erſchoß ſich.

Clodius (Chriſtian Auguſt), ein deutſcher Schriftſteller, deſſen Einfluß auf ſein Zeitalter nicht verkannt werden kann, geb. 1738 zu Annaberg im Erzgebirge. Schon in einem Alter von zehn Jahren verrieth er einen überwiegenden Hang zum Studium der Alten. Virgil und Homer waren ſeine liebſten Geſellſchafter. Im Jahre 1756 bezog er die Univerſität Leipzig, um Theologie zu ſtudiren; aber eine Krankheit nöthigte ihn nach einem Aufenthalte von zwei Jahren, ins väterliche Haus zurückzukehren. Damals machte er Bekanntſchaft mit dem Dichter Kleiſt, dem Sänger des Frühlings, welcher als preußiſcher Major daſelbſt im Winterquartiere ſtand, ihn lieb gewann, und ſein Talent zur Dichtkunſt entwickelte. Er ging nach Leipzig zurück, genoß Gellerts Umgang, hielt Vorleſungen und bekam in einem Alter von 22 Jahren die Stelle eines außerordentlichen Profeſſors. Schon 1764 wurde er ordentlicher Profeſſor der Philoſophie, und gab kurz darauf ſeine Verſuche über die Literatur und Moral heraus. Medon oder die Rache des Weiſen, der Patriot, ein Vorſpiel, nebſt verſchiedenen Prologen, die er für das Kochiſche Theater in Leipzig verfertigte, waren zu jener Zeit ſeine vorzüglichſten ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Er verheirathete ſich mit Julie Stölzel. Um die Univerſität Leipzig machte ſich Clodius auch dadurch verdient, daß er in ſeinem Hauſe eine Penſionsanſtalt

errichtete. Im J. 1782 erhielt er die Profeſſur der Dichtkunſt und fing 1784 als eine Fortſetzung ſeiner vermiſchten Schriften eine Monatsſchrift unter dem Namen Odeum an, deren Vollendung aber ſein unvermutheter Tod unterbrach, welcher den 30. Nov. 1784 im 47ſten Jahre ſeines Lebens erfolgte. Unſern claſſiſchen Schriftſtellern iſt Clodius zwar weder als Dichter, noch als Proſaiſt beizuzählen, doch darf er als nützlicher und angenehmer Schriftſteller vor keinem ſeiner Zeitgenoſſen zurücktreten. Man findet in ſeinen Werken Geſchmack, Gefühl und eine lebhafte Einbildungskraft, und viel von dem Geiſte der Alten. Sein Sohn, Profeſſor zu Leipzig, hat ſich durch mehrere Schriften, namentlich einen Grundriß der allgemeinen Religionslehre, und ein Werk, betitelt: Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſein, ferner als Dichter und geſchmackvoller Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht.

Clodwig, oder Clodowig, König der Franken, geboren 465, folgte 481 ſeinem Vater Childerich als Oberhaupt des Stammes der fränkiſchen Salier, welche ein unfruchtbares und unfreundliches Land zwiſchen dem Meere, der Schelde, den Morinern und Nerviern bewohnten, aber vielen kriegeriſchen Muth beſaßen. Clodwigs Reſidenz war zu Cambrai. Schon früher hatte dieſer Volksſtamm Einfälle in die Nachbargebiete gemacht, und ſich dort zu behaupten geſucht, war jedoch durch überlegene Kräfte in ſeine Wälder und Moräſte zurückgedrängt worden. Clodwig beſchloß einen neuen Verſuch zu machen, verband ſich mit dem König von Cambrai, Ragnacar, und erklärte dem Syagrius, des berühmten Aegidius Sohne, der ſich zu Soiſſons als kaiſerlicher Statthalter befand, den Krieg. Bei der alten Abtei Nogent kam es zu einer Schlacht, in der die Römer eine Niederlage erlitten. Syagrius floh nach Toulouſe an den Hof Alarichs, deſſen feigherzige Räthe den Unglücklichen an Clodwig auslieferten, der ihn umbringen ließ. Soiſſons war nun ſeit 485 die Hauptſtadt des neuen Reiches der fränkiſchen Salier. Clodwig beherrſchte bei aller Rohheit ſeine neuen Unterthanen mit Klugheit und Schonung; vornehmlich ſuchte er ſich die Freundſchaft der Geiſtlichen zu erwerben. Alle Städte in Belgia ſecunda unterwarfen ſich Clodwig, und ſelbſt Paris folgte 493 ihrem Beiſpiel und öffnete den Franken die Thore. Im J. 496 zog derſelbe gegen die Alemannen, die ſich in Elſaß und Lothringen feſtgeſetzt hatten, und bemächtigte ſich nach einem vollſtändigen Siege ihrer Länder. Die Weſtgothen waren das furchtbarſte Volk für Clodwig in Gallien. Um ihnen deſto leichter widerſtehen zu können, ſuchte er die Freundſchaft der Burgunder und vermählte ſich mit Clotilde, einer Nichte des burgundiſchen Königs Gondebaud. Dieſe Fürſtin, die in der katholiſchen Religion erzogen worden, wandte ihren ganzen Einfluß an, um auch ihren Gemahl dafür zu gewinnen. In einer Schlacht gegen die Alemannen ſieht ſich Clodwig hart bedrängt, und ruft in der Noth den Gott Clotildens und der Chriſten an. Der Sieg wandte ſich zu ihm. Jetzt ward es dem beredten St. Remigius leicht, ihn zu überzeugen, daß dieſer Gott der einzig wahre ſei. Clodwig nahm das Chriſtenthum an, foderte ſeine Franken gleichfalls dazu auf, und ließ ſich am 23. Dec. 496 mit mehreren tauſend Franken, Männern und Weibern, zu Rheims feierlich taufen; der heilige Remigius vollzog nach der Taufe an Clodwig auch die Salbung. Dieſer Bekehrung wegen, weniger aus Furcht vor ſeiner Uebermacht, unterwarfen ſich Clodwigs Scepter im J. 497 die Städte von Armorica, wodurch deſſen Reich fruchtbare Landſchaften und tapfere

Völkerſchaften gewann. Jetzt waren außer den Franken nur noch zwei mächtige Völker in Gallien, die Burgunder und Weſtgothen. Die Burgunder ſtanden unter zwei Königen, Godegiſel und Gondebaud. Clodwig richtete zunächſt ſeine Waffen gegen Letztern, deſſen Länder ſich von den Vogeſen bis an die Alpen und die Meeresküſte von Marſeille erſtreckten. In der Nähe von Dijon trafen Beider Heere auf einander. Gondebaud, der ſich kurz vorher von Godegiſel treulos verlaſſen ſah, mußte dem ſiegreichen Clodwig Lyon und Vienne überlaſſen und floh nach Avignon. Hier ſchloß er Frieden. Clodwig kehrte mit reicher Beute heim, und war klug genug, Gondebaud's Treuloſigkeit, womit derſelbe die eingegangenen Verpflichtungen brach, ungeahndet zu laſſen, und einen neuen Bund mit ihm zu ſchließen, da er die Gothen zu fürchten hatte. Um dieſelbe Zeit, 507, wählte Clodwig Paris zur Hauptſtadt ſeines Reichs. Die Streitigkeiten mit den Gothen ſchienen nach einer perſönlichen Zuſammenkunft beider Herrſcher, Clodwigs und Alarichs, gütlich beigelegt werden zu ſollen; bald aber brachen die Feindſeligkeiten aus, und ſüdlich von Poitiers zwiſchen den Flüſſen Vonne und Clouère kam es zur Schlacht. Clodwig erlegte mit eigener Hand ſeinen Gegner Alarich und gewann einen vollſtändigen Sieg. Die Eroberung Aquitaniens war die Folge davon. Clodwig nahm ſeine Winterquartiere zu Bordeaux und ſchickte die zu Toulouſe befindlichen Schätze nach Paris. Aber der Oſtgothenkönig Theodorich konnte den Untergang der Weſtgothen nicht ruhig anſehen und ſchickte ſich zum Angriff an, zugleich erlitten die Franken Unfälle vor Arles nnd Carcaſſone. Clodwig gab den Friedensvorſchlägen Gehör und begnügte ſich mit der Erwerbung von Aquitanien. Nach dieſer Eroberung empfing Clodwig die Ehre des Conſulats vom Kaiſer Anaſtaſius und nahm ſie an. Der König der Franken, ſein Haupt mit einem Diadem ſchmückend, erſchien in der Kirche St. Martin zu Tours, gekleidet in eine Tunica und einen Purpurmantel, und ward von dem Volke als Conſul und Auguſtus begrüßt. Jetzt richtete Clodwig ſein ganzes Augenmerk auf die Befeſtigung ſeiner Macht, und befleckte ſeinen Ruhm durch Mordthaten und Grauſamkeiten. Aber er ſtarb bereits den 26. Nov. 511, nachdem er 30 Jahre regiert hatte. Er hinterließ vier Söhne, die ſeine Länder unter ſich theilten. Fünf und zwanzig Jahre ſpäter erlag das Reich der Burgunder der Macht der Franken; die Oſtgothen mußten ihnen Arles und Marſeille abtreten, und Juſtinian geſtand ihnen die Souveränetät über Gallien zu. Als Geſetzgeber machte ſich Clodwig durch die Sammlung des Saliſchen Geſetzbuches verdient. (ſ. Salier.) Noch im letzten Jahre ſeiner Regierung hatte er nach Orleans ein Concilium berufen, von dem ſich die Rechte herſchreiben, welche die Könige von Frankreich vor den andern catholiſchen Fürſten in Kirchenſachen gegen den Papſt in Anſpruch nehmen.

Clootz (Joh. Baptiſt du Val-de-Grace, Baron von), unter dem Namen Anacharſis Clootz bekannt, war 1755 in Cleve geboren, ein Neffe des bekannten Schriftſtellers Cornelius von Pauw, und ward ſchon im eilften Jahre nach Paris auf die Schule geſchickt. Von keiner regelnden Vernunft in Schranken gehalten, überließ er ſich ſein ganzes Leben lang der ausſchweifenden Willkühr ſeines lebhaften Geiſtes und ſeiner glühenden Einbildungskraft. Er las die alten Geſetzgeber ohne Prüfung und Leitung und wollte den Völkern Geſetze geben. Noch ſehr jung und mehrere Jahre vor der Revolution durchreiſete er Deutſchland, Italien, England und einige andere Gegenden

von Europa unter dem Namen Anacharſis Clootz, verſchwendete einen großen Theil ſeines ſehr anſehnlichen Vermögens, und ſuchte überall ſeine unreifen Ideen zu verbreiten. Durch die Revolution ward ſein Gehirn völlig verſengt. Er ging nach Paris zurück, nannte ſich den Sprecher des Menſchengeſchlechts (l'Orateur du genre humain) und rechtfertigte dieſen Titel, den er, mit Wegwerfung ſeines preußiſchen Adels, nun beſtändig führte, durch die unter dem Namen: Geſandtſchaft des Menſchengeſchlechts bekannte Maskerade, welche er beim National-Convent einführte, und an deren Spitze er dieſen aufforderte, die Grundſätze der franz. Revolution über alle Völker zu verbreiten. In der Folge ward er Mitglied des National Convents. Er überſtrömte die Nationalverſammlung mit Petitionen, Glückwünſchen, Adreſſen, Reden, Vorſchlägen aller Art, und erbot ſich, eine preußiſche Legion unter dem Namen vandaliſche Legion zu errichten. Den König von Preußen nannte er den nordiſchen Sardanapal. Er wollte, daß die Nationalverſammlung auf deſſen und des Herzogs von Braunſchweig Häupter einen Preis ſetzen ſollte. In der Rede, worin er für ſeine Aufnahme als franzöſiſcher Bürger dankt, ſagt er: „Carl I. hatte einen Nachfolger, Ludwig XVI. wird keinen haben. Die Köpfe der Philoſophen wißt ihr zu würdigen; es bleibt euch nichts übrig, als Preiſe auf die Köpfe der Tyrannen zu ſetzen." Er gab 12.000 Livres als Beitrag zu einem Kriege gegen die Könige. Ankarſtröm, den Mörder des Königs von Schweden, pries er über Alles. Für Ludwig XVI. Tod ſtimmte er „im Namen des Menſchengeſchlechts," und fügte hinzu: „ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode." Endlich erklärte er ſich auch für einen Atheiſten und „perſönlichen Feind Jeſu," und predigte den Materialismus und eine Univerſalrepublik. Zuletzt aber wurde er Robespierren verdächtig. Dieſer ſtürzte ihn mit Hebert und noch Einigen von derſelben Partei, mit denen er verurtheilt und am 24. März 1795 hingerichtet wurde. Aber ſeine Grundſätze verleugnete er ſelbſt im Tode nicht. Er docirte auf dem Wege zur Richtſtätte Hebert ſehr eifrig den Materialismus, betrat kalt und unerſchrocken das Blutgerüſt, nannte ſein Urtheil ein ungerechtes, appellirte dawider an die Menſchheit, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um, während die Köpfe ſeiner Gefährten fielen, „noch gewiſſe Grundſätze feſtzuſtellen."

Clotho, eine von den Parzen. (S. Parzen.)

Clotilde de Vallon Chalys (Marguerite Eleonore). Dieſe merkwürdige Dichterin aus dem funfzehnten Jahrhunderte, von der die uns noch gebliebenen Gedichte erſt 1803 ans Licht getreten ſind, wurde im J. 1405 in einem Walde bei Vallon, auf einem herrlichen Schloſſe auf der linken Seite der Ardeche, geboren. Ihre Aeltern waren Alphons Ferdinand von Vallon und die ſchöne Pulcherie von Fay Collan. Im eilften Jahre überſetzte ſie bereits ein Gedicht von Petrarca in Verſen. Mehrere glückliche Umſtände, vorzüglich die Bekanntſchaft mit verſchiedenen geiſtreichen Dichterinnen ihrer Zeit, als mit dem Fräulein Louiſe von Eſſial, Roſe von Beaupuy, Tullia von Royan und einer Italienerin, Rocca mit Namen, bildeten und entwickelten die dichteriſchen Anlagen Clotildens. Zu dieſer ſchönen Academie junger Dichterinnen geſellte ſich ein Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, Jean du Sault, der das Amt eines Ariſtarchen der Geſellſchaft übernahm. Im J. 1421 vermählte ſie ſich mit Berenger de Surville, einem jungen 22jährigen Ritter, der ſich aber bald nach der

Hochzeit genöthigt ſah, ſie zu verlaſſen, um dem damaligen Dauphin Carl VII. nach Puy-en-Velay zu folgen. Bei dieſer Trennung dichtete ſie die herrliche Heroide, welche an der Spitze ihrer Sammlung ſteht. Nach einer ſiebenjährigen Ehe verlor ſie ihren Gemahl, der vor Orleans blieb. Clotilde, von dieſem harten Schlage und durch den Verluſt mehrerer ihrer Freundinnen niedergebeugt, ſchrieb jetzt weniger neue Gedichte, als daß ſie die älteren feilte und ſich mit der Bildung junger Dichterinnen beſchäftigte. Unter dieſen werden Sophie de Lyonna und Juliette de Vivarez genannt. Als aber auch dieſe, durch eine unglückliche Leidenſchaft bewogen, Clotilden verließen, um ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, würde auch ſie, ſelbſt ihren Zeitgenoſſen unbekannt, in einer ſtrengen Einſamkeit ihre Tage verlebt haben, wenn nicht ein Zufall ſie der Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig, bekannt gemacht hätte. Nicht minder trug zu ihrer Celebrität ein Gedicht bei, welches ſie zum Lobe Herzogs Philipp des Guten ſang. Margarethe überſandte ihr eine Krone von künſtlichem Lorbeer mit ſilbernen Blättern und umflochten von zwölf goldenen Blumen; aber den dringenden Einladungen, am Hofe zu erſcheinen, folgte die Dichterin nicht. Sie beſang noch 1495 die Triumphe Carls VIII. Das Jahr ihres Todes iſt unbekannt. Ihre Gedichte, die an zarter Anmuth Alles übertreffen, was je aus einer weiblichen Feder gefloſſen iſt, ſchienen untergegangen zu ſein, als einer ihrer Urenkel, Joſeph Etienne de Surville, 1755 geboren, welcher beim Anfange der Revolution emigrirte, im J. 1795 nach Frankreich zurückkehrte, abermals auswanderte, aber bei ſeiner zweiten Rückkehr verhaftet und 1798 zu Puy-en-Velay erſchoſſen wurde, ein Mann, der ſelbſt dichteriſches Talent beſaß, bei Durchſuchung der Archive ſeiner Familie die Handſchrift der Clotilde im J. 1782 entdeckte. Mühſam entzifferte er die Schriftzüge, ſtudirte die Sprache und fand ſeine Mühe bald auf das reichlichſte belohnt. Er war noch mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als er ſich 1791 auszuwandern veranlaßt fand. Unglücklicher Weiſe ließ er das Original-Manuſcript Clotildens zurück, welches indeſſen nebſt vielen Familienurkunden ein Raub des Feuers ward. Die bereits genommenen Abſchriften mehrerer Stücke kamen nach ſeinem Tode durch die Witwe in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Vanderbourgs. Fehlt es demnach auch an äußeren Beweiſen für die Aechtheit dieſer Gedichte, und ſind an manchen Stellen ſelbſt deutliche Spuren da, daß Herr von Surville ſich Aenderungen erlaubt hat; ſo können wir doch ihre Authenticität darum nicht bezweifeln.

Clubb, eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche an einem beſtimmten Orte zu gewiſſen Zeiten zuſammenkommt, entweder ſich zu unterhalten und zu vergnügen, oder auch zur Erreichung eines andern Zwecks, z. B. zur Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften, zur Berathſchlagung über Angelegenheiten des Staats. England iſt das Vaterland der Clubbs in der letzten Bedeutung, von da kamen ſie durch die Revolution nach Frankreich, und endlich durch die Franzoſen in einer gewiſſen Epoche und in dieſem Sinne auch nach Deutſchland, wo ſie aber durch ein Reichsgeſetz im J. 1793 aufs ſchärfſte verboten wurden. Die engliſchen Clubbs, die über politiſche Angelegenheiten gehalten werden, machten ſich es wenigſtens ehedem zur Pflicht, über die Conſtitution des Staats zu wachen, damit nichts gegen die einmal gegründete Verfaſſung von Seiten der Regierung unternommen werden möchte. Hier war alſo Aufrechthaltung der Reichsgrundgeſetze

der Hauptzweck. In Frankreich trat gerade das Gegentheil ein. Da wurden die Clubbs zu einer Zeit geſtiftet, wo eine neue Conſtitution erſt entworfen werden ſollte, und wo der Umſturz der bisherigen Verfaſſung zur Lieblingsidee geworden war. Die natürliche Lebhaftigkeit des franzöſiſchen Nationalcharakters fand an dieſen politiſchen Zuſammenkünften volle Nahrung und Gelegenheit genug, gewiſſe Ideen über Regierungsverfaſſung zu entwickeln, deren höchſtes Verdienſt freilich öfters nur in der Neuheit beſtand. Man erkannte die Clubbs als conſtitutionsmäßig an, und verſchaffte dadurch den darin gefaßten Beſchlüſſen eine höchſt ſchädliche Publicität, der zuerſt die Conſtitution von 1795 entgegenarbeitete. Der Jacobinerclubb (ſ. Jacobiner), urſprünglich von ächten und wahren Freunden der Freiheit geſtiftet, hat ſich vorzüglich, beſonders in ſeiner Ausartung, in der franzöſiſchen Revolution höchſt merkwürdig gemacht. Campe reclamirt das Wort Clubb mit vollem Recht als ein urſprünglich deutſches Wort, und ſchreibt es Klubb.

Cluniacenſer, ſ. Benedictiner.

Clytämneſtra, die Tochter des ſpartaniſchen Königs Tyndarus und der Leda, und Zwillingsſchweſter der Helena. Sie ward dem Agamemnon vermählt und gebar ihm zwei Töchter, Iphigenia und Electra, und einen Sohn, Oreſtes. Während der zehnjährigen Abweſenheit Agamemnons vor Troja ergab ſie ſich dem Aegiſth, ermordete gemeinſchaftlich mit demſelben den heimkehrenden Gemahl, und beherrſchte mit Aegiſth Mycene ſieben Jahre. Da rächte Oreſt den Tod des Vaters durch das Blut Beider. (Vergl. Agamemnon und Oreſt.)

Cnidus (auch Gnidus), eine Stadt in Karien, berühmt durch die von Praxiteles gefertigte Statue der Venus, welche hier verehrt wurde. In der Folge wurde ſie nach Conſtantinopel geſchafft, wo ſie aber leider in dem Brande von 1461 mit unterging. S. Gnidus.

Coadjutor, der Gehülfe und beſtimmte Nachfolger eines Biſchofs, Erzbiſchofs oder geiſtlichen Fürſten. Er wird auch zuweilen auf die Stellvertretung und Adjunctur der Großmeiſterſchaft der Ritterorden, wie z. B. des Johanniterordens, ausgedehnt.

Coalition. Dieſes Wort iſt in der neueſten Zeitgeſchichte oft gebraucht worden, um die Verbindung mehrerer europäiſchen Mächte gegen Frankreich zu bezeichnen, gleichbedeutend alſo mit Alliance, von welcher aber die Coalition dadurch verſchieden iſt, daß ſie eigentlich die Verbindung zweier bisher entgegengeſetzter Parteien anzeigt. In dieſer Hinſicht verdient allerdings die ſogenannte erſte Coalition gegen Frankreich mit vollem Rechte dieſen Namen. Sie ward zwiſchen Oeſterreich und Preußen zur Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution (7. Febr. 1792) geſchloſſen. Ihr Ende iſt bekannt. Preußens Separatfriede zu Baſel (5. April 1795) und die Demarcationslinie für das nördliche Deutſchland waren die Vorboten von der Auflöſung des deutſchen Reiches. Mehr oder weniger verdienten freilich auch die folgenden Verbindungen gegen Frankreich dieſen Namen, beſonders die, welche durch den Einfluß des engliſchen Cabinets und Geldes geſtiftet wurden. Man kann deren noch folgende bezeichnen: 1. die Coalition von 1793. Deutſchland erklärte den Reichstag (22. März), und dieſem traten ſpäterhin Portugal, Neapel, Toskana und der Papſt bei. Hierzu kam noch der Allianztractat zu London zwiſchen Großbritannien und Rußland. — 2. Die Tripelallianz zu St. Petersburg zwiſchen

Rußland, Oeſterreich und Großbritannien (28. Sept. 1795), zu einer Zeit, wo mehrere Reichsfürſten ihre Contingente zurückzogen. Dieſe Coalition ward aufgelöſet durch den Frieden zu Campo Formio zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, in welchem zugleich ein, binnen einem Monate zu eröffnender allgemeiner Reichsfriedens-Congreß zu Raſtadt feſtgeſetzt wurde (9. Dec. 1797 bis Apr. 1799). Die Verhandlungen daſelbſt wurden am Ende von Oeſterreich annullirt; denn noch während derſelben hatte ſich 3. eine neue Coalition gebildet zwiſchen Rußland, der Pforte (23. Dec. 1798) und England. Oeſterreich und Neapel wurden hineingezogen. Einzelne Friedensſchlüſſe löſeten ſie wieder auf; der Friede zu Lüneville mit dem Kaiſer und König von Ungarn und Böhmen für ſich und im Namen des deutſchen Reichs (9. Febr. 1801), zu Florenz mit dem König beider Sicilien (28. März 1801), zu Paris mit Rußland (8. Oct. 1801), ebendaſelbſt mit der Pforte (9. Oct.) und zu Amiens mit Großbritannien (25. März 1802). — Folge des lüneviller Friedens war der Reichs Deputations-Hauptſchluß von 1803 (25. März), den Frankreich und Rußland vorſchrieben, vermöge deſſen die meiſten geiſtlichen Staaten und Reichsſtände unter die weltlichen Regenten vertheilt wurden. Von allen jenen Staaten erklärte zuerſt Großbritannien wieder den Krieg gegen Frankreich (18. Apr. 1803), und im April 1805 ſpannen ſich vier neue Unterhandlungen zwiſchen England, Rußland, Oeſterreich und Preußen zu einer Coalition gegen Frankreich an. Zu St. Petersburg wurde zwiſchen den beiden erſten Mächten feſtgeſetzt, eine allgemeine Ligue der europäiſchen Staaten gegen Frankreich zuſammenzubringen zur Herſtellung des Friedens und Gleichgewichts, und zur Stiftung eines Föderativſyſtems zur Sicherung des Völkerrechts. Alle Mächte ſollten eingeladen werden, dem Bunde beizutreten. Schon aber in demſelben Jahre wurde er zum Theil aufgelöſet durch den Frieden zu Preßburg mit Oeſterreich (26. Dec. 1805), und völlig durch den Frieden zu Paris mit Rußland (20. Juli 1806). Preußen, das bisher nicht Antheil genommen hatte, glaubte ſich um dieſe Zeit ſtark genug, allein den Kampf gegen Frankreich ſiegreich zu beſtehen, und man kann 5. durch den Antheil Englands und Rußlands (früher Sachſens, und wahrſcheinlich anderer temporiſirenden Staaten) auch hier eine Coalition annehmen. Der Friede zu Tilſit (8. und 9. Juli 1807) machte ihr ein Ende, ſo wie 6. der Friede zu Wien (14. Oct. 1809) der öſterreichiſchen Coalition mit England. Endlich erwähnen wir 7. der letzten großen Verbindung gegen Frankreich, welche dem Begriffe nach allerdings auch eine Coalition war. Sie beſtand anfangs aus Rußland und England, nach und nach aber traten ihr bei: Spanien und Portugal, Schweden, Preußen, Oeſterreich, die deutſchen Fürſten mit wenigen Ausnahmen, Neapel und zuletzt Dänemark. Sie endigte mit dem pariſer Frieden (31. Mai 1814). Napoleons Uſurpation des franzöſiſchen Throns, 1815, rief dieſelbe Coalition noch einmal ins Leben. Aus ihr entwickelte ſich der europäiſche Friedensbund der vier Hauptmächte, Rußland, Oeſterreich, Großbritannien und Preußen, welche 1818 in Aachen nach Frankreich als fünfte Bundesmacht aufnahmen.

Cobbett (William), einer der berühmteſten jetzt lebenden engliſchen politiſchen Journaliſten. Er iſt 1766 geboren, und der Sohn eines Pachters in der Grafſchaft Surrey. Er verließ ſeinen Vater heimlich und begab ſich 1783 nach London. Hier ließ er ſich als Soldat anwerben, und ging nach Neu-Schottland. Er erhielt 1791 ſeinen Abſchied, nachdem er wieder nach England zurückgekehrt war,

und ging nun über Frankreich nach Amerika, wo er in Philadelphia einen Buchladen eröffnete und unter dem berüchtigten und zugleich berühmten Namen Peter Porcupine (Peter Stachelſchwein) politiſcher Schriftſteller und Journaliſt wurde. Das franzöſiſche Intereſſe gewann in dieſem Zeitpuncte in Amerika das Uebergewicht und Cobbetts Streben und politiſche Tendenz ging dahin, dieſem entgegenzuwirken. Nach faſt zehnjährigem Aufenthalte in Philadelphia kehrte er nach London zurück, und fing hier zuerſt ein Journal an, ebenfalls unter dem Titel Porcupine, das aber keinen großen Beifall fand. Um ſo größern Erfolg hatte ſein weekly Register (wöchentliches Regiſter), das noch immer fortgeſetzt wird, und welches wirklich für die Zeitgeſchichte großen Werth und durch geiſtreiche und ſcharfe Polemik für die Zeitgenoſſen lebendiges Intereſſe hat. Im J. 1810 wurde er vom Advocaten der Krone wegen eines Artikels im weekly Register in Anſpruch genommen, und von der Jury zu einem zweijährigen Gefängniſſe in Newgate und zu einer Strafe von 1000 Pf. St. verurtheilt. Das Gefängniß, das man nicht ſo ganz im deutſchen Sinne ſich denken muß, hinderte ihn übrigens nicht an der Fortſetzung ſeines Journals, noch ſtörte es ihn in ſeinem Freimuthe. Er hat ſich durch ſeine politiſche Schriftſtellerei ein anſehnliches Vermögen erworben. Im Sommer 1817 begab er ſich nach Amerika, kehrte aber ſchon 1818 wieder nach England zurück, wo er ſich an die Radical-Reformers (S. d. A. im Anh. z. X. Bd.) anſchloß.

Cobenzl (Ludwig Graf von), Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des St. Johanniter- und des königl. ungar. St. Stephanordens, geboren den 21. Nov. 1753 zu Brüſſel, ein Sohn des als öſterr. bevollmächtigten Miniſters in den Niederlanden ehrenvoll bekannten Grafen Johann von Cobenzl, that die erſten Dienſte in dem neuerworbenen Gallizien und Lodomerien, war dann Geſandter in Copenhagen bald nach der Revolution von 1771, und von 1775 bis 78 in Berlin bei dem großen Friedrich. Er war 1779 als Friedensgeſandter nach Teſchen beſtimmt, wurde aber durch einen Ueberfall der Polen daran verhindert, und begab ſich darauf als Geſandter nach Petersburg, wo er von 1779 bis 1797 blieb, und ſich die Gunſt der Kaiſerin Catharina ſowohl durch ſeine Geſchicklichkeit in Geſchäften, als durch den Eifer erwarb, mit dem er dieſer Monarchin, durch Verfertigung neuer Stücke für ihr Theater und durch perſönliche Theilnahme an den Vorſtellungen, den Hof machte. Im Oct. 1795 ſchloß er im Namen des Kaiſers einen Bündnißvertrag mit England und Rußland. Im J. 1797 war er einer der bevollmächtigten Geſandten zu Udine, um mit Bonaparte zu unterhandeln, und unterzeichnete den 17. Oct. den Frieden zwiſchen ſeinem Kaiſer und der franzöſiſchen Republik. Darauf begab er ſich auf den Congreß in Raſtadt und hatte zu Selz mehrere Unterredungen mit dem Miniſter François de Neufchateau über die Vorfälle, welche den Geſandten Bernadotte genöthigt hatten, Wien zu verlaſſen. Er kehrte alsdann nach Petersburg zurück, ſchloß aber 1801 den Frieden zu Lüneville und ging von da nach Wien, wo er zum Staatskanzler und dirigirenden Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz und ſtarb den 22. Febr. 1809 in Wien. Der Graf Stadion war ſein Nachfolger nach dem preßburger Frieden. (Man vergl. über ihn das 8. Heft der Zeitgenoſſen.)

Cobenzl (J. Philipp Graf von), Vetter des Vorſtehenden, geboren den 28. Mai 1741, Hof- und Staatsvicekanzler unter Joſeph II. und Leopold II. bis zu dem Tode des Kanzlers Fürſten Kaunitz. Bei den Friedensunterhandlungen zu Teſchen 1789 war er öſter-

reichiſcher Seits bevollmächtigter Miniſter. Während der Unruhen in Brabant begab er ſich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen, allein die Stände weigerten ſich, ihn anzunehmen, und nöthigten ihn, ſich nach Luxemburg zurückzuziehen, wo er eine Erklärung erſcheinen ließ, nach welcher der Kaiſer alle Edikte widerrief, welche die Unruhen veranlaßt hatten, und Alles wieder auf den alten Fuß zu ſetzen verſprach. Hierauf begab er ſich auf ſeine Güter und ſchien allen Einfluß aufgegeben zu haben, bis zum Frieden von Lüneville, wo er als außerordentlicher Botſchafter nach Paris ging. Nach dem Ausbruche der Feindſeligkeiten 1805 verließ er Paris im November deſſelben Jahres, und lebte darauf in Wien, wo er am 30. Auguſt 1810 im 70ſten Jahre ſtarb. Mit ihm erloſch die Familie Cobenzl.

Cobi, eine vierhundert Meilen lange und hundert Meilen breite Wüſte in der kleinen Bucharei. Sie heißt auch Schamo, Lop, und der öſtliche Theil Bargu.

Coblenz, vormals die Reſidenz des Churfürſten von Trier, hernach unter der franzöſiſchen Herrſchaft die Hauptſtadt des Departements Rhein und Moſel, jetzt die Hauptſtadt des zur preußiſchen Provinz Niederrhein gehörigen Coblenzer Regierungsbezirkes (91 Q. M. 337,470 Einw.) wird jetzt von neuem befeſtigt, und liegt in einer reizenden Gegend, in dem Winkel, wo die Moſel ſich in den Rhein mündet. Ueber den letztern Fluß führt eine fliegende Brücke zu dem auf dem rechten Rheinufer Coblenz gegenüber liegenden Städtchen Thal-Ehrenbreitſtein, über welchem ſich auf einem majeſtätiſchen Felſen die coloſſalen Trümmer der durch die Franzoſen zerſtörten Feſtung Ehrenbreitſtein erheben, deren Werke jetzt von den Preußen wieder hergeſtellt werden. Ueber die Moſel führt eine 536 Schritte lange, auf 15 Bogen ruhende ſteinerne Brücke, von welcher man eine der ſchönſten Ausſichten am Rheine hat. Gegenüber ſieht man den Felſen Ehrenbreitſtein, und nur wenige hundert Schritte von der Brücke fällt die Moſel ſenkrecht in den Rhein. Die Stadt Coblenz, der Lauf des durch die Moſel verſtärkten Rheins, an deſſen Ufern ſich auf der einen Seite eine Reihe von Bergen und auf der andern eine fruchtbare Ebene hinzieht, beide mit Häuſern und Dörfern beſäet, die ſich zwiſchen den Bergen hervordrängende anſehnliche Moſel und die Carthauſe auf einem Berge, um welchen ſich die neue ſchöne Heerſtraße nach dem Hundsrück windet, machen die vorzüglichſten Punkte dieſer Ausſicht aus. Coblenz hat 1050 Häuſer und 10,200 Einwohner, beſteht aus der Alt- und Neuſtadt oder Clemensſtadt, und iſt im Ganzen ziemlich gut gebaut, beſonders der letztere Theil, wo die meiſten Gebäude von gutem Geſchmacke ſich befinden. Unter den Gebäuden ſind vorzüglich zu bemerken: das neue vormalige churfürſtliche Schloß, im antiken Stil aufgeführt und mit ioniſchen Säulen geſchmückt, zur Zeit der franzöſiſchen Occupation in eine Caſerne verwandelt; das Theater (beide in der Neuſtadt); das ehemalige Jeſuitercollegium, der Metternich-Winneburgiſche Hof und der Leyenſche Hof mit einem ſchönen Garten. Coblenz verdankt ſeinem letzten Churfürſten eine treffliche Waſſerleitung, welche von einem Berge bei Metternich das reinſte Quellwaſſer über die Moſelbrücke in alle Quartiere der Stadt führt. An Fabriken fehlt es, doch beſteht eine vorzügliche Fabrik von lackirter Blecharbeit, die über 100 Perſonen beſchäftigt, deren Waaren in Hinſicht der Dauer und Schönheit die engliſchen übertreffen, und bis nach Spanien gehen. Der Handel beſteht vorzüglich in Waarenverführung aus der Moſel in den Rhein und aus dem Rhein in die Moſel; ein Hauptgegenſtand ſind franzöſiſche

und Moſelweine, die auf der Moſel ankommen, welche Schiffe trägt, die gewöhnlich 80 Fuß lang und 12 Fuß breit ſind, eine Laſt von 1800 Centnern tragen und wenigſtens drei Fuß tief im Waſſer gehen. Eine Viertelſtunde von der Stadt liegt auf einer ſanften Anhöhe die ehemalige Carthauſe, wo man eine der trefflichſten Ausſichten auf beide Ströme genießt. Jetzt wird die Carthauſe in ein Fort verwandelt, das den Namen Hunnenkopf erhalten ſoll. Auch auf dem jenſeits der Moſel gelegenen Petersberge, wo das jetzt zerſtörte Denkmal des franzöſiſchen Generals Marceau ſtand, wird ein Fort angelegt. Durch dieſe beiden Forts, die auf der linken Rheinſeite die Stadt beſchützen, welche auch einige Feſtungswerke erhält, und durch die auf der rechten Rheinſeite ſich wieder aus ihrem Schutte erhebende Feſtung Ehrenbreitſtein wird Coblenz eine der ſtärkſten Feſtungen am Rhein werden, und den Schlüſſel zu Deutſchland und vorzüglich zur preußiſchen Monarchie bilden.

**Coburg**, ein Fürſtenthum, das nach der deutſchen Kreiseintheilung ungeachtet ſeiner Lage in Franken, zum oberſächſiſchen Kreiſe gerechnet wurde. Es grenzte an Würzburg, Bamberg, Schwarzburg und Henneberg, und zählte auf 22 Q. M. 65,000 Einwohner. Gegenwärtig iſt es unter Coburg, Meiningen und Hildburghauſen getheilt. Von der Geſchichte Coburgs und des Hauſes Sachſen-Coburg-Saalfeld führen wir folgendes an. Das coburgiſche Land, das ehedem dem Grafen von Henneberg gehörte, kam durch die Vermählung Friedrichs des Strengen, Landgrafen zu Thüringen und Markgrafen zu Meißen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an Sachſen. In der Theilung der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen Linie fiel es der erſteren zu. Der unglückliche Churfürſt Johann Friedrich übergab daſſelbe vermöge eines Erbfoderungsreceſſes ſeinem Bruder Ernſt, nach deſſen Tode es an die Söhne Johann Friedrichs zurückfiel, welche ſich dergeſtalt in die geſammten Länder theilten, daß Johann Friedrich II., der Stifter der altgothaiſchen Linie, Gotha, Coburg und Eiſenach erhielt. Nach der Gefangennehmung deſſelben wurde ſeinen Söhnen Johann Caſimir und Johann Ernſt Coburg und Eiſenach übergeben, wobei Coburg an den ältern kam. Beide ſtarben kinderlos, worauf die Länder größtentheils an die damals blühende altenburgiſche Linie kamen. Nach ihrem Erlöſchen fiel die Erbſchaft an Ernſt den Frommen von Gotha, deſſen zweiter Sohn Albrecht (ſtarb 1699) das Fürſtenthum Coburg erhielt. Der ſiebente Sohn, Johann Ernſt (ſtarb 1729), wurde mit einigen Aemtern des Fürſtenthums Altenburg, der ſaalfeldiſchen Landesportion, abgefunden. Letzterer iſt der Stifter der ſaalfeldiſchen Linie und der Stammvater der jetzigen Herzoge von Coburg-Saalfeld. Als nämlich ſein Bruder Albrecht ohne Kinder ſtarb, erhielt er, nach langem Streit, Stadt und Amt Coburg, woher auch der Name Coburg-Saalfeld. Bei dem Ausſterben der römhildſchen Linie erhielt er gleichfalls einen Antheil. Die ſaalfeldiſche Landesportion hatte mehrere Herren, ehe ſie ein Beſtandtheil des Herzogthums Altenburg wurde. Der Stifter der coburgſaalfeldſchen Linie hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne, Chriſtian Ernſt und Franz Joſias, welche gemeinſchaftlich regierten. Jener ſtarb 1745 kinderlos, dieſer aber 1764, nachdem er das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe eingeführt hatte. Ihm folgte ſein Sohn, Ernſt Friedrich, welcher nach einer 36jährigen Regierung im Jahre 1800 ſtarb. Sein Sohn Franz folgte ihm. Dieſer ſchloß 1805 einen Receß mit Gotha, vermöge deſſen die vormalige Verbindung der ſaal-

feldſchen Landesportion mit dem Fürſtenthum Altenburg gänzlich aufgehoben, der gothaiſche Antheil an Themar an Coburg=Saalfeld und dagegen der coburgiſche Antheil an Römhild an Gotha abgetreten wurde, ſo daß ſich Coburg Saalfeld jetzt in ungetheiltem Beſitze der ſaalfeldiſchen Landesportion ſowohl als des Amtes Themar befindet. Er ſtarb am 9. Dec. 1806, und hinterließ die Regierung ſeinem Sohne, dem jetzigen Herzoge Ernſt (geb. den 2. Jan. 1784). Obwohl das Haus Coburg bereits am 13. Dec. 1806 zu Poſen dem Rheinbunde mit der Verpflichtung beitrat, ein Contingent von 400 Mann zu ſtellen, ſo ließ Napoleon doch das Land in Beſitz nehmen, weil der neue Herzog ſich im Auslande und in ruſſiſchen Dienſten befand. Erſt nach dem tilſiter Frieden wurde der Herzog als Souverän wieder eingeſetzt. Das jetzige Herzogthum Sachſen=Coburg begreift Antheile an Coburg, Altenburg und Henneberg, wozu 1816 die Herrſchaft Baumholder ein von Preußen abgetretener Diſtrikt des vormaligen Saardepartements mit 8 Q. M. und 25,000 Einw., das im J. 1819 ſo benannte Fürſtenthum Lichtenberg, gekommen iſt, ſo daß jetzt ſämmtliche Lande 25 Q. M. und 82,000 Einw. enthalten. Der Boden iſt zwar bergig, beſonders im altenburgiſchen Antheile, wo ein Theil des Thüringerwaldes ſich hindurch zieht, aber im Ganzen an den gewöhnlichen deutſchen Produkten des Thier= und Pflanzenreichs fruchtbar; aus dem Steinreiche hat man Eiſen, Kupfer, Vitriol, Alaun, Kobalt, Marmor, Alabaſter, Schiefer, Steinkohlen und Schwefel. Die Induſtrie beſteht in Lein=, Wollen= und Baumwollenweberei, Gerbereien, Eiſenhämmern, Blaufarbenwerken, Porzellanfabriken, Marmor= und Steinmühlen, Holzarbeiten und in Verfertigung von Pech, Kienruß und Potaſche. Die Einkünfte ſchätzt man, ohne die Acquiſitionen jenſeit des Rheins im vormal. Saardepartement, auf 425,000 Gld. Der Herzog hat mit den übrigen großherz. und herz. ſächſiſchen Häuſern eine Geſammtſtimme (die 12te Stelle) in der engern Bundesverſammlung, und eine beſondere in der weitern. Er ſteht im nexu Gothano. Landſtände ſind ſeit 1808 theils geborne, (Rittergutsbeſitzer) theils gewählte (aus den Stadträthen, dem Bürger= und Bauernſtande). Die Haupt= und Reſidenzſtadt Coburg liegt in einem angenehmen Thale, an der Itz, hat fünf Kirchen, ein akademiſches Gymnaſium, Caſimirianum genannt, verſchiedene Fabriken, ein Reſidenzſchloß, die Ehrenburg genannt, mit einer anſehnlichen Bibliothek, ein ſchönes Reithaus, ein maſſives Zeughaus, 43 Gaſſen, 750 Häuſ. und 7700 Einw. Angenehme Alleen trennen die Stadt von den Vorſtädten. Nicht weit von der Stadt, auf einem Berge, liegt die Feſtung Coburg, welche mit einer ſtarken Mauer, tiefen Graben und fünf Baſteien verſehen iſt, außer mehreren andern Gebäuden ein Zucht= und ein Zeughaus enthält, und eine vortreffliche Ausſicht über einen großen Theil des Landes gewährt.

**Coburg** (Friedrich Joſias, Herzog von Sachſen=), geb. den 26ſten Dec. 1737, Großkreuz des Thereſienordens und Feldmarſchall der kaiſerlich öſterreichiſchen Truppen. Beim Ausbruche des Krieges zwiſchen Oeſterreich und der Pforte 1788 commandirte er die Armee in Gallizien. Er belagerte und eroberte in dieſem Jahre die wichtige Feſtung Choczim, ſchlug 1789, in Verbindung mit Suwarow, zuerſt die Türken bei Fokſchan, erfocht bald darauf den großen Sieg bei Martineſtie über den Großvezier und die türkiſche Hauptarmee ſelbſt, und nahm ſodann den größten Theil der Wallachei mit der Hauptſtadt Bukareſt in Beſitz. Im J. 1793 erhielt er das Commando der Armee in den Niederlanden gegen die Franzoſen, ſchlug ſie bei Altenhoven, trieb ſie aus Aachen, Lüttich u. ſ. w., ſiegte bei Neerwinden, und machte ſich

in Zeit von einem Monate zum Meiſter von den Niederlanden. Hierauf rückte er in Frankreich ſelbſt ein, erfocht neue Vortheile und eroberte die Feſtungen Condé, Valenciennes und Quesnoy. Der Feldzug vom Jahre 1794 fing ebenfalls glücklich für ihn an. Er eroberte die Feſtung Landrecies, und ſeine Vorpoſten dehnten ſich bis gegen Guiſe aus. Die Franzoſen hatten unterdeß ungeheure Anſtrengungen gemacht, und drangen von allen Seiten mit furchtbaren Streitkräften vor. Der Herzog von York hatte ſich zur Unzeit mit den engliſchen Truppen von den Oeſterreichern getrennt, um Eroberungen an der See zu machen, und wurde bei Dünkirchen geſchlagen. Ein gleiches Schickſal hatte Prinz Coburg bei Maubeuge. Da auch der tapfere Clerfait nach blutigen wiederholten Treffen bei Tournay zurückgedrückt wurde, mußte der Prinz ſeine Eroberungen in Frankreich aufgeben und ſich in die Niederlande ziehen. Hier verlor er die wichtige Schlacht bei Fleurus, und mit ihr alle Früchte ſeiner vorhergehenden glänzenden Siege, aber nicht den Ruhm ſeiner Thaten. Dieſer folgte ihm, als er darauf das Commando niedergelegt und ſeinen Ruheſitz in Coburg aufgeſchlagen hatte. Verehrung und Liebe umgaben ihn. Sein Leben war, wie die Inſchrift ſeines Hotels: Peractis laboribus, andeutete, der Erholung nach vollbrachter Arbeit gewidmet. Noch im hohen Alter heiter und geſellig, verbreitete er ein munteres Leben unter den Zirkel, den er um ſich verſammelte. Immer blieb er dabei ein warmer Anhänger des Hauſes Oeſterreich, an deſſen abwechſelnd unglücklichen und glänzenden Schickſalen er lebhaften Antheil nahm. Er ſtarb am 26. Febr. 1815 im 78ſten Lebensjahre. Seit dem 8. Dec. 1790 beſaß er das ungariſche Indigenat, und ward nach dem Tode ſeines Bruders, Herzogs Ernſt Friedrich, Senior des ſächſiſch-Erneſtiniſchen Hauſes, und als ſolcher Genußinhaber des Senioratamts Oldisleben.

Cocagna, eine von der Regierung zu Neapel einmal jährlich veranſtaltete Luſtbarkeit, bei welcher dem Volke allerlei Eßwaaren auf einem Gerüſte und Wein in Fontainen, aus Fäſſern ꝛc. Preis gegeben, werden. Daher ſagt man figürlich von einem Lande, wo Ueberfluß und gemächliches Wohlleben herrſcht, es ſey das Land von Cocagna, ſoviel als unſer Schlaraffenland (Utopien). Mats de Cocagne, mit Seife beſtrichene Maſten, welche zur Beluſtigung des Volks von denen, die zu dem Unternehmen Luſt haben, erklettert werden. Wer die Spitze erreicht, gewinnt einen darauf befeſtigten Preisgegenſtand. Etwas ähnliches ſind bei uns die an manchen Orten üblichen ſogenannten Kletterſtangen.

Cocceji (Heinrich), ein berühmter Rechtsgelehrter, war 1644 zu Bremen geboren, ſtudirte 1667 zu Leyden und 1670 in England, wo er promovirte, ward 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Profeſſor der Rechte, 1690 aber Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder, begab ſich mit Beibehaltung ſeiner Stelle 1702 wegen der oraniſchen Succeſſionsſache nach dem Haag, erhielt für ſeine ausgezeichneten Dienſte 1713 den Adel als Reichsbaron und ſtarb 1719. Als Rechtsgelehrter war er das Orakel vieler europäiſchen Höfe, und ſein neues Lehrgebäude des deutſchen Staatsrechts (Juris publici prudentia) war beinahe das allgemeine akademiſche Lehrbuch für dieſe Wiſſenſchaft. Cocceji verdankte ſeine tiefe Rechtsgelehrſamkeit nicht ſowohl geſchickten Lehrern, denn er hatte nur über die Inſtitutionen Vorleſungen gehört, als einem ſeltenen Fleiße, der ſo weit ging, daß er dem Schlafe nur wenige Stunden gab, mit der äußerſten Mäßigkeit lebte und ſich ſogar des Studirens halber mehrere Jahre des Mittagseſſens

enthielt. Er war ſanft, gefällig und von muſterhafter Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit. Seine zahlreichen Disputationen ſind unter dem Titel: Exercitationes curiosae und Dissertationes varii argumenti in 4 Quartbänden, und ſeine Consilia und Deductiones in 2 Folianten zuſammengedruckt. Sein Grotius illustratus erſchien in 3 Foliobänden. — Sein älteſter Sohn, Samuel Freiherr von Cocceji, machte ſich nicht minder berühmt. Er war 1679 zu Heidelberg geboren, ward 1702 zu Frankfurt an der Oder ordentlicher Profeſſor, kam 1704 als Regierungsrath nach Halberſtadt, und ward 1710 Director der daſigen Regierung. Im folgenden Jahre wurde er nach Wetzlar zur Reichskammergerichtsviſitation geſchickt und zugleich zum geheimen Juſtiz- und Oberappellationsrath in Berlin ernannt. Im J. 1714 ſandte ihn der König nach Wien und 1723 ward er Kammergerichtspräſident, 1727 Staats- und Kriegsminiſter, 1730 Chef aller geiſtlichen Sachen und Curator aller königlichen Univerſitäten, 1731 Oberappellationsgerichtspräſident, 1738 erſter Chef der Juſtiz in allen königlich preußiſchen Landen und 1746 Großkanzler. Er ſtarb 1755. Er war ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Geſchäftsmann, der ſich beſonders durch die Verbeſſerung der Rechtspflege in den preußiſchen Staaten unſterblich verdient gemacht hat. Sein Codex Fridericianus, den er 1750 herausgab, iſt ein unvergängliches Denkmahl ſeiner Verdienſte. Unter ſeinen übrigen Schriften, die ſich meiſtens auf das bürgerliche, auf das Natur- und auf das Staatsrecht beziehen, iſt ſein Jus civile controversum am bekannteſten (zuletzt von Eminghaus 1791 mit vielen Verbeſſerungen herausgegeben). Zu ſeines Vaters Grotius illustratus, deſſen Herausgabe er beſorgte, ſchrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel Novum systema jurispr. nat. et rom. erſchienen iſt. — Carl Ludwig, Freiherr von Cocceji, ſtarb im J. 1808 als Präſident der Oberamts-Regierung, des Oberconſiſtoriums und Pupillen-Collegiums zu Groß-Glogau in Niederſchleſien, im 85. Jahre ſeines Alters und im 55. ſeiner Amtsführung. 1802 hatte er den rothen Adler erhalten. Er war der Letzte ſeines berühmten Stammes.

**Coccejus** (Johann), einer der gelehrteſten Theologen Hollands. Sein Syſtem, obgleich in mehreren Hinſichten ſeltſam und übertrieben, hat dennoch der theologiſchen Wiſſenſchaft einen nützlichen Anſtoß gegeben und ſie von manchem ſcholaſtiſchen Unrath befreit. Es iſt am vollſtändigſten in ſeiner Summa doctrinae de foedere et testamento Dei entwickelt. Hinſichtlich der Auslegung ging Coccejus von dem Grundſatz aus, man müſſe die Worte und Phraſen der Schrift in jedem Sinne nehmen, deſſen ſie fähig ſeien, indem ſie in der That alles bedeuteten, was ſie bedeuten könnten. Unter ſeinen Gegnern waren Gisbert Voet und Samuel Desmarets die bedeutendſten. Coccejus war 1603 zu Bremen geboren, empfing ſeine Bildung darauf zu Hamburg und Franecker, ward auf kurze Zeit Profeſſor der hebräiſchen Sprache in ſeiner Vaterſtadt, ging 1636 in gleicher Eigenſchaft nach Franecker und ward ſieben Jahre ſpäter daſelbſt Profeſſor der Theologie. Im J. 1649 ward ihm der theologiſche Lehrſtuhl zu Leyden übertragen, den er bis an ſeinen Tod 1669 mit Ehren einnahm. Seine Werke ſind mehrmals geſammelt erſchienen, zuletzt in Amſterdam 1701 in 10 Foliobänden, wozu 1706 noch zwei Bände opera anecdota kamen.

**Cochenille**, bei uns als die ſchönſte rothe Farbe bekannt, iſt eigentlich ein gedörrtes Inſect, das uns als Handelsartikel über Cadix aus Südamerika und insbeſondere aus Mexico und Peru zugeführt

wird, wo es auf verſchiedenen Arten der Opuntia lebt. Seine Lebensdauer beträgt beim Männchen nur einen Monat, beim Weibchen aber einen Monat länger. Dies ſtirbt gleich nach dem Gebären. Nach der Einſammlung tödten die Mexicaner das Inſect entweder in heißem Waſſer oder in Oefen. Es gibt davon viele Arten und Gattungen, alle aber ſind inwendig mit einem zarten rothen Staube angefüllt, der die koſtbare Farbe enthält. Als Waare kommt ſie in Suronen oder zuſammengenäheten trockenen Thierhäuten, gewöhnlich über Cadix, in den Handel.

Cochin (Charles Nicolas), berühmter Kupferſtecher, 1688 in Paris geboren, übte die Mahlerei bis in ſein 21. Jahr und gewann dadurch bedeutende Vortheile für die Kupferſtecherkunſt, der er ſich nun und mit vieler Auszeichnung widmete. Er ward 1731 Mitglied der pariſer Akademie und ſtarb 1754. In ſeinen Blättern, vorzüglich in den Figuren mittelmäßiger Größe, herrſchen Geiſt, Kühnheit, Genauigkeit und Harmonie zugleich. — Sein Sohn Charles Nicolas Cochin hat ihn noch übertroffen. Er wurde 1715 in Paris geboren, ſtudirte unter Joh. Reſtout, machte eine Reiſe nach Italien, ward Mitglied und dann Secretär: Hiſtoriograph der pariſer Akademie, königlicher Cabinetszeichnungenbewahrer, Hofzeichner und Kupferſtecher und Ritter des St. Michael: Ordens und ſtarb 1790. Sein lebhafter Geiſt trieb ihn mehr zum Aetzen als zum Stechen. Auch ſind ſeine geätzten Blätter die vorzüglichſten. Sein ganzes Werk iſt eins der beträchtlichſten. Es enthält über 1500 Stücke, worunter 112 Medaillenbildniſſe der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten und Künſtler ſeiner Zeit, die faſt alle ſeine Freunde waren, da er, außer ſeiner Kunſt, auch in den Wiſſenſchaften wohl bewandert war und als Schriftſteller einen rühmlichen Platz behauptet. Man hat, außer ſeinen Aufſätzen in den Memoiren der Akademie, noch mehrere gedruckte Werke von ihm, welche intereſſante Aufſchlüſſe über verſchiedene Gegenſtände der Kunſt enthalten. Seine Titelkupfer, Anfangs: und Schlußvignetten ſind, ihres ſaubern, gefälligen Geſchmacks wegen, ſehr geſchätzt. Vorzüglichen Werth haben ſeine Proſpecte von 16 franzöſiſchen Seehäfen. Seine Compoſition iſt im Allgemeinen reich, zart und anmuthig.

Cochinchina (Kodſchin: Oſchina), d. h. Weſtchina, eine große zu Hinterindien gehörige Landſchaft, iſt jetzt ein Theil des ſogenannten Kaiſerthums Anam, welches nach den neueſten Nachrichten die hinterindiſchen Provinzen Tunkin, Cochinchina, Chiampa, Cambodſcha, Laos und Lac: tho begreift. Die ältere Geſchichte dieſer Länder, ſo wie ihre innere Beſchaffenheit ſind den Europäern wenig bekannt. Cochinchina war ehemals nur eine Provinz von Tunkin. Die Chineſen waren Herren dieſer Länder, die ſie durch einen Statthalter regieren ließen. Bei einer Revolution wurde der chineſiſche Gouverneur ermordet, und Tunkin erhielt Könige aus ſeiner eigenen Nation, welche unter der Bedingung von dem chineſiſchen Kaiſer anerkannt wurden, daß ſie in China die Belehnung vom Kaiſer nachſuchen mußten. Von Tunkin machte ſich, ebenfalls in einer Revolution, Cochinchina unabhängig, und erhielt dann eigene Könige. Im J. 1774 brach in dem letztern Lande eine Revolution aus, wodurch der König ſeinen Thron verlor, und drei Brüder, die Anführer der Empörer, ſich in das Königreich theilten. Einer derſelben, deſſen Antheil an Tunkin ſtieß, beſiegte den König von Tunkin, eroberte ſein Reich und behauptete ſich im Beſitze ſeiner Eroberung, obgleich der Kaiſer von China den vertriebenen König von Cochinchina, der bei ihm, als ſeinem Lehnsherrn, Schutz

geſucht hatte, in ſein Königreich wieder einzuſetzen ſuchte. Unterdeſſen hatte aber der Kronprinz des vertriebenen Königs von Cochinchina, Caun-Schung genannt, der ſich durch die Flucht gerettet hatte, einen Verſuch gemacht, das väterliche Reich zu erobern, welches ihm, bei der unter den Uſurpatoren herrſchenden Uneinigkeit und bei der Anhänglichkeit der Cochinchineſen an ihren rechtmäßigen Beherrſcher, ſo weit gelang, daß er nicht allein Cochinchina wieder eroberte, ſondern auch im Jahre 1800 das Königreich Tunkin damit vereinigte. Anfangs ließ er ſich vom chineſiſchen Kaiſer mit Tunkin belehnen, hat ſich aber nachher für völlig unabhängig erklärt, unter dem Namen Gia-Long den kaiſerlichen Titel angenommen, und regiert noch jetzt über dieſes Kaiſerthum Anam, mit welchem nun auch Cambodſcha, Laos, Chiampa und Lac-tho vereinigt ſind. Da alſo nun Cochinchina aufgehört hat, einen beſondern Staat zu bilden, und als ein Theil mit unter dem anamithiſchen Kaiſerthume begriffen iſt: ſo wollen wir, ſtatt einer beſondern Schilderung Cochinchina's, eine allgemeine Darſtellung des Kaiſerthums Anam geben. Dieſes Reich, nach dem angegebenen Umfange, grenzt gegen Norden an die Südprovinzen China's, gegen Weſten an Siam, gegen Süden an das indiſche und gegen Oſten an das chineſiſche Meer. Es nimmt die ganze Oſtküſte der Halbinſel jenſeits des Ganges ein, und liegt vom 118. Grad bis zum 127. Grad der Länge und vom 8. Grad bis zum 23. Grad der nördlichen Breite, enthält an 18,000 Quadratmeilen, und iſt von 18 bis 20 Millionen Menſchen bewohnt. Das Land wird von vielen, zum Theil beträchtlichen Flüſſen, darunter der Menam-Kom, wahrſcheinlich ein und derſelbe mit dem Cambodſchafluß, bewäſſert. Alle Provinzen werden durch Gebirgsketten, deren Lauf man jedoch gar nicht kennt, voneinander getrennt, die ſehr ſchroff ſich erheben, aber fruchtbare Thäler und Ebenen einſchließen. Die Lage des Landes in der heißen Zone läßt hier zwar ein brennendes Clima erwarten, allein die Nähe der Gebirge und des Meeres mildert die Hitze, und macht das Clima zu einem der angenehmſten in Aſien. Die Fruchtbarkeit und der Productenreichthum dieſer Länder iſt ſehr groß. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernte, beſonders wird Reiß, als die Hauptnahrung der Einwohner, gebaut; ferner gibt es Thee, Zimmet, trefflichen Zucker, Pfeffer, Ingwer, Baumwolle, Kokus-, Firniß-, Talg- und Tiekbäume, welche das trefflichſte Schiffsbauholz liefern, Farbehölzer, edle Südfrüchte, außerordentlich große und gelehrige Elephanten, Rhinozeroſſe, Tiger, Gazellen, eine große Menge von Affen und Schlangen, indianiſche Vogelneſter, Seide, mannichfaltiges Geflügel, Fiſche, das feinſte Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Salpeter ꝛc. Doch kennen die Einwohner den Bergbau noch wenig, ja das Nachgraben des Goldes iſt ſogar verboten, um nicht die Habſucht der Europäer zu reizen. Die Einwohner, beſonders der Provinzen Tunkin und Cochinchina, haben in ihren Geſichtszügen, in ihrer Sprache und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Chineſen, ohne jedoch ſo ſehr wie dieſe das Fremde zu verachten, und ſtehen auf einer gleichen Stufe der Civiliſation, mit Ausnahme der Bewohner von Laos und Chiampa, welche meiſtens ein Nomadenleben führen. Sie treiben Ackerbau, der ſich größtentheils auf die Anpflanzungen des Reißes beſchränkt, verfertigen Metallwaaren, unterhalten Baumwollen- und Seidenfabriken, haben ſelbſt Canonengießereien und bauen ſehr gute Schiffe, wovon die Kauffarteiſchiffe den Junken der Chineſen gleichen, und kennen die Schreib- und Buchdrukkerkunſt. Ihre Literatur iſt reich an moraliſchen, dramatiſchen und

42 *

botaniſchen Werken. Der Calender wird von einigen Gelehrten am kaiſerlichen Hofe herausgegeben. Ihre Baukunſt, Mahlerei und Muſik ſind chineſiſch. Der Handel, den die Einwohner treiben, beſonders der Küſtenhandel, iſt nicht unbedeutend. Von den aſiatiſchen Völkern beſuchen vorzüglich die Chineſen, Malajen, die Bewohner der Sunda-Inſeln, die Japaner die Küſten dieſes Landes. Hingegen die europäiſchen Handelsnationen haben noch wenige Handelsverbindungen anzuknüpfen vermocht. Der Hof und die Großen bekennen ſich zur Religion des Confucius, die Religion des gemeinen Volkes iſt eine Modification der Lehre des Buddha. Die Anzahl der Pagoden, welche ebenfalls den chineſiſchen ähnlich ſind, und der Bonzen iſt ſehr groß, da jede Gemeinde ihre eigene Pagode und ihren Schutzgeiſt hat. Durch den Eifer der Miſſionäre ſind auch mehrere hunderttauſend Einwohner zu dem Chriſtenthume bekehret worden. Die Regierungsform iſt der chineſiſchen ähnlich, despotiſch und militäriſch. Der Bambus wird als ein Strafmittel vom erſten Mandarin bis zum niedrigſten Unterthan gebraucht. Der Kaiſer regiert mit Beihülfe von vier Miniſtern, welche Würde gemeiniglich die nächſten kaiſerlichen Verwandten bekleiden. Den Provinzen ſind Statthalter vorgeſetzt. Die Armee, gegen 150,000 Mann ſtark, iſt auf chineſiſche Art organiſirt, aber mit vieler Artillerie und guten Waffen verſehen, welche die Europäer eingeführt haben. Die Seemacht beſteht aus 200 Galeeren und 25 Fregatten, mit 26,800 Matroſen bemannt, die zugleich als Seeſoldaten dienen. Die Hauptſtadt iſt Bac-king oder Kecho am Fluſſe Songkoy. Nach andern iſt Hue-Phu oder Kehue die Hauptſtadt des ganzen Reiches und die kaiſerliche Reſidenz. Ueberhaupt iſt die Topographie dieſes ganzen Staates den Europäern noch ſehr unbekannt.

Cochrane (Alexander, Lord), ein berühmter engliſcher Seeoffizier, iſt der älteſte Sohn des Lords Archibald Cochrane, eines insbeſondere um das Studium der chemiſchen Wiſſenſchaften wohlverdienten wackern Seemannes, geb. 1775. Er beſtimmte ſich für den Seedienſt, wurde von ſeinem Oheim dafür gebildet, diente zuerſt in Oſtindien und an der Küſte von Biscaya, und zeichnete ſich 1801 vor Barcelona als Fregattencapitän durch die Wegnahme eines ſpaniſchen und 33 anderer Schiffe aus, und verſuchte mehrere glückliche Landungen. 1806 landete er auf der Nordküſte von Frankreich, zerſtörte mehrere Signale und Batterien, nahm eine franz. Fregatte und zwei Slupen und kehrte damit nach Plymouth zurück. Er trat nun als Deputirter für die Stadt Weſtminſter in die Kammer der Gemeinen, wurde dann zu einem Kreuzzuge mit der Fregatte Imperious beordert und vereinigte ſich mit der Flotte unter Collingwood vor Cadix. Im Kriege mit Spanien gegen Frankreich zeichnete er ſich 1808 durch Befreiung der Feſte Roſas und Wegnahme mehrerer Küſtenforts aus, und vereinigte ſich alsdann mit der Canalflotte unter Gambier. 1809 machte er jenen berühmten, aber nicht ganz geglückten Verſuch, die franzöſiſche Flotte auf der Rhede von Biscaya mit der Congreviſchen Brandmaſchine zu zerſtören, ſchlug aber die franzöſiſche Flotte, nahm den Calcutta und zerſtörte 3 Linienſchiffe, wofür ihm der Bathorden ertheilt wurde.

Cochrane (Thomas, Lord), aus der Familie des vorigen, und für den Seedienſt erzogen, wobei er ſich den Bathorden erwarb. Er war Mitglied des Parlaments für Weſtminſter und eben im Begriff als Capitän mit dem Schiffe the Tonnant nach Amerika abzuſegeln, als er angehalten und vor das königliche Bankgericht gezogen, und von demſelben zu 1000 Pf. Sterl. Geldſtrafe, einjährigem Ge-

fångniß und öffentlicher Ausſtellung am Pilory verurtheilt wurde, weil er 1814 ein falſches Gerücht von einem ganz entſcheidenden Sieg der Alliirten über Buonaparte ausgeſprengt, die Fonds dadurch augenblicklich in die Höhe getrieben, und eine große Tags zuvor wohlfeil erkaufte Summe plötzlich mit beträchtlichem Gewinn wieder verkauft hatte. Das Schimpfliche ſeiner Strafe wurde ihm erlaſſen, er verlor aber den Orden und den Sitz im Parlament. Mit Gewalt befreite er ſich aus dem Gefängniß. Obgleich ein Preis auf ſeine Wiedereinbringung geſetzt war, ſo wählte ihn doch Weſtminſter wieder zu ſeinem Deputirten, und er erſchien 1816 in der Kammer der Gemeinen, wo er arretirt und vor das Aſſiſengericht von Surrey gezogen wurde. Sir Francis Burdett begleitete ihn dahin. Nochmals für ſchuldig erklärt, aber der Gnade des Königs empfohlen, weigerte er ſich, dieſe anzunehmen, und verlangte Gerechtigkeit. Im November 1816 wurde er nun vom königl. Bankgericht zu einer neuen Strafe von 100 Pfund verurtheilt, und weil er ſie nicht zahlen wollte, ins Gefängniß geſetzt, wohin ihn das Volk mit lautem Jubel begleitete. Im J. 1818 rüſtete er ein Schiff aus und trat in die Dienſte der ſüdamerikaniſchen Inſurgenten, wo er den Oberbefehl über das Geſchwader der Republik Chili erhielt, um die Expedition gegen Lima zu unterſtützen.

Cockburn (Sir George), engliſcher Admiral, wurde 1814 berühmt durch die Expedition gegen Waſhington, welche er als Admiral commandirte. Er eroberte die Stadt und verbrannte alle öffentlichen Gebäude und die Bibliothek. 1816 führte er Napoleon nach St. Helena und war zum Gouverneur der Inſel beſtimmt, kehrte aber bald wieder zurück und gab ſeinen Reiſebericht heraus.

Cocon nennt man das feine Gewebe, mit welchem ſich die Phalänen oder Nachtſchmetterlinge, ehe ſie ſich in Puppen verwandeln, umgeben. Es beſteht aus feinen Fädchen, die ſie aus einem dazu eigenen Safte verfertigen, der an der Luft erhartet. Nur von wenigen Gattungen iſt dieſes Geſpinnſt brauchbar. Das nützlichſte gibt uns die Seidenraupe.

Cocytus, ein Fluß in Epirus, der ſich in den Acheron ergießt. Wegen des traurigen Anſehns dieſer beiden Flüſſe wurden ihre Namen auf die Flüſſe der Unterwelt übertragen. Die Dichter nennen ihn gewöhnlich den ſchwarzen, von Klagen wiedertönenden Cocytus. Sein Name kömmt von κωκύειν, klagen. Er war nach Einigen ein Sohn der Styx und Vater des Phlegethon und der Menthe. Pauſanias ſagt von ihm: „Bei Cichyrus iſt der acherontiſche See, und die Flüſſe Acheron und Cocytus, deren Waſſer ſehr übel ſchmeckt. Homer hat, wie ich glaube, dieſe Waſſer geſehen, und in der gewagten Beſchreibung der Hölle den Flüſſen in derſelben die Namen derer, welche in Theſprotis ſind, beigelegt.“

Code civil français, ſonſt Code Napoléon, bürgerliches Geſetzbuch der Franzoſen. Unter die bedeutendſten Vortheile, welche Frankreich ſeiner Staatsumwälzung verdankt, darf wohl vor allen dieſes Geſetzbuch gerechnet werden, wodurch zuerſt in dem großen Staate eine wahre Einheit der Geſetzgebung begründet worden iſt. Frankreich iſt, wie Deutſchland, aus der Vereinigung verſchiedener Völkerſtämme entſtanden, welche lange Zeit nach der Vereinigung noch ihre beſondern Sitten, Gewohnheiten und Rechte beibehielten. Die geſetzliche Ungleichheit war noch dadurch vermehrt worden, daß einzelne Städte und Orte beſondere Privilegien zu erhalten gewußt hatten, und daß Julius Cäſar dem von ihm eroberten ſüdlichen Theile Galliens das römiſche

Recht aufdrang, indeß die nördlichen ihre urſprünglichen Rechte und Gewohnheiten behielten. Bis zur Revolution theilte man daher Frankreich in Hinſicht auf die Geſetzgebung ein in pays du droit coutumier und pays du droit civil; in jenem Theile galt das urſprünglich vaterländiſche Recht, welches meiſtens Gewohnheitsrecht war, in dieſem das römiſche oder geſchriebene, beſtehend aus eigentlich geſetzlichen Verordnungen. Seit dem 12. Jahrhundert galt der Codex Justinianeus, aber mehr, wie in Deutſchland, als Hülfsrecht durch ganz Frankreich. Nachher bildete ſich ein eigentliches franzöſiſches Recht durch die Ordonnances, d. h. ſolche Geſetze, welche mit Zuziehung der allgemeinen Ständeverſammlung erlaſſen worden waren. Dieſe Sammlung von Ordonnances bekam den Titel: Code. So gab es einen Code Henri und einen Code Louis XIV. — Als die Revolution ausgebrochen war und die ganze bisherige Verfaſſung des Landes einer neuen Form und Begründung bedurfte, fühlte man auch, daß jetzt der Zeitpunct gekommen ſei, wo eine wahre Einheit der Geſetzgebung eingeführt werden könne, weil doch nun einmal Alles neu geſchaffen werden mußte. Es war daher ſchon ein Augenmerk der erſten Nationalverſammlung, das große Unternehmen vorzubereiten, indeß konnte erſt unter den folgenden Staatsveränderungen zu deſſen Ausführung geſchritten werden. Buonaparte, als erſter Conſul, ernannte in der Perſon von Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville vier Commiſſarien, welche den Plan zu einem bürgerlichen Geſetzbuche entwerfen ſollten. Sie kamen mit dieſer Arbeit in vier Monaten zu Stande. Er wurde gedruckt und an das Caſſationsgericht, ſo wie an die 32 Appellationsgerichte vertheilt, damit dieſe ihre Bemerkungen und Gutachten darüber einreichen möchten. Dieſe wurden gleichfalls gedruckt. Mit Hinſicht auf dieſe Bemerkungen wurde nun im Staatsrathe der ganze Entwurf des Geſetzbuches in Berathung gezogen. Hier führte der gelehrte Cambacérès, der auch ſchon der vorgenannten Commiſſion einen beſondern Plan eingereicht hatte, den Vorſitz, und der bekannte Juriſt Locré das Protocoll, welches gleichfalls durch den Druck bekannt gemacht worden iſt und eine Menge für den Rechtsgelehrten höchſt intereſſanter Erörterungen enthält. Endlich wurden nun ſämmtliche einzeln geprüfte und gebilligte Geſetze zu einem Ganzen vereinigt, eingetheilt in Bücher, Titel und Artikel (welche letztere in ununterbrochener Zahlenreihe fortlaufen, ohne auf die Abſchnitte Rückſicht zu nehmen) und verſehen mit der Aufſchrift: Code civil des Français. — Als Napoleon die Kaiſerwürde annahm, wurden mit dieſem öffentlich promulgirten Geſetzbuche diejenigen Veränderungen vorgenommen, welche die veränderte Regierungsverfaſſung nothwendig machte. Es hieß nun Code Napoléon und wurde als ſolcher den 3. Sept. 1807 wiederum öffentlich als Geſetzbuch für ganz Frankreich, ohne Unterſchied der Provinzen und Orte, bekannt gemacht. Der jetzt regierende König hat ihn gleichfalls, vermöge der Conſtitution, unter dem Namen des Code civil français als gültiges Geſetzbuch anerkannt. Die innere Einrichtung deſſelben iſt dieſe: Er iſt in 3 Bücher eingetheilt; dieſe enthalten wieder Titel, die Titel Capitel, und die Capitel Artikel, wie es bei der erſten Einrichtung war. Das erſte Buch handelt von den Perſonen, das zweite Buch von dem Vermögen und den verſchiedenen Beſchränkungen des Eigenthumsrechts, das dritte Buch von den verſchiedenen Arten, das Eigenthum zu erwerben. Die Zahl der Artikel iſt 2281. Wenn das preußiſche Landrecht nach Feuerbach's Anſicht (ſ. deſſen The-

mis oder Beiträge zur Geſetzgebung S. 9. u. f.) mehr als eine Hülfsgeſetzgebung zu betrachten war, wodurch blos die beſtehenden Rechte und Gewohnheiten vervollſtändigt, erläutert, genauer beſtimmt werden ſollten; ſo iſt das franzöſiſche Geſetzbuch ſeinem Zwecke und ſeiner ganzen Einrichtung nach ein wahres allgemeines Landrecht, wodurch alle Beſonderheiten in Anſehung von Statuten und Gewohnheiten gänzlich verdrängt werden ſollen, und eine neue auf wahre Einheit hinſtrebende Geſetzgebung begründet wird. Zwar, ſagt Feuerbach, iſt es nicht möglich, alle Ungleichheiten zu ebnen — ſo ſehr Gleichheit vor dem Geſetze der Grundcharakter der franzöſiſchen Geſetzgebung iſt — an vielen Stellen des neuen Geſetzbuchs wurden Ortsgeſetze und Gewohnheiten ausdrücklich beſtätigt, und für diejenigen Materien, welche das Geſetzbuch übergeht, iſt dieſe Beſtätigung ſtillſchweigend gegeben; allein ſo weit der Umfang ſeiner Beſtimmungen reicht, duldet es keine andere geſetzliche Norm weder neben noch über ſich. Nach dieſem großen Zwecke iſt ſeine Form und Darſtellung abgemeſſen. Um zu werden, was es ſein ſollte, ein allgemein geltendes, unmittelbar anzuwendendes Landrecht, mußte es ſich ſo ſtreng als möglich innerhalb der Grenzen einer eigentlichen Geſetzgebung halten, durfte es nur Geſetze, umfaſſende Regeln, allgemeine Grundſätze in ſeinen Kreis ziehen, ohne zu dem Beſondern herabzuſteigen, und ſich in das Labyrinth abgeleiteter Rechtsnormen, oder einzelner Entſcheidungen zu verwirren. Alles dieſes, ſelbſt die nähere Beſtimmung mancher unbeſtimmt gelaſſenen Regeln, ſollte der Praxis der Gerichte oder dem Scharfſinn der Rechtsgelehrten überlaſſen bleiben. Daher der verhältnißmäßig geringe Umfang, die Kürze und Bündigkeit dieſes Werks, wodurch daſſelbe eher zu allem andern als zu einem bloßen Hülfsrechte tauglich iſt. Viele große Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, welche aus dem Prüfungsfeuer der Revolution geläutert hervorgegangen waren, ſollten durch das neue Geſetzbuch auf die Verhältniſſe des bürgerlichen Privatlebens angewandt; viele umfaſſende politiſche Veränderungen, durch die Revolution erzeugt, aber als Gewinn für Menſchheit oder Staatenwohl bewährt, ſollten durch die bürgerliche Geſetzgebung, als letzter Schlußſtein in der neuen Ordnung der Dinge, für alle künftige Zeiten dauernd befeſtiget werden. Man darf ſagen: es war der Zweck der franzöſiſchen bürgerlichen Geſetzgebung, einer Seits die Revolution vollkommen zu beendigen, anderer Seits die wohlthätigen Reſultate der Revolution zu verewigen. Die Hauptideen, auf denen die franzöſiſche neue Geſetzgebung ruht, ſcheinen vorzüglich folgende: Freiheit der Perſonen. Frei iſt der Menſch geboren, frei muß er bleiben. Niemand darf die Perſon eines Andern beſitzen. Alſo keine Leibeigenſchaft in irgend einer Form. Damit fiel auch die Patrimonialgerichtsbarkeit weg, denn alle Gerichtsbarkeit gründet eine Obergewalt über Perſon und Güter. Das Recht der Jurisdiction iſt ein Theil der Souverainetät oder Staatsmajeſtät. — Ferner: Rechtliche Gleichheit der Unterthanen oder Gleichheit der Geſetze für alle Bürger des Staats — Freiheit des Eigenthums; doch können Stammgüter und Fideicommiſſe geſtiftet werden, eine Einrichtung, welche mit der ſtaatsrechtlichen Gültigkeit des Erbadels genau zuſammenhängt. — Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. Sehr gut iſt hier das, was die Ehe betrifft, mit dem, was die Kirche darüber zu beſtimmen hat, in Uebereinſtimmung und in ein paſſendes Verhält-

niß gebracht. Die Anwendbarkeit des franz. Geſetzbuchs auf andere Staaten läßt ſich nach dieſer Darſtellung ſeines eigenthümlichen Charakters gleichfalls leicht beſtimmen. Die allgemeinen Grundſätze deſſelben nämlich möchten wohl da, wo nicht ganz beſondere Verhältniſſe es unmöglich machen, überall anwendbar ſein, weil ſie meiſtens aus der Vernunft und der Natur der Geſchäfte, wofür ſie gelten ſollen, ſelbſt entnommen ſind. Beſonders möchte wohl die Form zur Nachahmung empfohlen werden können. Indeſſen verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſehr vieles Nationelle darin vorkommen muß, was freilich nur mit großen Modificationen anderwärts einzuführen iſt. Aufs genaueſte mit dem eigentlichen Geſetzbuche (dem Code civil) iſt aber auch eine bürgerliche Gerichts- oder Prozeßordnung (Code de procédure civile) verbunden. Dieſe beſteht aus zwei Theilen, der erſte aus fünf, der andere aus drei Büchern, welche wieder in Titel und Artikel abgetheilt ſind. Im Ganzen ſind der Artikel hier 1042. Die Gerichtsverfaſſung in Frankreich aber iſt von der Gerichtsverfaſſung aller deutſchen Länder dergeſtalt verſchieden, daß ſich kaum hier und da ein Punct der Aehnlichkeit auffinden läßt. Die ſogenannte willkührliche Gerichtsbarkeit (wohin die actus voluntariae jurisdictionis gehören) iſt der franzöſiſchen Gerichtsbarkeit durchaus fremd. Dieſes Attribut der deutſchen Gerichtsbarkeit iſt dort einer beſondern ſehr zahlreichen Claſſe öffentlicher Beamten, den Notarien, anvertraut. Jedem Gerichtshofe ſteht auch ein beſonderer Adminiſtrativbeamter, der königliche Procurator, zur Seite, theils als amtlicher Beſchützer von Perſonen, welche ſich nicht ſelbſt zu vertreten vermögen, theils aber auch und vorzüglich als Wächter des allgemeinen Staatsintereſſe und als Rathgeber des Gerichtes da, wo das Förmlichrechte mit andern Staatszwecken zuſammentrifft. Das erſte Attribut des königl. Procurators iſt in der deutſchen Gerichtsverfaſſung mit dem Richteramte ſelbſt vereinigt, in der letztern Hinſicht aber iſt derſelbe hier durch nichts erſetzt. Eine eigene Einrichtung des franzöſiſchen Gerichtsweſens ſind auch die Friedensrichter, welche zum Theil die Patrimonialgerichte erſetzen, in ſofern ſie mit den Unterthanen in der erſten und nächſten Berührung ſtehen, den gütlichen Vergleich zu vermitteln haben, und geringe Streitſachen ſelbſt entſcheiden können. Die Handelsverhältniſſe eines Staates, wie Frankreich iſt, bedurften einer beſondern Beachtung. So entſtand der Code de commerce, der als ein beſonderer Theil der Geſetzgebung zu betrachten iſt und in ſeiner Ausarbeitung von vieler Umſicht und tiefer Sachkenntniß zeugt. Zu Vervollſtändigung der ganzen Geſetzgebung kommt noch der Code criminel hinzu, der aus zwei Theilen beſteht, wovon einer die Strafgeſetze, der andere den peinlichen Prozeß betrifft. Letzterer iſt accuſatoriſch.

Codex. Urſprünglich hieß bei den Alten Codex das unter der Rinde befindliche Holz eines Baumes. Vor Erfindung des Papiers ſchrieb man auf hölzerne mit Wachs überzogene Tafeln, und dieſe, wenn ſie geſchrieben oder vielmehr mit dem Griffel gegraben waren, wurden in Form eines Buchs zuſammengelegt und Codex genannt; ein Wort, das man auch für die Folge, wo man auf Papier ſchrieb, beibehielt, um damit jedes große Buch zu bezeichnen. So hießen denn große bedeutende Werke, oder alte Handſchriften überhaupt von Dichtern, Hiſtorikern, Philoſophen ꝛc., die nachher aufgehoben wurden,

Codices manuſcripti. Eben ſo nannte man auch eine Sammlung von Geſetzen, die in einem Lande gegeben wurden, Codex, und fügte zu den nähern Beſtimmungen den Namen des Regenten hinzu, unter welchem dieſe Geſetzgebung bekannt gemacht worden. So war der Codex Theodoſianus und Juſtinianeus bei den Römern, dann ſpäterhin der Codex Auguſteus für Sachſen; ferner bei den Franzoſen der Code Henri, Code Louis, der Code Marchand (eine Handelsgeſetzordnung Ludwigs XVI.) und Code Noir (deſſelben Ordonnanz für die Juſtizverwaltung der franzöſiſchen Inſeln in Amerika für die Schwarzen) ꝛc., und in den neueſten Zeiten der Code civil français (vorher Code Napoléon).

Codicill heißt eine letzte Willensverordnung, worin keine unmittelbare Erbeinſetzung befindlich iſt, ſondern nur gewiſſe Puncte und Anordnungen beſtimmt werden. Es bezieht ſich ein ſolches Codicill entweder auf einen ſchon vorhandenen letzten Willen, und dann iſt es blos für den Teſtamentserben verbindlich; oder es iſt für ſich eine Beſtimmung für diejenigen, welche ohne Teſtament erben (Inteſtaterben), und behält daher auch für dieſe Wirkung.

Codrus, der letzte König von Athen, welcher ungefähr 1100 Jahre vor Chr. Geb. lebte. Als die Athenienſer unter ſeiner Regierung mit den Lacedämoniern in Krieg verwickelt waren, erklärte das Orakel, daß ſie ſiegen würden, wenn ſich ihr König von den Feinden würde tödten laſſen. Codrus beſchloß ungeſäumt, ſich der Rettung ſeines Vaterlandes zu opfern. Damit die Feinde, dem ihnen bekannten Orakelſpruch auszuweichen, ihn nicht verſchonen möchten, verkleidete er ſich in einen Bauer, miſchte ſich unter ſie, und ließ ſich in dem abſichtlich mit ihnen angefangenen Streit erſchlagen.

Coëfficienten werden in der Buchſtabenrechnung diejenigen Zahlen genannt, die vor die Buchſtaben geſetzt werden und anzeigen ſollen, wie vielmal der Buchſtabe zu ſich ſelbſt addirt worden iſt. So würde 4 a ſo viel ſein, als a + a + a + a. Soll der Coefficient unbeſtimmt ſein, ſo drückt man ihn ebenfalls durch einen Buchſtaben aus.

Coeur (Jacques), ein durch ſeine unermeßlichen Reichthümer, ſeine dem Staate geleiſteten Dienſte und ſein trauriges Schickſal berühmter franzöſiſcher Kaufmann. Er arbeitete erſt im Münzfache, widmete ſich dann dem Handel, und ward, da er dieſen mit Einſicht und Glück führte, bald ausgezeichnet reich. Carl VII. zog ihn an ſeinen Hof und machte ihn zum Zahlmeiſter (Argentier). Coeur dehnte dieſe eigentlich nur auf die Privatcaſſe des Königs Bezug habenden Geſchäfte bis in den Wirkungskreis eines Finanzminiſters aus, und leiſtete in dieſem Fache dem Könige eben ſo wichtige Dienſte, als Dunois und Lahire in dem ihrigen. Er verbeſſerte Frankreichs Finanzen bedeutend, und würde ſie unſtreitig ganz in Ordnung gebracht haben, wenn die Periode ſeines Wirkens nicht ſo beſonders ungünſtig, oder doch wenigſtens von längerer Dauer geweſen wäre. Sein Handel war während der Zeit in alle Welttheile hin verbreitet. Alle Gewäſſer trugen ſeine zahlreichen Schiffe und Galeeren. Dreihundert Geſchäftsführer arbeiteten für ihn. Sein Handel allein übertraf den Handel ſämmtlicher franzöſiſchen und italieniſchen Kaufleute. Er gab Carl VII. die Mittel zur Eroberung der Normandie (1448), indem er ihm 400,000 Goldthaler lieh und vier Armeen auf ſeine Koſten unterhielt. Der König hatte ihn in den Adelſtand erhoben, und der Aufwand, mit dem er nun die glänzendſten Häuſer des Reichs ver-

dunkelte, erregte den Neid, wie ſeine unermeßlichen Reichthümer die Habſucht. So hatte er bald zahlreiche Feinde, welche bemüht waren, ihn zu ſtürzen, und denen es durch die Schwäche Carls VII. auch bald gelang. An ihrer Spitze war der berüchtigte Miniſter Chabannes, damals alles beim Könige geltend. Coeur war (1448) als Mitglied der Geſandtſchaft in Lauſanne, um das Schisma Felix V. beizulegen. Dieſe Abweſenheit wurde benutzt, der König überredet, und Coeur nach ſeiner Rückkehr auf allerlei unſinnige Klagen feſtgeſetzt. So ſollte er (der den Uebeln des Landes kräftig abgeholfen) die Provinzen gedrückt, willkührlich Sclaven an ſeine Galeeren geſchmiedet rc. und endlich Agnes Sorel vergiftet haben. (Dieſe hatte ihm zum Teſtamentsvollſtrecker ernannt.) Der letzte Punct war zu abgeſchmackt. Seine Anklägerin, Jeanne de Vendôme, mußte ſchimpfliche Abbitte thun. Der übrige Gang ſeines Prozeſſes iſt ein Muſter von Schändlichkeit. Der König ernannte (1452) eine Commiſſion, ihn zu richten. Chabannes, ſein erbittertſter und mächtigſter Feind, präſidirte derſelben. Coeur berief ſich auf das Recht, welches er früher erhalten, vor ein geiſtliches Gericht geſtellt zu werden. Man ſchlug es aus. Die hohe Geiſtlichkeit, der Papſt ſelbſt, verwendete ſich für ihn — vergeblich. Eine Menge erkaufter Zeugen ſprachen gegen ihn. Er verlangte auch ſeiner Seits ein Zeugenverhör und einen Advocaten. Beides ward nicht bewilligt. Den 19. Mai 1453 ward er zum Tode, zu einer Geldbuße von 400,000 Goldthalern, in den königlichen Schatz zu erlegen, und zur Confiscation ſeines ganzen Vermögens verurtheilt. Der König änderte die Todesſtrafe in ewige Verbannung, ließ ihn aber doch kurz darauf in das Franciscanerkloſter zu Beaucaire einſperren. Seine Richter theilten ſich in ſein Vermögen. Chabannes erhielt 20,000 Thaler, und kaufte für einen Spottpreis die Coeur zugehörigen anſehnlichen Herrſchaften Pereuſe, Tonai und St. Fargnan, welche letzte allein 22 Kirchſpiele umfaßte. Aber Coeurs Commis, die ihn liebten, entriſſen ihn dem Elende. Sie traten zuſammen und verſchafften ihm eine anſtändige Exiſtenz. Einer derſelben, Jean de Village, welcher ſeine Nichte geheirathet hatte, befreite ihn aus dem Kloſter, und gab ihm die Mittel, nach Rom zu fliehen. Der Papſt Calixtus III., der eben gegen die Türken kreuzen ließ, gab ihm das Commando eines Theils ſeiner Flotte. Er ſchiffte ſich ein, ward aber unterwegs krank, legte auf der Inſel Chio an, und ſtarb daſelbſt vor dem Jahre 1461.

Cognac, eine Stadt in Frankreich mit etwa 3000 Einwohnern, am Fluſſe Charente im Departement dieſes Namens. In der fruchtbaren Gegend wachſen gute rothe und weiße Weine, und aus letzteren werden vorzüglich Franzbranntweine und Aquavite bereitet, daher dieſe im Auslande häufig den allgemeinen Namen Cognac erhalten haben.

Cognaten heißen die Verwandten von mütterlicher Seite, bei unſern Alten Spilmagen (ſ. d. Art.), im Gegenſatz der Agnaten.

Cohäſion (Zuſammenhang) nennt man die allgemeine Erſcheinung der Anziehung (Attraction) in dem beſondern Falle, wenn die einander berührenden Theile eines und deſſelben Körpers ſo verbunden ſind, daß eine äußere Kraft nöthig iſt, ſie zu trennen. Nach dem ſtärkern oder geringern Zuſammenhange der Theile unterſcheidet man harte und weiche Körper. Die Urſachen dieſer Cohäſion ſind ein bis jetzt noch nicht gelöſetes Problem der Phyſiker. Indeſſen ſcheint aus allen bisher über das Phänomen der Cohäſion angeſtellten Verſu-

chen und gemachten Erfahrungen ſich der Grundſatz zu ergeben: daß der Zuſammenhang deſto ſtärker ſei, je größer die Menge der Berührungspuncte iſt. Dies iſt wenigſtens der Fall bei zwei verſchiedenen Körpern, die einander mit glatten Flächen berühren. So hängen z. B. zwei maſſive bleierne Cylinder von etwa zwei Linien Durchmeſſer, wenn man ihre Grundfläche glatt ſchleift, und beide mit einiger Wendung zuſammendrückt, ſo feſt an einander, daß zwanzig und mehrere Pfunde Gewicht erfodert werden, um ſie zu trennen. Noch mehr wird der Zuſammenhang der Theile beſtärkt, wenn man eine flüſſige Subſtanz zwiſchen ihre Grundflächen bringt, welche die noch rauhen Theile ausfüllt, und die Berührungspuncte vermehrt. Viele in den Künſten bekannte Verbindungsmittel, das Leimen, Kitten, Löthen, Zuſammenſchweißen und dergl., erklären ſich aus dieſem Geſetze der Cohäſion.

Cöhorn (Menno, Baron von), berühmter holländiſcher Ingenieur, war 1641 in der Gegend von Leeuwarden, in Friesland, geboren. Sein Vater, ein ausgezeichneter Offizier, flößte ihm früh Neigung zu den militäriſchen Wiſſenſchaften ein, die er auch bald gründlich erlernte. Schon im 16. Jahre trat er als Capitän in Dienſt. Bei der Belagerung von Maſtricht 1673, und in den blutigen Schlachten von Sonef, Caſſel, St. Denis und Fleurus that er ſich rühmlich hervor. Er ſtieg ſchnell bis zum Oberſten. Da er aber (1675) das verſprochene Regiment nicht erhielt, unterhandelte er mit Louvois, um in franzöſiſche Dienſte zu gehen. Der Prinz von Oranien aber ließ ſeine Frau und 8 Kinder als Geiſeln einſetzen, nöthigte ihn dadurch zur Rückkehr und feſſelte ihn durch Anerkennung ſeiner Verdienſte. In dem Kriege von 1589 gegen Frankreich zeichnete er ſich von neuem aus. Intereſſant war ſeine Vertheidigung des Forts Wilhelm, das er ſelbſt angelegt hatte, gegen Vauban. Beide entwickelten ihr ganzes Talent; denn die Gegner waren einer des andern werth. Endlich ward Cöhorn verwundet, und hatte nur noch 150 Mann zur Vertheidigung: da übergab er am 26. Juni 1692 das Fort. Im J. 1702 machte er als Generallieutenant einen Einfall in Flandern, und vernichtete die franzöſiſchen Linien bei St. Donat. In demſelben Jahre gab er zu Leeuwarden ſeine Theorie einer neuen Befeſtigungskunſt heraus. In dem Feldzuge von 1703 machte er noch mehrere Belagerungen, und nahm den 14. Mai, nach einer 3tägigen Berennung, Bonn ein. Im folgenden Jahre lud Marlborough ihn ein, nach dem Haag zu kommen, um über die fernern Operationen zu berathſchlagen. Er folgte dem Rufe, ſtarb aber daſelbſt am 17. März 1704. Cöhorn war ein Mann von alten biedern Geſinnungen und Sitten. Seine Verdienſte um die Fortificationskunſt ſind glänzend und anerkannt. Er hat faſt alle holländiſche Plätze befeſtigt. Berg-op-Zoom hielt er für ſein Meiſterſtück. Man hat ihm den Beinamen des holländiſchen Vauban gegeben. Indeß iſt ſein und Vaubans Syſtem ganz verſchieden. Vauban wirkte durch Manöver und berechnete Anwendung des Geſchützes und der Menſchen; er ſchonte beide, und ermüdete und zerſtückelte die Kräfte des Feindes. Cöhorn zerſchmetterte durch die Maſſe des Geſchützes und der Menſchen; er opferte beide der ſchnellen und gewaltigen Wirkung. Vaubans Effecte waren auf Berechnung gegründet, deren man immer Herr iſt; Cöhorn gründete die ſeinen auf Macht, die dem Krieger nicht ſtets zu Gebote ſteht. Dennoch bleibt ſein Syſtem ein großes, reiches Muſter für die

Befeſtigungs- und Belagerungskunſt, und auf den Grund, den er gelegt, iſt manches ſchätzbare Gebäude aufgeführt worden.

Cohorte, ſ. Legion. Die in der neueſten Zeit in Frankreich errichteten Heerbanne waren ebenfalls in Cohorten zu 1000 Mann getheilt.

Coimbra, eine offene und ſchlecht gebaute Stadt Portugals in der Provinz Beira an der Nordſeite des Mondego, theils auf einem ſteilen Felſen, theils in der Tiefe. Sie iſt der Sitz der einzigen Univerſität in Portugal, welche 1291 zu Liſſabon geſtiftet und 1308 hieher verlegt worden iſt. Die Zahl der Studirenden beträgt gewöhnlich über 1000. Zur Univerſität gehören eine Sternwarte, eine Naturalien- und phyſikaliſche Inſtrumentenſammlung, eine große Bibliothek und ein trefflich eingerichteter botaniſcher Garten. Die Stadt, welche in 3000 Häuſern 15 000 Einwohner zählt, iſt zugleich der Sitz eines Biſchofs, eines Oberſchulcollegiums (eines nun aufgehobenen Inquiſitionsgerichtes), und eines königl. Collegiums der Künſte. Sehenswerth iſt die Waſſerleitung von 20 Bogen. Außer Leinweberei und Töpferei verfertigen die Einwohner beſonders viele und berühmte Hornarbeiten.

Colardeau (Charles-Pierre), ausgezeichneter und berühmter franzöſiſcher Dichter, geboren 1732 zu Janville im Orleaniſchen, beſchäftigte ſich von Jugend auf mit der Dichtkunſt. Sein erſtes Werk war 1758 eine frei verſificirte Ueberſetzung des Briefes der Heloiſe an Abälard von Pope, welche von den Franzoſen ſehr geſchätzt wird. Die dem Taſſo nachgeahmte Heroide Armide à Rénaud fand mindern Beifall, wiewohl ſie ſich durch Eleganz und Wohlklang ebenfalls empfiehlt. Seine Tragödien Astarbé und Calixte, die 1758 und 1760 aufgeführt wurden, gefielen nicht. Sie beweiſen, daß der Verfaſſer zwar den Mechanismus einer glänzenden Verſification, aber kein theatraliſches Talent beſaß. Es fehlt beiden Stücken an Handlung und ſceniſcher Anordnung, ihr Colorit iſt finſter und trübe, aber nicht tragiſch. Die letztere, die eine Nachahmung der ſchönen Büßerin von Rowe iſt, erreicht ihr Original nicht. Die Ode auf die Vaterlandsliebe, der Tempel von Gnidus, zwei Nächte von Young in franzöſiſchen Verſen, die Briefe an Minette und an Duhamel, die Menſchen des Prometheus, eine Nachahmung des Miltonſchen Geſanges von Adam und Eva, enthalten anziehende Einzelheiten und ſind im Ganzen wohlklingend verſificirt. Sie erwarben ihm den Beifall der franzöſiſchen Akademie, die ihm im J. 1776 den durch den Tod des Duc de Saint-Aignan erledigten Platz verlieh; aber noch vor ſeiner Aufnahme ſtarb er. Ein ſanfter Charakter machte ihn zugänglich und ſeinen Umgang angenehm. Seine Werke ſind geſammelt erſchienen.

Colberg, Stadt und Feſtung in Hinterpommern (Regierungsbezirk Cöslin), an der Perſante und ¼ Meile vom Meere gelegen, hat 4 500 Einw. Ihr Hafen iſt zwar klein, aber gut; das daſige bedeutende Salzwerk war das einzige, welches dem preußiſchen Staate nach dem tilſiter Frieden übrig blieb. Colberg liegt auf einem Hügel von Moräſten umgeben, die breiten Gräben können durch die Perſante mit Waſſer gefüllt werden. Durch eben dieſen Fluß iſt es möglich, die umliegenden Sümpfe zu überſchwemmen. Die ſogenannte Münde ſchützt den Hafen und ſteht durch zwei Erdflächen mit der Stadt in Verbindung. Auf dem Hohenberge, einer Höhe, welche die Feſtung, obgleich in einer ſehr bedeutenden Entfernung, beherrſcht, liegt ein ſchlechtes Fort. Mehrere andere iſolirte Werke ziehen ſich rings um die Stadt. Sie ſind, ſo

wie der Hauptwall, meiſtens blos von Erde aufgeworfen, nur wenige enthalten Kaſematten. Die Kunſt hat nicht ſo viel als die Natur für dieſen Punct, der mehr als Landungsplatz bei einer Diverſion, denn als Schutzwehr für das Land wichtig iſt, gethan. 1758 belagerte General Palmbach Colberg 19 Tage lang mit 10,000 Mann vergebens. 1760 wurde die Feſtung wieder durch 27 ruſſiſche und ſchwediſche Kriegsſchiffe und 15,000 Mann zu Lande belagert, den 18. Sept. aber durch General Werner an der Spitze von 6,000 Mann entſetzt. 1761 erſchien Romanzow nochmals mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps. Der Prinz von Wirtemberg hatte ſich unter den Canonen der Feſtung mit 6,000 Mann verſchanzt. In einem Gefechte um eine Schanze ſeines Lagers verloren die Ruſſen 3,000 Mann. Bombardement, Sturm und eine viermonatliche Belagerung konnten den tapfern Heyden (ſo hieß der brave Officier, der bei dieſer und den vorigen Belagerungen in Colberg commandirte), ſelbſt nachdem der Prinz von Wirtemberg abgezogen war, nicht bezwingen, endlich mußte er aber dem Hunger erliegen, und den 16. Dec. capituliren. Eben ſo tapfer als 50 Jahre früher wurde Colberg 1807 vertheidigt. Zwar ließ ſich der alte ſchwache General Lucadou, welcher anfangs hier befehligte, den 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, ſo wie die alte Stadt nehmen, allein die Ausfälle Schills, ſo wie Nettelbeck's, eines braven colberger Bürgers, Thätigkeit innerhalb der Stadt machte einen Theil ſeiner Fehler wieder gut, und Obriſt Gneiſenau, der den 29. April, vom Könige abgeſandt, die Stelle als Commandant übernahm, gab der ganzen Belagerung eine andere Geſtalt. Er ließ ſogleich die Schanzen im Bullenwinkel wiedernehmen, machte dem Feinde jeden Schritt ſtreitig, und hielt ihn bis den 12. Juni in der gehörigen Entfernung. Erſt an dieſem Tage ward die Beſatzung des Wolfsberg durch das ungeheuerſte Canonenfeuer unter der Bedingung des freien Abzugs zu capituliren gezwungen. Am 14. Junius wurde der Wolfsberg von den Preußen wiedergenommen, am 15. den Franzoſen wieder überlaſſen. Am 23. und die folgenden Tage wüthete der Kampf um die Schanze von Stubenhagen und um die lauenburger Vorſtadt. Die Belagerten blieben im Beſitz derſelben. Am 1. Julius wurde die Maikuhle, eine mit Holz beſetzte Vertiefung am Meeresſtrande, die, weil ſie wegen der Verbindung der Stadt mit der Münde entſchied, befeſtigt worden war, nebſt dem Wolfsberge von den Franzoſen genommen. Am folgenden Morgen mißglückte durch einen tapfern Choc der Schillſchen Huſaren ein Verſuch derſelben, die Münde zu nehmen. Die Nachricht von dem Frieden machte an demſelben Tage dem Metzeln ein Ende. Die Stadt war ſeit dem 28. April faſt ſtets beſchloſſen worden, beſonders heftig war das Feuer am 23. Mai, den 1. und 2. Julius geweſen, 185 Häuſer, unter ihnen das Rathhaus, gingen in Flammen auf. Colbergs Bürger zeichneten ſich durch Unerſchrockenheit und thätige Mithülfe aus. Sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahren den Dienſt in den Werken verrichteten, und löſchten mit unerſchrockener Thätigkeit trotz alles Granatenregens jedes Feuer. Als der thätigſte, unerſchrockenſte und beſonnenſte ſtand Nettelbeck, ein Greis von 70 Jahren, der die drei vorhergegangenen Belagerungen mitgemacht hatte, an der Spitze der ſchwierigſten und gefährlichſten Anordnungen. Die Beſatzung war 6,000 Mann ſtark, ſie verlor 429 Todte, 1,093 Verwundete, 209 Gefangene und 159 Vermißte. Die Belagerten beſtanden aus Franzoſen und rheiniſchen und italieniſchen

Bundestruppen und waren 18 000 Mann ſtark. Feulié, Loiſon und Mortier befehligten nach einander die Belagerung. Sie ſchickten 6775 Kugeln in die Stadt, ohne die, welche man gegen die Werke verbrauchte, zu rechnen. Der König von Preußen vereinigte die Beſatzung unter ein Regiment, das auf ewige Zeiten den Namen der Feſtung führen ſoll, und erließ den Bürgern den Antheil an den Kriegscontributionen. P—r.

Colbert (Jean-Baptiſte), dieſer berühmte franzöſiſche Finanzminiſter, war 1619 in Rheims geboren und der Sohn eines Tuch- und Weinhändlers. Er trat durch Vermittlung eines ſeiner Verwandten im J. 1648 bei dem Staatsſecretär Le Tellier in Dienſte; dieſer überließ ihn dem Cardinal Mazarin, welcher ſeine Talente mit richtigem Blick erkannte, und ihm Gelegenheit gab, ſie zu entwickeln, indem er ihn zu ſeinem Intendanten ernannte. Dadurch wurde Colbert berufen, gewiſſermaßen Theil zunehmen an der Finanzverwaltung des Königreichs. Gleich geſchickt, alle Details derſelben zu umfaſſen und alle Mißbräuche zu durchſchauen, diente er mit Eifer dem Intereſſe des Cardinals, und bereitete ſich dadurch vor, einſt dem Staat zu dienen. Mazarin belohnte ihn im J. 1660 mit dem Amte eines Secretärs bei der jungen Königin, ernannte ihn das Jahr darauf ſterbend zum Vollzieher ſeines Teſtaments, und empfahl ihn dem Könige als einen Mann, der ſeines ganzen Vertrauens würdig ſei. Ludwig XIV. hatte beſchloſſen, keinen Premier-Miniſter wieder zu ernennen. Um die Geſchäfte kennen zu lernen, hatte er einige Conferenzen mit Colbert, den er zum Intendanten der Finanzen machte. Dies führte die Cataſtrophe des unglücklichen Foucquet herbei, zu deſſen Sturze ſich Le Tellier aus Eiferſucht und Colbert aus Ehrgeiz verbunden hatten. Jetzt trat Colbert mit dem Titel eines General-Controlleurs an die Spitze der Finanzen. Wieder gut machen ſollte er die Uebel, welche die ſtürmiſche und ſchwache Regierung Ludwigs XIII., die glänzenden aber gewaltſamen Unternehmungen Richelieu's, die Zwiſtigkeiten der Fronde und die Verwirrung in den Finanzen unter Mazarin verſucht hatten. Allenthalben fand er nur Betrug, Unordnung und Unterſchleif; die Domainen waren veräußert, die Pachtungen mit wucheriſchen Schulden beſchwert, die Laſten, Privilegien und Exemtionen ohne Maß vervielfacht, der Staat den Generalpächtern Preis gegeben, und nur durch ihre Hülfe noch aufrecht erhalten, das Volk zählte 90 Millionen Auflagen, während der König kaum 35 Millionen einnahm, und auf zwei Jahre waren die Einkünfte ſchon voraus verbraucht und der Schatz leer. Er mußte von demſelben Puncte ausgehen, wie Sully; aber der eiferſüchtige und ungeſtüme Ehrgeiz Louvois's, und die Kriege, der Luxus und die Verſchwendung Ludwigs XIV. vermehrten für ihn die Schwierigkeiten, und er war gezwungen, in der letzten Hälfte ſeiner Laufbahn die Schritte zurückzuthun, die er in der erſten vorwärts gemacht. Man muß alle die Hinderniſſe und Unfälle in Anſchlag bringen, die ſeine Bahn kreuzten, wenn man ſeine Talente und Dienſte in ihrem ganzen Umfange würdigen will. Er fing damit an, einen Finanzrath und eine Juſtizkammer zu errichten, jenen, um ſich ſelbſt eine Ueberſicht zu verſchaffen, dieſe, um den begangenen Räubereien der Generalpächter nachzuſpüren und Staatsſchulden zu liquidiren. Um die Laſten des Staats zu erleichtern, ſchritt man zu einer Reduction der Renten, und um das Gehäſſige dieſer Maßregel zu mildern, bewilligte Colbert eine bedeutende Verminderung der Steuern und den Erlaß alles

bis zum J. 1656 Rückſtändigen. Nach und nach unterwarf er alle Zweige der Einnahmen und Ausgaben einer Reform. Der entſetzlichen Unordnung, welche beim Antritte ſeines Miniſteriums herrſchte, folgten durch ſeine Feſtigkeit und Wachſamkeit Ordnung und Regelmäßigkeit. Er ſchaffte eine Menge unnützer Beamten ab, widerrief die läſtigen Privilegien, verminderte die Gehalte, verbannte den ſchändlichen Aemterhandel und die nicht minder verderbliche Sitte, die Hofleute bei dem Ertrage der öffentlichen Pachtungen zu intereſſiren, enthüllte die Mißbräuche und Kunſtgriffe, und beſchränkte den ungeheuren Gewinn der Einnehmer, errichtete eine Leibcaſſe, verminderte die Intereſſen des Geldes, ſetzte den König in ſeine Domainen wieder ein, wies für jede Ausgabe einen Fond an, und entriß ſo das Wohl des Staats den habſüchtigen Händen der Händler. Durch geſchickte Combination verſchiedener Auflagen machte er ſie minder drükkend und ergiebiger. Eine beſſere Vertheilung und Erhebung der Steuern erlaubte ihm, ſie faſt auf die Hälfte herabzuſetzen. Der glücklichſte Erfolg krönte ſchnell ſeine weiſen und muthig ausgeführten Unternehmungen. Ungeachtet der Ausgaben eines faſt zehnjährigen Krieges und ungeachtet des Aufwandes und der Verſchwendungen eines prachtliebenden Königs, gelang es Colbert, in 22 Jahren die Einnahmen um mehr als 28 Millionen zu erhöhen und die Laſten um ebenſoviel zu vermindern, ſo daß bei ſeinem Tode im J. 1683 die wirkliche Einnahme 116 Millionen und die davon zu beſtreitenden Ausgaben 20 Millionen betrugen. Im J. 1664 ward Colbert Oberaufſeher der Bauten, der Künſte und Manufacturen und 1669 Marineminiſter. Seinen Talenten, ſeiner Thätigkeit, ſeinen großen Anſichten verdankt Frankreich die allgemeine Entwickelung und das ſchnelle Steigen ſeiner Induſtrie und ſeines Handels. Alles gewann unter ſeiner Verwaltung ein neues Anſehn. Frankreich ward nicht allein von dem jährlichen Tribute befreit, den ſein Luxus dem Auslande bezahlte, ſondern es theilte auch die Vortheile jener Induſtrie, die bisher in England, Holland, Venedig, Genua, der Levante und einigen Städten Flanderns und Deutſchlands concentrirt geweſen waren. Fabriken und Manufacturen aller Art wurden angelegt und durch Begünſtigungen in Flor gebracht. Um den Transport ihrer Erzeugniſſe zu erleichtern, wurden die Landſtraßen verbeſſert und neue Wege gebahnt. Colbert erbaute den berühmten Canal von Languedoc, projectirte den von Burgund, erklärte Marſeille und Dünkirchen für Freihäfen, bewilligte Prämien für Aus- und Einfuhr, richtete die Zölle zweckmäßig ein, bildete Aſſecuranzkammern, gab dem Handel übereinſtimmende Geſetze, erhob ihn zu einer ehrenvollen Beſchäftigung, und lud den Adel ein, Antheil daran zu nehmen. Im J. 1664 wurden in Oſt- und Weſtindien zwei Handelscompagnien errichtet; der König verband ſich mit ihnen und ſchoß bedeutende Summen vor. Die Colonien in Canada, Martinique und beſonders in St. Domingo, die bisher kränkelten, erhielten ein neues Leben durch die Vereinigung mit der Krone; ſie wurden bevölkert und angebaut und fingen an zu blühen. Bald errichtete man neue Colonien in Cayenne und Madagascar. Zur Aufrechthaltung und Beſchützung des Handels und dieſer entfernten Beſitzungen war eine bedeutende Seemacht erfoderlich. Colbert fühlte dies und ward auch hier Schöpfer. Als er ins Marineminiſterium trat, beſtand die Flotte aus wenigen alten Schiffen, die Mazarin in den Häfen hatte verfaulen laſſen. Colbert kaufte anfangs Schiffe im Aus-

lande; bald ließ er ſie in Frankreich erbauen. Der Hafen von Rochefort erhob ſich; vier andere große Seearſenäle wurden aufgeführt, zu Breſt, Toulon, Dünkirchen und Havre. Man errichtete Seeſchulen und brachte Ordnung in alle Zweige des Marineweſens. Im J. 1662 hatte Frankreich 60 Linienſchiffe und 40 Fregatten; im J. 1681 beſaß es, zur See und zu Lande ſiegreich, 193 Kriegsfahrzeuge und 166,000 Mann für den Dienſt derſelben. Auf Colberts Rath ließ Ludwig XIV. die bürgerliche und criminelle Geſetzgebung verbeſſern, wurden Künſte und Wiſſenſchaften befördert, deren Blüte Frankreich nicht minder verherrlichte als ſeine Eroberungen. Unter ſeinen Auſpicien und in ſeinem Hauſe ward im J. 1663 die Akademie der Inſchriften gegründet. Drei Jahre darauf ſtiftete er die Akademie der Wiſſenſchaften und 1671 die Bauakademie. Die Mahlerakademie erhielt eine neue Einrichtung. Die Schule von Rom ward errichtet. Er vergrößerte die königliche Bibliothek und den botaniſchen Garten, erbaute eine Sternwarte, bei welcher er Huygens und Caſſini anſtellte, ließ die Vermeſſungen in Frankreich anfangen und ſchickte Naturforſcher nach Cayenne, um hier Beobachtungen zu machen. (Vergl. Geſtalt der Erde.) Paris verdankte ihm unzählige Verſchönerungen, und alle ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs und Europa's fanden in ihm einen Beſchützer und Beförderer. Aber bei allen dieſen glänzenden und nützlichen Unternehmungen hat man dieſem großen Miniſter auch mancherlei Vorwürfe gemacht. Der wichtigſte derſelben iſt, daß er die Gewerbe auf Koſten des Ackerbaues emporbrachte und den Landmann ohne Hülfe und Unterſtützung im Elende ſchmachten ließ. Mit noch mehrerem Rechte wirft man ihm ein Uebermaß von kleinlichen und tyranniſchen Verordnungen vor, die er für alle Zweige der Verwaltung gab, und wodurch er der Induſtrie Feſſeln anlegte. Man hat geſagt, daß er ſeinen Eintritt ins Miniſterium mit einem Banquerott, und jedes der folgenden Jahre durch neue Auflagen, Anleihen und außerordentliche Maßregeln bezeichnet habe. Wenn man zugab, daß er Ordnung in Einnahme und Ausgabe brachte, ſo leugnete man, daß darum Ordnung in der Oekonomie Statt gefunden. Allein Colbert muß mit Bezug auf die Umſtände beurtheilt werden, unter denen er handelte. Zweifelt man, ob er alles that, was er konnte, ſo iſt es wenigſtens gewiß, daß er nie alles that, was er wollte. Er hatte nicht den Einfluß auf die Unternehmungen, auf die Beſchlüſſe und den Geiſt ſeines Fürſten, deſſen Sully genoß. Dieſer gab ſeinem Herrn das Geſetz, Colbert empfing es von ſeinem Herrn; der erſte war faſt Miniſter des Volks, dieſer nur des Königs. Heinrich IV. und Ludwig XIV. wollten beide Großes, aber jener für Frankreich, dieſer für ſich, und dieſer Unterſchied erzeugte die verſchiedenen Reſultate in der Verwaltung. Sully, ſtets unabhängig und des Beifalls gewiß, bereicherte den Staat durch weiſe Oekonomie, die ein eben ſo ſparſamer als wachſamer König, der ſein Volk als ſeine Familie betrachtete, beförderte. Colbert, ſtets abhängig und in ſeinen Planen gekreuzt, erhielt den Staat troz einem prachtliebenden und verſchwenderiſchen Könige, der alles hingab für den Glanz ſeiner Regierung; er erhielt ihn und brachte ihn ſelbſt in Flor, ungeachtet der Laſten, welche zahlreiche Armeen und koſtſpielige Kriege ihm auflegten. Er war gezwungen, Maßregeln zu ergreifen, die er für immer abgeſchaft ſehen wollte; aber er ſagte dem Präſidenten, der auf eine Anleihe drang, voraus: „Sie öffnen eine Wunde, die

unſere Enkel nicht getheilt ſehen werden.“ Sobald ihm der Friede freier zu athmen erlaubte, kehrte er zu ſeinen Grundſätzen zurück, und machte das wider Willen gethane Uebel ſo ſchnell wieder gut, daß das Ende ſeiner Adminiſtration noch die glänzendſte Epoche der Regierung Ludwigs XIV. war. Colbert war ehrgeizig aber rechtſchaffen, und genoß in ſtetem Kampfe mit Intriguen und Eiferſucht keines ruhigen Glücks. Er ſtarb im Jahre 1683, in einem Alter von 64 Jahren, als ein Opfer ſeiner Liebe für das gemeine Beſte, erſchöpft durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, gebeugt durch Kummer und Unruhe, mit Mühe den gegenwärtigen Verlegenheiten abhelfend, und mit banger Sorge in die Zukunft blickend. Das Volk von Paris, das ihn haßte und durch neue Auflagen auf die Lebensmittel erbittert worden war, ſtörte den Leichenzug und wollte den Leichnam zerreißen; aber das bald nachher über den Staat einbrechende Unglück öffnete ſeinen Feinden die Augen, und zwang ſie, wenigſtens das Andenken des von ihnen ungerecht Verfolgten und Gehaßten zu ehren.

**Colbran** (Iſabelle Angela) eine der größten Sängerinnen der jetzigen Zeit, wurde den 2. Februar 1785 in Madrid geboren. Von ihrer zarten Kindheit an zeigten ſich ihre großen Anlagen. Schon im dritten Jahre ſang ſie richtig und im ſechsten erhielt ſie bereits Unterricht von Dom. Fr. Pareja, erſtem Capellmeiſter am Hofe von Aranjuez. Sie ſtudirte ſpäter unter Marinelli und dann unter Creſcentini. Im J. 1809 glänzte ſie als prima Donna seria in Mailand auf dem Theater della Scala, und 1810 in Venedig auf dem Theater della Fenice. Auch in Paris erregte ſie den allgemeinſten Enthuſiasmus; jetzt iſt ſie in Neapel. Man hat verſchiedene Compoſitionen von ihr.

**Colcheſter**, Hauptſtadt der Grafſchaft Eſſex in England, am Fluſſe Colne, mit 3 Brücken, 2000 Häuſ. und 11,500 Einw., der Sitz eines Biſchofs. Mit ſchweren Schiffen kann man jedoch der Stadt nur auf drei engliſche Meilen nahe kommen, alsdann müſſen Barken gebraucht werden. Man findet hier ſchöne öffentliche Gebäude, ein altes Schloß, auch berühmte Boy= und Serge=Manufakturen. Der Ort hat einen Hafen, in welchem vortreffliche Auſtern gefangen werden. Die colcheſter Auſtern werden von den Gutſchmeckern für die feinſten gehalten.

**Colchis**, ein ehedem berühmtes, ſchönes und fruchtbares Land in Aſien, an der Küſte des ſchwarzen Meeres. Den Griechen ward es zuerſt durch den Zug der Argonauten bekannt. Strabo und Andere erzählen, die Einwohner legten Lämmerfelle in die Flüſſe, um damit den Goldſand aufzufangen, woraus wahrſcheinlich die Sage vom goldenen Vließe entſtanden war. Die Colchier mochten wahrſcheinlich eine Colonie der Aegypter ſein, mit denen ſie ſehr vieles gemein hatten. Sie lebten mäßig, und trieben bedeutenden Handel mit Leinwand, Wachs, Pech ꝛc. Jetzt heißt das Land Mingrelien.

**Cöleſtiner** heißen nach ihrem Stifter, dem Papſte Cöleſtinus V., die Einſiedler des h. Damianus, ein geiſtlicher Orden, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Italien entſtand, der Regel Benedicts folgte, weiße Kleidung mit ſchwarzen Capuzen und Scapulieren trug und nur dem beſchaulichen Leben gewidmet war. Beſondere Bedeutung in der Kirche erhielt er nie. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war er auf 96 Klöſter in Italien und 21 in Frankreich geſunken. In der neueſten Zeit ſcheint dieſe Geſellſchaft trüber Religioſen, die die Geißel ſehr liebte, ganz erloſchen zu ſein.

Cöleſyrien, eine Landſchaft von Syrien, deren Grenzen nicht auf gleiche Art beſtimmt werden.

Cölibat iſt der eheloſe Stand der Geiſtlichen, welche durch die Geſetze ihrer Kirche zu demſelben verpflichtet ſind. Schon in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten herrſchte bei vielen Chriſten die ſchwärmeriſche Meinung, daß die Enthaltung von der Befriedigung des Geſchlechtstriebes das Merkmal einer höhern Tugend und eine verdienſtliche Entſagung ſei. Daher kam es, daß ſchon in den drei erſten chriſtlichen Jahrhunderten viele Lehrer, namentlich die Biſchöfe, der Ehe ſich enthielten, oder, wenn ſie ſchon verheirathet waren, den ehelichen Umgang mit ihren Weibern aufhoben. Doch fanden in den frühern Zeiten gar keine geſetzliche Beſtimmungen hierüber Statt, auch war die Eheloſigkeit der Geiſtlichen keinesweges allgemein, und es gab in den drei erſten Jahrhunderten noch viele verheirathete Biſchöfe. Erſt im vierten Jahrhunderte ward es ziemlich allgemein Sitte, daß die Biſchöfe ehelos lebten, und mehrere in dieſem Jahrhunderte gehaltene Synoden beſchränkten die Ehefreiheit der Geiſtlichen. Auch ſuchten von dieſer Zeit an die meiſten Biſchöfe die Geiſtlichen ihrer Diöceſen, ſo viel als möglich, von der Ehe abzuziehen. Der Grund der weitern Verbreitung des Cölibats der Geiſtlichen lag in dem Mönchsweſen. Denn da das im 4. Jahrhunderte entſtandene Mönchsweſen erſt im Morgenlande, danach auch im Abendlande allgemeinen Eingang und viele Bewunderung fand, ſo ward der Wahn von einer beſondern Heiligkeit des eheloſen Standes immer weiter verbreitet. Viele Geiſtliche ſelbſt glaubten, ſie dürften nicht hinter den Mönchen zurückbleiben, das Volk gewöhnte ſich immer mehr, Frömmigkeit und geiſtliche Würde als unzertrennlich verbunden mit klöſterlicher Enthaltſamkeit zu denken, und ſo bildete ſich allmählig die öffentliche Meinung, welche nicht nur die Biſchöfe, ſondern nach und nach auch die Geiſtlichen der niedern Ordnungen zur Eheloſigkeit nöthigte. Indeß gab es bis hinab in die zweite Hälfte des elften Jahrhunderts keine kirchlichen Geſetze, welche das Cölibat allen Geiſtlichen zur Pflicht machten. Auch lebten noch immer viele Geiſtliche der niedern Ordnung in der Ehe. Erſt der Papſt Gregor VII., in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts, machte allen Geiſtlichen ohne Ausnahme das Cölibat zur unerlaßlichen Pflicht. Doch gelang es ihm nicht, ſeinen Plan vollſtändig durchzuſetzen; an vielen Orten, beſonders in Deutſchland, verurſachten ſeine Eheverbote Unruhen, und es verging noch ein halbes Jahrhundert, ehe das Cölibat in den abendländiſchen Kirchen durchgängig erzwungen ward. Seitdem iſt in der katholiſchen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge über den Cölibat gehalten worden, obgleich in den neuern Zeiten beſonders viele Geiſtliche dieſer Kirche mit Recht über einen Zwang geklagt haben, welchen weder ein Geſetz Jeſu Chriſti, noch der Zweck ihres Amtes fodert. Die Reformation mißbilligte das Cölibat als eine willkührliche, die natürlichen Rechte verletzende Einrichtung, und den proteſtantiſchen Geiſtlichen ward vergönnt, in die Ehe zu treten. In der griechiſchen Kirche, zu welcher bekanntlich auch die ruſſiſche gehört, ſind nur die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche meiſt aus den Kloſtergeiſtlichen genommen worden, zum Cölibate verpflichtet; den Popen aber, auch den Protopopen iſt die Ehe verſtattet. N.

Coligni (Gaspard de), Admiral von Frankreich, geboren den 16. Februar 1516 zu Chatillon-ſur-Loing, trug die Waffen ſeit ſeiner zarteſten Jugend, zeichnete ſich unter Franz I. in der Schlacht

von Cériſoles und unter Heinrich II. aus, welcher ihn zum General-Oberſten der franzöſiſchen Infanterie und im J. 1552 zum Admiral von Frankreich machte. Er verdiente dieſe Gunſtbezeigungen durch ſeine Tapferkeit in der Schlacht bei Renti, durch ſeinen Eifer für die Militärdiſciplin, durch ſeine Eroberungen gegen die Spanier, beſonders aber durch die Vertheidigung von St. Quentin. Der Admiral warf ſich in dieſen Platz und that Wunder der Tapferkeit, fiel aber, da die Stadt erſtürmt wurde, in Gefangenſchaft. Nach dem Tode Heinrichs II. zwangen ihn die Intriguen, die Zweizüngigkeit und Bosheit Catharinens von Medicis, ſich an die Spitze der Calviniſten gegen die Guiſen zu ſtellen. Er bildete eine ſo mächtige Partei, daß die katholiſche Religion in Frankreich bedroht ſchien. Der Hof, ſagt ein Geſchichtſchreiber, hatte keinen furchtbareren Feind nach Condé, der ſich mit ihm verbunden hatte. Dieſer war ehrgeiziger, unternehmender, thätiger; Coligni war dagegen beſonnener, abgemeſſener und geſchickter, das Haupt einer Partei zu ſein; zwar eben ſo unglücklich im Kriege wie Condé, aber gewandt das Rettungslosſcheinende wiederherſtellend und gefährlicher nach einer Niederlage, als ſeine Feinde nach einem Siege; überdieß mit Tugenden geſchmückt, die er übte, ſo weit der Parteigeiſt und der Sturm der Zeit die Ausübung zuließ. Die erſte förmliche Schlacht zwiſchen den Hugenotten und Katholiken ward im J. 1562 zu Dreux geliefert. Der Admiral focht ritterlich, verlor ſie und rettete die Armee. Als bald darauf der Herzog von Guiſe bei der Belagerung von Orleans umgebracht wurde, beſchuldigte man ihn, dieſen ſchnöden Meuchelmord gerathen zu haben; aber er rechtfertigte ſich durch einen Eid. Es bedurfte deſſen nicht. Der Adel ſeiner Geſinnungen und die Größe ſeiner Seele mußten ihn über jeden Argwohn erheben. Der Bürgerkrieg ruhte einige Zeit, um mit vermehrter Wuth im J. 1567 wieder anzufangen. Coligni und Condé lieferten die Schlacht bei St. Denys gegen den Connetabel Montmorency. Dieſem unentſchiedenen Tage folgte die Schlacht bei Jarnac im J. 1569, welche den Calviniſten verderblich war. Condé war gefallen und auf Coligni ruhte die ganze Laſt des Oberbefehls. Er allein hielt die unglückliche Sache ſeiner Partei aufrecht, ward bei Moncontour abermals geſchlagen, ohne daß darum ſein Muth erlag. Ein vortheilhafter Friede machte im Jahre 1571 ſcheinbar dem blutigen Streite ein Ende. Coligni erſchien am Hofe und ward, wie alle ſeine Anhänger, mit Liebkoſungen überhäuft. Carl IX. gab ihm 100,000 Franken Entſchädigung und ſeinen Platz im Conſeil. Von allen Seiten warnte man ihn, dieſen falſchen Schmeicheleien nicht zu trauen. Ein ſchrecklicher Plan offenbarte ſich bald. Als eines Freitags der Admiral aus dem Louvre kam, ward ihm durch einen Büchſenſchuß aus einem Fenſter die rechte Hand und der linke Arm verwundet. Maurevert hatte auf des Herzogs von Guiſe Geheiß und mit Vorwiſſen des Königs aus einem Gebäude des Kloſters St. Germain l'Auxerrois dieſen Schuß auf Coligni gethan. Der König von Navarra und der Prinz von Condé beklagten ſich beim Könige über dieſen Mordanſchlag. Carl, in den Künſten der Verſtellung geübt, bezeigte den tiefſten Schmerz, ließ nach den Schuldigen forſchen und nannte Coligni ſeinen Vater. „Mein Vater," ſagte er, „ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz." Und dieß ſprach er in dem Augenblick, wo ſchon die Niedermetzlung der Proteſtanten vorbereitet ward. Das Blutbad begann in der Bartholomäusnacht den 24. Auguſt 1572. Der Herzog von Guiſe eilte mit zahlreicher Begleitung

in das Haus des Admirals. Ein Haufe Meuchelmörder, einen gewiſſen Behm an der Spitze, drang mit entblößten Schwertern in das Zimmer des Greiſes, welcher in einem Lehnſtuhle ſitzend, mit ruhiger und gefaßter Miene zu ihrem Anführer ſprach: „Junger Menſch, mein graues Haar ſollte dir Ehrfurcht gebieten; aber thue nach Gefallen, du kannſt mein Leben nur durch wenige Tage abkürzen.“ Worauf dieſer Elende ihn mit mehrern Stichen durchbohrte und zum Fenſter hinaus in den Hof ſtürzte, wo er zu den Füßen ſeines nichtswürdigen Feindes mit den Worten ſtarb: „Ich hätte verdient, von den Händen eines Edelmannes, nicht eines Troßbuben zu ſterben.“ Der Leichnam ward drei Tage der Wuth des Volks Preis gegeben, und endlich bei den Füßen an den Galgen von Montfaucon gehängt. Montmorency, ſein Vetter, ließ ihn abnehmen, um ihn heimlich in der Capelle des Schloſſes von Chantilly zu beerdigen. Ein Italiener hatte den vom Rumpfe getrennten Kopf zu Catharinen gebracht, welche ihn einbalſamiren ließ und nach Rom ſchickte. Unterdeß hatten Coligni's Diener ſeine Reſte geſammelt und in einem bleiernen Sarge in dem Schloſſe Chatillon, dem alten Wohnſitze des Admirals, beigeſetzt. Hier blieben ſie ohne ein anderes Denkmahl als das Andenken an den großen Mann, bis zum 18. Auguſt 1786. Damals ließ Montesquieu ſie mit Bewilligung des Herzogs von Luxemburg auf ſeinen Landſitz Maupertuis bringen, und in einem Sarkophag von ſchwarzem Marmor, in einer eigenen Gruft, die er in ſeinem Parke hatte erbauen laſſen, beiſetzen. Gegenwärtig befindet ſich dieſes Denkmahl im königlichen Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler.

Coliſeum. Dieſes ungeheure Gebäude in Rom, das noch 1534 ſtand, 1612 Fuß im Umfange hatte, und achtzig Arcaden enthielt, war das größte Amphitheater, das die römiſche Pracht errichtete. Es wurde von Veſpaſian erbaut, nachdem er die Juden überwunden hatte. Man erzählt, es ſei in einem Jahre von zwölf tauſend gefangenen Juden aufgeführt worden. Die Schriftſteller ſetzen es noch über die Pyramiden von Aegypten und die andern Wunder der alten Welt; es ſoll gegen hundert und zehn tauſend Zuſchauer gefaßt haben, von denen gegen neunzig tauſend ſitzen konnten. Die Gothen legten zuerſt die Hand an die Zerſtörung dieſes Denkmahls der römiſchen Größe; nachher nahm Papſt Paul II. alle Steine davon, die er zur Erbauung des St. Marcus-Palaſtes nöthig hatte, und ſpäter wurden noch mehrere Paläſte von den Bruchſtücken deſſelben aufgeführt. Jetzt hütet man ſich zwar, die Ruinen des Coliſeums anzugreifen; indeſſen fällt es nach und nach von ſelbſt ein, und in wenig Jahrhunderten dürfte von dem obern Theile deſſelben nichts mehr zu ſehen ſein; der untere Theil hingegen iſt für die Ewigkeit gebaut. Seinen Namen hat das Coliſeum von dem Coloß des Nero, der dahin gebracht wurde.

Collateralverwandte, oder Collaterales, ſind Seitenverwandte, die von Bruder oder Schweſter herrühren. Collaterallinie, die Seitenlinie.

Collator heißt der Gutsherr, in ſo fern er das Recht hat, die geiſtlichen Stellen zu beſetzen. Dieſes Recht wird die Collatur, auch das jus patronatus genannt.

Collé (Charles), ein bekannter franzöſiſcher Theaterdichter, war 1709 zu Paris geboren. Seine frühe Verbindung mit Haguenier Gallet und Pannard, den Verfaſſern Anakreontiſcher Lieder, fröhlicher und pikanter Volksgeſänge, flößten ihm denſelben Geſchmack, dieſelbe Neigung zum Vergnügen, dieſelbe bequeme Philoſophie ein.

Die dramatiſche Gattung hatte er von Jugend auf geliebt, und er bearbeitete ſie mit Erfolg. Sein erſtes Stück war eine Parodie von La Chauſſée unter dem Titel: Alphonse l'impuissant. Bald darauf verfertigte er für das Theater des Duc d'Orleans der ſein Beſchützer geworden war, mehrere kleine Stücke, die daſelbſt Beifall fanden. Seine Partie de Chasse de Henri IV., wozu ihm Dodsley's Luſtſpiel, (der König und der Müller von Mansfield) die Idee gab, zieht an durch die Wahrheit der Charaktere, uud beſonders durch das treue Gemählde des guten Königs. Wenige Stücke ſind öfter gegeben worden und noch jetzt ſetzt daſſelbe die Franzoſen in Enthuſiasmus. In andern Stücken mahlt er mit eben ſo viel Witz als Wahrheit die Sitten ſeiner Zeit, aber oft iſt ſein Pinſel ſo frei, wie ſeine Sitten es waren. Im J. 1805 erſchien von ihm ein nachgelaſſenes hiſtoriſches, anziehend geſchriebenes Tagebuch (Journal historique) über die literariſchen Ereigniſſe von 1758 bis 1781. Er ſtarb im Jahr 1783.

Collectiv, was ſammelt, oder was mehrere Dinge von einer Art zuſammenfaßt; daher iſt in der Sprachlehre ein nomen collectivum ein ſolches, welches alle zu einer und derſelben Gattung gehörige Dinge bezeichnet. Collectiv-Gla's iſt ein convexes Glas, das einem größern Brennglaſe zugeſellt wird, um die durch die in demſelben erlittene Brechung ſchon zuſammengedrängten (collegirten, daher der Name) Strahlen noch mehr zu brechen und in einem engern Brennpunkte zu vereinigen.

Collegialſyſteme, eine Theorie der Kirchenverfaſſung im Verhältniſſe zum Staate. (S. Hierarchie).

Collegianten, ſ. Rheinsburger.

Collegien, Colleges, in England: Kirchen- und Schulſtiftungen, oder mit Einkünften verſehene Geſellſchaften, deren Mitglieder (Fellow, Stiftungsſtudenten) mit ihren Lehrern (Tutors) und Aufſehern, unter einem Vorſteher (Head) in beſondern Gebäuden klöſterlich beiſammen wohnen. Dieſe Gebäude ſind große Vierecke, zu denen Gärten und liegende Gründe gehören. Die älteren Stiftungen, ehemals Klöſter, rühren aus dem 13 und 14. Jahrh. her; einige aus Heinrichs VII. Zeit ſind zum Theil vom Cardinal Wolſey gegründet. Sie zeichnen ſich theils durch ihre altdeutſche Bauart, theils durch wiſſenſchaftliche und Kunſtſammlungen aus. Auch bewundert man in ihnen die treffliche Glasmahlerei, eine Kunſt, die ſich in England bis jetzt erhalten hat. Der Vorſteher eines ſolchen Collegiums, (Master, Warden, Rector, Dechant) bildet mit den Mitvorſtehern (Officianten, Deans oder Censors), den Lehrern und Studirenden, ein ſowohl von den übrigen Collegien, als von der Univerſität ſelbſt unabhängige Corporation. Alle, die vollen Antheil an den Vortheilen einer ſolchen Stiftung haben, heißen Fellows (d. i. Socii). Als noch Andere zum Mitgenuſſe gelaſſen wurden, entſtanden verſchiedene Claſſen von Mitgliedern, z. B. halbe Fellows, Poſtmaſters und Scholars, Exhibitioners oder Stipendiaten, und Servitors (junge Leute, welche den übrigen bei Tiſche aufwarten, und dafür vier Jahre Koſt und Unterricht frei haben). Außerdem haben mehrere Collegien noch Caplane, Choriſters oder Chorſänger, und Clerks oder Küſter, ohne eine große Zahl von Bedienten. Der Vorſteher und die Officianten verwalten das Collegium nach den Statuten der Stiftung. In ſtreitigen Fällen entſcheidet der Viſitor, wozu gewöhnlich ein Biſchof oder Lord vom Stifter ernannt iſt. Unter ihnen ſtehen alle Nichtgraduirte, Undergraduates, welche einer

ſtrengen Diſciplin unterworfen ſind und wie Schulknaben behandelt werden. Sie müſſen täglich in die Kirche gehen, und dürfen nicht außer dem Hauſe ſchlafen. Wer einen Grad ſucht, muß der Univerſität von einem Dean als Candidat vorgeſtellt werden. Die Fellows auf den Univerſitäten behalten ihr Fellowſhip zeitlebens, bis ſie heirathen, oder liegende Gründe erben, die mehr einbringen. Sie rücken unter ſich auf, ſo daß ihr Fellowſhip von 30 bis 150 Pfund jährl. Einkommens und drüber ſteigt. Aus ihnen werden die Pfarreien beſetzt, in welchem Falle ſie ihr Fellowſhip gewöhnlich verlieren. Oxford (ſ. Küttner's Beitr. St. 11. 12.) hat 19 Collegien und 6 Hallen oder bloße Koſtſchulen, die keine Stiftung, folglich keine Fellows haben, wo jeder Student für ſein Geld lebt. (Auch die Speiſeſäle der Collegien heißen Halls.) Unter den Collegien zu Oxford, die zuſammen nahe an 1100 abhängige Mitglieder, ohne die Servitors, zählen, von denen aber kaum 800 anweſend ſind, iſt Chriſt Church das wichtigſte, und Queens College das ſchönſte. Außerdem hat die Univerſität Oxford noch 13 public Schools, oder öffentliche Hörſäle, unter welchen der theologiſche (Divinity School) im edelſten altdeutſchen Styl um 1450 gebaut worden iſt. Unter den Sammlungen iſt die wichtigſte die Bodleyaniſche Bibliothek; auch die Sternwarte iſt vorzüglich. Ueber die Gemählde u. ſ. w. ſiehe Forſter's Anſichten III., 219 folg. In Cambridge ſind 12 Collegien und 4 Hallen, die ſämmtlich Stiftungen haben. (S. Küttner a. a. O.) Das ſchönſte Gebäude daſelbſt im gothiſchen Styl, vielleicht das ſchönſte in Europa, iſt die Kings Chapel (Capelle d. i. Kirche) im Kings College. In dem berühmten Trinity-College beläuft ſich die Zahl der Fellows, Officianten, Studirenden und Servitors über 400. Auch die Schule zu Eton (1441 von Heinrich VI. geſtiftet), der Hauptſitz des engliſchen Schulunterrichts, hat ein College für einen Probſt, 7 Fellows und 70 Knaben, die Collegers, d. h. Alumnen heißen. Außer ihnen nehmen noch Oppidans (Koſtſchüler), die in Privathäuſern wohnen, oft mehrere Hundert, an dem Unterrichte in Eton Theil. Zwanzig bis funfzig Collegers ſowohl als Oppidans haben einen Tutor of College (Schulhofmeiſter), wozu jedesmal ein Unterlehrer gewählt wird. Die Fellows von Eton haben das Recht ſich zu verheirathen, und neben ihrem Fellowſhip eine Pfarrei zu beſitzen; auch werden ſie als Dignitaries der Kirche (z. B. wie Domherren) betrachtet. Sie und der Probſt ſind die Direktoren des Ganzen, verwalten die Güter des Collegiums, beſetzen die Pfarreien und Fellowſhips deſſelben, und wählen die Lehrer. Von den Collegers in Eton rückt der oberſte Knabe in die erſte erledigte Stelle des Kings College zu Cambridge, als Scholar, und wird dann in drei Jahren Fellow, mithin lebenslänglich verſorgt. (Vergl. Ackermann hist. of the Colleges of Winchester, Eton, Westminster etc. London 1817 u. deſſelben Geſch. d. Weſtminſter Abtei u. d. Univerſität Oxford u. Cambridge, m. Kpf.) Die meiſten Colleges in Oxford und Cambridge haben außer den abhängigen, d. i. die zur Stiftung gehören, noch unabhängige Mitglieder, die für ihr Geld leben, jedoch den meiſten Schulgeſetzen ebenfalls unterworfen ſind. Sie heißen nach dem Unterſchiede ihres Ranges und Koſtgeldes Noblemen, Fellow-Commoners und Commoners. In Oxford beläuft ſich ihre Zahl auf 14 — 1500. Die claſſiſche Literatur iſt der Hauptgegenſtand des Unterrichts, daher die tiefer begründete geiſtige Bildung, welche in England ſelbſt die Vornehmen und Reichen auszeichnet. Ueber die Wiſſenſchaften werden nur dürftige Vorleſungen

gehalten, die kaum die nöthigen Winke zum eigenen Studium geben. Allein bei der ſelbſtſtändigen Art der Entwickelung, die durch den äußern Zwang nur an Gediegenheit gewinnen muß, bilden ſich mehr Gelehrte in jedem Fache, als Vielwiſſer. Die Colleges ſind weniger Erziehungsanſtalten, als gelehrte Republiken mit einer geordneten Claſſenabſtufung, wo eine auf die andere wirkt, und die mit dem Geiſte der Nation in Verbindung ſtehen. Die Einrichtung der engliſchen Univerſitäten trägt ſelbſt zur Aufrechthaltung der Staatsverfaſſung bei. Sie gibt der anglikaniſchen Kirche eine nothwendige Würde, und befördert durch die Miſchung der Stände eine gewiſſe bürgerliche Gleichheit. Dadurch gewinnt ſelbſt die äußere Bildung; und bei dem Anſehn, das der Stand der Gelehrten in England genießt, weil ihm Unabhängigkeit, Rang und Wohlſtand geſichert ſind, kann er nie, ſo wie in Deutſchland, in Pedantismus, Einſeitigkeit und Sorgendruck verſinken. K.

Collin (Schlacht bei), am 18. Junius 1757. Friedrich der Große belagerte Prag ſchon ſeit mehrern Wochen, und alle Verſuche der darin eingeſchloſſenen öſterreichiſchen Armee, ſich zu retten, waren fruchtlos geweſen. Fiel dieſer wichtige Platz in des Belagerers Gewalt, ſo drang er bis vor Wien, wo man ſchon ernſtlich an Friedensanträge dachte. Nur eine leiſe Hoffnung baute man noch auf Daun, dieſen Fabius Cunctator unter Oeſterreichs Feldherren, der mit 60,000 Mann auf den Bergen von Collin ſich verſchanzt hatte, und von dem man den längſt erſehnten Entſatz des beängſtigten Prags erwartete, zu dem er die gemeſſenſten Befehle von Wien erhalten hatte. Dieſen Entſatz aber unmöglich zu machen und Prags Fall zu beſchleunigen, da Ruſſen, Schweden, Franzoſen und Reichstruppen ſeine eigenen Staaten bedrohten, beſchloß Friedrich, Daun anzugreifen und zu ſchlagen. In dieſer Abſicht ſtellte er ſich an die Spitze von 12,000 Mann, während er den größern Theil ſeiner Armee vor Prag ſtehen ließ, vereinigte ſich am 18. Juni mit dem Corps des Herzogs von Bevern, und befahl den Angriff auf Daun, der eine ſehr vortheilhafte Stellung genommen, mit einer ſeiner Linien den Gipfel und mit der andern den Abhang der Anhöhen beſetzt hatte, vor denen ſich Dörfer, Hohlwege und ſenkrechte, faſt unüberſteigliche Anhöhen befanden, welche von einer zahlreichen Artillerie gedeckt wurden. So erwartete Daun den Angriff, der auf ſeinem rechten Flügel mit der größten Heftigkeit geſchah, welcher nach einem ſiebenmaligen Andringen endlich geworfen und bis Collin, das zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernt lag, getrieben wurde. Schon hatte der öſterreichiſche Feldherr den Befehl zum Rückzuge gegeben, ſchon hatte man mit Abführung der Artillerie den Anfang gemacht, als die voreilige Hitze zweier preußiſcher Generale, Manſteins und des Prinzen Moritz, die faſt ſchon gewonnene Schlacht verloren gehen ließ. Anſtatt, ihrer Beſtimmung gemäß, ſich blos neben der kämpfenden Armee fortzubewegen, brachen ſie die Schlachtlinie, um die Croaten zu verfolgen. Mit dieſem einzigen Fehlſchritte war die Dispoſition des Königs geſtört, das Zuſammenwirken unterbrochen, und es entſtanden nun Angriffe einzelner Regimenter und Bataillone, welche den Nachtheil hatten, daß die Regimenter einzeln durch die öſterreichiſche Artillerie zurückgeworfen wurden, und ſo in den hintern Linien Unordnung veranlaßten. Noch wäre vielleicht die Ordnung wieder herzuſtellen geweſen, wenn nicht einige ſächſiſche Cavallerieregimenter in den rechten preußiſchen Flügel eingebrochen wären, und von öſterreichiſcher Rei-

terei unterſtützt, die Verwirrung und zugleich die Niederlage vollendet hätten. Der König ſelbſt gab ſich allen Gefahren Preis. Als ein Cavallerieregiment weichen wollte, ritt er in Begleitung eines däniſchen Volontärs unter die Fliehenden, und führte ſie trotz des Cartätſchenregens den Sachſen entgegen. Es war die erſte Schlacht, die er in dieſem Kriege verloren hatte; 8000 ſeiner braven Preußen und 9000 Oeſtreicher waren geblieben. Sein linker Flügel war eben im Begriff, den vermeinten Sieg zu feiern, als der Befehl zum Rückzug ankam, der auch in größter Ordnung geſchah. Friedrich ſelbſt begab ſich vom Schlachtfelde weg, unter der Gefahr, während der Nacht mehrere Male von ſtreifenden Haufen ſeiner Feinde gefangen zu werden, und ging nach Nimburg. Auf dieſem Nachtmarſche war es, wo er genöthigt war, in einem Dorfe, das kurz vorher erſt von den öſterreichiſchen Huſaren verlaſſen worden war, dem ermatteten Pferde Tränkung und Ruhe zu gönnen. Niedergeſchlagen ſaß Friedrich auf einer Bank vor einem Bauernhauſe und wartete auf einen Trunk. Da brachte ihm ein bleſſirter Reiter, der ſeinen König begleitete, in ſeinem Hute aus dem Pferdeeimer friſches Waſſer, und ſprach in herzlichem Tone: „Ihro Majeſtät trinken doch; laß Bataille verloren ſein; 's iſt nur gut, daß Sie noch leben; unſer Herr Gott lebt gewiß, und er kann uns ſchon wieder Sieg geben.“ Erheitert durch die Treuherzigkeit und das Vertrauen ſeines wackern Kriegsgefährten, beſtieg Friedrich ſein Pferd wieder und ſammelte bei Nimburg ſein Heer zu neuen Thaten. Zwei Tage darauf ward die Belagerung von Prag aufgehoben; Friedrich aber rächte ſeine gefallenen Preußen noch in demſelben Jahre bei Roßbach und Leuthen. I.

**Collin** (Heinrich Joſeph, Edler von), der Sohn eines berühmten Arztes und Neffe eines Profeſſors gleiches Namens, war zu Wien den 26. Dec. 1772 geboren. Im J. 1781 kam er in das Löwenburgiſche Stift, wo er die Grundlage ſeiner Bildung erhielt, die er durch Selbſtſtudium bis zu einer Höhe vervollkommnete, welche ihn zur Führung wichtiger Geſchäfte fähig machte, und verbunden mit ſeinem Genie, ſeinem raſtloſen Fleiße, ſeiner genauen Kenntniß der claſſiſchen Welt, ihm auch als Schriftſteller einen ehrenvollen Platz erwarb. Collin zeichnete ſich als Geſchäftsmann und als Dichter aus. Als erſter ſchwang er ſich bei der Finanzhofſtelle von Stufe zu Stufe, bis er endlich im J. 1809 zum Hofrath bei der geheimen Credit-Hofcommiſſion ernannt wurde, und den Leopolds-Orden erhielt. Er arbeitete mit unermüdetem Eifer, ohne Rückſicht auf häufige Krankheit drohende Anfälle, ohne die Warnung ſeiner Freunde zu beachten. **Pflicht** war ſein erſter Gedanke; ihr wich Alles; ſelbſt ſeine Lieblingsneigung, die beſeligende Dichtkunſt, wurde ihr zum Opfer gebracht. Nur im nächtlichen Dunkel geſtattete er ſich dieſe Erholung und nicht ſelten überraſchte ihn der Morgen am Arbeitstiſche. Unter Anſtrengungen dieſer Art mußten endlich die ſinkenden Kräfte erliegen. Ein Nervenfieber endigte ſein thätiges Leben am 28. Juli 1811 im 39. Jahre ſeines Alters. Collins frühere poetiſche Arbeiten wurden durch ihn ſelbſt größtentheils vernichtet. Einem Zufalle, einer Wette mit ſeinen Freunden, verdanken wir die Erſcheinung ſeines erſten Drama's, des **Regulus**. Er behauptete in einem freundſchaftlichen Kreiſe ſcherzhaft, er getraue ſich, binnen ſechs Wochen ein Trauerſpiel zu ſchreiben. Schon lange vorher hatte er die Idee des Regulus gefaßt, daran geordnet, geändert und berichtigt; jene Wette unter ſeinen Freunden war der Impuls, ſein Werk zu vollenden. Dieſe ſchöne Schöpfung machte

überall einen vortheilhaften Eindruck, vorzüglich aber in Collins Vaterſtadt. Dem Regulus folgten in beträchtlichen Zwiſchenräumen: Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, die Horatier und Curiatier, ſein Schwanengeſang. Seine Oper Bradamante, die Reichard im Winter 1809 trefflich in Muſik geſetzt hatte, iſt weder gedruckt, noch aufgeführt worden. Eine Auswahl ſeiner Gedichte erſchien bald nach ſeinem Tode in der Straußiſchen Officin in Wien. Die Fragmente eines Heldengedichts, Rudolph von Habsburg, die ſchon das Gepräge ihrer ganzen Vollkommenheit trugen, zeigen, was wir in dieſer hohen Gattung der Dichtkunſt von Collin zu erwarten gehabt hätten, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich blos den Muſen zu weihen, oder wenn die Parzen nicht ſo früh ſeinen Lebensfaden durchſchnitten hätten. Ueberhaupt erblicken wir als Dichter in ihm einen durch das Studium der Alten genährten Geiſt; eine Beleſenheit, die von geſchmackvoller Auswahl zeigt, und nur durch Berufsgeſchäfte gehemmt werden konnte; Reinheit in der Verſification; Anmuth und Würde in allen Gedichten; hohen Schwung in ſeinen Oden; eine vorzügliche Kenntniß der Bühne, wobei er jedoch mehr auf dichteriſches Verdienſt als rauſchenden Beifall ſah; Einfachheit in dem Plane ſeiner Tragödien, die ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Griechen beurkundet; Wahrheit und Kraft in der Charakteriſtik und Diction. Die letzte Feile konnte er ſeinen Werken nicht geben; jedoch hatte er ſchon Manches zu einer neuen Ausgabe derſelben mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt vorbereitet. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Dichterwerke und ſeiner noch ungedruckten und gedruckten proſaiſchen Werke, begleitet von einer Biographie des Verſtorbenen, hat ſein Bruder beſorgt. Collins Büſte aber iſt, auf Verwendung des Grafen Dietrichſtein, nach dem von dem k. k. Hofſchauſpieler Lange gemahlten ſehr ähnlichen Porträt von einem wiener Künſtler in Gyps geformt, in der Carlskirche zu Wien aufgeſtellt worden.

Collin-Harleville (Jean-François), geb. 1755 zu Maintenon unweit Chartres, hat die franzöſiſche Bühne mit mehreren Charakterſtücken bereichert, welche den größten Beifall erhalten haben. Die Luſtſpiele ſind l'Inconstant; l'Optimiste; les Châteaux en Espagne; le vieux Célibataire; Monsieur de Crac dans son petit castel; les Artistes. Dem erſten dieſer Stücke ſieht man noch das Studium des Verfaſſers an; in der Folge verließ er die Fußtapfen ſeiner Muſter, um ſich eine eigene Gattung zu bilden. Eine Ausnahme davon macht jedoch der vieux Célibataire, ein Stück, worin er zu den Grundſätzen der Bühne zurückgekehrt iſt, und worin man ein moraliſches Intereſſe, das ſich mit Kraft und Wahrheit aus der Intrigue entwickelt, und zugleich gut entworfene und gehaltene Charaktere findet. Im Allgemeinen kann man an Collins Comödien tadeln, daß ſie zu wenig komiſch ſind, und daß es ſeinen komiſchen Charakteren an Phyſiognomie fehlt; er entwirft obenhin einige Lächerlichkeiten, und die Anſtrengung, die er anwenden ſollte, um die Laſter anzugreifen, ſcheint ſeine ſanften Sitten abzuſchrecken. Außer den genannten ſind noch von Collin folgende Luſtſpiele: les Moeurs du Jour ou l'Ecole des jeunes Femmes; le Vieillard et les jeunes Gens und les Querelles des deux Frères; ferner ein allegoriſches Gedicht in zwei Geſängen Melpomène et Thalie und mehrere verſificirte Stücke, die er theils im Inſtitute vorgeleſen, theils in Zeitſchriften eingerückt hat. Man findet in ihnen Natur und Leichtigkeit, und einen Anſtrich von einer milden und ſentimentalen Philoſophie, die jedoch zuweilen

ins Gezierte ausartet, faſt immer aber einen elegiſchen Charakter annimmt. Die Verſe ſind ſehr oft ſchwach und ohne poetiſchen Schwung. Collin ſtarb zu Paris 1806. Seine Werke ſind in 4 Bänden erſchienen.

Collins (William), engliſcher Dichter, geboren 1720 in Chichſter, der viele Arbeiten unternahm, aber keine ausführte. Man hat von ihm einige deſcriptive und allegoriſche Oden, perſiſche Eklogen und andere poetiſche Fragmente. Er lebte in der bitterſten Armuth bis gegen das Ende ſeines Lebens, wo ihn die Erbſchaft eines Oheims von allen Nahrungsſorgen befreite. Aber zu ſpät. Dieſe hatten ſchon ſeine Geſundheit untergraben. Er ſtarb bald darauf, 1756, beinahe blödſinnig.

Colliſion heißt in der Moral und dem Naturrechte ein Widerſtreit der Handlungen, ſo daß die eine durch die andere ganz oder zum Theil verhindert wird. Da nun Geſetze die Beſtimmungsgründe der Handlungen ſind, ſo wird eine Colliſion der Geſetze ein ſolcher Widerſtreit ſein, wo ſie nicht zugleich Beſtimmungsgründe des Willens werden können. Dieſelbe trifft nicht die Form der Geſetze, ſondern die Handlung, welche unter gewiſſen vorwaltenden Umſtänden unter das Geſetz ſubſumirt wird. Es können alſo Geſetze mit Geſetzen, Pflichten mit Pflichten und Pflichten mit Bedürfniſſen in Colliſion kommen. Da unter dieſen Umſtänden nicht beide beachtet werden können, ſo muß eine Ausnahme verſtattet ſein. Die Regel dabei iſt: das höhere Geſetz muß dem niedrigen, das urſprüngliche dem abgeleiteten, das weſentliche dem zufälligen vorgehen. Bei Colliſion der Pflichten muß die zufällige und hypothetiſch nothwendige der unbedingt nothwendigen, die objective der ſubjectiven, die kleinere der größern weichen. Was die Befugniß betrifft, ſo geht das poſitive Recht des einen dem negativen des andern, das ältere dem neuern vor; ſind Beider Rechte gleich, ſo muß ein Jeder gleich viel nachlaſſen. So klar die Regel iſt, nach welcher in einer Colliſion gehandelt werden muß, ſo ſchwer iſt ſie doch in manchen Fällen zu befolgen, wo die Merkmahle, nach denen die Pflichten an ihren Ort geſtellt ſein müſſen, zu ſehr in einander fließen und der höchſte Scharfblick und die vollſte Aufrichtigkeit dazu gehören, ſie richtig zu unterſcheiden.

Cölln (Friedrich von), k. preuß. Kriegsrath. Nur die eigenthümliche, obwohl wenig ehrenvolle Celebrität, die ſich dieſer Mann durch wahrhaft freche Schriftſtellerei während der Unglücksperiode des preußiſchen Staates erworben, vermag ihm einen Platz in dieſem Werke zu verſchaffen. In der Grafſchaft Lippe-Detmold geboren, trat er nach Vollendung ſeiner juriſtiſchen Studien 1790 als Referendar in preußiſche Dienſte, ward dann Aſſeſſor und Rath bei verſchiedenen Kammern, und war, als die Cataſtrophe von 1806 eintrat, bei der Oberrechenkammer in Berlin angeſtellt. Durch die Verweigerung des Dienſteides an die franzöſiſchen Behörden brotlos geworden, ſuchte er ſich durch Schriftſtellerei zu nähren, und gab die berüchtigten „Vertrauten Briefe,“ „Feuerbrände,“ das Werk „Wien und Berlin, eine Parallele“ und den erſten Band einer vollſtändigen „Geſchichte des Kriegs von 1806“ heraus. Er ward wegen der erſteren 1808 zur Unterſuchung gezogen und auf die Feſtung Glatz gebracht, entfloh aber 1810 von Landeck aus — wo ihm der Aufenthalt unter militäriſcher Aufſicht geſtattet worden — durch Böhmen nach Sachſen, wo er ſo lange blieb, bis der König von Preußen, auf

Verwenden des Staatskanzlers, die wider ihn verhängte Unterſuchung niederſchlug, und ihm ſogar eine Penſion anwies, eine Gnadenſache, die das Urtheil des Publicums über ihn durchaus nicht ändern kann. Nachher ward er in einem Bureau des Staatskanzlers angeſtellt. Betrachten wir nach dieſem Abriß ſeines äußern Lebens die Schriften, die ihm eigentlich ſeine Celebrität verſchafft haben, ſo kann ſich durchaus nur ein höchſt ungünſtiges Urtheil über ihn bilden. — Abgeſehen von dem ihm Schuld gegebenen Verrath financieller Staatsgeheimniſſe, behandelte er die höchſten Perſonen und Behörden mit einer Schonungsloſigkeit und einem höhnenden Uebermuthe, und ſprach über die Armee und deren Leiſtungen mit einer Frechheit ab, die nur von der Ignoranz übertroffen ward, die er in militäriſchen Angelegenheiten faſt überall beurkundete; wenn auch der Ton jener Schriften die Gebildeten abſtieß, die zu Tage liegende Unwiſſenheit den Unterrichteten in der ſchwer gekränkten Armee höchſtens Verachtung abnöthigte, ſo hat doch die Zuverſichtlichkeit, mit welcher die gröbſten Unwahrheiten, ja Unſinn über die Kriegsereigniſſe dem großen Publicum hingeworfen worden, auf deſſen Anſichten allerdings ungünſtigen Einfluß gehabt. Es iſt nicht zu leugnen, daß Herr von Cölln, nachdem er einige Jahre ganz geſchwiegen, in einigen neuern Aufſätzen in einer von ihm redigirten ſonſt ſcurilen Zeitſchrift manches Gute und zwar gemäßigt geſagt hat; wenn er aber nun ſo weit geht, daß er — in verſchiedenen öffentlichen Erklärungen im J. 1817 — behauptet, durch die vertrauten Briefe und Feuerbrände ſich ein Verdienſt um den Staat und die Achtung des Volkes erworben zu haben, ſo iſt dies eine Frechheit, die zu den Zeichen der Zeit gehört. Er, der nicht eben Gerechtfertigte, ſondern durch die Niederſchlagung ſeines Prozeſſes blos Begnadigte, führt da eine Sprache, die ihm durchaus nicht zuſteht, und wenn er gar von „erkauften Scribenten" ſpricht, ſo überlegt er wohl nicht, daß ſchwerlich Jemand ſein Geld wegwerfen werde, um Scribenten gegen einen Scribenten ſeiner Art zu dingen, der ſeine Reputation durch ſeine eigene Schriften vernichtet hat; denn in welchen Geſtaltungen er auch immer auftreten, wie er auch jetzt Mäßigung predigen möge, jene höchſt ungemäßigten von Schmähungen, Unwahrheiten und Entſtellungen übervollen Schriften bleiben ewig unvertilgbare Flecken ſeines ſchriftſtelleriſchen Lebens, und es hat ſich darüber eine entſchiedene öffentliche Meinung gebildet. Oken apoſtrophirt ihn in der Iſis folgendermaßen (St. 4. 1818): „Man hält Dich für keinen Schleicher, Heimdücker, Proceßnarren, Adelsnarren; Du ſagſt, was Du meinſt; Du meinſt aber verkehrt; Du machſt bekannt, was Du weißt: Du machſt aber verkehrt bekannt und weißt verkehrt; Du fühlſt in Dir Kräfte; ſtatt ſie aber dem Bedürfenden zu leihen, leihſt Du ſie dem Starken; Du kannſt nicht träg liegen; ſtatt aber den Gang der Welt zu gehen, ſtrampelſt du gegen den Strom; Du liebſt die Einheit; ſtatt dieſe in die Vielheit zu bringen, willſt Du ſie durch Einheit der Perſon erreichen; Du wünſcheſt Rang deinem Volke; ſtatt es aber zu erhöhen, ſetzſt Du es unter das Vieh herunter und nimmſt ihm ſein Weſen und ertheilſt nur Einem Rang: Du biſt offen; es widerſtrebt Dir aber nicht, dich mit Heimlichen, Namenloſen, Hetzern zu verbinden: Du biſt eifrig für Deinen Staat; durch Deine Art aber, ihn zu erhalten, zerſtörſt Du ihn: kurz, Du biſt ein verkehrt Feuer." — Zuletzt gab Hr. von Cölln Provinzial-

blätter heraus, die gute Beiträge zur Geſchichte und Statiſtik der preußiſchen Provinzen enthalten. Er ſtarb zu Berlin 13. Jun. 1820.

Cöllniſche Mark iſt ein Silbergewicht, welches man eintheilt, entweder in 16 Loth, oder in 8 Unzen, oder in 256 Pfennige = 512 Heller = 4352 Eſchen = 65536 Richtpfennige. (Vergl. Mark.)

Colloredo, eine der berühmteſten Familien der öſterreichiſchen Monarchie, die von dem Bergſchloſſe Colloredo in Friaul den Namen führt. Ein Aſt der dritten Linie erhielt das Erbtruchſeſſen-Amt in Böhmen, und ward 1763 in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Dieſer Zweig führt zugleich den Titel von Mannsfeld. Merkwürdig ſind u. m. A. I. Fabricius Colloredo, geb. 1576, trat als Page am Hofe Ferdinands von Medicis in Dienſte. Cosmus II. ſandte ihn als Geſandten an Kaiſer Rudolph II. Daniel Eremita, ein edler Flamänder, der ihn auf dieſer Geſandtſchaft begleitete, hat in latein. Sprache eine Beſchreibung dieſer Reiſe geliefert. Er commandirte dann ein Corps, das dem Herzog von Mantua gegen den Herzog von Savoyen beiſtand und genoß bei Cosmus II. und ſeinem Nachfolger Friedrich II., deſſen erſter Miniſter er wurde, die höchſte Gunſt. Er ſtarb zu Florenz 1645. II. Rudolph Colloredo, Graf von Waldſee, Feldmarſchall der kaiſerl. Armeen unter Ferdinand II. und Ferdinand III., geb. 1585 und geſt. 1657. Er zeichnete ſich insbeſondere im dreißigjährigen Kriege mannichfaltig aus. In der Schlacht von Lützen, wo er Wunder der Tapferkeit that, erhielt er 7 Wunden. In die ſpätern Wallenſteinſchen Intriguen ließ er ſich nicht ein, ſondern diente ſeinem Herrn und Kaiſer immer treu. Insbeſondere zeichnete er ſich durch die heldenmüthigſte Vertheidigung Prags im J. 1648 gegen die Schweden aus, welche in den Annalen Oeſterreichs zu den ſchönſten Waffenthaten gezählt wird. Mit geringen Kräften vertheidigte er die Altſtadt gegen die heftigſten Anfälle der Schweden länger als 3 Monate, und es gelang ihnen nicht, ihn zur Uebergabe zu zwingen. Sie mußten ſich zurückziehen und die Stadt blieb gerettet. Einige Tage nachher trat ein Waffenſtillſtand ein und bald der allgemeine Friede. III. Franz Colloredo, geb. 1737 und geſt. 1806, war der Oberſthofmeiſter des jetzt regierenden Kaiſers Franz, dann geh. Staats- und Conferenzminiſter und Chef der Hof- und Staats-Canzlei. Nach der Schlacht von Auſterlitz legte er ſein Miniſterium nieder und zog ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück. Er ſtarb bald darauf. IV. Franz Gundacar (Reichsfürſt) von Colloredo Mansfeld, geb. 1731, geſt. 1807. Von 1767—1771 war er Geſandter in Madrid; ſeit 1772 Principal-Commiſſarius beim Reichskammergericht und ſeit 1789 Reichs-Vicekanzler bis zu der am 6. Aug. 1806 erfolgten Niederlegung der kaiſerlich deutſchen Reichsregierung.

Collot d'Herbois, einer der wüthendſten Demagogen im Laufe der Revolution, wandernder und talentloſer Comödiant vor ihr, Mitglied der berüchtigten pariſer Municipalität zur Zeit des 10. Aug. und am 2. Sept. 1792, ſpäter des National-Convents, Proconſul deſſelben bei der Einnahme Lyons, nach dem Sturz Robespierres aus dem Convent geſtoßen und nach Cayenne deportirt, wo er im Januar 1796 eines elenden Todes ſtarb. Dieſes iſt die flüchtige Lebensſkizze dieſes ruchloſen Menſchen, deſſen Schändlichkeiten immer ein warnendes Beiſpiel für die Völker bleiben müſſen, welche bei ihren innern Angelegenheiten ſich von der Bahn des Rechts und der Mäßigung entfernen. — Collot d'Herbois war es, der bei der erſten Sitzung des National-Convents darauf antrug, ohne weiteres das Königthum abzuſchaffen und die Republik zu erklären, welche auch

gleich dekretirt wurde. In Lyon, wo er an der Spitze der Commiſſion ſtand, welche dieſe Stadt, in der die letzten Flammen für Recht und Ordnung aufgezuckt hatten, züchtigen ſollte, führte er jene furchtbaren und alle menſchlichen Gefühle empörenden Niederſchießungen in Maſſe ein, da die Guillotinen, obgleich nach dem techniſchen Ausdruck jener Zeit en permanence, nicht fertig zu werden vermöchten.

Colman (George), engliſcher Theaterdichter, Director des Hay-Market-Theaters in London, war 1733 in Florenz geboren, wo ſein Vater engliſcher Reſident war, ſtudirte die Rechte in Oxford, und gab daſelbſt mit noch einigen Studenten ein Journal unter dem Titel: The Connoisseur, heraus. Von dort bezog er die Rechtsſchule von Lincolns-Inn, folgte aber hier ſeiner Neigung zur Dichtkunſt. Im J. 1760 erſchien ſein erſtes Luſtſpiel Polly Honeycomb. Einige Jahre darauf ſetzte ihn eine Erbſchaft ſeines Oheims, des Lords Bath, in Stand, ſich ganz der Literatur zu widmen. Er kaufte 1768 einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und übernahm deſſen Direction, verkaufte denſelben aber wieder, um 1777 das Hay-Market-Theater allein zu kaufen, welches er auch dirigirte. Er hob dieſes bald zu einer vorzüglichen Höhe, da er, nach Garrick, am geſchickteſten zur Führung eines ſolchen Geſchäfts war. Gegen das Ende ſeines Lebens ward er wahnſinnig und ſtarb am 20. Aug. 1794 im Irrenhauſe zu Paddington. Man hat von ihm 26 Theaterſtücke, worunter ſeine Clandestine Marriage, die er in Gemeinſchaft mit Garrick verfertigte; eine metriſche Ueberſetzung des Terenz; eine Ueberſetzung der Ars Poetica des Horaz, mit einem Commentar, in welchem er Wielands Idee folgt, daß dieſelbe eigentlich eine an einen Enkel Piſo's gerichtete Epiſtel ſei, um ihn, auf Veranlaſſung der Familie, von der Dichtkunſt, durch Darſtellung ihrer Schwierigkeiten, abzuhalten; verſchiedene Aufſätze unter dem Titel: Prose on several occasions, 3 Vol.; und einige andere Schriften. Sein Sohn, Georg der jüngere, iſt ebenfalls als fruchtbarer und beliebter engliſcher dramatiſcher Dichter und Eigenthümer vom Hay-Market-Theater in London, auch als geſchmackvoller Ueberſetzer des Terenz bekannt und geſchätzt. Er iſt 1767 geboren und trat 1784 mit ſeinem erſten Stücke auf, welches ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen ſpätern Arbeiten gehören im Fache des Luſtſpiels und der komiſchen Oper zu den beliebteſten der neuern engliſchen Bühne, und verdienten von den deutſchen Dichtern in dieſen Gattungen mehr gekannt zu ſein und benutzt zu werden.

Colmar, vormals die Hauptſtadt im Ober-Elſaß, jetzt die Hauptſtadt im franzöſ. Departement des Ober-Rheins, liegt in einer fruchtbaren Gegend, auf einer Seite an der Ill, auf der andern im flachen Lande, durch welches die Flüßchen Thür, Lauch und Fecht fließen, wovon der letztere die Mühlen in der Stadt treibt und die kleinen Bäche in den Gaſſen macht. Sonſt zählte man 18,000, jetzt 14,000 meiſtens katholiſche Einw. Colmar hat eine Artillerieſchule, eine Société d'émulation, auch Manufacturen in Tuch, Zitz, Baumwollenzeugen, Strümpfen, Leinenband, Krepp u. ſ. w. und handelt hauptſächlich mit Tabak und Weinen. Die berühmte 1773 von Pfeffel (der hier geboren war, ſ. d. Art.) angelegte Militärſchule wurde durch die Revolution aufgehoben, wie auch das Gymnaſium der Stadt, das anfangs in eine Centralſchule verwandelt, im J. 1803 aber durch eine Secundärſchule erſetzt wurde. Die Stadt war eine von den zehn Reichsſtädten, die unter der Landvoigtei ſtanden, bis ſie 1673 an Frankreich kam.

**Cöln**, ehedem ein Erzbisthum (134 Q. M., 217,000 Einw.) in dem ehemaligen nieder- oder chur-rheiniſchen Kreiſe, zwiſchen Jülich und Berg, und eines der ehemaligen drei geiſtlichen Churfürſtenthümer in Deutſchland, welches im Frieden von Lüneville auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, dem Rhein-, Moſel- und Roerdepartement einverleibt war, und 1814 an Deutſchland zurückgefallen iſt. (Die Stiftslande auf dem rechten Rheinufer fielen damals an Darmſtadt, Aremberg, Naſſau und Wiedrunkel.) Es gehört jetzt zur preußiſchen Monarchie, theils zu dem Düſſeldorfer und dem Cölner Regierungsbezirke der Provinz Jülich-Cleve-Berg, theils zu dem Coblenzer Regierungsbezirke der Provinz Niederrhein. Der Erzbiſchof war, ſo lange die Reichsverfaſſung beſtand, der dritte geiſtliche Churfürſt, Erzkanzler des deutſchen Reichs durch Italien, und Legatus natus (d. h. vermöge ſeines geiſtlichen Amtes geheimer Staatsrath und Geſandter) des päpſtlichen Stuhls. Dieſes an Wein und Getreide geſegnete Land wurde in das obere und untere Erzſtift getheilt. Die Hauptſtadt des Erzbisthums im obern Stifte und zugleich die Reſidenz war Bonn. Die Stadt Cöln, jetzt die Hauptſtadt des Cölner Regierungsbezirkes in der Provinz Jülich-Cleve-Berg, iſt eine der größten und älteſten Städte des deutſchen Reichs, indem ſie von der **Agrippina**, Kaiſer Claudius Gemahlin, erbauet wurde. Sie war ſeit 957 eine freie Reichsſtadt, und auf ihre Domkirche zu St. Peter, als die größte Kirche in Deutſchland, das Erzbisthum Cöln mit ſeinem Erzbiſchof und Domcapitul gewieſen. Auch war das Domcapitul beſtändig hier, obgleich der Erzbiſchof in Bonn reſidirte. Seit 1388 hatte ſie eine Univerſität. Sie liegt am linken Ufer des Rheins, in Form eines Halbzirkels, und dehnt ſich eine Stunde in die Länge aus. Vom jenſeitigen Ufer nimmt ſie ſich, wegen der Menge der Thürme und großen Gebäude, ſehr gut aus; aber das Innere derſelben iſt im Ganzen nicht ſchön. Die meiſten Straßen ſind enge, wenige machen davon eine Ausnahme; viele ſind finſter, ſchmutzig und öde. Die Bauart der Häuſer iſt noch um viele Jahrhunderte zurück, und gibt es auch hier und da einige Gebäude, die ſich durch eine neue und geſchmackvolle Bauart auszeichnen, ſo ſind deren, im Vergleiche der alten, nur wenige. Die ſchönſten öffentlichen Plätze ſind: der mit Lindenreihen beſetzte Neumarkt, der Heumarkt und der Altmarkt. Cöln hat einen beträchtlichen Umfang, wovon jedoch der vierte Theil aus Wein- und Küchengärten beſteht. Es enthält 21 Kirchen (vor der franzöſ. Herrſchaft 11 Stifter, 58 Klöſter, 19 Pfarrkirchen und 49 Capellen), 5 Klöſter, 7,400 Häuſer und 49,000 Einwohner; da es hingegen im Mittelalter eine Hauptſtütze der mächtigen Hanſe war, und über 30,000 wehrhafte Männer aufſtellen konnte. Das merkwürdigſte Gebäude iſt die Domkirche, welche das größte und erhabenſte Werk gothiſcher Baukunſt ſein würde, wenn ſie vollendet worden wäre. 1248 wurde der Bau begonnen, mit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts eingeſtellt, und ſeit der Zeit blieb er liegen. Nur der 200 Fuß hohe prächtige Chor mit den ihn umgebenden Capellen iſt vollendet. In ungeheuerer Höhe ſtehen die Gruppen ſchlanker Säulen da; nur am höchſten Gipfel ſind ſie in eine Krone von Aeſten geſpalten, die ſich mit ihren Nachbarn in ſpitzigen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen ſoll, faſt unerreichbar ſind. Das Schiff der Kirche, welche von 100 Säulen getragen wird, wovon die vier mittleren 40 Fuß im Umfange haben, iſt nur bis etwas über zwei Drittel der Höhe fertig geworden, und mit einer breiternen Decke ſtatt

des Gewölbes verſehen. Von den beiden Thürmen, die das Gebäude ſchmücken ſollten, und wovon jeder zu 500 Fuß Höhe beſtimmt war, iſt der eine nur halb ſo hoch, und der andere nur 21 Fuß hoch gebaut worden. Auf dem erſtern Thurme hängt die große Glocke, welche von zwölf Mann gezogen wird, und 25,000 Pfund wiegt; wenn ſie geläutet wird, ſo bewegt ſich der ganze Thurm, obgleich er völlig von Stein iſt. Von dieſem Thurme hat man eine herrliche Ausſicht. Die ganze große Stadt dehnt ſich vor dem Beſchauer aus. Dieſe Domkirche iſt in Form eines Kreuzes angelegt. Den größten Eindruck macht das Innere dieſes coloſſalen Gebäudes, wenn man von dem Thurmende hineingeht. Das Auge verliert ſich in dem ungeheuren Raume, der ſich nach allen Seiten hin ausdehnt, und ſelbſt die 40 Fuß im Umfange haltenden Pfeiler ſcheinen gegen das ungeheure Ganze dünn. Hinter dem Hochaltare iſt die berühmte, im ioniſchen Style aus Marmor aufgeführte Capelle der heiligen drei Könige. Der Kaſten, worin ſie nebſt den Ueberreſten einiger Märtyrer liegen, zeichnet ſich durch ſeine Koſtbarkeit und beſonders durch die darauf angebrachten mit bewundernswerther Kunſt gearbeiteten Figuren aus; jedoch iſt vieles daran verletzt, und viele Koſtbarkeiten ſind, als 1794 derſelbe nach Arensberg gebracht wurde und 1804 wieder zurückkehrte, abhanden gekommen. Auf der linken Seite des Chors befindet ſich die ſogenannte goldene Kammer, worin der koſtbare Schatz des Domes bewahrt wird, wovon auch ein großer Theil verloren gegangen iſt. Unter den übrigen Kirchen bemerken wir noch die Kirche zum heiligen Gereon, eine der ſchönſten, mit einer großen, kühn aufgeführten Kuppel mit drei Gallerien; die ſchöne und große Kirche des heiligen Cuniberts, mit einem Altare, der nach dem Muſter des Altars in der Peterskirche zu Rom erbaut iſt; die Pfarrkirche St. Peter, worin der berühmte, in Cöln geborne Mahler Rubens getauft wurde, merkwürdig wegen eines der ſchönſten Gemählde dieſes Künſtlers (der Märtyrertod des Apoſtels Petrus), welches er dieſer Kirche ſchenkte, und das jetzt wieder aus dem Muſeum zu Paris zurückgebracht worden iſt, und das vormalige Damenſtift St. Urſula, merkwürdig durch die Legende von dieſer Heiligen und ihren 11,000 Jungfrauen. Die ganze Kirche iſt mit den Gebeinen dieſer Jungfrauen angefüllt, und in einer daneben befindlichen Kammer ſind die Köpfe ſymmetriſch aufgeſtellt. Das Rathhaus iſt mit einem ſchönen Portal von einer doppelten Reihe marmorner Säulen verſehen. In dem ehemaligen Jeſuiten Collegium, einem ſehr großen Gebäude, befanden ſich ſonſt eine koſtbare Bibliothek und reiche Kunſtſammlungen, jedoch haben die Franzoſen das vorzüglichſte davon weggeſchleppt. Die Bibliothek enthält noch über 60,000 Bände. Ueberhaupt befinden ſich in Cöln mehrere intereſſante Kunſtſammlungen. Induſtrie und Handel machen die Hauptnahrungsquellen der Stadt aus. Der Handel wird beſonders mit Holland und Frankfurt am Main getrieben. Die Rheinſchiffe laden 3000 Centner und drüber. Zur Beförderung des Handels legte Napoleon hier einen Freihafen an. Zu den erſten Induſtrieanſtalten Cölns gehörten bis jetzt die Baumwollen- und Seidenfabriken, beſonders die Baumwollenſpinnerei. Fabriken in verſchiedenen Baumwollenzeugen zählte man 1813 zehen, wovon aber nur noch ſieben in Thätigkeit ſind. Wichtiger iſt die Seidenweberei. Bedeutend ſind ferner die Wollenfabriken in Strümpfen, Mützen, Handſchuhen ꝛc. Aber die ehemals ſo blühenden Tuchfabriken ſind ganz verſchwunden. Wichtig iſt auch das Spitzenklöppeln und Sticken. Fer-

ner ſind hier viele Tabacksfabriken, bedeutende Leimſiedereien, Fayence- und Steingutfabriken ꝛc. Zu den merkwürdigſten Zweigen der hieſigen Induſtrie gehört endlich die Verfertigung des ſogenannten cölniſchen Waſſers (Eau de Cologne). Nemnich theilt darüber in ſeiner Reiſe folgendes mit: Zwiſchen den J. 1670 bis 1680 ließ ſich ein Italiener, Jean Marie Farina, in Cöln, dem Jülichsplatze gegenüber, als Verkäufer von verſchiedenen italieniſchen Kleinigkeiten nieder. Nach einiger Zeit präparirte er ein Riechwaſſer, welches er Eau de Cologne nannte. Erſt im J. 1709 zeigt ſich aus den Comtoir-Büchern einige Verſendung deſſelben. Gegen die Zeit des ſiebenjährigen Krieges gewann dieſes Waſſer an Credit und die Verſendung fing an von Bedeutung zu werden. Die Erben des obgedachten Farina ſetzten das Geſchäft mit Beibehaltung der Firma und des Wohnplatzes fort. Vor der franzöſiſchen Revolution waren nur fünf Fabrikanten deſſelben in Cöln, jetzt funfzehn. Die jetzige Firma: J. M. Farina, fabricirt jährlich gegen 90,000 Flaſchen, und wenn man die Verſendung aller übrigen Fabrikanten hinzurechnet, kann man die Totalſumme davon auf mehrere Millionen Flaſchen rechnen. Der Abſatz war bisher immer noch ſteigend. Die Flaſchen zum Eau de Cologne kommen aus Stollberg, drei Stunden von Aachen.

Colomb (die Streifzüge des Rittmeiſters von). Der kleine Krieg hatte in den Kriegsjahren 1813 und 1814 im Kampf gegen die Franzoſen einen ſehr bezeichnenden Charakter, und während in der erſten Hälfte des Jahrs 1813 die verbündeten Heere in den großen Schlachten von Lützen und von Bautzen den Kürzern zogen, wurden im kleinen Kriege herrliche Lorbeeren errungen. Talente, Muth, Kühnheit und Vorſicht zeigten ſich faſt bei allen Anführern dieſer kleinen Truppen, von denen wir auch Lützow und ſeiner Freiſchaar und dem genialen Czernitſchef einen Platz in unſerem Lexicon widmen, und unter welchen der Rittmeiſter von Colomb aus den brandenburgiſchen Huſaren mit nicht minderem Rechte einen der erſten Plätze einnimmt. — Colomb wurde nach der Schlacht von Lützen am 8. Mai aus dem Lager von Meißen mit dem Jägerdetaſchement von Brandenburg Huſaren über die Elbe zurückgeſchickt, um die franzöſiſchen Armeeverbindungen im Rücken zu beunruhigen. So marſchirte er Dresden vorüber, paſſirte bei Rahden die Elbe, ſchlich ſich zwiſchen Königſtein und dem franz. Lager bei Pirna und Strüppen hindurch und erreichte Hellendorf an der böhmiſchen Gränze. Von da machte er blos Nachtmärſche, indem er ſich des Tags in den Wäldern verbarg, über das Erzgebirge an der böhmiſchen Gränze hin bis nach Plauen und Reichenbach, wo ſeine Operationen ihren Anfang nehmen ſollten. Nur um wenige Stunden verfehlte er hier den Vicekönig von Italien, der eben mit einem kleinen aber bedeutenden Gefolge Reichenbach paſſirt war. Dagegen machte Colomb jetzt dieſe Haupt-Militärſtraße aus Franken nach Sachſen höchſt unſicher, und es verging kein Tag, wo ihm nicht mehr oder weniger Gefangene, Militärtransporte, Couriere u. ſ. w. in die Hände fielen. Dem Feinde wurde dadurch der größte Abbruch gethan, er beſtändig allarmirt gehalten, ſeine Communicationen befanden ſich unterbrochen und dem leicht beweglichen Colomb, der ſich bei jeder Gefahr, von welcher der gute Geiſt des Volkes ihn immer zeitig benachrichtigte, in die Wälder zurückzog, war nimmer beizukommen. Die glänzendſte Waffenthat Colombs fand am 29. Mai (1813) bei Zwickau auf der Straße nach Chemnitz Statt,

wo er mit ſeinem nur aus 83 Mann beſtehenden Heldenhäuflein einen franzöſiſchen Artilleriepark von 18 Kanonen und 6 Haubitzen, der von mehr als 300 Italienern eſcortirt war, überfiel, die ganze Bedeckung niederhieb oder zu Gefangenen machte, und alles Geſchütz nebſt den dazu gehörigen Munitionswagen, gegen 50 an der Zahl, eroberte. Es wurden an 700 Pferde dabei erbeutet. Von Colombs Leuten war nur ein einziger Mann getödtet. Was von der Beute nicht mitzunehmen war, wurde vernichtet, verbrannt oder verſchenkt. Die Namen der braven Lieutenants Katte und Eckardt, getreue Begleiter Colombs, verdienen hier ebenfalls aufbewahrt zu werden. Jetzt zog ſich Colomb nach Neuſtadt an der Orla, einem freundlichen Städtchen in der Nähe von Jena, von wo aus nun alle Straßen, die zur Armee führten, beunruhigt wurden, und ſelten ein Tag ohne irgend einen Fang vorüberging. Der Waffenſtillſtand von Pleiſchwitz, der ihm am 12. Juni kund wurde, unterbrach Colombs Thätigkeit. Er mußte nun über die Elbe zurück. Auf dieſem Heimzuge war ihm daſſelbe Schickſal zugedacht, das die Lützowſche Freiſchaar wirklich ereilte. Dieſe Corps, die den Franzoſen ein Dorn im Auge waren, und gegen die insbeſondere Napoleon ſelbſt höchſt gereizt war, ſollten aufgehoben und vernichtet werden. Was bei Kitzen der Wirtemberger Norrmann auszurichten hatte, ſollte gegen Colomb der weſtphäliſche General Hammerſtein ausführen. Dieſer überfiel Colomb in Werbzig bei Cöthen, Abends acht Uhr. Indeſſen rettete der wackere Partiſan am 22. Juni ſein Corps bis auf 14 Mann und brachte es bei Aken und Jochen glücklich über die Elbe.

Colombo (Criſtoforo), ſpaniſch Colon und mit der lateiniſchen Endung Columbus, der Entdecker der neuen Welt, war, den glaubwürdigſten Nachrichten zufolge, zu Cagureto im Genueſiſchen im J. 1447 geboren. Sein Vater, der ein Seemann war, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung und nahm ihn ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre auf ſeinen Reiſen im mittelländiſchen Meere mit. Im J. 1464 war er in Island, und ſpäter kreuzte er wieder im mittelländiſchen Meere auf Schiffen, die einer ſeiner Verwandten auf eigene Koſten gegen die Mahomedaner und Venetianer ausgerüſtet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte ſein Schiff in Brand, der Jüngling ſtürzte ſich beherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anſtrengung das Land. Portugal zog damals durch ſeine Unternehmungen zur See die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich. Columbus ging nach Liſſabon, wo er Verwandte und Landsleute fand; er heirathete hier die Tochter des Bartolomeo Pereſtrello, eines verdienten Seefahrers, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, und bei ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen treffliche Charten und Inſtrumente beſaß. Dieſe benutzte Columbus und überzeugte ſich theils durch den Anblick einer Charte von unſerer Hemiſphäre, theils durch Unterſuchungen über die Beſchaffenheit unſerer Erde, daß, wie ſein kühner Geiſt ſchon früher geahnet hatte, auch die andere Hemiſphäre Land enthalten müſſe. Dieſes Land müſſe, wie er vermuthete, zu Hinter-Aſien gehören, und mit dem noch wenig bekannten Indien zuſammenhängen; während die Portugieſen einen Weg dahin um Afrika ſuchten, ſchien es ihm ausgemacht, durch eine Fahrt nach Weſten auf einem leichtern und kürzern Wege dahin gelangen zu können. Seine kühnen Plane auszuführen, bedurfte er indeß einer Unterſtützung, wie ſie ihm nur eine Regierung gewähren konnte. Er ſprach vergebens ſein Vaterland Genua darum an; eben ſo fruchtlos waren ſeine Be-

mühungen bei König Joſeph II. von Portugall. Nicht muthlos gemacht durch die Kränkung, ſich als einen leeren Projectmacher abgewieſen zu ſehen, wandte er ſich an den ſpaniſchen Hof, während ſein Bruder Bartolomeo nach England und Frankreich ſich begeben ſollte. Dieſer aber hatte das Unglück, von Seeräubern gefangen zu werden. Columbus legte indeß ſeinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Iſabelle vor, und mußte nach achtjähriger Zögerung, während welcher er die Hinderniſſe, welche Unwiſſenheit und böſer Wille ihm in den Weg legten, ſtandhaft bekämpft hatte, ſich glücklich preiſen, von der Königin drei kleine Schiffe mit 120 Mann Beſatzung zu ſeinen Unternehmungen zu erhalten. Nachdem ihm die Würde eines Großadmirals in den zu entdeckenden Meeren und eines Vicekönigs in den zu entdeckenden Ländern, welche letztere Würde in ſeiner Familie erblich ſein ſollte, nebſt einem Antheile an dem Gewinne in einem feierlichen Vertrage zugeſagt worden, beſtieg Columbus das größte ſeiner drei Schiffe, welches er Maria nannte, und ſegelte am 3. Aug. 1492 aus dem Hafen von Palos ab. Sobald er ſich auf den canariſchen Inſeln mit friſchem Waſſer verſehen, ſteuerte er nach Südweſten hinaus in den ungeheuren, nie zuvor befahrnen atlantiſchen Ocean. Anfangs ward die Reiſe mit gutem Muthe fortgeſetzt, als man aber 21 Tage immer nach einer Richtung gefahren war, ohne etwas anderes als Himmel und Waſſer zu ſehen, da erhob ſich Muthloſigkeit und Unzufriedenheit unter der Mannſchaft, welche bald in lautes Murren ausbrach. Man gehe, ſagten ſie, dem ſichern Untergange in dieſen unbegrenzten Waſſerwüſten entgegen, und müſſe den Befehlshaber mit Gewalt zur ſchleunigen Rückkehr zwingen, ja die Verwegenſten riethen, ihn ohne Schonung über Bord zu werfen. Während Columbus aller Geiſtesgegenwart bedurfte, die Muthloſen zu erheben und die Aufrührer in Schranken zu halten, zeigten ſich Phänomene, die auch ihn in Erſtaunen ſetzten. Die Magnetnadel wich um einen ganzen Grad vom Nordpol ab und ſchien unſicher zu ſchwanken, dann zeigte ſich plötzlich das Meer wie mit Gras bewachſen, und ließ Untiefen und verborgene Klippen befürchten. Dagegen erſchienen auch, als Vorboten des nicht mehr fernen Landes, Scharen von Vögeln, nach deren Fluge Columbus ſeinen Lauf richtete. Man ſetzte getroſt die Reiſe noch mehrere Tage fort, bis endlich die Unzufriedenheit ſo laut und allgemein ausbrach, daß Columbus die Rückkehr gelobte, wenn binnen drei Tagen kein Land erſchienen ſei. Feſt überzeugt, daß er dem Lande nahe ſein müſſe, verſprach er demjenigen eine Belohnung, der es zuerſt erblicken würde. Alles blieb die Nacht über munter, und nachdem bereits am Abend des 11. Oct. Columbus ſelbſt einigen Vertrauten das von ihm zuerſt wahrgenommene Land gezeigt hatte, erſcholl um Mitternacht von dem Maſtkorbe des voranſegelnden Schiffs der beſtätigende Zuruf: Land! — Guanahani war die Inſel, welche vor ihnen lag und bald darauf von Columbus, in der einen Hand die Fahne, in der andern das entblößte Schwert, zuerſt betreten wurde, während die erſtaunten Einwohner ſich um ihn verſammelten, und ſeine Soldaten, beſchämt über ihren Kleinmuth, ſich ihm zu Füßen warfen, Gott für ihre Rettung dankend, ihren Anführer aber, den ſie kurz vorher noch mit dem Tode bedroht, als Admiral und Vicekönig begrüßend. Columbus pflanzte ſofort die Fahne auf, nahm Beſitz von dem Lande im Namen ſeines Herrn und Königs, und nannte es zum Andenken an die beſtandenen Gefahren San Salvador. Auf die Nachricht der Einwohner, daß

nach Süden ein reiches Goldland liege, richtete Columbus ſeinen Lauf dahin, entdeckte Cuba und Hiſpaniola, beſchloß aber, da eins ſeiner Schiffe geſcheitert und das dritte ſich von ihm getrennt hatte, ſeine Entdeckungsreiſe für jetzt nicht fortzuſetzen, ſondern nach Spanien zurückzukehren, um die Nachricht von dem Erfolge ſeiner Unternehmungen dahin zu bringen. Nachdem er die Trümmer des geſcheiterten Schiffs zur Erbauung eines hölzernen Forts angewandt, und eine Beſatzung von 30 Freiwilligen darin zurückgelaſſen hatte, trat er im Januar 1493 die Rückreiſe an, und vereinigte ſich wider Erwarten ſchon am folgenden Tage mit dem verloren geglaubten Schiffe. Ein ſchrecklicher Sturm überfiel beide Schiffe auf der Fahrt und brachte ſie dem Untergange nahe. Columbus, während des furchtbaren Kampfes der Elemente weniger mit ſeiner Rettung, als mit der Erhaltung ſeiner Entdeckung beſchäftigt, verzeichnete dieſelbe auf einer Pergamentrolle, die er, in einem Faſſe wohlverwahrt, dem Meere übergab, in der Hoffnung, daß ſie die Fluth irgendwo ans Land treiben werde. Kaum war er mit dieſer Arbeit fertig, als der Sturm ſich legte; und ohne weitere Unfälle lief er den 15. März unter dem Jubel des Volks, dem Donner der Canonen und dem Geläute aller Glocken in Palos ein. Er eilte ſogleich nach Barcelona, wo Ferdinand und Iſabella ihren Hof hielten, zog feierlich daſelbſt ein, indem er die Producte der neu entdeckten Länder im Triumph vor ſich aufführte, und ward von ſeinem Monarchen auf dem Throne bewillkommt. Ihm war ein Seſſel neben dem Throne bereitet, auf welchem ſitzend er ſeinen Bericht erſtattete, der Beifall und Bewunderung erregte. Nachdem er zum ſpaniſchen Granden erhoben und mit allen Zeichen der königlichen Huld überhäuft worden, lief Columbus am 15. Sept. 1493 mit 17 Schiffen und 1500 Mann von Cadix zum zweiten Mal aus, erreichte nach einer zwanzigtägigen Reiſe die Caraiben und kam am 22. Nov. wieder auf Hiſpaniola an. Da er zu ſeinem Kummer die zurückgelaſſene Colonie vernichtet fand, dachte er auf die Anlegung eines dauerhaften Etabliſſements, und ließ zu dem Ende eine befeſtigte Stadt erbauen, die er zu der Königin Ehren Iſabella benannte, und zu deren Gouverneur er ſeinen Bruder Diego einſetzte. Er lief ſogleich auf neue Entdeckungen aus, beſuchte auf einer fünfmonatlichen Reiſe Jamaica, und fand ſich, als er krank von dieſer Unternehmung zurückkehrte, auf das freudigſte überraſcht durch die Gegenwart ſeines Bruders Bartolomeo, welcher der Gefangenſchaft endlich entronnen war und der Colonie Lebensmittel und andere Bedürfniſſe zugeführt hatte. Unterdeß aber war unter Columbus Begleitern eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen. Dieſe waren in der thörichten Meinung ihm gefolgt, in der neuen Welt Reichthümer ohne Mühe ſammeln zu können, und fanden ſtatt deſſen Arbeit und Beſchwerden. Sie rächten ſich durch Verläumdungen, meldeten daß der Hof in ſeinen Erwartungen getäuſcht worden, und machten die gehäſſigſten Schilderungen von dem Lande und dem Befehlshaber. Columbus glaubte ſeinen Feinden am beſten zu begegnen, wenn er ſeinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht ohne gewaltſame Maßregeln, bei den Eingebornen alles Gold einſammeln. Aguado, ein perſönlicher Feind Columbus, erſchien als Commiſſär zur Unterſuchung der Beſchwerden. Der Vicekönig, dem es unter ſeiner Würde ſchien, ſich in dem Lande, wo er ſeine Macht ausübte, vor Gericht ziehen zu laſſen, ernannte ſofort ſeinen Bruder Bartolomeo zu ſeinem Stellvertreter, ging am 20. März 1496

mit 225 Spaniern und 30 Eingebornen nach Europa unter Segel, und ſchlug durch ſeine Gegenwart, und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle gehäſſigen Inſinuationen ſeiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten dieſe die Abſendung der Bedürfniſſe für die Colonie ein ganzes Jahr, und die neue Rüſtung noch ein Jahr zu verzögern, ſo daß Columbus erſt am 4. Julius 1498 ſeine dritte Reiſe mit ſechs Schiffen antreten konnte. Man hatte, um dieſe Fahrzeuge zum Theil zu bemannen, die Gefängniſſe geleert; eine Maßregel, zu der Columbus unbedachtſamer Weiſe gerathen, und die von ſeinen Feinden mit Begierde vollzogen worden war. Drei ſeiner Schiffe ſandte er auf dem kürzeſten Wege nach Hiſpaniola, mit den drei übrigen aber ging er in weſtlicher Richtung auf neue Entdeckungen aus. Er fand mehrere Inſeln, unter andern Trinidad, und erreichte auf dieſer Fahrt das feſte Land von Amerika. Er unterſuchte beſonders die Küſten von Paria und Cumana, und kehrte, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſie keine Inſeln, ſondern feſtes Land ſeien, nach Hiſpaniola zurück, wo er den 30. Auguſt ankam. Hier war die Colonie von Iſabella, ſeiner zurückgelaſſenen Verfügung gemäß, auf die Gegenſeite in eine neuerbaute Stadt verlegt worden, welcher er den Namen St. Domingo gab. Aber er fand dieſe Colonie in einem Zuſtande der Gährung und Unzufriedenheit, daß er zu ihrer Rettung Maßregeln ergreifen zu müſſen glaubte, die ſein Herz nicht billigen konnte. Nachdem er durch weiſe Mäßigung die Ruhe wenigſtens äußerlich wiederhergeſtellt hatte, ſchritt er, um den Hauptmangel an Arbeiter abzuhelfen, zu einer Vertheilung der Ländereien und Einwohner, und legte, indem er ſie der Willkühr ihrer Herrn, dem Elende und dem Tode Preis gab, den Grund zu jener Sclaverei, die bis auf unſere Zeiten fortgedauert hat. Columbus Feinde waren indeß nicht müßig, und beſtürmten die Fürſten mit ihren Vorſtellungen von den Mißbräuchen ſeiner Gewalt, welche ſich dieſer erlaube, und daß er nur damit umgehe, ſich unabhängig zu machen, bis endlich auch Iſabella dem ſchon früher gewonnenen Gemahle nachgab, und Francesco Bodavilla mit großer Vollmacht nach Hiſpaniola ſchickte, um die Beſchwerden zu prüfen und den Vicekönig zur Rechenſchaft zu ziehen. Dieſer war nicht ſo bald erſchienen, als er Columbus vorladen, und da dieſer ſich unbedenklich einfand, verhaften und in Ketten werfen ließ. Gleiches Schickſal hatten ſeine Brüder. Alle drei wurden, nebſt einem Protocolle über die Ausſagen der erbittertſten ſeiner Feinde, nach Spanien geſandt. Dieſe tiefe Schmach ertrug er, dem Spanien für ſeine Wohlthaten mit Undank lohnte, in ſtiller Hoheit und mit würdiger Faſſung, und ſchrieb, ſobald er am 23. November 1500 in Cadix eingelaufen war, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen ſeine Ankunft und die erfahrenen Kränkungen meldete. Eine gnädige Antwort rief ihn an den Hof, wo ihn die beſchämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. Er rechtfertigte ſich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgeſprochen und in ſeine Würden wieder eingeſetzt. Ferdinand willigte ſogar in die ſogleich beſchloſſene Abſetzung Bodavilla's ein, welches der erſte Schritt zu der dem Admirale verſprochenen Genugthuung ſein ſollte. Die Zeit indeß änderte dieſe Geſinnungen. Man ſprach von neuen und großen Rüſtungen, und ſchickte, da ſie Zeit erforderten, inzwiſchen den Nicolao de Ovando y Lares als Statthalter nach Hiſpaniola. Columbus, dem der Antheil nicht entging, welchen ſeine Feinde an dieſen Maßregeln hatten, erhob ſeine gerechten Beſchwerden lauter,

und foderte dringender als zuvor, daß ihm die feierlichſt gegebenen Verſprechen erfüllt würden, bis er ſich nach zweijährigem fruchtloſen Harren endlich überzeugte, daß er ſich umſonſt zu der demüthigen Rolle eines Bittenden herablaſſe, und daß man beſchloſſen habe, ſeine gerechten Foderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte ſich ſein edles Gemüth ſchnell zu beruhigen; mehr als ſein Vortheil lag ihm die Vollendung ſeines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das von ihm geſehene feſte Land Aſien ſei, zweifelte er nicht, durch die Meerenge von Darien einen Weg nach Oſtindien zu finden, von wo eben die erſte reich beladene Flotte der Portugieſen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armſeligen Schiffen, die der Hof für dieſe Unternehmung ausgerüſtet hatte, ging Columbus endlich am 2. März 1502 mit ſeinem Bruder Bartolomeo und ſeinem Sohne Fernando zu Cadix unter Segel, kam wider ſeine urſprüngliche Abſicht am 25. Junius, auf der Höhe von St. Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubniß bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, um theils ſeine Schiffe ausbeſſern zu laſſen, theils einen bevorſtehenden Sturm abzuwarten. Columbus fand dennoch Gelegenheit, ſein kleines Geſchwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, indeß eine gegen ſeine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen faſt ganz zu Grunde ging. Er ſetzte ſeine Reiſe hierauf nach Darien fort, ohne die vermuthete Durchfahrt zu finden; zwei ſeiner Schiffe zerſtörte ein Orkan auf dieſer Fahrt, die beiden andern ſcheiterten im Angeſichte von Jamaica, wohin er ſich kaum mit ſeinen Gefährten rettete. Hier warteten des Unglücklichen die härteſten Prüfungen ſeiner Standhaftigkeit und ſeines Muths. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, ſchien er einer ewigen Verbannung und dem gewiſſen Verderben Preis gegeben. Aber auch jetzt verließen ihn Muth und Hoffnung nicht. Es gelang ihm, ſich von den Inſulanern ein Paar Canoes zu verſchaffen, und er bewog zwei ſeiner kühnſten und erfahrenſten Seeleute, auf dieſen aus einem hohlen Baumſtamme gezimmerten Fahrzeugen die Fahrt nach Hiſpaniola zu wagen, um dem Stadthalter die Lage des Admirals zu melden. Monate vergingen, ohne daß ſich Rettung zeigte; es ſchien gewiß, daß das Unternehmen mißlungen ſei. Verzweiflung ergriff einen Theil ſeiner Begleiter. Sie überhäuften ihn mit Schmähungen und Verwünſchungen, bedrohten mehr als einmal ſein Leben und trennten ſich endlich von ihm, indem ſie nutzlos nach einem andern Theile der Inſel zogen. Hier erbitterten ſie durch ihr grauſames Betragen die Einwohner ſo ſehr gegen alle Spanier, daß ſie aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang Aller ſchien gewiß. Aber Columbus, deſſen Muth mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinſterniß, die er berechnet hatte, benutzte er, um die leichtgläubigen Inſulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn ſie in ihren Feindſeligkeiten fortfahren würden. Wundererſcheinungen am Monde ſollten die Wahrheit ſeiner Worte beſtätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte, und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu beſänftigen. Dagegen kam es jetzt zwiſchen ihm und den Aufrührern zu förmlichen Feindſeligkeiten, in denen mehrere der letztern getödtet, ihr Anführer aber gefangen ward. Nachdem dieſer traurige Zuſtand über ein Jahr gewährt hatte, erſchien den Unglücklichen die Stunde der Erlöſung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten glücklich Hiſpaniola erreicht, aber bei dem ungeneigten Statthalter nichts ausgerichtet; es gelang

ihnen endlich, ſelbſt ein Schiff zu kaufen, und auf dieſem verließ Columbus mit den Seinen am 28. Junius 1504 Jamaica. Er begab ſich nach St. Domingo, aber nur um ſein Schiff ausbeſſern zu laſſen, und eilte nach Spanien zurück. Krank erreichte er den Hafen von San Croce, erfuhr den Tod der Königin Iſabella, drang bei Ferdinand vergeblich auf die Erfüllung ſeines Vertrags, verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und Altersſchwäche, und ſtarb zu Valladolid den 20 Mai 1506 im 59. Jahre ſeines Lebens. Sein Leichnam ward, ſeinem Willen gemäß, nach St. Domingo geführt, und ſoll ſpäter nach Cuba gebracht worden ſein. Die Feſſeln, die er getragen hatte, wurden mit in ſein Grab gelegt. In der Carthäuſerkirche zu Sevilla aber ward ihm ein prächtiges Denkmahl geſetzt, mit der Inſchrift:

Für Caſtilien und Leon
Fand die neue Welt Colon. M.

**Colonien.** Unter den univerſalhiſtoriſchen Begebenheiten, welche die Geſchichte des Mittelalters von der vorzugsweiſe ſogenannten neuern Geſchichte trennen, ſteht die gänzliche Umwandlung, die ungleich höhere Wichtigkeit des europäiſchen Colonialweſens, wozu die Entdeckung von Amerika und die des Seeweges nach Oſtindien die Veranlaſſung gaben, oben an. Bis auf die beiden angeführten merkwürdigen Begebenheiten hatten die bisherigen Staaten des Mittelalters, einige Factoreien der Genueſer und Venetianer abgerechnet, durchaus gar keine Colonien, keine außereuropäiſchen Niederlaſſungen gehabt. Der Welthandel war größtentheils Landhandel und konnte eben deßhalb nicht zu der Wichtigkeit gelangen, die er nachmals erhielt, ſobald er den weſentlichen Charakter des Seehandels annahm. Das Mittelmeer bildete die Verbindungsſtraße für den großen Handel, der ſich vornehmlich in den Händen der kleinen an demſelben gelegenen italieniſchen Staaten, Venedigs hauptſächlich und Genua's, und in denen der cataloniſchen Seeſtädte befand. Der Handel zwiſchen Indien und dem feſten Lande von Europa und Aſien ward vorzüglich über Ormuz und Aden, über den perſiſchen und den arabiſchen Meerbuſen getrieben. Aleppo, Damascus und der Hafen Barut, vor allen aber Aegypten, waren bisher die Hauptniederlagen dieſes Handels geweſen. So lange er Landhandel und ein auf Umwegen und von kleinen Staaten getriebener Landhandel blieb, konnte er nie ſo wichtig werden, als da nach der Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien und der Entdeckung von Amerika die beiden weſtlichen Völker von Europa, Spanier und Portugieſen, als Colonial- und welthandeltreibende Völker in Europa auftraten. — Als die portugieſiſche Nation zuerſt auf Handel und Schiffahrt und Entdeckungen ausging, befand ſich dieſelbe in der Blüthe ihres Heldenalters. In beſtändigem Kampfe mit den Mauren, anfangs in Europa, dann bald in Afrika, war der kriegeriſche Sinn des Volks gebildet, ihm jener romantiſche Schwung gegeben, der es für abenteuerliche Unternehmungen vornehmlich empfänglich machte, um ſo mehr, als er damit zugleich den glühendſten Haß gegen die Ungläubigen verband. So ward es dem edlen Infanten Heinrich dem Schiffer leicht, die Portugieſen zu Entdeckungsreiſen zu bewegen. Seit 1410, wo dieſe Unternehmungen auf der Weſtküſte von Afrika begannen, bis zu ſeinem Tode (1463) rüſtete Don Heinrich wiederholt neue Expeditionen zu Entdeckungen aus, und die Portugieſen drangen ſchon, nachdem ſie 1419 Madeira entdeckt, 1439 das Cap. Bojador, 1446 das grüne

Vorgebirge umſchifft, zwei Jahre ſpäter die Azoren, dann im J. 1449 die Inſeln des grünen Vorgebirges beſucht, bis nach Sierra Leone vor. Immer weiter dehnten ſich auch nach des Infanten Tode die Entdeckungen auf der Küſte von Afrika aus; ſchon im J. 1484 ward Congo beſucht. Ein großer Schritt geſchah, als Bartolomeo Diaz im J. 1486 das ſtürmiſche Vorgebirge — ſeine hohe Wichtigkeit ahnend, nannte es König Johann das Vorgebirge der guten Hoffnung — erreichte. Der Weg um Afrika war geöffnet und bald fand ſich unter der Regierung Königs Emanuel des Großen der kühne Mann, der die Portugieſen auf dieſem Wege ſelbſt bis nach Oſtindien führte. Vaſco da Gama war es, der zuerſt, am 20. Mai 1498 zu Calicut an der Küſte Malabar landete. So war das große Werk vollführt, und bald wurden neue Ausrüſtungen nach Oſtindien, wenn gleich nicht immer mit demſelben Glücke, unternommen. Nicht ohne Kampf, hauptſächlich durch die Feindſchaft der Mauren, die bisher in dem Beſitze des indiſchen Zwiſchenhandels geweſen waren, erregt, gelang es den Portugieſen, einzelne ſchwache Niederlaſſungen auf der Inſel Malabar zu errichten, und nur der hohe Sinn und die ſeltene Tapferkeit der erſten Vicekönige, des großen Almeida von Abrantes (1505 — 1509) und des noch größern Alfonſo Albuquerque, ſeines Nachfolgers (1515), vermochten mit ſchwachen Mitteln eine ausgedehnte Herrſchaft in Indien zu gründen, deren Hauptſitz ſeit 1508 Goa ward. Jedoch blieben die Portugieſen fortdauernd viel zu ſchwach, als daß ſie große Territorialbeſitzungen hätten erwerben können; nur einzelne feſte Plätze an den Küſten des feſten Landes und bald auch auf den Inſeln waren es, die ſie als Stapelplätze ihres Handels beſetzten, unter denen auf der Küſte von Afrika, Mozambique, Sofala und Melinda, im perſiſchen Meerbuſen, Muscate und Ormuz, auf der malabariſchen und indiſchen Küſte, außer Goa, Diu und Daman, auf Coromandel, Negapatam und Meliapur, und Malacca auf der Halbinſel gleiches Namens die wichtigſten waren. Seit 1511 wurden auch auf den Gewürzinſeln, ſeit 1518 auf Ceylon Niederlaſſungen angelegt, welche letztere bald vorzüglich beträchtlich wurden; unbedeutender blieben die auf Java, Sumatra, Celebes und Borneo. Auch Braſilien, obgleich ſchon im J. 1500 durch Cabral entdeckt, ward erſt ſpäterhin von Wichtigkeit. Dagegen aber wurden die, ſeit 1517 mit China, ſeit 1542 mit Japan, angeknüpften Handelsverbindungen lange Zeit für die Portugieſen eine höchſt ergiebige Quelle von Reichthümern. Bis dahin waren die Portugieſen in dem alleinigen unbeſtrittenen Beſitze des geſammten oſtindiſchen Handels geweſen. Damit keine Streitigkeiten mit Spanien entſtänden, waren ſchon 1481, durch eine Bulle des Papſtes Sixtus IV., alle jenſeit des Cap Bojador zu machenden Entdeckungen den Portugieſen zugeſprochen, und wenn auch gleich nachmals über den Beſitz der Molukken mit Spanien Streit entſtand, ſo ward dieſer dennoch ſchon durch einen Vergleich im J. 1529 dahin beigelegt, daß Carl V. ſeine Anſprüche der Krone Portugal für 350,000 Ducaten verkaufte. Erſt das Ende des Jahrhunderts ſollte auch den Sturz der ſchon längere Zeit wankenden portugieſiſchen Herrſchaft in Oſtindien herbeiführen. Nachdem 1580 Philipp II. ſich zum Herrn von Portugal gemacht, fielen auch die oſtindiſchen Colonien unter die Herrſchaft der Spanier, und bald in die Gewalt der kühnen Niederländer. Portugals oſtindiſche Herrſchaft zerfiel ſo ſchnell, als ſie ſich gebildet. Einzelne große Männer, der Heldengeiſt der Nation hatten ſie gegründet; ſie zerfiel, als die Be-

dingungen ihrer Exiſtenz, als der Charakter ausartete, ein niedriger Kaufmannsgeiſt an die Stelle des Heldengeiſtes ſelbſt unter den höhern Claſſen der Nation trat, damit zugleich Habſucht, Luxus und Weichlichkeit überhand nahmen, deſto verderblicher, je weitläuftiger die Beſitzungen zerſtreut lagen, dazu Mißbräuche aller Art in der Verwaltung, Räubereien und Erpreſſungen ohne Zahl und ein überwiegender Einfluß der Geiſtlichkeit, vornehmlich durch die Inquiſition begründet. Als nun zu dieſen innern Uebeln noch äußere kamen, wie die Vereinigung Portugals mit Spanien, und daraus die Vernachläſſigung der portugieſiſchen Colonien und das Sinken des Nationalgeiſtes zu einer Zeit, wo alle Feinde Spaniens auch Feinde der Portugieſen wurden, vor allen aber die jugendlich kühnen Niederländer; da war es unvermeidlich, daß das Gebäude der portugieſiſchen Größe in Oſtindien unaufhaltſam zuſammenſinken mußte. — Portugal betrieb den oſtindiſchen Handel nie durch eine ausſchließliche Compagnie, obgleich durch jährlich im Februar oder März nach Indien abgehende Flotten unter Aufſicht der Regierung. Den Zwiſchenhandel in Indien, der dort an einige Haupthandelshäfen geknüpft war, ſuchten ſich die Portugieſen ſchon früh zu verſchaffen, dagegen aber begnügten ſie ſich, die Waaren nach Liſſabon zu bringen, ohne ſie weiter in Europa zu verführen; eine Eintheilung, deren nachtheilige Wirkungen ihre Marine — indem dadurch hauptſächlich die Holländer ſo gefährliche Concurrenten wurden — nur zu bald erfuhr. — So behaupteten nachmals die Portugieſen beinahe nur durch den Beſitz von Braſilien eine Stelle unter den Colonialvölkern Europa's. Zum Glücke für die Coloniſation dieſes Landes ward der Goldreichthum deſſelben erſt 1698, der Reichthum an Diamanten erſt 1728 entdeckt, der Handel mit Braſilien aber erſt unter Pombal zwei ausſchließlich privilegirten Compagnien übertragen. — Beinahe gleichzeitig mit den Portugieſen traten auch die **Spanier** als Colonialvolk auf den Schauplatz. Schon am 11. Oct. 1492 hatte der kühne Chriſtoph Colombo, indem er den Weg nach Oſtindien ſuchte, die Inſel St. Salvador entdeckt, und auf ſeinen drei nachfolgenden Reiſen entdeckte er nicht nur die weſtindiſche Inſelgruppe, unter der vornehmlich St. Domingo oder Hiſpaniola wegen der Goldgruben in dem Cibaogebirge für Spanien von Wichtigkeit ward — auch auf Cuba, Portorico und Jamaica wurden ſchon Anſiedelungen (1508 — 1510) verſucht — ſondern auch einen Theil der Küſten des Continents von Amerika. Erſt den glücklichen Abenteurern, die Colombo auf der von ihm vorgezeichneten Bahn folgten, war es jedoch vorbehalten, die ſpaniſche Herrſchaft auf dem Continente des neuen Weltalls zu gründen. So ward von **Fernando Cortez** das große Reich Mexico von 1519 bis 1521, durch **Franz Pizarro** und ſeine Brüder und Gefährten von 1529 bis 1535 Peru, Chili und Quito unterjocht, ſeit 1523 Tierra Firma, ſeit 1536 Neu-Granada erobert. Die natürliche Beſchaffenheit der Länder, welche die Spanier als Eroberer betraten, beſtimmte gleich anfangs den Charakter ihrer Colonien, den dieſe auch nachmals in der Hauptſache unverändert beibehielten. Nicht jene köſtlichen Producte lieferten ſie wie Oſtindien, auch ſuchte man nicht darnach; dagegen fand man Gold und Silber, das, was man vorzüglich wollte. Waren daher die Colonien der Portugieſen in Oſtindien gleich anfangs Handelscolonien, ſo wurden die der Spanier in Amerika gleich anfangs Bergwerkscolonien; erſt in der Folge nahmen ſie zum Theil einen verſchiedenen Charakter an. Um ihre ausgedehnte Herrſchaft vorzüglich über die

Jägervölker im Innern zu behaupten, ſuchten die Spanier bald durch Anlegung von Miſſionen die Indianer zum Chriſtenthume zu bekehren und zu feſten Wohnſitzen zu bringen. Die Verfaſſung der Colonien ward ſchon im J. 1532 unter Carl V. in ihren Grundlagen beſtimmt. Ein Rath von Indien ſtand in Europa, Vicekönige, anfangs zwei, nachmals vier, nebſt acht unabhängigen Generalcapitänen, ſtanden in Amerika an der Spitze der Verwaltung. Städte entſtanden, anfangs an den Küſten, des Handels wegen und als militäriſche Poſten, nachmals auch im Innern, vorzüglich da, wo ſich Bergwerke fanden; ſo Vera Crux, Cumana, Portobello, Carthagena, Valencia, Caracas, und an der Küſte des ſtillen Oceans Acapulco, Panama, dann Lima, Conception und Buenos Ayres. Die geſammte kirchliche Einrichtung des Mutterlandes ging gleichfalls auf die Colonien über, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Kirche in ungleich größerer Unabhängigkeit von dem Könige blieb. Die Gewinnung edler Metalle blieb die Hauptſache bei der Benutzung der Colonien, und daraus folgte ſchon von ſelbſt, daß man den Handel mit denſelben ſo viel als möglich unter ſtrenger Aufſicht zu halten ſuchte. Der Verkehr ward in Spanien auf den einzigen Hafen von Sevilla beſchränkt, von wo aus jährlich zwei Geſchwader, die Gallionen, etwa zwölf Segel ſtark, nach Portobello, die Flotte von funfzehn großen Schiffen nach Vera Crux ausliefen. Ward alſo gleich der Handel nicht geſetzlich in die Hände einer ausſchließlichen Compagnie übergeben, ſo blieb er dennoch nur das Eigenthum einiger Wenigen. Seitdem Spanien im J. 1564 von den Philippinen Beſitz genommen ward zwiſchen Acapulco und Manilla ſeit 1572 durch einige Südſeegallionen ein regelmäßiger Verkehr unterhalten, allein die großen Beſchränkungen des Handels blieben Schuld daran, daß dieſe Inſeln trotz ihrer vortheilhaften Lage dennoch der Krone Koſten verurſachten, ſtatt ihr Gewinn zu bringen; nur religiöſe Rückſichten verhinderten es, daß ſie nicht gänzlich aufgegeben wurden. — Ein ungleich thätigeres Leben erhielt dagegen das europäiſche Colonialweſen und eine ungleich höhere politiſche Wichtigkeit, als zwei im vorzüglichen Sinne des Worts Handel treibende Nationen Antheil an demſelben nahmen, — Holländer und Engländer. Die Holländer waren es zuerſt, die während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit als furchtbare Nebenbuhler der damals dem ſpaniſchen Joche unterworfenen Portugieſen auftraten. Der Eintritt der Holländer, eines weſentlich kaufmänniſchen Volks, verlieh zugleich dem geſammten Colonialweſen ein neues erhöhtes Intereſſe, indem der Colonialhandel dadurch einen neuen Schwung und eine ungleich größere Ausdehnung erhielt. Schon ſeit beträchtlicher Zeit hatten die Holländer einen ausgebreiteten Handel getrieben, hatten vorzüglich den Zwiſchenhandel mit oſtindiſchen Waaren von Liſſabon aus durch das übrige Europa beſorgt und obendrein während des Kampfes um ihre Unabhängigkeit die Schwäche der ſpaniſchen Seemacht kennen gelernt. Philipps II. deſpotiſche Maßregeln zwangen ſie ſelbſt zu dem Entſchluſſe, den ſie ſonſt wohl nicht leicht aus freier Wahl gefaßt hätten, ihre Feinde in Oſtindien zu bekämpfen. Im J. 1594 ward das ſchon zehn Jahre früher von Philipp erlaſſene Verbot gegen den Verkehr der Holländer mit Liſſabon wiederum mit größter Strenge erneuert, und eine Menge in dem Hafen dieſer Stadt liegende holländiſche Schiffe wurden weggenommen. So von allem Handel mit den Erzeugniſſen Oſtindiens ausgeſchloſſen, blieb den Niederländern nur die Wahl, entweder dem vortheilhaften Han-

delszweige gänzlich zu entſagen, oder ſelbſt unmittelbar aus Oſtindien die Waaren zu holen, die man ihnen in Europa verweigerte. Aufgemuntert durch Cornelius Houtmann, einem wohlunterrichteten Mann, und durch mehrere mißglückte Verſuche, eine nördliche Durchfahrt nach Oſtindien aufzufinden, von ferneren Unternehmungen der Art abgeſchreckt, rüſtete eine aus Amſterdamer und einigen Antwerper, nach Amſterdam eingewanderten Kaufleuten gebildeten Compagnie der fernen Länder vier Schiffe aus, die den 2. April 1595 unter Houtmans und Molenaers Befehl nach Oſtindien unter Segel gingen. War gleich der Gewinn der erſten Ausrüſtung nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte, ſo hatte man dagegen die Schwäche der in Oſtindien jetzt allgemein verhaßten Portugieſen kennen gelernt, und ſchnell bildeten ſich mehrere ähnliche Geſellſchaften und ſandten Geſchwader nach jenen reichen Gegenden aus. Die dadurch nicht ſelten übermäßig vermehrte Concurrenz in Indien und die fortwährenden Feindſeligkeiten gegen die vereinigte ſpaniſche und portugieſiſche Macht bewogen jedoch ſchon nach einigen Jahren die Generalſtaaten, die bisher getrennt beſtandenen Geſellſchaften in eine einzige oſtindiſche Compagnie zu vereinigen, welche durch einen, am 20. März 1602 ihr ertheilten und nachher zu verſchiedenen Malen erneuerten Freibrief nicht nur den ausſchließlichen Betrieb des oſtindiſchen Handels, ſondern auch die Hoheitsrechte über ihre in Indien zu machenden Eroberungen und anzulegenden Niederlaſſungen erhielt. Die Oberhoheit, welche die Generalſtaaten ſich vorbehielten, war wenig mehr als ein leerer Name. Schnell entwickelte ſich nun das holländiſche Colonialſyſtem in Oſtindien und gleich anfangs bekam es jenen beſtimmten Charakter, den es nachmals fortwährend beibehielt. Die Colonien der Holländer in Oſtindien wurden, wie natürlich, Handelscolonien; die Inſeln, vorzüglich die Molukken und die großen Sunda-Inſeln, leichter zu vertheidigen, als der Continent von Indien, der damals obendrein mächtigen Reichen gehorchte, wurden der Hauptſitz der holländiſchen Macht. Eben dies ward unſtreitig eine Haupturſache ihres langen Flors, indem ſie nur der Herrſchaft des Meeres bedurfte, um ſich darin zu behaupten. Schon im J. 1618 ward durch den Generalgouverneur Koen das neuerbaute Batavia zum Sitze der holländiſchen Regierung beſtimmt. Zwar nicht ohne Kampf, aber doch verhältnißmäßig mit leichter Mühe, entriſſen die Holländer den Portugieſen nach einander ihre ſämmtlichen oſtindiſchen Beſitzungen, wozu auch ſeit 1611 der Handel nach Japan kam, den die Holländer ſich bald ausſchließlich zu verſchaffen wußten. So blieben den Portugieſen auf Goa nur einige äußerſt unbedeutende Beſitzungen, als traurige Reſte ihrer ehemaligen Größe. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die holländiſche Herrſchaft den höchſten Gipfel ihres Flors erreicht, vornehmlich nachdem ſie im J. 1653 durch die Anlage einer Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung eine treffliche Vormauer ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erhalten hatte. Das geſammte holländiſche Colonialweſen in Oſtindien ſtand unter dem Generalgouverneur von Batavia, dem mehrere Gouvernements, Directorien, Commanderien und Reſidenzen — die Titel und die Zahl wechſelten mit der Wichtigkeit der einzelnen Niederlaſſungen in verſchiedenen Zeiten — untergeordnet waren. In Europa wurde die Verwaltung durch einen Rath von zehn Bewindhebbers, die aus dem größern Rathe der 60 Directoren gewählt waren, beſorgt. Zwar hielt die Compagnie in allen Stücken mit der äußerſten Strenge auf ihr Monopol, jedoch war es vorzüglich der

Spezereihandel, den ſie ausſchließlich betrieb; ein Handel, der über ein Jahrhundert lang für eine der Goldminen des holländiſchen Handels überhaupt angeſehen wurde. Die holländiſche Herrſchaft in Oſtindien gab Europa übrigens das Beiſpiel eines noch nie geſehenen dauernden Flors, eines großtentheils aus dem eigenthümlichen Sinne und Character der Nation zu erklärendes Phänomen, welches aber nicht wenig dazu beitrug, die Errichtung von Compagnien in Europa zu befördern. Zwar erlag auch endlich die holländiſche Herrſchaft in Oſtindien der Zeit, aber erſt ſpät und allmählig. Schon lange vorher war der Verfall der Compagnie, durch die einer jeden ſolchen ausſchließlichen Geſellſchaft inwohnenden Gebrechen, durch ihre fehlerhafte Verwaltung in Europa, die noch fehlerhaftere Verwaltung in Indien ſelbſt, vornehmlich die zu große Gewalt der Generalgouverneurs und der einzelnen Gouverneurs und deren häufigen Wechſel, die übergroße Zahl der Bedienten, den Schleichhandel, den dieſe trieben, das allgemein einreißende Sittenverderbniß, vorbereitet; doch waren es erſt äußere Umſtände, welche die lange verborgen gehaltene Zerrüttung der Angelegenheiten der Compagnie in ihrer ganzen Größe zeigten. Nicht nur die immer fortwährenden Fehden mit den einheimiſchen Fürſten, ſondern hauptſächlich die Concurrenz mit andern europäiſchen Nationen, vornehmlich den Engländern, verdienen hier bemerkt zu werden, indem dadurch die Compagnie bald den einträglichen Zwiſchenhandel in Indien ſelbſt verlor. Der Antheil, den Holland an dem nordamerikaniſchen Kriege gegen England nahm, ſtürzte die Compagnie. Ihre Schulden, die noch im J. 1780 nur zwölf Millionen Pfund betrugen, waren dadurch im J. 1793 ſchon auf 107 Millionen Pfund geſtiegen. Vergeblich wurden große Reformen verſucht. Der Revolutionskrieg verhinderte ihre Ausführung; am Ende des J. 1795 ward die Compagnie aufgehoben und die Colonien fielen in den nachmals geführten Kriegen ſämmtlich in die Hände der Engländer. — Das große und ſchnelle Glück, welches die oſtindiſche Compagnie machte, bewog die Holländer, im J. 1621 auch eine weſtindiſche Compagnie zu errichten, die zwar anfangs in den Jahren 1630 bis 1640 große Eroberungen in Braſilien machte, dieſelben jedoch ſchon im J. 1642 wieder verlor. Bleibender waren ihre Anſiedelungen auf einigen kleinen weſtindiſchen Inſeln, wie St. Euſtace, Curaſſao, Saba und St. Martin, zwiſchen den Jahren 1632 bis 1649, vorzüglich jedoch nur wegen des Schleichhandels wichtig, wozu im J. 1667 die von Portugieſen und Engländern beſetzte Colonie Surinam kam; auch Paramaribo, Eſſequebo und Berbice blieben im Beſitze der Holländer. — Zugleich mit den Holländern waren auch die **Engländer** als Colonialvolk aufgetreten; allein anfangs mit ungleich geringerem Erfolge. Die Regierung der Königin Eliſabeth war es, unter welcher die Engländer, ſchon ſeit Jahrhunderten ein Seefahrt treibendes Volk, zuerſt die fernen Meere befuhren. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, eine nordöſtliche oder nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu finden, waren zuerſt im J. 1591 Engländer um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Oſtindien gedrungen, und ſchon einige Jahre nachher, am 31. Dec. 1600, ertheilte Eliſabeth einer Compagnie ein ausſchließliches Privilegium für den Handel jenſeit des Caps und der magellaniſchen Meerenge. Allein deſſen ungeachtet blieb der oſtindiſche Handel anfangs ſchwach. Die Engländer erwarben auf dem feſten Lande von Indien nur einzelne Factoreien, während die übermächtige Concurrenz der Holländer ſie auf den

Inſeln, vornehmlich auf den Molukken nicht aufkommen ließ. Die Inſel St. Helena, die 1601 von den Engländern in Beſitz genommen war, bildete beinahe ihren einzigen feſten Punct in jenen Gegenden. Unter der Regierung Carls I. verſchlimmerte ſich die Lage der engliſch-oſtindiſchen Compagnie noch mehr. Von den Gewürzinſeln wurde ſie durch die Greuelſcene von Amboina im J. 1623 von den Holländern verdrängt und außer dem 1620 angelegten Fort St. George zu Madras behielt ſie nur einige wenige Factoreien auf den Küſten Malabar und Coromandel. Die Compagnie ſchien einige Jahre lang, von 1653 bis 1658, vollkommen aufgelöſet, bis Cromwell ihr neues Leben gab und ſie gegen ihre Rivale, die Holländer, unterſtützte. Allein unter der Regierung Carls II. gerieth ſie von neuem, größtentheils jedoch durch ihre eigene Schuld, in Verfall, und ſelbſt ein großer Theil der Nation erklärte ſich gegen ſie. Eine neue, 1698 von der Krone privilegirte oſtindiſche Compagnie bildete ſich, und nur die 1702 erfolgte Vereinigung beider rettete, wie es damals ſchien, den oſtindiſchen Handel vom gänzlichen Untergange. Die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien beſchränkten ſich beinahe nur noch auf Madras, Calcutta und Bencoolen, und erſt ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts entſtand jenes ungeheuere brittiſche Reich in Indien und damit die entſcheidende Ueberlegenheit der Engländer über ihre Rivale. Der Verfall des mongoliſchen Reichs, durch innere Unruhen ſeit dem Tode Aureng Zebs (1707) begonnen, durch Nadir Schachs Räuberzug (1739) vollendet, gab dazu die Veranlaſſung, indem Engländer ſowohl als Franzoſen ſich in die inneren Streitigkeiten der Fürſten und Statthalter miſchten; und wenn gleich die Franzoſen unter Labourdonnais und Dupleix anfangs die Oberhand zu behaupten ſchienen, ſo gelang es dennoch den Engländern, nachdem beide aus Indien entfernt worden, bald in Carnatik das Uebergewicht zu erlangen und während der Dauer des 7jährigen Krieges unter Lawrence's und Clive's Führung ſich immer weiter auszubreiten. Durch die Schließung des eroberten Pondichery hatten ſie ihre Uebermacht auf der Küſte Coromandel gegründet; die mit Surajah Dowlah, dem Nabob von Bengalen, im Anfange des Jahres 1756 ausgebrochenen Feindſeligkeiten, durch welche anfangs ſelbſt Calcutta verloren ging, bahnten Clive den Weg zur factiſchen Oberherrſchaft über dies reiche Land, und der Sieg bei Plaſſey, den 26. Junius 1756, gründete die engliſche Alleinherrſchaft in Indien. Als auch der Subah von Oude beſiegt worden, ward durch den Vertrag von Allahabad, vom 12. Auguſt 1765, die Dewany von Bengalen von dem Titular-Großmogul, als ſeinſollenden Oberherrn, an die Engländer abgetreten, und den Nabobs des Landes blieb nur der Schatten der Herrſchaft. Doch koſtete es noch heftige Kämpfe mit dem Sultane von Myſore, Hyder Ali, und deſſen Sohne, Tippo Saheb, den Todfeinden der Engländer, ehe ihre Herrſchaft als allgemein befeſtigt angeſehen werden konnte. Zwei Kriege führte Hyder mit den Engländern, den erſten von 1767 bis 1769, den zweiten von 1780 bis 1784, durch Tippo Saheb nach Hyders Tode beendigt, mit wechſelndem Glücke, während zugleich die Maratten den Engländern furchtbar wurden. Schon im J. 1790 brach ein neuer Krieg mit Tippo Saheb aus; ſchlau wußten die Engländer die einheimiſchen Fürſten und Völker gegen ihn mit ſich zu verbinden, und in dem Frieden von Seringapatnam, den 17. März 1792, verlor Tippo die Hälfte ſeiner Länder. Dadurch noch mehr erbittert, ſuchte er Verbindungen mit Frankreich und Zemaun Schah,

dem Herrſcher der Abdailis; allein die Britten kamen ihm zuvor, und ihr unverſöhnlicher Feind fiel am 4. Mai 1798 unter den Trümmern ſeiner Hauptſtadt. Mit ihm ging ſein Reich zu Grunde, und nur die Maratten, mit denen die Engländer zuerſt im J. 1774 gekriegt hatten, blieben die einzigen furchtbaren Feinde der Compagnie. Durch die größtentheils glücklich geführten Kriege erhielt das brittiſche Gebiet in Indien eine außerordentliche Ausdehnung; ein Reich ward dort von ihnen gegründet, welches an Umfang und Bevölkerung das Mutterland weit übertraf. Calcutta ward der Hauptſitz ihrer Macht, das übrige Gebiet blieb unter die Präſidentſchaften von Bombay, Madras und Bencoolen vertheilt; die ganze Oſtküſte, der größte Theil der Weſtküſte und am Ganges und Jumna hinaus weit bis nach Delhi gehorchte Alles den Britten. Nur der Gewinn der Compagnie und der Wohlſtand der eroberten Länder ſtand mit der Ausdehnung der Eroberungen in keinem Verhältniſſe. Die Bedienten der Compagnie in Indien bereicherten ſich, nicht aber die Compagnie ſelbſt. Schon durch die im J. 1773 gegebene Regulation Act wurden daher die bisher unabhängig von einander beſtandenen Präſidentſchaften der zum Generalgouvernement erhobenen Präſidentſchaft von Calcutta untergeordnet, und die Compagnie ward in politiſcher Rückſicht in eine, wenn gleich noch ſchwache, Abhängigkeit von der Krone geſetzt. Dennoch war die Compagnie nach dem zweiten Kriege mit Hyder Aly einem förmlichen Banquerotte nahe, und Pitts oſtindiſche Bill vom 4. Auguſt 1784 unterwarf ſie in politiſchen und militäriſchen Angelegenheiten einem eigenen Board of controul. Nur der Handel blieb ihr ausſchließlich überlaſſen, und als auch der gewinnreichſte Zweig deſſelben, der Theehandel mit China, durch die immer ſtärker werdende Contrebande zu Grunde zu gehen drohte, gelang es Pitt, durch die im Julius 1764 durchgeſetzte Commutation Act, wodurch die Auflage auf den Thee in eine Häuſerſteuer verwandelt ward, der Contrebandhandel alſo von ſelbſt aufhören mußte, die Compagnie vom Verderben zu retten; auch in der Lage ihrer indiſchen Unterthanen ward Manches gebeſſert. — Beinahe gleichzeitig mit den erſten Verſuchen der Britten, an dem oſtindiſchen Handel Antheil zu nehmen, waren auch ihre Unternehmungen in Amerika, und zwar zuerſt nach dem feſten Lande dieſes Welttheils. Zwei Compagnien, die London- und Plymouth Compagnie, wurden zu dem Ende, die erſte für die ſüdliche, die zweite für die nördliche Hälfte der Küſte, von Jacob I. im J. 1606 privilegirt, und noch in demſelben Jahre ward James-Town, die erſte feſte Niederlaſſung der Engländer in Cheſapeak Bay angelegt. Die Colonien in einem Lande, welches weder Gold noch ſonſtige für den Handel vorzüglich taugliche Natur- und Kunſtproducte beſaß, mußten nothwendig Ackerbaucolonien werden und blieben es ſeit der Zeit fortdauernd. Während der innern Unruhen in England, die viele Auswanderungen veranlaßten, gewannen die nordamerikaniſchen Colonien gar ſehr, einzelne Provinzen bildeten ſich und erhielten, nachdem die Londoner Compagnie im J. 1625 aufgehoben, die Plymouther im J. 1537 verfallen, Verfaſſungen, die ſchon mit vielen republikaniſchen Formen gemiſcht waren. Später erfolgten erſt die engliſchen Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln, auf Barbados und halb St. Chriſtoph zuerſt im J. 1625, denen bald einige andere kleine Inſeln folgten; doch wurden die weſtindiſchen Beſitzungen, erſt nachdem auf Barbados im J. 1641 und auf dem den Spaniern im J. 1655 entriſſenen Jamaica im J. 1660 der Zuckerbau eingeführt worden

war, als Pflanzungscolonien wichtig. Die Beſitzungen in Nordamerika hoben ſich dagegen ungleich ſchneller als die weſtindiſchen, ſelbſt nachdem in den letztern im J. 1732 der Caffeebau einheimiſch geworden war; noch in demſelben Jahre bildete ſich Georgien, die jüngſte der dreizehn Provinzen. Auch Neu Foundland ward wegen des Stockfiſchfanges wichtig, und Canada 1762 durch den Frieden von Paris an England abgetreten. Allein ſchon im J. 1764 entſtanden Streitigkeiten zwiſchen England und ſeinen nordamerikaniſchen Colonien, über die Frage: ob England das Recht habe, die Colonien zu beſteuren, da ſie nicht im brittiſchen Parlamente vertreten würden? Unter mancherlei Abwechſelungen ward der Streit bis in die Mitte des Jahrs 1775 fortgeführt. Am 19. April deſſelben Jahrs begannen die Feindſeligkeiten, die durch Frankreichs Unterſtützung mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn Provinzen endigten. So entſtand durch den Verſailler Frieden, im J. 1783, der erſte unabhängige Staat jenſeit des Oceans. Was man jedoch allgemein erwartete, erfolgte nicht. Englands Macht ward dadurch nicht gebrochen, vielmehr nahm der Handel mit dem neuen Freiſtaate mit ſchnellen Schritten zu. Canada und Akadien wurden nur für England von deſto größerer Wichtigkeit; auch die brittiſch weſtindiſchen Inſeln hoben ſich in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, je mehr ſich der Handelszwang minderte; das freie Nordamerika aber that Rieſenſchritte; die Zahl ſeiner Provinzen ſtieg von dreizehn auf ſiebenzehn und ſeine Flagge wehete auf allen Meeren. Für die weſtindiſchen Colonien dagegen traten nochmals bedenkliche Verhältniſſe ein, je mehr ſich der Anbau der ihnen bis dahin ausſchließlich eigenthümlichen Producte ausbreitete; auch der Sclavenhandel ward endlich im J. 1806 abgeſchafft. — Später als Holländer und Britten traten die Franzoſen in die Reihe der europäiſchen Colonialvölker ein. Colbert war es, der Frankreich Colonien und, was man domals für unzertrennlich mit denſelben hielt, Compagnien gab. Doch nur die Pflanzungscolonien hatten einen glücklichen Fortgang, nicht ſo die gleichfalls verſuchten Acker- und Handlungs-Colonien. Colbert kaufte die auf mehreren weſtindiſchen Inſeln, wie Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Grenada und andern beſtehenden, Privatperſonen zugehörenden Niederlaſſungen im J. 1664, ſo wie er auch noch in demſelben Jahre Coloniſten nach Cayenne ſandte; vor allen aber wurden die aus dem Räuberſtaate der Flibuſtier hervorgehenden Niederlaſſungen auf einem Theile von St. Domingo wichtig. Die gleichfalls im J. 1664 errichtete weſtindiſche Compagnie ging jedoch ſchon zehn Jahre ſpäter zu Grunde. Anfangs Zucker und Baumwolle, ſeit 1728 zuerſt auf Martinique Caffee, blieben die Hauptproducte der weſtindiſchen Beſitzungen, die durch die im J. 1717 ihnen eingeräumten größern Handelsfreiheiten und durch den Schleichhandel mit dem ſpaniſchen Amerika, den engliſchen bald bei weitem überlegen wurden. Verlor gleich Frankreich durch den pariſer Frieden von 1762 einige ſeiner kleinern Inſeln, ſo gab dagegen St. Domingo einen überſchwenglichen Erſatz, indem es in den letzten Zeiten vor der Revolution jährlich ein Product von 170 Millionen Livres, beinahe ſo viel, als das übrige Weſtindien zuſammengenommen, lieferte; hätte nur nicht die Tollheit der Freiheitsapoſtel ſeit dem Jahre 1791 St. Domingo zur Wüſte gemacht! — Ungleich weniger wichtig waren die franzöſiſchen Colonien auf dem feſten Lande von Amerika. Dort beſaß Frankreich ſeit 1661 Canada und Akadien nebſt Terre neuve, allein die Niederlaſſungen machten nur langſame Fortſchritte;

die beiden erſtern gingen ſchon im Utrechter Frieden von 1713, letzteres nebſt Cap Breton durch den pariſer Frieden verloren; auch das innere kränkelnde Louiſiana ward 1764 an Spanien abgetreten und Cayenne gab nur einen elenden Erſatz. Die nachmalige Wiederabtretung Louiſiana's von Spanien an Frankreich hatte eben ſo wenig Erfolg, da ſchon im J. 1803 Frankreich daſſelbe an Nordamerika verkaufte. Mit nicht viel beſſerm Glücke verſuchten die Franzoſen ſich in Oſtindien feſtzuſetzen. Im J. 1664 verdankte auch eine oſtindiſche Compagnie Colbert ihre Entſtehung. Nach vergeblichen Verſuchen, ſich auf Madagascar niederzulaſſen, ward im J. 1670 Pondichery auf Coromandel angelegt, bald der Hauptſitz der franzöſiſchen Herrſchaft. Doch die Compagnie gerieth bald in Verfall; zwar ward ſie 1719 mit der Miſſiſippi-Compagnie vereinigt, allein nichts deſto weniger blieb ſie fortwährend kränkelnd. Dagegen aber beſetzten die Franzoſen im J. 1720 die beiden von den Holländern verlaſſenen Inſeln, Isle de France und Bourbon, bald unter Labourdonnois Verwaltung ſeit 1736 durch Caffeebau blühend, während Dupleix als Generalgouverneur von Pondichery an der Spitze der Angelegenheiten in Oſtindien ſtand. Vorzüchlich ſeit dem Jahre 1751 machten die franzöſiſchen Waffen beträchtliche Fortſchritte, allein der Friede von 1762 entriß ihnen ihre Eroberungen wieder, und die oſtindiſche Compagnie ward endlich im J. 1769 aufgelöſet. Die engliſche Uebermacht war ſchon zu groß geworden, als daß die Franzoſen, denen nur das geſchleifte Pondichery und Carical blieb, ſich ferner mit ihnen hätten meſſen können. Nur Isle de France und Bourbon erhielten ihnen einen ſchwankenden Einfluß auf den oſtindiſchen Handel. — Außer den bisher angeführten Hauptcolonialvölkern Europa's, den Portugieſen, den Spaniern, Holländern, Engländern und Franzoſen, dürfen jedoch auch die Dänen und Schweden nicht gänzlich übergangen werden; ja es gab eine Zeit, wo ſelbſt Oeſterreich an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen ſtrebte. — Schon unter Chriſtian IV. im Jahre 1618 ward in Dänemark eine oſtindiſche Compagnie geſtiftet, die zwar Tranquebar von dem Rajah von Tanjore erwarb, dennoch aber ſchon im J. 1634 zu Grunde ging. Kein günſtigeres Schickſal hatte die zweite, 1670 geſtiftete Compagnie, die jedoch bis 1729 beſtand. Schon im J. 1671 hatten die Dänen auch die Inſel St. Thomas in Weſtindien beſetzt, wozu in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch St. Jean und St. Croix kamen, die ſie von Frankreich erkauften. Im J. 1734 ward eine weſtindiſche Compagnie errichtet, nach deren Aufhebung aber (1764) der Handel nach Weſtindien freigegeben, worauf ſich die dortigen Inſeln ſchnell hoben. Auch der oſtindiſche Handel, für welchen 1732 eine Compagnie errichtet worden war, war ſehr gewinnreich, wiewohl die Compagnie nur hauptſächlich mit China Handel trieb, ihre Niederlaſſungen in Oſtindien aber im J. 1777 an die Krone abtrat. — Auch Schweden errichtete 1731 eine oſtindiſche Geſellſchaft, obgleich es keine Beſitzungen in Indien hatte, um unmittelbaren Antheil an dem Theehandel mit China zu nehmen, den es mit vielem Glücke führte; im J. 1784 aber gelang es ihm, durch die Erwerbung der kleinen Inſel St. Barthelemi von Frankreich, in Weſtindien feſten Fuß zu faſſen. — Unglücklicher war Oeſterreich, das unter der Regierung Carls VI. durch Errichtung der Compagnie von Oſtende im J. 1722 einen unmittelbaren Verkehr mit Oſtindien anzuknüpfen verſuchte, aber durch das heftige Widerſtreben Englands und Hollands ſich genöthigt ſah, im J. 1731 die Compagnie wieder aufzuheben. — Erſt in neuern Zeiten ſah Ruß-

land im J. 1787 eine eigene Compagnie zur Betreibung der Jagd, und des Pelzhandels auf den Curilien und Aleuten und den Küſten von Nordweſtamerika entſtehen. — So waren Oſtindien, das feſte Land und die Inſeln von Amerika die vornehmſten Puncte, wohin die Colonialunternehmungen der Europäer gingen, doch ſo lange der Sclavenhandel in ſeiner ganzen Ausdehnung beſtand, war auch Afrika für das europäiſche Colonialweſen nicht unwichtig, und ſogar in Auſtralien hat man in neueren Zeiten eine engliſche Colonie entſtehen geſehen. Größtentheils waren es nur einzelne befeſtigte Factoreien, welche die Colonialvölker an den Küſten von Afrika beſaßen und noch beſitzen. Ihr Hauptzweck war der Sclavenhandel, der größtentheils durch privilegirte Compagnien betrieben ward. Dagegen ward im J. 1786 durch die Engländer eine freie Negercolonie zu Sierra Leone gegründet, und die von Dänemark und England (1802 und 1806) ausgegangene Abſchaffung des Sclavenhandels muß nothwendig bedeutend auf die afrikaniſchen Niederlaſſungen zurückwirken. — Die Entdeckung von Auſtralien führte im J. 1788 die bekannte Niederlaſſung zu Sidney Cove in Neu-Süd-Wales auf dem Continente des neuen Welttheils herbei, die bald eine blühende Ackerbaucolonie ward. — Aus dieſem kurzen Abriſſe der Geſchichte des Colonialhandels des neuern Europa's geht nun die hohe Wichtigkeit hervor, welche Colonien und Colonialhandel in neuern Zeiten erhielten und erhalten mußten. Der Handel, dieſes große Triebrad der Cultur, erhielt dadurch eine ungleich größere Ausdehnung und einen neuen Schwung, und bald erkannten die Völker, daß derſelbe, wenn gleich nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen ihres Wohlſtandes ſei. Daher das Streben beinahe aller europäiſchen Staaten, an dieſem vortheilhaften Verkehre thätigen Antheil zu nehmen. Es läßt ſich jedoch nicht leugnen, daß die Vortheile des Colonialhandels nicht ſelten zu hoch angeſchlagen wurden, daß man, getäuſcht durch die Vorſpiegelungen des Mercantilſyſtems und noch mehr durch den großen Wohlſtand, den einzelne Colonialvölker, vorzüglich die Engländer und Holländer, erlangten, und den man ausſchließlich ihrem Colonialhandel, wenn gleich ſehr mit Unrecht, zuſchrieb, auf denſelben ohne alle weitere Rückſicht auf das beſondere Genie und den beſondern Charakter der Nation und auf ihre geſammte geographiſche und politiſche Lage, einen übertrieben hohen Werth legte. Dadurch verleitet, ſuchte man ſo viel als möglich alle Fremden von dieſem Handel zu entfernen, um ausſchließlich die Vortheile deſſelben zu genießen, und es bildete ſich in Bezug auf die Colonien ein Völkerrecht, welches durch ſeine illiberalen Grundſätze ſich ſehr zu ſeinem Nachtheile von der Humanität des in Europa befolgten unterſchied. So ſuchten ſchon die Portugieſen und Spanier alle andere europäiſche Nationen von der Schifffahrt der Meere, an denen ihre Colonien gelegen waren, auszuſchließen und ſelbſt durch die gewaltſamſten Mittel dieſe Anmaßung zu behaupten. Allein weder Spanien noch Portugal vermochten auf die Dauer ſolche übertriebene Anſprüche durchzuſetzen, gegen welche ſich vorzüglich England und Holland ſchon früh erklärten. Jedoch kaum waren beide in den Beſitz des Colonialhandels gekommen, als auch ſie zwar nicht dieſelben, aber nicht viel liberalere Grundſätze aufſtellten. Ward gleich im Allgemeinen der Grundſatz anerkannt, daß die indiſchen Meere nicht Einer Macht ausſchließlich angehörten, ſo ſuchten dagegen die neuen Beſitzer nicht nur durch poſitive Verträge ſich die ausſchließliche Herrſchaft über einzelne beträchtliche Theile derſelben von andern Staaten zuſichern zu laſſen, ſondern auch durch Ge-

waltthätigkeiten und Bedrückungen aller Art, ſelbſt mitten im Frieden, ihre Nebenbuhler von jenen Meeren zu verſcheuchen. Allgemein aber ward der Grundſatz angenommen, daß jede fremde europäiſche Nation von dem Handel mit den Colonien der andern ausgeſchloſſen blieb; ja nicht ſelten war ſelbſt das Anlanden und Beſuchen der Häfen den Fremden durchaus verboten. — Der Colonialhandel ſelbſt zerfällt, ſeiner Natur nach, in drei Hauptabtheilungen: den Zwiſchenhandel zwiſchen den verſchiedenen Ländern jener fernen Gegenden, den Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Colonien und den Handel mit Colonialwaaren in Europa ſelbſt. Den Zwiſchenhandel in jenen fernen Gegenden, wo die Colonien gelegen ſind, der vor der Ankunft der Portugieſen in Oſtindien, denn von dieſem iſt hauptſächlich hier die Rede, ſich beinahe ausſchließlich in den Händen der Araber oder Mauren befand, ſuchten die Europäer ſchon früh ausſchließlich an ſich zu reißen, jedoch glückte ihnen dieß nicht ſo vollkommen, daß nicht noch einige andere Nationen, in ſpäteren Zeiten vorzüglich die Chineſen und die Hindus ſelbſt, daran einen beträchtlichen Antheil behalten hätten. — Eben ſo wenig vermochte der Handel mit Colonialwaaren in Europa ausſchließlich das Eigenthum einer Nation zu verbleiben, wiewohl natürlich diejenige, welche die Waaren aus der erſten Hand geholt, darin manche Vortheile vor andern voraus hatte, die dieſelben von ihr zu kaufen gezwungen waren. Mit Ausnahme der Spanier und Portugieſen, deren Handel in Europa bis auf die neueſten Zeiten größtentheils nur ein Paſſivhandel blieb, ſuchten alle übrigen Nationen den Handel mit den Erzeugniſſen ihrer Colonien auch in Europa ſo viel als möglich für ſich zu einem Activhandel zu machen. Vorzüglich war und blieb es jedoch der Zwiſchenhandel zwiſchen Europa und den Colonien, den jede Nation ausſchließlich mit ſtrenger Entfernung aller Fremden ſich vorbehielt. Es war dies die allgemeine Sitte, in Friedenszeiten und auch in Kriegszeiten ward ſie beibehalten, ſo lange es noch keinen übermächtigen Seeſtaat in Europa gab, d. h. bis zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges. Damals aber ward die engliſche Marine ſo übermächtig, daß in dem zwiſchen England und Frankreich geführten Kriege die franzöſiſche Flagge es nicht wagte, auf dem Meere zu erſcheinen und ſelbſt den Handel mit ihren Colonien weiter zu betreiben. Jetzt fingen die Franzoſen an, ein von ihnen und den übrigen minder mächtigen Colonialſtaaten in den folgenden Kriegen mit England gewöhnlich wiederholtes Verfahren zu üben, nämlich den Handel mit ihren Colonien zu einem freien Handel für alle befreundete und neutrale Staaten zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſicherten ſie nicht nur ihre Colonien, die zum Theil der Zufuhr nicht entbehren konnten, ſondern ſie retteten ſo wenigſtens einen Theil des Gewinnes des Colonialhandels, indem die Neutralen größtentheils nur als Commiſſionäre den Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien fortführten und erſteres nur die Fracht für die hin- und hergeſchickten Waaren verlor. Da aber England, welches bekanntlich in neuern Zeiten ſich in der Regel immer geweigert hat, den Grundſatz: frei Schiff, frei Gut, anzuerkennen, dieſen Handel ſtörte, ſo fingen die Neutralen an, die Waaren der Colonien, mit denen ihnen der Handel freigegeben worden war, zu kaufen und als ihr Eigenthum zu verführen. England dagegen behauptete, es ſei dies in der Regel nur ein Scheinkauf, die Neutralen machten nach wie vor nur die Frachtfuhrleute für die andere kriegführende Partei; und allerdings mögen ſie wohl in vielen Fällen Recht gehabt haben,

wenn z. B. große Ankäufe für Oerter und Gegenden gemacht wurden, wo zum Abſatze einer ſolchen Menge von Colonialwaaren gar keine Gelegenheit war, oder wenn plötzlich vorher gänzlich unbekannte Handelshäuſer ungeheuere Unternehmungen in Colonialwaaren machten, die ſie unmöglich mit ihrem eigenen Vermögen beſtreiten konnten. Da England ferner behauptete, es ſeien alle gegen dieſen betrüglichen Handel ergriffene Vorſichtsmaaßregeln durch die Liſt der Neutralen unwirkſam, ſo ſtellte es einen Grundſatz auf, der ſeitdem unter dem Namen der Kriegsregel von 1756 einen der Hauptſtreitpunkte zwiſchen England und den Neutralen abgegeben hat. Die Engländer, welche den Verkehr des Feindes mit ſeinen Colonien nicht nur als eine wichtige Hülfsquelle für denſelben, ſondern auch vorzüglich als ein treffliches Sicherungsmittel dieſer Colonien ſelbſt betrachten, behaupten dem zufolge, es müſſe derſelbe, da er in Friedenszeiten allen Neutralen verſagt ſei, angeſehen werden als ein feindliches Beſitzthum, welches, gleich jedem andern feindlichen Eigenthume, ein Gegenſtand des Kampfes ſei und dem Sieger zugehöre; die Neutralen aber hätten keineswegs das Recht, von der dem Feinde nur durch die Noth abgedrungenen Erlaubniß, dieſen Handel zu führen, Vortheil zu ziehen, ſo wenig wie ſie eine vielleicht gefährlich gelegene Beſitzung für die Dauer des Kriegs unter ihren Schutz zu nehmen befugt wären. Auch könnten ſich die Neutralen deſto weniger über eine Beeinträchtigung beſchweren, da ja der Verkehr mit den Colonien des Feindes ihnen von demſelben in Friedenszeiten gleichfalls keineswegs geſtattet ſei. Unter den Neutralen iſt es vorzüglich Amerika, welches über die Kriegsregel von 1756 bittere Klage geführt hat, ſo wie wiederum England ſich nicht minder heftig über die Betrügereien und Beeinträchtigungen der Nordamerikaner beſchwerte. Doch nicht genug, die Colonien von allem Verkehre mit dem Fremden abzuſchneiden, gab die Handelseiferſucht und das Mercantilſyſtem noch einer Menge für das Aufblühen der Colonien höchſt nachtheiliger Beſchränkungen ihre Entſtehung, wodurch der Verkehr zwiſchen den Colonien und dem Mutterlande ſelbſt ſo viel als möglich beengt ward. Man ging dabei von dem Geſichtspunkte, wenigſtens in der Folge, aus, die Colonien in der möglichſt größten, mercantiliſchen ſowohl, als auch, wie wir bald ſehen werden, politiſchen Dependenz zu erhalten. Die vornehmſte dieſer Maaßregeln und die am häufigſten geübte war die Errichtung von Compagnien, denen der Handel zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien ausſchließlich übertragen ward. Abgeſehen von den Nachtheilen, welche die Regierung ſolcher Compagnien für die Colonien mit ſich führt, ward ſchon das ausſchließliche Handelsprivilegium derſelben für die Colonien in der Regel höchſt drückend. Die nothwendige Folge dieſer Beſchränkung der freien Concurrenz war die, daß der Flor der Colonien ungleich langſamer zunahm, als ohne ſie der Fall geweſen ſein würde. Freilich aber war auch dem Mutterlande an dem Aufblühen der Colonien ſelbſt in der Regel wenig gelegen, nur den größtmöglichſten Gewinn wollte man von ihnen ziehen. Die Colonien mußten ſo die Waaren und Erzeugniſſe des Mutterlandes gewöhnlich in ſchlechterer Qualität und zu höheren Preiſen ſich verſchaffen, als ſie dieſelben bei freier Concurrenz würden erhalten haben, und die natürliche Folge war, daß die Coloniſten deſto weniger producirten. Aehnliche Wirkungen mußte dieſer Zwang der Compagnien auf das Mutterland haben, dem die Compagnien willkührlich die Preiſe ſetzten; auch die Compagnien

ſelbſt gewannen dabei in der Regel nicht, ſondern nur ihre Bedienten, indem der Mangel an Aufſicht und daher der Mangel an Oekonomie und die unvermeidlichen Unterſchleife und Betrügereien aller Art früher oder ſpäter die Angelegenheiten der Compagnien zerrütteten. Scheint gleich die engliſch-oſtindiſche Compagnie hiervon eine Ausnahme zu machen, ſo ſcheint es auch nur ſo, und man weiß nur zu gut, daß nur außerordentliche Umſtände und Unterſtützungen ſie ſchon mehr als einmal von dem drohenden Verderben erretteten. Man hat Compagnien oft als unumgänglich nothwendig geprieſen, um den Handel in fernen Gegenden, vornehmlich in Oſtindien, mit Vortheil zu betreiben, indem man theils die Unbekanntſchaft mit den dortigen Sitten und Gebräuchen, die Gefahr, durch zu große zufällige Concurrenz ſich einander den Markt zu verderben, endlich auch die Unſicherheit mit räuberiſchen Fürſten und Völkern zu verkehren, als Gründe anführte, weswegen dort der Handel von Privatperſonen keinesweges betrieben werden könne. Allein man bedachte nicht, daß die Unbekanntſchaft mit den Sitten und Gebräuchen, und die Gefahr, ſich den Markt zu verderben, eben ſo gut bei andern Zweigen des Handels Statt findet oder Statt finden kann, bei denen man dennoch nie daran dachte, ſie durch Compagnien betreiben zu laſſen, und daß die Gefahr, welche von den Feindſeligkeiten der dortigen Fürſten und Völker drohe, erſt vornehmlich durch die Compagnien ſelbſt erregt wurde, indem der Diener einer mächtigen Corporation ſich in der Regel ungleich gewaltſamer und ſtolzer beträgt, als der einzelne wehrloſe Kaufmann, der auf den Schutz keiner bewaffneten Macht rechnen kann. Daß Compagnien zu dem Colonialhandel nicht durchaus nothwendig ſind, das beweiſ't ſchon das Beiſpiel der Spanier und Portugieſen, die dergleichen in ihrer blühenden Periode nicht kannten, wiewohl ſich eben ſo wenig leugnen läßt, daß die beſondern Umſtände, unter denen die holländiſchen und engliſchen Compagnien, vornehmlich die oſtindiſchen, entſtanden, allerdings ihre Errichtung zu rechtfertigen ſcheinen. So verwechſelte man daher die Urſache mit der Wirkung; ſtatt die Compagnien als den Grund des Blühens des oſtindiſchen Handels anzuſtaunen, hätte man ſich vielmehr darüber wundern ſollen, daß trotz der Compagnien dieſer Handel ſo blühend ward. Das große und ſchnelle Glück, welches zumal die holländiſch-oſtindiſche Compagnie machte, reizte allenthalben zur Nachahmung, und aller Orten ſah man Compagnien entſtehen, die freilich nicht immer einen gleichen Fortgang hatten. Zugleich mit den Compagnien, auch wohl ohne dieſelben, fanden noch andere Beſchränkungen des Colonialhandels Statt. So ward es z. B. in der Regel jedem Unterthanen verboten, in Dienſten einer fremden Macht, oder wenn der Handel ausſchließlich einer Compagnie gehörte, ohne Autoriſation derſelben nach den Colonien zu fahren; es ward ferner der Handel gewöhnlich nur auf einige beſtimmte Häfen, auf eine beſtimmte Anzahl Schiffe, auf beſtimmte Perioden beſchränkt. Auf jede Art ſuchte man den Grundſatz geltend zu machen, den Colonialhandel ſo viel als möglich abhängig von dem Mutterlande zu erhalten. Erſt in neuern Zeiten hat man angefangen, auch hier ſich liberaleren Grundſätzen zu nähern. Wurden auch die beſtehenden Compagnien nicht aufgehoben, was jedoch mit einigen wirklich der Fall war, ſo wurden dennoch die ausſchließlichen Privilegien modificirt, und auch Nichttheilnehmern an denſelben, wie z. B. in England, die Möglichkeit verſchafft, an dem Colonialhandel Antheil zu nehmen,

überhaupt aber demſelben größere Freiheit geſtattet. Was die Regierung der Colonien betrifft, ſo fand auch hier vom Anfang an das Princip Statt, die Colonien in einer gleich ſtrengen politiſchen und mercantiliſchen Abhängigkeit zu halten. Handel und Regierung ſtanden bei ihnen immer in der genaueſten Verbindung, wenn dies gleich nicht bei allen in gleichem Maße der Fall war. Die Colonien laſſen ſich überhaupt nach ihrem Zwecke und ihrer Einrichtung in vier große Claſſen theilen, nämlich in Ackerbau-, Bergbau-, Pflanzungs- und Handels-Colonien. In den erſteren — von der Art ſind hauptſächlich die Colonien im nördlichen Amerika — iſt, wie der Name ſchon angibt, Landbau die Hauptſache; die Europäer, die ſich dort niederlaſſen, werden Landeigenthümer und kehren ſelten in ihr Vaterland zurück. In der zweiten und dritten Generation, je mehr allmälig die Bande der Verwandtſchaft und ſonſtige Verhältniſſe, die ſie an das Mutterland knüpften, abſterben und die Erinnerungen erlöſchen, erwachſen die Coloniſten immer mehr zu einer eigenen Nation und werden leicht ihrem Vaterlande entfremdet. Daher iſt auch, wie die Erfahrung gezeigt hat, der Beſitz dieſer Colonien, ſo wie die Menſchen ſich in denſelben vermehren und in nähere Berührung mit einander gerathen, unſicher und die Verfaſſung erhält mehr oder weniger republikaniſche Formen. Beinahe in denſelben Verhältniſſen ſteht die zweite Art der Colonien, die Bergwerkscolonien, bei denen Gewinnung der edlen Metalle und Edelſteine die Hauptſache iſt; — ſo vorzüglich die Niederlaſſungen der Spanier und Portugieſen im ſüdlichen Amerika. Wenn gleich anfangs bloße Bergwerkscolonien, gehen dieſe leicht in Ackerbaucolonien über. Auch in ihnen bildet ſich alsdann leicht eine Nation, doch langſamer, indem die Bergwerke nur durch Sclaven bearbeitet werden, und daher anfangs nur wenigen Europäern Veranlaſſung geben, ſich dort niederzulaſſen. Erſt wenn der Ackerbau dort einheimiſch und eine weſentliche Beſchäftigung der Coloniſten geworden, kann ſich dort gleichfalls eine eigene ſelbſtſtändige Nation bilden, wie dies ſchon jetzt größtentheils in den ſpaniſchen, weniger aber noch in den portugieſiſchen Beſitzungen von Südamerika der Fall iſt. Ganz anders verhält es ſich dagegen drittens in den Pflanzungscolonien, deren Zweck die Erzeugung gewiſſer, in der Regel nur unter einem heißen Himmelsſtriche gedeihender Pflanzen in Plantagen für Europa iſt, wie z. B. vornehmlich die Niederlaſſungen auf den weſtindiſchen Inſeln. Eine Nation bildet ſich hier nicht leicht. Zwar ſind Europäer dort Beſitzer von Pflanzungen, allein nur in geringer Zahl und außerdem nur ſelten dort einheimiſch, indem das ungeſunde Clima und die Unbequemlichkeiten des Lebens ſie bewegen, entweder ihre Pflanzungen durch Aufſeher verwalten zu laſſen und ihren Ertrag in Europa zu verzehren, oder ſie doch, nachdem ſie ſich ein beträchtliches Vermögen geſammelt, in ihr Vaterland zurückkehren. Die geringe Anzahl der Pflanzer, denn der ungleich größere Theil der Bevölkerung beſteht in Negerſclaven, die ausſchließlich zur Bearbeitung der Pflanzungen gebraucht werden, verhindert, daß eine ſelbſtſtändige Nation ſich hier bilde, auch können dieſe Niederlaſſungen am wenigſten des Schutzes und der Unterſtützung des Mutterlandes entbehren. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht endlich die vierte Hauptclaſſe, die Handelscolonien, die vorzüglich den Handel mit den Naturproducten des Landes oder den Kunſtproducten ſeiner Einwohner zum Zwecke haben. Sie ſind erwachſen aus einzelnen

Factoreien und Stapelplätzen des Handels, die allmählig durch Liſt und Gewalt Mittelpunkte beträchtlicher Gebiete wurden; jedoch war der Beſitz von Grund und Boden nur Mittel zum Zwecke, der Handel blieb die Hauptſache. Die Europäer ſind in Colonien dieſer Art Herrſcher, aber ſelten Landeigenthümer, ſondern in der Regel nur Soldaten, Beamte und Kaufleute. Eben deßhalb bildet ſich auch hier nicht leicht eine Nation, indem die hier befindlichen Europäer größtentheils nur Bereicherung ſuchen und gewöhnlich am Ende ihres Lebens in ihr Vaterland zurückkehren. Nur militäriſche Revolutionen haben dieſe Niederlaſſungen — das heißt vorzüglich die oſtindiſchen Colonien — zu fürchten, je ſchwieriger es iſt, eine beträchtliche Militärmacht nach jenen fernen Gegenden zu ſenden, und je mehr dort in neuern Zeiten das Syſtem einheimiſcher Milizen ausgedehnt worden iſt. — Außer dieſen vier Hauptclaſſen von Niederlaſſungen, wobei freilich wohl zu bemerken iſt, daß bei einer und derſelben Colonie verſchiedene Charakter ſich mehr oder weniger vereinigen können, obgleich immer einer der vorherrſchende bleiben wird, möchte man freilich wohl noch die auf der afrikaniſchen Küſte des Negerhandels wegen angelegten Factoreien als eine beſondere Claſſe anführen; jedoch ſind dieſelben bei dem immer mehr abnehmenden Negerhandel zu unbedeutend geworden, als daß ſie hier beſonders aufgeführt zu werden verdienten. — Da, wo Compagnien beſtanden, waren dieſe gewöhnlich zugleich große mercantiliſche und politiſche Corporationen, die auch die Souveräns in ihren Handelsniederlaſſungen machten: ein Schickſal, welches vorzüglich die Handelscolonien im engeren Sinne traf, unſtreitig das härteſte von allen. Die Wirkungen der Compagnien, als politiſcher Corporationen, mußten nothwendig noch ungleich verderblicher für die Colonien ſein, als ihr Einfluß auf den Handel. Erpreſſungen aller Art, Unterſchleife der Beamten, Grauſamkeiten ſelbſt ſind von einer Regierung unzertrennlich, die durch kein edleres Intereſſe an die Menſchen, die ſie beherrſcht, gebunden, nur den größtmöglichſten Gewinn von ihnen zu ziehen ſucht. Die Mißbräuche und die Fehler dieſer Verwaltung der Compagnien nöthigten auch in neuern Zeiten die Regierungen der Mutterländer, dieſelbe mehr oder weniger unter ihre unmittelbare Aufſicht zu nehmen und die Compagnien vornehmlich nur auf den Handel zu beſchränken. Anders iſt dagegen die Regierung gewöhnlich in Ackerbau-, Bergbau- und Pflanzungscolonien geſtaltet; es ſind hier nicht bloß unterjochte Völker, über die man herrſcht, ſondern größtentheils auch Europäer, die ſich hier niederlaſſen, vormalige Bewohner des Mutterlandes ſelbſt, welche man daher mit ungleich mehr Schonung behandeln mußte. Gewöhnlich übernahm die Regierung des Mutterlandes ſelbſt die Verwaltung dieſer Art von Colonien, wurden ſie aber von Compagnien beſorgt, ſo ward dennoch den Coloniſten einiger Antheil an derſelben gegönnt; in mehreren herrſcht ſelbſt eine beinahe republicaniſche Verfaſſung. — Die geſammte Bevölkerung aller europäiſchen Colonien in fremden Welttheilen ſchätzt man auf etwa 70 Millionen Menſchen, von denen auf Spanien 11,648,800, auf Portugal 1,501,200, auf Frankreich und Holland zuſammen 2,220,350, Dänemark 100,000, Schweden 1800, das wieder an Frankreich abgetretene Guadeloupe ungerechnet, auf Rußland 2000, und endlich auf England nicht weniger als 54 Millionen Menſchen zu rechnen ſind. Genauere ſtatiſtiſche Angaben über den gegenwärtigen Zuſtand der Colonien müſſen wir erſt von England erwarten. —

So iſt es gegenwärtig der Beſitz der Colonien, die den Beſitz des Welthandels und dieſer wiederum, der den Wohlſtand und die Cultur der verſchiedenen Völker Europas vornehmlich beſtimmt. Durch den Colonialhandel ſind die Europäer mit neuen Bedürfniſſen und Genüſſen bekannt geworden, ihre Induſtrie hat ſich eben dadurch vermehrt, ihr Geſichtskreis iſt durch die Bekanntſchaft mit jenen fernen Gegenden erweitert und europäiſcher Cultur auch jenſeit des Oceans ein neues weites Feld eröffnet. Dadurch iſt zugleich die hohe politiſche Wichtigkeit der Seeſtaaten, vornehmlich Englands als des anſehnlichſten Colonialſtaats für das übrige Europa, dauernd begründet; ſollte es je der Uebermacht gelingen, England dauernd von aller Verbindung mit dem Continente auszuſchließen; ſo würde dieſer damit zugleich auf einen weſentlichen Theil ſeiner Genüſſe, ſeiner Induſtrie, ſeines Wohlſtandes und ſeiner Cultur Verzicht leiſten, würde einen bedenklichen Schritt zur Barbarei zurückthun. Welche Nachtheile hat nicht das verderbliche franzöſiſche Ausſchließungsſyſtem, wenn es gleich nur einige Jahre in ſeiner ganzen Strenge beſtand, über Europa gebracht? Dagegen aber hat für die Colonien, vorzüglich die amerikaniſchen Continentalcolonien, in unſern Tagen eine neue wichtige Periode begonnen. Braſilien ward am Ende des Jahres 1807 aus einem Nebenlande das Hauptland des portugieſiſchen Reichs, der Sitz eines europäiſchen Hofes, und das Jahr 1810 war der Anfang weitausſehender Unternehmungen in dem ſpaniſchen Südamerika, das, nach Nordamerikas und St. Domingos Beiſpiele, ſich in mehrere Freiſtaaten auflöſen zu wollen ſchien. — Noch wird dort der große Kampf gefochten; wer vermag ſeinen Ausgang zu beſtimmen? Cz.

**Colonialwaaren.** Man begreift unter Colonialwaaren hauptſächlich nur die Produkte der Pflanzungs-, Handels- und Bergbau-Colonien, jedoch letztere nur zum Theil, denn edle Metalle und Edelſteine, die vornehmſten Erzeugniſſe der Bergbau-Colonien, werden nicht leicht mit dem Namen von Colonialwaaren bezeichnet, ſo wenig als die Erzeugniſſe der Ackerbau treibenden Colonien im engern Sinne; dagegen aber ſind Gewürze und Spezereien, oſtindiſche Zeuge aller Art, Farbe- und Möbeln-Hölzer, Arzneimittel, Baumwolle, und vor allen Caffee, Zucker, Reis und Thee unter dieſem Namen bekannt. Die Conſumtion dieſer Waaren, die vor der Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien nur den Reichern als ein beſonderer Luxus möglich war, hat ſich, ſeitdem der Ocean die große Straße für den Handel nach Oſtindien und Amerika geworden, ſeitdem die Europäer ſelbſt beträchtliche Colonien in jenen fernen Gegenden gegründet und je mehr fortwährend die Production derſelben gewachſen, d. h. ſeit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, vornehmlich aber ſeitdem Engländer und Holländer den erſten Platz unter den Colonialvölkern Europa's eingenommen, alſo vorzüglich ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ins Ungeheure vermehrt. Statt daß die Colonialwaaren daher früher nur Gegenſtände des höheren Luxus waren, ſind ſie ſeit der Zeit Gegenſtände des Bedürfniſſes für alle, ſelbſt die niedrigſten Claſſen der Bewohner ſämmtlicher Länder Europas, geworden. Dadurch ward aber auch zugleich eine gänzliche Umwälzung in dem bürgerlichen und politiſchen Zuſtande unſeres Welttheils herbeigeführt. Der Handel erhielt dadurch eine ungleich höhere Wichtigkeit und ein allgemeineres Intereſſe; denn nur durch ihn konnten dieſe zum Bedürfniſſe geworde-

nen Genüſſe befriedigt werden. Je mehr aber der Handel nur im Frieden blüht, eine deſto feindlichere Tendenz mußte das Zeitalter überhaupt erhalten. Der Stand der Kaufleute, der ſich eben dadurch ſo außerordentlich vermehrte, bildete bald eine über die geſammte cultivirte Welt ſich verbreitende Conföderation, die nur von Einem Intereſſe beſeelt war, den Handel in ſeinem Gange zu erhalten; und ſelbſt unter kriegführenden Nationen bemühten ſich die Regierungen vergeblich, die Verbindungen der Kaufleute unter einander gänzlich abzuſchneiden. So ward durch den immer lebhafter werdenden Verkehr der Völker unter ſich zugleich der Austauſch der Ideen befördert, die Begriffe erweiterten ſich, ein weltbürgerlicher Geiſt im edleren Sinn des Worts vereinigte früher beinahe gänzlich iſolirte Nationen und ſchuf die Völker Europas allmählig zu einer großen gebildeten Familie um. Gleich folgereich ward die durch die immer ſteigende Conſumtion der Colonialwaaren bewirkte größere Wichtigkeit der Colonialſtaaten, d. h. in neuern Zeiten vorzüglich der beiden Seeſtaaten in der eminenten Bedeutung des Worts, Englands und Hollands. Für beide, und freilich auch im geringern Grade für die übrigen Colonialſtaaten Europas, ward der Handel mit den Erzeugniſſen der Colonien eine vorzügliche Quelle des Reichthums und der Macht; beide wurden dadurch im eigentlichen Sinne für Europa unentbehrlich und trugen wie kein anderer Staat zur Cultur der europäiſchen Menſchheit bei. Zugleich aber wirkte die höhere politiſche Wichtigkeit Englands und Hollands höchſt wohlthätig auf das politiſche Geſammtweſen von Europa zurück. Beide, vornehmlich England, je mächtiger es war, wurden im eigentlichſten Sinne die Stützen des Syſtems von Europa. Ihnen lag ja vor allen daran, den Continent von Europa vor Unterdrückung und Univerſalmonarchie zu bewahren, damit nicht die Uebermacht eines Staats dieſen in den Stand ſetze, ihnen die Häfen und Küſten des feſten Landes zu verſchließen, ihnen ſo die Ausflüſſe ihrer Waaren zu verſtopfen und damit zugleich den Gewinn zu entziehen, den ſie durch den Vertrieb derſelben bisher gemacht hatten. So wurden die Hauptcolonialſtaaten die thätigſten Vertheidiger der Unabhängigkeit der einzelnen, vornehmlich der kleinern europäiſchen Staaten, zugleich aber auch die heftigſten Gegner jeder entſtehenden Univerſalmonarchie und Präpotenz. Daher ſuchte auch in unſern Tagen Frankreich, ſobald es nach einer Univerſalmonarchie auf dem Continente zu ſtreben anfing, die Seemächte von demſelben auszuſchließen, freilich unter ſehr uneigennützig klingenden Vorwänden. Man wollte die Völker des Continents vor der Verarmung bewahren, ſie von den Contributionen befreien, die ſie fortdauernd an England, das bei der Uebermacht ſeiner Marine bald die einzige europäiſche Colonialmacht von Bedeutung war, vornehmlich auch für Colonialwaaren zahlen mußten, wollte dieſe Waaren durch allerhand Surrogate überflüſſig machen und ſo den Continent ſelbſt mit Gewalt und wider ſeinen Willen bereichern, da die trefflichen Gründe noch immer bei der ſchwachſinnigen, nur an Gewohnheit hängenden Menge keinen Eindruck machen wollten. Freilich war es auch allerdings auffallend, daß die Conſumtion der Colonialwaaren ſchon ſeit Jahrhunderten Statt fand, und daß man noch immer kein weſentliches Verarmen des Continents wahrnahm, ſonſt hätte ja auch freilich der Handel längſt aufhören müſſen, da ſich mit einer verarmten Nation nicht wohl ein vortheilhafter Verkehr betreiben läßt, — ganz das Gegen-

ſtück der letzten Jahre, wo trotz der Bemühungen Frankreichs, den Continent mit Gewalt zu bereichern, derſelbe täglich ärmer ward. Unterſuchen wir aber genauer, ob es wirklich gegründet ſei, was Frankreich behauptete, daß der große Verbrauch von Colonialwaaren den Continent nothwendig arm machen müſſe; ſo iſt es leicht, das Gegentheil davon zu beweiſen, was auch durch die Erfahrung vollkommen beſtätigt wird. Die ſo allgemein verbreitete Conſumtion von Colonialwaaren, indem ſie ein neues Bedürfniß aller Volksclaſſen ſchuf, nöthigte eben dadurch zu neuer Induſtrie und neuer Thätigkeit, um dieſes Bedürfniß zu befriedigen, vermehrte dadurch das Product der Arbeit und damit zugleich den Wohlſtand der Nation. Aber, wendet man ein, das Geld, oder die Producte der Arbeit, gehen jetzt als Tauſchmittel gegen Colonialwaaren aus dem Lande und würden ſonſt in demſelben geblieben ſein! Allerdings; allein theils würde das Geld und das Product der Arbeit nicht erworben worden ſein, wäre nicht die Ausſicht vorhanden geweſen, ſich damit einen neuen Genuß zu verſchaffen, theils iſt ja auch der Zweck aller Induſtrie und Thätigkeit, nicht Geld anzuhäufen, ſondern die Summe der Genüſſe zu vermehren. Wird dieſer Zweck erreicht, ſo haben Induſtrie und Fleiß und das Product beider dasjenige gewirkt, was ſie wirken ſollten. Auf die kleine Zahl verſchwenderiſcher Müßiggänger, die, ohne zu arbeiten, ihr Capital verzehren, um ihre Genüſſe zu befriedigen, kann natürlich gar keine Rückſicht genommen werden. — Man erkannte jedoch bald, daß in dem gegenwärtigen Zuſtande der Cultur von Europa, alle Colonialwaaren gänzlich auszuſchließen, nicht gut möglich ſei, und ſo ſuchte man durch Surrogate aller Art zu helfen; ein tragikomiſches Capitel in der Geſchichte unſerer Induſtrie. Die ungeheuren Zölle, mit denen man zugleich die Einfuhr der Colonialwaaren allenthalben belegte, ſo weit franzöſiſcher Despotismus reichte, das hieß, in gewiſſen unvergeßlichen Jahren beinahe über den geſammten europäiſchen Continent, trugen dagegen weſentlich dazu bei, die Völker deſſelben immer ärmer zu machen; denn dieſe Zölle mußten bezahlt werden, ohne daß dafür irgend eine werthvolle Sache eingetauſcht werden konnte, und brachten zugleich allenthalben einen höchſt verderblichen Contrebandhandel hervor. Das berüchtigte franzöſiſche Decret von Berlin vom 21ſten Novemb. 1806, noch mehr aber der nicht weniger übel berühmte Tarif von Trianon vom 3. Aug. 1810, den 12. Sept. deſſelben Jahres erweitert, enthielten Verfügungen, die zum Glücke nicht lange und allgemein genug beſtanden, um alle Völker des Continents zu einem großen Haufen roher Bettler zu machen. — Was die Colonialwaaren ſelbſt betrifft, ſo liefert Oſtindien vornehmlich Zeuge und Spezereien und Thee aus China, Weſtindien Reis, Caffee, Zucker und Baumwolle, Südamerika edle Metalle und Steine, Färbe- und Möbeln-Hölzer und Arzneimittel, Nordamerika Erzeugniſſe des Landbaus. Eben dadurch beſtimmte ſich auch der Charakter des Colonialhandels der einzelnen europäiſchen Colonialſtaaten, ehe noch in den letzteren Zeiten England beinahe in den ausſchließlichen Beſitz dieſes geſammten Handels kam. So trieben Spanien und Portugal vorzüglich den Handel mit edlen Metallen, mit Färbe- und Möbeln-Hölzern und Arzneimitteln, England vor allen mit Zeugen und Thee, Holland mit Spezereiwaaren, und Frankreich, ſo lange es in dem Beſitze von St. Domingo war, vornehmlich mit Caffee und Zucker. Cz.

Colonna (Marc. Ant.), ein großer Feldherr des 16ten Jahrhunderts, der ſich in den italieniſchen Kriegen, beſonders gegen die

Franzoſen, ſehr tapfer erwies. Nach dem Frieden von Noyon 1516 zog ihn König Franz I. auf ſeine Seite und erhielt wichtige Dienſte von ihm. Er wurde 1522 in der Belagerung Mailands von einer Feldſchlangenkugel getödtet. Proſpero Colonna, ſein Oheim, hatte ſie, ohne ihn zu kennen, mit Fleiß auf ihn richten laſſen. Ein anderer Marco Antonio Colonna, Herzog von Palliano, war Großconnetabel von Neapel und Vicekönig von Sicilien und erlangte in ſpaniſchen Dienſten großen Ruhm. Er wohnte als Generallieutenant der Schlacht bei Lepanto wider die Türken bei. Nach ſeiner Rückkunft nach Rom hielt ihm Muretus eine feierliche Lobrede. Er ſtarb in Spanien am 1. Auguſt 1585. Man vergleiche über die Familie Colonna Archenholz Minerva 1809.

Colonna (Vittoria), die berühmteſte unter den Dichterinnen Italiens, war die Tochter des Fabrizio Colonna, Großconnetabels von Neapel, und wurde 1490 zu Marino, einem ihrer Familie gehörigen Lehne, geboren. Als vierjähriges Mädchen wurde ſie dem Fernando Francesco d'Avalos, Marcheſe von Peſcara, einem Knaben von gleichem Alter, zur Gemahlin beſtimmt. Die ſeltenen Vorzüge des Körpers und Geiſtes, mit welchem ſie die Natur und die ſorgfältigſte Erziehung geſchmückt hatten, machten ſie zum Gegenſtande allgemeiner Bewunderung, ſo daß viele, ſelbſt Fürſten, um die aufblühende Schöne warben. Getreu indeß ihrem Gelübde, gab ſie dem Geſpielen ihrer Jugend, der ſich zu einem der vollkommenſten Männer ſeines Zeitalters ausgebildet hatte, in ihrem ſiebzehnten Jahre ihre Hand. Sie lebten in der glücklichſten Ehe. Allein die Gefangenſchaft, in welche ihr Gemahl 1512 in der Schlacht von Ravenna gerieth, trübte dieſes Glück, und ſein Tod, den er 1525 in der Schlacht von Pavia fand, endigte es ganz. Vittoria ſuchte Troſt in der Einſamkeit und in der Poeſie. Alle ihre Gedichte waren dem Andenken ihres Gemahls gewidmet, ſie verlebte ſieben Jahre abwechſelnd zu Neapel und auf Iſchia und zog ſich dann in ein Kloſter, erſt zu Orvietto, nachher zu Viterbo, zurück. Später entſagte ſie dem Kloſterleben und ließ ſich zu Rom nieder, wo ſie 1547 ſtarb. Ihre Rime ſind öfters gedruckt und von Rinaldo Corſo weitläufig commentirt worden. Sie ſtehen den Gedichten der meiſten Petrarchiſten ihrer Zeit nicht nach. Den vorzüglichſten Werth haben ihre Rime spirituali (Venedig 1548. 4.), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verrathen. Ihre ſämmtlichen Gedichte ſind 1760 zu Bergamo erſchienen.

Colonnade, ein Säulengang von einer doppelten Reihe von Säulen gebildet; Säulenreihe, eine einfache Reihe von Säulen, die keinen Gang bildet; Säulenkreis, Verbindung mehrerer Säulen unter einem gemeinſchaftlichen Hauptgeſimſe.

Colonne, in der Baukunſt eine Säule (ſ. d. Art.). — In der Kriegskunſt im Allgemeinen eine Anzahl Truppen, welche zuſammen marſchiren und ihre eigene Richtung halten, um andern Abtheilungen nicht in den Weg zu kommen. Dann eigentlich ein ſo geſtelltes Truppencorps, daß die Front der ganzen Maſſe um vieles geringer als ihre Tiefe iſt. Die Colonnenſtellung ſteht zwiſchen der Linien- und der Rottenſtellung mitten inne. Bei der Linienſtellung bildet das Heer nur eine weit gedehnte Front ohne alle Tiefe. Dieſe rechts oder links geſchwenkt, wobei eigentlich gar keine Front Statt findet, gibt die Rottenſtellung, die nur zum Marſchiren, nicht zum Schlagen anwendbar iſt. Die Colonnen ſind mehr

oder weniger dicht auf einander geſchloſſene Truppenabtheilungen, als Regimenter, Bataillone, Diviſionen, Pelotons, Sectionen, welche keine größere Front zeigen, als reſp. jede einzelne Abtheilung für ſich ſtark iſt, und welche nun entweder durch die Gewalt der Maſſe die Front des Feindes zu durchbrechen ſuchen, oder ſich bei Annäherung an derſelben auseinander in Linie ziehen (aufmarſchiren, deployren). Es gibt viele Arten, Colonnen zu formiren, aufzulöſen und überhaupt zu gebrauchen. Die Parademärſche bei Muſterungen und andern feierlichen Gelegenheiten geſchehen immer en colonne. Die Colonne iſt die gewöhnliche und natürliche Ordnung des Heers auf allen Märſchen. Daher nennt man auch die großen, zum Marſche von Truppen ſich eignenden oder dazu gemachten Straßen Colonnen-Wege.

Colophonium, das Harz, welches Violiniſten zur Beſtreichung und Befeſtigung der Violinbogen gebrauchen, iſt die dunkelrothe harzige Maſſe, welche nach Deſtillirung des Terpentins aus dem Lerchen- oder Fichtenbaume zurückbleibt.

Coloratur. Man bezeichnet mit dieſem Worte in der Muſik alle geſchwinden Figuren, und ganz beſonders, im Singen bei Bravour-Arien, die rollenden Paſſagen, welche der Sänger mit einer gewiſſen Fertigkeit herauszubringen weiß; überhaupt angenehme, auch oft überladene Manieren in der Muſik, durch Schleifer, Läufer, Triller, Tremulanten u. ſ. w. dd.

Colorit, ſ. Farbengebung.

Coloß heißt eine ungeheure Bildſäule, ein Rieſenbild; daher coloſſaliſch, was ungeheuer, rieſenhaft iſt. Dies Wort wird alsdann auch figürlich auf außerordentliche und anſtaunenswerthe Perſonen und Dinge angewandt. Ein Coloß von Größe und Stärke — ſagt man von einem mächtigen Reiche u. ſ. w. Eins der berühmteſten Kunſtwerke des Alterthums war der zu den ſieben Wundern der alten Welt gerechnete Coloß zu Rhodus, eine ungeheuer große, hohle metallene Bildſäule des Apollo oder Phöbus, welche der Bildhauer Chares aus 3000 Talenten Erz in 12 Jahren verfertigte; ſie ſoll 70 Ellen hoch geweſen ſein, hatte Finger von Manns-Größe und ſtand als Leuchtthurm über dem Eingange des Hafens der Inſel, ſo daß die Schiffe unter den ausgebreiteten Füßen der Bildſäule wegliefen. Nach 56 Jahren ſtürzte ſie durch ein Erdbeben zuſammen, lag mehrere hundert Jahre in Trümmern, weil das Orakel die Wiederaufrichtung verboten hatte, bis die Sarazenen im 7. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt die zerſchlagenen Stücke auf 900 Kameelen wegführten. — Das Coloſſaliſche unterſcheidet ſich von dem Gigantiſchen dadurch, daß jenes nicht die Abſicht hat, rieſenhaft zu erſcheinen, ſondern, in der berechneten Entfernung betrachtet, ſich in natürlicher Größe zu zeigen. Das Gigantiſche hingegen iſt auch in der Erſcheinung unförmlich und übergroß, und das Coloſſaliſche iſt daher, wenn es ſo geſtellt wird, daß es gigantiſch erſcheint, fehlerhaft.

Columban, ſ. Benedictiner.

Columbus, ſ. Colombo.

Columella (Luc. Jun. Moder.), der gelehrteſte Agronom des Alterthums, aus Cadix in Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des erſten Jahrhunderts, und ſchrieb zwölf noch vorhandene Bücher de re rustica, welche allerlei Haushaltungsregeln in einer oft rhetoriſchen Sprache enthalten. Hierzu kommt noch ein beſonderes Werk von der

Baumzucht. Das 10. Buch des größern Werks enthält ein Lehrgedicht über den Gartenbau, als Verſuch, den Virgil zu ergänzen. Er trägt darin die Vorſchriften der Gartenkunſt einfach und leicht, aber minder poetiſch als Virgil vor. Die beſte Ausgabe dieſes ſchätzbaren Werks iſt von Gesner (Rei rusticae scriptores).

Coluren ſind in der Erdbeſchreibung zwei Mittagskreiſe auf der Himmelskugel, welche die beiden Pole und den Aequator rechtwinklig durchſchneiden. Der eine von den Coluren geht durch die beiden Punkte der Sonnenwenden, und heißt Colur der Sonnenwenden; der andere geht durch die Aequinoctialpunkte, und heißt Colur der Tag- und Nachtgleiche.

Coluthus, ein griechiſcher Dichter, aus Lycopolis gebürtig, lebte zu Anfang des 6. Jahrhunderts unter dem Kaiſer Anaſtaſius I. Wir haben von ihm ein Gedicht über den Raub der Helena, das ſich nicht über den verdorbenen Geſchmack ſeines Zeitalters erhebt. Die Anlage iſt ſchwach und die Schreibart kalt und ſchleppend. Die beſte Ausgabe iſt die Leuwardener 1747 in 8.

Combabus, ein Syrer, der ſeine Treue, mit welcher er die Königin Stratonice auf einer Reiſe begleitet hatte, durch einen theuer erkauften aber unumſtößlichen Beweis darthat, über welchen Wielands Erzählung Combabus den zureichendſten Aufſchluß gibt.

Combination, im Allgemeinen jede Verbindung gleicher oder verſchiedener Gegenſtände (Elemente) ohne Rückſicht auf die Ordnung dieſer Elemente. Combinationslehre, der Inbegriff der Reſultate, zu welchen dergleichen Verbindungen führen können, und der darüber ſprechenden Regeln. Die für Viele gewiß intereſſante Frage z. B., wie viel Amben ſind aus den 5 gezogenen Lotterie-Nummern überhaupt möglich, d. h wie oft laſſen ſich 5 Zahlen, je 2 und 2 ohne Wiederholung verbinden? — gehört in das Gebiet der Combinationslehre. Combinatoriſche Analyſis, die oft ſehr verwickelte durch eine eigne Charakteriſtik ausgezeichnete Anwendung der Combinationslehre auf die Analyſis. Dieſer intereſſante und fruchtbare Theil der Analyſis iſt durch Profeſſor Hindenburg zu Leipzig ſeit dem Jahre 1778 zu einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft ausgebildet, welche man deutlich und vollſtändig dargeſtellt findet in Weingärtners Lehrbuch der combinatoriſchen Analyſis, 2 Thle, Leipzig 1801. Man unterſcheidet Verbindungen mit und ohne Wiederholung. Die beiden Lotterie-Nummern 4 und 5 z. B. laſſen ſich in der doppelten Geſtalt 4. 5. oder 5. 4. verbinden; beide Verbindungen geben aber nur Eine Ambe. Man kann die gegebenen Elemente ferner entweder permutirend oder combinirend oder variirend verbinden. Die Frage z. B., wie oft können drei, neben einander ſtehende Perſonen ihre Stellung verändern? bezieht ſich auf Permutation; die Eingangs aufgeworfene auf Combination der Elemente. Variationen endlich ſind Combinationen mit allen möglichen Verſetzungen der vorkommenden Elemente. Ausführlicher kann der höchſt intereſſante Gegenſtand hier nicht behandelt werden. DN.

Comenius (Johann Amos), ein verdienſtvoller Verbeſſerer des Schulweſens, geboren den 18. März 1592 in dem Dorfe Comna bei Prerau in Mähren. Er nahm den Namen Comenius von ſeinem Geburtsorte an, ſein wahrer Name iſt unbekannt. Seine Aeltern gehörten zu der Gemeinde der mähriſchen Brüder, welche damals viele Verfolgungen auszuſtehen hatten. Comenius ſtudirte in Herborn, ward dann Rector in Prerau und hernach Prediger in Fulneck. Dieſe

Stadt ward 1618 durch die Spanier geplündert und verbrannt, und Comenius verlor dadurch ſeine Bücher, ſeine Manuſcripte, ſeine ganze Habe. Um der wider ihn als proteſtantiſchen Prediger perſönlich gerichteten Verfolgung zu entgehen, floh er nach Liſſa in Polen, wo er an der Schule arbeitete. Hier gab er 1631 ſein Werk: Janua linguarum reserata heraus, das ihn hauptſächlich berühmt gemacht hat. Dieſes Werk hat in Zeit von 26 Jahren Ueberſetzungen in 12 europäiſchen Sprachen, außerdem ins Arabiſche, Türkiſche, Perſiſche und Mongoliſche, die im Manuſcript im Orient ſchon ſeit 1642 circulirten, erlebt. Der Verfaſſer tritt darin als Schöpfer einer für ſeine Zeit neuen Methode, die Sprachen zu lehren, auf. Er entdeckte und zeigte die ſinnliche Lehrart, wodurch die Sprachen als Schlüſſel zu nützlichen Sachkenntniſſen der Jugend auf eine ihr angenehme Weiſe beigebracht werden, und das langweilige Erlernen einer trocknen Nomenclatur erſpart wird. Sein Ruf ward dadurch ſo ausgebreitet, daß er überall verlangt wurde. Er wurde nach England gerufen, um den Schulen eine andere Einrichtung zu geben, aber da die Zeitumſtände die Ausführung dieſes Plans hinderten, ging er nach Schweden, wo der Canzler Oxenſtierna ſein großer Gönner wurde. Von da ging er nach Hamburg, Brandenburg, Schleſien, Siebenbürgen, und kehrte wieder nach Liſſa zurück, wo er abermals ſeine Bücher und einen Theil ſeiner Manuſcripte verlor, als nach Guſtav Adolphs Rückzug die kaiſerliche Armee dieſe Stadt verbrannte, um ſich an den mähriſchen Brüdern zu rächen, welche etwas zu laut des ſchwediſchen Königs vorige Siege gefeiert hatten. Er ließ ſich zuletzt in Amſterdam nieder, wo er noch einige Werke herausgab, und 1672 ſtarb. Sein ganzes Leben war dem Schulweſen gewidmet, das er durch practiſche Bemühungen und durch ſeine Schriften zu verbeſſern ſuchte. In der Religion war er ein Schwärmer, entdeckte in den Viſionen der Apocalypſe den damaligen Zuſtand von Europa, und erwartete das tauſendjährige Reich im Jahre 1672. Mit der bekannten Bourignon war er in inniger Freundſchaft verbunden. Er verehrte ſie als eine Gottbegeiſterte. Adelung gibt die Anzahl ſeiner Werke auf 92 an; doch dieſe Liſte iſt unvollſtändig: er hat noch mehr geſchrieben, aber wenig, was jetzt noch geleſen zu werden verdiente.

**Comes palatinus**, ein **Pfalzgraf**, d. h. ein Beamter, der unter der ehemaligen deutſchen Reichsverfaſſung vom Kaiſer bevollmächtigt war, Doctoren, Licentiaten, Magiſter und Notarien zu creiren, Poeten zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimiren u. ſ. w. Urſprünglich waren die Pfalzgrafen vornehme Hof- und Gerichtsbeamte an der Pfalz, d. h. dem Hofe des Kaiſers. Dieſe Pfalzgrafen erhielten zugleich die Gerichtsbarkeit über einen angewieſenen Strich Landes, und machten ſich nach und nach zu erblichen Beſitzern des ihnen anvertrauten Landes. Da ſich dieſe nicht mehr mit dem Hofdienſte beim Kaiſer beſchäftigten, ſo wurden Pfalzgrafen von geringerem Range ernannt, und dieſen die oben genannten Rechte ertheilt. Späterhin blieb ihnen von dieſen Rechten aber nicht viel mehr, als die Creirung von Notarien und die Legitimirung außer der Ehe geborner Kinder.

**Comet** oder Haarſtern. So heißen Sterne, welche uns nur zu gewiſſen Zeiten erſcheinen, gemeiniglich nur ein ſchwaches Licht zeigen, in eine Art von Nebel eingehüllt ſind, und meiſtentheils einen langen, neblichten Schweif nach ſich ziehen, der jedesmal von der Sonne abgekehrt iſt. Dieſer Schweif gab auch Veranlaſſung zu dem von einem

griechiſchen, dieſe Bedeutung tragenden Worte abgeleiteten Namen. Die Cometen-Bahnen ſind nicht gleich den Planeten-Bahnen auf die Gränzen des Thierkreiſes eingeſchränkt; vielmehr durchſchneiden dieſe merkwürdigen Himmelskörper die Ebenen der Planeten-Bahnen unter allen Neigungen und nach allen Richtungen, einige ſind recht, andere wirklich rückläufig (ſ. d. Art.); in den von der Sonne entfernteren Theilen der Bahn iſt ihre Bewegung ſehr langſam, in der Nähe der Sonne wird ſie über alle Begriffe ſchnell. Weil ſie nur von Zeit zu Zeit ſichtbar werden, hat der Aberglaube in ihrer Erſcheinung die Vorzeichen unglücklicher, oder doch höchſt wichtiger Begebenheiten ſehen wollen. Die neuere Sternkunde bringt uns von den Cometen andere Begriffe bei. Sie zeigt, daß ſie zu unſerm Sonnenſyſtem gehörige Himmelskörper ſind, die ſich in ſehr langen, excentriſchen Ellipſen um die Sonne bewegen. Man hat bereits von mehr als ſiebzig erſchienenen Cometen die wahren Bahnen um die Sonne mit den dazu gehörigen Elementen berechnet, die Zeit der Wiederkunft mehrerer dieſer Cometen auf den Grund dieſer Rechnungen lange Jahre vorher beſtimmt, und indem die Prophezeihung eintraf, der Aſtronomie, der erhabenſten aller Wiſſenſchaften, einen glänzenden Triumph verſchafft. Die Cometen von 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 z. B. ſind ein und derſelbe, der ſeine Laufbahn in 76 Jahren zurücklegt, und 1835 wieder ſichtbar ſein wird. Wahrſcheinlich ſind viele Cometen ſchon erſchienen, ohne bemerkt worden zu ſein. Gute Fernröhre zeigen manchen Cometen, der dem bloßen Auge entgeht. — Ueber die phyſikaliſche Beſchaffenheit dieſer Himmelskörper ſchwebt noch ein tiefes Dunkel. Durch Fernröhre betrachtet, erſcheint der Kopf des Cometen als ein dichter Kern, der um ſich her eine neblichte Atmoſphäre hat, der Schweif iſt allezeit leuchtend und ſo dünn, daß man die dahinter befindlichen Firſterne durch ihn ſehen kann. In den ältern Zeiten hielt man ſie für bloße Lufterſcheinungen; erſt ſeit Tycho de Brahe und vorzüglich ſeit Newton, deſſen durch mehrere ſpätere Aſtronomen und letztlich durch La Place bis zur Vollkommenheit ausgebildete Theorie des Cometenlaufes durch alle ſeitdem erſchienene Cometen beſtätigt worden iſt, hat man ſie für feſte Weltkörper angeſehen. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Cometen aus einer Materie beſtehen, welche durch den Einfluß der nahen Sonne aufgelöſet und in Dünſte verwandelt wird, die in den Millionen Meilen langen Schweif und bei der nachmaligen langen Entfernung von der Sonne wieder verdichtet werden. Die vielfältigen, zum Theil ſonderbaren Hypotheſen über das Weſen der Cometen hier anzuführen, würde zu weitläufig ſein; wir wollen bloß bemerken, daß die neuere Theorie dieſer Himmelskörper allen gegründeten Anlaß zu der Furcht entfernt hat, irgend ein Comet könne ſich einmal der Erde ſo ſehr nähern, daß er ſie aus ihrer Bahn ſchleuderte, ihr den Mond raubte u. dergl. m.; ſchon Du Sejour (ein verdienter franzöſiſcher Aſtronom des vorigen Jahrhunderts) hat berechnet, daß der Comet von 1770 der Erde bis auf 375,000 Meilen nahe geweſen, ohne eine merkliche Veränderung hervorzubringen.

Comfort, comfortable (behaglich), eine den Engländern eigne charakteriſtiſche Nationalbezeichnung des Bequemen, Angenehmen und Befriedigenden in der Umgebung.

Comines (Philippe de), Herr von Argenton, geboren 1445 auf dem Schloß Comines bei Menin, verlebte ſeine Jugend an dem Hofe der Herzoge von Burgund, Philipps des Guten und Carls des Kühnen. Er genoß das ganze Vertrauen des Letztern und trug weſent-

lich dazu bei, ihn und Ludwig XI. mit einander auszuſöhnen. Auch bei verſchiedenen andern Verhandlungen ward er gebraucht und benahm ſich mit Geſchicklichkeit Indeß verließ er die Dienſte Carls und trat in die Dienſte Ludwigs XI., wahrſcheinlich durch den heftigen unbeſonnenen Charakter des Erſtern und die Verſprechungen des Letztern zu dieſem Schritte bewogen. Ludwig überhäufte ihn mit Zeichen ſeines Wohlwollens; das vertrauteſte Verhältniß herrſchte zwiſchen beiden. Als nach dem Fall Carls des Kühnen Ludwig das Herzogthum Burgund in Beſitz genommen, ſandte er Comines dahin, ernannte ihn aber bald zu ſeinem Geſandten zu Florenz, wo während ſeines einjährigen Aufenthalts die Verſchwörung der Pazzi ausbrach und mißlang. Er zeigte bei dieſer Gelegenheit die größte Thätigkeit für die Sache der Medici. Bei ſeiner Rückkehr ward er von Ludwig beſſer als je aufgenommen und bald darauf nach Savoyen geſchickt, um ſich, halb durch Liſt, halb durch Gewalt, des jungen Herzogs Philibert zu bemächtigen und ihn ganz unter die Vormundſchaft des Königs, ſeines Oheims, zu ſtellen. Zwei Jahre darauf ſtarb Ludwig XI. Bei der folgenden Regierung ſtand Comines nicht in gleicher Gunſt. Er war zum Mitgliede des Staatsraths unter der Regentſchaft ernannt worden und auf die Seite der Prinzen gegen die weiſe und wohlthätige Regierung der Anna de Beaujeu getreten; er ward in alle Cabalen des Herzogs von Orleans verwickelt und ſchloß ſich beſonders an den alten Connetable, Johann von Bourbon, an. Als Theilnehmer an einem Complot, das entdeckt wurde, mußte er die härteſte Behandlung erfahren und acht Monate zu Loches in einem eiſernen Käfig zubringen. Das Parlament machte ihm den Proceß und erkannte ihn im J. 1458 des Einverſtändniſſes mit mehrern Rebellen und verſchiedener andern Verbrechen ſchuldig. Nach dem Urtheil, das nicht zur Vollziehung gekommen zu ſein ſcheint, ſollte er zehn Jahre auf eins ſeiner Güter verbannt werden und den vierten Theil ſeines Vermögens verlieren. Carl VIII. gebrauchte ihn zu verſchiedenen Verhandlungen in Italien. Allein die Regierung war zu ſchwankend und unbeſonnen in ihrem Verfahren, man hörte zu wenig auf ſeinen beſſern Rath, als daß er hätte glücklich ſein können. Ihm ward für ſeine Bemühungen nur Tadel und Unzufriedenheit zu Theil, die er nicht verdient hatte. Unter Ludwig XII. ſcheint er an den Geſchäften keinen Antheil mehr genommen zu haben. Er ſtarb 1509 zu Argenton. Er hat Memoiren (vollſtändigſte Ausgabe, London 1747, 4 Bde. 4.) hinterlaſſen, welche für die Geſchichte ſeiner Zeit von unſchätzbarem Werth ſind. Er erzählt darin die Begebenheiten, die er ſelbſt erlebt und an denen er meiſtens Theil genommen, mit großer Wahrheitsliebe in einer lebendigen, natürlichen Sprache, und zeigt allenthalben ein richtiges Urtheil, feine Beobachtungsgabe und tiefe Sach- und Menſchenkenntniß.

**Comitate** heißen die 32 Bezirke oder Geſpanſchaften in Ungarn. (S. Geſpanſchaften.)

**Comitien** hießen bei den Römern im Allgemeinen die Volksverſammlungen, in welchen durch die Stimmenmehrheit die Angelegenheiten des Staats entſchieden wurden. Schon unter den Königen fanden ſie Statt; zur Zeit der Republik wurden ſie von den Conſuln veranſtaltet. War kein Conſul da, ſo konnten ſie auch vom Interrex, vom Prätor, vom Dictator, vom Volkstribun, von den Aedilen und Decemvirn, oder auch, wiewohl nur ſelten und in außerordentlichen Fäl-

len, vom Pontifex Maximus berufen werden. Die Hauptgegenſtände, über welche in den Comitien entſchieden wurde, waren die Beſetzung der höchſten obrigkeitlichen Aemter, die Annahme und Verwerfung neuer Geſetze oder die Aufhebung ſchon beſtehender, Krieg und Frieden, und die Beſtrafung von Staatsverbrechen. Zur Wahl der hohen obrigkeitlichen Perſonen waren die Comitien gewöhnlich auf dem Marsfelde verſammelt; wurden ſie aus den andern angeführten Urſachen gehalten, ſo geſchah es bald auf dem Forum, bald auf dem Capitol, vorzüglich aber in dem eigentlichen ſogenannten Comitium. Nur an gewiſſen Tagen durften Comitien gehalten werden; dieſe hießen Comitialtage; es waren deren jährlich 184. Zeigten ſich ungünſtige Zeichen, ſo wurden ſie verſchoben. Vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang durfte nichts in den Comitien vorgenommen werden. Unter den Kaiſern wurden die Comitien zwar dem Scheine nach beibehalten, jene aber lenkten ſie nach ihrer Willkühr. Nach den verſchiedenen Abtheilungen des römiſchen Volks in Centurien, Curien und Tribus unterſchied man Comitia centuriata, curiata und tributa; nach den obrigkeitlichen Perſonen aber, welche darin gewählt werden ſollten, Comitia consularia, praetoria, aedilitia, censoria, pontifica, proconsularia, propraetoria und tribunitia. Die anſehnlichſten und wichtigſten waren die Comitia centuriata, in welchen das Volk nach den 193 Centurien ſtimmte, und welche daher auch majora genannt wurden. Siebzehn Tage zuvor (per trinundinum) wurde das Volk durch ein Edict dabei zuſammenberufen. Am Tage der Comitien ſelbſt bezog der dabei präſidirende Magiſtrat nebſt einem Augur ein Zelt vor der Stadt, um die Auſpicien zu beobachten. Nur wenn der Augur die Auſpicien für unverwerflich erklärte, durften die Comitien gehalten, außerdem mußten ſie auf einen andern Tag verlegt werden. Unterbrochen aber wurden die Comitien, wenn Jemand während derſelben von der Epilepſie (die daher auch morbus comitialis hieß) befallen wurde, wenn ein Volkstribun ſein veto ausſprach und durch mancherlei andere Umſtände. Wenn nichts die Comitien hinderte, ſo kam das Volk an dem beſtimmten Tage auf dem Campus Martius zuſammen. Der präſidirende Magiſtrat ſaß auf ſeinem curuliſchen Stuhle, und eröffnete die Verſammlung durch ein Gebet, das ihm der Augur vorſagte. Dann wurde der Gegenſtand der Berathſchlagung dem Volke bekannt gemacht, welches ſich ſofort in ſeine Tribus und Centurien abſonderte. In ältern Zeiten wurden zuerſt die Equites, dann die Centurien der erſten Claſſe u. ſ. f. zum Abſtimmen aufgerufen; ſpäter loſeten ſie darüber: der Meinung der zuerſt ſtimmenden Centurie folgten gewöhnlich alle übrigen. Anfänglich gab jede Centurie ihr Votum mündlich, ſpäter durch Täfelchen. Was die Mehrheit jeder Centurie beſchloß, das wurde vom Herold als das Votum dieſer Centurie ausgerufen. — Bei uns hießen die Reichstage **Comitien**, und **Comitial**, was auf den Reichstag Bezug hatte, daher **Comitialgeſandter** ſo viel als Reichstagsgeſandter.

**Comma** nennt man in der Muſik zwei kleine Intervalle, die in der practiſchen Muſik nicht gebraucht werden, ſondern die ſich blos in der mathematiſchen Klanglehre als Differenzen bei der Vergleichung und Berechnung der Intervallenverhältniſſe entwickeln. Das gewöhnlichſte dieſer kleinen Intervallen iſt das ſogenannte **ſyntoniſche Comma** oder das **Comma des Didymus**, deſſen Verhältniß 81 : 80 iſt. Es macht den Unterſchied aus, der ſich zwiſchen einem großen und kleinen ganzen Tone befindet; denn wenn man von den

Verhältniſſe des großen ganzen Tones 9 : 8 das Verhältniß des kleinen ganzen Tones 10 : 9 abzieht, ſo bleibt der Reſt, oder der Unterſchied zwiſchen beiden ganzen Tönen 81 : 80. Ein anderes mit dem Namen Comma bezeichnetes Intervall iſt das diatoniſche oder Pythagoriſche, oder die Differenz zwiſchen der reinen Octave 2 : 1 und zwiſchen dem Verhältniſſe desjenigen Tons, der als Octave durch die Addition von zwölf reinen Quinten oder Quarten zum Vorſchein kommt, nämlich das Verhältniß 531,441 : 224,288. — Comma, Komma, ein Interpunctionszeichen, ſ. Interpunction.

Commanderie, Commenthurei, hieß bei verſchiedenen Ritterorden ein gewiſſes Gebiet, worüber einer von den Ordensrittern beſtellt war, der die Einkünfte theils berechnete, theils genoß. Ein ſolcher Befehlshaber über geiſtliche Ritterordensgüter hieß Commenthur oder Comthur. War ſeine Commende weitläufig, ſo war ihm ein Hauscommenthur beigeordnet. Der Aufſeher über die Commenden einer ganzen Provinz hieß der Landcommenthur.

Commandite. Der Betrieb des Eigenhandels geſchieht oft ſo, daß der Kaufmann an einem fremden Orte eine Handlung unter der Leitung eines von ihm auserwählten und für zuverläſſig gehaltenen Mannes mit ſeinem Gelde und für ſeine Rechnung errichtet, eine ſolche Handlung nennt man Commandite. KM.

Commelin (Jérome) aus Douay, ein gelehrter Buchdrucker in Heidelberg, 1598 daſelbſt geſtorben, hat ſich durch ſeine vorzüglichen Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker berühmt gemacht. Sein Zeichen iſt eine Figur der Wahrheit. Auch findet man bei mehrern ſeiner Ausgaben auf dem Titelkupfer die Worte: Ex Officina Sanct Andreana. — Commelin (Johann und Caspar), Oheim und Neffe, beide gleich geſchickte Botaniker. Erſterer, 1629 in Amſterdam geboren und 1692 daſelbſt geſtorben, war Profeſſor der Botanik, richtete den dortigen botaniſchen Garten ein, und erwarb ſich dadurch, ſo wie durch die vorzügliche Behandlung und Bereicherung deſſelben, und ſeine mannichfaltigen gelehrten Werke ein nicht unbedeutendes Verdienſt um die Botanik. Sein Neffe, 1667 ebendaſelbſt geboren und 1751 geſtorben, folgte ihm in der Profeſſorſtelle, war zugleich Doctor der Medicin, und Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft, welche ihn, ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe wegen, Mantias nannte. Seine Verdienſte um die Botanik, ſowohl im Practiſchen, als durch ſeine zahlreichen und ſchätzbaren Schriften, ſtehen denen ſeines Oheims nicht nach. — Iſaak Commelin, in Amſterdam 1598 geboren und 1676 geſtorben, war ein Hiſtoriker, von dem man mehrere Werke hat. — Die beſten ſind die, welche Holland betreffen, das der vorzüglichſte Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen war. Seine Geſchichte und Beſchreibung von Amſterdam, welche er nicht vollendet, die aber ſein Sohn Caspar herausgegeben hat, wird noch jetzt geſchätzt.

Commentar heißt eine Auslegung, Erläuterung (eigentlich ein Buch, worin man, dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, Mehreres kürzlich notirt); daher commentiren, nach unſerm jetzigem Sprachgebrauche, ein Werk mit Bemerkungen, Erläuterungen, Erklärungen u. ſ. w. begleiten.

Commerſon, (Philibert), ein durch ſeine vorzügliche Thätigkeit, ſeine Erfahrungen und ſchönen Sammlungen bekannter Botaniker, war 1727 in Châtillon-les-Dombes geboren, ſtudirte in Montpellier, und ward daſelbſt Doctor der Medicin. Hier trieb er das Studium der Botanik mit ſolchem Eifer, daß ſein Ruf ſich bald verbreitete. Hier

legte er auch ſein Herbarium an, welches in der Folge das größte je von einem Privatmanne zuſammengebrachte geworden iſt. Auf Linné's Verlangen gab er für die Königin von Schweden eine Beſchreibung der ſeltenſten Fiſche im mittelländiſchen Meere heraus, welche eine ſo vollſtändige Ichthyologie enthält, als ſie damals nur geliefert werden konnte. Im J. 1755 machte er eine botaniſche Reiſe in den Savoyer- und Schweizergebirgen, legte dann in ſeinem Geburtsorte Châtillon einen reichen botaniſchen Garten an, beſuchte ſpäter die Gebirge von Auvergne und Dauphiné in botaniſcher Rückſicht, und begab ſich 1764 auf ſeines Freundes Lalande's Aufforderung nach Paris. Er war einer von den Naturforſchern, welche der König von Frankreich wählte, die Reiſe um die Welt (1767) mit Bougainville zu machen (vergl. Bougainville). Nach einer jungen Franzöſin, Hortenſe Barré, welche ihn in männlicher Kleidung begleitete, nannte er die uns jetzt bekannte Blume Hortenſia. Commerſon ſtarb auf dieſer Reiſe auf Isle de France 1773. Seine Pflanzen, Zeichnungen und Papiere vermachte er dem pariſer königl. Cabinet, wo ſie aufbewahrt ſind. Vor unabläſſigem Beobachten iſt er wenig zum eigentlichen Schreiben gekommen; doch hat man von ihm außer einigen kleinen Werken ſeinen botaniſchen Martyrolog, eine Biographie derer, welche ein Opfer ihrer botaniſchen Bemühungen geworden ſind.

Commiſſionshandel. Nachdem zu Ende des 15. Jahrhunderts der Landfriede eine allgemeine Sicherheit der Land- und Poſtſtraßen, ſo wie auch auf den Gewäſſern hergeſtellt hatte, war der Kaufmann im Stande, ſeine Geſchäfte in fremden Orten und Gegenden ohne perſönliches Mitreiſen durch ſeine Bekannte und Freunde daſelbſt verrichten zu laſſen. Der Kaufmann betrieb nunmehr die Geſchäfte ſeines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für ſeine eigene Rechnung an fremden Orten einem daſelbſt wohnenden Freunde Auftrag oder Commiſſion zu ſeiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derſelben zu thun, was vormals der Kaufmann ſelbſt verrichtete oder durch ſeine Diener verrichten ließ. Dieſe Handelsart heißt Commiſſionshandel und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commiſſionär; der Lohn aber, welchen der Letztere für ſeine Bemühung beim Geſchäfte erhält, heißt Proviſion. Die Commiſſionen ſolcher Art ſind theils Einkaufs-, theils Verkaufs-Commiſſionen. KM.

Committee (eigentlich der Comité), der Ausſchuß; die zu einer beſtimmten Unterſuchung oder Berathſchlagung gewählte Anzahl von Perſonen, insbeſondere bei dem engliſchen Parlamente. Es werden einer ſolchen Committee alle zur Erfüllung ihres Auftrags erforderlichen Aufklärungen und Actenſtücke mitgetheilt; ſie macht dann einen Bericht ans Parlament, worauf dieſes in letzter Inſtanz entſcheidet. In der franzöſiſchen Revolution wurde dieſe engliſche Einrichtung nachgeahmt, und unter dem Convente wurde einzelnen Comités ſogar die Verwaltung des Reichs in ſeinen verſchiedenen Adminiſtrationszweigen übertragen. Die höchſte Direction hatten die Comité du salut public, de sureté générale, de guerre. Es gab eine Zeit, wo die ganze Verwaltung unter 24 ſolcher Comités vertheilt war.

Commodore heißt bei den Engländern ein Schiffscapitän oder anderer Seeofficier, der, ohne Admiral zu ſein, eine Escadre commandirt, und nicht unter dem Oberbefehl eines andern Officiers ſteht.

Er behält dieſen Titel, der an dem Geſchäft, nicht an der Perſon haftet, nur ſo lange, als ſein Commando dauert, während welcher Zeit er den Rang eines General=Brigadiers hat. Aus Artigkeit wird auch der älteſte Capitän vor drei oder mehr blos kreuzenden Schiffen Commodore genannt. — Commodore=Schiff heißt bei einer Kauffahrteiflotte das Begleitungs= und Hauptſchiff (Convoy-Ship). Es führt die andern Schiffe und hält ſie zuſammen, und hat deshalb Nachts ein Licht auf dem Hauptmaſte.

Commodus Antoninus (L. Aelius Aurelius), geboren 161 nach Chr. Geb., war der Sohn Marc Aurels und der Anna Fauſtina, der Tochter des Antoninus Pius. Schon früh gab er Beweiſe ſeines grauſamen und wollüſtigen Charakters. Als ein Knabe von zwölf Jahren befahl er, da das Waſſer, worin er badete, zu heiß war, den darüber geſetzten Aufſeher ins Feuer zu werfen. Sein Vater, der wahrſcheinlich ihn durch Sanftmuth und Beiſpiel zu beſſern hoffte, ließ ihn früh an der Regierung Theil nehmen. Er ertheilte ihm die tribuniciſche Gewalt, und in ſeinem ſechzehnten Jahre die Conſulwürde, bald darauf auch die Titel Auguſtus und Vater des Vaterlandes. Sodann vermählte er ihn mit der Criſpina, einer Tochter des Bruttius Präſens. Alle Bemühungen Marc Aurels blieben indeß vergebens, und als nach dem Tode deſſelben Commodus den Thron beſtieg, zeigte er ſich als ein Ungeheuer, das einen Caligula, Domitian und Nero noch übertraf. Morden ſchien ſeine Lieblingsbeſchäftigung zu ſein; zur Luſt hieb er Menſchen, die ihm eben begegneten, von einander, ſtach ihnen die Augen aus, verſtümmelte ſie an Naſen und Ohren und andern Gliedmaßen. Er war mit einer außerordentlichen Stärke begabt, und erſchien oft, um den Herkules nachzuahmen, mit einer Löwenhaut bekleidet und einer Keule bewaffnet. Seine ſchändlichen Wollüſte zu befriedigen, genügten ihm nicht 300 Beiſchläferinnen und eben ſo viel Knaben, noch die niedrigſten Dirnen Roms. Er hatte ſogar einen blutſchänderiſchen Umgang mit ſeinen Schweſtern, und ermordete eine derſelben, Lucilla, die ihm nicht willfahren wollte, und eine Verſchwörung angeſponnen hatte. Um die durch Verſchwendung erſchöpfte Schatzkammer zu füllen, belegte er das Volk mit ungewöhnlichen Abgaben, verkaufte Statthalterſchaften und Aemter an die Meiſtbietenden und erließ Verbrechern für Geld die Strafe. Um Proben ſeiner Stärke und Geſchicklichkeit im Fechten zu geben, erniedrigte er ſich, auf den öffentlichen Amphitheatern aufzutreten. Er ſoll auf dieſe Weiſe 735 Mal gekämpft und eben ſo oft geſiegt haben. Der Staat konnte unter einem ſolchen Regenten nur Unfälle erleiden. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung ſchloß er mit den Quaden einen unrühmlichen, u. mit andern deutſchen Völkern einen ſchimpflichen Frieden. In Britannien erfocht ſein tapferer Feldherr, Ulpius Marcellus, bedeutende Vortheile über die Caledonier, wofür Commodus den Beinamen Imperator und Britannicus annahm. Die Regierungsgeſchäfte hatte er anfangs ſeinem Freigelaſſenen Anterus überlaſſen. Dieſer wurde, weil man ihm die Verführung des Kaiſers Schuld gab, von den Befehlshabern der Leibwache ermordet; worauf Commodus, der den Tod ſeines Lieblings blutig rächte, einen ehemaligen Sclaven Cleander, der ſeine ganze Gunſt beſaß, an das Staatsruder ſetzte. Als aber mehrere Unglücksfälle die Stadt trafen, einen Theil derſelben eine Feuersbrunſt verzehrte, und eine Hungersnoth das Volk in Verzweiflung ſetzte, brach eine Empörung aus und der Kaiſer ſah ſich genöthigt, ſeinen Miniſter, den man wegen dieſer Drangſale anklagte,

hinrichten zu laſſen. Endlich erſchien aber auch für ihn der Tag, der ſo vieljährige blutige Greuelthaten rächen ſollte. Er hatte ſich vorgenommen, am erſten Tage ſeines achten Conſulats oder am 1. Jan. des Jahrs der Stadt 946 zugleich als Conſul und als Fechter aufzutreten und zu dem Ende die beiden ſchon erwählten Conſuln ermorden zu laſſen. Ueber den Widerſpruch ſeiner Freunde, die ihm davon abriethen, gerieth er dermaßen in Wuth, daß er beſchloß, viele derſelben hinrichten zu laſſen. Das Blatt, worauf er ihre Namen verzeichnet hatte, ward zufällig gefunden und einer ſeiner Beiſchläferinnen, Namens Marcia, gebracht, die mit Erſtaunen ſich ſelbſt darunter fand. Sie unterrichtete die Uebrigen von der Gefahr und verſchwor ſich mit ihnen gegen das Leben des Kaiſers. Man brachte ihm Gift bei, und ließ ihn, da daſſelbe nicht ſchnell genug wirkte, von ſeinem Lieblinge Narciß, einem berühmten Fechter, erdroſſeln. Auf die Nachricht von ſeinem Tode, den man für die Folge eines Schlagfluſſes ausgab, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Staats, ließ ſeine Bildſäulen zerſchlagen und ſeinen Namen aus allen öffentlichen Inſchriften vertilgen. Er hatte 31 Jahre 9 Monate gelebt und 12½ Jahre regiert. Rom verdankt ihm ſeine ſchönſten Bäder, die Thermae Antoninianae. Auch legte er zur Verſorgung der Stadt außer der ägyptiſchen noch eine afrikaniſche Getreideflotte an.

Communion ſ. Abendmahl

Como, eine alte Stadt im öſterreichiſchen Oberitalien, an der Südweſtſpitze des Comer Sees, in einem reizenden rings von hohen Bergen eingeſchloſſenen Thale. (L. 26° 45′; Br. 45°′ 48′ 11″) mit 14,700 Einwohnern. Die Stadt iſt mit Mauern und Thürmen umgeben, und vor Zeiten durch ein feſtes Schloß vertheidigt worden, deſſen Ruinen noch jetzt den Gipfel einer kegelförmigen Anhöhe einnehmen. Die öffentlichen Gebäude ſind prächtig, und die Wohnhäuſer ſehr anſtändig. Die Cathedralkirche iſt durchaus von weißem Marmor erbaut, und die 12 übrigen Kirchen ſind, obſchon von geringerem Umfange, zum Theil nicht minder merkwürdig. Die Paläſte Galli und Odescalchi und andere verſchönern die Vorſtadt Vico. In den Gärten des Palaſtes Odescalchi ſtand ehemals die berühmte Ulme, deren der jüngere Plinius in ſeinen Briefen gedenkt. Die hieſigen zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Sammet, Taffet, Handſchuhe und Strümpfe. Die nahen Marmorbrüche werden von einer beträchtlichen Anzahl von Steinmetzen und Bildhauern benutzt. Der Handel mit Graubündten, der Schweiz und Oberitalien beſchäftigt mehrere angeſehene Handelshäuſer. Die Nähe der Alpen macht das Clima nicht ſelten etwas ſtreng, doch hindern die oft ſcharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht, und der Weinſtock wie der Oelbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Ueppigkeit der ſüdlichen Vegetation. — Der nahgelegene von der Stadt ſogenannte Comer See (Lago di Como) iſt weltberühmt wegen ſeiner romantiſch-mahleriſchen Ufer, an welchen ein Kranz von hohen Bergen die zierlichſten Landhäuſer in der Mitte von Weinbergen und Oelgärten umgibt. Derſelbe nimmt ſeinen Anfang bei Riva an der Oeffnung des Abda-Thales, unweit ſeiner nördlichen Spitze bei Fort Fuentos ergießt ſich in ihn der letztere Strom; bei Belaggio theilt ſich der See in zwei Arme, deren einer ſich ſüdweſtlich bis Como, der andre ſüdöſtlich gegen Lecco und weiterhin in das Gebiet von Bergamo bis Ogione erſtreckt, von wo die Abda wieder in eignen Ufern ihren Lauf verfolgt. Der nördliche Theil des Sees wird zuweilen der See von Chiavenna genannt. Die größte Länge des Sees iſt 15 Stunden Weges, die

größte Breite noch keine deutſche Meile. Sein Waſſerſpiegel iſt 700 Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Compagnie iſt, in der Kriegsſprache, eine Abtheilung von 100 bis 150 gemeiniglich Infanteriſten (auch Dragoner haben Compagnien, und bei den Franzoſen alle Cavallerie), welche unter einem Hauptmanne, einem Ober-, einem bis drei Unterlieutenants und einem Fähnrich ſtehen. Bei manchen Waffengattungen, z. B. der Artillerie, den Jägern und ſelbſt bei ganzen Armeen ſind oft die Stellen der Fähnriche gar nicht vorhanden. Bei den Franzoſen gibt es nur 1 Capitaine, 1 Lieutenant und 1 Souslieutenant. Vier bis neun Compagnien bilden, nach Befinden der Umſtände ein Bataillon. Der bei einer Compagnie angeſtellte Hauptmann iſt entweder der wirkliche Chef derſelben, oder er iſt nur der Stellvertreter eines höhern Offiziers, (Staabscapitän, Capitaine en Second, Capitän-Lieutenant) und dieſer iſt der Compagniechef. Ueberhaupt laſſen ſich über die genaue Eintheilung einer Compagnie keine allgemeine Beſtimmungen angeben, da dieſe faſt in allen Armeen verſchieden iſt, auch bei jeder einzelnen nach dem Kriegs- oder Friedensfuß wechſelt, und außerdem nach der Willkühr des Regenten allerlei Veränderungen unterworfen iſt.

Compagnie (Oſtindiſche), ſ. Oſtindiſche Compagnien.

Comperativ, ſ. Nomen adjectivum.

Comparſen, Comparſerie. Das franzöſiſche Wort la comparse bedeutet bei dem Carouſſel den Aufmatſch der Quadrillen (Abtheilungen der Ritter) in den Schranken. Es kommt her von dem ungebräuchlich gewordenen compartir, d. h. mehrere Figuren ſymmetriſch aufſtellen. Daher heißt in der Kunſtſprache der Bühne Comparſerie die Anordnung der Aufzüge der Statiſten d. h der ſtummen, nicht eigentlich mitagirenden Perſonen, oder auch Thiere, welche blos zur Schau auf das Theater kommen. Auch dieſe Aufzüge ſelbſt werden ſo genannt, desgleichen die Darſtellungen von Volksmaſſen, Aufläufen, Schlachten u. ſ. f., und die Sorge dafür macht einen Theil der ſogenannten Regie aus. Die Statiſten, welche auf dieſe Art zur Schau auf die Bühne gebracht werden, heißen Comparſen, und man pflegt in der Mehrzahl alle ſtummen Perſonen ſo zu nennen. So untergeordnet ſie auch ſein mögen, ſo wichtig iſt es doch, dafür zu ſorgen, daß ſie durch ihre Erſcheinung den Effect nicht ſtören, und zum Lachen oder Unwillen reizen, wo die entgegengeſetzten Empfindungen beabſichtigt werden.

Compaß, Bouſſole. Dieſes Inſtrument hat auf menſchliche Cultur den entſchiedenſten Einfluß gehabt. Mit Hülfe deſſelben konnte man wagen, den weiten Ocean zu beſchiffen, während die Alten, die keine andere Wegweiſer hatten, als die Sonne und die Geſtirne, welche der Wechſel der Witterung ſo oft ihren Augen entzog, ſich nicht weit von den Küſten entfernen durften. Der Erfinder des Compaſſes iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen. Einige nennen als ſolchen den Flavio Gioja, Andere Giri aus Amalfi, im Königreiche Neapel, zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Den Engländern verdankt man die ſchwebende Lage des Seecompaſſes, und den Holländern die bequemen Namen der Weltgegenden auf der Windroſe. Die erſten Miſſionäre trafen die Magnetnadel ſchon bei ihrer Ankunft in China an. Das weſentliche Stück des Compaſſes iſt die auf einem Stifte freiſchwebende Magnetnadel. Dieſe beſitzt die Eigenſchaft des Magnets, mit welchem ſie beſtrichen iſt, ſich nach der Mittagslinie, jedoch mit einiger Abweichung, zu richten. Der

Name Bouſſole iſt holländiſchen Urſprungs, und bedeutet ein Büchschen. So nennt man beſonders das in der practiſchen Geometrie gebräuchliche, mit einer Magnetnadel und einem Diopter-Lineal verſehene, allgemein bekannte Meßinſtrument. Iſt der Compaß beſonders für den Gebrauch der Seefahrer eingerichtet, ſo heißt er Seecompaß und hat folgende Einrichtung. Die Magnetnadel iſt ein plattes Rechteck von beliebiger Länge und gewöhnlich $\frac{1}{24}$ Zoll Breite und $\frac{1}{16}$ Zoll Dicke. Ihre Ecken werden ſo abgeſtumpft, daß beide Enden in einen ſtumpfen Winkel zulaufen. In der Mitte durchbohrt man die Nadel und ſetzt an dem Umkreiſe der Oeffnung einen hohlen, über die äußere Fläche der Nadel hervorragenden Cylinder an, der oben mit einem ausgehöhlten, wohlpolirten Achat verſchloſſen iſt. Die Nadel wird hierauf zwiſchen zwei runden Pappendeckeln eingeklebt, welche die ſogenannte Wind- oder Schiffroſe ausmachen. Es wird darauf ein Stern von 32 Strahlen gezeichnet, deren Spitzen die Weltgegenden anzeigen. Der Nordpol der Nadel muß dabei mit dem Puncte Norden genau übereinſtimmen. Der Rand der Roſe wird in 360 Theile getheilt. Um die durch das Schwanken des Schiffs verurſachte Schwingung der Nadel zu verhindern, ſetzt man an ihre untere Fläche kleine Flügel von Pappe an, welche durch den Widerſtand, den ſie von der Luft erleiden, bewirken, daß die Nadel eher in Ruhe kommt. Die Nadel mit ihrem Stifte und übrigen Apparate wird in ein rundes kupfernes Gehäuſe eingeſetzt, welches ſich mittelſt zweier daran befeſtigten Zapfen in einem das Gefäß umgebenden Ringe frei bewegt. Der Ring hat in einer Entfernung von 60 Graden von den Stellen, wo das Gefäß ihm eingezapft iſt, ebenfalls zwei Zapfen, mit welcher er ſich in einem großen, unterwärts liegenden Halbkreiſe gleichfalls ganz frei bewegt. Dieſer ruht unten auf einem Fuße, um welchen ſich das ganze Inſtrument frei herumdrehen läßt. Durch Umdrehung des Gehäuſes wird die Windroſe nicht mit umgedreht, weil ſie an der Nadel befeſtigt iſt, und dieſe ſie, vermöge ihrer Polarität (beſtändiger Richtung nach dem Nordpol) unbeweglich erhält. Die Aufhängung in einem ſchwebenden Ringe bewirkt, daß ſie ſich bei allem Schwanken des Schiffs immer in horizontaler Lage erhält. Der Fuß wird an den Boden befeſtigt und das Gefäß oben mit einer Glasſcheibe verſehen. Die Lenkung und Richtung des Schiffes nach dem Compaß erfodert viele Kenntniſſe, die einem geſchickten Steuermanne unentbehrlich ſind. Es kommt dabei auch beſonders die jedesmalige Abweichung der Magnetnadel in Betracht. (S. Magnetnadel.)

Competenz eines Gerichts oder Richters iſt die Befugniß deſſelben, eine Perſon oder Sache vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehn. Wo dieſe Befugniß nicht ſtatt findet, kann Einrede gegen das Verfahren erhoben werden, welches dadurch nichtig wird.

Competenz-Recht nennt man die Gerechtſame adeliger und anderer ſchriftſäſſiger Perſonen, daß, wenn ihr Vermögen zum Concurs kommt, ihnen doch ſo viel übrig gelaſſen werden muß, daß ſie, wenn auch eingeſchränkt, ihrem Stande gemäß leben können.

Compoſition iſt in der Muſik die Kunſt, vermittelſt der Regeln des reinen Satzes oder der Wiſſenſchaft alles deſſen, was auf Melodie und Harmonie genauere Beziehung hat, neue Tonſtücke hervorzubringen und mit Gefühl und Charakter zu beleben. Es heißen daher nur diejenigen, welche der Tonkunſt auf dieſe Art obliegen, und ſie nach dieſem Maßſtabe behandeln, im eigentlichen Verſtande Componiſten und Tonſetzer. Denn es kann jeder, wie in allen Künſten,

ſo auch hier, mit geſundem Menſchenverſtande und anhaltendem Fleiße einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erlangen, er kann ſich gründliche Einſichten in die Harmonie erwerben, über Wirkungen in der Muſik und deren Urſachen die richtigſten Urtheile fällen und in jeder Partitur die kleinſten Abweichungen von der Reinheit im Satze entdecken und zur Noth muſikaliſche Aufſätze machen lernen, denen von Seiten des Rhythmus und der Regeln des reinen Satzes auch die ſtrengſte Critik nichts anhaben kann; allein alle dieſe eleganten Fähigkeiten gewähren nur Anſprüche auf den Titel eines einſichtsvollen Harmoniſten. Wenn man in der Compoſition nicht Mittel mit Zweck verwechſelt, ſo hat das Gebiet derſelben einen ſehr weiten Umfang. Als die erſten und unentbehrlichſten Mittel, dieſes Gebiet mit feſtem Fuß betreten zu können, kann man eine Kenntniß alles deſſen anſehen, was ſich unter die Rubrik des reinen Satzes claſſificiren läßt: die Lehre von Melodie, Harmonie, Rhythmus, Generalbaß der Fuge, des Canons und doppelten Contrapuncts. Mit dieſen wiſſenſchaftlichen und zur Compoſition nothwendigen theoretiſchen Fächern, welche die Kunſt, ſich harmoniſch richtig und mit Mannichfaltigkeit auszudrücken, lehren, aber über die eigentlichen Mittel zur Erreichung des Zweckes der Compoſition ſehr wenig enthalten, iſt zwar ſehr viel, aber bei weitem noch nicht Alles gethan. Die hier noch einſchlagenden wiſſenſchaftlichen Theile müſſen aus ſehr entlegenen Gebieten zuſammengetragen werden. So iſt z. B. für die Compoſition des Geſanges nothwendig: vollkommene Kenntniß der Sprache überhaupt, Richtigkeit der Begriffe von Accent, Declamation u. ſ. w. In Beziehung auf Inſtrumental-Muſik: Kenntniß der Natur und Wirkung jedes Inſtruments, von dem man Gebrauch machen will, deſſen Temperatur-Umfang von Tönen, Verhältniſſe ſeiner Tonarten gegen die übrigen u. ſ. w. So kräftig nun zwar dieſe Kenntniß und Hülfsmittel in Vereinigung mit jenen wirken können; ſo ertheilen ſie doch einem Tonſtücke immer noch nicht Seele und Charakter. Dieſe werden nur durch die unmittelbare Beihülfe der Natur erreicht, und dieſe Beihülfe beſteht hauptſächlich in einem feinen und richtigen Gefühle, einer feurigen Einbildungskraft und in Geſchmeidigkeit des Charakters, ſich in den und jenen Affect mit Leichtigkeit verſetzen zu können. Um dieſes letztern aber in Beziehung auf glückliche Uebertragung derſelben fähig zu ſein, müſſen dieſe Affecte ſchon in der Seele des Componiſten gelegen haben und nur durch den gegenwärtigen Fall angefacht worden ſein; und will man dieſes wiederum annehmen, ſo ſetzt es eine, ſchon im frühern Alter gehabte Bildung, zweckmäßigen Umgang und Vertrautheit mit mannichfaltigen Situationen aus der ſittlichen Welt voraus.

**Compreſſibilität.** Dieſes Wort drückt ſehr bequem diejenige Eigenſchaft der Körper aus, vermöge welcher ſie ſich durch hinlängliche Kraft zuſammendrücken, d. i. bei unverringerter Maſſe in einen engen Raum bringen laſſen. Dies kann nur geſchehen, wenn die Beſtandtheile eines Körpers im gewöhnlichen Zuſtande einander nicht ſo nahe ſind, als ſie ſein können. Da nun alle Körper Zwiſchenräume haben, in welche fremde Materien eindringen können, ſo iſt wahrſcheinlich, daß alle Körper compreſſibel ſind, obgleich einige, namentlich die tropfbarflüſſigen, der Compreſſion einen faſt unüberwindlichen Widerſtand entgegen ſetzen. Die Körper, die in ihren vorigen Raum zurückkehren, wenn der Druck aufhört, heißen elaſtiſch, bei denen dies nicht der Fall iſt, weich.

Compreſſionsmaſchine nennt man die Vorrichtung, durch welche elaſtiſche, flüſſige Materien zuſammengedrückt oder verdichtet werden können. Dergleichen iſt z. B. eine mit Hähnen verſehene Luftpumpe, durch welche man die Luft unter feſt verſchloſſenen Gefäßen verdichten kann. Es gibt aber auch einige Maſchinen zu Compreſſionen trofbarer Flüſſigkeiten, z. B. des Waſſers, von denen Abich kürzlich eine erfunden hat. Dieſe beſteht aus einem metallenen Cylinder, der 21 Zoll $5\frac{10}{12}$ Linien hoch iſt, und 3 Zoll $7\frac{1}{2}$ Linie im Durchmeſſer hält. Die Dicke ſeiner Wände beträgt 1 Zoll $2\frac{1}{2}$ Linie. Dieſer Cylinder wird mit Waſſer gefüllt, und ein eiſerner, mit Leder umlegter und genau paſſender Stämpel hineingetrieben. Zu dieſem Hineintreiben bediente man ſich zuerſt einer Schraube, aber hernach wurde, zur beſſeren Beſtimmung der Kraft, ein Hebel vorgeſchlagen, der den Stämpel niederdrückte. Ein an dem Stämpel befindliches Merkmal zeigt durch ſeinen Abſtand von einer am Cylinder befeſtigten Querleiſte, wie weit der Stämpel hinein- und bei nachlaſſender Kraft wieder herausgetrieben wird.

Compromittiren (auf eine Perſon) heißt, dieſelbe zum Schiedsrichter wählen. Compromiß, heißt die Uebereinkunft ſtreitender Perſonen, daß ſie ſich mit dem Ausſpruche eines gewählten Schiedsrichters wollen begnügen laſſen; dann dieſer Ausſpruch ſelbſt. In der Handlung, beſonders bei den Verträgen über Handlungsverbindungen, wird es häufig zur Bedingung gemacht, daß bei eintretenden Streitigkeiten dieſe nicht gerichtlich, ſondern durch ein Compromiß entſchieden werden ſollen.

Comte und Dunoyer, die als politiſche Schriftſteller von der liberalen Partei zuerſt ſeit 1814 aufgetreten ſind, wurden im J. 1818 von Bechu, dem Präſidenten des Tribunals von Vitré, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Rennes als Verläumder angeklagt, weil ſie im 6ten B. des Censeur Européen, den ſie herausgeben, behauptet hatten, Bechu habe bei einem ſchweren Verbrechen in Vitré keine Unterſuchung gegen den Thäter (einen ehemaligen Chouan) angeſtellt, während er mit unermüdlichem Eifer die kleinſten Vergehungen von Perſonen gerichtlich verfolge, die nicht des Namens Chouan ſich rühmen könnten. Auf dieſe Klage ließ der Richter zu Rennes die Herren Comte und Dunoyer, welche in Paris wohnhaft ſind, vor ſich laden; als ſie aber ſeiner Befugniß, ſie ihrer Ortsobrigkeit zu entziehen, widerſprachen, ſchickte er Polizeibeamte, um ſie gerichtlich nach Rennes zu führen! Beide wurden des Nachts im Schlafe überfallen. Comte entkam auf einer geheimen Treppe, indem er die Polizeidiener in ſeiner Schlafkammer einſperrte. Dunoyer hingegen ward ſofort, ungeachtet ſeines rechtlichen Widerſpruchs, von Gensdarmen nach Rennes gebracht und hier eingeſperrt. Es verging einige Zeit, ehe der Prozeß ſeinen Anfang nahm. Niemand wurde anfangs zu ihm gelaſſen. Deſto mehr Theilnahme gaben ihm die Bewohner von Rennes durch Nachtmuſiken u. a. Zeichen zu erkennen. Sein Jugendfreund, der Advocat Merilhou, welcher nach Rennes geeilt war, um ihn zu vertheidigen, ward mit Feſten bewillkommt. Als man Dunoyer vor das Tribunal führte, ſtellten ſich eine Menge Bürger in den Straßen, durch die er gehen mußte, in eine Doppelreihe, um ihm ihre Achtung zu beweiſen. Indeß verwarf das Tribunal die von Merilhou behauptete Ausflucht der Incompetenz, ungeachtet er darthat, daß weder die Verfaſſer noch der Verleger ein Exemplar des Censeur nach Rennes geſchickt hätten, und daß keinem Gerichtshofe in Sachen der gemißbrauchten Preßfreiheit eine allgemeine Competenz zuſtehe. Auch der

königl. Gerichtshof, an den Dunoyer appellirte, beſtätigte den Ausſpruch des Gerichts zu Rennes; hierauf appellirte Dunoyer an das Caſſationstribunal. Nun endlich ward er gegen Bürgſchaft in Rennes aus ſeiner Haft entlaſſen, und die öffentliche Achtung ehrte den freimüthigen Schriftſteller bei ſeiner Abreiſe im Juli nach Paris auf eine ausgezeichnete Art. Ueber den Ausgang des Prozeſſes, der jetzt in Paris von Rennes aus geführt wird, iſt noch nichts bekannt. Indeß hat der königl. Procurator beim Tribunal von Rennes, Desplantes, der ſich in Dunoyers Prozeß ſo leidenſchaftlich gegen dieſen Schriftſteller benommen, ſeine Entlaſſung erhalten.

Comus, bei den Griechen und Römern der Vorſteher nächtlicher Schmäuſe, des frohen Lebensgenuſſes, der muntern Laune, des heitern Scherzes und geſelliger Freuden. Man bildet ihn mit einer geſenkten Fackel in der Hand und mit herabgeſunkenem Haupte, ſchlaftrunken an eine Thür ſich lehnend, ab.

Concav heißt die hohle Seite einer krummen Fläche, einer Kugelfläche z. B., und convex ihre erhobene Seite. Beſtimmter ausgedrückt: denkt man ſich durch einen gewiſſen Punct einer krummen Fläche eine berührende ebene gelegt, d. h. eine ſolche, welche die krumme Fläche in keinem andern Puncte ſchneidet, ſondern nur jenen einzigen mit ihr gemein hat, ſo iſt die von dieſer Berührungsebene abgewendete Seite der krummen Fläche concav, die ihr zugewendete hingegen convex. Auf der Geſtalt ſolcher Flächen in Verbindung mit dem einfachen Geſetze der Reflexion der Lichtſtrahlen beruhen nun die Erſcheinungen der hohlen, oder Brennſpiegel, und erhobenen Spiegel, ſo wie der unter dem Namen Linſen und Lupen bekannten Gläſer. Weil nämlich die Lichtſtrahlen von einer Fläche immer unter demſelben Winkel zurückgeworfen werden, unter dem ſie auffallen, ſo folgt daraus durch eine einfache geometriſche Betrachtung, daß, während ebene Spiegel, in Folge dieſes Geſetzes der Reflexion der Lichtſtrahlen, ein vollkommen gleiches Bild des abgeſpiegelten Gegenſtandes hervorbringen, welches ſo weit hinter der Spiegelfläche entfernt erſcheint, als es der Gegenſtand ſelbſt vorwärts derſelben iſt, die auf einen hohlen Spiegel parallel auffallenden Strahlen nach der Reflexion ſich einander nähern oder convergiren (auch bei den paraboliſch gekrümmten Spiegeln in einen einzigen geometriſchen Punct, den Brennpunct oder Focus, und bei andern gekrümmten Flächen, wie bei ſphäriſchen oder elliptiſchen Spiegeln, mehr oder weniger in einem ſolchen Punct ſich vereinigen), dieſelben Strahlen hingegen nach der Reflexion von einem erhobenen Spiegel ſich von einander entfernen oder divergiren; daher dann auch die Gegenſtände in dem Hohlſpiegel vergrößert, in dem erhobenen Spiegel verkleinert erſcheinen, ſo wie auch daraus die übrigen Erſcheinungen dieſer Spiegel ſowohl, wie der cylindriſchen und coniſchen oder kegelförmigen Spiegel, worauf die ſogenannten katoptriſchen Anamorphoſen beruhen, erfolgen, deren weitere Erklärung aber in die Optik gehört. Aus einem zweiten Geſetz der Lichtſtrahlen, daß dieſelben nach dem Uebergange aus Luft in Glas einen kleinern Winkel mit einer auf dem Brechungspuncte ſenkrecht auf die Ebene gezogenen Linie (dem Einfallslothe) bilden, als vor der Brechung, beim Uebergange aus Glas in Luft hingegen dieſer Brechungswinkel größer iſt, als vor der Brechung (vergl. d. Art. Optik), folgt nach einfachen geometriſchen Gründen, daß die auf ein ebenes Glas parallel auffallenden Strahlen auch nach der Brechung parallel bleiben, hingegen dieſelben Strahlen nach der Brechung durch ein convexes

Glas convergiren, und faſt in einem Punkte, dem Brennpunkte, der um die Brennweite vom Glaſe entfernt iſt, zuſammenkommen, daher dieſe Gläſer auch Brenngläſer heißen, und daß ferner die durch ein concaves Glas gebrochenen Strahlen, wenn ſie vorher parallel waren, nach der Brechung divergiren. Uebrigens ſind bloß ſolche Gläſer gebräuchlich, welche von Theilen einer Kugelfläche begränzt, d. i. Kugelſegmente ſind, und je mehr convex oder concav ein Glas dann iſt, deſto kleiner, je weniger es aber ſolches iſt, deſto größer iſt der Halbmeſſer ſeiner Kugelfläche, und offenbar läßt ſich aus dem gegebenen Halbmeſſer durch geometriſche Beobachtungen die Brennweite des Glaſes beſtimmen und berechnen. Während ein Glas auf der einen Seite convex oder concav iſt, kann es auf der andern entweder eben, convex oder concav ſein; mithin gibt es drei Arten von erhobenen Gläſern, convexconvexe, planconvexe und concavconvexe oder Meniscus, wo der Radius der concaven Seite größer iſt als der der convexen, ſo wie auch drei Arten von Hohlgläſern, concavconcave, planconcave, convexconcave, wo der Radius der convexen Seite größer iſt als der der concaven. Die Wirkung der convexen und concaven Gläſer iſt offenbar deſto größer, je größer die Convexität oder Concavität iſt; auch wird unter gleichen Umſtänden von den convexen Gläſern das convexconvexe am meiſten, das concavconvexe am wenigſten die Lichtſtrahlen ſammeln, und von den concaven Gläſern das concavconcave am meiſten, das convexconcave am wenigſten die Lichtſtrahlen zerſtreuen. Uebrigens iſt klar, daß ein convexconcaves Glas, bei dem beide Flächen gleiche Halbmeſſer haben, wie z. B. ein Uhrglas, die Strahlen völlig eben ſo bricht, wie ein ebenes Glas. Daraus, daß die convexen Gläſer die Strahlen ſammeln, folgt nun auch, daß ſie vergrößern, weil wir durch ſie, wegen der frühern Convergenz der Strahlen Gegenſtände unter einem größern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen, und ſie daher für größer halten müſſen; weil hingegen concave Gläſer die Strahlen zerſtreuen, ſo müſſen wir, wegen der ſpätern Convergenz convergirender Strahlen, die Gegenſtände durch ſie unter einem kleinern Geſichtswinkel ſehen, als mit bloßen Augen, und ſie daher für kleiner halten. Daher denn der Gebrauch der Sammlungsgläſer als Brillen für Weitſichtige und der Zerſtreuungsgläſer als Ferngläſer für Kurzſichtige, ſo wie die Anwendung der erſtern zu Microſcopen und Fernröhren, über welches Alles die Optik einen nähern Aufſchluß zu geben hat. (Vergl. die Art. Brennglas und Linſenglas.) L.

Concentriren, auf einen Punkt zuſammendrängen. Eine geiſtige Flüſſigkeit iſt um ſo concentrirter, je mehr ſie vom Phlegma befreit iſt. Concentriſch werden Kreiſe genannt, die einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt haben. Concentricität iſt die Gemeinſchaft oder das Gemeinhaben des Mittelpunkts.

Concert. Dieſes Wort hat in der Muſik eine doppelte Bedeutung. Einmal bezeichnet man damit diejenige Art von Tonſtücken, die abſichtlich ſo eingerichtet ſind, daß ein Tonkünſtler durch Ausführung der Hauptſtimme auf dem Inſtrumente, für welches ſie geſetzt iſt, ſeine Geſchicklichkeit beweiſen kann. So wie die Inſtrumentalmuſik urſprünglich Nachahmung des Geſanges iſt, ſo iſt insbeſondre das Concert eine Nachahmung des Sologeſanges mit vollſtimmiger Begleitung, oder, mit andern Worten, eine Nachahmung der Arie. Daher ſollte auch, genau genommen, der erſte Zweck eines jeden Concerts ſein, dieſe oder jene Empfindung einer einzelnen Perſon, nach der

von dem Tonſetzer ihr beigelegten Empfindungsart, auszudrücken. Iſt die Hauptſtimme einem einzelnen Inſtrumente zugetheilt, ſo heißt das Concert Concerto di Camera; iſt ſie unter zwei zugleich concertirende Inſtrumente getheilt, ſo heißt es Doppelconcert; laſſen ſich endlich zwiſchen den Sätzen des vollen Orcheſters mehrere Inſtrumente, bald wechſelsweis, bald vereint hören, ſo heißt ein ſolches Concert eine concertirende Sinfonie (ſonſt Concerto grosso). Sodann verſteht man unter Concert eine vollſtimmige Muſik, die entweder ein Fürſt zu ſeiner und ſeines Hofes Unterhaltung von ſeiner Hofcapelle aufführen läßt, oder die man für das Publicum veranſtaltet, und die von einer Tonkünſtler-, oder Dilettanten-Geſellſchaft aufgeführt wird. Ueber die Beſetzung vergl. den Art. Capelle. Concert ſpirituel war ein zu Paris eingerichtetes Concert, das zur Abſicht hatte, an den Tagen, wo die Theater geſchloſſen waren, den Freunden der Tonkunſt, durch Aufführung anderer als Opernmuſiken, Unterhaltung zu verſchaffen. Die erſte Erlaubniß dazu erhielt 1725 Anna Danican, genannt Philidor, ein Bruder des berühmten Componiſten; es beſtand unter verſchiedenen Unternehmern bis zur Revolution, wurde nach der Schreckenszeit wieder errichtet, bald aber von den Concerten des Conſervatoires verdrängt. — Concertirend (wetteifernd) nennt man eine oder mehrere Inſtrumentalſtimmen, welche die Melodie mit der vorhandenen Hauptſtimme wechſelsweiſe vortragen, oder ſich zwiſchen den Sätzen der Hauptſtimme mit ausgeführten Soloſätzen hören laſſen.

Conceſſion, eigentlich das Zugeſtehen einer Sache, die Erlaubniß; insbeſondere die einem Handwerker vom Staate zugeſtandene Begünſtigung, auf eigne Rechnung ſein Handwerk zu betreiben. Bei dem Haſſe gegen alle Privilegien fand man auch in der Zunftverfaſſung ſo viel Schädliches, daß man ſie in Frankreich ganz aufhob, oder durch Conceſſionen beſchränkte. Die Conceſſionen werden, im Gegenſatze mit Gerechtigkeiten, deren Zahl in einer Gemeinde beſtimmt iſt, und die als jus reale auch vererbt und veräußert werden können, nur als perſönliche Begünſtigungen ertheilt; der damit Begünſtigte kann ſie nicht veräußern, und darf auch, zum Unterſchiede von den Meiſtern der Innung oder Zunft, keine Lehrlinge annehmen.

Concetti nennen die Italiener ſinnreiche oder ſinnreich ſcheinende Einfälle und Pointen, beſonders in der Poeſie. Die franzöſiſchen Kunſtrichter haben zuerſt das Wort Concetto in dieſem Sinne gebraucht.

Conchylien ſind die Gehäuſe oder Schalen einer ganzen Ordnung von Würmern, die man daher Schalthiere nennt. (S. den Art.)

Conciergerie, ein beſonders in der Revolution berühmt gewordenes Gefängniß in Paris; ehedem das Parlamentsgefängniß.

Concilium iſt ein lateiniſches Wort, welches Verſammlung bedeutet, vorzugsweiſe aber von den Kirchenverſammlungen, welche man auch mit einem aus dem Griechiſchen entlehnten Worte Synoden zu nennen pflegt, gebraucht wird. Schon ſeit dem zweiten Jahrhunderte wurden particuläre, d. h. ſolche Kirchenverſammlungen gehalten, an denen nur die Gemeinden der einen oder der andern Provinz Theil nahmen. Man berathſchlagte über die Lehre, die Gebräuche und die kirchliche Disciplin, und die verſammelten Biſchöfe und Aelteſten machten ſich gegen einander verbindlich, die Beſchlüſſe der Synode in ihren Gemeinden einzuführen. Gewöhnlich wurden dieſe Verſamm-

lungen in der Hauptſtadt der Provinz, welche Metropolis hieß, gehalten, und die Biſchöfe dieſer Stadt, welche ſeit dem dritten Jahrhundert den Titel Metropoliten führten, pflegten die Verhandlungen dieſer Berathſchlagungen zu leiten. Dieſe Concilien hatten keine andere geſetzgebende Gewalt, als die, welche auf der wechſelſeitigen Uebereinkunft der Theilnehmer beruhte. Nachdem das Chriſtenthum ſeit dem Anfange des vierten Jahrhunderts herrſchende Religion im römiſchen Reiche geworden war, riefen die Kaiſer Kirchenverſammlungen zuſammen, welche, weil alle Biſchöfe des ganzen Reichs dazu eingeladen wurden, ökumeniſche, d. h. allgemeine Kirchenverſammlungen hießen. Unter dieſen allgemeinen Kirchenverſammlungen ſind folgende die merkwürdigſten: erſtlich das im J. 325 unter Conſtantin dem Großen zu Nicäa (ſ. d. Art.) in Bithynien gehaltene Concilium, auf welchem Arius für einen Häretiker erklärt, und die Lehre vom Sohne Gottes feſtgeſetzt ward; zweitens das im J. 381 zu Conſtantinopel gehaltene Concilium, wo man die Lehre von dem heil. Geiſte beſtimmte; drittens das Concilium zu Epheſus vom Jahre 431 und das von Chalcedon vom Jahre 451, auf welchen beiden zuletzt genannten Synoden das Dogma von der Vereinigung der göttlichen und der menſchlichen Natur in Chriſto ſeine nähern Beſtimmungen erhielt. Seit dem vierten Jahrhunderte kam die Meinung auf, daß die Kirchenverſammlungen unter einer beſondern Leitung des göttlichen Geiſtes ſtänden, und daher das große Anſehn, welches ihre Beſchlüſſe erlangten. So wie die römiſchen Kaiſer, ſo übten auch anfangs die deutſchen Könige das Recht aus, Synoden zu verſammeln, namentlich Carl der Große, unter deſſen Regierung der von ihm zuſammenberufene Clerus des fränkiſchen Reichs im J. 749 eine merkwürdige Kirchenverſammlung zu Frankfurt am Main hielt, welche ſich gegen den unter den Griechen eingeführten Bilderdienſt erklärte. Im Mittelalter behaupteten die Päpſte das Recht, Synoden zuſammenberufen, und es ſind unter ihrer Autorität und Leitung viele, obwohl, weil die abendländiſche Kirche ſich bald von der griechiſchen Kirche trennte, nicht allgemeine Kirchenverſammlungen gehalten worden, unter denen theils die unter Urban II. zu Clermont im J. 1096 gehaltene, wo der erſte Kreuzzug beſchloſſen ward, theils einige ſpätere Synoden, wo man mit den Griechen über die Wiedervereinigung unterhandelte, die merkwürdigſten ſind. Als zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts das ſogenannte große Schisma entſtanden war, indem erſt zwei, dann drei Päpſte auf das Pontificat Anſpruch machten, kam im J. 1409 das Concilium zu Piſa zu Stande, welches den Grundſatz behauptete, daß der Papſt unter dem allgemeinen Concilio ſtehe und die ſchismatiſchen Päpſte richtete. Und als das piſaniſche Concilium auf eine ſeiner unwürdige Weiſe erloſchen war, ohne daß es das Schisma hatte beendigen können, ward im J. 1414 die coſtnitzer Synode gehalten, welche den Grundſatz, daß ein allgemeines Concilium über dem Papſt ſei, erneuerte, das Schisma endlich beilegte und außerdem durch die Verdammung des berühmten Johann Huß merkwürdig geworden iſt (ſ. d. Art. Coſtnitz). Auch die zu Baſel im J. 1431 gehaltene Synode erneuerte jenen Grundſatz, und es iſt dieſe Kirchenverſammlung beſonders darum wichtig, weil ſie eine Reformation, zwar nicht in der Lehre, aber doch in der Verfaſſung und in der Diſciplin bezweckte. Zu der Zeit der Kirchenverbeſſerung war viel von einem allgemeinen Concilio die Rede, welches die Religionsſtreitigkeiten beilegen ſollte; die Proteſtanten provocirten mehr als einmal an ein ſolches Concilium; auch

der Kaiſer und die der alten Lehre treu gebliebenen Stände wünſchten es und hielten es für das beſte Mittel, den Frieden in der Kirche wieder herzuſtellen. Die Päpſte aber, eingedenk der zu Piſa, Coſtnitz und Baſel gepflogenen, ihnen ſo nachtheiligen Verhandlungen, ſuchten immer auszuweichen. Endlich aber konnte der Papſt dem Anbringen des Kaiſers und der Stände nicht länger widerſtehen, und er ſchrieb daher ein Concilium nach Trident (ſ. den Art.) aus, welches auch im J. 1545 ſeinen Anfang nahm und es ſich zum vorzüglichſten Geſchäft machte, das Eigenthümliche des katholiſchen Lehrbegriffs in der Oppoſition gegen die Proteſtanten zu befeſtigen. Seit dem tridentiniſchen Concilio iſt keine Kirchenverſammlung, an welcher alle der katholiſchen Kirche zugethanen Völker des Abendlandes Theil genommen hätten, gehalten worden; mehrere Nationalconcilien aber haben, beſonders in Frankreich, Statt gefunden. Die Lutheraner haben ihre Angelegenheiten niemals auf Concilien verhandelt; allein in den reformirten Kirchen ſind mehrere, zwar nicht allgemeine, aber doch Particulärſynoden gehalten worden, unter denen beſonders die Dortrechter, im J. 1618 gehaltene zu bemerken iſt, welche die eigenthümlichen Meinungen Calvins über die Gnadenwahl im Gegenſatze gegen die Arminianer beſtätigte. N.

Conclave (wörtlich Gemach), wird hauptſächlich theils von dem Orte gebraucht, wo ſich die Cardinäle zur Wahl des Papſtes verſammeln, theils von der Verſammlung der wählenden Cardinäle ſelbſt. Der Papſt Gregor X., deſſen Wahl drei Jahre lang verzögert worden war, ſchrieb auf der im J. 1274 zu Lyon gehaltenen Kirchenverſammlung die Einrichtung des Conclave vor. Wenn der Papſt, ward feſtgeſetzt, in einer Stadt, wo er ſich mit ſeinem Hofe aufhielt, ſterben würde, ſo ſollten die dort anweſenden Cardinäle nur verbunden ſein, zehn Tage lang auf ihre abweſenden Mitbrüder zu warten. Nach dem Verlaufe dieſer zehn Tage ſollten ſich die gegenwärtigen in dem Palaſte, in welchem der Papſt geſtorben iſt, verſammeln; hier ſollten alle ein Gemach (conclave) ohne Zwiſchenwand oder Vorhang bewohnen, welches, bis auf einen Eingang ins Innere, auf allen Seiten verſchloſſen ſein ſollte, damit Niemand mit den Cardinälen heimlich reden könnte, und ſie ſelbſt ſollten auch Niemand vor ſich laſſen, als wer mit Einwilligung aller ihrer Mitbrüder wegen des Wahlgeſchäfts gerufen würde. Auch ſollte es Niemanden erlaubt ſeyn, ihnen einen Boten zu ſchicken oder zu ſchreiben. Doch ſollte in dem gedachten Gemache ein Fenſter offen bleiben, durch welches ihnen die nöthigen Speiſen gebracht würden. Hätten ſie drei Tage nach dem Eingange noch keinen Papſt gewählt, ſo ſollten ſie an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur ein Gericht bekommen, und wenn auch dieſe Zeit abgelaufen wäre, ohne daß ſie einen Papſt gewählt hätten, ſo ſollten ſie bis zur Vollziehung der Wahl nichts weiter als Brot, Wein und Waſſer erhalten. Dieſe Verordnung Gregors X. iſt zwar nicht immer in allen Stücken, aber doch im Weſentlichen bis auf die neueſten Zeiten beobachtet worden. Da die meiſten Päpſte in Rom ſtarben, ſo ward das Conclave gewöhnlich in dem vaticaniſchen Palaſt gehalten, wo man die Einrichtung traf, daß an den Galerien des Vaticans ſo viele kleine Zellen, als Cardinäle zugegen waren, in einer Linie erbaut wurden, welche nur ein ſchmaler Raum von einander ſchied. Dahin begaben ſich die Cardinäle zu zwei und zwei, am Tage nach dem Begräbniſſe des Papſtes oder an dem zehnten Tage nach ſeinem Tode, nachdem ſie eine Meſſe, die man Missam spiritus sancti

nannte, gehört hatten, und blieben hier, bis die Wahl vollzogen war. Das Conclave, welches den gegenwärtigen Papſt Pius VII. wählte, ward, weil Pius VI. fern von Rom geſtorben war, von den zu Venedig verſammelten Cardinälen gehalten. N.

Concomitanz, ſ. Abendmahl.

Concordanz iſt ein ſolches Buch, in welchem alle in der heiligen Schrift vorkommenden Worte in alphabetiſcher Ordnung aufgeführt und unter jedes die Stellen, in denen das Wort vorkommt, geſetzt ſind. Es gibt theils Real-, theils Verbalconcordanzen, und bei beiden können entweder der griechiſche oder hebräiſche Text, oder eine allgemein recipirte Ueberſetzung zum Grunde gelegt werden. Schriften dieſer Art ſind theils dem Exegeten nützlich, weil die Vergleichung der Parallelſtellen ein wichtiges Hülfsmittel der Erklärung iſt, theils dem Prediger, welcher durch ſie in den Stand geſetzt wird, die von einem Gegenſtande handelnden Stellen der Schrift leicht zu überſehen und die Ausſprüche der heiligen Schriftſteller, deren er ſich nur dunkel erinnert, ohne Mühe zu finden. Das erſte Werk dieſer Art hat im dreizehnten Jahrhunderte Hugo de Sancto Caro verfaßt, welcher dabei die allgemein recipirte lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, Vulgata genannt, zum Grunde legte. N.

Concordat iſt ein zwiſchen dem römiſchen Biſchofe, in der Eigenſchaft des Oberhauptes der Kirche, und einer Regierung zu der Regulirung kirchlicher Verhältniſſe geſchloſſener Vertrag. Verträge, welche der Papſt als weltlicher Herr über politiſche Angelegenheiten mit andern Fürſten ſchloß, wurden nicht Concordate genannt. Eins der berühmteſten Concordate aus der frühern Zeit iſt das Wormſer oder Calixtiniſche, welches im J. 1122 zwiſchen dem Papſte Clemens II. und dem Kaiſer Heinrich V. zu der Beilegung des langwierigen Inveſtiturſtreites geſchloſſen und ſeitdem als ein Grundgeſetz des deutſchen kirchlichen Staatsrechts betrachtet worden iſt. Die meiſten Concordate ſind den Päpſten durch die Nationen oder durch die Regierungen abgedrungen worden. Das geſchah ſchon im funfzehnten Jahrhunderte. Denn da das coſtnitzer Concilium im J. 1418 nachdrücklich auf eine Reformation des päpſtlichen Hofs drang, ſah der damalige Papſt Martin V. ſich genöthigt, in dem genannten Jahre mit der deutſchen und bald darauf auch mit andern Nationen Concordate abzuſchließen. Doch iſt es den Päpſten auch noch im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte gelungen, Concordate, welche zu ihrem Vortheile gereichten, zu Stande zu bringen. Das war der Fall mit den aſchaffenburger Concordaten (richtiger werden ſie die wiener genannt), welche, nachdem ſie Nicolaus V. blos mit dem Kaiſer Friedrich III. ohne Vorwiſſen der Reichsſtände im J. 1448 abgeſchloſſen hatte, doch bald darnach auch von den Reichsſtänden angenommen wurden. Auch bei dem Concordate, welches Leo X. mit dem Könige von Frankreich Franz I. im J. 1516 ſchloß, und welches an die Stelle der pragmatiſchen Sanction trat, war der Vortheil auf der Seite des römiſchen Stuhls. In den letzten Jahrhunderten aber, beſonders in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo das Pontificat im ſteten Kampfe mit dem Zeitgeiſte erſcheint, wurden den Päpſten von den meiſten Regierungen Concordate abgedrungen, in denen der römiſche Stuhl wichtige Rechte aufopferte. Die Päpſte konnten den Kampf mit den Staatsgewalten nicht mehr beſtehen, ſie mußten zufrieden ſein, wenn ſie nur mit Anſtand verlieren konnten. Bonaparte, als erſter Conſul der damaligen franzöſi-

ſchen Republik, ſchloß am 15. Juli 1801 mit dem jetzigen Papſte Pius VII. das Concordat für Frankreich ab. Dieſes Concordat, das im April des J. 1802 feierlich vollſtreckt ward, endigte die durch die Revolution entſtandene kirchliche Verwirrung in Frankreich und ward die Grundlage der jetzt beſtehenden kirchlichen Verfaſſung dieſes Landes. Freilich mehr zum Vortheile des Regenten, der ſich die Ernennung der Geiſtlichen und andere weſentliche Rechte des Kirchenregiments vorbehielt, der Staatscaſſen, die, nachdem ſie während der Revolution das geſammte Kirchengut als Nationaldomäne an ſich geriſſen hatten, durch die Herabſetzung der im alten Frankreich ſonſt viel größeren Anzahl der Metropolitan- und Biſchofs-Sitze in dem bis zum Rheine erweiterten neuen Reiche auf 60 zu bedeutenden Erſparniſſen berechtiget wurden, ja auch des Papſtes, der, obſchon auf die Wiederherſtellung der geiſtlichen Orden und ſeinen unmittelbaren Einfluß durch die Legaten Verzicht leiſtend, ſich doch das Recht der canoniſchen Inſtitution der Biſchöfe und die damit verbundenen Einkünfte ſicherte, als der Religion ſelbſt; denn die meiſten Sprengel waren nun zu groß, um gehörig verwaltet werden zu können, und das Schickſal der ohnehin übelbedachten niedern Geiſtlichkeit, welche die Seele der Kirche iſt, ganz der Discretion des Regenten überlaſſen. Neue Verwirrung entſtand, da der Papſt politiſche Abſichten gegen Napoleon durch Verweigerung der canoniſchen Beſtätigung einiger Biſchöfe zu erreichen ſuchte. Das erfolgloſe Nationalconcilium (1811 zu Paris) konnte dem Uebel nicht abhelfen, und daß der Entwurf eines neuen Concordats, über den Napoleon den 25. Januar 1813 zu Fontainebleau mit dem Papſte ſich vereinigt zu haben vorgab, um alle bisherige kirchliche Streitigkeiten zu ſchlichten, nur eine leere Vorſpiegelung war, kam ſehr bald an den Tag. Daher ſchloß Ludwig XVIII. durch den Grafen von Blacas mit Pius VII. unter dem 11. Juni 1817 zu Rom ein neues Concordat ab, in dem das den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche ſo nachtheilige Concordat vom J. 1516 wieder in Kraft geſetzt, das Concordat von 1801 nebſt den damit verbundenen organiſchen Artikeln vom 8. April 1802 aufgehoben, durch die Foderung von Dotationen für 42 nebſt ihren Capiteln und Seminarien, außer den ſchon beſtehenden, neu zu errichtende Metropolitan- und Biſchofs-Sitze der Nation eine jetzt unerſchwingliche Abgabe aufgelegt, und ſonſt auch in den unbeſtimmten Phraſen des 10. Artikels, der von Maßregeln gegen eingeriſſene Hinderniſſe des Wohles der Religion und der Ausführung kirchlicher Geſetze redet, der Intoleranz und Herrſchſucht des päpſtlichen Hofes freies Spiel geöffnet wird. Gefallen konnte dieſe Erneuerung alter Mißbräuche, dieſe Sorgfalt für den Luxus zahlreicher geiſtlicher Generalſtäbe auf Koſten des Volks nur dem ultraroyaliſtiſchen Adel, der darin Mittel zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und zur Verſorgung ſeiner Söhne mit Canonicaten ſah; die Nation nahm das Concordat mit einer faſt allgemeinen Mißbilligung auf; die gewichtvollſten Stimmen erhoben ſich dagegen (Grégoire Essai historique sur les libertés de l'église Gallicane. Paris, 1818. Lanjuinais Appréciation du projet de loi rel. aux trois concordats. Paris, 1818. 5me edit. De Pradt les quatre concordats. Paris 1818, 3 vol.) und die Miniſter ſahen ſich genöthigt, den Geſetzvorſchlag, der es in die Kammern bringen ſollte, zurückzunehmen. Es blieb daher eine Fehlgeburt und der kirchliche Zuſtand in Frankreich iſt noch auf dem Fuße, auf den er 1801 geſtellt wurde. Glücklicher

war der Papſt bei dem am 16. Februar 1818 zu Terracina mit dem Könige von Neapel abgeſchloſſenen Concordate, worin er die ausſchließliche Herrſchaft des Catholicismus in dieſem Reiche, die Unabhängigkeit der geiſtlichen Lehranſtalten von der weltlichen Regierung, die freie Dispoſition über 12,000 Ducaten Pfründen in Neapel zu Gunſten römiſcher Unterthanen, die Rückkehr der Einkünfte von den Vacanzen an die Kirche, die unbeſchränkte Freiheit der Appellationen an ſeinen Stuhl, die Beſeitigung des ſonſt nöthigen königlichen Placet zu den biſchöflichen Hirtenbriefen, die Cenſur und Herrſchaft über die Literatur durch Bücherverbote und die Zulaſſung von Novizen in den beſtehenden oder neu zu errichtenden Klöſtern nebſt der Beſtätigung anderer wichtiger Rechte auf die erſten Stellen in den Capiteln und auf die Vergebung der Hälfte aller Canonicate und einfachen Pfründen, der Conſiſtorialabteien und der in curia erledigten Pfarreien, der König aber die Collatur über alle Bisthümer, die Beſteurung des Clerus, die Verminderung der Bisthümer und der vor Murat beſtandenen Klöſter und das Verbleiben der veräußerten Kirchengüter in den Händen ihrer gegenwärtigen Beſitzer gewann. Das Concordat wurde ſogleich in Vollzug geſetzt, jedoch unbeſchadet der alten Kirchenfreiheit (Monarchia) Siciliens, wo der König geborner Legat a latere iſt. Ein ihm weniger als dieſes, doch immer noch mehr, als in Deutſchland gewünſcht werden mochte, vortheilhaftes Concordat ſchloß der Papſt den 5. Juni 1817 zu Rom mit dem Könige von Baiern ab. Darin werden für die 2,400,000 Catholiken in Baiern zwei Erzbisthümer (München mit Freiſingen und Bamberg) und ſechs Bisthümer (Augsburg, Paſſau und Regensburg unter dem Erzbiſchof von München mit Freiſingen; Würzburg, Eichſtädt und Speier unter dem Erzbiſchof von Bamberg), jene jedes mit 13, dieſe mit 11 Capitularen und einem Seminar errichtet und anſtändig mit liegenden Gründen dotirt, die Ernennungen dem Könige unter Vorbehalt der päpſtlichen Beſtätigung gegen verhältnißmäßige Annaten und Kanzleigebühren überlaſſen, die Gränzen der bürgerlichen und kirchlichen Gerichtsbarkeit, mit Freiſtellung der Zuflucht in rein geiſtlichen Sachen nach Rom, ſehr genau beſtimmt, neue Klöſter verheißen und andere dem Catholicismus zuträgliche Verfügungen getroffen. Die geſetzliche Bekanntmachung dieſes Concordats in Baiern verzog ſich bis zur Publication der neuen Verfaſſungsurkunde im Mai 1818, wobei alle Beſorgniſſe wegen des kirchlichen Zuſtandes der Proteſtanten in Baiern gehoben wurden. Oeſterreich und Preußen unterhandeln noch mit dem Papſte, der auch die Schweiz noch nicht ganz zufrieden geſtellt hat. Die übrigen deutſchen Fürſten haben, nach Vereitelung ihrer früheren Unterhandlungen mit Rom, den Plan zu einem gemeinſchaftlichen Concordate gefaßt und die Vorarbeiten ihrer Commiſſarien in dieſer Sache zu Frankfurt wurden ſchon 1818 beendiget. E.

Concordia, die Göttin der Eintracht. Ihr waren in Rom mehrere Tempel erbaut und jährlich wurde ihr ein Feſt am 16. Januar gefeiert.

Concordien=Formel (Formula concordiae), wird eins der wichtigſten ſymboliſchen Bücher der proteſtantiſchen Kirche genannt, welches auf Veranſtaltung des Churfürſten Auguſts von Sachſen von mehreren der angeſehnſten Theologen entworfen und endlich 1577 in Kloſter=Bergen bei Magdeburg vollendet wurde. Längſt ſchon hatte Churfürſt Auguſt Verdacht wegen heimlicher Anhänger der Leh-

ren des Calvin; und als er hierin bei der veranſtalteten Kirchenviſitation noch mehr beſtärkt wurde, hielt er ein Concordien-, d. h. ein Einigungs-Buch (welches die Einigkeit der Lehre unumſtößlich befeſtigen ſollte) fürs beſte, um den verſchiedenen Religionsgährungen ein Ende zu machen. Zwölf Theologen wurden nach Lichtenburg berufen und bei der hierauf zu Torgau veranſtalteten Verſammlung wurde das Nähere unterſucht und ausgemacht, und zuletzt in der Verſammlung in Kloſter-Bergen vollendet, worauf denn auch eine feierliche Unterſchrift von mehrern Churfürſten, Fürſten, Grafen, Reichsſtädten ꝛc. erfolgte, und dieſelbe 1580 gedruckt wurde. Dem Churfürſten ſoll dieſe Angelegenheit 80,000 Thaler gekoſtet haben. (Vergl. Symboliſche Bücher.)

Concret, ein logiſches Kunſtwort. Stellt man ſich gewiſſe Eigenſchaften als eben an einem Gegenſtande befindlich vor, ſo betrachtet man ſie, nach der Sprache der Philoſophie, in concreto; denkt man ſie aber abgeſondert im Verſtande und nicht als an einem Gegenſtande befindlich, ſo betrachtet man ſie in abstracto; z. B. ein gerechter Menſch iſt eine concrete Vorſtellung, die Gerechtigkeit aber iſt ein abſtracter Begriff. Es ſind alſo concret die Anſchauungen individueller Gegenſtände, oder doch ſolcher allgemeinen Begriffe, die zunächſt an das Individuelle gränzen. F.

Concubinat heißt die Verbindung eines Mannes mit einer Beiſchläferin. Daß eine ſolche Verbindung nach dem Naturrechte erlaubt ſei, iſt eben ſo einleuchtend, als daß es dem Staate frei ſtehe, ſie durch beſondere Geſetze zu verbieten. Bei den Römern war das Concubinat weder unerlaubt noch ſchimpflich. Es wurde vielmehr durch die Lex Julia und durch die Lex Papia Poppaea unverheiratheten Männern förmlich erlaubt, jedoch mit der Beſtimmung, daß es ſich auf eine einzelne Beiſchläferin beſchränke, und daß nur Weibsperſonen von niedriger Herkunft, als Freigelaſſene, Schauſpielerinnen und dergl., nicht aber Frauenzimmer, an denen das Verbrechen der Schändung begangen werden konnte, dazu gewählt wurden. Die im Concubinat erzeugten Kinder galten nicht für rechtmäßig, ſondern hießen natürlich. Mit Einführung des Chriſtenthums hörte das Concubinat auf und ſchon Conſtantin der Große gab Geſetze dagegen. Bei den Griechen war das Concubinat ſelbſt verheiratheten Männern erlaubt; auch war die Zahl der Beiſchläferinnen nicht beſchränkt. Das neue franzöſiſche Geſetz erlaubt dem Ehemanne das Concubinat ebenfalls, nur darf er die Beiſchläferin nicht in dem Hauſe halten, das er mit ſeiner Frau bewohnt.

Concurs, eigentlich ein Zuſammenlauf, uneigentlich das Zuſammentreten der Gläubiger, um ſich in das Vermögen eines Schuldners nach dem Verhältniſſe ihrer Foderungen zu theilen (concursus creditorum). Dieſer Fall kann nur eintreten, wenn der Schuldner mehr ſchuldig iſt, als er beſitzt. Es wird der Concurs eröffnet, d. h. man ladet die Gläubiger ein, ſich mit ihren Schuldfoderungen zu melden. Concursmaſſe iſt das noch übrige geſammte Vermögen eines Schuldners, worein ſich die Gläubiger theilen ſollen. Concursproceß iſt das in ſolchen Fällen übliche rechtliche Verfahren. (Vergl. Falliment.)

Concuſſion, Gelderpreſſung, Plackerei, crimen concussionis, das Verbrechen, wenn eine obrigkeitliche Perſon einen Geringern durch falſche Beſchuldigung eines Verbrechens, durch angedroh-

Beſtrafung oder andere Gewaltthätigkeiten in Furcht ſetzt, oder die Juſtiz übermäßig verzögert, um Geld zu erpreſſen.

Condamine (Charles Marie de la), berühmter Naturforſcher, war zu Paris im J. 1701 geboren und ſtarb daſelbſt den 4. Febr. 1774. Mit einem feurigen Geiſte und einem kraftvollen Körper ergab ſich La Condamine in ſeiner Jugend dem Vergnügen; bald aber entſagte er demſelben, ſo wie der ſchon betretenen militäriſchen Laufbahn, um ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. Er trat in die Akademie als Adjoint Chimiſte. Seine Wißbegierde bewog ihn, ſich mit mehreren Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, ohne daß er auch nur in eine beſonders tief eingedrungen wäre. Er unternahm verſchiedene Reiſen, die ihn mit Kenntniſſen bereicherten. Nachdem er auf dem mittelländiſchen Meere die Küſten von Aſien und Afrika beſucht hatte, wurde er im J. 1736 mit Godin und Bouguer gewählt, um durch eine in Peru vorzunehmende Vermeſſung die Geſtalt der Erde zu beſtimmen, deren Abplattung gegen die Pole durch ſeine Bemühung außer Zweifel geſetzt wurde. (S. Geſtalt der Erde.) Zugleich machte er hier die Entdeckung, daß die Berge ſchwere Körper anziehen und ihnen eine andere Richtung geben, als ſie nach dem einfachen Geſetze der Schwere nehmen würden; eine Wahrheit, die nachher von Maskeline und Cavendiſh beſtätigt worden. Nachdem Condamine in Amerika ſeine Arbeiten, unter Beſiegung von tauſend Schwierigkeiten und Gefahren, vollendet hatte, kehrte er nach einer achtjährigen Abweſenheit in ſein Vaterland zurück, und begab ſich bald darauf nach Rom, wo der Papſt Benedict XIV. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ihm die erbetene Diſpenſation gab, um ſich mit einer ſeiner Nichten verheirathen zu dürfen. Seine Wißbegierde konnte weder durch Gefahren, noch durch Abſcheu und Entſetzen zurückgehalten werden. Man erzählt davon folgende Anekdote. Bei der Hinrichtung Damiens miſchte er ſich, um keinen Umſtand dieſer ſchrecklichen Todesart unbeachtet zu laſſen, unter die dabei beſchäftigten Henker. Man wollte ihn zurückweiſen, aber der oberſte derſelben, welcher Condamine kannte, verhinderte es mit den Worten: Laissez Monsieur, c'est un amateur. Seine Hauptwerke ſind ſeine Reiſebeſchreibung, und ſeine Schrift über die Geſtalt der Erde und über die berühmte Vermeſſung dreier Grade des Meridians. Außerdem hat er mehrere Memoiren über die Pockenimpfung geſchrieben, deren Verbreitung er mit großem Eifer zu befördern bemüht war.

Condé (Louis de Bourbon, Prinz von), mit dem Zunamen der Große, geb. 1621, einer der größten Feldherren des ſiebzehnten Jahrhunderts, beſaß bei einem vortheilhaften Aeußern etwas, das jeden unwillkührlich an ihn zog. So lange ſein Vater lebte, führte er den Titel Herzog von Enghien; er verewigte dieſen Namen durch die Schlacht bei Rocroi, in welcher er, erſt 22 Jahre alt, die Spanier ſchlug (1643). Nachdem er den Abend zuvor alles für die Schlacht angeordnet hatte, ſchlief er ſo feſt ein, daß man ihn, als die Zeit des Angriffs heranrückte, aufwecken mußte. Wo er hinkam, zeigte er ſich als Sieger: er war ſo glücklich, eine Niederlage des Marſchalls Turenne wieder gut zu machen; er belagerte (1646) im Angeſichte der ſpaniſchen Armee Dünkirchen, und brachte dieſen Platz zuerſt an Frankreich. Nicht weniger glücklich, als er gegen Frankreichs auswärtige Feinde war, war er bei Stillung des bürgerlichen Krieges, den Mazarin veranlaßt hatte, welcher nachher genöthigt war, ſich ſelbſt an Condé zu wenden. Eiferſüchtig auf den Ruhm des Prin-

zen und ſeinen Stolz fürchtend, ließ Mazarin ſeinen Befreier im J. 1650 als Gefangenen nach Vincennes bringen, und gab ihm erſt nach einem Jahre ſeine Freiheit wieder. Der beleidigte Condé trat jetzt in Unterhandlungen mit Spanien, und focht mit ſolchem Glücke wider ſein Vaterland, daß er nach Paris gehen konnte. Er bemächtigte ſich der benachbarten Plätze, indeß ſich Turenne der Hauptſtadt näherte, um dieſe zu decken. Beide Feldherren ſchlugen ſich den 2. Juli 1652 bei der Vorſtadt St. Antoine ſo tapfer, daß der Ruhm eines jeden dadurch vergrößert wurde. Kurze Zeit darauf wurde Friede geſchloſſen, welchem jedoch Condé nicht beitrat, ſondern ſich in die Niederlande begab. Der pyrenäiſche Friede im J. 1659 gab endlich Frankreich den großen Condé wieder; die Furcht vor ihm bewog Mazarin, in ſeine Wiedervereinigung zu willigen. Condé focht jetzt mit gleichem Glücke wie ehedem für ſein Vaterland. Nach Turenne's Tode im J. 1675 commandirte er noch eine Zeit lang die franzöſiſche Armee in Deutſchland und in den Niederlanden. Das Podagra nöthigte Condé endlich, ſich auf ſein ſchönes Landgut zu Chantilly bei Paris zurückzuziehen, wo er ſich den Wiſſenſchaften widmete. Hier beſuchten ihn Corneille, Boſſuet, Racine, Boileau, Bourdaloue und erfreuten ſich der geiſtreichen Unterhaltung des Prinzen eben ſo ſehr, als ſich dieſer der ihrigen. In der Kirche des heil. Ludwigs zu Paris wurde ihm ein Monument errichtet. Chantilly, deſſen Marſtälle die ſchönſten in Europa ſind, und wo man noch des großen Condé Degen zeigt, wurde während der Revolution durch Räuberbanden und die Einwohner der benachbarten Gegenden verwüſtet.

Condé (Louis Joſeph de Bourbon, Prinz von), geboren zu Chantilly den 9. Auguſt 1736, einziger Sohn des Herzogs von Bourbon und der Prinzeſſin von Heſſen Rheinfels. Durch den Tod beider Eltern kam er ſchon im 5. Jahre unter die Vormundſchaft des Grafen Charolais, ſeines Oheims. Er wurde von Ludwig XV. an ſeines Vaters Stelle zum Grand maitre de la maison und Statthalter von Burgund ernannt. Der Prinz wurde mit vieler Strenge erzogen, und machte ſchöne Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. 1758 vermählte er ſich ſchon mit der Prinzeſſin Charlotte Godefriede Eliſabeth de Rohan Soubiſe, welche ihm den Prinzen Bourbon Condé 1756, und 1757 eine Prinzeſſin gebar, die 1760 ſtarb. Während er als Gouverneur von Burgund mit den ſtändiſchen Angelegenheiten beſchäftigt war, rief ihn der Ausbruch des 7jährigen Kriegs zur Armee nach Deutſchland, wo er durch Muth und richtigen Blick ſich auszeichnete, und 1762 das Treffen bei Johannisberg über den Herzog von Braunſchweig gewann. Stets dem König, aber auch der alten Verfaſſung treu, widerſetzte er ſich Ludwig XV. wegen Einführung eines neugeſtalteten Parlaments, wurde deshalb verbannt, aber bald wieder zurückgerufen. Die Zeiten der Ruhe widmete er den Studien in freundlicher Geſelligkeit mit den beſten Köpfen ſeiner Zeit, und den Verſchönerungen von Chantilly, wo ihn Paul I. beſuchte. Seine rein ritterlichen Geſinnungen bewies ſein Duell mit dem Grafen Agoult, wobei er verwundet wurde. Der Strudel der Revolution faßte auch ihn. 1789 floh er nach Brüſſel und von da nach Turin; hierauf bildete er 1792 zu Worms aus den ausgewanderten Edelleuten ein kleines Heer, 6806 Köpfe ſtark, das zur öſterreichiſchen Armee unter Wurmſer ſtieß. Gleich nachdem er 1791 mit Guſtav III. von Schweden zu Aachen wegen künftiger Unternehmungen ſich beſprochen hatte, wurde er zu Worms von

einem Commiſſär der Nationalverſammlung und vom König ſelbſt aufgefodert, bei Verluſt aller ſeiner Güter binnen 14 Tagen nach Frankreich zurückzukehren. In Coblenz ertheilte er mit den übrigen Prinzen die verweigernde Antwort. Beim Ausbruch des Kriegs zeichnete ſich ſein Corps ſehr aus; allein Oeſterreichs Operationsplan ſtimmte nicht mit den Abſichten der Emigranten zuſammen, daher auch die Verbindung des Prinzen Condé mit Pichegrü ohne Folgen blieb. 1795 trat er mit ſeinem ganzen Corps in engliſchen Sold. 1796 zeichnete ſich der Prinz in dem Treffen bei St. Mergen in der Hölle, Bieberach, Schliengen ꝛc. vortheilhaft aus. Er trat 1797 in ruſſiſche Dienſte, und marſchirte mit ſeinem ganzen Corps nach Rußland, wo er in Pauls I. Reſidenz auf das freundlichſte und großmüthigſte empfangen wurde, um 1799 unter Suwarow wieder an den Rhein zurückzukehren, und 1800 nach der Trennung Rußlands von der Coalition wieder in engliſche Dienſte zu treten. Der Feldzug von 1800 endigte des Prinzen kriegeriſche Laufbahn; er zog ſich nach England zurück, wo er bis 1813 friedlich die Abtei Amesbury bewohnte, in welchem Jahre ſeine zweite Gemahlin, die Prinzeſſin von Monaco, ſtarb. Am 14. Mai 1814 zog er wieder in Paris ein, erhielt das 10. Linienregiment und die Würde des Generaloberſten der Infanterie, ſo wie die des Grand maître de France und das Protectorat des Ludwigordens. Er wohnte der berühmten königl. Sitzung am 17. März 1815 bei, floh mit dem König nach Gent und kehrte mit ihm im Juli 1815 nach Paris zurück, wo er zum Präſidenten eines Bureau der Pairskammer ernannt, einige Zeit ſich aufhielt, nachher aber nach Chantilly ſich zurückzog. Hier hatte er einſt das intereſſante Werkchen geſchrieben, welches ſeit 1806 in 2 Auflagen unter dem Titel: Essai sur la vie du grand Condé, par L. J. de Bourbon, son 4me descendant, erſchienen iſt. Er ſtarb im J. 1818. Sein Enkel war der Duc d'Enghien (ſ. d. Art.)

Condé (Louis Henri Joſeph, Herzog von Bourbon), Sohn des Vorigen, geb. den 13. April 1756, wurde, wie alle Prinzen ſeines Hauſes, für die Waffen erzogen. Kaum war er der Kindheit entwachſen, als ſein Herz mit der heftigſten Liebe an Louiſe Marie Thereſe Bathilde d'Orleans hing. Man beſchloß, daß er noch 2 Jahre reiſen ſollte, ehe er ſich mit ſeiner Braut vermählte. Allein er entführte die Geliebte aus ihrem Kloſter und ſie gebar ihm 1772 den Prinzen von Enghien. Condé's glühende Lebhaftigkeit veranlaßte zwiſchen ihm (1778) und dem Grafen Artois ein Duell, welches ſeine Verweiſung nach Chantilly zur Folge hatte. Er entzweite ſich gleichfalls mit ſeiner Gemahlin, und trennte ſich 1780 von ihr. 1782 reiſete er mit dem Grafen Artois ins Lager von St. Roch zur Belagerung von Gibraltar, zeichnete ſich dort überall aus und wurde nach ſeiner Rückkehr zum Marſchall ernannt. Der Stolz ſeines Namens, die Wärme ſeines Bluts und das Vertrauen auf Königsgewalt ließen ihm im Beginn der Revolution vielleicht zu auffallend verachtend ein gährendes Volk behandeln. Er rieth ſtets zum Gebrauch der Gewalt im Beginnen, und wanderte 1789 mit ſeinem Vater nach Turin aus, bittere Rachſucht im Herzen. Er ſchloß ſich an jenes Corps der franzöſiſchen Emigranten an, und zeigte 1792, 1793 und 1794 den alten Muth der Condés. 1795 ſchiffte er ſich in Bremen nach Quiberon ein, um in der Vendée eine Diverſion zu machen, mußte aber ohne Erfolg nach England zurückkehren. 1797 ging er mit dem Armeekorps ſeines Vaters nach Rußland und kehrte von da 1799 an den Rhein zurück. Nach Auflöſung der königl. franzöſiſchen Armee flüchtete er ſich 1800 nach England, wo er bis zum Mai 1814

lebte. Am 15. Mai 1814 wurde er zu Paris zum Generaloberſten der leichten Infanterie ernannt, und erhielt bei Buonaparte's neuem Einfall 1815 das Commando in den weſtlichen Departements, ohne den Sturm beſchwören zu können. Er mußte ſich conventionsmäßig zu Nantes einſchiffen, ſegelte nach Spanien, woher er im Auguſt über Bordeaux und Nantes nach Paris zurückkehrte. Sein Stolz und ein gewiſſes bitteres Rachegefühl ſchienen der ſo nöthigen Beruhigung der Gemüther nicht zuträglich zu ſein; er ſelbſt befand ſich nicht behaglich, rings von traurigen Erinnerungen umgeben, und fühlte ſich dadurch veranlaßt, Hof und Vaterland abermals zu meiden, und in England einen ruhigen Sitz für ſein Alter zu ſuchen.

Condenſation, Verdichtung. Außer mechaniſchen Kräften (ſ. Compreſſionsmaſchine) gibt es auch chemiſche Mittel zur Verdichtung. Dahin gehört die Kälte. Insbeſondere heißt Condenſation die Verdichtung luftförmiger Flüſſigkeiten zu tropfbaren, z. B. der Waſſerdämpfe zu Waſſer, durch die Kälte. Condenſation der Electricität nennt Volta ein von ihm erfundenes Werkzeug zur Sammlung und Meſſung der Electricität in ſolchen Fällen, da ſie ſich nur in ſchwächern Graden veroffenbart, und Condenſator der Wärme, Wärmeſammler, heißt eine Vorrichtung zur Sammlung des fühlbaren Wärmeſtoffs.

Condillac (Etienne Bonnot de), Abt von Mureaux, war 1715 zu Grenoble geboren. Er richtete früh ſeine Studien auf die Metaphyſik und erwarb ſich, zwar nicht bei der Menge, aber bei den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, den Ruf eines der erſten Philoſophen ſeines Vaterlandes. Daher ward er auch, als für den jungen Herzog von Parma, den Enkel Ludwigs XV., ein Lehrer gewählt werden ſollte, zu dieſem wichtigen Poſten ernannt. Die Methode, welche er beim Unterricht ſeines Zöglings befolgte, zeigte von ſeiner tiefen Einſicht. Er war nicht ſowohl bemüht, ihm Kenntniſſe beizubringen, als vielmehr ihn vorzubereiten, ſich einſt dergleichen ſelbſt zu erwerben. Im J. 1768 trat er in die franzöſiſche Akademie und ſtarb auf ſeinem Landgute Flux bei Baugenci im J. 1780. Sein erſtes Werk, betitelt Essai sur l'origine des connoissances humaines, erſchien 1746 in 2 Bänden. Condillac zeigt in dem erſten Theile deſſelben, welches die Materialien unſerer Kenntniſſe ſind, durch welche Kräfte ſie in Thätigkeit geſetzt werden, und welche Hülfsmittel der Geiſt dabei anwendet. Er erklärt die meiſten Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes durch das Princip der Ideenverbindung, das er in ſeinem ganzen Umfange ausführt. In dem zweiten Theile zeigt er auf eine ſehr geiſtreiche, wiewohl nicht immer völlig befriedigende Art, wie alle Künſte, eine aus der andern, entſtanden ſind. Dieſem Werke folgte 1749 ſein Traité des systêmes (2 Bde 12.), worin er die Nutzloſigkeit und Unſtatthaftigkeit derjenigen Syſteme zeigt, die auf Abſtractionen beruhen, und die Nothwendigkeit darthut, ihnen die Erfahrung zum Grunde zu legen. In dem Traité des sensations, welcher 1754 in 2 Bden 12. erſchien, ſetzte er die Fortſchritte der Ideen und die Entwickelung unſerer Geiſteskräfte, von dem erſten merkbaren Eindruck bis zu den erhabenſten Begriffen, in ihr ganzes Licht. Um den ungerechten Vorwurf, als habe er in dieſem Werke Büffon copirt, zu widerlegen, ſchrieb er 1755 ſeinen Traité des animaux, worin er mit den Grundſätzen des Traité des sensations ſiegreich gegen Büffon auftritt. Der Cours d'études, den er für den Infanten von Parma ſchrieb, erſchien 1755 in dreizehn Bänden, und enthält eine Grammatik, eine Kunſt zu ſchreiben, eine Kunſt zu urtheilen, eine Kunſt zu denken und eine allgemeine Geſchichte der Menſchen und Staaten.

Sein Werk le Commerce et le Gouvernement, considerés relativement l'un à l'autre wurde von den Oekonomiſten angegriffen, bleibt aber, ungeachtet einiger Fehltritte, immer ein Muſter der Methode für die Behandlung ähnlicher Gegenſtände. Seine Logique und ſeine Langue des calculs, welche letztere erſt nach ſeinem Tode erſchien, waren ſeine letzten Werke. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften erſchien 1803 zu Paris in 32 Bänden, 12. Ein großer Verſtand, ein ſicheres Urtheil, eine reine und tiefe Metaphyſik, eine eben ſo ausgewählte als ausgebreitete Literatur, ein feſter Charakter, ernſte Sitten ohne Rauhigkeit, ein etwas ſentenziöſer Ton, mehr Philoſophie als Gefühl und Phantaſie, dies ſind die Hauptzüge zu einem Gemählde Condillac's, die ſich auch in ſeinen Schriften abſpiegeln.

Condorcet (Marie-Jean-Antoine-Nicolas Caritat, Marquis von), geboren 1743 zu Ribemont bei St. Quentin in der Picardie, ward in dem College de Navarre erzogen und machte in der Mathematik ſo glückliche Fortſchritte, daß er ſich ihr ganz zu widmen beſchloß. Im J. 1762 kam er nach Paris, wo der Herzog von la Rochefoucauld ihm ſeinen Schutz angedeihen ließ. Condorcet trat in Verbindung mit dem berühmten Geometer Fontaine, und lieferte zwei Abhandlungen: Essai sur le calcul intégral (1765) und Problème des trois corps (1767), die er der Akademie vorlegte, welche ihn dafür 1769 zu ihrem Mitgliede ernannte. Er fuhr fort, ſich mit der Analyſis zu beſchäftigen, und ſchrieb mehrere Abhandlungen, die einen tief eindringenden Geiſt verrathen, aber er unterließ ſtets, nützliche Anwendungen zu liefern. Jene Abhandlungen ſind zerſtreut in den Sammlungen der Akademien von Paris, Berlin, Petersburg, Turin u. ſ. w. Im J 1773 gab er ſeine Eloges des académiciens morts avant 1699 heraus, die ihm, obgleich man oft das Intereſſe darin vermißte, die Secretärſtelle bei der Akademie verſchafften. Erſt im J. 1782 trat er in die franzöſiſche Akademie. Seine Rede bei der Aufnahme handelte von den Vortheilen, welche die Geſellſchaft aus der Vereinigung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften mit den moraliſchen ziehen kann. Unter die vielen Elogen, die er vermöge ſeines Amts in der Akademie der Wiſſenſchaften vorlas, werden die auf d'Alembert, Bergmann, Büffon, Euler, Franklin, Linné, Vaucanſon beſonders ausgezeichnet. Dieſe Namen gaben ihm Gelegenheit bei der Darſtellung der größten Entdeckungen des verfloſſenen Jahrhunderts die ganze Fülle ſeines Talents zu zeigen. Im Jahre 1777 gewann er einen Preis der berliner Akademie über die Theorie der Cometen. Auch berechnete er die Formeln für den Widerſtand der Flüſſigkeiten, nach den von ihm gemeinſchaftlich mit d'Alembert und Boſſut gemachten Verſuchen. Aber mit beſonderer Vorliebe beſchäftigte er ſich mit philoſophiſchen Forſchungen. Als ein Freund Turgots unterſuchte er die verſchiedenen Syſteme der Oekonomiſten; als ein Freund d'Alemberts lieferte er eine Menge Artikel für deſſen Encyklopädie. Während des amerikaniſchen Kriegs ſchrieb er für die Unabhängigkeit der Colonien, vertheidigte die Freiheit der Neger, entwickelte die Mißbräuche des Despotismus und offenbarte in allen ſeinen Werken die ihn beſeelenden republikaniſchen Grundſätze. Unter einem kalten Äußern verbarg er eine ungewöhnliche Energie. Im Jahre 1788 gab er ſein Werk über die Provinzialverſammlungen heraus, in der Abſicht, die Reformen, deren die Staatsverwaltung ihm fähig und bedürftig ſchien, vorzubereiten. Mit Eifer ergriff er zu Anfang der Revolution die Volkspartei. Er redigirte mit Ce-

rutte die Feuille villageoise. Im J. 1791 ward er Commiſſär der Schatzkammer. Als Deputirter von Paris trat er in die geſetzgebende Verſammlung, zu deren Secretär er am 3. October ernannt wurde. Er erkannte hier nur diejenigen Emigrirten des Todes ſchuldig, welche die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen hatten. Im Februar 1792 führte er den Vorſitz und nach dem 10. Auguſt redigirte er die Adreſſe an die Franzoſen und ganz Europa, worin die Gründe zur Suspenſion des Königs auseinander geſetzt wurden. Als Deputirter des Aisnedepartements in der Nationalverſammlung ſtimmte er meiſt mit den Girondiſten. In dem Prozeß des Königs war ſein Votum, „die härteſte Strafe, welches aber nicht die Todesſtrafe ſei.“ Er ſchlug vor, in Zukunft die Todesſtrafe, außer bei Staatsverbrechen, ganz abzuſchaffen. Damals wurde ſein Name aus der Liſte der petersburger und berliner Akademie geſtrichen. Als Mitglied des erſten Wohlfahrtsausſchuſſes und dann der Conſtitutionscomitée hatte er einen Plan entworfen, welcher angenommen werden ſollte, als die Revolution vom 31. Mai eintrat. Er war anfangs nicht unter den Proſcribirten; da er ſich aber ohne Schonung gegen die Conſtitution von 1793 erklärte, ward er am 8. Juli von Chabot denuncirt, und am 3. October als ein Mitſchuldiger Briſſot's in Anklageſtand geſetzt. Gezwungen, ſich zu verbergen, und bald darauf geächtet, fand er acht Monate lang eine Zuflucht bei einer großmüthigen Freundin. Da aber ein neues Decret auch diejenigen mit der Todesſtrafe bedrohte, die den Geächteten eine Freiſtatt gewährten, wollte er ſeine Wohlthäterin nicht in Gefahr bringen, und verließ gegen die Mitte des Märzes 1794 Paris, ohne Paß und in geringer Kleidung. Er wollte ſich auf dem Landhauſe eines alten Freundes (Suard) verbergen, traf denſelben aber nicht an, und brachte mehrere Nächte in einem einſamen Steinbruch zu. Der Hunger zwang ihn endlich, in ein Wirthshaus zu Clamart zu treten, wo er einen Eierkuchen verlangte. Er gab ſich für einen Bedienten aus, deſſen Herr geſtorben ſei. Auf die Frage der Wirthin, wie viel Eier ſie nehmen ſolle, antwortete er, ein halbes Dutzend. Da ſein elender Aufzug ſie wegen der Bezahlung beſorgt zu machen ſchien, zog er, ſie deshalb zu beruhigen, eine Brieftaſche hervor, deren Eleganz zu ſeinem Aeußern ſo wenig paßte, daß er dadurch einem zufällig gegenwärtigen Mitgliede der Revolutionscomitée des Orts verdächtig wurde. Dieſer ließ ihn verhaften und nach Bourg-la-Reine bringen, wo man ihn in ein Gefängniß warf. Als man am folgenden Morgen (28. März 1794) ihn zum Verhör führen wollte, fand man ihn todt. Er hatte von dem Gifte Gebrauch gemacht, das er für einen äußerſten Fall ſtets bei ſich führte. Condorcet behauptet als Geometer und Philoſoph einen ausgezeichneten Rang. Seine Philoſophie, deren Grundlage der Skepticismus war, hatte die unendliche Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts zum ſteten Ziele. Das Glück der Menſchheit ſchien in der letzten Zeit ſeine einzige Leidenſchaft zu ſein. Wenn er die Parlamente, die Geiſtlichkeit, den Adel, das Königthum verfolgte, ſo haßte er nur die Sache, nie die Menſchen. Er zeigte bei großer Feſtigkeit eben ſo viel Milde und Nachſicht. An ſeinen Schriften hat man Dunkelheit, einen verwickelten Styl und häufige Nachläſſigkeiten getadelt; allein ihre Menge erklärt und entſchuldigt dieſen Fehler. Seine vollſtändigen Werke ſind 1804 in 21 Bänden erſchienen. Wir zeichnen darunter nur ſeine Esquisse d'un tableau historique des progrès de

l'esprit humain und ſein Moyen d'apprendre à compter ſurement et avec facilité aus, welche er noch in der Zeit der Verfolgung ausgearbeitet hatte.

Conductor, in der Naturlehre, der Leiter an der Electriſirmaſchine, der die empfangene Electricität wieder mittheilt.

Confeſſion, das Glaubensbekenntniß, z. B. die augsburgiſche Confeſſion. Auch eine Glaubenspartei, z. B. die drei chriſtlichen Confeſſionen, die römiſch-catholiſche, evangeliſche und reformirte. Confiteor, ich bekenne, heißt die Beichte, welche der catholiſche Geiſtliche zu Anfange des Gottesdienſtes, oder der Meſſe, vor dem Altare ablegt.

Confirmation heißt der Gebrauch der Proteſtanten, den die catholiſche Kirche Firmung oder Firmelung (ſ. d. Art.) nennt. Die Reformatoren hatten die Firmung, weil ſie die Wirkung der Taufe zu verkleinern ſchien, ganz abgeſchafft. Da man aber doch die Nützlichkeit einer religiöſen Feier zur Erneuerung des Taufbundes der Catechumenen vor dem erſten Genuſſe des heiligen Abendmahls einſehen mußte, wurde ſie ſpäter mit Hinweglaſſung der Salbung (ſ. d. Art. Chrisma) unter den Proteſtanten wieder eingeführt. Dies geſchah ſchon zu Ende des 16. Jahrhunderts in Heſſen und Brandenburg und im 17. Jahrhunderte, beſonders durch Spener's Eifer, auch in andern proteſtantiſchen Ländern. Als eine öffentliche kirchliche Handlung, die alljährlich mit den Catechumenen einer Parochie zugleich gehalten wird, kam ſie aber erſt ſeit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Weſentlich iſt dabei, außer einer vorhergehenden Prüfung der Religionskenntniſſe der Catechumenen, die Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes, um ihren Taufbund zu erneuern und die darauf mit Gebet und Händeauflegen durch die Prediger zu verrichtende Einſegnung. In den letzten Decennien hat man viel gekünſtelt, um ſie recht feierlich zu machen und hier und da eine Mannichfaltigkeit imponirender ſymboliſcher Handlungen dabei anzubringen geſucht, die bisweilen in theatraliſchen Pomp ausartete. Der Zweck der Confirmation aber, den jungen Chriſten eine Weihe ihrer nun mit ſelbſtſtändiger Thätigkeit zu erſtrebenden religiöſen und moraliſchen Mündigkeit zu geben und der Charakter des Proteſtantismus erfodert nur Eindringlichkeit und einfache Würde der Reden, Gebete und Geſänge — in denen man am ſchicklichſten die Confirmanden mit der Gemeinde abwechſeln läßt — um eine Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, die um ſo nachhaltiger zu ihrer Beſſerung wirken wird, je mehr ſie ſich auf ihre eigene Einſicht, Ueberzeugung und Frömmigkeit gründet; und dieſe hängt wiederum hauptſächlich von der Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit ihrer Erzieher und Lehrer ab. E.

Conföderation, eine Verbindung, daher: ſich conföderiren, ſich unter einander verbinden. — Dies Wort und ſeine Bedeutung hatte in den letzten Zeiten ein erneutes Intereſſe erhalten durch die rheiniſche und die polniſche Conföderation, welche als Ausflüſſe des ſeit Napoleons Thronbeſteigung ſich geltend gemachten franzöſiſchen Föderativ-Syſtems zu betrachten ſind, und eine ſo große Rolle in dem erhabenen Trauerſpiele, das Europa bis 1814 darſtellte, behaupten. Die nordamerikaniſche Conföderation ward für Amerika gleich wichtig.

Confrontiren, Confrontation. Man verſteht darunter die gerichtliche Handlung, wenn Perſonen, deren Ausſagen über eine

gewiſſe That oder Sache von einander abweichen, einander perſönlich entgegengeſtellt und zuſammen verhört werden, um die Wahrheit deſto ſicherer herauszubringen.

Confucius oder Con-fu-tſe, welcher, wie Moſes, Zoroaſter und Mohammed, einen weitverbreiteten Einfluß auf Mit- und Nachwelt geäußert hat und nach Jahrtauſenden noch von ſeinem Volke geehrt und in Europa wie in Aſien mit Achtung genennt wird, lebte um das J. 497 nach Chriſti Geburt. Er war aus königlichem Geblüt entſproſſen, ward in dem Königreiche Lou (welches gegenwärtig unter dem Namen Schang-tong eine Provinz des damals noch nicht zu einer großen Monarchie vereinigten chineſiſchen Reichs ausmacht) geboren, bekleidete eine lange Zeit an dem Hofe des Königs dieſes Reichs die Würde eines Mandarin, verließ aber dieſe Würde, als der König ſeinen Rathſchlägen nicht mehr folgen wollte, ging in das Königreich Sum und trat hier als Sittenlehrer auf. In ſeinem ganzen Leben erſcheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiſer, welcher weder die beſtehenden Verfaſſungen umſtürzen noch durch Betrug Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen erlangen, ſondern nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte. Er lehrte in den Städten und an den Höfen der Fürſten. Viele ſammelten ſich um ihn, und er ward der Stifter einer zahlreichen Secte, welche noch in China fortdauert, ſich aber niemals über die Grenzen dieſes Reichs ausgebreitet hat. Seine Religionsmeinungen ſind ſehr ungewiß und ſtreitig, und es ſcheint nicht, daß er den unter ſeinem Volke herrſchenden Glauben verändert und gereinigt habe. Man kann indeß mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß er die Unſterblichkeit der Seele lehrte und den ſchon unter den Chineſen herrſchenden Glauben an das Loos und an die Wahrſagung, ſo wie die Verehrung gewiſſer Geiſter, welche als Beſchützer und Wohlthäter über die Elemente und die verſchiedenen Theile der Erde wachen, billigte und fortpflanzte. Gewiß iſt es, daß er ſeinen Schülern die Verehrung der Vorfahren zur Pflicht machte. Mehr als von ſeiner Religionslehre wiſſen wir von ſeiner Moral, und als Sittenlehrer war er beſonders ausgezeichnet. Tief hatte er das menſchliche Herz erforſcht und ſeine Sittenlehre umfaßt alle Verhältniſſe des Lebens und enthält allgemein gültige Gebote. Auf die eindringendſte Weiſe lehrt er allgemeine Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit und Redlichkeit, und die Beobachtung der einmal eingeführten Ceremonien und Sitten, weil es rathſam ſei, daß die, welche zuſammen leben, auf einerlei Weiſe leben und Vortheil und Beſchwerden theilen. Bald wirft er ſeinen Blick auf das Alter und gebietet Ehrerbietung gegen daſſelbe; bald kehrt er ihn auf die Kinder und lehrt, wie man die erwachenden Neigungen lenken und die aufkeimenden Leidenſchaften unterdrücken ſolle; bald redet er von den friedlichen Tugenden des häuslichen Lebens; bald ermahnt er die Monarchen, Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zu üben. Auch pries er das Glück der Freundſchaft und lehrte die Beleidigungen verzeihen. Weniger Beifall verdient er als Geſetzgeber; denn indem er alles auf die väterliche Gewalt und auf die kindliche Liebe zurückführt, vergißt er zu ſehr, daß es nicht genug iſt, auf die Sitten der Bürger zu wirken, ſondern daß auch ihre Rechte geſichert werden müſſen. Die Grenzen der väterlichen Gewalt dehnte er unleugbar zu weit aus, indem er den Aeltern ſogar das Recht, ihre Kinder zu verkaufen, zugeſtand, und es war eine ſeiner Weisheit unwürdige Sophiſterei, wenn er ſagte, da die Kinder ſich

ſelbſt verkaufen könnten, ſo dürfe man nicht Bedenken tragen, eben dieſes Recht auch den Urhebern ihres Daſeins zuzugeſtehen. Vornehmlich irrte Confucius darin, daß er die Geſetzgebung nur als einen Zweig der Moral betrachtete und ſich daher begnügte, allgemeine Vorſchriften zu geben. Auch hindert ihn die Achtung gegen die frühern Geſetzgeber ſeines Volks, in eigene Unterſuchungen einzugehen, er ließ es lieber bei den Ausſprüchen dieſer berühmten Männer bewenden, deren Schüler er ſich nannte. Sehr beifallswerth war es, daß er zur Ehe nachdrücklichſt ermunterte und den Ackerbau empfahl; den Handel aber, ohne ihn ganz zu unterſagen, begünſtigte er weniger. Unter den Schriften, welche ihm zugeſchrieben werden, iſt das Schuking oder Schan-Schu die wichtigſte; doch iſt ungewiß, ob dieſe Schrift in allen ihren Theilen von ihm herrührt. Vergleicht man Confucius, Mohammed und Zoroaſter mit einander, ſo hat Mohammed als Religionsſtifter, Zoroaſter als Geſetzgeber, Confucius aber als Sittenlehrer den Vorzug. Noch dauert in China die von Confucius gegründete Secte, welche viele Mitglieder zählt, fort, und ſie erweiſet ihrem Stifter göttliche Verehrung.

Congo iſt im weitern Sinne die Südweſtküſte von Afrika oder Niederguinea, und im engern Sinne ein Theil derſelben. Congo im weitern Sinne oder Niederguinea bezeichnet den Küſtenſtrich Afrikas auf der Weſtſeite vom Vorgebirge Lopez Gonſalva bis zum Vorgebirge Negro, der ſich 210 Meilen weit, vom Aequator bis zum 17° der Südbreite, erſtreckt. Die Grenzen ſind nördlich Oberguinea, öſtlich das unbekannte innere Afrika, ſüdlich das Kaffernland und weſtlich das äthiopiſche Meer. Von den im Innern ſich erhebenden Bergen kommen eine Menge Flüſſe und Bäche herab, die auch in der heißeſten Jahreszeit nicht verſiegen, und von Oſten nach Weſten fließend ſich in das Meer ergießen. Alle ſind Küſtenflüſſe, mit Ausnahme des Congo oder Zaire, der tief aus dem Innern Afrikas kommt, und den man in den neuern Zeiten für einen und denſelben Strom mit dem im Innern Afrikas fließenden Niger hält. Jedoch iſt dieſe Hypotheſe durch die 1816 von den Engländern auf dieſem Strome unternommene Expedition unwahrſcheinlich geworden, indem die Engländer den Congo nicht ſo anſehnlich fanden, daß er die Fortſetzung und Mündung des großen Nigerfluſſes ſein könnte. Dieſe Expedition der Engländer beſtand aus einem Schooner, commandirt vom Capitän Tukey und einem Transportſchiffe, und war beſtimmt, auf dem Congo ſo weit als möglich in das Innere Afrikas einzubringen. 120 Meilen weit befuhr die Geſellſchaft den Fluß, und da die ungemein reißenden Ströme des Congo das Weiterfahren unmöglich machten, ſo wurde noch eine Landreiſe 30 Meilen weiter unternommen. Hierauf kehrte die Geſellſchaft um, aber der größte Theil derſelben unterlag den Beſchwerlichkeiten und Krankheiten. Congo oder Niederguinea hat, da es in der heißen Zone liegt, ein ſehr warmes Clima, das jedoch durch die anhaltenden Regengüſſe, die Seewinde, ſtarken Thau und die Gleichheit der Tage und Nächte gemildert wird. Man kennt hier nur zwei Jahrszeiten, die trockne oder den Sommer, und die Regenzeit oder den Winter, durch welchen die Natur neues Leben empfängt, und die Gewächſe zu grünen und zu blühen anfangen. Eis und Schnee ſind hier unbekannt. Der Boden iſt längs der Küſte hin meiſtens eben, weniger fruchtbar und ſandig; im Innern erheben ſich Hügel und Berge, und hier iſt der

Boden ungemein fruchtbar und ergiebig, ſo daß man jährlich zweimal erntet. Der Reichthum der Producte iſt ſehr groß. Es giebt europäiſche Hausthiere, viele wilde Thiere, als Elephanten, Rhinozeroſſe, Flußpferde, wilde Büffel, wilde äthiopiſche Schweine, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakals, Affen von vielerlei Arten und in großer Menge, Zebra's, Antelopen, vieles zahme und wilde Geflügel, vielerlei Schlangen, darunter auch Rieſenſchlangen, einen großen Reichtbum von Fiſchen; aus dem Pflanzenreiche: Reis, Mais, europäiſche Gartengewächſe, Maniok- und Jamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr, Malaghettapfeffer, vielerlei Arten von Palmen, Tamarinden, Mangle- und Kalabaſſenbäume, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Piſang, Kaſſien und viele andere Gewächſe, denn die Vegetation iſt äußerſt üppig. Die Berge im Innern ſind erzhaltig und haben Gold, Silber, ſchönes feines Kupfer, Zinn, Queckſilber, Eiſen, Marmor, Porphyr, Jaspis, Kryſtall, Stein- und Quellſalz. Die Bewohner ſind Neger, die in viele kleine Völkerſchaften getheilt ſind, und durch ihre Olivenfarbe, das krauſe röthliche Haar, minder aufgeworfene Lippen und kleinere Statur ſich ſehr von den Negern in Oberguinea unterſcheiden. Sie ſtehen auf einer niedrigen Stufe der Cultur, treiben jedoch etwas Ackerbau und kennen auch einige mechaniſche Künſte. Sie haben die guten Eigenſchaften und Fehler der Naturmenſchen. Bei ihrer natürlichen Trägheit beſitzen ſie eine angeborene Leidenſchaftlichkeit. Ihre Religion beſteht meiſtens in einem rohen Fetiſchendienſt. So wird in dem Reiſebericht der engliſchen Congoexpedition unter Tukey erzählt, daß die Neger, die einen Beſuch auf einem der engliſchen Schiffe machten, alle, ohne Ausnahme, mit Fetiſchen behangen waren, den ſonderbarſten und mannichfaltigſten, die man finden könnte. Sie waren verfertigt aus Lumpen, Holz, Steinen, Muſchelſchaalen, Horn, Glas und dergleichen; vorzüglich aber war ein Bein von einem gewiſſen Affen der Gegenſtand religiöſer Verehrung. Der Hauptfetiſch des einen war ein abenteuerliches Gebilde von zwei Menſchen, umgeben von Ziegenbockshörnern, Muſcheln und dergleichen. Man bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſe Menſchenfiguren ſtatt der Negergeſichter, die man zu finden erwarten ſollte, ägyptiſche Phyſiognomien hatten. — Außer den Negern haben ſich die Schaggaer, die erſt im 16. Jahrhunderte aus dem innern Afrika hieher vorgedrungen ſind, einiger Gegenden von Niederguinea bemächtiget. Von europäiſchen Nationen haben ſich die Portugieſen hier angeſiedelt. Sie kamen zuerſt 1484 nach Niederguinea, wurden von den Einwohnern gaſtfrei empfangen, eroberten das Land 1578, breiteten die chriſtliche Religion daſelbſt mit glücklichem Erfolge aus, ſo daß jetzt ein beträchtlicher Theil der Neger ſich zur catholiſchen Religion bekennt, und benutzten ihren Einfluß dahin, daß ſie ſich einen Theil dieſes Küſtenreichs unterworfen haben, und in den meiſten übrigen Gegenden ſich eine Art von Oberherrſchaft anmaßen. Dieſer Beſitz war ihnen beſonders wegen des Sclavenhandels wichtig. Man theilt Congo im weitern Sinne oder Niederguinea gewöhnlich in folgende Landſchaften ein: Loango, Cacongo, Congo (im engern Sinne), Angola, Matamba, Benguela und Jago-Coconda. Die Verfaſſung in allen dieſen Staaten iſt deſpotiſch, doch ſtehen die Könige von Loango, Congo, Angola, Matamba und Benguela in Abhängigkeit von den Portugieſen. Beſonders ſind die Könige von Congo und Angola gänzliche Vaſallen von den Portugieſen. In Congo iſt die chriſtlich-catholiſche Religion eingeführt,

und die Verfaſſung hat viele Aehnlichkeit mit dem vormaligen deutſchen Feudalſyſteme, denn es beſteht aus mehreren größern und kleineren Fürſtenthümern, die zum Theil von dem Könige beſtätigt werden, der zwar deſpotiſch herrſcht, aber den Portugieſen unterworfen iſt. In der Stadt St. Salvator, der erſten königlichen Reſidenz, welche auf europäiſche Art gebaut iſt, unterhalten die Portugieſen eine Beſatzung, und die in der Provinz Angola gelegene Stadt San Paolo de Loanda iſt der Sitz des portugieſiſchen Gouverneurs der ſämmtlichen portugieſiſchen Beſitzungen auf der Südweſtküſte von Afrika.

Congregationen heißen am päpſtlichen Hofe die aus Cardinälen und Beamten des Papſtes beſtehenden Verſammlungen, welche zur Beſorgung gewiſſer Angelegenheiten und faſt für jeden Zweig geiſtlicher und weltlicher Staatsverwaltung Statt finden: dahin gehört ſelbſt die Inquiſition (Congregation des heil. Amtes), die Congregation zur Auslegung und Vollziehung des tridentiniſchen Conciliums (del Concilio), die Congregation de propaganda fide, welche letztere ein von den Päpſten eingeſetztes Collegium aus zwölf Cardinälen und einigen Prälaten iſt, das die Verbindlichkeit auf ſich hat, für die Ausbreitung des römiſch-katholiſchen Glaubens, namentlich für die Bekehrungsgeſchäfte und Miſſionen, wie auch für Ausrottung der Ketzereien zu ſorgen. (Vergl. Propaganda.) So gibt es auch eine militäriſche Congregation, deren Präſident ebenfalls ein Prälat iſt. Congregation heißt auch eine Geſellſchaft mehrerer Klöſter von einerlei Regel, die zuſammen eine regulirte Corporation ausmachen, Capitel halten und ihre Obern wählen; die Provinz eines geiſtlichen Ordens wird ebenfalls Congregation genannt.

Congreß wird die Verſammlung der Bevollmächtigten mehrerer Mächte zu Verhandlungen über einen Friedensſchluß oder andere Gegenſtände genannt. Zu dieſem Behufe wird vorläufig unter den Mächten über folgende Puncte, bisweilen ſelbſt in einem Präliminär-Congreß, verhandelt: 1. über Ort und Zeit der Zuſammenkunft; 2. über die Neutralität des Orts und der umliegenden Gegend; 3. über die Sicherheit der Geſandten und ihrer Couriere; 4. über die Mächte, deren Geſandten zugelaſſen werden ſollen; 5. über Ceremoniel und Bevollmächtigung der Geſandten. Dieß ausgemacht, verſammeln ſich die Geſandten auf dem Congreß, wo dann, nach der gewöhnlichen Bewillkommnung und Feſtſetzung des Tages, an welchem der Congreß eröffnet werden ſoll, an dieſem beſtimmten Tage zuvörderſt die Vollmachten verleſen und in vidimirten Abſchriften unter den Geſandten ausgewechſelt, oder, im Fall die verhandelnden Theile über die Annahme eines Vermittlers (Mediateur) übereingekommen, dieſem übergeben werden. Hierauf beginnen die Conferenzen ſelbſt, entweder unmittelbar unter den Geſandten oder mit dem Vermittler, an einem dazu feſtgeſetzten Orte oder abwechſelnd in den Wohnungen; im Fall ein Vermittler da iſt, in deſſen Wohnung. Schriftlich oder mündlich dauern dann dieſe Verhandlungen fort, bis es entweder dahin gediehen iſt, daß man zur Unterzeichnung eines Tractats ſchreiten kann, oder einſieht, daß der Zweck nicht erreicht werden könne, in welchem Falle der Congreß durch Zurückberufung der Geſandten getrennt wird. Im vorigen Jahrhunderte folgten auf die Congreſſe zu Abo 1743, zu Aachen 1748, zu Hubertsburg 1762 Friedensſchlüſſe; dagegen gingen die zu Cambray 1721 bis 1725, zu Soiſſons 1729, zu Breda 1747, zu Focſani 1772, zu Bukareſt 1773, zu Raſtadt 1797 fruchtlos auseinander. Früher als dieſe war einer der merkwürdigſten der, welcher

den weſtphäliſchen Frieden zur Folge hatte. Einer der merkwürdigſten Congreſſe der neuern Zeit war unſtreitig der General Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika, der 1774 ſeinen Anfang zu Philadelphia nahm, und damals von zwölf Colonien, von jeder mit einem Deputirten beſchickt wurde, jetzt aber zu Waſhington von den Abgeordneten der vereinigten Staaten, die in zwei Kammern abgetheilt ſind, gehalten wird, und in unſerer neueſten Zeit der, welcher in den Jahren 1814 und 1815 in Wien Statt hatte, theils wegen der großen und umfaſſenden Intereſſen, die auf demſelben vermittelt wurden, theils weil alle chriſtliche Souveräne von Europa, und von ihnen viele in eigener Perſon, an demſelben Antheil nahmen. In dem pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 war (Art. 32.) feſtgeſetzt worden, daß innerhalb einer Friſt von zwei Monaten alle Mächte, welche von beiden Seiten in den Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien zu ſchicken hätten, um in einem Generalcongreß die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des Tractats vervollſtändigen ſollten. Der Umfang und die Schwierigkeiten der vorbereitenden Arbeiten erlaubten aber nicht, den Congreß ſo früh zu eröffnen als in Paris verabredet worden war; weßwegen ſein Anfang auf den erſten November verſchoben wurde. Die Verſammlung war ſehr glänzend. Man ſah hier den Kaiſer von Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Wirtemberg, die Kronprinzen von Baiern und Wirtemberg, die Großherzoge von Baden und Sachſen-Weimar, und mehrere andere Souveräne, viele Prinzen von mittelbaren Häuſern, und ein ſehr zahlreiches diplomatiſches Corps, unter dem ſich viele in der Geſchichte unſerer Zeit herrlich glänzende Namen befanden. Für die acht Höfe, welche den Tractat von Paris unterzeichnet hatten, waren folgende Miniſter zum Congreſſe bevollmächtigt; Für Oeſterreich der Fürſt von Metternich und der Freiherr v. Weſſenberg; — für Rußland die Grafen Raſumowsky, von Stackelberg und v. Neſſelrode; — für Frankreich der Fürſt v. Talleyrand, der Herzog v. Dalberg, der Graf Latour du Pin und der Graf Alexis Noailles; — für England die Lords Caſtlereagh (ſpäter von Wellington abgelöſet), Cathcart, Clancarty und Stewart; — für Preußen der Fürſt v. Hardenberg und der Freiherr v. Humboldt; — für Schweden der Graf Löwenhielm; — für Spanien der Chevalier Labrador; — für Portugal der Graf Palmella Souza Holſtein, der Graf Saldanha da Gama, und der Chevalier Lobo de Silveira. Für die deutſchen Angelegenheiten bildeten Oeſterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Wirtemberg einen Ausſchuß, zu deſſen Verhandlungen aber ſpäter auch die Bevollmächtigten der übrigen deutſchen Souveräne und der freien Städte beigezogen wurden. Der Congreß gab bald in Beziehung auf die Territorial-Verhältniſſe der Staaten große Reſultate, indem er theils neue Anordnungen beſchloß, theils ältere Verträge beſtätigte. Der Kaiſer von Rußland eignete ſich den größten Theil des Herzogthums Warſchau zu, wobei er aber geſchehen ließ, daß Preußen das Herzogthum Poſen zurück behielt, und Krakau zu einer freien Stadt erklärt wurde. Der König von Sachſen ſah ſich genöthigt, den größeren Theil ſeines Landes durch die Aufopferung des geringeren zu erhalten. Preußen machte mannichfaltige Ländererwerbungen; aber es mußte dabei den Vortheil der Contiguität entbehren. Dieſen Vortheil gewann dagegen das neue Königreich

Hannover, mit den anſehnlichen Acquiſitionen, die es machte. Eine beſondere Gunſt ward den Souveränen von Oldenburg, Sachſen-Coburg und Meklenburg-Strelitz erwieſen, indem man ihnen Erwerbungen auf dem linken Rheinufer zuerkannte; gleicher Gunſt erfreute ſich der Großherzog von Sachſen-Weimar, der ſeine alte Gränze beträchtlich erweiterte. Baiern ward im Beſitze von Würzburg und Aſchaffenburg beſtätigt, wofür es ſein Tyrol und Voralberg hingegeben hatte. Das Königreich der Niederlande wurde anerkannt, Luxemburg aber dem deutſchen Reiche einverleibt. Die Schweiz erhielt eine Verſtärkung durch drei ihr eher entfremdete Cantone. Genua ward dem Könige von Sardinien, Modena und Toscana ihren alten Regentenhäuſern, Parma der Erzherzogin Marie Louiſe gegeben, und Lucca der Infantin Marie Louiſe von Spanien überwieſen. Der Kirchenſtaat ward hergeſtellt, und Ferdinand IV. wurde wieder König beider Sicilien. Ein herrlicher Länderumfang ward Oeſterreich im italieniſchen Norden zu Theil. Olivenza ſollte an Portugal, Guiana an Frankreich zurückgegeben werden. — So hohes und mannichfaltiges Intereſſe dieſe Verfügungen über den Länderbeſtand der Staaten darboten, ſo war die Aufmerkſamkeit doch nicht weniger auf die Organiſation der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe von Deutſchland geſpannt, deren Bearbeitung erſt nach Erledigung der Territorialangelegenheiten vorgenommen, und deren Reſultate in der am 8ten Jun. 1815 unterzeichneten deutſchen Bundesacte ausgeſprochen wurden (ſ. d. Art. Deutſchland). Während dieſe wichtigen Unterhandlungen zur neuen Anordnung des großen Staatshaushalts von Europa betrieben wurden, landete Napoleon an der Küſte von Frankreich (1ſten März 1815) und alles, was bisher erwirkt und verfügt war, gerieth aufs neue in einen wankenden Zuſtand von Sicherheit. Man ließ ſich aber hierdurch in Wien in der Fortſetzung der Geſchäfte nicht hindern, und erklärte zugleich, daß die durch die Siege von 1813 und 1814 errungenen Grundlagen der Staaten-Verhältniſſe gegen jeden Widerſtand unerſchütterlich behauptet werden ſollten. Schon am 13ten März erließen die verbündeten Mächte von Wien aus eine Proclamation, in der ſie Napoleons Unternehmung für verbrecheriſch und ihn für rechtlos erklärten, und am 12ten Mai faßten ſie einen neuen Beſchluß, daß ſie auf dieſer Erklärung beharrten, ungeachtet der Uſurpator den franzöſiſchen Thron wieder beſtiegen habe. Am 25ſten März hatten Oeſterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen durch einen zu Wien geſchloſſenen Vertrag ſich verbunden, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Napoleon außer Stand geſetzt ſein werde, Unruhen zu erregen und Verſuche zur Erlangung der höchſten Gewalt in Frankreich zu wagen, zu welchem Ende jede dieſer Mächte verſprach, 150,000 Mann im Felde zu erhalten; England aber übernahm, in einer Additionalconvention vom 30ſten April, die Verbindlichkeit an Oeſterreich, Rußland und Preußen, auf ein Jahr lang, eine Subſidie von 5 Mill. Pfund zu bezahlen. Alle übrigen europäiſchen Mächte, mit Ausnahme von Schweden und der Pforte, traten dem Bündniſſe gegen Frankreich bei. Am 26ſten Mai reiſeten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, und am folgenden Tage der Kaiſer Franz von Wien ab, um ſich zu ihren Armeen zu begeben. Am 9ten Juni hielt der Congreß ſeine letzte Sitzung, und am 11ten beendigte er ſeine Geſchäfte. Das aus 121 Artikeln beſtehende Hauptinſtrument des Congreſſes wurde am 9ten von den bevollmächtigten Miniſtern der acht Höfe unterzeichnet, und die übrigen europäiſchen Mächte, Für-

ſten und Staaten zum Beitritte förmlich eingeladen. Die nähere Erörterung der deutſchen Verfaſſungsſache wurde an die zu Frankfurt am Main zu eröffnende Bundesverſammlung verwieſen. — Im Sept. 1818 verſammelte ſich abermals ein Congreß zu Aachen, zu welchem die Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen ſich in Perſon begeben, England und Frankreich aber Abgeordnete geſandt haben. Die Hauptgegenſtände der Berathung waren die Räumung Frankreichs nebſt den damit zuſammenhängenden Sicherheitsmaßregeln und die Ausgleichung gewiſſer Territorial- und andrer Anſprüche, die aber nach Frankfurt an eine beſondere Commiſſion verwieſen wurden. Uebrigens trat Frankreich zu dem hier feierlich erklärten auf das Völkerrecht gegründeten Friedensbunde der vier Hauptmächte. (S. den Art. Quadrupel-Allianz.)

Congreve (William), einer der beſſern dramatiſchen Dichter der Engländer, ſtammte aus einer alten Familie in Staffordſhire. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind ziemlich unbekannt. Iſt die Aufſchrift auf ſeinem Monumente in der Weſtminſter-Abtei richtig, ſo ward er 1672 geboren. Er ſelbſt nannte ſich einen Engländer, ob ihn gleich Andere zu einem Irländer gemacht haben. So viel iſt gewiß, daß er anfangs auf der Schule zu Kilkenny und hierauf zu Dublin erzogen wurde. Im 16ten Jahre ſeines Alters wurde er nach London geſchickt, um die Rechte zu ſtudiren, die er aber bald gegen die Dichtkunſt vertauſchte. Er zeigte ſich früh als Schriftſteller. Sein erſtes dramatiſches Product, die mit großem Beifall aufgenommene Comödie: the old Bachelor, wurde 1693 aufgeführt. Sie war ihm ſehr einträglich und verſchaffte ihm die Gunſt des Lord Halifax, der ihn zu einem der Commiſſioners for licenſing coaches etc. ernannte. The double Dealer, ein Luſtſpiel, welches im folgenden Jahre gegeben wurde, genoß keiner ſo ausgezeichneten Aufnahme. 1695 wurde Love for Love geſpielt, ein Stück, welches die Handlungen der Menſchen treffender darſtellte, als die vorigen. Sein Trauerſpiel: The mourning Bride (1697) gehört zu den beſten Stücken der engliſchen Bühne und wird noch jetzt geſpielt. Sein letztes Schauſpiel: The Way of the World, gefiel nicht, und dieß veranlaßte ihn zu dem Entſchluſſe, von nun an in der Zurückgezogenheit blos ſich und ſeinen Freunden zu leben. Von dieſer Zeit an ſchrieb er auch wenig. 1710 gab er ſeine Miſcellaneous Poems heraus, zu denen er in der Folge, ob er gleich nach ihrer erſten Erſcheinung noch lange lebte, nichts hinzufügte. Als die Whigs, denen er vorzüglich ergeben war, 1714 emporkamen, ward er Secretary for the Iſland of Jamaica, ein Poſten, der ihm 1200 Pfund eintrug. Wie ſehr er geſchätzt wurde, ſieht man unter andern daraus, daß Pope ihm ſeine Iliade dedicirte. Er ſtarb zu London im Anfange des Jahres 1729. Als Schauſpieldichter war er originell. Seine Charaktere ſind glücklich gewählt, aber nicht immer der Natur getreu copirt. Er war für das Drama geboren; aber ſeine Kräfte verließen ihn, wenn er in eine andere Sphäre trat.

Congreve (William), der berühmte Erfinder der nach ihm ſogenannten Congreve'ſchen Raketen, iſt geb. am 20ſten Mai 1772. Er iſt in England nicht minder berühmt für ſeine Verbeſſerungen im Bau der Schleuſen bei Canälen und als der thätigſte Mitarbeiter der Neuerungen bei der engl. Armee. Man hat mehrere geſchätzte Schriften über hydrauliſche Gegenſtände und über die Wiſſenſchaft der Artillerie von ihm. Der Kaiſer von Rußland beehrte ihn für die Dienſte,

welche ſeine Raketen in der Schlacht bei Leipzig geleiſtet hatten, mit dem St. Annen-Orden. Er iſt Parlamentsglied, gegenwärtig General bei der engliſchen Artillerie, Aufſeher über das königl. Laboratorium u. ſ. w. Im J. 1816 und 1817 begleitete er den Großfürſten Nicolaus auf ſeinen Reiſen ins Innere von England. Neuerer Zeit hat er Brandraketen mit einem Fallſchirme verſehen, der ſich auf dem höchſten Puncte des Wurfes entwickelt und in der Luft majeſtätiſch eine Bombe führt, die, wenn der Wind günſtig iſt, auf die Stadt hinunterfällt, die man in Brand ſtecken will.

Congreveſche Raketen, ſ. Raketen.

Congruent, fügſam, zuſammenpaſſend; z. B. in der Geometrie werden zwei Figuren, die nicht blos der Form nach einander ähnlich, ſondern auch dem Flächeninhalte nach vollkommen gleich ſind, ſo daß ſie einander decken, congruent genannt.

Coniſde, Kegelſchnitt, ſ. Kegel.

Conjugation iſt in der Sprachlehre die Veränderung oder Abwandlung der Zeitwörter (Verborum) nach Zeit, Modus, Zahl u. Perſon.

Conjunction, die Vereinigung, Verbindung. In der Sprachlehre das Bindewort, Fügewort, dergleichen ſind: und, oder, als, daß, weil, nachdem u. ſ. w. Conjunctio causalis, eine ſolche, die den Grund oder die Urſache andeutet, z. B. weil. Conjunctio conditionalis, eine ſolche, die eine Bedingung andeutet, z. B. wenn. Conjunction in der Aſtronomie, ſ. Aſpecte.

Conjunctiv, ſ. Indicativ.

Connetable war ſchon ehedem in Frankreich einer der vornehmſten Kronbeamten, welcher den Rang gleich nach den Prinzen von Geblüte hatte, und der höchſte Befehlshaber über die ganze Kriegsmacht zu Lande war. Ludwig XIII. hob 1627 die Stelle auf, und übertrug die Verrichtungen den Marſchällen von Frankreich. Im J. 1804 wurde dieſe Stelle wieder errichtet, und der Inhaber derſelben gehörte zu den fünf höchſten Kronbeamten. Sie erloſch mit Wiederherſtellung des Königthums.

Connoiſſement nennt man die Frachtbriefe, die den Schiffern ausgefertigt werden.

Cönobit, ſ. Anachoret, Klöſter und Mönchsweſen.

Conradin von Schwaben, der unglückliche letzte Sprößling des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes der Hohenſtaufen, Enkel Kaiſer Friedrichs II. und eigentlicher Erbe von Neapel und Sicilien, nachdem ſein Vater, Conrad IV., im J. 1254 vergiftet worden war. Der Papſt Clemens IV. wollte ihn als den Sohn eines im Banne geſtorbenen Regenten nicht anerkennen, und verſchenkte Sicilien an Carl von Anjou, Bruder des franzöſiſchen Königs Ludwig IX. des Heiligen. Da deſſen Verwaltung den Unterthanen nicht gefallen konnte, ſo riefen ſie den rechtmäßigen Erben, den Jüngling Conradin, die ihm gehörenden Königreiche einzunehmen. Conradin kam, begleitet von ſeinem treuen Jugendfreunde, Friedrich, Prinz von Baden, mit einer etwa 10,000 Mann ſtarken Armee nach Italien (1267). Er ſchien erſt glückliche Fortſchritte zu machen, rückte 1268 mit ſeinem Heere in Rom ein, ward aber bei Tagliacozzo geſchlagen, und auf der Flucht, verkleidet, nebſt ſeinem Freunde gefangen. Der gefühlloſe Carl gab nun, mit Bewilligung des Papſtes, 1269, den 25. Oct. auf dem Marktplatze zu Neapel das empörende Schauſpiel, den unglücklichen, erſt 16jährigen Jüngling, nebſt ſeinem Freunde Friedrich enthaupten zu laſſen. Conradin ſtarb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, nachdem er zu-

vor ſeinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches beſtimmt hatte, der auch wirklich 1282 Sicilien erhielt, als die ſicilianiſche Vesper der franzöſiſchen Gewalt ein Ende gemacht hatte. Wir beſitzen, muthmaßlich von Conradin, noch ein kleines poetiſches Andenken, ein deutſches Minnelied (die Liebe zur Poeſie und deutſchen Sprache hatte er von ſeinem Großvater, Friedrich II., geerbt —), das unter dem Namen König Conrads des jungen das zweite in der Maneſſiſchen Sammlung von Minneſängern iſt, und ſich ſchließt: „Mich läßt die Liebe ſehr entgelten, daß ich der Jahre bin ein Kind.“

Conring (Herrmann), einer der berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit, Sohn eines Predigers zu Norden in Oſtfriesland, geb. 1606, ſtudirte zu Helmſtädt und Leiden vornehmlich Theologie und Medicin, ward 1632 zu Helmſtädt Profeſſor der Philoſophie, 1634 auch Doctor und Profeſſor der Medicin, und blieb hier bis an ſeinen Tod 1681. Er ward zu ſeiner Zeit, wie es damals nicht ungewöhnlich war, für einen Polyhiſtor gehalten, und erlangte in den Wiſſenſchaften einen ſolchen Ruhm, daß er nicht nur 1649 von der Fürſtin zu Oſtfriesland und 1650 von der Königin Chriſtine v. Schweden als Leibarzt berufen wurde, ſondern auch 1664 eine franzöſiſche Penſion von 2000 Liv. und 1669 den Titel eines däniſchen Etatsraths erhielt, auch in vielen wichtigen Reichs- und Staatsſachen zu Rathe gezogen wurde. Das größte Verdienſt als Lehrer und Schriftſteller erwarb er ſich um die Geſchichte des deutſchen Reichs und um das deutſche Staatsrecht, in welchem letztern er eine neue Bahn brach. Er ſchrieb zwar ſelbſt weder ein Syſtem noch Compendium, aber deſto mehr Abhandlungen über einzelne Materien, die Andern zum Muſter dienen konnten, und deſto größer war die Zahl der gelehrten Schüler, die er zog — Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, zugleich mit ſeiner Lebensbeſchreibung, wurde 1730 zu Braunſchweig in 7 Foliobänden von J. W. Göbe beſorgt.

Conſalvi (Ercole), ein durch Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichneter Cardinal, geb. 1757 zu Toscanella. Früh ſchon widmete er ſich mit großem Eifer dem Studium der Theologie und Politik und zeigte daneben warme Liebe für Muſik und Literatur. Seine lebhaft und öffentlich ausgeſprochenen Grundſätze über die franzöſiſche Revolution erwarben ihm die Gunſt der Tanten Ludwigs XVI. und durch dieſe die Stelle als Auditeur der Rota. In dieſer Eigenſchaft war er beauftragt, auf die Anhänger der Franzoſen in Rom ein wachſames Auge zu haben, was er mit großer Strenge that — und was ihm 1798 beim Einfall der Franzoſen Gefangenſchaft und Verbannung zuzog. Als Secretär des Cardinals Chiaramonte wurde er bei deſſen Erhebung zum Pabſt (Pius VII.) einer der erſten Cardinäle, und bald hernach Staatsſecretär. Conſalvi war es, der mit Napoleon das berühmte Concordat abſchloß und zu Paris unterzeichnete, wo er durch ſeine Schönheit, ſeinen Anſtand und ſeine Kenntniſſe gleiches Aufſehen erregte. 1806 trat der Cardinal Caſoni de Sarzana an ſeine Stelle als Staatsſecretär, und er lebte wie ſein Gebieter eine Art von Privatleben bis 1814, wo er als päpſtlicher Geſandter beim Congreß zu Wien erſchien und die Zurückgabe der Marken und Legationen erwirkte. 1815 wohnte er in derſelben Eigenſchaft allen Unterhandlungen mit Frankreich bei, während er zu gleicher Zeit mit großer Thätigkeit an der innern Verfaſſung der päpſtlichen Staaten arbeitete,

und das berühmte Edict: Motu proprio, 1816 hierüber entwarf und mit unterzeichnete. Er ſteht jetzt an der Spitze aller geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten Roms und ſcheint das Vertrauen des Papſtes im vollſten Maße zu beſitzen.

Conſcription, Ausſchreibung (Enrollement) kriegsdienſtfähiger Mannſchaft aus den verſchiedenen Cantons zu regulärer oder Landmiliz, zu Haus- und Linientruppen, Nationalgarden u. ſ. w. Sie iſt entgegengeſetzt der Werbung und dem Landſturm. Der Name kommt aus der militäriſchen Verfaſſung der alten Römer. Jeder römiſche Bürger mußte dem Staate vom 17. bis zum 45. Jahre als Soldat dienen, und deshalb fand keine Werbung, die freiwillig iſt, ſondern blos Aushebung (delectus) Statt. Gewöhnlich und geſetzmäßig wurden jährlich 4 Legionen Fußvolk (6666 Mann eine Legion), zwei für jeden Conſul und zu jeder Legion 300 Mann Reiterei, ausgehoben. Der Conſul, der zu den Zeiten der Republik jederzeit auch Anführer des Heeres war, kündigte in jedem Jahre, nachdem die Kriegsoberſten (Legionstribunen) gewählt waren, durch ein Ausſchreiber, oder den Herold, die Auswahl oder Aushebung der Truppen an (milites cogere, colligere, scribere, conscribere), und dies iſt die eigentliche Conſcription. Alle dienſt- und waffenfähige Bürger mußten ſich bei Verluſt ihres Vermögens und der Freiheit auf dem Marsfelde oder Capitol verſammeln, wurden hier nach ihren Abtheilungen (Tribus und Centurien) in einer Ordnung, die das Loos entſchied, aufgerufen, und von den Oberſten dann aus jeder Abtheilung ſo viele ausgewählt, als man bedurfte. Dies dauerte, bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer ſtehende Heere unterhalten, und dieſe größtentheils in den Provinzen angeworben wurden. Frankreich hatte bei dem ſtehenden Heere in neueſter Zeit jene Einrichtung nachgeahmt, und die Conſcription für Staatsgrundgeſetz erklärt. Jeder franzöſiſche Bürger war geborner Soldat, und verpflichtet, als ſolcher vom 16. bis zum 40. Jahre dem Staate zu dienen. Bis zum 60. Jahre gehörte er noch zur Nationalgarde. In jedem Jahre wurde die junge Mannſchaft, welche das beſtimmte Alter erreicht hatte, einberufen und unter die Militärdiviſionen vertheilt. Eine eigene General-Inſpection der Revüen und Militär-Conſcription, welcher ein Staatsminiſter als General-Director vorſtand, war damit beauftragt. In mehreren Staaten des ehemaligen Rheinbundes war dieſelbe Einrichtung getroffen. Sie iſt aber ſeit Napoleons Sturz als eine durch den Mißbrauch, den dieſer davon machte, verhaßt gewordene Einrichtung allenthalben wieder abgeſchafft, oder doch ſehr modificirt worden, ohne daß jedoch die Regierungen von dem an ſich richtigen und in ſeinen Folgen ſehr fruchtbaren Grundſatz von der Allgemeinheit der Militärpflichtigkeit, auf dem das Weſen der Conſcription beruht, abgegangen wären. dd.

Conſecration, die Einweihung, insbeſondere des Brotes und Weines beim Abendmahl. In der catholiſchen Kirche die Verwandlung, d. h. die Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti (ſ. Abendmahl); desgleichen auch die feierliche Einweihung eines Biſchofs oder Erzbiſchofs zu ſeinem Amte.

Conſens (gerichtlicher), iſt die ſchriftliche und ausdrückliche Einwilligung der Obrigkeit zu irgend einem Geſchäfte, z. B. zur Erborgung eines Capitals auf ein Grundſtück. Die Urkunde darüber heißt Conſens-Urkunde. Die auf ſolche Art gemachten Schulden haben beſondere Privilegien. (Vergl. Hypothek.)

**Conſervatorien** heißen in Italien die öffentlichen Muſikſchulen, weil ſie beſtimmt ſind, die Kunſt zu befördern und in ihrer Reinheit zu erhalten. In neuern Zeiten iſt auch ein großes Inſtitut mit gleichem Namen in Paris errichtet. In Italien ſind die Conſervatorien öffentliche fromme Stiftungen, auch Hoſpitäler, von reichen Privatleuten unterhalten. Die Zöglinge erhalten darin freie Wohnung, Koſt, Kleidung und Unterricht. Man nimmt aber auch Penſionärs darin auf, die hier muſikaliſche Bildung erhalten wollen, da man in Italien den Unterricht in den Conſervatorien allem Privatunterricht vorzieht. In Neapel gab es drei Conſervatorien für Knaben; in Venedig vier für Mädchen. Das berühmteſte unter jenen war di Santa Maria di Loretto. Leo und Durante waren hier Lehrer geweſen, und unter ſeinen Zöglingen zählte es die berühmten Namen von Traetta, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfoſſi, Paeſiello u. A. Gewöhnlich waren bis über 200 Eleven im Conſervatorium di Loretto, in den andern etwa die Hälfte. Man nahm ſolche vom 8 bis zum 20. Jahre darin auf. Die Zeit, für welche ſie ſich verpflichten mußten, zu verbleiben, war gewöhnlich auf acht Jahre feſtgeſetzt. Bemerkte man indeſſen kein Talent an ihnen, ſo wurden ſie bald zurückgeſchickt. Die Conſervatorien für Mädchen in Venedig waren auf demſelben Fuß eingerichtet. Sie hießen Ospedale della Pietà, delle Mendicanti, delle Incurabili und l'Ospedaletto di San Giovanni e Paolo. Sacchichi war lange im letztern der erſte Lehrer. In Beziehung auf die Sitten wurden die Mädchen ſehr ſtrenge gehalten, und ſie blieben gemeiniglich ſo lange in den Conſervatorien, bis ſie verheirathet wurden. Alle Inſtrumente bei den öffentlichen Concerten wurden hier von Mädchen und Frauen geſpielt. Aus dieſen Conſervatorien iſt immer die große Anzahl von Componiſten, Sängern und Sängerinnen hervorgegangen, welche ganz Europa überſchwemmt haben. Seit der franzöſiſchen Beſitznahme von Italien hat ſich vieles geändert. In Neapel iſt nur noch das Conservatorio della Pietà beibehalten. In Mailand wurde 1808 vom Vicekönig ein neues Conſervatorium errichtet, deſſen Direction **Aſiolin** erhielt. Es hat 14 Profeſſoren und 60 Eleven. In Frankreich war bis zu dem Zeitpuncte, wo die italieniſche und deutſche Muſik durch Piccini, Sacchini, Gluck und andere große Meiſter bekannt wurde, die Muſik überhaupt wenig cultivirt. Jetzt fühlte man, daß man für eine Muſik, die nicht geſchrieen, ſondern geſungen ſein ſollte, erſt Sänger bilden müſſe. Die Oper legte alſo eine Muſikſchule an, und 1784 nahm der Baron von Breteuil ſolche unter ſeinen beſondern Schutz, und erhob ſie zur Ecole royale de chant et de déclamation. Indeſſen entwickelte ſich dieſes Inſtitut erſt in der Revolution zu größerer Bedeutung. Man fühlte insbeſondere das große Bedürfniß, vierzehn Armeen mit Inſtrumental-Muſikern zu verſorgen, und im Nov. 1793 decretirte der Convent die Errichtung eines Institut national de Musique. Späterhin erhielt es im J. 1795 ſeine definitive Organiſation und den Namen Conservatoire. Die Anlage war gleich coloſſal. Es ſollte für beide Geſchlechter dienen. 600 Zöglinge ſollten aus allen Departements dazu gewählt werden, und 115 Lehrer wurden dabei angeſtellt. Die Ausgaben wurden auf 240,000 Franken geſetzt. Im J. 1802 wurden die Ausgaben auf 100,000 Franken, und folglich auch die Anzahl der Lehrer und Eleven beſchränkt. Der Unterricht theilte ſich in den für **Muſik** und den für **Declamation** zur Bildung für das Theater. Es ſind immer die ausgezeichnetſten Lehrer angeſtellt geweſen, unter denen wir hier nur Goſſec, Mehul, Garat und

Cherubini nennen wollen. Seit ſeiner Errichtung im J. 1793 hat es bereits über 2000 Muſiker, Sänger und Sängerinnen gebildet und entlaſſen. Ueberhaupt iſt das Conservatoire in Paris der Vereinigungspunct für alle Muſikliebhaber. Die öffentlichen Uebungen der Zöglinge ſind die glänzendſten öffentlichen Concerte in Paris. Insbeſondere iſt die Ausführung der Simphonieen unübertrefflich. Das Conservatoire in Paris hat ſich noch dadurch ſehr verdient gemacht, daß es faſt in allen Zweigen und für alle Fächer Elementarbücher oder ſogenannte Methoden herausgegeben hat, die zu den geſchätzteſten gehören und in ganz Europa bekannt und eingeführt ſind.

Conſerve. 1. Der Kräuterzucker, der durch Reiben von Kräutern und Blumen, auch andern Pflanzentheilchen mit feingeſtoßenem Zucker zubereitet wird; auch mit Zucker eingemachte Kräuter, Früchte, Wurzeln, Blumen, Blätter u. ſ. w., Confitüren. 2. die Verbindung mehrerer Schiffe zu einer Reiſe in Geſellſchaft.

Conſigniren, eigentlich verſiegeln, dann auch aufzeichnen, verzeichnen. In der Handlung bezeichnet insbeſondere conſigniren, Waaren an Jemand in Commiſſion zum Verkauf ſchicken, wogegen der Abſender gemeiniglich zwei Drittel oder doch die Häfte des Geldbetrags in Wechſel, zwei bis 3 Monate à dato, auf denjenigen entnimmt, an den die Waaren conſignirt worden ſind, der dagegen auch die Aſſecuranz der Ladungen gewöhnlich und in der Regel zu beſorgen pflegt, damit das Geſchäft für ihn um ſo ſicherer und einträglicher iſt. So conſignirte der Königsberger Getreide, der Amerikaner Tabak, Reis, Häute auf die Märkte nach Amſterdam und Hamburg, als die vorzüglichſten Stapelplätze des Continental-Handels.

Consilium abeundi, wörtlich der Rath, ſich zu entfernen, iſt auf den Univerſitäten eine mildere Art der Relegation, welche den auf dieſe Weiſe Verwieſenen nicht hindert, auf einer andern Univerſität ſeine Studien fortzuſetzen, und überhaupt ſeine bürgerliche Ehre durchaus nicht verletzt, da ſie nicht wegen wirklicher Verbrechen, ſondern nur jugendlichen Unbeſonnenheiten und Ungebührlichkeiten wegen verhängt zu werden pflegt.

Conſiſtorium nennt man 1. im eigentlichen Sinne ein von dem Landesherrn, oder einer kirchlichen Gemeinde angeordnetes Collegium, welches die der Kirche zuſtändigen Rechte, in Anſehung einer oder mehrerer Kirchen eines gewiſſen Landbezirks oder einzelnen Ortes, ausübt; 2. gibt man im uneigentlichen Sinne dieſen Namen dem Orte, an welchem ſich dieſes Collegium verſammelt und über die ihm aufgetragenen kirchlichen Angelegenheiten berathſchlagt, oder entſcheidet. — Der Name Conſiſtorium ſchreibt ſich aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, beſonders Kaiſer Hadrians († 138 nach Chriſtus) her; dieſe hatten, ſie mochten ſich nun in ihrer Reſidenz oder an einem andern Orte aufhalten, ein Collegium von Räthen (Consistoriani) bei ſich, welche daſelbſt gegenwärtig und beiſammen ſein (consistere) mußten, um über diejenigen Sachen Recht zu ſprechen, welche unmittelbar von dem Kaiſer entſchieden wurden. Das Collegium hieß Consistorium sacrum, oder Consistorium principum. Als nach und nach die Hierarchie (ſ. d. Art.) dadurch vorbereitet wurde, daß die Biſchöfe die Gerichtsbarkeit in geiſtlichen Sachen erhielten, richteten dieſe ihre geiſtliche Regierung nach der Form der weltlichen und unter gleicher Benennung ein, und eben ſo wurde die Errichtung der Conſiſtorien auch in proteſtantiſchen Ländern als ſehr zweckmäßig nach der Reformation eingeführt. Sie ſind jedoch nur da gewöhnlich, wo dem

Landesherrn, oder auch einer einzelnen Stadt oder Herrſchaft die Regierung über die Kirche gehört; hingegen werden da, wo der Magiſtrat allein dieſe Regierung ausübt, die kirchlichen Angelegenheiten eben ſo, wie andere weltliche Rechtsſachen, in den Verſammlungen des Magiſtrats entſchieden. Die Conſiſtorien ſind entweder: 1. Landesconſiſtorien, welche gewiſſe beſtimmte Rechte der kirchlichen Gewalt über die Kirchen eines beſtimmten Landesbezirks ausüben, und von dem Landesherrn, oder wenn der Landesherr ſich zu einer andern Religion bekennt, nach der Landesverfaſſung von dem Lande ſelbſt im Namen der Kirche angeordnet werden: oder 2. mittelbare Conſiſtorien, welche von einzelnen Unterthanen, denen die Regierung über eine Kirche, vermöge beſondern Rechtes, gehört, angeordnet werden. So gab und gibt es in Deutſchland, z. B. in der Ober- und Niederlauſitz zu Muskau und Forſta, Conſiſtorien, die von einer einzelnen Standesherrſchaft, einer landesſäſſigen Stadt, ja auch von einem bloßen Rittergutsbeſitzer beſtellt ſind. Dieſe ſchreiben ſich noch aus den Zeiten der Reformation her, wo im Anfange, da die Landesherrn ſich nicht überall der kirchlichen Angelegenheiten annahmen, einzelne Städte, Standesherrſchaften und Rittergutsbeſitzer dafür ſorgten, und ſich in den Beſitz des Rechts, dieſe Angelegenheiten und Rechte zu verwalten, ſetzten, auch die Landesherrn ihnen in der Folge dieſes Recht überließen, und wohl ſelbſt durch Belehnung beſtätigten. So wie es übrigens in Anſehung der Perſonen, welche dem Conſiſtorium unterworfen ſind, auf die Landesverfaſſung, oder den Umfang der den Conſiſtorien zuſtehenden Rechte ankommt — gewöhnlich ſtehen unter ihnen alle ein geiſtliches Amt bekleidende Perſonen, deren Witwen und Kinder; ferner diejenigen, welche Güter und Grundſtücke der Kirche beſitzen; endlich alle weltliche Perſonen höheren oder niederen Standes, wenn ihre Angelegenheit eine eigentliche Conſiſtorialſache iſt, — ſo gehören zu dieſen eigentlichen Conſiſtorialſachen beſonders: Eheſachen, Beſetzung der kirchlichen Aemter, Streitigkeiten über dieſe, ſo wie über Gottesäcker und Begräbniſſe, ferner die Aufſicht über die geiſtlichen Amtsverrichtungen, öffentlichen Gottesdienſt, Liturgie und Kirchengebräuche, Stadt- und Landſchulen; endlich die Aufſicht über alles den Kirchen und geiſtlichen Caſſen zuſtändige Vermögen und ihre Grundſtücke. — Im beſondern Verſtande heißt Conſiſtorium das höchſte Staatscollegium am päpſtlichen Hofe, in welchem die Cardinäle Sitz und Stimme haben. Das ordentliche Conſiſtorium verſammelt ſich wöchentlich einmal im päpſtlichen Palaſte; die außerordentlichen und ſogenannten geheimen Conſiſtorien ſtellt der Papſt nach Willkühr an. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten, die Ernennung der Cardinäle, der Erz- und Biſchöfe, werden in dieſem Conſiſtorio verhandelt.

Conſole heißt in der Baukunſt das an einer Wand Befeſtigte, Hervorragende, worauf etwas geſetzt oder geſtellt wird, z. B. Vorſprünge von Gyps, worauf man Büſten u. dergl. ſetzt. Man hat im Deutſchen auch das Wort Kragſtein dafür. — Conſol-Tiſchchen ſind kleine, an die Mauer befeſtigte Tiſche unter den Spiegeln, die nur auf 2 Füßen ruhen.

Conſolidiren, gründen, begründen. Conſolidirte Fonds, ſ. Fonds.

Conſonanten, in der Sprachlehre, ſind Mitlauter, d. h. ſolche Buchſtaben, deren eigentlicher Laut oder Ton nur in Verbindung mit Vocalen oder Selbſtlautern deutlich gehört werden kann. Dergleichen ſind: B, C, D, F, G u. ſ. w.

Conſonanz, ſ. Intervall und Accord.

Conſtabler hieß ehemals bei dem Militär ein bei der Artillerie Angeſtellter, welcher an die Canoniere Pulver und Kugeln vertheilen mußte, auch ſelbſt die Stücke losfeuern half. — In England, und beſonders in London, bezeichnet das Wort gewiſſe Gerichtsdiener, welche in Verhaft nehmen, bei Executionen oder andern öffentlichen Auftritten das Volk in Ordnung erhalten und den Lordmayor begleiten. Alle londoner Bürger ſind verpflichtet, dieſe Stelle, wenn ſie dazu gewählt werden, in ihrem Sprengel auf ein Jahr anzunehmen; ſie führen als Zeichen ihres Amts einen hölzernen Stab, der oben eine Krone und an der Seite den verſchlungenen Namen des Königs hat.

Conſtant de Rebecque (Benjamin), der Sohn eines holländiſchen Generals, welcher ſich in ſein Vaterland, die franzöſiſche Schweiz, zurückgezogen hatte, und dort die Milizen commandirte, geb. 1767 zu Genf. Auf dem Carolinum zu Braunſchweig und ſpäter für die Rechtswiſſenſchaft ausgebildet, trat er dort ſpäter in Hofdienſte, die ihn aber nie banden; denn er lebte bald in Paris, bald im Waadtland, bis er ſich ganz an Frankreich anſchloß. Zu Anfang der Revolution begab er ſich nach Paris, führte 1796 vor dem Rath der Fünfhundert die Sache ſeiner durch die Widerrufung des Edicts von Nantes vertriebenen Landsleute, und zeichnete ſich bald durch mehrere Schriften über Staatsverfaſſung und Revolutionsgegenſtände aus, während er eifrigſt die deutſche Sprache und Literatur ſtudirte. Mehr Aufſehen erregte er noch 1797 als Mitglied des Cercle constitutionel durch das Feuer ſeiner Reden, und bereitete ſich dadurch die Ernennung zum Tribun vor, in welcher Eigenſchaft er vorzüglich für Gleichheit der Bürger, für das Repräſentativſyſtem und die Freiheit der Preſſe alles in Bewegung ſetzte, ſo wie für die Erhaltung der ordentlichen Juſtiz. Aber ſeine Reden und Schriften hatten ihn dem erſten Conſul gehäſſig machen müſſen, und ſo wurde er 1802 von ihm ſeiner Tribunenwürde entledigt. Gleiche Geſinnungen ſchloſſen ihn an die Frau von Stael an; mit ihr bereiſte er mehrere Staaten, bis ihm Bonaparte erlaubte, für kurze Zeit einigemal nach Paris zurückzukehren. Endlich ging er nach Göttingen, und beſchäftigte ſich dort vorzüglich mit deutſcher Literatur und einem großen Werke über die Geſchichte der verſchiedenen Culte. Im Gefolge des Kronprinzen von Schweden erſchien er 1814 wieder zu Paris, und zeigte ſich öffentlich als einen muthigen Eiferer für die Sache der Bourbons, beſonders in dem verhängnißvollen März 1815, durch mehrere heftige Artikel im Journal des Débats. Dennoch ließ er ſich von Bonaparte im April zum Staatsrath ernennen, und arbeitete mit an der Conſtitution des Maifeldes, welche er auch in mehreren Schriften lebhaft vertheidigte. Nach der Rückkehr des Königs ging er nach Brüſſel, wo er als Privatmann lebte, bis ihn im Nov. 1816 die Rückkehr nach Paris geſtattet wurde, worauf er 1819 zum Mitglied der Deputirtenkammer gewählt ward. In allen neuern Verhandlungen ſtand er immer auf der Seite der Conſtitutionellen, oder Gemäßigten; er genießt die Achtung der Franzoſen, und gilt im Auslande für einen ihrer beſten und gründlichſten Schriftſteller der Zeit. Als Redner ſteht ihm alle Kunſt der Dialectik zu Gebote, doch ſchreibt er beſſer, als er ſpricht. Klare Lebendigkeit im Styl, Phantaſie und oft wiſſenſchaftliche Tiefe in ſcharfer Beobachtung, zeichnen ſeine Schriften vor den meiſten rühmlich aus, obgleich er ſich oft dem Hang nach Declamation, Witzelei und Sophiſmen nicht entziehen kann. Seine intereſſanteſten Werke ſind: Effet de la terreur; de l'esprit de conquête et de l'usurpation

dans leur rapports avec la civilisation Européenne, 1814. 8. — Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs, et les garanties dans une monarchie constitutionelle, 1814. 8. — De la liberté des brochures, des pamphlets et des journaux, sous le rapport de l'intérêt du gouvernement, 1814. 8. — Observations sur le discours prononcé par S. E. le ministre de l'interieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse, 1814. 8. — De la responsabilité des ministres, 1815. 8. — Principes de politique applicables à tous les gouvernements représentatifs et particulièrement à la Constitution actuelle de la France, 1815. — Principes du droit public, 1815 8. — Adolphe anecdote trouvée dans les papiers d'un inconnu, 1816. 12. — Beinahe ſämmtliche Werke erſchienen in mehrern Auflagen und Ueberſetzungen. Außerdem hat er Schillers Wallenſtein ins Franzöſiſche überſetzt.

Conſtantia = Wein, ſ. Cap.

Conſtantin Paulowitz, Großfürſt von Rußland, zweiter Sohn Pauls I., jüngerer Bruder des Kaiſers Alexander, geb. d. 8. Mai 1779, vermählt 1796 mit einer Prinzeſſin von Sachſen = Coburg, von welcher er ſich jedoch bald trennte, worauf ſie ſich nach Coburg, dann in die Schweiz zurückzog; von ihr geſchieden 1820, vermählte er ſich den 24. Mai d. J. mit der Gräfin Johanna Grudzynska. Raſche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verſtand, ſchneller Blick und eine an Verwegenheit grenzende perſönliche Tapferkeit ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften dieſes Fürſten. 1799 unter Suwarow und 1805 unter Alexanders Oberbefehl zeichnete er ſich als tapferer Soldat und kühner Heerführer gleich rühmlich aus. Bei Auſterlitz verrichtete er an der Spitze der Garden Wunder der Tapferkeit, nachdem ihn ſein Feuer zu unvorſichtigem Vorrücken verleitet hatte. 1812, 1813 und 1814 begleitete er den Kaiſer auf allen Heereszügen, erſchien dann beim Congreß in Wien mit allgemeiner Auszeichnung, und erhielt vom Kaiſer Franz eines der trefflichſten Cüraſſier = Regimenter. Hierauf eilte er nach Polen, um die Angelegenheiten dieſes neuen Reichs zu ordnen. Er wurde nach und nach zum Militär = Gouverneur und Generaliſſimus der polniſchen Truppen und zum Deputirten auf dem letzten Reichstage ernannt. Er reſidirt zu Warſchau mit großem Glanz, und ſcheint die Achtung aller Polen in hohem Grade gewonnen zu haben.

Conſtantinus (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) mit dem Beinamen der Große, Sohn des Kaiſers Conſtantinus Chlorus und der Helena, geboren im J. Chriſti 274. Als Diocletian des Conſtantins Vater zum Mitregenten ernannte, behielt er den Sohn gewiſſermaßen als Geiſel an ſeinem Hofe, ließ ihn aber mit großer Sorgfalt erziehen. Nachdem Diocletion und Maximianus Hercules die Regierung niedergelegt hatten, bemühte ſich Galerius, der auf den Jüngling eiferſüchtig war, ſich von ihm zu befreien; Conſtantin fand bei ſeinem Vater in Britannien Zuflucht, und wurde nach deſſen bald darauf erfolgtem Tode von den Soldaten (306 nach Chr. Geb.) zum Kaiſer ausgerufen. Galerius weigerte ſich zwar, ihn als Auguſtus anzuerkennen, und bewilligte ihm nur den Titel Cäſar. Conſtantin nahm deſſen ungeachtet die Länder ſeines Vaters, Gallien, Hiſpanien und Britannien in Beſitz. Seine erſten Kriegsunternehmungen waren gegen die Franken, welche damals Gallien verwüſteten. Er machte zwei ihrer Anführer zu Gefangenen, ging über den Rhein, überfiel und zerſtreute ſie. Bald darauf richtete er ſeine Waffen gegen Maxentius, der ſich mit Maximus wider ihn verbunden hatte. Als er ſich auf

dem Zuge nach Italien an der Spitze ſeines Heeres befand, erblickte er, wie man erzählt, bald nach Mittag ein flammendes Kreuz unterhalb der Sonne, mit der Inſchrift: In hoc signo vinces. (Unter dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.) In der darauf folgenden Nacht aber erſchien ihm Chriſtus ſelbſt, und befahl ihm, eine Fahne in Geſtalt jener Lichtſäule zu führen, die er geſehen hatte. Conſtantin gehorchte dieſem Befehle, und ließ eine Fahne in Kreuzesform verfertigen, welche Labarum genannt wurde. Einige Tage darauf lieferte er eine Schlacht unter den Mauern Roms und ſchlug das Heer des Maxentius, welcher ſich auf der Flucht in die Tiber ſtürzte. Conſtantin zog triumphirend in Rom ein, ſetzte Alle in Freiheit, die durch die Ungerechtigkeit des Maxentius eingekerkert waren, und begnadigte alle diejenigen, die gegen ihn Partei genommen hatten. Der Senat erklärte ihn zum erſten Auguſtus (oberſten Kaiſer) und Pontifex Maximus, obgleich er damals Catechumene war; eine Sonderbarkeit, die man bei allen ſeinen Nachfolgern bis auf Gratian bemerkt. Das folgende Jahr, 313, wurde merkwürdig durch das Edict des Conſtantinus und Licinius zu Gunſten der Chriſten. Jedem wurde freigeſtellt, ſich zu derjenigen Religion zu bekennen, die er ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten fand, aber den Chriſten wurden die Güter zurückgegeben, die man ihnen während der Verfolgungen genommen hatte. Sie durften nicht nur nicht verfolgt, ſondern auch von den öffentlichen Aemtern nicht ausgeſchloſſen werden. Dieſes Edict bezeichnet, wenn auch nicht das völlige Ende der Verfolgung, doch den Triumph des Chriſtenthums und Sturz des Heidenthums. Conſtantin hatte ſeine Tochter mit Licinius vermählt; dennoch faßte der Letztere aus Eiferſucht über Conſtantins Ruhm einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn, den er dadurch äußerte, daß er die Chriſten zu verfolgen anfing. Beide Kaiſer griffen zu den Waffen, und trafen (314) in Pannonien auf einander. Conſtantin, umgeben von Biſchöfen und Prieſtern, flehte den Beiſtand des Gottes der Chriſten an; Licinius, ſeine Wahrſager und Magier um Rath fragend, empfahl ſich dem Schutze ſeiner Götter. Es kam zur Schlacht; Licinius wurde geſchlagen und erbat von dem Sieger den Frieden, den dieſer ihm auch gewährte. Aber nicht lange nachher wurde Licinius, der die Feindſeligkeiten erneuert hatte, wieder geſchlagen, gefangen und auf Conſtantins Befehl getödtet. Conſtantin wurde nun allein Herr des abend- und morgenländiſchen Reichs. Seine Hauptſorge war jetzt die Befeſtigung der öffentlichen Ruhe und die Verbreitung der Religion. Mehrere wohlthätige Einrichtungen wurden von ihm getroffen. Dahin gehört, daß er alle Anſtalten der Ausſchweifung aufhob, die Kinder der Armen auf ſeine Koſten zu ernähren befahl, förmlich die Erlaubniß gab, ſich über ſeine Beamten zu beklagen, und nicht nur die Ausſagen ſelbſt anzuhören, ſondern auch die Kläger, wenn ihre Beſchwerden ſich gegründet fänden, zu belohnen verſprach. Er verringerte die Grundſteuer um ein Viertel, und ließ, um eine richtige Vertheilung zu erhalten, einen neuen Cataſter anfertigen. Der Fiscus zog zu ſeinem Vortheile das Vermögen der Criminalverbrecher ein; Conſtantin nahm das Vermögen ihrer Frauen davon aus, und milderte das Loos ihrer Kinder. Da, wie er ſagte, der Tod im Gefängniſſe für einen Unſchuldigen entſetzlich, und für einen Schuldigen zu ſüß ſei, ſo befahl er, die Gefangenen auf der Stelle zu richten. Er verbot ungeſunde Kerker und verletzende Feſſeln. Sein Grundſatz war, man müſſe ſich des Angeklagten verſichern, nicht aber ihn leiden laſſen. Er erlaubte den Kranken, Wit-

wen und Waiſen, von dem Ausſpruche des Ortsrichters zu appelliren und verſagte dieſe Appellation ihren Widerſachern. Nach einem Todesfalle theilten die Erben unter ſich die hinterlaſſenen Sclaven; Conſtantin verbot bei dieſen Theilungen, die Männer von den Weibern, und die Väter von ihren Kindern zu trennen. Die Eheſcheidungen waren unter den Römern ſehr gewöhnlich geworden; Conſtantin erſchwerte ſie. Den Chriſten erlaubte er, nicht nur Kirchen zu bauen, ſondern auch die Koſten dazu von ſeinen Domainen zu nehmen. Mitten unter den Regierungsſorgen und den Arbeiten des Kriegs do.. er an die Zwiſtigkeiten der Kirche und berief das Concilium von Arles, um dem Schisma der Donatiſten ein Ende zu machen. Ein anderes Concilium oecumenicum, das er 325 zu Nicäa in Bithynien verſammelte, wo Arius verdammt wurde, beſuchte er ſelbſt. Er faßte den Plan, eine neue Stadt zu gründen, um den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Grund dazu wurde am 26. November 329 zu Byzanz in Thracien gelegt, an dem Helleſponte zwiſchen Europa und Aſien. Jene Stadt war von Severus faſt gänzlich zerſtört worden; Conſtantin ſtellte ſie wieder her, erweiterte ihren Umfang, zierte ſie mit einer Menge von Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Springbrunnen, einem Circus, einem Palaſte, und gab ihr ſeinen Namen, den ſie noch jetzt hat. Um die neue Hauptſtadt der alten ähnlich zu machen, erbaute er ſie ebenfalls auf ſieben kleinen Hügeln. Durch ſeine Lage begünſtigt, wurde Byzanz die Nebenbuhlerin Roms, oder verdunkelte und ſtürzte vielmehr daſſelbe von ſeiner Höhe herab. Alle Reichthümer floſſen nach dem Morgenlande, dorthin brachten die Völker ihren Tribut und ihren Handel, und die alte Weltbeherrſcherin Rom ſank in der Folge in Trümmer und wurde den Barbaren zur Beute. Die Verlegung der Reſidenz nach Conſtantinopel hatte eine andere, noch ſchädlichere Folge, die Trennung des Reiches ſelbſt, welche dem abendländiſchen Reiche zuerſt verderblich wurde. Conſtantin veränderte auch die Regierungsverfaſſung. Er theilte das Reich in vier Theile, denen vier Praefecti praetorio vorſtanden. Dieſe vier Theile beſtanden wieder aus dreizehn Diöceſen, deren jede ihren Vicarius hatte, und die dreizehn Diöceſen aus hundert und zwanzig Provinzen, deren jede von einem beſondern Vorſteher verwaltet wurde. Einen andern Nachtheil zog Conſtantin dem Reiche dadurch zu, daß er die Legionen, welche an den Gränzen ſtanden, in den Provinzen vertheilte. Er nahm dadurch nicht nur dem Reiche ſeine Schutzwehren, ſondern verweichlichte auch die Soldaten. Noch am Ende ſeines Lebens verminderte er ſein Verdienſt um die chriſtliche Religion durch begünſtigung der Arianer, wozu Euſebius von Nicodemien ihn bewog; er verbannte mehrere catholiſche Biſchöfe. Im J. 337 erkrankte er unfern Nicomedien, und ließ ſich bei dieſer Gelegenheit taufen. Er ſtarb in demſelben Jahre, nach einer Regierung von ein und dreißig Jahren. Conſtantin hatte in ſeinem Teſtamente das Reich unter ſeine drei Söhne, Conſtantinus, Conſtantius und Conſtans getheilt; ein Fehler, den die Nachwelt ihm vorgeworfen hat. Ferner wird ihm die Hinrichtung ſeines Sohnes Crispus, den ſeine zweite Gemahlin fälſchlich angeklagt hatte, als habe er ſie verführen wollen, zum gerechten Vorwurfe gemacht. Sein Eifer für das Chriſtenthum ſcheint nicht weniger durch die Bemerkung, daß dieſe ſchon von der Mehrheit der Bewohner des römiſchen Reichs angenommene Religion trotz aller Hinderniſſe obſiegen werde und daher die Kraft einer Regierung, die ſie begünſtigte, nur verſtärken könne, als durch die Neigung zu ihren,

einem beladenen Gewiſſen tröſtlichen Lehren bewirkt worden zu ſein. Man hat ihn eines unbegränzten Ehrgeizes, der keinen Nebenbuhler dulden mag, und einer übertriebenen Freigebigkeit und Prachtliebe beſchuldigt. Aber ſeine großen Eigenſchaften haben dieſe Fehler zum Theil verdeckt. Er war tapfer an der Spitze ſeiner Heere, ſanft und leutſelig gegen ſeine Unterthanen, die Liebe ſeines Volks, der Schrekken ſeiner Feinde. Im J. 332 kriegte er mit Glück gegen die Gothen, welche bereits ſeine Macht erfahren hatten. Sein älteſter Sohn erfocht mehrere Siege; gegen hunderttauſend Feinde kamen durch das Schwert, durch Hunger und Ungemach um. Conſtantin benutzte ſeine Vortheile zu einem billigen Frieden, der dem Sieger wie dem Beſiegten Vortheile gewährte. Er befreite ſich von dem ſchimpflichen Tribute, den ſeine Vorgänger dieſen Barbaren bezahlt hatten, und ſicherte ſeine Gränze auf der Seite der Donau. Den Sarmaten, die er früher ebenfalls bekriegt hatte, wies er in Thrazien, Klein-Scythien, Macedonien und ſelbſt in Italien Ländereien an, als ſie, von ihren Sclaven, die ſie unvorſichtiger Weiſe gegen die Gothen bewaffnet hatten, ſelbſt aus ihrem Lande vertrieben, bei ihm Zuflucht ſuchten. Der Vorwurf der Weichlichkeit trifft Conſtantin ſo wenig, daß er ſich noch in ſeinem 56ſten Jahre, kurz vor ſeinem Tode, entſchloß, in Perſon gegen die Perſer zu Felde zu ziehen. Neben den Waffen liebte er die Wiſſenſchaften und begünſtigte ſie ſehr. Er las viel, und ſchrieb faſt alle ſeine Briefe ſelbſt. Man findet im Euſebius verſchiedene Proben ſeiner Gelehrſamkeit. Er verfertigte und hielt ſogar mehrere Predigten. Mehrere Martyrologen haben ihn als einen Heiligen geehrt und bezeichnen den 20. Mai als ſeinen Feiertag. Die Griechen und Moscowiter begehen ſein Feſt am 21. deſſelben Monats. Bei der Schenkung, welche dieſer Fürſt dem Papſte Sylveſter mit der Stadt Rom und mehreren Provinzen Italiens gemacht haben ſoll, brauchen wir nicht zu verweilen. Dieſer Irrthum entſtand dadurch, daß man, in den Zeiten der Unwiſſenheit, die Schenkungen Pipins mit der von Conſtantin der Kirche gegebenen Erlaubniß verwechſelte, liegende Gründe zu erwerben. Unter allen Schriftſtellern, welche den Charakter, die Politik und den Einfluß Conſtantins darzuſtellen verſucht haben, ſcheint Gibbon durch den Umfang ſeiner Unterſuchungen und die Tiefe ſeiner Abſichten den Preis zu verdienen. Das Gründlichſte und in aller Hinſicht befriedigendſte biographiſche Werk über dieſen oft falſch beurtheilten Regenten iſt Manſo's Leben Conſtantins des Großen. Breslau, 1817, 2 Rthlr.

Conſtantinopel (Conſtantinsſtadt), von den Morgenländern Conſtantina oder Conſtantinia, ſonſt auch von den Türken Iſtambol (d. h. in der Stadt), von den Wallachen und Bulgaren Zaregrad (d. h. Königsſtadt) genannt, wurde von Conſtantin dem Großen an der Stelle des alten Byzantiums erbaut, im J. 330 eingeweiht und nach ihm genannt. Es war bis 1453 die Haupt- und Reſidenzſtadt der oſtrömiſchen, und von jener Zeit an bis jetzt der türkiſchen Kaiſer. Es liegt in der Statthalterſchaft Rom-Ili (Rumelien), an dem Meere von Marmora und dem ſüdweſtlichen Ausgange der thraziſchen Meerenge, welche Europa von Aſien trennt, und hat einen großen und ſichern Hafen. Das äußere Anſehen der Stadt iſt prächtig wegen der herrlichen amphitheatraliſchen Lage, wegen der Paläſte und der vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonde auf den Minarets der Moſcheen; aber das Innere ſtimmt wenig damit überein. Die Straßen ſind meiſtens eng, unſauber und abhängig, der größte

Theil der Häuſer niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Auch fehlt es an öffentlichen Plätzen. Der größte freie Platz iſt der Atmeydan, welcher 250 Schritte lang, 150 breit und mit einem 60 Fuß hohen Obelisk aus Granit geziert iſt. Die Luft zu Conſtantinopel iſt geſund, und die jährlich graſſirende Peſt wird nur aus Aegypten hinübergebracht und durch den Mangel an allen Gegenanſtalten unterhalten. Die Sommerhitze wird durch die vom ſchwarzen Meere her wehenden Winde gemäßigt, aber eben dieſe Winde bringen oft einen ſchnellen und ſehr empfindlichen Wechſel der Witterung von der Wärme zur Kälte hervor. — Die Stadt ſelbſt hat ohne die Vorſtädte 2½ deutſche Meile im Umfange. Mit den Vorſtädten hingegen beträgt der Umfang 12 Meilen. Die Zahl der Einwohner in der Stadt und den Vorſtädten wurde ſonſt auf eine Million geſchätzt, wovon über 200,000 griechiſche, über 40,000 armeniſche Chriſten, über 60,000 Juden, der Ueberreſt aber Türken waren. Gegenwärtig ſchätzt man nach der Getreideconſumtion die Bevölkerung auf eine halbe Million Menſchen, ja neuere Beobachter ſchlugen ſie noch bedeutend niedriger an. Die Zahl der Häuſer wird auf 88,000 gerechnet. Nach dem Muſter Roms wurde Conſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut. Landeinwärts dehnt es ſich immer mehr in die Breite aus, und hat ungefähr die Geſtalt eines Dreiecks mit gebogenen Seiten und mit ſtumpfen Winkeln an der Spitze. Dieſe Spitze gränzt an die Meerenge, die Nordſeite an den Hafen, die Südſeite an das Mare di Marmora; die Weſtſeite, oder die Baſis des Dreiecks, hängt mit dem feſten Lande zuſammen, hat unter den drei Seiten die größte Länge und reicht mit etwas gebogener Linie von dem Hafen gegen Süden bis an das Mare di Marmora. An dieſer Südweſtſeite, nicht weit von dem Meere, befindet ſich im Umfange der Mauer das Schloß der ſieben Thürme. Es hatte anfänglich ſieben, ſpäter acht Thürme in ſeinem Umfange, von denen aber 1754 durch ein Erdbeben vier und 1766 noch einer einſtürzten. Zu dem zum Arſenale gehörigen Quartiere, welches ſich auf die andere Seite des Canals des ſüßen Waſſers herumſchlingt, werden noch geringere Theile gerechnet, die ſich bis gegen Galata erſtrecken. Man begreift ſie unter dem Namen Kaſſum-Paſchi. Hier befindet ſich die Wohnung des Capudan-Paſcha, das Zeughaus, die Schiffswerft, wie auch das Behältniß für die Galeeren. Nicht weit davon iſt die Banie oder das Gefängniß der kaiſerlichen Sclaven, die an dieſem widrigen Orte unter harter Arbeit ſehr übel gehalten werden. Die Vorſtadt Galata, mit einer eigenen Mauer umgeben, liegt dem Serail gegenüber an dem Hafen oder dem Canale, welcher aus dem ſchwarzen Meere kommt, iſt von beträchtlicher Größe, hat eine Menge bequemer und maſſiver Häuſer, und iſt der Sitz der europäiſchen Kaufleute. Noch weiter an dem Canale hinauf liegt Tophana, welches von der Stückgießerei den Namen hat. Auf den obern Anhöhen von Galata und Tophana liegt die Vorſtadt Pera, wo die europäiſchen Geſandten wohnen. Nicht weit davon iſt der offene Begräbnißplatz der Europäer und nebenbei, auf einem Berge, noch eine ziemlich große, meiſtentheils von Griechen bewohnte Vorſtadt, St. Demitri genannt. Schifft man nach der aſiatiſchen Seite hinüber, ſo erſcheint, faſt in der Mitte des Canals, auf einem Felſen erbaut, der Thurm des Leander, der eine Art von Feſtung und Gefängniß abgibt und mit einigen Kanonen beſetzt iſt. Jenſeit liegt die Vorſtadt Scutari, ebenfalls von bedeutendem Umfange. Die Befeſtigung

von Conſtantinopel iſt unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen beſetzte, theils aus gehauenen, theils aus Backſteinen erbaute Mauer, die auf der Landſeite doppelt und mit einem breiten ausgemauerten Graben verſehen iſt, ſchließt die Stadt ein. Auf der Landſeite befinden ſich ſechs Thore, nach dem Mare di Marmora ſieben, und nach dem Hafen zu dreizehn, außer vielen kleinen. Die Vorſtädte ſind zum Theil ganz offen, zum Theil mit einer alten von den Griechen und Genueſern erbauten Mauer eingefaßt. — Unter den Gebäuden verdient das Serail vorzüglich bemerkt zu werden. Dieß iſt nicht ein Palaſt; ſondern eine Sammlung von Wohngebäuden, Bädern, Moſcheen, Kiosk's, Gärten und Cypreſſenhainen. Der türkiſche Name heißt eigentlich Serai (Schloß) und zum Unterſchiede von andern Schlöſſern nennen es die Türken wohl auch Padiſhah Serai (das kaiſerliche Schloß). Es hat eine herrliche Lage. Gegen Südoſt hat es den Meerbuſen von Nicäa, Aſien und beſonders Scutari, gegen Nordoſt die ſchönen Gegenden des Canals, der aus dem ſchwarzen Meere kommt, und die Vorſtädte Tophona, Pera, Galata, welche ſich an den Bergen gleichſam teraſſenartig erheben. Mit ſeinen Gärten bildet es eine mäßige Stadt, und iſt mit einer hohen Mauer umgeben, welche nach den Canälen zu mit Kanonen beſetzt iſt. Dieſe werden während der Spazierfahrten des Kaiſers und bei öffentlichen Freudensbezeigungen abgefeuert. Einzelne Schüſſe aus ihnen verkündigen die Hinrichtung eines Staatsverbrechers im Serail. Das innere Serail iſt mit Blei gedeckt, die obern Verzierungen aber, als die Knöpfe, Halbmonde u. ſ. w., ſind vergoldet. Das Hauptthor, vor welchem ſich auf der einen Seite die vormalige Sophienkirche, auf der andern aber eine ſchöne Fontäne befindet, iſt ziemlich hoch und weit, und führt zu dem erſten unregelmäßigen und ſchlecht gepflaſterten Hofe, auf welchem links die Münze, rechts die Ställe, ein großes Krankenhaus und verſchiedene andere Gebäude ſtehen. Hier iſt auch die Hofmoſchee. In einer Entfernung von ungefähr tauſend Schritten von der äußern Pforte befindet ſich das zweite Thor. Es iſt wie das erſte von Kapidichi's bewacht, und führt auf dem zweiten Hof, welcher kleiner aber ſchöner als der erſte iſt. Die Gebäude rund herum ſind nicht von einerlei Höhe, ſie haben zum Theil Säulengänge. In der Mitte iſt ein ſchöner Springbrunnen, beſchattet von vielen Cypreſſen und wilden Maulbeerbäumen. Das wichtigſte unter den Gebäuden hier iſt der Divan. Von hier kommt man auf den dritten Hof, welchen nur Türken und auch die nur, wenn ſie zum Hofe gehören oder ausdrücklich hineingerufen werden, betreten dürfen. Nur die Geſandten kommen durch einen bedeckten Gang aus dem Divan in das Audienzzimmer des Sultans, das ſich in dem innerſten oder eigentlichen Serail befindet, und zwar prächtig, aber klein und dunkel iſt. Weiter läßt ſich von dieſem innerſten Gebäude, das der eigentliche Wohnſitz des Kaiſers und der Frauenzimmer iſt, nichts entdecken. Von außen ſieht man viele große, aber unregelmäßige Gebäude, die in Kuppeln, welche mit Blei gedeckt ſind, zuſammenlaufen. Außer dieſem Hauptſerail iſt faſt in der Mitte der Stadt noch ein altes Eski Serai, von Mahomed II. erbaut, worin man die Weiber und Sclavinnen des abgegangenen Kaiſers einſperrt, um deſſen Tod lebenslang zu beweinen, dafern ſie nicht etwa hinaus verheirathet werden. Die Zahl der Dſchamis und Moſcheen beläuft ſich auf faſt 500. Darunter iſt die älteſte und merkwürdigſte die von Juſtinian

erbaute ehemalige Kirche der heiligen Sophia oder des heiligen Geiſtes von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite. Jedem, der nicht Muſelmann iſt, iſt ohne eine beſondere Erlaubniß des Sultans der Eintritt in dieſelbe verboten. Die Kuppel ruht auf Säulen, welche mit Marmor belegt ſind. An dieſe große Kuppel ſchließen ſich noch 8 Halbkuppeln an. Der Fußboden iſt mit Porphyr und Verde antico ausgelegt und mit reichen Teppichen bedeckt. Von außen ſieht man nichts als einen Haufen unſcheinbarer Maſſen; die vielen ungleichartigen Zuſätze machen nichts Zuſammenhängendes aus; nur die Kuppel erhebt ſich majeſtätiſch. Die vier Minarets, welche Selim II. hat aufführen laſſen, ſtehen iſolirt, haben jeder eine andere Form, und ſind gothiſchen Thürmen ähnlich. Nächſtdem ſind die berühmteſten die Moſcheen von Selim, Mahmud, Achmed, Soliman, der Sultanin Valide der Mutter Mohammeds VI., und von Bajazed. Bethäuſer (Metſchebs) zählt man 5000; ferner 23 griechiſche, 3 armeniſche, 1 ruſſiſche, 9 catholiſche Kirchen, 130 öffentliche Bäder, 11 Akademien, wo auf kaiſerliche Koſten über 1,600 junge Türken zu künftigen Kirchen und Staatsdienern gebildet werden; 518 höhere Lehranſtalten (Medreſe) mit freiem Unterricht und Pflege, 1,300 Kinderſchulen, 13 öffentliche Bibliotheken, doch keine über 2,000 Manuſcripte ſtark und ohne alle gedruckte Bücher. Ferner giebt es hier Caravanſerais, eine mathematiſche und Seeſchule, türkiſche, armeniſche und jüdiſche Buchdruckereien und eine Menge Kaffeehäuſer, in chineſiſchem Geſchmack verziert und ſonderbar ausgemahlt, wo ſich Leute aus allen Ständen verſammeln; manche rauchen den größten Theil des Tages hindurch, dreißig bis vierzig Pfeifen Tabak, und verzehren eben ſo viel Taſſen Caffee. Zu den öffentlichen Häuſern gehören auch die Teriak-Hane oder Opiumbuden, wo ſich die Gäſte gewöhnlich des Abends verſammeln, einige Pillen Opium verzehren, ein Glas Waſſer dazu trinken, und nun die Entzückung abwarten, die auch nicht lange ausbleibt. Die Fabriken liefern Maroquin, Saffian, baumwollene, ſeidene und leinene Zeuge, Teppiche, Schabracken und Brieftaſchen, Gewehre, Bogen und Pfeile, Gold-, Silber- und Stickereiarbeiten. Es fehlt nicht an Rothfärbereien, Steinſchneidereien, geſchickten Juwelirern ꝛc. Der Handel wird in Conſtantinopel vorzüglich in den Khans, Bazars und Bezeſtens geführt. In den Bazars befinden ſich Kaufleute von allen Nationen des türkiſchen Reiches. Es ſind anſehnliche Gebäude von Stein. Der eine, Miſr Chartſchè, der ägyptiſche Markt, enthält lauter Waaren aus Cairo, beſonders Mineralien und Arzneimittel. Andere Theile des Bazar ſind mit Juwelirern und mit Buchhändlern beſetzt, die türkiſche, arabiſche und perſiſche Manuſcripte feil haben. Meiſtens haben einzelne Artikel ihre beſondern Gaſſen. Die Pelzhändler, Schuhmacher und Pfeifenmacher ſind jede in ihrer Gaſſe, und finden ſich nicht durch die ganze Stadt zerſtreut, wie in andern Städten. Ueberhaupt iſt der Handel Conſtantinopels bedeutend, und befindet ſich vorzüglich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden. Von den europäiſchen Nationen (hier Franken genannt) handeln beſonders die Italiener, Ruſſen, Engländer und Franzoſen hieher. In der Nähe von Conſtantinopel liegen: Eyoub, Dorf oder vielmehr eine Vorſtadt deſſelben, mit einer Moſchee, worin der jedesmalige neue Sultan feierlich mit dem Schwerte umgürtet wird, was die Stelle der Krönung vertritt; Bujukdereh, ein Dorf, welches zum Sommeraufenthalte der europäiſchen Geſandten dient, welche hier Landhäuſer nach orientaliſcher Art beſitzen; Belgrad, Dorf, ſonſt

gleichfalls von den Geſandten im Sommer beſucht, jetzt wegen der ſchädlichen Luft ziemlich verlaſſen; Fondukli mit einem Schloſſe; Dulmach Baktſche (der Melonengarten), ein großherrlicher Palaſt, in chineſiſchem Geſchmacke; Beſchiktaſch, Dorf mit einem großherrlichen Sommerpalaſte, der aber 1816 größtentheils abgebrannt iſt.

Conſtellation, der jedesmalige Stand und das Verhältniß der Geſtirne gegen einander. Die ſogenannten Nativitätsſteller wollen aus der Conſtellation, unter welcher jemand geboren iſt ſeine Schickſale und Lebensdauer u. ſ. w. vorausbeſtimmen. Dann heißen auch Conſtellation mehrere zu einem Sternbilde vereinigte Sterne. (S. Sternbild.)

Conſtitution iſt der Inbegriff der Staatsgrundgeſetze. — Conſtituirende Verſammlung, die zur Abfaſſung eines Staatsgeſetzes oder der Staatsgrundgeſetze verſammelte Geſellſchaft. Man nannte ſo insbeſondere in Frankreich im Jahre 1789 die erſte Nationalverſammlung, die Frankreichs erſte Conſtitution entwarf, und ſich 1791 trennte. S. Verfaſſung.

Conſul, der Titel des höchſten Staatsbeamten, 1. in der alten römiſchen, 2. der ehemaligen franzöſiſchen Republik, und 3. der Titel von gewiſſen Beamten in den neueuropäiſchen Staaten. — Nachdem man in Rom die Könige vertrieben hatte, führte man eine republikaniſche Verfaſſung ein, und ſtellte an die Spitze des den Staat verwaltenden Senats zwei, jährlich neu zu wählende, Perſonen, die den beſcheidenen Titel Consules, d. i. Rathgeber, Berather, führten. Um wahlfähig zu ſein, mußten ſie in Rom gegenwärtig ſein und das 43ſte Jahr zurückgelegt haben. Nur drei Mal wich man von dieſer letzten Vorſchrift ab. Nach dem Willen des Volks erſtreckte ſich ihre Gewalt auf folgende Puncte. Sie veranſtalteten Senats- und Volksverſammlungen, worin ſie den Vorſitz führten, und vollzogen deren Beſchlüſſe; denn das Volk hatte ſich die geſetzgebende Gewalt errungen, und nur die ausübende war dem Senate geblieben. Im Kriege führten die Conſuln das ausgehobene Heer an, ſorgten für deſſen Bedürfniſſe und ernannten die Befehlshaber. War der Staat in Gefahr, ſo war die Macht der Conſuln unumſchränkt; dann konnten ſie, ohne das Volk zu befragen, einzelnen Magiſtraten uneingeſchränkte Gewalt ertheilen. Sie gaben den auswärtigen Geſandten Audienz, nahmen die Staatsbriefe in Empfang, veranſtalteten die Kriegserklärungen, hatten die Aufſicht über die Staatscaſſe, die Provinzen und, vor Einſetzung der Prätoren, über das ganze Gerichtsweſen. Mit der Regierung und dem Vorſitze wechſelten die beiden Conſuln monatlich, zuweilen täglich. Ihrer Gewalt war ihr Anſehn angemeſſen. Nicht nur wurden die Geſetze und das Jahr nach ihnen benannt (weßhalb die Staatsannalen conſulariſche Jahrbücher, Fasti consulares, hießen), ſondern ſie waren auch durch ehrenvolle Inſignien ihres Ranges ausgezeichnet. Sie ſaßen bei ihren Amtsverrichtungen auf einem Prachtſeſſel (Sella curulis), hatten in der Hand ſtatt des königlichen Scepters einen elfenbeinernen Befehlsſtab (Scipio eburneus) waren bekleidet mit einer purpurverbrämten Toga (Toga praetexta, die unter den Kaiſern in eine geſtickte Toga verwandelt war), und gingen in Begleitung von zwölf Lictoren, welche die Fasces (Ruthenbündel, mit Lorbeerzweigen umwunden) vor ihnen hertrugen. In dieſen Bündeln waren ehedem auch Beile, das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, die aber ſeit der Zeit des Valerius Poblicola daraus genommen, wenn ſie innerhalb der Stadt erſchienen, und nur außerhalb Roms hinzugefügt wurden. So hatten ſie königliche Ge-

walt und königliches Anſehen, nur ohne Königs Namen, und Niemand wird bei ihnen an einen Bürgermeiſter denken. Beim Antritt ihres Amtes ſtatteten der Senat und die Vornehmen Roms ihnen in ihrem Hauſe feierliche Glückwünſche ab, und in Begleitung des Senats verrichteten ſie dann ein feierliches Opfer auf dem Capitole. Am Ende des Jahres legten ſie ihr Amt mit dem Eide nieder, daſſelbe den Geſetzen gemäß verwaltet zu haben. Nach dieſer Zeit hieß der geweſene Conſul Conſularis, und hatte als ſolcher einen Rang vor den übrigen Senatoren, die noch nicht Conſuln geweſen waren. Zu ihren Vorrechten gehörte, daß ſie in römiſche Provinzen als Gouverneurs verſendet wurden, wo ſie den Titel Proconſules, d. i. Vice Conſules führten. Nachdem Rom nach Cäſar Auguſtus wieder eine monarchiſche Regierungsform erhalten hatte, ließ man zwar die alten Würden, um anfänglich das Volk mit dem Scheine der Republik zu täuſchen; allein ihr Anſehn und ihre Macht ſanken mehr und mehr, ſo daß endlich ein frecher Cäſar ſeinen Spott ſo weit trieb, ſein Pferd zum Conſul zu ernennen. Die erſten, im Jahre Roms 244, waren Junius Brutus und Tarquinius Collatinus, die letzten waren unter dem Kaiſer Juſtinian. — Nachdem in Frankreich den 21ſten Januar 1793 der letzte König des Capetingiſchen Stammes unter dem Beile der Guillotine gefallen war, erklärte man Frankreich, das in der erſten Conſtitution ſeit der Revolution für eine beſchränkte Monarchie erklärt worden war, für eine Republik unter Volksregierung mit Volksſouveränetät. Aber auch dieſe zweite Conſtitution des Nationalconvents war nicht von Beſtand, und eine dritte wurde am 23ſten September 1795 proclamirt, deren Baſis gemäßigte Demokratie war. Ein Vollziehungs-Directorium von fünf Mitgliedern ſtand an der Spitze, an deſſen Stelle aber am 11ten November 1799 eine Conſular-Commiſſion trat, welche vorläufig aus Bonaparte, Siéyes und Roger Ducos beſtand, welche die vierte Conſtitution entwarfen, die den 15ten December ſchon proclamirt ward. Nach Umſturz der bisherigen Verfaſſung in allen ihren Theilen wurde nun Frankreich erklärt zu einer Republik unter conſulariſcher Regierung. Drei zehnjährige Wahlconſuln (Bonaparte, Cambacerès, Lebrün, jeder mit 500,000 Franken jährlichen Gehalts) erhielten die vollziehende und faſt unumſchränkte Gewalt; der Staatsrath, das Tribunat und die geſetzgebende Verſammlung erhielten die geſetzgebende. Den 2ten Auguſt 1802 wurde Bonaparte zum erſten Conſul auf Lebenszeit ernannt, und hiemit die Verfaſſung des franzöſiſchen Staats, ihrem Weſen nach, ſchon wieder vollkommen monarchiſch. Er erhielt das Recht, ſeinen Nachfolger zu ernennen, die beiden andern Conſuln vorzuſchlagen, die Präſidenten der Volksverſammlungen zu ernennen, dieſe zu berufen, die Dauer ihrer Sitzungen zu beſtimmen, das geſetzgebende Corps nach Willkühr zu berufen und zu entlaſſen. Alle peinlichen und Civil-Gerichtshöfe wurden ſeiner Willkühr unterworfen, das Begnadigungsrecht ihm zugeſtanden, der Senat auf einen untergeordneten Staatsrath beſchränkt, die Zahl des Tribunats auf die Hälfte herabgeſetzt. Er leitete die Staatseinkünfte und Ausgaben, ſorgte für innere Sicherheit und äußere Vertheidigung, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, unterhielt alle politiſchen Verbindungen mit dem Auslande, ratificirte alle Verträge, und hatte in Zeiten der Gefahr für den Staat ſogar die Macht, die Conſtitution aufzuheben. So vereinigte denn auch hier, namentlich der erſte Conſul, königliche Macht und königliches Anſehn. Damit er dieß um ſo mehr behaupten könne, wurde die Civil-

liſte auf ſechs Millionen Franken erhöht, und den 15ten Auguſt 1802 als dem Geburtstage des erſten Conſuls, ein förmlicher conſulariſcher Hof zu St. Cloud eingerichtet, und an dieſem die vormalige Hofetiquette wieder eingeführt. Eine Conſulargarde war ſchon früher errichtet worden, jetzt wurde die Leibwache beträchtlich vermehrt. Weil in dieſen Veranſtaltungen viele nur die Neigung ſahen, unumſchränkte Herrſchaft wieder einzuführen, entſtanden immer wiederholte Verſchwörungen gegen das Leben des erſten Conſuls, die aber nur beförderten was ſie verhindern wollten, indem ſie zu dem Entſchluſſe drängten, des erſten Conſuls Regierung noch feſter zu begründen. So geſchah es, daß in der fünften Conſtitution die franzöſiſche Republik gänzlich aufhörte, und ein franzöſiſches Kaiſerthum errichtet ward, der Beſtimmung nach erblich in der Familie Napoleons. Die erſten Conſuln dieſer Republik waren zugleich auch die letzten, der eine wurde Kaiſer die andern Prinzen. — Seit den Zeiten der Kreuzzüge finden wir in verſchiedenen Staaten Conſuln als Richter in See- und Handelsſachen. Beſonders waren es die italieniſchen Staaten, welche die Kreuzzüge dazu benutzten, um von aſiatiſchen Fürſten das Recht zu erlangen, in deren Staaten ſolche Richter und Beſchützer der dortigen Handelsleute ihrer Nation zu ernennen, welches Beiſpiel von andern europäiſchen Staaten für ihre Handelsplätze in der Levante und Afrika, und ſeit dem 15ten und 16ten Jahrhunderte auch zwiſchen europäiſchen Mächten unter ſich nachgeahmt wurde, ſo daß die Anzahl der Handelsconſuln in- und außerhalb Europa jetzt ſehr beträchtlich iſt. Das Recht, Conſuln abzuſchicken, wird als ein Hoheitsrecht betrachtet; ſie können aber nur dahin geſendet werden, wo Verträge oder Herkommen dazu berechtigen. Die Beſtimmung aller iſt, Schutz und Beiſtand der Handelsleute und Schiffer ihrer Nation zu ſein, auf Beobachtung der Handelsverträge zu ſehen, und über den Zuſtand und das Intereſſe des Handels ihres Souverains an dem Orte ihres Conſulats Nachricht an ihren Hof zu geben. In Anſehung der Vorrechte aber ſind die Conſuln in der Levante und in Afrika von den europäiſchen verſchieden. Jene, welche auf den Fuß der Geſandten behandelt werden, haben völlige Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihrer Souveräns, ſelbſt oft in Klagen der Ausländer gegen ſie; dieſe haben nur eine ſehr beſchränkte Civil-Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souveräns in deren Handelsangelegenheiten unter einander, wobei ſie noch meiſt bloß Schiedsrichter ſind, und ungeachtet man ſie als Miniſter anzuſehen hat (wofür ſie doch manche gar nicht wollen gelten laſſen), ſo ſtehen ſie doch auch den Geſandten der unterſten Claſſe nicht gleich, denn ſie haben keine Creditive, ſondern nur Beſtallungsſchreiben, die von dem Staate, worin ſie ſich aufhalten, erſt beſtätigt werden müſſen. Daher genießen ſie keine Vorzüge der Geſandten, Befreiung von der Gerichtsbarkeit und den Abgaben, geſandtſchaftlichen Gottesdienſt, Ceremoniel u. ſ. w. In der Regel ſind ſie der Civil-Gerichtsbarkeit des Orts unterworfen, wo ſie ſich als Conſuln aufhalten. General-Conſuln nennt man ſolche, die für mehrere Plätze oder über mehrere Conſuln ernannt ſind. Zuweilen wird dem Conſul ein Vice-Conſul beigegeben. dd.

Conſulta, Staatsconſulta, d. i. Staatsrath, war ein eigener Zweig der Staatsverfaſſung der italieniſchen Republik und des nachherigen Königreichs Italien. Die Conſulta beſtand aus acht Perſonen, und hatte hauptſächlich die auswärtigen Angelegenheiten und diplomatiſchen Verträge zu beſorgen. Als im J. 1805 die Republik

in ein Königreich umgeſchaffen wurde, erhielt der Staatsrath folgende Einrichtung. Er beſtand 1. aus einem geheimen Rathe von acht Staatsräthe (Conseil des Consulteurs), 2. einem Conſeil der Geſetzgebung von zwölf Staatsräthen, und 3. aus einem Auditoren-Conſeil von funfzehn Staatsräthen. Der König, Vicekönig oder ein hoher Kronbeamter, präſidirte im Staatsrathe, der nur Rathſchläge ertheilen, und nur in Gegenwart von achtzehn Mitgliedern deliberiren konnte. Keiner konnte ein Mitglied der höhern Section werden, der nicht vorher eins der niedrigern geweſen. Die Mitglieder des geheimen Raths waren Staatsräthe auf Lebenszeit. Mit dem Königreiche iſt auch dieſes Inſtitut im J. 1814 aufgelöſet worden. dd.

Conſumtionsſteuern, Abgaben, welche auf den Genuß oder den Verbrauch gelegt ſind. Dieſe Abgaben ſind in den verſchiedenen Ländern Europas ſehr verſchieden und ihre Wirkung iſt, je nachdem die Gegenſtände der Beſteurung zu den unentbehrlichen oder entbehrlichen Bedürfniſſen gehören, höchſt mannichfaltig. Es gibt zwei Hauptclaſſen von Conſumtionsſteuern, directe und indirecte. Directe Conſumtionsſteuern ſind ſolche, welche unmittelbar von den Conſumenten erhoben werden; zur Beſteurung dieſer Art ſind vorzüglich diejenigen Güter geſchickt, welche eine längere Zeit fortdauern, ehe ſie gebraucht werden, z. B. Häuſer, Taſchenuhren, Edelſteine, Gold- und Silbergeräth, Pferde, Kutſchen ꝛc. Die indirecten Conſumtionsſteuern werden mittelbar von den Conſumenten erhoben; der Staat hält ſich in der Regel nicht an den Käufer oder Verzehrer, ſondern an den Verkäufer des beſteuerten Genußmittels und überläßt es dann dieſem, die gehabte Auslage von ſeinen Kunden ſich wieder erſetzen zu laſſen. Die vorzüglichſten Abgaben dieſer Art ſind die Acciſe (ſ. d. Art.), der Licent (ſ. d. Art.) und der Zoll (ſ. d. Art.). Die indirecten Conſumtionsſteuern ſind eben ſo oft laut geprieſen, als bitter getadelt worden. Die Lobpreiſer derſelben führen zu ihrer Empfehlung an: 1. ſie ſeien dem Bezahler beinahe unmerklich, weil er ſie zugleich mit dem Preiſe der ſteuerbaren Gegenſtände bezahle; 2. es hange gleichſam von eines Jeden eigener Willkühr ab, ob er viel oder wenig oder gar nichts zu dieſer Steuer beitrage; 3. die Steuer werde von Jedem gerade zu der Zeit entrichtet, wo er am beſten im Stande ſei, ſie zu bezahlen; 4. ſie könne wohl von dem Einkommen der Bürger viel wegnehmen, nie aber ihr Capital angreifen; 5. es finden bei der Einnahme nie Rückſtände Statt. — Dagegen wird von der andern Seite behauptet: 1. die Erhebung der Steuer ſei für die Nation die koſtbarſte von allen, beſonders wegen der davon beinahe unzertrennlichen Beſtechung der Officianten; 2. die Moralität leide dadurch, denn der Gewinn des Betrugs ſei ſo ſehr reizend, daß alle Liſt für ihn aufgeboten werde, dieſe Liſt aber gehe dann leicht in wirklichen Diebſtahl über; 3. die Form der Erhebung ſei oft ſo unbequem, daß ſelbſt redliche Staatsbürger ſich dadurch zur Contrebande verleiten laſſen; 4. wenn dieſelbe auf die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe gelegt ſei, ſo könne ſie für die ärmere Claſſe der Bürger höchſt drückend werden. Im Allgemeinen läßt ſich dieſe Art der Beſteurung eben ſo wenig unbedingt empfehlen, als verwerfen, ſondern es kommt vielmehr in dieſer Hinſicht alles auf die individuelle Lage und die Verhältniſſe des Staats an, wo ſie eingeführt werden ſoll. In der Regel wird dieſelbe keinen Nachtheil bringen, ſo lange einerſeits dafür geſorgt iſt, daß der ärmern Claſſe die Anſchaffung ihrer unentbehrlichſten Bedürfniſſe dadurch nicht erſchwert wird, und anderer-

ſeits die Erhebung ſo weiſe eingerichtet iſt, daß der Gewerbfleiß und die perſönliche Freiheit dadurch nicht unterdrückt werden, welches letztere, obgleich ſchwer, doch nicht unmöglich iſt. Iſt die Auflage mäßig, ſo vermiſcht ſie ſich leicht mit dem Preiſe der Waare, ihre Bezahlung veranlaßt nicht leicht Beſchwerden und ihre Umgehung hat nicht Reiz genug, um ſich der Gefahr der Beſtrafung auszuſetzen; iſt dieſelbe aber hoch, ſo iſt die Angabe nicht mehr verſteckt, der Conſument enthält ſich, durch den hohen Preis abgeſchreckt, des Einkaufs, der Kaufmann erhält ein Intereſſe, die Auflage zu umgehen; die Verminderung der Conſumtion vermindert zugleich das Einkommen des Staats; die Nothwendigkeit, den Betrug zu verhindern, vermehrt die Erhebungskoſten und das Einkommen; was der Staat ſich dadurch verſchafft, ſteht weder im Verhältniß mit der Summe, welche die Steuerpflichtigen zahlen, noch mit den Entbehrungen, welche dieſelben ſich aufzulegen genöthigt ſind. In der Regel aber ſollten es nur entbehrliche Genußmittel ſein, welche mit der Conſumtionsſteuer belegt werden, unentbehrliche aber höchſtens nur dann, wenn ſich mit Grund vorausſetzen läßt, daß der gemeinſte Arbeiter im Lande mehr verdiene, als zur Anſchaffung der nothwendigſten Lebensmittel ſeiner Familie erforderlich iſt, er alſo ſich am Nothwendigen nichts abzuziehen brauche, ſondern durch Verminderung ſeiner überflüſſigen Bedürfniſſe die Abgabe aufzubringen vermöge. Würde in einem ſolchen Fall eine Conſumtionsauflage auf unentbehrliche Gegenſtände z. B. auf Brot gelegt, ſo braucht dieſelbe deshalb nicht von der Brot-Conſumtion abgezogen zu werden, der Arbeiter wird vielmehr immer dieſelbe Quantität Brot forteſſen, aber er wird vielleicht weniger Branntwein trinken oder weniger Tabak rauchen; es kann aber triftige Gründe für die Finanzverwaltung geben, die Steuer lieber vom Brote als vom Tabak zu ziehen. Wenn daher der auf unentbehrliche Bedürfniſſe gelegten Conſumtionsſteuer hin und wieder der Vorwurf gemacht wird, daß ſie den Arbeitslohn erhöhe, alſo im Grunde von denen bezahlt werden müſſe, welche die Arbeiter lohnen, ſo iſt dieß nur in ſo fern richtig, als der Lohn der Arbeiter kaum die nothwendigen Bedürfniſſe derſelben zu befriedigen hinreicht; in vielen Ländern aber, wo auch der gemeinſte Arbeiter viele überflüſſige Bedürfniſſe von ſeinem Lohne ſtillen kann, wird ſich die arbeitende Claſſe deshalb nicht vermindern, weil ſie eine kleine Abgabe von den unentbehrlichſten Bedürfniſſen zu tragen genöthigt wird. — Bemerkenswerth iſt es jedoch, daß in Großbritannien, wo der größte Theil des ungeheuern Staatsaufwandes mittelſt indirecter Conſumtionsſteuern gedeckt wird, die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens, namentlich Getreide und Fleiſch, von aller Beſteurung verſchont bleiben, woraus der Schluß zu ziehen ſein dürfte, daß ſelbſt in Ländern, wo höchſt bedeutende Summen durch die Beſteurung aufgebracht werden müſſen, die Heranziehung ſolcher Gegenſtände zur Steuer nicht unumgänglich nöthig ſei. KM.

**Contagion**, die Anſteckung, der Act im lebenden Körper, wodurch mittelſt des Contagiums die Krankheit erzeugt wird; auch wird zuweilen die ganze Summe von anſteckenden Krankheiten einerlei Art, die unter dem Volke eine Zeitlang herrſcht, ſo genannt.

**Contagiöſe Krankheiten**, ſolche, die von einem Contagium erregt werden und wieder einen Anſteckungsſtoff erzeugen. Sie ſind unterſchieden von epidemiſchen Krankheiten, die von allgemeinen

äußern Einflüſſen der Zeit und Witterung verurſacht, unter dem Volke herrſchen. (S. Einflüſſe und Epidemie.)

Contagium, ein Anſteckungsſtoff, welcher in dem thieriſchen und menſchlichen Körper durch eine fieberhafte Krankheit erzeugt worden iſt und durch die Einwirkung auf einen andern lebenden Körper dieſelbe Krankheit in ihm erregen kann. So erzeugen z. B. die Maſernkrankheit, das Scharlachfieber, die Blattern, die Peſt u. a. m. ein Contagium, welches in andern Menſchen, wenn ſie die Krankheit noch nicht gehabt haben und in Berührung mit dem Anſteckungsſtoff kommen, wieder Maſernkrankheit, das Scharlachfieber, Blattern, Peſt u. ſ. w. erregt, nachdem nun das Contagium von einer oder der andern Krankheit herrührt. Das Contagium entwickelt ſich während der Krankheit, kommt aber erſt mit der Beendigung derſelben zur Vollkommenheit oder Reife, und wird zugleich mit den critiſchen Ausſonderungen aus dem Körper geſchafft. Es hat verſchiedene Umhüllungen (Vehikel), die es enthalten, je nachdem es von einer Krankheit erzeugt wird. Bei den Blattern z. B. iſt es in dem Eiter der Blatterpuſteln, bei den Schutzpocken in der hellen Lymphe derſelben, bei den Maſern und dem Scharlachfieber wahrſcheinlich in der lymphatiſchen Maſſe, welche das Oberhäutchen aus dem Blute bildet, bei der Peſt in den Peſtbeulen u. ſ. w.

Contarini iſt der Name eines edeln venetianiſchen noch fortdauernden Geſchlechts, von welchem viele Mitglieder, während mehrerer Jahrhunderte, in verſchiedenen Fächern einen rühmlichen Namen in der Geſchichte erlangt haben. — Domenico Contarini war Doge von Venedig, von 1043 bis 1071. Er baute die vom Patriarchen von Aquileja verbrannte Stadt Grado wieder auf, und unterwarf die empörte Stadt Zara. — Jacopo Contarini, Doge, von 1275 bis 1280. Unter ſeiner Regierung zwangen die Venetianer die Stadt Ancona, ihre Herrſchaft über das adriatiſche Meer anzuerkennen. — Andrea Contarini, Doge, von 1367 bis 1382. Die Genueſer eroberten unter Pietro Doria 1379 Chiozza, und bedroheten ſelbſt Venedig; Contarini, 1380, nahm ihnen dieſe Stadt wieder ab, und befreite die Republik von den Feinden. — Francesco Contarini, Doge, von 1623 bis 1625. Oeſterreich hatte Mailand und das Waatland erobert, und wollte ſich Graubündens bemächtigen, um durch das Waatland eine Verbindung zwiſchen den italieniſchen Staaten des Königs von Spanien und den deutſchen Ländern des Kaiſers zu gründen. Venedig, mit Ludwig XIII. von Frankreich, dem Herzoge von Savoyen und den proteſtantiſchen Schweizer Cantons, kam den Graubündnern zu Hülfe. Das Waatland ward 1624 wiedergenommen. Carlo Contarini, Doge, von 1655 bis 1656. Lazaro Mocenigo, Admiral der Republik, gewann Anfangs Juni 1655 unter den Dardanellen ein glänzendes Seetreffen gegen die Türken. — Domenico Contarini, Doge, von 1659 bis 1674. Seit 5 Jahren führte Venedig um den Beſitz der Inſel Candia Krieg mit den Türken. Am 26. Sept. 1667, nach einer dreijährigen, beiſpiellos hartnäckigen Belagerung und Vertheidigung, übergab Francesco Moroſini Candia. Der Friede erfolgte darauf. — Francesco Contarini lehrte 1460 die Philoſophie in Padua, ging als Geſandter zu Pius II., führte die venetianiſchen Truppen gegen die Florentiner, welche die Siener angegriffen hatten, und ſchrieb die Geſchichte dieſes Feldzugs. — Ambroſio Contarini wurde als Geſandter der Republik an den König von Perſien Uſun Caſſan geſchickt. Er verließ Venedig den

23. Februar 1473 und kehrte den 10. April 1477 zurück. Die Beſchreibung dieſer intereſſanten Reiſe kam zuerſt italieniſch 1481 in Venedig heraus. — Gaſparo Contarini, geb. in Venedig 1485, geſt. in Bologna 1542. Als venetianiſcher Geſandter bei Carl V. unterhandelte er einen dauerhaften Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der Republik. Er ging 1527 als Geſandter nach Rom und dann nach Ferrara, um die Freiheit Clemens VII., den Carl V. im Fort St. Angelo gefangen hielt, zu erhalten; ward, nachdem ihm dieß gelungen, Geſandter bei dem Papſte, und nach ſeiner Rückkehr Senator in Venedig. Paul III. verlieh ihm 1535 den Cardinalshut. Im J. 1541 wohnte er als päpſtlicher Legat den Verhandlungen des regensburger Reichstags bei, wo er ſich ſehr gemäßigt benahm. Bei Gelegenheit der von den Proteſtanten aufgeſtellten 22 Artikel, welche die Biſchöfe verwarfen, ließ er dieſe zu ſich kommen, und ermahnte ſie, den Völkern durch Luxus, Habſucht und Ehrgeiz kein Aergerniß mehr zu geben, ſondern lieber ihre Kirchenſprengel zu beſuchen, die Armen zu unterſtützen, Schulen anzulegen, und die Pfründen blos nach Verdienſt, nicht nach Rückſichten zu vertheilen. Nach ſeiner Rückkehr ward er als Legat nach Bologna geſandt. — Giovanni Contarini, in Venedig 1549 geboren und 1605 geſtorben, einer der berühmteſten Mahler ſeiner Zeit, arbeitete in Titians Styl, und war vorzüglich ſtark in der Kunſt Plafonds zu mahlen, wie man dieß an ſeiner Auferſtehung in St. Francesco die Paolo in Venedig ſehen kann. — Vincenzo Contarini, zu Venedig 1577 geboren und 1617 geſtorben, ein Gelehrter, der in ſo großem Rufe ſtand, daß der Magiſtrat in Padua, um ihn bei der daſigen Univerſität zu behalten, einen außerordentlichen Lehrſtuhl der griechiſchen und lateiniſchen Beredſamkeit für ihn errichtete. Er war damals 26 Jahr alt. Bis 1614 lehrte er daſelbſt. — Simone Contarini, in Venedig 1563 geboren und 1633 geſtorben, Dichter und Procurator von S. Marco, war nach einander venetianiſcher Geſandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mahomed III. in Conſtantinopel, beim Papſte Paul V., beim Kaiſer Ferdinand II., und ward dann Procurator von S. Marco. Als ſolcher machte er noch eine Reiſe in Angelegenheiten des Senats nach Conſtantinopel. Als 1630 die Peſt in Venedig wüthete, wollte er die Stadt nicht verlaſſen, um die bei einem Uebel dieſer Art ſo nöthige Ordnung zu erhalten.

Contat (Louiſe, Frau von Parny, auf dem Theater bekannt unter dem Namen Demoiſelle), eine berühmte franzöſiſche Schauſpielerin, Schülerin der Mad. Préville, geboren zu Paris 1760, debütirte 1776 in der Comédie française als Atalide im Bajazet. Ihre erſten Rollen hatten nichts Glänzendes. Doch bemerkten einige Kenner bald ihre natürliche Feinheit und Grazie, und gaben ihr Hauptrollen, welche ſie mit Beifall ausführte. Beaumarchais gab ihr endlich die Suſanne in Figaro's Hochzeit, und nun war ihr Ruf gegründet. Ihr Talent war ausgezeichnet und mannichfaltig. Sie ſpielte mit gleicher Vortrefflichkeit die Coquette corrigée, Mde. de Volmar im Marriage secret, Mde. Errard im Vieux Célibataire, Elmire im Tartuffe, Célimène im Misanthrope und eine Menge anderer Rollen, welche Gefühl, Tiefe, Feinheit, Grazie, Natürlichkeit, Würde, oder Miſchungen dieſer verſchiedenen Eigenſchaften erfodern. Mit dem 50ſten Jahre verließ ſie die Bühne, auf der man ſie gern noch länger geſehen hätte. Ihr treffliches Herz, ihre guten Sitten und ihr feiner gebildeter Geiſt machten ihre Unterhal-

tung höchſt anziehend und ihren Umgang liebenswürdig; ihr Haus in Paris wurde als eines der angenehmſten genannt. Kurz vor ihrem Tode verbrannte ſie, trotz dem Widerſtande eines Augenzeugen, ein ziemlich ſtarkes Heft kleiner poetiſcher und proſaiſcher Aufſätze, weil darin einige perſönliche Satiren ihrer Feder entſchlüpft waren. Sie ſtarb den 9. März 1813.

Conté (Nicolaus Jacques), Künſtler, Mechaniker, Chemiker, geboren zu St. Cenery, unweit Seez, am 4. Aug. 1755, geſtorben den 6. December 1805. Conté widmete ſich ſehr frühzeitig mit unwiderſtehlicher Neigung der Mechanik und Mahlerei. Schon im achtzehnten Jahre mahlte er mit vielem Glücke, ohne darum das Studium der phyſikaliſchen und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, zu denen er beſondere Neigung hatte. Das Modell einer von ihm erfundenen hydrauliſchen Maſchine übergab er der Akademie der Wiſſenſchaften zur Prüfung, und dieſe erſtattete darüber den vortheilhafteſten Bericht. Er ließ ſich hierauf in Paris nieder. Hier ward er durch das Studium großer Muſter und den Umgang mit Gelehrten aus allen Fächern bald bekannt. Sein Eifer für die Phyſik veranlaßte ihn (1793), im Vereine mit mehrern Sachverſtändigen, über die Zerſetzung des Waſſers durch Eiſen Verſuche im Großen zu machen, da man ſie vorher nur in Flintenläufen angeſtellt hatte. Seine Rathſchläge hierbei, ſeine anhaltenden täglichen und nächtlichen Anſtrengungen trugen viel zum Gelingen des Unternehmens bei. Auf einen Gouvernementsbefehl mußte er nun in Meudon jene Verſuche wiederholen und der glückliche Erfolg derſelben leitete auf den Gedanken hin, ſich der Luftballons zur Vertheidigung der Republik zu bedienen. Er ward Director des aeroſtatiſchen Inſtituts und widmete hier dem Unterrichte der zahlreichen Eleven alle Sorgfalt. Um den bei den Armeen befindlichen Compagnien der Aëronauten einen Vereinigungspunct zu geben, ward Conté, mit dem Grade eines Brigade-Chefs, commandirender Chef der Aëronauten. Er erfand nun eine treffliche Art von Blei- und Zeichenſtiften und gründete darin eine große Manufactur, die noch jetzt faſt ganz Frankreich damit verſieht. Aber bald erhielt er nebſt andern Gelehrten den Ruf zu der bekannten Expedition nach Aegypten. Bei ſeiner Ankunft in Alexandrien ſtellte er auf dem daſelbſt befindlichen Pharus binnen zwei Tagen auf die einfachſte Weiſe Ofen zu glühenden Kugeln her, wodurch die engliſchen Schiffe, welche etwa durch Ueberrumpelung jene Stadt hätten nehmen wollen, in gehöriger Entfernung gehalten werden konnten. Von da nach Cairo berufen, errichtete er daſelbſt bald die nöthigen Werkſtätte für die Bedürfniſſe der Armee an Waffen u. dergl., ſo wie auch mehrere Windmühlen, Maſchinen für die Münzen von Cairo, für die orientaliſche Druckerei, für die Pulverfabrication. Zugleich ſtellte er verſchiedene Gießereien her, und ſowohl Stahl und Säbel, als auch gefirnißte Leinwand, Pappe ꝛc. wurden in ſeinen Werkſtätten gefertigt. Er vervollkommnete die Brotbäckerei, verſchaffte die Erforderniſſe für die Hoſpitäler, mathematiſche Inſtrumente für die Ingenieurs, Gläſer für die Aſtronomen, Vergrößerungsgläſer (Loupen) für die Naturforſcher, Stifte für die Zeichner, kurz Alles, was zu einer ſolchen Expedition, bei einer ſolchen Tendenz, in einem ſolchen Lande nöthig ward. In kurzer Zeit verdankte man ihm auch einen Telegraphen, obgleich deſſen Errichtung in dieſer heißen Atmoſphäre unendliche Schwierigkeiten hatte.

**Contemplation**, die innere, geiſtige Anſchauung oder Betrachtung. Der Geiſt ſagt ſich von allen äußern Eindrücken los, und verweilt bei den nach ſeinen Ideen im Innern geſtalteten Bildern und Begriffen. Es ſind gewöhnlich Bilder der überſinnlichen Welt, oder das Verhältniß der ſinnlichen zur überſinnlichen und ihr Untergang in jener, was der Geiſt auf ſolche Weiſe bildet und anſchaut. Dieſes Betrachten wird auch vielfach für das eigentlich Religiöſe gehalten, und wurde es beſonders bei den orientaliſchen Völkern. In ihrem Clima und ihrer Philoſophie liegt der Keim zum beſchaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3ten Jahrhundert, mit den gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die chriſtliche Religion übergetragen, bis es ſich endlich durch das Mönchsweſen verkörperte.

**Conti**, ſ. Bourbon (Haus).

**Continent**, das, was ununterbrochen zuſammenhängt. Insbeſondere die großen Maſſen Landes auf dem Erdkörper, zum Unterſchiede von den Inſeln; z. B. der Continent von Amerika, d. h. der ganze Welttheil mit Ausnahme der Inſeln.

**Continentalſyſtem**. In der Geſchichte der Unterdrückung Europa's durch den Despotismus Napoleons, behauptet das von ihm ausgeführte Continentalſyſtem einen merkwürdigen Platz. Das Weſen dieſer Ausgeburt tyranniſchen Unſinns, der man zu viel Ehre angethan hat, indem man ihr den Namen eines Syſtems gab, beſtand in nichts Anderm, als dem Plane, England von aller Verbindung mit dem Continente auszuſchließen, das heißt mit andern Worten, den geſammten Seehandel von Europa zu zerſtören. Aller Handel und Verkehr mit England und engliſchen Waaren und Producten ward vermöge dieſes Syſtems unter dem Vorwande für verboten erklärt, England auf dieſe Weiſe zum Frieden und zur Anerkennung des von Frankreich aufgeſtellten Seerechts zu zwingen, zugleich aber auch in der unverkennbaren Abſicht, alle Staaten des Continents durch dieſe gänzliche Vernichtung ihres Handels ſo ſehr zu ſchwächen, daß von ihnen kein wirkſamer Widerſtand gegen Frankreichs Anmaßungen ferner zu erwarten ſei. Ehe wir jedoch zu der Geſchichte dieſes Syſtems ſelbſt übergehen, müſſen wir nothwendig einige Bemerkungen über das Seerecht und das Verhältniß der neutralen zu den kriegführenden Seemächten, das heißt hier vorzüglich zu England, vorausſchicken. Schon ſeit längerer Zeit war zwiſchen den ſeefahrenden Nationen über die Rechte der neutralen Flagge ein heftiger Streit geführt worden, der vornehmlich folgende ſechs Streitpuncte betraf: 1. macht frei Schiff frei Gut oder nicht? 2. macht unfrei Schiff unfrei Gut oder nicht? 3. wie weit erſtreckt ſich das Recht der kriegführenden Mächte, neutrale Schiffe zu viſitiren, wenn ſie ohne oder wenn ſie unter Convoy ſegeln? 4. was iſt Kriegscontrebande zur See und wozu berechtigt ſie? 5. wie weit erſtreckt ſich die Befugniß, Oerter in Blokadeſtand zu erklären? und endlich 6. iſt ein Handel, der den Neutralen in Friedenszeiten verboten war, ihnen in Kriegszeiten erlaubt, oder dürfen die Neutralen den Handel mit den Colonien der kriegführenden Mächte betreiben oder nicht? In der Beantwortung jeder dieſer verſchiedenen Fragen, die, wie man leicht einſieht, für den Seehandel und den Handel der Neutralen insbeſondere von der höchſten Wichtigkeit ſind, wichen in neuern Zeiten die Engländer nicht nur von den Neutralen, ſondern auch gewöhnlich von den minder mächtigen Seeſtaaten, mit denen ſie in Kriege verwickelt waren, durchaus ab. Doch nicht nur England

war es, das darf hier keineswegs vergeſſen werden, welches ſich in eine ſolche Oppoſition gegen die Grundſätze der Neutralen ſetzte, ſondern auch Frankreich, auch alle andere Seemächte thaten daſſelbe, ſobald ſie ſich ſtark genug fühlten, ihre Prätenſionen durchführen zu können. So ward allmählig von der überwiegenden Seemacht der Grundſatz beſtritten, frei Schiff mache frei Gut, das neutrale Gut ward immer ſeltener in feindlichen Schiffen reſpectirt; man hatte ſich das Recht angemaßt, nicht nur einzeln ſegelnde neutrale Schiffe, ſondern auch ſelbſt ſolche, die in Flotten unter Convoy des Staats ſegelnd angetroffen wurden, zu viſitiren, ohne ſich mit der Einſicht der Seepapiere oder gar der blos mündlichen Verſicherung des die Convoy commandirenden Officiers, daß dieſelbe keine Contrebandewaaren am Bord habe, begnügen zu wollen; der Begriff der Kriegscontrebande ward nicht blos auf Waffen und Kriegsmunition oder auf ſogenannte directe Contrebande, ſondern auch auf die indirecte, das heißt, auf alle Gegenſtände, aus denen Waffen und Kriegsmunition leicht verfertigt werden können, ja ſelbſt auf die zufällige Contrebande ausgedehnt, unter welchem letztern Ausdrucke man alle unter beiden angeführten Categorien nicht begriffene Waaren verſteht, die vielleicht unter beſondern Umſtänden der andern kriegführenden Macht vorzüglich unentbehrlich ſein möchten. Immer allgemeiner aber war der Grundſatz geworden, man ſei berechtigt, jede Art von Contrebande, oft ſammt dem Schiffe, welches ſie führte, zu confiſciren. Ueber den Begriff und die Ausdehnung der Blocaden waren gleichfalls neue Ideen in Umlauf gekommen. Während die Neutralen und nachmals auch die minder mächtigen kriegführenden Seeſtaaten behaupteten, eine Blocade könne nur gegen einen beſtimmten Platz oder Hafen verfügt werden und berechtige nur dann zur Confiscation der Schiffe, welche eine ſolche Blocade zu brechen verſuchen möchten, wenn durch eine hinreichende Anzahl ſtationirter Kriegsſchiffe das Einlaufen in den Hafen nicht ohne offenbare Gefahr bewerkſtelligt werden könne, dehnten die Engländer, vorzüglich in der neuern Zeit, nicht nur den Begriff einer Blocade auf Mündungen von Flüſſen, ja ſelbſt auf ganze Küſten und Länder aus, ſondern behaupteten auch, nicht nur das bloße Vorhandenſein von Kreuzern, ſondern ſelbſt eine ſchriftliche Erklärung reiche zur Conſtituirung eines ſolchen Blocadezuſtandes hin. Endlich kam auch in neuern Zeiten ſeit dem Jahre 1756 die Frage in Anregung: ob die Neutralen den ihnen in Friedenszeiten verboten geweſenen Handel mit den Colonien des Feindes in Kriegeszeiten führen dürfen, wenn der Beſitzer der Colonien ihnen dieſes geſtattet; und auch dies verneinten die Engländer aus dem Grunde, weil ein ſolcher Handel als ein feindliches Beſitzthum, die Beute des Siegers anzuſehen ſei, den die Neutralen daher ſo wenig wie irgend ein anderes feindliches Eigenthum zu beſchützen und zu ſichern befugt wären. Es waren die Behauptungen, welche England in neuern Zeiten beinahe allein aufſtellte, da alle andern bisherigen Seemächte zu ſchwach waren, ſich ihm mit Gewalt zu widerſetzen, größtentheils Folgen ſeiner zur See erlangten Superiorität. Fragt man aber, wie es zuging, daß England dieſe überwiegende Superiorität zur See erlangte, ſo iſt die Antwort keine andere, als daß Frankreich ſelbſt es war, das ihm dazu verhalf, indem es durch immer erneuerte Uſurpationen auf dem feſten Lande England zu einem beinahe ununterbrochenen, zwanzigjährigen, glücklichen Kampfe zwang, ſo daß es nach Beſiegung aller ſeiner Feinde beinahe als die einzige Seemacht in Europa da-

ſtand. Ob aber ein ſolcher Principat zur See, die Seetyrannei der Engländer, jenes beliebte Thema des franzöſiſchen Uſurpators, wirklich ſo furchtbar und gefährlich ſei, daß dagegen die gewaltſamſten und zerſtörendſten Maßregeln ergriffen werden mußten, davon ſieht man leicht, bei etwas genauerer Beleuchtung, den vollkommenen Ungrund ein. Nur den Handel drückte vielleicht dieſer Principat, und auch dies nur, wie wir gleich ſehen werden, im Kriege, vertheuerte vielleicht einige, obendrein größtentheils entbehrliche Artikel des Luxus; wie aber konnte er die unabhängige politiſche Exiſtenz der Nationen, ihr höchſtes, heiligſtes Kleinod fährden, wie, gleich der Präpotenz einer Continentalmacht, Staaten vernichten und Europa in Feſſeln ſchlagen? Obendrein aber trafen dieſe Uebel die Nationen des Continents nur in Kriegszeiten; in Friedenszeiten dagegen erlaubte ſich England nie Bedrückungen gegen den neutralen Handel; aber auch ſelbſt im Kriege machte man ihm größtentheils nur dann dieſen Vorwurf, indem man den Seekrieg in allen Stücken nach den völkerrechtlichen Regeln des Landkrieges, die ja doch Bonaparte nicht minder ungeſcheut unter die Füße trat, beurtheilte. Beide aber ſind weſentlich von einander verſchieden; die in dem einen geltenden Regeln können keinesweges unbedingt auf den andern angewandt werden. Jedes Raiſonnement, aus der Natur der Sache geführt, beweiſet gar nichts in Fragen, die allein aus der Praxis und aus der Erfahrung entſchieden werden müſſen, und dieſes iſt auch hier der Fall. So iſt es eine allgemeine, wenigſtens anerkannte, wenn gleich nicht immer geübte Regel in Landkriegen, daß das Privateigenthum des Feindes geſchont werden müſſe. Wollte man aber dieſe Regel unbedingt auf den Seekrieg übertragen, wie Frankreich es verlangte, ſo würde dieſer in den meiſten Fällen vollkommen illuſoriſch werden. Wie ſoll z. B. England in einem Seekriege gegen Frankreich, nachdem es deſſen wenige Colonien erobert, deſſen Kriegsflotten vernichtet hatte, demſelben überhaupt noch Schaden zufügen, ſobald das Privateigenthum allgemein reſpectirt werden muß? Wollte man in dieſem Falle die einzig mögliche Art, Feindſeligkeiten zu üben, nämlich das Privateigenthum gleich dem Staatseigenthume wegzunehmen, ausſchließen, ſo würde der Krieg von ſelbſt aufhören müſſen. Aus demſelben Grunde kann auch die neutrale Flagge in Seekriegen nicht gleich unbedingt, wie in Friedenszeiten, reſpectirt werden. Wäre dies der Fall, ſo würde bald die Flagge des minder mächtigen kriegführenden Staats von allen Meeren verſchwinden, während die Neutralen den Handel deſſelben unter ihrer Flagge ungeſtört fortrieben, und wie ſollte man hier je Betrügereien verhindern? Die Neutralen ſelbſt räumen ein, daß ſie nicht befugt ſind, in Kriegszeiten mit Contrebandewaaren Handel zu treiben, nur über den Begriff derſelben wird geſtritten, dagegen aber verlangen ſie Freiheit von Viſitationen und Anerkennung des Princips: frei Schiff macht frei Gut. Allein das letztere kann England aus den angeführten Gründen nicht zugeben, ſo lange es ſo mächtig iſt, daß es bei einem jeden entſtandenen Seekriege die Flagge ſeines Feindes von allen Meeren verſcheucht und eben ſo wenig das erſtere; denn würde nicht unter dem Schutze der Freiheit von Viſitationen jede Art von Contrebandhandel ungeſtört von den Neutralen fortgetrieben werden können? Die Neutralen, vor allen aber Frankreich, das ſich in unſern Tagen plötzlich und unberufen zum Wortführer derſelben aufwarf, beklagten ſich über das von England auf ganze Küſten und Länder ungebührlich ausgedehnte Blo-

kadeſyſtem; allein hier fragt ſich dennoch wieder, ob England nicht mächtig genug war, ſelbſt ganze Küſten und Länder im Blokadezuſtande zu halten, und war dies der Fall, ſo war dies durchaus nicht von der Blokade eines einzelnen Hafens verſchieden. Wenn Bonaparte Repreſſalien gegen England ergriff, wie er es nannte, ſo fielen die Repreſſalien nicht auf England, ſondern auf die Neutralen, deren Handel zerſtört ward, während der von England vernichtet werden ſollte. Frankreich verlangte, jeder Staat ſolle ſeine Häfen den Engländern verſchließen, weil England die Freiheit der Meere und die Rechte des neutralen Handels nicht anerkenne und jeder Staat die Pflicht habe, die Unabhängigkeit zu ſchützen. Allerdings iſt dieſe letztere Behauptung ſehr richtig, allein kein dritter Staat iſt befugt, über die Art und Weiſe ihrer Ausübung Rechenſchaft zu fodern; nur gegen ſich ſelbſt hat jeder Staat die Verpflichtung, nicht gegen einen dritten, und es war eine Anmaßung ſonder Gleichen, wenn ſich Frankreich hier zum Vormunde aller andern Staaten aufwarf, — Frankreich, das bis auf dieſe Zeit die Rechte der Neutralen, ſo oft es irgend konnte, wenigſtens eben ſo gröblich verletzt hatte, als das böſe England. War es doch klar, daß es nur deshalb ſo bitter über die Seetyrannei der Engländer klagte, die doch nothwendig in einer etwas längern Friedensperiode, wenn die andern Staaten Zeit erhielten, ihre unterbrochenen Handelsverbindungen wieder anzuknüpfen und ihre Marine wieder herzuſtellen, bald von ſelbſt aufhören müßte; war es doch klar, daß man nur deshalb ſo häufig auf die Freiheit der Meere drang, um die Aufmerkſamkeit von demjenigen abzulenken, was indeſſen auf dem Continente ungleich Aergeres geſchah, daß, während man die Rechte der Neutralen zur See rächen wollte, dieſelben längſt nicht mehr auf dem Continente vorhanden waren, daß, indem man die Freiheit der Meere foderte, man die Freiheit des Continents, die Exiſtenz aller unabhängigen Nationen auf immer vernichten zu wollen ſchien. Durch die gänzliche Verſchließung aller Häfen des Continents für den Verkehr mit England, durch die geſchärften Maßregeln gegen allen Handel mit engliſchen Producten und Waaren wollte man England zum Nachgeben zwingen; daher mußten alle Nationen des Continents, ohne irgend eine Rückſicht auf ihre beſondere Lage und ihre beſondern Verhältniſſe, ein gleiches Betragen gegen England beobachten, das heißt, die Vernichtung ihres eigenen Handels und ihres eigenen Wohlſtandes ward die unerlaßliche Bedingung der Fortdauer eines ſchwankenden Friedens mit Frankreich. Es war dies ein Opfer, nicht viel geringer, als der Krieg ſelbſt, und daß ſich ſo lange Zeit alle Staaten des Continents unter dieſes drückende Joch beugten, gibt den überzeugendſten Beweis von der Erſchlaffung und Ermattung aller Nationen, die nur durch den zu einer unerträglichen Höhe geſteigerten Druck endlich aus ihrem unwürdigen Todtenſchlummer aufgerüttelt zu werden vermochten. Das unbeſtreitbare Recht eines jeden Staats, mit andern in Friede und Freundſchaft zu leben und frei mit ihnen zu verkehren, ward ſo durch politiſche Willkühr vernichtet und den Nationen nur die bittere Wahl gelaſſen, zwiſchen einem ungewiſſen und ängſtlichen Zuſtande voller Entbehrungen und Noth, oder einer offenen Fehde mit der drohenden Uebermacht. Der Uſurpator, der ſich ſo bitter über England wegen ſeiner Nichtachtung der Rechte der neutralen Flagge beklagte, vernichtete ungeſcheut das erſte und heiligſte Recht der Neutralität, die Befugniß eines jeden Staats, neutral bleiben zu dürfen. Aber freilich verſprach man ja

auch allen Staaten die überwiegendſten Vortheile von dieſer Handelsſperre mit England: Flor des Handels im Innern, — wenn nur da viel zu handeln wäre, wo keine Nachfrage nach dem Ueberfluſſe iſt, da dieſer nur erſt durch die Ausfuhr zur See ſeinen Werth erhält; Aufblühen der eigenen Manufacturen und Fabriken, denen leider die rohen Stoffe entzogen wurden, und die am Ende in den mehrſten Fällen ungleich ſchlechter und theurer arbeiteten, als die engliſchen; endlich Verhütung des Wegſchleppens des Geldes und dadurch unausbleiblicher Verarmung. Allein viele Jahre hatten dieſe Staaten bereits mit England Handel getrieben und noch waren ſie nicht verarmt, was ſich ſchon daraus aufs deutlichſte ergab, daß ſie überhaupt noch mit Engländern handeln konnten; denn daß mit einem völlig verarmten Lande kein Handel möglich iſt, braucht wohl nicht erſt bewieſen zu werden. Und dennoch mußte der Uſurpator, der übrigens hier, wie bei ſo vielen andern Gelegenheiten, eine beinahe unbegreifliche Kurzſichtigkeit und Unwiſſenheit in allem, was den Handel betrifft, verrieth, dennoch mußte er bald inne werden, daß er ſeinen Zweck, die Vernichtung Englands, durch dieſe Handelsſperre vergeblich zu erreichen hoffte; deſto ſchmerzlicher für die übrigen Staaten Europas, die eine Laune des kurzſichtigen Deſpoten mit Entbehrungen aller Art und einem weſentlichen Theile ihres Wohlſtandes bezahlten. Es war das Continentalſyſtem die letzte Ausgeburt ohnmächtiger Wuth gegen einen Staat, der aus allen bisher zu ſeiner Unterjochung unternommenen Kriegen ſiegreich hervorgegangen war. Es beruhte auf der grundfalſchen Vorausſetzung, der europäiſche Handel ſei die einzige Quelle von Englands Reichthume und damit zugleich von Englands Macht. Allerdings war es bis dahin eine Hauptquelle, wenn gleich nicht die einzige geweſen, und blieb es auch nur ſo lange, als der Continent von Europa noch nicht durch das eiſerne Joch des militäriſchen Deſpotismus gänzlich verarmt war. Sobald dies aber der Fall war, ſo verlor auch Europa die hohe mercantiliſche Wichtigkeit, die es bisher für England gehabt hatte, und Englands Capital und Induſtrie wandten ſich nach andern Weltgegenden, wo man nichts von einer Freiheit der Meere wußte, die dem Handel die ſchwerſten Feſſeln anlegte, und nichts von Rechten der Neutralen, die dieſe von allen Meeren verſcheuchten. In den erſten Augenblicken konnten allerdings die von Bonaparte ergriffenen Maßregeln eine ſcheinbare Stockung des Handels und der Gewerbe in England hervorbringen, allein bald ſuchten und fanden dieſelben neue Canäle, und England bewies unwiderſprechlich, daß trotz der Jahre lang fortgeſetzten Verſchließung beinahe aller Häfen Europa's, trotz des unſinnig ausgedehnten Continentalſyſtems, dennoch ſein Handel und ſeine Macht ſich ungeſchwächt erhielten. Bonaparte ſelbſt erkannte dies zuerſt öffentlich an, indem er durch die Ertheilung von Licenzen ſeine eigenen Maßregeln unwirkſam machte, aber auch hierbei äußerte ſich deſto unverhohlener ſein deſpotiſcher Sinn, indem er zu gleicher Zeit von allen andern Staaten ſtrenges Beharren in dieſen unſinnigen Maßregeln verlangte; ein ſicherer Beweis, wie ſehr es ihm nicht nur um die Zerſtörung Englands, ſondern auch zugleich um die gänzliche Entkräftung aller andern Staaten zu thun war. — Die Geſchichte des Continentalſyſtems beginnt mit jenem berüchtigten Decrete von Berlin vom 21. Nov. 1806, durch welches die brittiſchen Inſeln zu Waſſer und zu Lande in Blokadezuſtand geſetzt, aller Handel, Verkehr und Correſpondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer, ohne Ausnahme, der ſich in einem von franzöſiſchen Truppen oder deren Verbündeten

beſetzten Lande betreffen laſſe, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waaren und Eigenthum von jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Priſe erklärt, aller Handel mit engliſchen Waaren aber durchaus verboten wurde. Kein direct von England oder von den engliſchen Colonien herkommendes Schiff, oder welches dort ſeit der Publication des Decrets geweſen, ſollte in irgend einem Hafen zugelaſſen, alle Schiffe aber, die durch falſche Declarationen dieſe Beſtimmung zu umgehen ſuchen würden, ſollten ſammt ihrer Ladung, gleich dem engliſchen Eigenthume, confiscirt werden. Merkwürdig waren zugleich die Gründe, die zur Beſchönigung dieſer ſonderbaren Verfügung angeführt wurden. England allein erkenne das von allen policirten Nationen befolgte Völkerrecht nicht an, es behandele jedes einem feindlichen Staate zugehörende Individuum feindlich, ſelbſt die Mannſchaften der Handelsſchiffe mache es zu Kriegsgefangenen, es dehne das Recht der Eroberung auf Handelsſchiffe und Privateigenthum, und das Recht der Blokade auf nicht befeſtigte Häfen und Plätze, auf Mündungen der Flüſſe, ja ſogar auf ganze Küſten und Reiche aus. — Sollte man nicht glauben, England habe alle dieſe ihm hier vorgehaltenen Sünden erſt und allein in dieſem Kriege begangen? Und doch ſind es größtentheils von jeher in den Seekriegen allgemein gebräuchlich geweſene Maaßregeln, die Frankreich, ſo lange es nur konnte, in ihrer ganzen Strenge befolgte, hier aber ſo gern als grobe Verletzungen des Völkerrechts darſtellen wollte; Frankreich, das in unſern Tagen auf dem feſten Lande nie eine Neutralität reſpectirte, als inſoweit es ſeiner Convenienz gemäß war. — England ſäumte nicht, gegen das Decret von Berlin Repreſſalien anzuordnen, und zwar erſt durch eine Geheimerathsverordnung vom 7. Jan. 1807, durch welche allen neutralen Schiffen verboten wird, von einem Hafen nach einem andern zu fahren, wenn dieſe Hafen Frankreich oder deſſen Verbündeten zugehörten, oder ſo ſehr unter deſſen Controle ſtänden, daß die engliſchen Schiffe nicht frei dorthin handeln könnten. Jedes neutrale Schiff, welches dieſe Vorſchriften verletzen würde, ſollte ſammt ſeiner Ladung confiscirt werden. Noch ungleich drückender für den neutralen Handel ward eine zweite engliſche Verordnung vom 11. Nov. 1807. Dadurch wurden nämlich alle Häfen und Plätze von Frankreich und deſſen Alliirten in Europa und in den Colonien, ſo wie überhaupt ein jedes Land, mit dem England im Kriege begriffen und von dem die engliſche Flagge ausgeſchloſſen ſei, denſelben Einſchränkungen unterworfen, als wenn ſie aufs ſtrengſte blokirt wären; aller Handel mit Waaren und Producten ſolcher Länder ward für verboten, und die darin gebrauchten Schiffe der Confiscation für unterworfen erklärt, ſo wie auch alle diejenigen Schiffe, die mit feindlichen Urſprungscertificaten verſehen ſein möchten. Eine andere Geheimerathsverordnung erklärte zugleich den Verkauf von Schiffen von Seiten der Kriegführenden an Neutrale für geſetzwidrig und die beabſichtigte Uebertragung des Eigenthums für ungültig. Allein kaum waren dieſe Befehle publicirt, als auch von franzöſiſcher Seite neue Repreſſalien erfolgten. Durch ein Decret von Mailand vom 17. Dec. 1807, das durch ein zweites aus den Tuilerien vom 11. Jan. 1808 noch geſchärft wurde, ward durchaus jedes Schiff, von welcher Nation es auch ſein möge, welches von einem engliſchen Schiffe viſitirt worden, oder ſich einer Fahrt nach England unterworfen, oder irgend eine Abgabe an die engliſche Regierung bezahlt habe, für denationaliſirt und eben dadurch für engliſches Eigenthum erklärt; dergleichen denationaliſirte Schiffe aber ſollten in

jedem Falle, ſo wie auch diejenigen, welche die gegen die brittiſchen Inſeln verfügte Blokade gebrochen, aus einem Hafen Englands, oder ſeiner Colonien, oder eines von den Engländern beſetzten Landes ausgelaufen oder nach einem ſolchen beſtimmt wären, für gute Priſen angeſehen werden. Um den engliſchen Handel deſto ſicherer zu vernichten, erſchien am 3. Auguſt 1810 der bekannte Tarif von Trianon für die Colonialwaaren, der durch ein zweites Decret vom 12. Sept. deſſelben Jahres noch mehr erweitert wurde, worauf gleichfalls noch am 18. Oct. deſſelben Jahres ein Decret von Fontainebleau über die Verbrennung aller engliſchen Waaren folgte; — Decrete, die auch in allen andern mit Frankreich in freundſchaftlicher Verbindung ſtehenden Staaten, und dazu gehörten damals beinahe alle Länder des Continents, mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und vollzogen werden mußten. Dies war das berüchtigte Continentalſyſtem, durch welches alle Staaten des Continents auf eine nie geſehene Weiſe zerrüttet wurden. Allgemein ſtieg das Elend und die Noth bis zu einer ſeltenen Höhe. Allein auch hier beſtrafte ſich der Uebermuth des kurzſichtigen Urhebers dieſes Syſtems; denn in gleichem Verhältniſſe mit der Noth ſtieg auch die Erbitterung gegen den, der ſie herbeigeführt, und bald bot das allgemeine Elend einen furchtbaren Vereinigungspunkt dar. C. z.

Contingent heißt derjenige Theil der deutſchen Reichsarmee, den ehemals einzelne Reichsſtände zu Reichskriegen ſtellen mußten. Die Antheile eines jeden richteten ſich anfangs nach einem Reichsgeſetze Carls V. von 1521 (Reichsmatrikel), nachher aber in der Regel nach dem Reichsſchluſſe von 1681, vermöge deſſen die Armee, bei gewöhnlichen Kriegen 40,000 Mann (12,000 Reiter, 28000 Mann Fußvölker) in ſich begriff. Dieſe Anzahl ward das Einfache (simplum) genannt, ſtieg aber bei dringender Gefahr auf das zweifache (duplum, 80,000), und dreifache (triplum, 120,000). Aber im franzöſiſchen Kriege hat man ſogar das Fünffache (quinduplum, 200,000) ausgeſchrieben, welches jedoch nicht ganz geſtellt worden iſt. Die Generale bei dem Contingent waren zur Hälfte catholiſch und zur Hälfte proteſtantiſch. Kleine Reichsſtände gaben oft Geld, ſtatt der Mannſchaft. Die Errichtung des rheiniſchen Bundes änderte in dieſer Verfaſſung für die den Bund bildenden Reichsfürſten nichts als die Formen, während die übrigen noch nicht zum Bunde gehörenden nunmehrigen Souveräne durch die Auflöſung des deutſchen Reichs von den bisherigen Verbindlichkeiten, welche die Caroliniſche Reichsmatrikel beſagte, entbunden wurden. Der 38ſte Artikel der Bundesacte beſtimmte die Contingente an Truppen, welche jedes Mitglied der Conföderation auf den Fall eines Krieges, nach geſchehener Auffoderung des Protectors, zu ſtellen hatte. Bei der Errichtung des Bundes betrugen die Contingente der ſämmtlichen damals beigetretenen Fürſten 63,000 Mann. Als in der Folge und hauptſächlich durch den Gang des Krieges, der 1806 und 1807 von Frankreich und dem Rheinbunde gegen Preußen und Rußland geführt wurde, der Bund ſich erweiterte, ſo daß er von 13 urſprünglichen Mitgliedern bald bis auf 36 ſich vermehrte, erreichte die Bundesarmee die Zahl von 119,980 Mann, welche aber ſich wieder verminderte, als Oldenburg, Aremberg und mehrere Theile des nördlichen Deutſchlands ſeit 1810, nach Einverleibung derſelben mit Frankreich aufhörten, Beſtandtheile des Bundes zu ſein. Im Falle eines Krieges ſtellte Frankreich, als Bundesgenoſſe des Rheinbundes, ein Contingent von 200,000 Mann von allen Waffen. — Bei dem Bundes-

tage zu Frankfurt ward dieſe Angelegenheit zur Sprache gebracht, und in der Sitzung am 28. Jan. 1817 beſchloſſen: daß, wegen der Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes auf Beſchleunigung der Inſtructionen, beſonders derjenigen anzutragen ſei, welche zunächſt die Feſtſetzung der Matrikel erfodern. Ein umſichtiger Vortrag über die ganzen Militärverhältniſſe des deutſchen Bundes ward von dem öſterreichiſchen Geſandten am 19. Jan. 1818 zu Frankfurt gehalten. Doch hat man ſich bis jetzt nur über die Matrikel dahin vereinigt, daß das **Contingent**, oder die Zahl der zu ſtellenden Mannſchaft, nach der Bevölkerung zu beſtimmen ſei, ſo daß beim Simplum auf 100 Seelen Ein Mann geſtellt, und weil die (von den einzelnen Mitgliedern angegebene Volksmenge des ganzen Bundes 30,095 054 Menſchen beträgt, das Simplum des Bundesvereins 300.000 Mann Truppen aller Art umſchließt. Doch gilt die auf die angegebene Volkszahl der Bundesſtaaten gegründete Matrikel, als Regel für die **Mannſchaftsſtellungen** und für die **Geldleiſtungen**, proviſoriſch nur auf **fünf Jahre**, binnen welcher Zeit die **definitive** Matrikel von einer Commiſſion bearbeitet werden ſoll.

**Contour**, ſ. **Umriß**.

**Contrabande, Contrebande**, nennen wir alle Waaren, die geſetzwidrig in ein Land ein=, oder aus einem Lande ausgefahren werden. Es gibt 1) **Kriegs**=, 2) **Handels=Contrebande**. Was Kriegs=Contrebande ſei, beſtimmen die unter den Staaten vorhandenen Verträge, die aber keineswegs übereinſtimmend ſind. Noch vor dem Consolato del Mare der italieniſchen Handelsſtaaten war von mehreren Mächten ihren Unterthanen verboten, dem Feinde Waffen zuzuführen. Durch Verträge und Verordnungen der kriegführenden Mächte ſelbſt ward es nachher auch neutralen Staaten unterſagt, Kriegsmunition gegen den Feind zu führen, und daher wurde der Name Contrabande — contra bannum — gewöhnlich. In der Folge dehnte man den Begriff auch auf ſolche Materialien aus, woraus Kriegsgeräth **gemacht werden konnte**. Alle übrigen Gattungen Waaren hingegen, auch wenn ſie dem Feinde ſehr nützlich ſein könnten, als Getreide, Wein, Lebensmittel, Geld u. ſ. w., galten, außer wenigen durch beſondere Verträge beſtimmten Ausnahmen (z. B. im Vertrage zwiſchen Spanien und Frankreich 1604, zwiſchen England und Holland 1654 u. a.), für freie Waaren, bis in neueſter Zeit dem Begriffe der Kriegs=Contrebande eine unerhörte Ausdehnung gegeben wurde. Mehrere kriegführende Mächte erlaubten ſich bei dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgebrochenen Kriege einſeitige Declarationen darüber, z. B. 1794 England und Rußland, welche verlangten, daß Frankreich auch kein Getreide von neutralen Mächten zugeführt werde, und England verfuhr am Ende dabei mit dictatoriſcher Willkühr, indem es z. B. geſalzenes Fleiſch für Contrebande erklärte, unter dem Vorwande, daß es nur für Garniſonen und Schiffsmannſchaften beſtimmt ſein könne. Ueber Handels=Contrebande beſtimmt jeder einzelne Staat ſelbſt, meiſt nach dem Grundſatze, nichts einführen zu laſſen, was das Land ſelbſt in Menge erzeugt, und nichts auszuführen, was nicht den eigenen Bedarf überſteigt. Endlich nennt man Contrebande auch ſolche Waaren, von denen die für die Einfuhr vom Staate beſtimmten Abgaben nicht entrichtet worden ſind. dd.

**Contra=Proteſt.** Wenn der Bezogene einen Wechſel nicht bezahlt, ſo läßt der Inhaber des Wechſels darüber ein notarielles Do=

cument aufnehmen, als Beleg, daß er nichts bei der Präſentation verſäumt hat. Dieſes nennt man Proteſt. Um gegen den Bezogenen, in ſofern er den Wechſel acceptirt hatte, nach den Wechſelgeſetzen verfahren zu können, iſt in einigen Ländern der Gebrauch, z. B. in Holland, daß der Wechſel erſt vom Inhaber dem Ausſteller zum Rembours wieder präſentirt ſein muß. Weigert er dieſen, ſo wird darüber ein neues Document aufgenommen, welches man Contra-Proteſt nennt, und nur auf den Proteſt und den Contra-Proteſt kann alsdann eine Wechſelklage gegründet werden. Ueberhaupt alſo iſt der Contra-Proteſt der beim Ausſteller auf verweigerten Erſatz aufgenommene Proteſt.

Contrapunct. Urſprünglich wurde darunter die harmoniſche Begleitung von mehreren Stimmen, welche man zu einer Melodie ſetzte, verſtanden. In ältern Zeiten wurden nämlich die Noten blos durch eine Reihe Puncte, auf verſchiedene Linien geſetzt, angedeutet, und wenn eine oder mehrere Stimmen zur Begleitung dazu geſetzt werden ſollten, mußte gegen eine ſolche Reihe noch eine andere, und alſo gegen jeden Punct noch einer geſetzt werden. In dieſer Bedeutung heißt alſo der Contrapunct eigentlich nichts anders, als die harmoniſche Zuſammenſetzung, oder die Kunſt des Satzes ſelbſt. In engerm Verſtande aber iſt er die beſondere Art der zu einem Geſange geſetzten Stimmen. Können dieſe Stimmen gegen einander verwechſelt, und ohne Veränderung ihres Ganges und Verletzung der Harmonie höher oder tiefer geſetzt werden, ſo daß z. B. der Gang im Baſſe, welcher vorher die Discant-Stimme blos begleitet, nunmehr dieſe Stimme ſelbſt als Melodie hat, und hingegen die vorherige Discant-Stimme mit dem Gange des Baſſes, welcher vorher zur Begleitung diente, vertauſcht wird ꝛc., ſo wird dies der doppelte oder vielfache Contrapunct genannt. Weil es bei dem doppelten Contrapunct demnach hauptſächlich auf die Verſetzung der einen Stimme in ein anderes Intervall ankommt, ſo gibt es eben ſo viele verſchiedene Gattungen des Contrapunctes, als verſchiedene Intervallen zu einer ſolchen Verſetzung der Stimmen vorhanden ſind. Man hat daher den doppelten Contrapunct in der Secunde oder None, in der Terze oder Decime, in der Quinte oder Duodecime, in der Octave oder Decima quinta u. ſ. w. Vollſtändigen Unterricht darüber findet man in Kirnbergers Kunſt des reinen Satzes. — Laſſen ſich die Stimmen ohne Verletzung der Regeln nicht umkehren, ſo wird der Satz ein einfacher Contrapunct genannt.

Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten und Remonſtranten.

Contraſt. Daß entgegengeſetzte Dinge, neben einander geſtellt, ſich wechſelſeitig in ein ſtärkeres Licht ſetzen, iſt eine längſt gemachte Erfahrung. Hohe und glänzende Farben ſcheinen neben dunkeln und ſchwachen noch höher und glänzender, ſo wie die dunkeln neben den hohen dunkler, die ſchwachen neben glänzenden noch ſchwächer. Das Fortissimo ſchallt ſtärker nach dem Pianissimo, dieſes tönt leiſer nach jenem, und eine plötzliche Generalpauſe nach dem Fortissimo macht durch den Contraſt einen wunderbaren Eindruck. Alle dieſe Wirkungen des Contraſtes ſind längſt bekannt genug; dennoch hat es nicht gelingen wollen, das Weſen des Contraſtes genau zu beſtimmen, wobei ein Haupthinderniß die Verwechſelungen deſſelben mit der Antitheſe war. Antitheſe hat zwar mit dem Contraſte gemein, daß in

beiden eine Vereinigung verſchiedenartiger Gegenſtände Statt findet; allein in jener ſind ſie als Entgegenſetzungen, in dieſem als Aehnlichkeit vereinigt, dort, um deſto mehr von einander unterſchieden, hier, um verglichen zu werden. Die Antitheſe iſt daher wirklicher Gegenſatz, der Contraſt blos Abſtich, und es iſt falſch, den Contraſt Gegenſatz zu nennen, wie doch die meiſten Aeſthetiker thun. Der Gegenſatz, welcher widerſprechend ſcheinende Dinge vereinigt, gewährt das Vergnügen des Witzes, und wird daher von dem Verſtande, der Contraſt hingegen wird unmittelbar von dem Gefühle beurtheilt, ſo wie er ſich auch blos auf das Gefühl bezieht. Denn Contraſt iſt nichts anders, als Zuſammenſtellung zweier auf das Gefühl wirkender Gegenſtände (Geſtalten, Bewegungen, Töne, Charaktere, Geſinnungen, Gemüthsbewegungen, Handlungen) zur Erhöhung oder Schwächung des zweiten Eindrucks in Vergleichung mit dem erſten. Ein ſolcher Contraſt iſt ſchreiend, wenn der Uebergang aus einem Gefühle in das entgegengeſetzte nicht allmählig und durch Mittelſtufen, ſondern plötzlich und unerwartet geſchieht; er wirkt dann abſtoßend, iſt widerlich und im Leben oft gefährlich. Wer würde einer zarten Freundin die Nachricht vom Tode des Geliebten plötzlich und unvorbereitet bringen wollen? und dann gar in einem Augenblicke, wo ihr Herz der Freude hingegeben iſt? — Wogegen aber im Leben der zartere Sinn ſich ſträubt, das wird uns häufig in der Kunſt von Leuten, die vornehmlich aufs Ueberraſchen ausgehen, geboten. Verſtänden ſie etwas von dem wahren äſthetiſchen Contraſte, ſo würden ſie weder ſo unbarmherzig mit unſern Gefühlen umſpringen, noch alle Arten der äſthetiſchen Extreme ſo bunt unter einander würfeln. Sie wollen durch Contraſt wirken, und gefallen ſich blos in den äußerſten Contraſten, oder wiſſen die mittlern, ſanftern nicht zu treffen. Um einen Tugendhelden zu verherrlichen, ſtellen ſie ihm ein laſterhaftes Ungeheuer an die Seite, dem Helden den Feigen, dem Schönen das Häßliche. „Warum aber," fragt Eberhard, der hier am richtigſten ſah, „verſchmähen die großen Meiſter dieſes gemeine Mittel? Sie wiſſen zuvörderſt, daß der äußerſten Contraſte nur wenige ſind. Wenn ſie ſich alſo nur auf dieſe einſchränken wollten, ſo würden ſie in ihre Werke eine Einförmigkeit bringen, die den Dichter eben ſo ſehr einer ſchimpflichen Unfruchtbarkeit des Geiſtes verdächtig machen, als der ſchönen Mannichfaltigkeit ſeines Geiſtes ſchaden würde. Hiernächſt fühlen ſie, daß ein poetiſches Werk ſo gut als ein Gemählde durch die äußerſten Contraſte hart wird. Sie kennen zu gut, wie der große Mahler, das Bedürfniß, durch ſchwächere Unterſchiede und ſanfte Abſtufungen die einzelnen Farben ihres Gemähldes einander zu nähern, um in das Ganze die ſchöne Harmonie zu bringen, die wohlthuender iſt, als alles bunte Gepränge des grellſten Colorits. Sie ſtellen alſo nicht Tugend und Laſter, Tapferkeit und Feigheit, Liebe und Haß neben einander, ſondern ſie ſetzten die eine Art der Tugend, der Tapferkeit, der Liebe, einer andern an die Seite: der männlichen Tugend die weibliche, der rauhen die ſanfte: die rohe Tapferkeit eines Ajax dem jugendlichen Muthe eines Achilles und dem bedächtigen eines Ulyſſes; die väterliche Liebe Hektors der mütterlichen der Andromache." Der Contraſt iſt die Quelle der Rührung, d. h. des Zuſtandes einer augenblicklichen Hemmung, und gleich darauf erfolgenden ſtärkeren Ergießung des Lebensgeiſtes im Gemüthe, wodurch ein aus Unluſt und Luſt gemiſchtes Gefühl erregt wird. Auf einer beſondern Art des Contraſtes beruht aber auch die Lachen erregende Kraft der Vorſtellungen (komiſche Kraft), die in vielen Fällen

als eine rührende Kraft im weitern Sinne betrachtet und als ſolche gebraucht werden kann. Ueberhaupt aber dient der Contraſt, die Einförmigkeit zu vermeiden und die Mannichfaltigkeit zu befördern. Aus dieſem Geſichtspuncte iſt er vornehmlich in der Theorie der bildenden Kunſt genommen, wo man ihn dem blos Symmetriſchen, das nur Steifheit hervorbringen würde, entgegenſetzt. Daher Contraſt der Schatten und Lichter, Contraſt im Ausdrucke, in der Charakteriſtik, in den dargeſtellten Perſonen nach Alter, Geſchlecht u. ſ. w., in den Gruppen, in den Stellungen und Bewegungen der Figuren, ja einer und derſelben Figur, an welcher z. B. nicht beide Schultern und Hüften einerlei Höhe haben ſollten, das Haupt ſich gegen die erhobene Schulter neigen, der Arm der Seite, an welcher der Fuß ſich nach hinten bewegt, ſich vorwärts bewegen, das Gewölbte der einen, das Flache der andern Hand ſichtbar ſein ſoll. Nur wenn der mahleriſche Contraſt auf dieſen Contraſt der Figur, wie allerdings bisweilen geſchehen iſt, eingeſchränkt wird, dürfte der Herausgeber des äſthetiſchen Handwörterbuchs Recht haben, daß ſich die Bedeutung des Contraſtes in der Mahlerei ganz von der gewöhnlichen entferne. Nirgends aber hat man wohl den Künſtlern willkührlichere und ſonderbarere Regeln aufbürden wollen, als eben in Anſehung dieſes ſogenannten Contraſtes. Nimmt man mit Mengs an, daß man in der Mahlerei unter Contraſt eine zweckmäßige Abwechſelung in den Partieen verſtehe, als das Entgegengeſetzte von dem, was man Wiederholung nennt, ſo dürfte der Ketzer Diderot wohl Recht haben, wenn er ſagt: „der einzige Contraſt, den der Geſchmack billigen kann, iſt der, der aus Verſchiedenheit der Energie und des Intereſſes entſpringt. Es bedarf keines andern. Der Contraſt der Studirſtube, der Akademie, der Schule iſt falſch.“ dd.

**Contravallationslinie**, ſ. **Circumvallationslinie.**

**Contre-Admiral**, ſ. **Admiral.**

**Contre-Alt**, in der Tonkunſt die Mittelſtimme zwiſchen Tenor und Discant; auch **Alt** überhaupt genannt.

**Contre-Danſe**, ſ. **Anglaiſe.**

**Contremarche.** 1) eine Bewegung beim Exerciren, wo die Truppen nicht Kehrtmachen, ſondern in derſelben Ordnung, wie ſie früher geſtanden, rückwärts Front machen. 2) Andere Richtung eines Kriegsheers. 3) Beim Seeweſen, wenn alle Schiffe einer Flotte, die in einer Linie ſtehen, ſich hinter das letzte Schiff ſtellen.

**Contreſcarpe** heißt in der Kriegskunſt eigentlich die Gegenböſchung, d. i. die ſchiefgemauerte äußere Grabenſeite gegen das Feld zu, welche der innern Böſchung des Grabens (escarpe) auf der Stadtſeite entgegenſteht. Man verſteht aber darunter ſowohl jene eigentliche Contreſcarpe, als auch den über dieſelbe hinausliegenden bedeckten Weg mit ſeiner Bruſtwehr und den Glacis.

**Contribution** (Zuſammenlegung, Zuſammenſchießung), iſt 1) die Angabe, welche den Bewohnern eroberter Länder von dem Feinde aufgelegt wird. Sie iſt eigentlich ein Aequivalent dafür, daß der Feind dem Fürſten und den Unterthanen ſein unbewegliches Eigenthum läßt, und das Bewegliche mit der Plünderung und Verheerung verſchont. Dagegen war es ſonſt völkerrechtlich, daß der Feind Alles, was er ſich außerdem liefern ließ, bezahlte, und nur Kriegsfuhren unentgeldlich fodern konnte. Gewöhnlich werden beim Eindringen des Feindes Contributionsverträge über die zu liefernde Summe, die Termine der Zahlung, die Sicherheit u. ſ. w. geſchloſſen, und öfters

Geiſeln gegeben. Beim Definitiv-Frieden wird über Nachzahlung oder Aufhebung der noch rückſtändigen Contribution das Nöthige ſtipulirt. 2) Bedeutet Contribution die in Kriegszeiten von der Regierung den eigenen Unterthanen aufgelegte Steuer, um die vergrößerten Staatsbedürfniſſe damit zu beſtreiten.

**Controle.** 1) Doppeltes Regiſter aller Ausfertigungen in obrigkeitlichen Staatsämtern oder in Canzleien, um dieſelben ſicher zu erhalten und Betrug zu vermeiden. 2) Doppelte Rechnung, von einem zweiten Rechnungsführer geführt, Gegenrechnung, daher: **Controleur**, Gegenſchreiber, ein Aufſeher, der bei öffentlichen Einnahmen und Ausgaben dasjenige, was der Caſſenvorſteher einnimmt und ausgibt, zugleich in ſein Buch oder Gegenregiſter einträgt, ſo daß Beider Bücher oder Regiſter mit einander übereinſtimmen müſſen. 3) Ueberhaupt ein Regiſter oder Tagebuch.

**Controverſe**, Streitſache, Streitigkeit, beſonders in der Religion. **Controvers-Predigten**, Predigten, in welchen die Glaubenslehren anderer Religionsparteien beſtritten werden. Status controversiae, die eigentliche Lage oder Beſchaffenheit einer Streitſache, oder eines Proceſſes.

**Contumaz**, wenn es ſo viel als Quarantaine heißt, bedeutet diejenige Zeit, während welcher ein Schiff, welches aus einem Hafen kommt, der in Verdacht von herrſchenden anſteckenden Krankheiten iſt, in dem Orte ſeiner Beſtimmung nicht landen, mit Niemanden Verkehr haben, die Waaren nicht ausladen, die Paſſagiere nicht abſetzen darf. Da anfangs die Zeit im Allgemeinen auf 40 Tage feſtgeſetzt war, ſo entſtand daher der Name Quarantaine, welcher zwar für Contumaz jetzt der gebräuchlichere, in ſo fern aber weniger paſſende Name iſt, da jetzt die Zeit ſehr verſchieden, bald auf weniger, bald auf mehr Tage, beſtimmt iſt, und ſich nach vielen Umſtänden richtet. Weil für Europa die größte Gefahr obwaltete, daß durch den Handel nach der Levante die orientaliſche Peſt möchte verbreitet werden, ſo wurde beſonders in den Zeiten, wo der Handel nach den dortigen Gegenden am blühendſten in den Häfen des mittelländiſchen Meeres war, in dieſen Orten am meiſten für genaue Quarantaine geſorgt, allein in der Folge erſtreckte ſich dieſe Vorſicht auch weiter, je nachdem von andern Nationen Antheil am Handel genommen wurde, und ſeitdem die occidentaliſche Peſt, oder das ſogenannte gelbe Fieber, ſich in Weſtindien, in Nordamerika und ſelbſt in Spanien gezeigt hat, ſind auch die Schiffe, welche aus den dortigen Häfen ankommen, der Contumaz oder Quarantaine unterworfen, ſobald der Geſundheitszuſtand derſelben verdächtig wird. Auch im Innern des Landes findet Contumaz Statt, ſobald ſich in irgend einer Stadt oder Provinz eine anſteckende Seuche zeigt, wie z. B. vor einigen Jahren in Spanien der Fall mit dem gelben Fieber war. — **Contumazanſtalten** ſind nun theils diejenigen Oerter, an welchen Schiffe oder Reiſende ihre Quarantaine halten, theils die Geſetze und Einrichtungen, welchen ſie ſich dabei unterwerfen müſſen. Sie wurden, aus oben berührter Urſache, vorzüglich und zuerſt in den Häfen des mittelländiſchen Meeres errichtet, um die Vortheile des Handels nach der Levante und Barbarei zu genießen, und doch Europa vor der Verbreitung der in jenen Gegenden ſo oft herrſchenden Peſt zu ſichern, indem Erfahrung gelehrt hatte, daß nur die Berührung des Peſtſtoffes die Krankheit fortpflanzt, letztere folglich verhütet werden kann, wenn alle und jede Berührung angeſteckter Perſonen oder ſolcher Sachen vermieden wird, an welchen

Peſtſtoff haftet. Zur nähern Kenntniß ſolcher Contumazanſtalten dient die kurze Schilderung der marſeiller Quarantäneanſtalt als einer der beſten in Europa. Kein Schiff, das aus irgend einem verdächtigen Hafen, vorzüglich aus der Levante oder Barbarei kommt, darf in keinen Hafen des mittelländiſchen Meeres, und namentlich von Marſeille einlaufen, ohne vorher ſeinen Geſundheitspaß oder ſein Patent vorgezeigt zu haben. Von dieſem hängt die Beſtimmung und Dauer der Quarantäne größtentheils ab, und es iſt entweder a) Patente nette, wenn der Ort, von dem das Schiff ausgelaufen iſt, völlig geſund iſt, oder b) touchée, wenn zwar daſſelbe verſichert wird, jedoch Schiffe aus verdächtigen Orten dort angekommen ſind, c) soupçonnée, wenn in dem Geſundheitsatteſt erklärt wird, daß dort eine bösartige epidemiſche Krankheit herrſcht, oder Communication mit Gegenden Statt findet, in welchem die Peſt ausgebrochen iſt, d) brute, wenn an dem Orte ſelbſt, von welchem das Schiff kommt, oder doch in deſſen Nähe, wirklich die Peſt herrſcht. Für die Richtigkeit dieſer Patente haftet ſowohl der unterzeichnete Conſul des Orts, von dem das Schiff kommt, als auch der Capitän des Schiffs ſelbſt. Nach dem nun dieſe Patente lauten, dürfen die Schiffe in einem der Häfen der vor Marſeille liegenden Inſel Pomégues vor Anker gehen. Nach einem neuen ausführlichen Examen, wobei der Capitän die Wahrheit ſeiner Ausſagen beſchwören muß, und einer genauern Prüfung der Geſundheitspatente wird die Art und Zeit der Quarantäne beſtimmt. Alles dies geht vor, ohne nähere Gemeinſchaft, indem beide Theile ſtets in einiger Entfernung von einander bleiben. Hat der Capitän Briefe oder andere Papiere bei ſich, ſo muß er ſie abgeben. Dieſe werden durchräuchert oder durch Eſſig gezogen. Außer den Patenten richtet ſich die Beſtimmung der Quarantäne auch noch genau nach folgenden Umſtänden: nach der Beſchaffenheit der geladenen Waaren, ob ſie nämlich für die Aufnahme des Anſteckungsſtoffes empfänglich ſind, worunter z. B. alle Arten von Wolle und deren Fabricate, Seide, Hanf und Flachs, Pelze, trocknes Leder, Federn u. a. dergl. gerechnet werden; oder nicht empfänglich welches von Gewürzen aller Art, Tabak, naſſen Häuten, Wein, allen Flüſſigkeiten u. a. m. angenommen wird. Ferner nach den Häfen, aus welchen das Schiff kommt, in welcher Rückſicht man drei Claſſen beſtimmt, nach deren Steigerung auch die Strenge der Contumaz zunimmt. In die erſte gehören die Häfen von Dalmatien bis Aegypten und Marocco, in die zweite die Küſte von Tripolis bis Algier, in die dritte Conſtantinopel, das ſchwarze Meer u. ſ. w. Endlich wird auf die Vorfälle während der Reiſe des Schiffs Rückſicht genommen, ob Menſchen auf demſelben erkrankt ſind, ob, und wo es unterwegs gelandet, wen es an Bord genommen u. ſ. w. Alles dieſes wird aus den Papieren des Schiffscapitäns und dem Examen genau feſtgeſetzt, und nach Verhältniß, je nachdem nun das Schiff mehr oder weniger in den Verdacht der Ungeſundheit dadurch kommt, die Länge der Contumaz beſtimmt, wobei nach gewiſſen Geſetzen verfahren wird. Z. B. ein Schiff mit Patente nette, mit nicht empfänglichen Waaren, aus einem Hafen der erſten Claſſe kommend, wird auf 18 Tage Quarantäne geſetzt, mit empfänglichen Waaren auf 20 Tage, und ſo nach Verhältniß weiter. Schiffe, welche aus einem Hafen der dritten Claſſe kommen, ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf Patente und Waaren, bekommen 40 Tage Contumaz. Sobald die Quarantäne beſtimmt iſt, kommt das Schiff in denjenigen Theil des Hafens bei der Inſel, welcher ihm nach ſeinem Patente angewieſen wird. Es behält die Wachtboote zur

Seite und Wachen am Bord, welche es gleich anfangs bekam, und welche alle Communication verhindern; das Schiff wird gelüftet, kein Schiff darf ſich ihm nähern, die Equipage deſſelben muß an Bord bleiben, die Bedürfniſſe werden ihr mittelſt langer Stangen zugeſtellt. Täglich muß ein genauer Bericht von dem Zuſtande der Mannſchaft an den Geſundheitsrath abgeſchickt werden. Die Paſſagiere, welche nicht auf dem Schiffe bleiben wollen, kommen in das auf der Inſel befindliche Lazareth. Dieſes hat zwei Hauptabtheilungen: das große Lazareth, und das kleine oder eigentliche Peſtlazareth. Die Geſunden kommen in das erſtere, die wirklich Kranken in das zweite; das Ganze umſchließt eine doppelte, 25 Fuß hohe Mauer, um welche beſtändig Wache herumgeht. Das große Lazareth hat wieder ſeine beſondern Abtheilungen, nach den Patenten des Schiffs. Die Beſatzung des Ganzen beſteht aus dem Lazarethcapitän, einem Lieutenant, den Garden und Thürhütern. Sobald der Paſſagier in dem Lazarethe iſt, bekommt er eine Wache, die ihn weder bei Tage, noch bei Nacht verläßt, er darf nicht mehr aus dem Lazarethe, und eben ſo wenig zu irgend einem Menſchen in der Nähe, ſo wie überhaupt ohne ſchriftliche Erlaubniß des Capitäns Niemand weder aus dem Lazarethe, noch in daſſelbe darf. Jeder Paſſagier bekommt ein eigenes Zimmerchen, aus dem er vor dem 16. Tage nicht wieder herausdarf, und welches bei Nacht verſchloſſen wird. Nur diejenigen Paſſagiere, deren Schiff Patente nette hatte, dürfen am Tage in den freien Platz ihrer Abtheilung, oder auf eine mit einem Gitter umſchloſſene Gallerie ſich begeben. Sobald bei einem der Paſſagiere oder der auf dem Schiffe gebliebenen Mannſchaft ſich Spuren eines Fiebers zeigen, wird er ſogleich in das eigentliche Peſtlazareth gebracht und gänzlich iſolirt. Ein Arzt, der aber durch ein Gitter von ihm getrennt bleibt, examinirt ihn. Wird die Krankheit als Peſt erkannt, oder nur verdächtig gefunden, ſo muß die Wache des Kranken alle Communication mit ihm vermeiden. Arzneien, Speiſen und Getränke werden ihm mittelſt einer langen Stange zugereicht; er kann beichten und ſein Teſtament machen, allein der Notar und der Geiſtliche müſſen gleichfalls durch das Gitter von ihm getrennt und entfernt bleiben. Stirbt er, ſo wird er mit eiſernen Haken auf einen kleinen Rollwagen gebracht und zur Gruft gefahren, welche ſehr tief iſt, und mit Kalk verſchüttet wird, auch in 30 Jahren nicht wieder eröffnet werden darf. Alles in der Zelle Vorhandene wird verbrannt, die Wände werden abgekratzt und friſch geweißt, Boden und Fenſter mit Eſſig abgewaſchen u. ſ. w. Geneſet er, ſo wird er doch nicht eher für geſund erklärt, bis alle Beulen (wenn er wirklich die Peſtkrankheit hatte) völlig vernarbt ſind. Nach jeder Krankheit, ſelbſt wenn es nicht die Peſt war, fängt die Quarantänezeit für alle Paſſagiere und für das ganze Schiff von neuem an, und zwar um 10 Tage verlängert. Nach Verlauf der Quarantäne wird endlich der Paſſagier nochmals 4 bis 5 Minuten lang durchräuchert, und dann von dem Capitän freigelaſſen. Das Schiff und die Waaren bleiben jedoch 10 Tage länger in der Quarantäne. Die Waaren werden gleich anfangs in die nach den Patenten beſtimmten Abtheilungen des Lazareths gebracht, dem Durchſtreichen der Luft ausgeſetzt, oft gewendet u. ſ. w. Nach vollendeter Quarantänezeit werden ſie wieder auf das Schiff zurückgeſchafft, nachdem dieſes nochmals genau viſitirt und durchräuchert worden iſt, und dann erſt freigeſprochen. Erklärte Peſtſchiffe mit Patente brute werden in den meiſten andern Contumazanſtalten gar nicht zugelaſſen. In der marſeiller Quarantäneanſtalt werden ſie zwar zugelaſſen, allein

die Wachtboote, die Garden und alle Maßregeln werden verdoppelt; die Zeit der Quarantaine wird bei den Paſſagieren auf 80 Tage, bei den Schiffen und Waaren auf 100 geſetzt, das Schiff wird noch mehr und längere Zeit gelüftet, die Waaren werden erſt 20 Tage auf dem Schiffe, eben ſo lange auf Böten der Lüftung ausgeſetzt, und dann erſt in das Peſtlazareth geſchafft. Jeder Verdächtige oder Kranke von der Mannſchaft kommt ſogleich in das Peſtlazareth, und wird auf das ſtrengſte abgeſondert. Nach ſeiner Geneſung muß er von neuem 80 Tage Quarantaine halten, wobei er während der erſten 50 bis 60 Tage ſeine Zelle nicht verlaſſen darf. Sogar ſeine Garde wird nach dem Tode oder der Geneſung des Kranken auf 80tägige Quarantäne geſetzt, und die des ganzen Schiffs um 80 Tage verlängert. Alle Waaren werden ausgepackt und der Lüftung ausgeſetzt; die Laſtträger, welche damit zu thun haben, müſſen gleichfalls eine 80tägige Quarantaine aushalten, ehe ſie entlaſſen werden. Auch darf, ſobald ein Peſtkranker im Lazareth liegt, kein anderer in der Quarantaine befindlicher Paſſagier ſeine Zelle verlaſſen, ohne Rückſicht auf das Patent ſeines Schiffes. H.

Conty, ſ. Bourbon (Haus).

Conus, ſ. Kegel.

Convent heißt eine jede Zuſammenkunft. Daher hieß Nationalconvent während der Revolution in Frankreich die Verſammlung der Nation durch ihre Repräſentanten. — Bei Klöſtern heißt Convent die Verſammlung der Mönche in Angelegenheiten des Kloſters, ſo wie auch der Ort, wo ſie ſich verſammeln, oft auch das Stift oder Kloſter ſelbſt. Conventualen werden nicht nur die Glieder des Kloſtercapitels, ſondern auch zum Unterſchiede von den Obſervanten die Zweige eines Ordens genannt, die eine mildere Regel beobachten, z. B. die Conventualen unter den Franziscanern, Carmelitern u. ſ. w. — Conventicula, Conventikel, ſind Winkelverſammlungen, geheime Zuſammenkünfte, z. B. von religiöſen Schwärmern, Böhmiſten, Stillen im Lande.

Conventionsgeld, das nach dem Conventionsfuß geſchlagne Geld. S. Münzfuß.

Convergenz, die Zuſammenneigung oder das Ineinanderfallen zweier Linien oder Strahlen, welche von verſchiedenen Punkten ausgehen, aber immer näher zuſammenlaufen. Das Gegentheil iſt Divergenz.

Converſation iſt Umgang, alſo genauere Verbindung zwiſchen Perſonen, die öfter mit einander in Geſellſchaft ſind, und ſich gegenſeitig aufſuchen, um das Vergnügen ihrer Geſellſchaft zu genießen. Hier iſt demnach mehr als bloße Vereinigung zur angenehmen Unterhaltung des Augenblicks; allein im gewöhnlichen Leben iſt man mit jener Beſtimmung nicht ſo genau, und nimmt Converſation für geſellige Unterhaltung jeder Art. Unvermerkt jedoch hat ſich noch die Nebenidee an gebildetere feinere Cirkel damit vergeſellſchaftet, ſo daß man bei Converſation nur an geſellige Unterhaltung feinerer Cirkel denkt. In ſolchen Cirkeln gibt es eine eigene Kunſt der geſelligen Unterhaltung, und wer dieſe beſitzt, der hat den Converſationston, guten geſellſchaftlichen Ton. Worin dieſer beſtehe, wird man leicht finden, wenn man das, was die Converſation ausmacht, genauer erwägt. Sie iſt zuvörderſt Unterhaltung; man verlangt alſo von jedem Mitgliede der Geſellſchaft einen perſönlichen Beitrag zu dem Vergnügen durch Talente beſonders in der Unterredung, denn ſonſt kommt die gähnende Langeweile geſchlichen. Dieſe Unterhaltung aber

ſoll geſellig ſein; man erwartet demnach, daß kein Mitglied, pedantiſch ſich und ſeiner Sphäre eine übergroße Wichtigkeit beimeſſend, durch ſein breites Ich ermüde; oder zu egoiſtiſch die Theilnahme der übrigen beſchränke, oder zu rechthaberiſch ſeine Meinungen mit Ungeſtüm geltend mache, wodurch Verdruß erregt werden würde. Dieſen zu vermeiden, iſt eine Hauptſorge der feineren Cirkel, welche vielmehr dahin ſtreben, Jedem eine gute Meinung von ihm beizubringen, und als der Stifter ſeiner angenehmen Selbſtgefälligkeit ihm ſelbſt angenehm zu werden. Als feine Cirkel müſſen ſie nothwendig verlangen, daß der Converſationston wenigſtens ein guter, wo nicht ein feiner Ton ſei. Der gute Ton vermeidet alles, was gegen die Achtung verſtoßen könnte, die ein geſitteter Menſch dem andern ſchuldig iſt, verletzt deshalb nie den Anſtand, verſteht ſich zu Aufmerkſamkeiten unterdrückt ſeine Leidenſchaften und zeigt in ſeinem ganzen Benehmen ein gewiſſes Wohlwollen, das er aus Achtung gegen die Geſellſchaft ſelbſt denen nicht entzieht, mit welchen er ſonſt vielleicht in geſpannten Verhältniſſen ſteht. Der Meiſter des guten Tons vermeidet aber eine zu ſichtbare Aufmerkſamkeit und ſtudirte Höflichkeit, die zu Erwiederungen nöthigt, den Geſellſchafter beläſtigt und mehr als die Unaufmerkſamkeit und Gleichgültigkeit peinigt. Der feine Ton (Urbanität genannt, im Gegenſatze gegen den plumpen bäueriſchen Ton, die Ruſticität, die übrigens viel Gutmüthigkeit haben kann), gibt dem Wohlthuenden in unſerm geſelligen Betragen die Form der Schönheit, welche den Werth deſſen, was man mittheilt, durch die Art, wie es mitgetheilt wird, noch erhöht. Dieſer Ton läßt ſich nicht erlernen; die Erziehung der höheren Stände aber, wo dieſe wirklich auch zugleich die gebildeteren, feineren Cirkel bilden, ſorgt wenigſtens für etwas, das ihm ähnlich ſieht. Durch ſtillſchweigende Uebereinkunft hat man gewiſſe Regeln feſtgeſetzt, deren Kenntniß dem Kinde früh beigebracht und an deren Beobachtung es gewöhnt wird, damit das Benehmen darnach zur Fertigkeit werde. Mit der Fertigkeit in Ausübung einer blos conventionellen Höflichkeit und Etiquette dürft ſich aber nur dann Jemand ſchmeicheln, ſchon den ächten Converſationston zu haben, wenn jene feineren Cirkel, worin er herrſcht, nicht zugleich auch die gebildeteren Cirkel wären. Die Feinheit bezieht ſich auf das ſittliche Gefühl, die Bildung bezieht ſich auf den Geiſt. Wie dürfte es einer wagen, ſich den Gebildeten zuzuzählen, deſſen Geiſt nie auf höhere als blos ſinnliche Bedürfniſſe gerichtet geweſen wäre, der über Welt und Menſchen nie ernſter nachgedacht, von der Natur und Beſtimmung des Menſchen, der Einrichtung göttlicher und menſchlicher Verfaſſungen, den Ereigniſſen der Zeit und den Urſachen derſelben in der Vergangenheit ſich keine Kenntniſſe verſchafft hätte: wenn auch nicht gelehrte, doch wenigſtens recht geordnete und deutliche. Demnach ſind Philoſophie des Lebens, Natur- und Menſchenkunde, Geographie, Geſchichte der Natur und Menſchheit Kenntniſſe, die für ihn ſo unerläßlich ſind, als Ausbildung des Geſchmacks durch Aneignung der Schönheiten der Kunſt. Wer ohne ſolche Kenntniſſe und Cultur zum geſelligen Umgang kommt, der wird bei aller eingelernten und eingeübten Etiquette doch nur ein Figurant bleiben, oder, wenn er Dünkel genug hat, der ſich freilich mit Unwiſſenheit gewöhnlich paart, ein leerer Schwätzer ſein, die man in wahrhaft feinen und gebildeten Cirkeln höchſtens duldet, wenn man etwa aus Rückſichten muß. Die wahre gute Lebensart beſteht wahrlich nicht darin, daß man viele leere Worte ſagt; die menſchliche Geſellſchaft hat einen erhabenern Zweck, und

ihre Bemühungen beruhen auf einem beſſeren Grunde. Der Menſch ſetzt ſich unter ſich ſelbſt herab, wenn er redet, um nichts zu ſagen. — Iſt nun aber die Converſation von ſolcher Art; ſo hat ja Rouſſeau wohl Recht, wenn er den Converſationston alſo ſchildert: „Der gute geſellſchaftliche Ton," ſagt er, „iſt weder ſchwerfällig noch flatterhaft, er iſt fließend und natürlich, verſtändig ohne pedantiſch, fröhlich ohne lärmend, zierlich ohne gekünſtelt, artig ohne abgeſchmackt, ſcherzhaft ohne zweideutig zu ſein. Man macht weder Abhandlungen noch Epigramme; man ſpricht vernünftig, ohne ſchulgerechte Schlüſſe zu machen; man ſcherzt ohne Wortſpiele und verbindet auf eine geſchickte Art Witz und Vernunft, Lehren und gute Einfälle, ſinnreiche Satiren, gut angebrachte Schmeicheleien und ſtrenge Moral; man ſpricht da von allem, damit Jeder etwas ſagen könne, vertieft ſich aber nicht in Unterſuchungen, um nicht Langeweile zu erregen; wirft nur im Vorbeigehen Fragen auf und handelt ſie ſchnell ab; ſpricht deutlich und alſo auch zierlich; Jeder ſagt ſeine Meinung und unterſtützt ſie mit wenigen Worten; Keiner beſtreitet die eines Andern mit Hitze; Keiner vertheidigt die ſeinige mit Hartnäckigkeit; man unterſucht, um ſich zu belehren, und hört auf, ehe man in Streit geräth; Jeder unterrichtet, Jeder unterhält ſich, Alle gehen vergnügt auseinander, und ſelbſt der Weiſe kann würdigen Stoff zu ſtillen Betrachtungen mit ſich nehmen." Das Genie hat aber nimmt, wie überall, die Erlaubniß, dieſe Regeln zu überſpringen, und geniale Extravaganzen können bisweilen der Converſation das höchſte Intereſſe geben; allein nur ſelten und ohne Uebertreibung finden dieſe Ausnahmen Statt, und der Fliegende vergeſſe nie, zu der luſtwandelnden Geſellſchaft zurückzukehren. Hauptſache bei der Converſation iſt, das Triviale zu meiden oder doch zu coloriren; allein es erfodert einen reichen Fond von Ausbildung und Geiſt, immer etwas Gutes und Feines zu ſagen, und noch ſeltener iſt ein immer regſamer Tact, um das Wort zu ſeiner Zeit zu ſagen oder zu unterdrücken. Das poetiſche Genie fehlt oft darin, daß es wenig und paſſend ſeine Funken ſprüht, das humoriſtiſche, daß es zu viel und ungezügelt brillirt. Reizende Geſellſchafterinnen ſind die Grazien des Widerſpruchs, wenn ſie nicht maskirte Furien ſind, reizende naive Veſtalinnen, wenn ſie nicht über der Obhut des heiligen Feuers ſich ſteif geſeſſen haben. Der fröhliche Weingott tingirt gern alle Nüancen der Converſation mit helleren Farben, doch darf er nicht die Hefe ſeines Pokals zur Farbengebung miſchen. Der Morgen iſt die Zeit der ernſten und einſamen, der Abend die Periode der fröhligen und geſelligen Converſation — gegen Mittag gedeiht die geſchäftliche — des Nachmittags die peripatetiſche Unterhaltung; doch die Freundſchaft und die Liebe unterhalten ſich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Der Vorwurf, den man ſo oft der Bildung zur guten und feinen Lebensart gemacht hat, daß ſie die Falſchheit begünſtige und die Ehrlichkeit beeinträchtige, dürfte ſo gar gewichtig nicht ſein. Muß denn die Ehrlichkeit eben plump und grob ſein? Und gewiß, Leſſing hatte Recht, da er ſagte: „Man iſt doch auch verzweifelt wenig, wenn man nichts iſt als ein ehrlicher Kerl." Wir Deutſchen legen auf die bloße Ehrlichkeit, die ſich doch wohl von ſelbſt verſtehen ſollte, ein viel zu großes Gewicht, und unſere Schauſpieldichter legen es oft recht gefliſſentlich darauf an, die Feinheit des Betragens im Umgange von den ehrlichen Kerlen mit Füßen treten zu laſſen, gleich als ob beide ganz unverträgliche Gegenſätze wären. Sonderbar genug ſind jene dramatiſche Dich-

ter eben ſolche, deren Stücke von der Converſation ſelbſt den Namen führen. Man pflegt nämlich eine gewiſſe Gattung von Dramen, die durch Stoff und Behandlung, wenn nicht an das gemeine, doch an das gewöhnliche Leben erinnern, zum Unterſchiede von der höhern Gattung, die ſich durch edleren Stoff und ideale Behandlung auszeichnet, Converſationsſtücke zu nennen, und von dieſer Art ſind faſt alle jene Mitteldinge zwiſchen Tragödie und Komödie, die man ſeltſam genug ſeit einiger Zeit auch unter dem Namen Schauſpiele oder Dramen ankündigt. Die Familiengemählde gehören auch dazu, ſind aber eine beſondere Art. Wir ſind weit entfernt, ſie, wie Einige, die das Kind gern mit dem Bade ausſchütten gänzlich verwerfen zu wollen, wünſchen aber möchten wir wohl, daß ſie nie den guten Converſationston verleugnen möchten. Wenn ſie dann durch Anmuth des Ausdrucks, Witz, Scherz und Fröhlichkeit, Kopf und Herz erweiterten, wenn ſie dem von Rouſſeau entworfenen Bilde glichen; wer würde etwas gegen ſie haben können? Zwar ſind ſie immer ein Abfall aus der Poeſie in die Proſa; allein das ließe ſich wohl noch überſehen, wenn nur die Proſa; immer geiſtreich, beſeelt, voll ſchönen Lebens wäre. Wie oft aber wird man an die Muſen und Grazien in der Mark erinnert:

Ob wir zierlich und manierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

Die armen Schauſpieler ſind da, wo ſolche Stücke herrſchend waren, in eine eigne Bedrängniß gerathen, und wiſſen ſich nun, eingeroſtet in jener Biederkeit und Natürlichkeit, mit den verwünſchten Jambenſtücken, wie ſie das ideale Drama zu nennen belieben, nicht zu bethun. Das würde ihnen aber ſo gar ſchwer nicht werden, hätten ſie nur früher ſich nicht an einen nichtsſagenden Converſationston gewöhnt gehabt. Es ſollte auf der Bühne alles zugehen, wie im alltäglichen Leben, und wenn ſie nun dieß recht treu darſtellten, ſo ſchmeichelten ſie ſich mit einem gar trefflichen Converſationstone. Nichts iſt falſcher, als dieſe Maxime. So wenig man einen Bettler auf der Bühne mit den ſchmutzigen Lumpen des wirklichen Bettlers behängt; eben ſo wenig wollen wir auch die Manieren deſſelben. Das Ideale hätte alſo auch hier nicht verdrängt werden dürfen: das Edle, nicht das Gemeine hätte herrſchen ſollen. Die Anwendung von dem Obigen ergibt ſich nun von ſelbſt. Doch wir kehren zu unſerm Gegenſtande zurück. Athen, der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, war in ſeiner glänzendſten Periode zugleich der Ort der alten Welt, wo die Grazien des Umgangs und der Geſelligkeit ſich vereinigt hatten, um dem Leben jenen Zauber zu verleihen, der ihm den Reiz der Jugend unvergänglich erhält; in neuerer Zeit war Paris die Schule des feinen Tons, von wo aus er ſich weiter verbreitete. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ſich um einige mit Geiſt und Anmuth reich geſchmückte Frauen, um eine L'Eſpinaſſe, Deſſand, Geoffrin (ſ. d. Art.), welcher letztern wir ſelbſt eine geiſtreiche Abhandlung über die Converſation danken *), die feinſten und gebildetſten Cirkel

*) Dem Abbé St. Pierre ſagte ſie einmal: Vous avez été charmant aujourd'hui, und er erwiederte, worin das ganze Geheimniß aller gefallenden geſelligen Unterhaltung liegen möchte: Je ne suis qu'un instrument, dont vous avez bien joué.

verſammelten, gilt mit Recht für die ſpäter nie wieder zurückgekehrte Blüthezeit des Geſellſchaftstons in Frankreich. So gewiß es iſt, daß die Kunſt des Umgangs nur durch die Gunſt des Himmels empfangen, aus Theorien aber nur einſeitig und unvollkommen erlernt wird; ſo wichtig und lehrreich bleibt es doch immer, die Vorſchriften eines Meiſters darüber zu hören. Ein ſolcher iſt Delille, deſſen Gedicht, sur la conversation, keinem Gebildeten unbekannt bleiben darf. Mit allen Reizen einer lebendigen und einnehmenden Darſtellung entwirft er das Bild jener attiſchen Cirkel, wo

Sous les yeux de l'enchanteresse,
Pleins de grâce à-la-fois et de séverité,
Le bon sens n'eût osé se montrer sans finesse,
L'illusion sans vérité.
L'enthousiasme sans justesse.
Le bon exemple y formait le bon ton,
La critique sévère avait sa politesse,
L'éloge sa délicatesse;
C'étoit la fleur de la raison
Et la moisson de la sagesse.

Dieſem Ideale gegenüber, in dem alle Elemente ſich gegenſeitig mildern und in einander verſchmelzen, und das Gleichgewicht durch kein Uebermaß geſtört und aufgehoben wird, läßt der Dichter in getroffenen Bildern diejenigen Charaktere uns vor Augen treten, die durch Mangel dieſer oder jener Art den Einklang des geſellſchaftlichen Umgangs mehr oder minder ſtören und unterbrechen. Zuerſt zeichnet er die Lächerlichen, deren Fehler nur in einer verkehrten und bizarren Laune oder in einem Mangel der Erziehung beſteht; dann aber geht er zu den Läſtigen und Verabſcheuungswerthen über, deren Gebrechen aus einer Fehlerhaftigkeit des Charakters entſpringen und die wir lieber meiden, als belächeln. Die Elemente des Umgangs,

bien dire, et bien entendre,

ſind auf dieſe Weiſe poſitiv und negativ aufgeſtellt, aber die Sache ſelbſt kann nur das Leben geben. Mit gleicher Empfehlung nennen wir die lehrreichen und ſcharfſinnigen Conseils à une femme, sur les moyens de plaire dans la conversation, deren geiſtreiche Verfaſſerin die Frau von Bannez iſt. Mit treffender Kürze faßt ſie ihren Gegenſtand in folgenden ſchönen Verſen zuſammen:

Orner le fond d'un entretien frivole,
Et l'embellir par la variété;
Avec aisanse, avec facilité
Prendre à son tour et céder la parole
Sans que l'apprèt, dans de légers propos,
Gâte le choix et des tours et des mots:
Tel est cet art, dont le monde est l'école.

Auch dürfen wir die Art de causer von Chazet, die reich an ſchönen Bemerkungen iſt, nicht unerwähnt laſſen. Wie ſollten wir nicht von dieſem Volke hierin lernen, da es ein alter und wahrer Ausſpruch iſt: que les Français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter?

dd. A. M.

Convex, Convexgläſer, ſ. Concav und Linſengläſer.

Convictorium iſt auf Univerſitäten derjenige Ort, wo Studenten gemeinſchaftlich ſpeiſen und dafür wenig oder gar nichts bezahlen dürfen. Das Convictorium in Leipzig z. B. beſteht aus $18\frac{1}{2}$ Tiſchen, jeder zu 12 Perſonen, wovon die eine Hälfte von wohlthätigen Privatleuten geſtiftete Freitiſche ſind, und die andern zu den Unterhaltskoſten, die größtentheils aus der Univerſitätscaſſe beſtritten werden, nur etwas Weniges betragen. Diejenigen, welche in dieſer gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalt beköſtigt werden, heißen Convictoriſten.

Convoy heißt im Seeweſen ein oder mehrere Kriegsſchiffe, welche eine Kauffarteiflotte begleiten (convoyiren) und ihr zur Bedeckung dienen, um ſie im Fall der Noth wider Angriffe der Feinde oder Seeräuber zu ſchützen und zu vertheidigen.

Convulſionärs, ſ. Janſeniſten.

Convulſionen, ſ. Krampf.

Cook (James), dieſer berühmte Seefahrer und Weltumſegler war am 3. Nov. 1728 in der engliſchen Provinz Yorkſhire geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann mit zahlreicher Familie, konnte auf ſeine Erziehung nichts wenden. Er brachte ihn ſchon im 13. Jahre bei einem Kohlenſchiffer, welcher Kohlen von Newcaſtle nach London zu bringen pflegte, auf ſieben Jahre in die Lehre. Dieſe Zeit verfloß ohne Auszeichnung. Auch nachher machte er mehrere Reiſen von Newcaſtle nach London. Nachdem er ſich lange um einen Dienſt bemüht, und ſogar einmal die Stelle eines Schiffskochs verſehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er ſich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntniſſe in der Mathematik ſind, und widmete ſich ihr mit raſtloſem Eifer. Alles, was er erſparen konnte, wandte er für Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunſt an, in denen er ſchnelle Fortſchritte machte. Er machte weitere Reiſen nach der Oſtſee, nach Petersburg, Wiburg und Norwegen, und wohnte als Meiſtersgehülfe der Eroberung von Louisburg und Cap Breſton bei. Seine Obern ließen weder ſeine Kenntniſſe, noch ſein pünctliches, treues, untadelhaftes Betragen unbeachtet. Sie verſchafften ihm 1759, als England eine Rüſtung gegen Quebeck machte, die Stelle eines Schiffsmeiſters auf der Flotte des Admirals Saunders. Hier gab er bei der Unternehmung auf die Inſel Orleans Beweiſe von eben ſo viel Muth als Vorſicht. Er führte bei Nacht die brittiſche Flotte den Lauring Stream hinauf; Quebeck und Canada wurden erobert. Nach dem Frieden blieb er mit ſeinem Schiffe an der Küſte von Nordamerika. Schon war Cooks Geſchicklichkeit in der engliſchen Marine anerkannt. Dies beweiſet der Auftrag, den er erhielt, die für die Fiſcherei höchſt wichtige Inſel Neu-Foundland aufzunehmen. Er erhielt dazu ein kleines Schiff mit 10 bis 12 Mann, verſchaffte ſich ſelbſt die erforderlichen mathematiſchen Inſtrumente, und nahm von 1764 bis 1767 die ganze ſüdliche und den größten Theil der nördlichen Küſte auf, und lieferte davon treffliche Specialcharten. Der einzige Unfall, der ihn hier traf, war, daß er ſich einſt auf der Jagd den Daumen und einige andere Finger dergeſtalt beſchädigte, daß er ſeitdem die Feder zwiſchen dem Mittel- und Zeigefinger führen mußte. So große Entbehrungen er übrigens auch hier ertragen mußte, ſo empfand er ſie doch wenig, ja ſein

leidenſchaftlicher Geiz vermehrte ſie noch. Als einen Beweis ſeines Geizes führen wir auch an, daß er ſeit jener Verwundung ſich eine jährliche Vergütung von vier Pfund Sterling zahlen ließ, die jedem im Seedienſte Verwundeten aus einer Caſſe gewährt werden, wozu der gemeinſte Matroſe monatlich fünf Pence von ſeinem Tractamente beitragen muß. Cook lebte auf einem kleinen Grundſtücke am öſtlichen Ende von London, als er zu einer neuen Unternehmung berufen wurde. Die Londoner Societät der Wiſſenſchaften trug darauf an, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769 auf den von Capitän Wallis in der Südſee entdeckten Inſeln, welche er Georgsinſeln benannt hatte, beobachten zu laſſen. Der König befahl zu dieſem Behuf die Ausrüſtung eines Schiffs, und Lord Hawke ernannte Cook zum Lieutenant und Commandeur deſſelben. Das Schiff ging nach Otaheiti: mehrere gelehrte Männer, namentlich Joſeph Banks und Dr. Solander, machten die Reiſe mit, deren Beſchreibung von Hawkesworth aus Cooks und Banks Handſchriften herausgegeben wurde. Cook fand auch auf dieſer Reiſe Gelegenheit, ſeinen Geiz zu befriedigen. Er machte als Seckelmeiſter einen Gewinn von 3 bis 4000 Pfund. Wichtiger war es, daß er durch ſein Betragen bald das Zutrauen der Otaheiter, denen die Mißhandlungen von Seiten der Franzoſen noch im Andenken waren, zu gewinnen und ihnen eine beſſere Meinung von den Europäern beizubringen wußte. Die Beobachtungen des Durchgangs der Venus durch die Sonne und der geographiſchen Lage von Otaheiti wurde übrigens aufs zweckmäßigſte veranſtaltet, außerdem die ganze Inſel umſegelt und nebſt den benachbarten Inſeln aufgenommen. Cook entdeckte von hier aus, daß Neu-Seeland aus zwei Inſeln beſtehe; die dazwiſchen liegende Meerenge wurde Cooks Meerenge genannt. Nachdem er auch, nicht ohne mancherlei Gefahren, die Meerenge entdeckt hatte, welche Neu Holland von Neu-Guinea trennt, trat er den Rückweg an, und kam, ohne weitern Unfall, als daß er einige Leute durch Krankheiten verloren hatte, nach England zurück, wo ihn der König ſehr gut aufnahm und zum commandirenden Schiffsmeiſter (zwiſchen Lieutenant und Capitän) ernannte. Einige von den Franzoſen gemachte Entdeckungen veranlaßten in England den Beſchluß, das große Südmeer genauer zu unterſuchen. Es wurden dazu zwei Schiffe ausgerüſtet, The Reſolution und The Aventure: jenes führte als Chef der ganzen Unternehmung Cook, dieſes Tobias Furneux als commandirender Schiffsmeiſter. Die beiden Forſter wurden gewählt, dieſe Reiſe mitzumachen, die im Julius 1772 angetreten wurde, und die wir aus Forſters Beſchreibung kennen. Durch die zweckmäßigen Maßregeln, welche Cook und Forſter gemeinſchaftlich nahmen, gelang es, dem fürchterlichen Scharbock vorzubeugen und überhaupt die Schiffsmannſchaft bei ſo guter Geſundheit zu erhalten, daß auf dieſer dreijährigen Reiſe nur Ein Mann an einer Krankheit ſtarb. Cook befuhr das Weltmeer zwiſchen dem 60. Grade ſüdlicher Breite und dem Polarkreiſe, eine Reiſe, die nicht immer ſo gut gelingen mochte, da die Schiffe ſtets in Gefahr ſind, an den häufigen Eisgebirgen dieſer kalten Zone zu ſcheitern. Die ganze Unternehmung wäre beinahe dadurch vereitelt worden, daß Cook tödtlich erkrankte. Allgemein war die Trauer, da man das Leben des Mannes bedroht ſah, der das unbeſchränkte Vertrauen Aller beſaß. Endlich neigte ſich die Krankheit zur Beſſerung; allein um zur völligen Geneſung zu gelangen, war friſches Fleiſch unumgänglich nothwendig, außer einem treuen otahitiſchen Hunde aber, der Forſters

gehörte, kein Thier auf den Schiffen. Forſter ließ ihn augenblicklich ſchlachten, und ſo gelang es, Cook wiederherzuſtellen. Sie erreichten darauf das Cap, nachdem ſie 28 Monate in See geweſen waren. Als Cook nach London zurückkam, konnte er mit Recht die Behauptung wagen, daß im ſüdlichen Weltmeere außer den zwei unbekannten Eilanden kein anderes Land mehr zu finden ſei. Er vermochte genau anzugeben, bis wohin es möglich ſei vorzudringen, und befriedigte Alles durch die Genauigkeit und Richtigkeit ſeiner Angaben. Er wurde jetzt zum wirklichen Capitän der Flotte erhoben und bekam eine Stelle beim Hoſpitale zu Greenwich. Während ſeiner Abweſenheit hatte man auch einen Verſuch zur Erforſchung der nördlichen polariſchen Gewäſſer angeſtellt, wobei Capitän Philipps (nachmals Lord Malgrave) nicht ſehr glücklich geweſen war. Man war früher ſchon dem Pole näher gekommen. Bannington, der darauf aufmerkſam machte, ſuchte es dahin zu bringen, daß durch eine Parlamentsacte dem, der eine nördliche Durchfahrt aus der Südſee in das atlantiſche Meer finden würde, eine Belohnung von 20,000 Pfund Sterlinge zugeſichert werden ſollte, und noch 5000 mehr, wenn er im Stande ſei, ſich dem Pole bis auf einen Grad zu nähern. Cook wurde auch hiezu vorgeſchlagen, und ging im Julius 1776 mit zwei Schiffen, der Reſolution unter ſeiner eigenen, und der Discovery unter Capitän Clarke's Führung in See. Am 9. Novbr. verließen ſie das Cap. Zunächſt unterſuchte Cook die von Marion und Kerguelen entdeckten Inſeln, dann beſuchte er Neu-Holland, Neu-Seeland und die Societäts-Inſeln, wo er den bekannten Omai wieder ans Land ſetzte. Den Otaheitern brachte er verſchiedene Thiere, auch pflanzte er hier einige von Neu-Holland mitgenommene Muskat-Nußbäume. Gegen Ende des Jahrs ſegelte er nordwärts, erreichte im März des folgenden Jahrs die Küſte von Amerika, ſegelte längs derſelben hinauf, verbeſſerte manche Fehler der bisherigen Charten, fand die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika, die ſich nordöſtlich zog, und glaubte ſchon das Ziel ſeiner Wünſche erreicht zu haben, als er ſich plötzlich dergeſtalt vom Eiſe umgeben ſah, daß er in Gefahr gerieth, davon feſt eingeſchloſſen zu werden. Da er gegen den Pol zu ein Land vermuthete, wendete er ſich auf die aſiatiſche Seite, um längs der ſibiriſchen Küſte einen Verſuch zum weitern Vordringen zu machen. Aber auch hier mußte er zurück nach der Straße, die er verlaſſen hatte. Auf einer Tour von hier ſeitwärts traf er unter dem 200. Grad öſtlicher Länge und dem 22. nördlicher Breite auf eine ganze Inſelgruppe, deren Einwohner an Geſtalt, Sitten und Sprache den Otaheitern glichen, ohne daß es möglich iſt, den Zuſammenhang zwiſchen ihnen nachzuweiſen. Cook ankerte auf einer dieſer Inſeln, ward wohl aufgenommen und mit allem Erforderlichen verſehen. Er ſegelte ab, aber ein Windſtoß, durch den er den Vordermaſt ſeines Schiffes verlor, nöthigte ihn zur Rückkehr. Jetzt zeigten ſich die Einwohner anders als zuvor, diebiſch und hinterliſtig. Sie raubten ſogar ein Boot. Es zurückzufodern, wollte ſich Cook zum Oberhaupte der Inſel begeben. Ein Eingeborner begegnete ihm mit frecher Beleidigung; Cook, von Jähzorn überwältigt, gibt Feuer auf ihn. Dieſe raſche That empörte die Wilden; ſie fielen über ihn her und erſchlugen ihn nebſt vier ſeiner Leute. Dies geſchah am 14. Februar 1779. Sein Leichnam wurde zerriſſen und nur einzelne Theile konnten die Engländer retten. So ſchrecklich endigte dieſer große Entdecker, der allein in beide Polarkreiſe, und in den ſüdlichen, den niemand vor ihm beſucht hatte, drei Mal einge-

drungen war, deſſen Reiſen in gerader Linie 40,000 Meilen ausmachen, und dem wir zuerſt zuverläſſige Nachrichten über die Südſee Süd-Indien, ſo wie unzählige Entdeckungen in der Aſtronomie, Botanik, Menſchen- und Völkerkunde verdanken. Mit einem glücklichen, natürlichen Verſtande verband er raſtloſe Thätigkeit, ausharrenden Muth und lebhafte Theilnahme an der Noth ſeiner Gefährten. Zwar verleitete ihn ſeine vernachläſſigte Erziehung zur Verachtung aller Gelehrſamkeit, und machte ihn habſüchtig, mürriſch und ungeſellig: allein dieſe Fehler thun ſeinem Ruhme keinen Abbruch. Was er war, war er ganz allein durch ſich ſelbſt. Die neuern Entdecker, Portlack, Dickſon, Wilſon u. A. ſind ſeine Schüler; ſeine Reiſen, die in England mehrmals beſchrieben worden ſind, hat für die Deutſchen beſonders Forſter, ſein Begleiter, bearbeitet; die beſte Biographie hat Wiedmann nach Kippis geliefert.

Copal, ein dem Bernſtein ähnliches, angenehm riechendes Baumharz.

Copeke, eine ruſſiſche Kupfermünze, (Kopeika) eigentlich Spieß, von dem aufgeprägten Bilde des Ritters St. Georg mit dem Spieße ſo genannt; 100 Copeken machen einen Rubel, mithin gilt die Copeke ungefähr drei Pfennige nach unſerm Gelde.

Copenhagen (auf Däniſch Kioebenhavn), die Hauptſtadt des Königreichs Dänemark und die Reſidenz des Königs, liegt auf der Inſel Seeland, am Sunde und an einem ſchmalen Seearme, der ſie von der Inſel Amak trennt. Sie iſt befeſtigt, mit einer Citadelle (Friedrichshafen) verſehen und ſchön gebaut, mit regelmäßigen, des Nachts erleuchteten Straßen und ſchönen meiſt von Backſteinen erbauten Häuſern. Man zählt hier 230 Straßen, darunter beſonders die Gotherſtraße und die ſchöne Amalienſtraße, und 13 öffentliche Plätze, darunter der neue Königsmarkt, der größte aber unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Chriſtians V., und der ſchöne achteckige Friedrichsplatz, auf dem vier Straßen zuſammentreffen und in deſſen Mitte die ſchöne Bildſäule des Königs Friedrichs V. zu Pferde ſteht. Copenhagen enthält 22 Kirchen, 22 Hoſpitäler, 30 Armenhäuſer, 4000 Häuſer und 101,000 Einwohner, darunter 2406 Juden. Die Stadt beſteht aus drei Haupttheilen, die von den Feſtungswerken eingeſchloſſen werden, nämlich der Altſtadt, ſeit dem Brande ſchöner wieder aufgebaut, der Neuſtadt, wovon der öſtliche Theil die Friedrichsſtadt heißt und der ſchönſte aber am wenigſten lebhafte Stadttheil iſt, und Chriſtianshafen, welcher Theil auf der Inſel Amak liegt, und durch einen Seearm von der Inſel Seeland gebildet wird. Dieſer Canal bildet den ſchönen ſichern Hafen, der 400 Schiffe faſſen kann, und bei welchem das Seearſenal, die Schiffswerfte und andere zur Marine gehörige Gebäude ſich befinden, und in welchem auch die Station der Kriegsflotte iſt. Außerhalb der Feſtungswerke liegen noch drei Vorſtädte, welche zum Theil aus ſchönen Landhäuſern beſtehen. Sonſt befanden ſich zu Copenhagen vier königliche Schlöſſer, aber im J. 1794 wurde das prachtvollſte königliche Reſidenzſchloß (eins der anſehnlichſten und ſchönſten in Europa, mit einem Koſtenaufwand von ſechs Millionen Thalern erbaut und Chriſtiansburg genannt) ein Raub der Flammen, ſo daß nur noch die Trümmern und die prächtigen Pferdeſtälle ſtehen geblieben ſind. Die übrigen drei Schlöſſer heißen: Charlottenburg, jetzt der Kunſtakademie eingeräumt und mit einer Gemähldegallerie verſehen; das alte königliche Schloß Roſenburg, worin viele Koſtbarkeiten und Alterthümer

aufbewahrt werden und bei welchem der Königsgarten, ein ſehr angenehmer öffentlicher Spaziergang ſich befindet, und die Amalienburg, eigentlich vier Paläſte, welche nach dem Schloßbrande zur königlichen Wohnung erkauft worden ſind. Andere merkwürdige Gebäude ſind: das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 130,000 Bänden und 3000 Handſchriften, das Schauſpielhaus, die Börſe mit der Bank, die Dreifaltigkeits= und die prächtige Friedrichskirche; das große, ſchöne, trefflich eingerichtete Friedrichshoſpital nebſt dem Gebär= und Findlingshauſe, und das Seehoſpital. Copenhagen hat viele wiſſenſchaftliche und Unterrichtsanſtalten. Dazu gehört beſonders die 1475 geſtiftete Univerſität mit vier Facultäten, 20 ordentlichen und 16 außerordentlichen Profeſſoren, einer Bibliothek von 70,000 Bänden, einem botaniſchen Garten und mit einer Sternwarte; ferner die königliche chirurgiſche Akademie, welche gegen 200 Zöglinge zählt; auch findet man hier eine Akademie der Land= und Seecadetten und außer der königlichen und Univerſitätsbibliothek, die Claſſen'ſche öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden und mehrere öffentliche und Privatkunſtſammlungen. Die Wiſſenſchaften blühen zu Copenhagen, und zu ihrer Beförderung dienen mehrere geſtiftete Geſellſchaften, von welchen wir nur anführen: Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die königliche Akademie der ſchönen Künſte, die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der nordiſchen Sprache und Geſchichte ꝛc. Außer allen Arten von Handwerkern und Künſtlern hat Copenhagen vielerlei Fabriken, welche 14,000 Perſonen beſchäftigen. Dahin gehören: die königliche Porzellanfabrik, die Tuch=, Kattun=, Seiden=, Baumwollen=, Wachstuch= und Tapeten=Fabriken, die Eiſengießereien und die 18 Zuckerraffinerien mit 520 Arbeitern. Noch wichtiger iſt der Handel; denn Copenhagen iſt der Mittelpunct des geſammten däniſchen Handels, der ſowohl zur See als zu Lande getrieben wird, und zu deſſen Beförderung die königliche Bank mit einem Capitale von 2,400,000 Species, die Seeaſſecuranzgeſellſchaft, die oſt= und weſtindiſchen privilegirten königlichen Handelsgeſellſchaften und der treffliche Hafen dienen, in welchen jährlich an 5000 Schiffe einlaufen. Es ſind hier an 80 große Handelshäuſer, die gegen 340 eigene Schiffe beſitzen. 1728 und 1794 erlitt die Stadt große Verheerung durch Feuersbrünſte. Größer und ſchrecklicher war die Verwüſtung, welche Copenhagen 1807 durch einen plötzlichen Angriff der Engländer widerfuhr, die ſie nach einem fürchterlichen Bombardement zur Capitulation zwangen, 305 Häuſer und Gebäude, darunter die ſchöne Frauenkirche, wurden ganz verbrannt, an 2000 Häuſer beſchädigt und unbewohnbar gemacht; gegen 2000 Menſchen ſowohl von der Beſatzung als den Bewohnern verloren dabei ihr Leben. Auf 9000 Bomben, welche in die Stadt flogen und vorzüglich die neuerfundenen Congreviſchen Brandraketen richteten dieſe Verwüſtung in wenig Tagen an. Die Umgebungen von Copenhagen ſind zum Theil ſehr ſchön und angenehm, und in der Nähe befinden ſich die königlichen Luſtſchlöſſer Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königlichen Hofes, Hirſchholm, Friedensburg, Friedrichsburg und Jägerpreis.

Copernicus (Nicolaus), einer der ſeltenſten und größten Menſchen, ſo je gelebt haben, ward zu Thorn, einer alten preußiſchen Stadt am rechten Ufer der Weichſel, da wo ſie aus Polen in die preußiſche Gränze tritt, den 19. Februar 1473 geboren. Er gehört zu den klaren, hellen, beſonnenen deutſchen Naturen, zu denen Leibnitz, Leſſing, Möſer, Göthe gehören, und deßwegen ſei ſeiner hier mit gebührender Vollſtändigkeit gedacht. — Sein Vater, Nicolaus

Copernik, war zehn Jahre vorher Bürger in Thorn geworden. Die Familie ſtammt vielleicht aus Weſtphalen, wo der Name Cöpern noch auf mehrern Bauernhöfen zu finden, der ſich, als ſie nach der Weichſel zog, vielleicht in Cöpernik verwandelte, und mit dem gelehrten Ruhme des Sohnes endlich in Copernicus. Mit den deutſchen Rittern waren viele Weſtphälinger und Rheinländer nach Preußen gezogen, und noch finden ſich viele Worte, die in Weſtphalen und Preußen gleichlautend ſind. Seine Mutter war die Schweſter des Biſchofs von Ermeland, Waiſſelrod, genannt von Allen. Von der Schule in Thorn ging Copernicus nach Cracau und ſtudirte Medicin, in der er auch Doctor wurde. Zugleich ſtudirte er Mathematik und Aſtronomie. Er hörte die Namen Peurbach und Regiomontan nennen, die Wiederherſteller der Aſtronomie in Europa, zwei Deutſche, die früh ſtarben, aber lange genug lebten für ihren Ruhm. (Der erſte wurde nur 35 Jahr alt, der letzte nur 40.) Vorzüglich war es Regiomontans großer Ruf, der ihn anzog. Er wollte dem Manne gleichen, der den Himmel genauer beobachtet und gekannt, als alle ſeine Vorgänger, den Rom zu ſich rief, um von ihm zu lernen, und der für ſeine Verdienſte im Pantheon begraben liegt. Als er 23 Jahre alt war, ging er nach Italien, wo die Künſte und Wiſſenſchaften nach dem Umſturz des byzantiniſchen Kaiſerthums anfingen aufzublühen. In Bologna hörte er die Aſtronomie bei Dominicus Maria, deſſen Freund und Vertrauter er wurde. Im Jahre 1500 finden wir ihn in Rom, wo er die Mathematik mit großem Beifall vor einem gemiſchten Auditorio von Gelehrten und Künſtlern lehrte. Man ſetzte ihn jetzt ſchon dem Regiomontan an die Seite. Von Rom kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo ihm ſein Oheim ein Canonicat am Dom zu Frauenburg ertheilte. Als er in dieſem zur Ruhe gekommen, ſo ſetzte er ſich drei Lebensregeln feſt: 1. Seine gottesdienſtlichen Verrichtungen treu abzuwarten. 2. Keinem Armen ſeinen Beiſtand als Arzt zu verſagen. 3. Alle übrige Zeit dem Studiren zu widmen. Im Jahre 1521 ſandte ihn das Capitel auf den Landtag nach Graudenz, wo eine der Hauptangelegenheiten war, die Verwirrung des Münzweſens zu heben, die durch geſetzloſes Münzen entſtanden. Copernicus arbeitete eine Schrift aus, in der er auf den unbilligen Münzfuß der drei Städte, Elbing, Danzig und Thorn, aufmerkſam machte und vorſchlug, daß dieſe ihre Münzen an einen vierten Ort verlegen ſollten, wo ſie auf des Landes Koſten und unter Aufſicht gingen. Allein das Münzweſen gehört, wie Lichtenberg bemerkt, zu den Herzensangelegenheiten der Staaten, ſo der Individuen. Man ſtritt lange über das Copernicaniſche Münzſyſtem und legte es endlich zu den Acten. Von dieſem erſten Theil ſeines Lebens würden wir nichts wiſſen, wenn nicht endlich eben dieſer Anordnungsgeiſt und dieſer gerade und kräftige Menſchenſinn ſeine Kraft auf einen der erhabenſten Gegenſtände der Natur mit ſo vielem Glück gerichtet, und ſo die Dauer ſeines Rufs an die Dauer der Welt geknüpft hätte. Unter den manichfachen Vorſtellungen, die ſich die Menſchen ſeit 2000 Jahren von der Einrichtung unſers Planetenſyſtems gemacht haben, hatte endlich eine das Uebergewicht erhalten; die das feinſte, künſtlichſte und dabei ſonderbarſte Gewebe von Scharfſinn, Spitzfindigkeit und Verblendung ausmacht, auf welches der menſchliche Geiſt je gerathen iſt. — Pythagoras, Ariſtoteles, Plato, Hipparch, Archimedes und alle berühmten Namen waren dieſer Meinung. Man nannte dieſe Lehre die Ptolemäiſche Weltordnung, von Ptolemäus, einem berühmten Aſtronomen von Alexandrien aus dem

2ten Jahrhundert, der ſolche in ſeinem Almageſt, dem einzigen vollſtändigen Werke, ſo wir über die Aſtronomie der Alten beſitzen, vorgetragen hatte. Nach dieſer Lehre ruhte die große träge und unbehülfliche Erde vollkommen. Sie war die Grundfeſte des Unbeweglichen und das Poſtament der Natur. Um dieſe als Mittelpunct liefen Sonne, Mond und Sterne täglich einmal von Oſten nach Weſten. Allein außerdem hatten die Sonne, der Mond und die Planeten noch andere Beſtimmungen, welche ſehr ſchwer zu erklären waren, beſonders die der Planeten, die oft nach Morgen rückten, dann mehrere Tage ſtillſtehend wurden — dann wieder zu weſtlichen Sternen rückten — wieder ſtillſtehend wurden und dann wieder nach Morgen gingen; — während dieſer Zeit aber den täglichen Umlauf um die Erde mit allen andern Geſtirnen mitmachten. Um dieſe Bewegungen zu erklären, war man auf ein Syſtem von eingebildeten Kreiſen gekommen, welche wie Radlinien in einander ſteckten. Copernicus trug ſich immer mit dem Gedanken, daß die himmliſchen Bewegungen unmöglich ſo verworren und verwickelt ſein könnten, wie die Ptolemäiſche Weltordnung ſolches angebe, die annahm, daß die Erde ruhe, und in der Mitte der Welt ſtehe; denn die Natur bewege ſich nach einfachen Geſetzen, und ſobald man dieſe gefunden, ſo müßten auch dieſe verwickelten Erſcheinungen dieſer Bewegungen ſich einfach erklären laſſen. Er durchlas nun die Schriften der Alten, um zu ſehen, ob man ſonſt keine andern Syſteme gehabt, als dasjenige, welches jetzt das allgemein herrſchende ſei, das Ptolemäiſche. Er fand nun, daß verſchiedene Alte, als Nicetas, Haraclides und Ecphontus von einer Bewegung der Erde geredet, und obgleich dieſes auf eine völlig leere und nichts ſagende Weiſe geſchieht, ſo gab dieſes ihm doch Veranlaſſung hierüber mehr nachzudenken. Die beſte Stelle, die bei den Alten über die Bewegung der Erde vorkommt, die von Ariſtarch von Samos, kannte Copernicus nicht, da ſie in des Archimedes Arenario ſteht, der erſt nach Copernicus Tode in Venedig gedruckt wurde. In dieſer Stelle ſagt Ariſtarch: daß ſich die Erde in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne drehe und dabei täglich um ihre Achſe. Sie iſt in dem Artikel Bewegung der Erde angeführt, wo angezeigt worden, daß ſie mehr ein pythagoräiſches Philoſophem iſt, als aſtronomiſchen Inhalts. Denn 280 Jahre vor Chr. G. kannte man die Bewegung der Planeten noch ſo wenig, daß man noch gar nicht angeben konnte, was eigentlich erklärt werden ſollte. Copernicus nahm nun an, daß die Sonne der Mittelpunct der Welt ſei und daß die Erde ein Planet ſei, ſo wie Mars und Venus, und daß alle Planeten in folgender Ordnung um die Sonne laufen: Merkur in 87 Tagen, Venus in 224, Erde in 365, Mars in 1 Jahr 321 Tagen, Jupiter in 11 Jahren und Saturn in 29. Als er nun hiernach die Bahnen zeichnete, ſo fand er, daß, ſo einfach dieſe Kreiſe waren, ſie doch alle himmliſchen Bewegungen ganz vollkommen erklärten, und daß das ſcheinbare Stillſtehen und Rückwärtsgehen nothwendig aus der gleichzeitigen Bewegung der Erde und des Planeten herrührt. So halte man, wenn man auf einem Schiffe fahre, oft einen Wagen für ſtillſtehend, der auf dem Lande fahre, und ſelbſt für rückwärts gehend, wenn die Bewegung des Schiffs ſchneller. Und ſo war denn das wahre Weltſyſtem gefunden, und der Menſch hatte ſich völlig los geſagt vom Truge des Scheins. In dieſer Weiſe ſteht Copernicus da als Gränzſtein einer neuen Zeit. Ausführlicher iſt hierüber geredet in dem Artikel: Bewegung der Erde. Copernicus ſtarb den 11. Junius 1543 im 71ſten Jahre ſeines Alters. Sein großer Landsmann

Keppler hat ſeinen Character in folgenden Worten kurz und ſtark gezeichnet: Copernicus, vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber. — Lichtenberg hat ſein Leben beſchrieben. Ein ſeltenes Glück für einen großen Mann, einen ebenbürtigen Geiſt zu ſeinem Geſchichtſchreiber zu erhalten. Copernicus herrlicher klarer Charakter offenbart ſich am ſchönſten in dem Sendſchreiben, womit er dem Papſte ſein Werk zuſendet, und worin der deutſche Domherr ſogar ein wenig philoſophiſch mit Sr. Heiligkeit über das Weltgebäude redet, — obgleich dieſes damals mehr für eine Domäne der Kirche, als für eine Domäne der Philoſophie gehalten wurde. Lichtenberg hielt die Zuſchrift an den Papſt für ein Meiſterſtück des Styls und männlicher Bedachtſamkeit. Benzenberg hat ſie in der Geſchichte der Copernicaniſchen Weltordnung, ſo er in ſeinen Verſuchen über die Umdrehung der Erde gegeben, ganz ins Deutſche übertragen. — Ueberſehen wir noch einmal den von Copernicus durchlaufenen Weg, ſo finden wir Folgendes: die Idee, daß die Erde ruhe, war völlig allgemein. Ohnehin ſchon durch mächtige Begünſtigung des ſinnlichen Scheins, mit der Sprache aller Völker verwebt, erhielt ſie überall durch den Beifall der Aſtronomen auch noch wiſſenſchaftliches Anſehen. Durch die Sprache war ſie in die Bibel gekommen, die mit den ſinnlichen Menſchen menſchlich reden mußte, ſo wie mit den Hebräern hebräiſch. Sie ſtieg endlich aus der Bibel in die Köpfe der Prieſter, die dieſes Product menſchlicher Organiſation mit der Glorie des Himmels umgaben; und ſo wurde aus einer bloßen Phraſe endlich ein Gottesurtheil. Die von den größten Aſtronomen verworfene Idee von der Bewegung der Erde nahm Copernicus, der Domherr des 16ten Jahrhunderts, in Schutz. Und dieſes nicht unter dem ſanften Himmel Griechenlands oder Italiens, ſondern unter dem nordiſchen der Sarmaten, an der Grenze der damaligen cultivirten Welt, und (— und das will was ſagen —) mitten unter Domherren. Er verfolgte dieſe Idee mit unermüdeter Sorgfalt, nicht ein paar Jahre hindurch, ſondern durch die größte Hälfte ſeines ſiebenzigjährigen Lebens; er vergleicht ſie immerfort mit dem Himmel — beſtätigt ſie endlich, und wird ſo der Stifter eines neuen Teſtaments in der Aſtronomie. Und alles dieſes leiſtete er, was man nie vergeſſen muß, hundert Jahre vor Erfindung der Ferngläſer, mit elenden hölzernen Werkzeugen, die oft nur mit Dintenſtrichen getheilt waren. Das that der Geiſt der Ordnung, der in ihm wohnte, der, ſelbſt vom Himmel ſtammend, ſein eigenes Weſen in ſeine Werke hinaustrug, und Ordnung um ſo leichter erkannte, als er ſelbſt durch innre Stärke freier geblieben war. (Lichtenberg.) Bg.

Copet, Herrſchaft und Städtchen mit einem ſchönen Schloſſe und vielem Weinbau an der Weſtſeite des Genfer Sees, im Canton Waadt. Copet iſt in neuern Zeiten dadurch vorzüglich bekannt und merkwürdig geworden, daß ſich Necker hieher auf ſein ſchönes Landgut zurückzog, nachdem er die Veränderlichkeit der Volksgunſt erfahren und Frankreich verlaſſen hatte. Auch ſeine geiſtreiche Tochter, die Frau von Staël Holſtein, lebte hier eine Zeitlang, umgeben von den gebildetſten Perſonen, im Genuſſe der Künſte und Wiſſenſchaften.

Copie nennt man die Vervielfältigung (von copia, Menge) einer ſchriftlichen Ausarbeitung oder eines Werks der bildenden Kunſt. Im erſten Fall iſt Copie Abſchrift, copiren, abſchreiben, Copiſt, Abſchreiber. Wir verlangen von ihm blos, daß er uns Wort für Wort das Original wiedergebe, ſeine Handſchrift mag ſein, wie ſie

wolle; es gibt nur ſeltene Fälle, wo wir auch die Züge der Handſchrift des Originals nachgemacht haben wollen. An die Copie eines Werks der bildenden Kunſt machen wir hingegen die Anfoderung, jeden Zug, jede Linie, jeder Umriß, jeder Farbenton u. ſ. w. ſolle dem Originale ſo treu nachgebildet ſein, daß die Abbildung an die Stelle des Abgebildeten treten könne, und das Original doppelt erſcheine. Da ein Original nur einmal exiſtiren kann; ſo wird durch gute Copien von Meiſterwerken der Genuß derſelben natürlich mehr verbreitet. Wie kommt es nun, daß man gleichwohl mit dem Ausdruck **Copiſten** in der ſchönen Kunſt häufig einen ungünſtigen Begriff verknüpft findet? Verdienen ſie nicht vielmehr Dank als Tadel? Warum ſetzt man ſie gleichſam herab? Man bemerke wohl, daß dieſer Tadel ſich nicht auf die Nachbilder von Meiſterwerken bezieht, die man eben ſo wenig tadeln kann, als die gelungene Nachbildungen ſelbſt, ſondern auf eine gewiſſe **Art der Nachahmung**. Alle bildende Kunſt muß natürlich von Nachahmung ausgehen, weil ſie ihre Vorbilder in der Natur hat; es fragt ſich aber, wie der Künſtler dabei verfährt. Es gibt eine **freie** Nachahmung und eine **knechtiſche**; bei jener übertrifft der Künſtler durch Geſchmack die Wirklichkeit, bei dieſer verdoppelt er ſie nur, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulaſſen, und dies Verdoppeln kann nur mit einer kleinlichen Aengſtlichkeit bewerkſtelligt werden, die ſich mit vollendeter Kunſtdarſtellung durchaus nicht verträgt. Wie mit Nachahmung der Natur, ſo der Kunſtwerke. Der Copiſt derſelben bleibt lediglich beim Model des Meiſters ſtehen, darf nur mit deſſen Augen ſehen. Kein Wunder, daß man nun der Copie den Zwang anſieht, daß ſie ſteif wird. Wenn aber gleichwohl Einer es nicht wagt, oder nicht vermag, auch bei eigenen Darſtellungen von Vorbildern, ſei es der Natur oder der Kunſt, ſich zu entfernen; ſo iſt der eigentliche Copiſt, und Niemand wird ſich wundern, daß von ſolchem nicht eben ſo günſtig geſprochen wird. Es ſpringt in die Augen, daß er in der ſchönen Kunſt nur tagelöhnert. Deshalb darf man aber nicht ſogleich alles **Copiren** unbedingt verwerfen; das Copiren nach der Natur nicht, weil es dient, die Naturwahrheit ſicherer zu erreichen; das Copiren nach Werken guter Meiſter nicht, denn wer ſich blos an die Natur halten wollte, würde bald, wenn er wirklichen Beruf zur Kunſt hat, finden, wie wahr es in Hinſicht auf Natur ſei:

Die Blätter ſind zu coloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Deshalb iſt es gewiß nicht zu tadeln, daß der Schüler Hand und Blick an Werken der Meiſter übe; nur darf er freilich nicht dabei ſtehen bleiben, ſondern muß auch den Verſtand üben, nicht an einem einzigen Vorbilde haften, das Verfehlte wie das Gute ſeines Meiſters erkennen, und zur Vergleichung mehrerer zur wahren Kunſt ſich erheben. So beginnt er mit Copiren, erhebt ſich zur freien Nachahmung, und endet als Künſtler. Ludwig Caracci wurde einſt gefragt, welchen Mahler er am meiſten ſchätze? Den, antwortete er, der von den Beſten das Beſte ſich zuzueignen verſteht. (Malvasia Felsina Pittrice 3, 431.) S. übrigens **Modell**.) dd.

**Copir-Maſchinen.** Man hat allerlei Erfindungen gemacht, um ſowohl Schriften als Zeichnungen mechaniſch copiren und vervielfältigen zu können. Unter den Copirmaſchinen für Geſchriebenes iſt die Penna duplex oder die doppelte Schreibfeder die einfachſte und älteſte, mittelſt welcher man zwei Briefe auf einmal ſchreiben kann.

Einen allgemeinern Gebrauch hat, beſonders in England ſelbſt, eine neuere Erfindung von Watt gefunden. Auf das zu copirende, friſch geſchriebene Blatt wird ein eben ſo großes anderes durchſcheinendes ungeleimtes Stück Papier gelegt, welches vorher ſorgfältig ſo angefeuchtet worden, daß es, ohne naß zu ſein, durchaus in einem angemeſſenen Grade feucht iſt, und mit glattem Papier oben und unten bedeckt. Dies alles wird alsdann zwiſchen ein eigen dazu verfertigtes, mit Tuch überzogenes Futteral zur Zuſammenhaltung und Preſſung gelegt, welches nun ein oder mehrere Male durch eine Walzenpreſſe gezogen wird. Auf dem ungeleimten Papiere erſcheint dadurch ein Abdruck des Originals, welches durchſcheinend geleſen werden muß. Auf den engliſchen Handlungs-Comptoiren bedient man ſich dieſer Art zu copiren faſt ausſchließlich, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſie, wenn man einmal in der Behandlung dabei und in dem gehörigen Grade des Anfeuchtens eine Fertigkeit und Sicherheit erhalten hat, ſehr bequem iſt.

Copten. Man hält die Copten für Nachkommen der alten Aegypter; aber ſchon bei Eroberung des Landes durch die Araber beſtanden ſie aus einem Gemiſche von Perſern, Griechen, Römern und andern Völkern. Seitdem haben ſie ſich faſt ohne alle weitere Vermiſchung fortgepflanzt. Sie leben in ganz Aegypten zerſtreut, aber in einem verachteten und bedrängten Zuſtande, daher ſie ſich auch immer mehr und mehr vermindern. Man rechnet gegenwärtig noch 30,000 coptiſche Familien. Sie unterſcheiden ſich gar ſehr von allen andern Aegyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Die coptiſche Sprache, von welcher der engliſche Orientaliſt Woide eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgegeben hat, iſt eine todte Sprache geworden. Die Copten ſind Chriſten von der Secte der Monophyſiten. Ueber die Eigenthümlichkeiten ihrer Religion vergl. den Art. Monophyſiten.

Copula (Band), iſt in der Sprachlehre ein Bindewort, z. B. und; in der Logik das Wort, welches Subject und Prädicat verbindet, z. B. die Kugel iſt rund. — Copula in der Orgel iſt die ſogenannte Koppel. — Copuliren überhaupt, verbinden; in kirchlicher Bedeutung: trauen, vermählen. In der Gärtnerſprache heißt copuliren, einen wilden Zweig und ein veredeltes Reis von gleicher Dicke durch einen gleichmäßigen ſchrägen Schnitt genau an einander fügen, und durch ein mit Baumwachs belegtes Band befeſtigen, wodurch dann bewirkt wird, daß die ſo vereinigten Theile zuſammenwachſen. — Copulation, die Verbindung, die Vermählung, ſowohl im kirchlichen Sinne, als in der Gärtnerei.

Coran (mit dem Artikel Alcoran), iſt das in arabiſcher Sprache geſchriebene Religionsbuch der Mohammedaner. Der Coran enthält Reden Mohammeds, Lobpreiſungen Gottes, Ermahnungen, Widerſprüche gegen Götzendiener und Chriſten, Endſcheidungen zweifelhafter Rechtsfälle und Erzählungen in einer ungleichen aber meiſt prächtigen, oft ſchwülſtigen Sprache. Abubekr, Mohammeds Schwiegervater, hat ihn geſammelt. Dieſes Buch hat von Gott, von der Vorſehung, der Zukunft, den Strafen und Belohnungen viel Herrliches, oft der Bibel Würdiges, und die darin enthaltenen Geſetze und Entſcheidungen ſind den Bedürfniſſen der Nation ſehr angemeſſen. Nicht wenige Ideen des Coran ſind unverkennbar aus der Bibel entlehnt. Die Einheit Gottes wird auf das Nachdrücklichſte behauptet; auch Rechtſchaffenheit, Milde gegen die Armen und Gaſtfreiheit dringend

empfohlen. Die Lehre von einer abſoluten Vorherbeſtimmung; die Lehre, daß der Menſch keine Linie breit von dem Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde ſeiner Geburt an vorgezeichnet ſei; die Schilderung eines wollüſtigen Paradieſes, und die Verſicherung, daß der Tod für die Sache Gottes das ſicherſte Mittel ſei, zu der Vergebung der Sünden und zu dem höchſten Himmel zu gelangen, mußte beitragen, die Kriegswuth der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rückſicht auf das Clima des Landes werden häufige Reinigungen angeordnet, wird der Gebrauch berauſchender Getränke beſchränkt, die Polygamie aber geſtattet. Abgeſehen von dem Inhalte unterſcheidet ſich der Coran auch dadurch von der Bibel, daß er ein einziges Ganzes, nicht eine Folge hiſtoriſcher Urkunden iſt. Die Abtheilungen des Coran heißen Suren. Zu allen Zeiten hat es unter den Mohammedanern eine große Menge von Erklärungen dieſes heiligen Buches gegeben.

Coray (Adamantius), eigentlich Corais, ein gelehrter Arzt und geſchickter Helleniſt, geboren zu Smyrna im J. 1748. Nachdem er ſich früh mit dem Studium der alten und neuern Sprachen beſchäftigt, und ſchon in ſeiner Kindheit einen Catechismus aus dem Deutſchen ins Griechiſche überſetzt hatte, ging er, um ſeine Bildung zu vollenden, 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeſchichte ſtudirte und Doctor ward. Im J. 1788 ließ er ſich in Paris nieder. Er hat ſich ſeitdem als Ueberſetzer aus mehrern Sprachen und Herausgeber verſchiedener griechiſcher Schriftſteller ehrenvoll bekannt gemacht. Am berühmteſten iſt ſeine Ueberſetzung der Hippokratiſchen Schrift über die Luft, das Waſſer und die Ortsbeſchaffenheit, Paris 1800, 2 Bde. 8., welche den zehnjährigen Preis gewann.

Corday d'Armans (Marie Aline Charlotte), geboren im J. 1768 zu St. Saturnin bei Seez in der vormaligen Normandie. Mit der Anmuth ihres Geſchlechts vereinte ſie einen ſeltenen Muth. Sie hat ſich in der Weltgeſchichte einen Namen durch die Ermordung des in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte berüchtigten Marat gemacht. Es iſt intereſſant zu erfahren, was eigentlich ihr den erſten Gedanken zu dieſer grellen That gab, wie die ſchrecklichſte Leidenſchaft mit der zärtlichſten ſich ſo eng berührte. Sie liebte einen jungen Officier in der Garniſon zu Caen, und ward von ihm wieder geliebt. Von Marat als Verſchworner gegen die Freiheit der Republik angeklagt, ward er durch bezahlte Böſewichter ermordet. Dies reizte Charlotte Corday zur Rache. Sie, bei einem ſehr eingezogenen Leben faſt ganz nur der Lectüre überlaſſen, hatte beim Leſen der Geſchichte der Vorzeit einen tiefen Haß gegen alle Unterdrücker eingeſogen. Die That eines Mucius Scävola, der ſich opferte, um Rom zu rächen, machte einen unendlichen Eindruck auf ſie. Sie beſchloß, ihrem Vaterlande ein gleiches Beiſpiel von Ergebenheit zu liefern, und Marat, den Urheber der Ermordung ihres Geliebten, den ſie als den Chef der Ungeheuer betrachtete, die man mit dem gräßlichen Namen Blutſäufer (Buveurs de sang) bezeichnete, den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Noch ein anderer Beweggrund erhob ihren Muth. Mehrere Deputirte (Barbaroux, Louvet, Gaudet u. A.), welche durch Marat am 31. Mai 1793 verbannt worden und nach dem Departement Calvados geflüchtet waren, deren Talente ſie achtete und deren politiſchen Meinungen ſie anhing, appellirten dort vergebens an den Beiſtand der unter den Schrecken der Zeit vernichteten Freiheit der Franzoſen. Charlotte ſchwankte jetzt keinen Augenblick mehr. Sie

verläßt ihre ſtille Heimath, kommt den 14. Julius 1793 in Paris an, gibt den Entſchluß, den Verhaßten mitten im Convent zu opfern, auf, begibt ſich zwei Mal in ſeine Wohnung, wird aber, aller dringenden Bitten ungeachtet, nicht vorgelaſſen. Schon dieſes wiederholte Fehlſchlagen würde einen minder feſten Entſchluß erſchüttert und zu andern Betrachtungen Raum gegeben haben: ſie aber ließ nicht ab, ihr Vorhaben auf alle Weiſe zu verfolgen. Mit kalter und reiflicher Ueberlegung ſchreibt ſie noch am Abend folgendes Billet an ihn: „Bürger! ſo eben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich vorausſetzen, daß ſie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik richten werden. Ich werde mich zu Ihnen begeben; haben Sie die Güte, mich anzunehmen, und mir auf einen Augenblick Zutritt bei Ihnen zu geſtatten. Ich habe Ihnen wichtige Geheimniſſe zu entdecken, und werde Ihnen Gelegenheit verſchaffen, Frankreich einen großen Dienſt zu leiſten.“ Der folgende Tag kam, ſie kaufte erſt am nämlichen Morgen einen Dolch im Palais-Royal, und mit dieſem in Buſen tritt ſie in Marats Wohnung, der, im Begriffe, aus dem Bade zu ſteigen, als er ihre Stimme hört, ſogleich befiehlt, ſie eintreten zu laſſen. Die Verſammlungen zu Calvados waren der erſte Gegenſtand der Unterhaltung; Marat hörte mit Begierde die Namen der Deputirten und Adminiſtratoren, welche dieſe Zuſammenkünfte belebten, und ſchrieb ſie ſich, ſo wie Charlotte ſie ihm dictirte, auf. „Alle dieſe, rief er, ſollen ihre Empörung bald auf dem Schaffotte büßen!“ Er hatte ſein eigenes Todesurtheil geſprochen, denn im Moment zog Charlotte ihr Meſſer aus dem Buſen und ſtieß es dem Schrecklichen ins Herz. Mit einem Schrei „mir das?“ hauchte er auf der Stelle ſeine Seele aus. Sie aber ſtand ruhig, wie eine Opferprieſterin mitten in dem Tumulte der Domeſtiken und herzuſtrömenden Nachbarn. Ein Polizeiofficier nahm ein Protocoll über den Vorfall auf und brachte ſie in das Gefängniß der Abtei. Als der Poſtmeiſter Drouet mit ihr zur Abtei fuhr, und den Pöbel, der ſie umbringen wollte, an das Geſetz erinnerte, fiel ſie in Ohnmacht. Beim Erwachen bezeigte ſie ſich verwundert, daß der Pöbel ſie habe leben laſſen, und daß ein ſolcher Haufen Cannibalen noch dem Geſetz gehorche. Das Weinen der Weiber ſchmerzte ſie tief, aber ſie ſagte: Wer ſein Vaterland rettet, den kümmert es wenig, was es koſtet. Man fand bei ihr die Scheide des Dolchs, einiges Geld, ihren Taufſchein und Paß, eine goldene Uhr und eine Addreſſe an das Volk. Als ſie vor der Abtei war, rannte ein Jüngling herbei mit der Bitte, ihn ſtatt ihrer zu opfern; auch er mußte ſterben. Ihre erſte Sorge war, ihrem Vater zu ſchreiben, ſeine Verzeihung zu erflehen wegen des Kummers, den ſie ihm mache, indem ſie ohne ſeine Zuziehung über ihr Leben entſchieden hätte. Dann ſchrieb ſie an Barbaroux. Beide Briefe zeugen von der höchſten Bildung des Geiſtes und den erhabenſten Geſinnungen. Morgen um 5 Uhr, ſchreibt ſie dem letztern, fängt mein Prozeß an, und ich hoffe, noch denſelben Tag mit Brutus und andern Alten im Elyſium zuſammenzukommen; denn die Neueren, da ſie ſo ſchlecht ſind, reizen mich nicht. Vor dem Revolutionstribunal erſchien ſie mit würdevollem Anſtande; ihre Antworten waren beſtimmt und edel. Die Richter fragten ſie, ob ſie ſchwanger ſey. Erröthend antwortete ſie: ich fand und kannte noch keinen Mann, den ich meiner würdig geachtet hätte; denn Marat lebte noch. Weder die Wuth der Richter, noch der Abſcheu des raſenden Pöbels, nichts war fähig, auch nur auf einen Augenblick ihre Ruhe

zu ſtören; weit davon entfernt, ſich vertheidigen zu wollen, ſprach ſie von ihrer That wie von einer gegen das Vaterland erfüllten Pflicht. „Ich hatte (ſo ſprach ſie) das Recht, den Marat zu tödten denn er, ſelbſt befahl den Mord! Die öffentliche Meinung hatte ihn ſchon längſt verurtheilt und ich vollſtreckte blos den Spruch.“ Ihr Vertheidiger, voll Erſtaunens über ſolchen Muth, rief aus: „Ihr hört die Angeklagte ſelbſt! ſie geſteht ihr Verbrechen, ſie bekennt, daß ſie es mit kaltem Blute vorher überlegt gehabt, ſie verhehlt keinen Umſtand, ſie ſelbſt will keine Rechtfertigung! Dieſe unerſchütterliche Ruhe, dieſe gänzliche Verleugnung ihrer ſelbſt, dieſe Zeugen der innerſten Gewiſſensruhe, ſie ſind nicht in der Natur! Dieſe Erſcheinungen ſind nur aus der politiſchen Schwärmerei zu entziffern, welche ihr den Dolch in die Hand gab! An Euch, Bürger Geſchworne! iſt es nun zu urtheilen, von welchem Gewichte dieſe moraliſche Anſicht in der Wagſchaale der Gerechtigkeit ſei!“ Was ſollte wohl auch ihr Vertheidiger ſagen können? Was er ſprach, konnte unmöglich auf die blutdürſtigen Richter Eindruck machen, und hier war ja ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung, der ſelbſt gegen den Böſewicht nicht Statt finden darf, zu beſtrafen! Doch wußte Charlotte das Benehmen ihres Defenſors zu würdigen. Als ſie zum Tode verdammt worden war, wandte ſie ſich an ihren Vertheidiger (Chaveau-Lagarde) mit den Worten: „Sie haben mich eben ſo fein als edel vertheidigen wollen, und dieß allein war meiner Lage angemeſſen. Ich danke ihnen dafür, und gern möchte ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die Sie mir eingeflößt haben. Dieſe Herren unterrichten mich jedoch ſo eben, daß mein Vermögen confiscirt iſt; aber es bleiben mir in meinem Gefängniſſe noch kleine Schulden zu bezahlen, und dieſe Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!“ In einen rothen Mantel gehüllt, ward ſie nun auf das Blutgerüſte geführt; mit lächelnder Miene ging ſie durch das Volk, für das ſie ſtarb, und von dem ſie verwünſcht wurde. Dieſe ruhige Faſſung behielt ſie bis zum letzten Augenblicke. Aus der Volksmenge, die ihr Schaffot umgab, rief eine Stimme in höchſter Verwunderung ſolchen Muthes: „Seht, ſie iſt größer, als Brutus!“ Es war ein Deputirter der Stadt Mainz, Namens Adam Lux; um ihr in das Grab zu folgen, ſchrieb er an das Tribunal und verlangte zu ſterben, wie Charlotte Corday. Sie ſtarb unter dem Beile der Guillottine am 17. Julius 1793. Man vergl. den Art. Marat.

Cordeliers. 1. Eigentlich verſteht man darunter einen Mönchsorden, welcher zu den Franciscanern gehört. (S. Franciscaner.) 2. In den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution (1792—1794) führte dieſen Namen von ihrem Verſammlungsort eine Geſellſchaft Männer, welche ſich im Jacobiner-Clubb als Exaltés bekannt gemacht hatten, weil ſie in ihren Reden und Handlungen alle Mäßigung überſchritten. In dieſem Clubb der Cordeliers erhoben Marat und andere ihm ähnliche Wüthriche ſehr bald ihre Stimmen; Danton, dem gewiſſe Talente nicht abzuſprechen waren, verſchaffte dem Clubb erſt Anſehn. Camille-Desmoulins gehörte auch zu den Häuptern dieſer Geſellſchaft. Er gab unter dem Namen des alten Cordeliers ein Volksblatt heraus, worin er vorzüglich gegen die ſogenannten Ultrarevolutioniſten zu Felde zog, und den berüchtigten Hebert und ſeine Genoſſen zu entlarven ſuchte. Da er aber nachher zugleich mit Danton das Unglück hatte, ſelbſt eingekerkert und hingerichtet zu werden, ſo gerieth die Geſellſchaft in Abnahme, und verlor endlich alle Conſiſtenz. Zu der

Zeit, da die Jacobiner in ihrer Sitzung aufgehoben wurden, waren die Cordeliers ſchon lange in Vergeſſenheit.

Cordilleras, auch Andes, eigentlich Cordilleras de los Andes, eine Kette von Gebirgen, welche der Länge nach von der Dariſchen Erdenge bis zur Magellaniſchen Straße über 650 Meilen weit ſich erſtreckt, und deren höchſte Gipfel, ehe man die Gebirge des mittleren Aſiens näher kannte, für die erhabenſten Puncte auf der Erdkugel gehalten wurden. Die Spanier nennen dieſe Alpenkette Cordilleras, da ſie kettenförmig ſich ausdehnen, und faſt in rechten Winkeln drei Hauptäſte ausſchicken. Die erſte dieſer Nebenketten entſteht nicht weit von der Dariſchen Erdenge, und geht längs der Küſte von Venezuela bis an dem Magdalenenſtrom und die Inſel Trinidad. In dieſer Kette findet man die Schneeberge Sierra Nevada und Santa Martha von 14,000 und Merida von 15,000 Schuhen. Zwiſchen dieſen höchſten Gipfeln dehnen ſich Bergebenen, die man Paramos nennt, 4 bis 5, auch 8000 Schuh über die Meeresfläche aus. Die zweite Seitenkette wird von Humboldt die Cordilleras der Waſſerfälle des Orinoko genannt. Er unterſuchte ſie hundert Meilen weit bis an den großen Bara. Der übrige Theil dieſer Kette iſt gänzlich unbekannt, faſt unzugänglich, und von wilden Völkerſtämmen beſetzt. Sie verläßt den großen Stamm der Andesgebirge zwiſchen dem dritten und ſechſten Grad ſüdlicher Breite, erhebt ſich, indem ſie oſtwärts fortgeht, zu bedeutenden Höhen, woraus mit ungeheuren Katarakten große Ströme entſpringen, und enthält beſonders die noch von keinem Europäer geſehenen Quellen des Orinoko. Denn die Gegenden dieſer Quellen bewohnen höchſt kriegeriſche und kannibaliſche Völker. Jenſeits dieſer Einöden iſt dieſe Alpenkette durch einen Spanier, Don Antonio Santos, bekannter geworden, der mit bewundernswürdigem Muthe dieſe Reiſe unternahm, indem er nackt, wie ein Wilder, ſeinem Körper die beliebte Kupferfarbe gab, und ſich übte, alle Dialecte dieſer Völker zu ſprechen. Bis nach Guyana erſtreckt ſich dieſe Gebirgskette, und der ſogenannte goldene Berg, Eldorado, gehört zu ihr, von leichtgläubigen ältern Reiſenden ſo genannt, ungeachtet das vorgebliche Gold nur ein gelber glänzender Glimmerſchiefer iſt. Die zweite Kette erhebt ſich nicht zu einer bedeutenden Höhe; die meiſten Berge haben nur 4000 Fuß, und ſind mit Palmen, Ananas und köſtlichen Schlingpflanzen ſo bedeckt, daß Niemand durchdringen kann. Ein einziger feuerſpeiender Berg, Duida, erhebt ſich bis zu 8465 Schuh über die Meeresfläche. Merkwürdig iſt, daß dieſe ganze Seitenkette blos aus Urgebirgen beſteht, und daher gar keine Verſteinerungen, oder Ueberreſte aus der Vorwelt enthält. Die dritte Seitenkette, die der große Rücken der Andes ausſchickt, ſind die Gebirge von Chiquitos, welche ſich zwiſchen dem 15ten und 20ſten Grad S. B. nach Oſten erſtrecken, und den Flüſſen ihren Urſprung geben, die in den Maranon und den Plata fallen. Dieſe verbinden die Rieſenhäupter der Andes in Peru mit den Bergen von Braſilien und Paraguay. Es wird aber ganz Südamerika durch dieſe drei großen Gebirgzüge in eben ſo viele ungeheure Flächen getheilt, welche weſtwärts durch den Hauptrücken der Andes geſchloſſen, gegen Oſten zu bis an den Atlantiſchen Ozean offen ſind. Die nördlichſte Fläche iſt das niedrige Thal des Orinoko, worin Neuandaluſien und Guyana liegen; die zweite Fläche iſt das waldreiche Thal des Maranon, wozu noch das nördliche Braſilien gehört; die ſüdliche Ebene bildet die viehreichen Pampas, welche ſich bis nach Rio-Janeiro und Buenos Ayres erſtrecken. Der Hauptrücken der Andes erhebt ſich in der Gegend von

Quito über 20,000 Schuh hoch. Der Chimboraſſo iſt der höchſte unter allen. Er erhebt ſich bis auf 20,142 Schuh. Humboldt erſtieg ihn den 23. Juni 1802 bis zu 18,192 Schuhen. Ihm zunächſt ſteht der Antiſana, der ſich auf 17,958, und der Cotopari (ſ. d.), der ſich auf 17,712 Schuh erhebt. Auch der Pichincha gehört zu dieſen Rieſen; doch beträgt ſeine Höhe nur etwas über 15,000 Schuh. Dieſe Gebirge ſtehen faſt alle wenig ſüdlich vom Aequator, zwiſchen Quito und Lora, von der Südſee kaum 25 bis 30 Meilen entfernt. Ihre gefrorenen Häupter beſtehen faſt durchgehends aus Porphyr, der eine Höhe von 10 bis 12,000 Schuhen einnimmt; dagegen findet man Granit nur bis etwas über 11,000 Schuh über der Meeresfläche. Sie ſind die Behälter eines unermeßlichen Brennſtofs, der in fürchterlichen Erdbeben ausbricht; wobei nicht blos Lava und verſchlackter Baſalt, ſondern auch ganze Ströme Waſſer, viel Thon, und ſelbſt eine Menge todter Fiſche ausgeworfen werden. Sehr oft brauſen aus dieſen Vulcanen, wie aus den Fabelhöhlen des alten Aeolus, fürchterliche Sturmwinde hervor, die alles zu Boden werfen, was ihnen entgegenſteht. Dabei ſind dieſe Gebirge äußerſt reich an Metallen aller Art, Blei allein ausgenommen. Außer der Platina iſt ihnen ein ſonderbares Erz eigen, welches aus Thon, Eiſenkalk, ſalzſaurem und gediegenem Silber beſteht. Ungeachtet der außerordentlichen Höhe jener Gebirge, ungeachtet die Schneelinie bei 15,000 Schuhen anfängt, und die Spitze des Chimboraſſo alſo über 5000 Schuh hoch mit ewigem Schnee bedeckt iſt, ſo gibt es doch in den Andesgebirgen keine Gletſcher, weil unter dem Aequator die Temperatur ſich faſt immer gleich iſt, und die Sonne das ganze Jahr hindurch faſt mit gleicher Stärke ſcheint. Daher kommen auch in den Andesthälern nie die fürchterlichen Lavinen vor, denn die immer gleiche Temperatur macht, daß ſich weder große Schneemaſſen anhäufen, noch auch zu andern Zeiten wegſchmelzen können. Dagegen unterſcheidet ſich der Eindruck, den die Andes machen, von dem der europäiſchen Alpen, durch die ungeheuren Felſenſpalten, die bisweilen eine Tiefe von mehr als 4000 Schuhen haben, und dabei ganz ſenkrecht ſind. Eine ſolche Felſenſpalte, Ikononzo genannt, durch welche der Summa Paz fließt, iſt wegen einer natürlich gewölbten Brücke merkwürdig, welche 300 Schuh über dem Fluſſe ſich 50 Fuß lang, 40 breit und 8 Schuh dick von einem Felſen zum andern erſtreckt. Nur im höheren Virginien gibt es ein ähnliches Naturwunder. Ein ungeheurer Kalkfelſen nämlich, deſſen ſenkrechte Wände 230 Schuh hoch ſind, bildet eine Spalte von 90 Fuß Breite, die oberwärts durch ein ſo dickes Bogengewölbe überbaut iſt, daß ehedem die ſchwerſten Laſtwagen drüber gingen. Künſtliche Brücken über dieſe ſchrecklichen Schlünde der Andes machen die Eingebornen aus Stricken, wozu ihnen die zähen Faſern der amerikaniſchen Agave den Stoff liefern. Dieſe hängenden Brücken bedecken ſie mit Rohr, oder Schilf, und geben ihnen einen ſchmalen Rand von Flechtwerk. Furchtlos laufen ſie dann auf dieſen ſchwankenden Brücken über die ungeheuren Abgründe hinweg. Unter den merkwürdigen Waſſerfällen, welche die Ströme der Andes bilden, iſt beſonders der Tequendama in Bogota zu nennen. Vierzig Fuß breit ſtürzt das Waſſer in zwei Abſätzen 600 Schuh hoch in ein tiefes Becken hinab, und verſchönert die an ſich reizende Landſchaft außerordentlich.

Cordon (Schnur), heißt im militäriſchen Sinne diejenige Stellung der Truppen, wodurch ſie eine ununterbrochene Linie, gleichſam eine Truppenſchnur, formiren, um entweder ein Land vor feindlichen

Einfällen, oder auch bei ausbrechenden anſteckenden Krankheiten vor Einführung oder Ausbreitung derſelben zu verwahren.

Cordova, eine alte berühmte Stadt in der ſpaniſchen Provinz Nieder-Andaluſien, und der Hauptort eines nach ihr benannten Diſtricts, ſonſt eines kleinen mauriſchen Königreichs, am nördlichen Ufer des Guadalquivir, mit ungefähr 30,000 Einwohnern. (4. Gr. 45 Min. 45 Sec. W. L. von Greenwich, 37 Gr. 52 Min. 13 Sec. N. B.) Cordova iſt amphitheatraliſch am ſanften Abhange des Gebirges erbaut, bildet ein längliches Viereck und iſt mit Mauern und mächtigen Thürmen umgeben. Ein Theil der Stadt iſt römiſchen, ein anderer mauriſchen Urſprungs; der Umfang iſt ſehr bedeutend, aber viele Gebäude ſind gänzlich verfallen, und eine Menge von Gärten nimmt wie zu Rom einen großen Theil des bewohnbaren Raumes weg. Die Vorſtädte ſind faſt ſo weitläufig, wie die Stadt. Die Straßen ſind, wie in ganz Spanien, eng, krumm und ſchmutzig. Dagegen iſt die Plaça Mayor, der Hauptmarktplatz, durch ſeine Größe, ſeine Regelmäßigkeit und die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. Die Ueberbleibſel des Wohnſitzes der alten mauriſchen Könige machen einen Theil des jetzigen erzbiſchöflichen Palaſtes aus. Das merkwürdigſte Gebäude in Cordova iſt die Domkirche, eine ehemalige, zu Ende des ſiebenden Jahrhunderts von König Abderhaman erbaute prachtvolle Moſchee, deren wunderbar verbundene theils achteckige, theils runde Kuppen, von beinahe 1000 Jaſpis- und Marmorſäulen getragen werden, welche im Innern 19 Säulengänge von Süden nach Norden, und eben ſo viele von Oſten nach Weſten bilden. Die Brücke über den Strom ruht auf 16 Bogen, und iſt von den Mauren erbaut. — Cordova hat zu allen Zeiten ſtarken Handel getrieben, und ſchon zur Zeit der Mauren ward das hier ausſchließlich bereitete Glanzleder (Corduan) weit und breit verſandt. In welchen Jahren die Römer den Grund der Stadt (Colonia Patricia, ſpäter Corduba) gelegt, iſt nicht bekannt. Im J. 572 ward ſie von den Gothen erobert, und 692 von dem mauriſchen Feldherrn Abderhaman in Beſitz genommen, welcher hernach ſich ſeiner Lehnspflicht gegen des Kalifen von Damascus entzog und Cordova zu ſeiner königlichen Reſidenz erhob. Die Provinz Cordova umfaßt, außer dem fruchtbaren und ſchönen Thale des Gualdaquivir, die zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge der Sierra Morena.

Corduan, aus Bock-, Ziegen- und Schaffellen zugerichtetes weiches Leder, dem Saffian oder marokkaniſchen Leder ähnlich, welches mit gemeiner Lohe gegärbt und mit Sumach und Galläpfellauge gelaugt wird. Es iſt weicher und kleinnarbiger als Saffian, und theils glatt und glänzend, theils rauhſchwarz. Den Namen hat es von Cordova.

Corea, von den Einwohnern Tio-cen-koak, von den Chineſen Tſchaoſien oder Kao-li, von den Japanern aber Tſioſye, Corey oder Fakkuſai genannt, iſt eine große längliche Halbinſel, die zwiſchen China und den japaniſchen Inſeln liegt und gegen Mitternacht theils an die ſogenannte öſtliche Tatarei, theils an die chineſiſche Provinz Quanton oder Leao-tong ſtößt, auf den übrigen drei Seiten aber von dem japaniſchen, chineſiſchen und gelben Meere umgeben iſt, vom 34. bis zum 43. Grade der Breite, und vom 142. bis zum 148. Grade der Länge reicht, und einen Flächenraum von 4000 Q. M. enthält. Den nördlichen Theil nehmen unzugängliche, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge und ungeheure Wälder und Wüſten ein, nach Süden zu

wird das Land angenehmer, fruchtbarer und bewohnter. Hier gewinnt man Reis, Hirſen und andere Getreidearten, auch Hanf, Baumwolle, Seide. Außerdem hat Corea Eiſen-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke, Perlen-Fiſchereien und Ueberfluß an zahmen und wilden Thieren. Die Coreaner ſind eine Vermiſchung von Mantſchu-Tunguſen und Chineſen, wohlgebildet und in Sitten und Lebensweiſe den Chineſen ſehr ähnlich. Sie treiben Handel nach China und Japan, aber mit Europäern haben ſie keinen Verkehr. Das Oberhaupt iſt ein König, der zwar ein Vaſall von China iſt, und jährlichen Tribut dahin zahlt, übrigens aber völlig unumſchränkt und ziemlich despotiſch regiert. Die ganze Halbinſel wird in acht Provinzen getheilt, die der König durch Statthalter verwalten läßt. Die Hauptſtadt von ganz Corea und die Reſidenz des Königs heißt Kingkitao.

Corelli (Arcangelo) war in Fuſignano, einer Stadt nicht weit von Imola, im Gebiete von Bologna, im J. 1653 geboren, und entwickelte ſchon früh ſeine Neigung, ſo wie ſein Talent für die Muſik. Sein erſter Lehrer in den Elementen dieſer Kunſt und im Generalbaß war Matteo Simonelli, ein Sänger der Peterscapelle zu Rom. Wie dieſer für die Kirchenmuſik, ſo bildete ihn nachher Baſſano zu Bologna für die weltliche Muſik. Die Violine war ſein Hauptinſtrument, und er brachte es auf derſelben zu einer faſt wunderbaren Fertigkeit. Die Erzählung, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Paris gegangen und von Lully aus Eiferſucht von dort vertrieben worden, erklärt Burney für ungegründet. Im J. 1706 unternahm er eine Reiſe nach Deutſchland, war einige Zeit in Dienſten des Churfürſten von Baiern, und kehrte nach etwa fünf Jahren in ſein Vaterland zurück. Seine Virtuoſität auf der Geige machte ſeinen Namen durch ganz Europa berühmt. Er wußte ſein Inſtrument mit tiefer Einſicht und einer unglaublichen Fertigkeit zu behandeln. Die Sprünge und tändelnden Verzierungen anderer Violinſpieler waren ihm fremd. Sein Vortrag hatte einen eigenthümlichen Charakter, voll Anmuth und Ausdruck; ſein Ton war feſt und gleich. Einer der vorzüglichſten Gönner Corelli's in Rom war der Cardinal Ottoboni. Corelli bildete und leitete, nach Crescentini's Angabe, jene berühmte muſikaliſche Akademie, die alle Montage in dem Ottoboniſchen Palaſte gehalten wurde. Corelli wurde durch ſeine Sonaten und Concerte gleichſam Schöpfer einer neuen Harmonie, zumal für ſein Inſtrument, und große Künſtler, die nach ihm auftraten, haben dankbar geſtanden, daß ſie in ſeinen Sonaten eine treffliche Schule für den ſtrengern Styl gefunden hätten. Er ſtarb bald nach Herausgabe ſeines ſechsten großen Werks, den 18. Januar 1713 und hinterließ außer einem beträchtlichen Vermögen eine koſtbare Gemähldeſammlung, welche der Cardinal Ottoboni erbte.

Corfu (ehemals Corcyra), eine Inſel am Eingange des adriatiſchen Meeres im ioniſchen Meere, der Küſte von Albanien gegenüber, enthält auf 9 □. Meilen 60,000 Einwohner, meiſtens Griechen. Der nördliche Theil der Inſel iſt ſehr fruchtbar an Wein, Oel, Honig, Gartenfrüchten, beſonders Feigen ꝛc. Die Schönheit der Gegend und die Vortrefflichkeit des Climas beſingt ſchon Homer; die berühmten Gärten des Alcinous waren auf dieſer Inſel. Die Hauptſtadt gleiches Namens hat 14,000 Einwohner und iſt gut befeſtigt. Eine ſtarke Citadelle vertheidigt den Hafen, der für Kriegsſchiffe aller Art geräumig und ſicher iſt. (S. den Art. Joniſche Inſeln.)

Corilla, ſ. Improviſatoren.

Corinth, türkiſch Corito, eine griechiſche Stadt unweit der Landenge von Corinth, welche Morea mit dem übrigen Griechenland verbindet, und die Meerbuſen von Lepanto und Aegina (das ioniſche und ägeiſche Meer) von einander trennt. — Dieſe vor Alters weitberühmte, reichbevölkerte Stadt iſt jetzt mehr einem Dorf als einer Stadt ähnlich, indem die, von nicht völlig 2000 Einwohnern bevölkerten, gruppenweiſe erbauten Häuſer und Straßen durch weite Gärten und Kornfelder unterbrochen werden. — Kaum deuten noch einzelne Mauern und wenige halbverſunkene Säulen die Stätte zweifelhaft an, wo ſich zur Zeit der Blüthe Griechenlands alles vereinigte, was Luxus und eine bis zur Weichlichkeit entartete Cultur durch Kunſtfleiß zu verſchaffen, und was die reichſten Handelsflotten in zwei prachtvollen Häfen aus allen Ländern zuſammenzutragen vermochten. — Aus den Trümmern der alten Herrlichkeit haben die Griechen fünf Kirchen, nebſt einem Wohnhaus für den Erzbiſchof, und die Türken drei Moſcheen erbaut. Acro Corinthos, die Burg von Alt-Corinth, dient den Türken zur Citadelle, und iſt von allen Werken früherer Zeit noch am beſten erhalten. Das alte Corinth, mit ſeinen in den älteſten Zeiten von Pelasgern bewohnten Gebiet, bildete ein glänzendes Glied in der Kette der griechiſchen Staaten. Siſyphus, der berühmte Aeolier, gründete die Stadt, und ſeine Nachkommen, unter welchen Glaucus und Bellerophon ſich auszeichnen, blieben im Beſitz bis zu Agamemnons Zeiten, der unter ſeinen weiten Reichen auch Corinth beherrſchte. — Dieſem Fürſtenſtamme folgten länger als vier Jahrhunderte die Herakliden, von denen Aletes der erſte, Teleſtes der letzte König war. Nach ihnen trat die Ariſtocratie der Bacchiaden ein; dann kamen die Tyrannen Cypſelus und Periander, bis endlich das vereinte Volk in ſeine Rechte trat, und eine democratiſche Regierung einführte. So ward Corinth das Haupt des achäiſchen Bundes, und fiel als ein Opfer der römiſchen Herrſchſucht unter Mummius zerſtörenden Händen, 146 Jahr vor Chr. Geb., ein Raub der Flammen und der Plünderung. Julius Cäſar ließ einen großen Theil der Stadt wieder neu aufbauen, ohne jedoch den Wohlſtand der Einwohner zurückrufen zu können. Corinth hatte ſechs Thore und drei Häfen, von welchen der erſte Lechäon gegen Norden am corinthiſchen Meerbuſen, der zweite Cenchreä gegen Oſten am saroniſchen Meerbuſen, und der dritte Schoenus, blos für die Zufuhr von Lebensmitteln beſtimmt, nördlich neben dem letztern ſich befand. Der Marktplatz und die von dort nach den Thoren führenden Straßen prangten mit den herrlichſten Gebäuden, Tempeln, Säulengängen und Springbrunnen. Keine Stadt von Griechenland beſaß ſo viele berühmte Bildwerke in Erz und Marmor, wie Corinth. Wenn aber die Prachtliebe der reichen Bewohner die bildenden und ſchönen Künſte vorzugsweiſe beförderte, ſo galt dagegen die Gelehrſamkeit hier weit weniger, als in dem minder reichen Athen. Corinth gab der zierlichſten Säulenordnung ſeinen Namen, und corinthiſch werden noch jetzt verſchiedene, der Schönheit mehr als dem Ruhm gewidmete Einrichtungen der Säle, Hallen und Vorhäuſer im Innern der Paläſte genannt. Die Geräthe endlich von corinthiſchen Erz gehörten ſo ſehr zum Luxus der Großen und Reichen aller Länder, daß die römiſchen Kaiſer unter ihren Hofämtern auch einen eigends ſogenannten Corinthiarius zur Aufſicht über jene Gegenſtände hielten. Auch die Hetären von Corinth galten für die ſchönſten und eleganteſten in Griechenland. Die Reichthümer, mit denen unter andern die berühmte Phryne prahlen durfte, geben einen Begriff von dem hohen Preiſe, zu

welchem dieſe Künſtlerinnen im Gefallen ihre Gunſtbezeigungen anſchlagen mochten. Die oben erwähnte Landenge oder der Iſthmus von Corinth, öſtlich von der Stadt, beſteht aus einem ſchmalen Bergrücken, welcher, wie ſchon geſagt, das ägeiſche und ioniſche Meer treunt, und den Peloponneſus (Morea) mit Livadien verbindet. Hier war der Platz, wo die berühmten iſthmiſchen Spiele in dem Fichtenhaine vor einem prachtvollen Tempel des Neptun gefeiert wurden. Alle Arten gymnaſtiſcher und ritterlicher Wettkämpfe wurden hier angeſtellt. Der Preis der Sieger beſtand blos in einem Kranz von Fichtenzweigen; aber ihre Bildſäulen, aufgeſtellt zwiſchen den himmelhohen Fichten, die den Tempel umgaben, brachten ihr ehrenvolles Andenken auf die ſpäteſten Enkel. — Nero befahl, den Iſthmus zu durchgraben, und noch ſieht man die Spuren dieſes unvollendeten Verſuchs.

Corinthiſches Erz, ein koſtbares Metall, deſſen eigentliche Natur und Beſchaffenheit unbekannt iſt. Plinius und Florus halten es für eine Miſchung von Gold, Silber und Kupfer, und erzählen, daß es durch Zufall bei der Zerſtörung Corinths entſtanden ſei. Eine große Menge Metalls ſei dabei zuſammengeſchmolzen und habe ſich zu dieſer neuen Miſchung vereinigt. Dieſe Angabe aber iſt falſch, da man viel früher corinthiſches Erz hatte. Der unvollkommnen Beſchreibung der Alten zufolge war es eine Art Meſſing, und einige neuere Naturforſcher ſind geneigt, es nicht für ein Kunſt-, ſondern für ein Naturproduct anzuſehen. Sie glauben, daß es ein natürliches Meſſing geweſen, deſſen Erzgrube die Corinther allein gekannt. Der corinthiſche Hauptſaal heißt in der Baukunſt ein großer Saal, welcher mitten nach ſeiner ganzen Länge eine gewölbte Decke oder ein Tonnengewölbe hat, das auf Säulen ruht, und deſſen Abſeiten auf beiden Seiten mit Felderdecken verſehen ſind. Corinthiſche Höfchen ſind in der Baukunſt Säle, welche acht Säulen weit, lang und breit ſind, und rund herum Flügel haben, die eine Säulenweite groß ſind. Sie haben überhaupt zwanzig Säulen und ſind mit einem Pultdache bedeckt. Das corinthiſche Vorhaus iſt in der Baukunſt ein Vorhaus, deſſen Abſeiten auf corinthiſche Art gebaut ſind, und welches in der Mitte gleichſam ein Schiff hat, das durch Säulen, gewöhnlich aus der corinthiſchen Ordnung, von den Abſeiten unterſchieden wird. (Unter Abſeiten wird verſtanden alles, was nicht zum Hauptgebäude gehört, auch die der Vorderſeite entgegengeſetzte Seite eines Gebäudes.) Corinthiſche Säulenordnung, ſ. Säulenordnung.

Coriolan. Dieſer große Römer erwarb durch ſeine Tapferkeit anfänglich ſeinem Vaterlande die glänzendſten Vortheile, brachte es aber nachher aus Rachſucht und Ehrgeiz an den Rand des Verderbens, bis die Thränen ſeiner Mutter ſeinen Starrſinn beugten und Rom retteten. Sein eigentlicher Name war Cajus Marcius, den Beinamen Coriolan aber erhielt er, als die Hauptſtadt der Volſcer, Corioli, faſt durch ihn allein erobert worden war. Gleich darauf erfochten die Römer durch ſeine Tapferkeit einen wichtigen Sieg gegen die Antiater, wofür der Conſul Cominius ihn mit einer goldenen Kette belohnte. Dieſe glänzenden Thaten hatten ihm die Liebe des Volks gewonnen, die er jedoch eben ſo bald wieder verſcherzte, als er bei einer in Rom ausgebrochenen Hungersnoth ſich an die Spitze der Patricier ſtellte, um dem Volke die früher errungenen Vorrechte wieder zu entreißen, und ſogar den Vorſchlag machte, das aus Sicilien angekommene Getreide nur unter der Bedingung dem Volke mitzutheilen, daß das Tribunat wie-

der abgeſchafft würde. Erbittert foderten ihn die Tribunen vor ihren Richterſtuhl, ſuchten, da er nicht erſchien, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verurtheilten ihn endlich, da auch dieſer Verſuch mißlang, vom tarpejiſchen Felſen geſtürzt zu werden. Die Patricier aber retteten ihn, und man beſchloß jetzt, ſeine Sache vor dem Tribunale des Volks auszumachen. Coriolan erſchien und antwortete auf die Anklage der Tribunen, die ihn der Tirannei und des Strebens nach der königlichen Gewalt beſchuldigten, durch die einfache Aufzählung ſeiner Thaten und dem Vaterlande erwieſenen Dienſte. Er zeigte ſeine mit Narben bedeckte Bruſt und rührte die Menge bis zu Thränen. Da er indeß die Beſchuldigungen nicht entkräften konnte, vorzüglich die, daß er einem römiſchen Geſetze zuwider die Beute unter die Soldaten vertheilt habe, ſtatt ſie dem Quäſtor zu überliefern, gelang es doch den Tribunen, ſeine Verbannung zu bewirken. Für dieſes ihm ungerecht ſcheinende Urtheil beſchloß er, an dem undankbaren Vaterlande Rache zu nehmen, ging zu Roms erbittertſten Feinden, den Volſcern, und bewog ſie, Rom noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes zu bekriegen. Er ſelbſt wurde nebſt Attius zum Anführer des Heeres ernannt, welches plötzlich die Feindſeligkeiten anfing und mit ſiegreichen Waffen die Städte Latiums ſich unterwarf. Schon war Lavinium gefallen und das volſciſche Lager im Angeſichte Roms bei Foſſa Cluilia aufgeſchlagen, ohne daß ein Heer zur Rettung der Stadt aufgeſtellt werden konnte. Schrecken herrſchte überall. Die von dem Senat abgeſchickte Geſandtſchaft kehrte mit der Antwort zurück, daß Rom nur durch die Abtretung des den Volſcern bisher abgenommenen Gebiets den Frieden erkaufen könne. Eine zweite Geſandtſchaft richtete eben ſo wenig aus, und als endlich auch die in feierlicher Prozeſſion an ihn abgeſendeten Prieſter und Augurn unverrichteter Sache zurückkehrten, ſtieg die Verzweiflung aufs Aeußerſte. Die Männer liefen nach den Mauern, während die Weiber in den Tempeln Roms Rettung von den Göttern zu erflehen bemüht waren. Da wandte ſich Valeria, die Schweſter des Valerius Poplicola, wie von einer göttlichen Eingebung begeiſtert, zu den andern Frauen, und ermahnte ſie, zu verſuchen, ob ſie nicht durch Thränen einen Mann zu erweichen vermöchten, der männlichen Bitten nicht habe nachgeben wollen. Sie begaben ſich zum Hauſe der Veturia, der Mutter Coriolans, wo ſie auch die Volumnia, ſeine Gemahlin fanden, und bewogen Beide, mit ihnen hinauszuziehen, um einen letzten Verſuch auf das Herz des Siegers zu machen. Der Senat bewilligte den Entſchluß, und die Frauen Roms, die Veturia und Volumnia, nebſt ihren Kindern, an der Spitze, begaben ſich zu Coriolan. Dieſer, ſobald er ſeine Mutter, ſein Weib und ſeine Kinder erkannt hatte, befahl ſeinen Lictoren, die Faſces vor ihnen zu neigen, und empfing ſie unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. Ihren Bitten aber widerſtand er anfangs, und foderte ſie auf, das falſche Rom zu verlaſſen und zu ihm zu kommen. Dagegen ließ ſeine Mutter nicht ab, ihn mit Bitten zu beſtürmen, umfaßte ſeine Knie, foderte ihn auf, ſeinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und ſagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms einziehen könne. Da konnte er nicht länger widerſtehen, hob gerührt ſeine Mutter auf und geſtand, daß er durch ſie entwaffnet ſei. Er führte ſein Heer zurück, und ward, als er ſich in der Verſammlung der Volſcer deshalb rechtfertigen wollte, in einem von Attius erregten Auflaufe ermordet. Roms Senat aber ließ auf öffentliche Koſten einen Tempel dem Glücke der Weiber auf eben

der Stelle erbauen, wo Veturia zum Heile Roms ihren Sohn erweicht hatte und ernannte dieſe zur erſten Prieſterin des Heiligthums.

**Coriphäus**, der Anführer des Chores, ſowohl im Schauſpiele, er mag gewiſſe Worte ſingen oder ſprechen, als auch eines **Chores**, das einen vollſtimmigen Geſang anſtimmt, welchen er leitet. (S. **Chor**.)

**Cork**, die Hauptſtadt einer irländiſchen Grafſchaft, 8 Gr. 28 Min. 15 Sec. weſtl. Länge von Greenwich, 51 Gr. 53 Min. 54 Sec. nördl. Breite, an der Mündung des Lee, mit 8600 Häuſern und gegen 90,000 Einwohnern, die zweite Stadt in Irland. Cork ward im 6ten Jahrhundert, wahrſcheinlich von den Dänen, urſprünglich auf einer kleinen Inſel des Lee gegründet, und ſtand noch bis ziemlich ſpät blos durch 2 Brücken mit dem feſten Lande in Verbindung. Seitdem aber hat ſich die Stadt zu beiden Seiten des Stromes beträchtlich ausgebreitet, und noch 5 Brucken ſind zu jenen erſten beiden hinzu gekommen. — Cork iſt reinlich und gut gebaut, aber ſelbſt in den öffentlichen Gebäuden ohne ausgezeichnete Pracht. — Der Handel, welchen Cork mit dem glänzendſten Erfolg treibt, iſt größtentheils Ausfuhrhandel. Das Fleiſch von mehr als 100,000 Rindern wird jährlich als Pökelfleiſch verladen, und an dieſen Artikel reiht ſich eine erſtaunliche Menge von geſalznem Schweinesfleiſch, Butter, Talglichtern, Seife und gegärbten ſowohl als rohen Rindshäuten. Die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen hauptſächlich in Branntwein, Segeltuch, leinen und wollen Garn, Lein- und Glas-Waaren. Der Hafen von Cork (Cork-Cove), 3 Stunden unterhalb der Stadt, iſt wegen ſeiner Sicherheit und Bequemlichkeit ſeit langer Zeit berühmt. Die Einfahrt, welche ſchmal und tief iſt, wird durch zwei ſtarke Forts (Carlisle und Camden) von beiden Seiten vertheidigt; auch ſind ſeit einiger Zeit große Summen auf die Befeſtigung zweier kleinen Inſeln verwendet worden, deren Geſchütz die Einfahrt beſtreicht. Im 12ten Jahrhundert erkannte Cork die Oberherrſchaft Heinrichs II. an. Nach der Revolution von 1688 nahm Jacob II. die Stadt in Beſitz. 1600 aber ward dieſelbe von dem damaligen Grafen von Marlborough belagert und genommen.

**Cornaro** (Lodovico), merkwürdig wegen des hohen Alters, das er durch eine mäßige und nüchterne Lebensweiſe erreichte, war aus einer vornehmen venetianiſchen Familie, die ihrem Vaterlande mehrere Dogen und der Inſel Cypern im 15ten Jahrhunderte eine Königin gegeben hat, welche bei ihrem Tode das Königreich den Venetianern hinterließ. Lodovico Cornaro ſtarb zu Padua im J. 1566, in einem Alter von 104 Jahren, ohne Todeskampf ſanft entſchlummernd. Schon in ſeinem fünf und zwanzigſten Lebensjahre wurde er von Magenübeln, von der Gicht und einem langſamen Fieber befallen, und trotz aller angewandten Mittel blieb ſeine Geſundheit ſchlecht bis zu ſeinem vierzigſten Jahre. Er entſagte endlich dem ferneren Gebrauche der Arzneimittel, und da ihn die Erfahrung belehrt hatte, welchen Einfluß jede Unregelmäßigkeit auf ſeinen Körper habe, beſchränkte er ſich auf die größte Mäßigkeit, von der er nie wieder abwich. Er erzählt die guten Wirkungen davon in ſeinem Buche: Von den Vortheilen eines nüchternen Lebens. Zwar ſind die Vorſchriften Cornaro's nicht auf alle Naturen anwendbar, aber ſeine allgemeinen Grundſätze werden ſich ſtets bewährt finden. Seine Krankheiten verſchwanden ſchnell, und machten einer feſten Geſundheit, verbunden mit einem Gefühle des Wohlbefindens und der Zufriedenheit, Platz, die er bis dahin nicht gekannt hatte. Außer dem genannten Werke ſchrieb er noch drei andere

Abhandlungen über denſelben Gegenſtand. In ſeiner Schrift über die Geburt und den Tod des Menſchen, die er in ſeinem 95ſten Jahre verfaßte, entwirft er von ſich ſelbſt folgendes Gemählde: Ich bin geſund und wohlauf, wie man es mit 25 Jahren iſt, ich ſchreibe täglich ſieben oder acht Stunden: die übrige Zeit gehe ich ſpazieren, unterrede mich, oder wohne einem Concerte bei. Ich bin heiter, alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir. Meine Phantaſie iſt lebhaft, mein Gedächtniß ſtark, mein Urtheil gut, und was in meinem Alter Verwunderung erregt, meine Stimme ſtark und wohlklingend.

**Corneille (Pierre)**, der Schöpfer der dramatiſchen Kunſt in Frankreich und nach der Zeitfolge der erſte unter den großen Schriftſtellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., war geboren zu Rouen den 6. Juli 1606, erſchien vor den Gerichtsſchranken, hatte hier kein Glück und entſchied ſich für die Poeſie. Ein eigener Zufall entwickelte ſein Talent, welches bisher verborgen geweſen war. Einer ſeiner Freunde führte ihn bei ſeiner Geliebten ein; der Eingeführte nahm bald in dem Herzen der Dame die Stelle des Einführers ein. Dieſer Wechſel veranlaßte ihn, ſein erſtes Theaterſtück, Melite, zu ſchreiben. So unvollkommen dieſes Luſtſpiel auch war, ſo wurde es doch mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt. Ihm folgten la Veuve, la Galerie du palais, la Suivante, la Place royale, Clitandre und einige andere, welche nur noch zur Bezeichnung der Epoche in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters aufgeführt zu werden verdienen. Einen höheren Flug nahm Corneille in ſeiner Medea, einer Nachahmung des Seneca; ſie hatte indeß auch nur einen mittelmäßigen Erfolg, wiewohl ſie alles übertraf, was damahls die franzöſiſche Bühne aufzuweiſen hatte. Man bewunderte das berühmte Moi der Medea, welches übrigens dem Seneca angehört und den Monolog: Souverains protecteurs des droits de l'hyménée etc. Die eigentliche Laufbahn ſeines Ruhmes aber eröffnete Corneille mit dem Cid, welcher 1636 erſchien und mit welchem das Jahrhundert Ludwigs XIV. anhebt. Richelieu's Eiferſucht ward durch den glänzenden Erfolg dieſes Stücks aufs äußerſte erregt. Er bildete eine Partei dagegen und veranlaßte die franzöſiſche Akademie zu einer Critik, worin ſie mancherlei vermeinte Unwahrſcheinlichkeiten und Unſchicklichkeiten rügte, und dadurch ihre eigene Unfähigkeit, ſich hiſtoriſch in ein anderes Zeitalter zu verſetzen, darthat. Was indeß auch geſchehen mochte, das Publicum beharrte bei ſeinem Enthuſiasmus und um das Vorzüglichſte zu bezeichnen, ſagte man: „Cela est beau comme le Cid." Wirklich gehört der Cid zu den ſchönſten Zierden der franzöſiſchen tragiſchen Bühne; es herrſchen in demſelben durchaus ritterliche Liebe und Ehre; die Schilderung der Spanier iſt meiſterhaft; was freilich kein Wunder iſt, da Corneille nach einem ſpaniſchen Vorbilde des Guillen de Caſtro arbeitete. Zu bedauern iſt es, daß der Dichter auf dieſem Wege, auf welchem die Tragödie national und wahrhaft romantiſch hätte werden können, nicht fortging, ſondern dem damaligen Vorurtheile gemäß, daß die neuere Geſchichte dem Trauerſpiele keine würdigen Stoffe darbiete, ſich zu den Alten wandte. Sein nächſtes Stück waren die Horatier, in welchem, neben großen Schönheiten, ſelbſt die franzöſiſchen Critiker bedeutende Mängel zugeben, wiewohl die Aufnahme überaus günſtig war. Offenbar entſteht eine große Unwahrſcheinlichkeit dadurch, daß der Dichter ſich nicht begnügte, eine Schweſter der Horatier, die einen Curiatier liebt, in der Geſchichte vorzufinden, ſondern noch eine Schweſter der Curiatier, mit einem Horatier vermählt, dazu erfand. Wie konnte

man Männer zum Zweikampfe wählen, die bei dieſer Familienverbindung Urſache hatten, ſich gegenſeitig zu ſchonen? Ferner iſt der Schwerſtermord nur von dem trotzigen, ungebändigten Jünglinge erträglich; der reife, in die Verhältniſſe des Gatten getretene Mann muß milder und weiſer ſein, wenn er nicht als roher Wüthrich ſich dem Abſcheu Preis geben will. Auch ſinkt der fünfte Act ſehr merklich, weil der Dichter einen öffentlichen, das Schickſal zweier Staaten entſcheidenden Vorfall gleichſam privatim und mit Beſeitigung alles Anſchaubaren abhandelt. Auf die Horatier folgte Cinna. Die Franzoſen ziehen dieß Stück den Horatiern vor, weil ſie darin die drei Einheiten ſtreng beobachtet finden, allein in der Reinheit der Geſinnungen iſt hier ein tiefer Fall aus jener idealiſchen Sphäre zu ſpüren, worin ſich die Handlung der beiden vorhergehenden Stücke bewegt. In Polyeuct ſind chriſtliche Geſinnungen nicht unwürdig ausgedrückt, aber jene innere Begeiſterung für die Religion fehlt, und im Tod des Pompejus findet ſich römiſcher Freiheits- und Herrſcherſinn auf eine edle Weiſe geſchildert. Die Rodogune, welche Corneille für ſein Lieblingswerk erklärte, beweiſet, wie ſehr ſich der Dichter im ſymmetriſchen Antitheſenſpiele der Intrigue gefiel. Nennen wir zu dieſen Tragödien noch den Heraclius, von dem Voltaire vergeblich leugnet, daß er dem Calderon nachgeahmt ſei, und von den Luſtſpielen den Nicomedes, deſſen Trockenheit durch den ironiſchen Ton in den Reden des Helden wenig aufgeheitert wird; ſo haben wir alles angeführt, was ſich von Corneille noch auf der Bühne erhalten hat. Seine übrigen Stücke fielen zum Theil ſogleich bei ihrer Erſcheinung durch, theils verſchwanden ſie nach und nach; und da ſie ſich ſelbſt nicht zur Lectüre eignen, begnügt man ſich gewöhnlich, die genannten Meiſterwerke neu zu drucken. Corneille ſtarb als Decan der franzöſiſchen Akademie am 1. Oct. 1684. Ihm gebührt der Ruhm, die franzöſiſche Tragödie zuerſt zu einer würdigen Höhe emporgehoben zu haben, wiewohl er nicht Kraft hatte, ſie von den Feſſeln zu befreien, die man ihr nach den vermeintlichen Vorſchriften des Ariſtoteles angelegt hatte. Man gab ihm den Beinamen des Großen, weil er mehr Heroismus als Liebe und ſanfte Gefühle darſtellt und in ſeinen kräftigen, aber nicht immer wohlklingenden Verſen erhabene und edle Geſinnungen ausdrückt. Uebrigens kündigte ſich Corneille weder in ſeinem Aeußern, noch im Umgange als einen Mann von Geiſt an; erſteres war gemein und oft nachläſſig; in der Unterhaltung aber war er wenig geſprächig und drückte ſich gewöhnlich ſchlecht und verworren aus. Mit Recht ſagte eine Dame von ihm, man müſſe nur im Hotel de Bourgogne (auf dem Theater) ſeine Bekanntſchaft machen. Mit einem hohen, die Unabhängigkeit ſchätzenden Geiſte konnte er ſich nie zur Schmeichelei herablaſſen und liebte den Hof nicht. Selbſt für die kleinſten Geſchäfte war er völlig unbrauchbar. Ohne eitel zu ſein, hatte doch der Ruhm viel Reiz für ihn. Mit einer großen Aufrichtigkeit und Redlichkeit verband er eine ängſtliche Religioſität. Mit ſeiner Gattin, der Tochter des Lieutenant-General d'Andely, zeugte er drei Söhne. Voltaire, der ſich Corneille's Soldaten nannte, hat ſeine Werke herausgegeben und commentirt. Der Gewinn, den er aus dieſer Ausgabe zog, trat er einer Urenkelin des Dichters ab, die außer ihrem berühmten Namen nichts beſaß, ließ ihr zugleich eine angemeſſene Erziehung geben, verheirathete ſie anſtändig, und bezahlte ſo die Schuld ſeiner Nation.

**Corneille** (Thomas), des Vorigen Bruder, war 1625 zu Rouen geboren, wurde nach ſeines Bruders Tode Mitglied der franzöſiſchen Akademie und 1701 Mitglied der Akademie der Inſchriften und ſtarb 1709 zu Andeli in der Normandie, nachdem er in ſeinem Alter blind geworden. Auch er arbeitete für die Bühne, ſuchte aber nicht, wie ſein Bruder, durch Heroismus in Erſtaunen zu ſetzen, ſondern, wie Pradon ſagt, „durch jene Zärtlichkeiten, die ſo ſehr gefallen," die Gunſt der Zuſchauer zu erwerben. Von ſeinen zahlreichen, der Vergeſſenheit übergebenen, Trauerſpielen haben ſich nur Ariane und der Graf von Eſſex auf der Bühne erhalten, die nicht ohne Verdienſt ſind, — Beide Brüder lebten übrigens in einer ſeltenen Eintracht, obwohl ſie gewiſſermaßen als Nebenbuhler um den Beifall des Publicums wetteiferten.

**Cornelia**, eine durch äußern und innern Adel große Römerin, Tochter des berühmten Scipio Africanus des Aeltern und einer trefflichen Mutter, Aemilia, Gemahlin des Conſuls Gracchus im J. Roms 577. Sie war eine höchſt gebildete Frau, auch Schriftſtellerin, iſt aber beſonders als edle treue Mutter bekannt worden, die einſt einer mit ihrem Schmucke prangenden Dame, welche den Schmuck der Cornelia zu ſehen verlangte, ihre Kinder, als ihren liebſten Schatz, vorſtellte. Ueber ihre Söhne ſ. d. Art. Gracchus.

**Cornelis** (Cornelius), ein berühmter niederländiſcher Mahler, geb. 1562 zu Harlem, lernte bei dem jungen Peter Aertſens, wollte dann eine Reiſe durch Frankreich nach Italien machen, kehrte aber ſchon zu Rouen, wegen der Peſt, wieder zurück, und ging nach Antwerpen, wo er unter Peter Porbus und Aegidius Coignet arbeitete. Im J. 1583 ging er wieder nach Harlem, und trat zuerſt mit ſeinem großen Gemählde, die Geſellſchaft der Büchſenſchützen, auf, welches ſeinen Ruf gründete. Descamps nennt es, „vom Genius der Geſchichte entworfene Bildniſſe." Er erhielt nun viel Arbeit und viel Beifall. Im J. 1595 legte er mit Carl von Mander in Harlem eine Mahlerakademie an. Seine Gemählde, obgleich ſehr zahlreich, ſind doch ſelten, weil die Flamänder ſie äußerſt hoch ſchätzen. Er mahlte im Großen und im Kleinen, Geſchichte, Porträts, Blumen, und vorzüglich mythologiſche Stücke. Er iſt ein einziger Zeichner, treuer Nachbildner der Natur, und hat ein lebhaftes, gefälliges Colorit. Die wiener und dresdner Galerien enthalten einige ſeiner Werke. J. Müller, H. Golzius, Saenredam, L. Kilian, Matham, van Geyn u. m. A. haben nach ihm gearbeitet. Er ſtarb 1638.

**Cornelius Nepos**, ein berühmter römiſcher Geſchichtſchreiber aus Hoſtilia im veroneſiſchen Gebiete, lebte im goldenen Zeitalter der römiſchen Sprache und in Freundſchaft mit Catull, Cicero, Pomponius Atticus und andern ausgezeichneten Männern, und ſtarb unter dem Triumvirat, wahrſcheinlich im J. 724 nach Roms Erbauung. Er lieferte viele ſchätzbare Schriften, von denen ſich aber nur die Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Feldherren bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Er ſtellte hier in claſſiſchem Styl, gedrängter Kürze und mit großer Deutlichkeit 25 Biographien der merkwürdigſten Helden des Alterthums auf. Seine Charaktere ſind gewöhnlich treffend gezeichnet; nur fehlt ihm in der Darſtellung oft das richtige Ebenmaß, indem wichtige Sachen zu kurz, und geringfügige zu weitläufig behandelt werden; auch ſchöpft er nicht immer aus zuverläſſigen Quellen, und gibt, eben wegen ſeiner Kürze, wenig neuen Aufſchluß in der Geſchichte. Die Ausgabe von Staveren, cum notis variorum, Ley-

den, 1773, 8. iſt die geſchätzteſte. Gute neuere ſind von Fiſcher, Harles, Tzſchucke, Bremi. Unter den deutſchen Ueberſetzungen dieſes Werks verdient die von Bergſträßer angeführt zu werden.

Cornelius, aus Düſſeldorf, gehört zu den in Rom lebenden deutſchen Künſtlern, welche die altitalieniſche, Peruginiſche, und ſogar die altdeutſche Manier wieder einzuführen ſtreben. Seine Gefährten hierin ſind Overbeck und Vogel. Die wackern Brüder Riepenhauſen befolgten ſonſt auch dieſen Weg, und bahnten ihn faſt zuerſt, doch ſeit Jahren kehrten dieſe von der erzwungenen Steifheit, Myſtik und Alterthümlichkeit zu Raphael und der Natur zurück. Cornelius hat beſonders eine treffliche Erfindungsgabe zu kleinen Umriſſen, und wo nicht die Nachahmung der eckigen Unbeholfenheit ihn verführt, iſt er ausdrucksvoll und wahr. Durch ſeine Zeichnungen von Scenen aus Göthe's Fauſt (geſtochen von Ruſchewevh; bis jetzt 3 Lief., jede zu 4 Bl.) machte ſich Cornelius zuerſt bekannt; ſeine neueſte Arbeit ſind die trefflichen Zeichnungen zu dem Nibelungenlied, die jetzt bei Reimer in Berlin erſcheinen. W I.

Corniche, der Karnieß, ſ. Säule.

Cornwallis (Charles, Marquis und Graf von), geb. i. J. 1738, betrat ſehr früh die militäriſche Laufbahn. Im J. 1758 ward er Capitän der Infanterie, und drei Jahre nachher Adjutant des Marquis Granby, in deſſen Gefolge er bis zu Ende des Krieges in Deutſchland war. Im J. 1761 ward er Oberſtlieutenant, und das Jahr darauf erbte er nach ſeines Vaters Tode den Titel eines Grafen von Cornwallis. Im J. 1765 ernännte ihn der König zu ſeinem Kammerherrn und Adjutanten; bald darauf erhielt er das Commando des 35. Linien-Infanterieregiments. Im J. 1768 verheirathete er ſich mit Miß Jones, einer überaus reichen Dame; er erzeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Beim Ausbruche des amerikaniſchen Krieges ward er mit ſeinem Regimente dahin beordert. Seine Gemahlin, die ihn nicht hatte bewegen können, dem Dienſte zu entſagen, ſtarb vor Schmerz darüber. In dieſem Kriege entfaltete er große militäriſche Talente. Er nahm Philadelphia ein, trug viel zur Unterwerfung des mittäglichen Carolina bei, und ſchlug mit einer geringen Macht den General Gates vollſtändig. Aber im J. 1781 war er genöthigt, den vereinigten Heeren Frankreichs und Amerikas zu weichen. Er kam faſt um dieſelbe Zeit nach England zurück. Die Angelegenheiten Großbritanniens nahmen in Indien eine beunruhigende Wendung. Lord Cornwallis ward zum Generalgouverneur von Bengalen ernannt. Im December 1790 nahm er Bangalore, und dieſer Eroberung folgte die gänzliche Niederlage Tippo-Saibs, welcher dem Lord ſeine beiden Söhne als Geiſeln überlieferte. So endigte er auf eine ehrenvolle Art dieſen wichtigen Krieg, der die Beſitzungen der Engländer in Oſtindien anſehnlich erweiterte, und kehrte 1793 nach England zurück. Er ward zur Belohnung zum Marquis und zum Lord der Admiralität ernannt. Bei dem Ausbruche der irländiſchen Rebellion begab er ſich mit dem Titel eines Lord-Lieutenant dahin, ſchlug die Inſurgenten und meldete im Oct. 1798 dem Lord Portland, daß ſämmtliche auf der Inſel ausgeſchiffte Franzoſen ſich hätten ergeben müſſen. Auch den zweiten Landungsverſuch der Franzoſen vereitelte er, und machte mit ſeinem kleinen Corps den General Humbert zum Gefangenen. Er wirkte kräftig mit, die nöthige Vereinigung Irlands mit England zu bewerkſtelligen. Im J. 1801 erſchien er als bevollmächtigter Miniſter in Frankreich und unterzeichnete in dieſer Eigenſchaft die Präliminarien des Friedens von

Amiens. Nachher ward er zum Gouverneur in Indien ernannt, begab ſich im Sommer 1805 dahin, ſtarb aber daſelbſt bald nach ſeiner Ankunft den 5. Oct. deſſelben Jahres am Fieber, in demſelben Augenblicke, wo er ſich zur Armee nach Ghazeepore, in der Provinz Benares, begeben wollte.

Corollarium, ein Zuſatz, eine Zugabe oder Anmerkung zu einem ausgeführten Satze, die aus demſelben hergeleitet wird, oder doch mit demſelben in einer natürlichen Verbindung ſteht.

Coromandel, eigentlich Oſcholamandol (das Hirſe-Land), ein ausgedehnter Landſtrich an der Weſtſeite des bengaliſchen Meerbuſens, von der Mündung des Kiſtnaſtromes bis Cap Caleimer. Obſchon dieſe Küſte eine Menge blühender Städte und unter dieſen ſogar die engliſche Provinzialhauptſtadt Madras enthält, ſo hat ſie doch in einer Ausdehnung von mehr als 75 deutſchen Meilen nicht einen einzigen guten Hafen, und mit Ausnahme der Bai von Coringa macht die Brandung das Landen faſt überall äußerſt beſchwerlich. Von Anfang October bis April wehen die Nordwinde längs dieſer Küſte, und zwar während der erſten 3 Monate mit ſolcher Heftigkeit, daß die Schifffahrt hier mit offenbarer Gefahr verbunden iſt; dieſes heißt der Nordoſt-Monſuhn. Um die Mitte des April fangen dagegen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Octobers dauern, und im Verlauf dieſer Monate kann man ſich mit Sicherheit der Küſte nähern. Während dieſer Jahreszeit weht den Tag über nicht ſelten ein brennendheißer Wind, der alles ausdörrt, und das Athmen erſchwert, doch erfriſcht der kühle Seewind über Nacht allemal wieder das Land. Da die Küſte zwiſchen den Wendekreiſen liegt, ſo hat ſie zwei Regenzeiten, die eine, wenn die Sonne über ſie hinweg nach Norden geht, die andere, wenn ſie nach Süden zurückkehrt. Doch iſt das Clima deshalb nicht ungeſund, ausgenommen für diejenigen, die ſich der Sonne zu ſehr ausſetzen, oder im Thau ſchlafen. Die ſandige Beſchaffenheit faſt der ganzen Küſte iſt dem Reisbau nicht günſtig. Aber die in Menge erzeugte Baumwolle wird, theils als rohes Product, theils in der mannichfaltigſten Geſtalt verarbeitet, zur Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Corps, von Corpus, Körper, ein franzöſiſches Wort, deſſen wir hier ſo weit erwähnen, als ſeine Bedeutungen in deutſchen Reden vorkommen. Unter Corps verſteht man im Allgemeinen die Geſammtheit mehrerer, durch dieſelben Geſetze, Regeln, Gebräuche vereinigten Perſonen. So ſagt man: „Ingenieurcorps; Cadettencorps; die Ausländer ſind auf dieſer Univerſität ſo zahlreich, daß ſie ein Corps ausmachen" u. ſ. w. — Corps iſt beſonders eine Anzahl Soldaten, welche ſehr verſchieden ſein kann. Doch liegt in der richtigen Bedeutung dieſes Worts der Begriff einer gewiſſen; wenn auch nur verhältnißmäßigen, Anſehnlichkeit und Bedeutenheit, ſo wie eine Verſchiedenheit der Truppen, entweder der Waffen, oder der Regimenter, Bataillone ꝛc., die unter einen Befehl geſtellt ſind, und keine Armee ausmachen. Von einem Regimente kann man kein Corps abtrennen, ſondern nur ein Detachement. Dagegen kann ein Officier aus mehreren Flüchtlingen, wenn gleich nur wenigen, die er ſammelt und an deren Spitze er tritt, ein Corps bilden. — Doch ſagt man auch Corps für Regiment, Bataillon ꝛc., aber nur in dem Sinne des Geſammten gegen das Einzelne, als: „Dieſer Soldat iſt von ſeinem Corps entfernt;" „die Beurlaubten haben Befehl erhalten, ſich zu ihren Corps zu begeben. — Corps d'Armee, Ar-

me:corps, heißen gewöhnlich nur die Hauptabtheilungen des ganzen Heeres. — Corps de Bataille iſt das Hauptcorps, welches zwiſchen den beiden Flügeln in der Linie ſteht. — Corps de Reſerve, Reſervecorps, ein Corps, das erſt nach mißlungenem Beſtreben der Truppen, durch welche die Schlacht eigentlich geliefert werden ſoll, zur Thätigkeit, und das Verlorene zu erſetzen, das Uebel gut zu machen beſtimmt iſt. — Corps volant, fliegendes Corps, das zu beſondern Zwecken, vorzüglich kleineren Expeditionen, Coups = de = Main und dergleichen beſtimmt iſt. (S. d. Art. Fliegend.) — Corps de Garde ſind die auf die Wacht geſtellten Soldaten, und der Ort, worin ſie ſich aufhalten, die Wachtſtube, beſonders die der Gemeinen. Daher auch das Prädicat Corps de Garde das Synonym einer derben Gemeinheit geworden iſt. — Corps diplomatique, ſ. Diplomatiſches Corps. — Corps de Logis ſind alle im Hauptgebäude eines Schloſſes oder Hauſes gelegene Zimmer und Kammern, im Gegenſatz der daran ſtoßenden Flügel, Erker ꝛc.

Corpulenz, die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, da ſein äußerer Umfang über das gewöhnliche Verhältniß zunimmt. Sie iſt alſo die ſichtbare Aeußerung der Vermehrung der Fleiſch= und Fettmaſſe des Körpers. Die Fleiſchmaſſe bildet das Muskelſyſtem, und das Maß, ſo wie der Umfang deſſelben hat ſeine Beſtimmung in der Form der einzelnen Muskelpartien, kann deßhalb nicht über ein gewiſſes Maß ſteigen, und nicht über ein beſtimmtes herunterfallen. Weit weniger beſchränkt iſt die Fettmaſſe, deren Erzeugung und Anſatz an keine ſo beſtimmte Form gebunden iſt, daher außerordentlich zunehmen kann. Die Erzeugung der Muskelfaſern oder die Verwandlung des Blutes in Fleiſchmaſſe geht in dem Haargefäßſyſtem, welches die feinſten Endungen der Arterien nach den Muskeln hin bilden, vor ſich. (Ueber die Fetterzeugung ſ. d. Art. Fett.) Iſt das Blut reichlich mit nährenden Stoffen verſehen, ſo ſetzen ſich auch um ſo mehr Muskelfaſern und Fetttheile an. Die Abſonderung des Fettes gehört bis zu gewiſſen Graden zum Stande der Geſundheit. Der Standpunct iſt jedoch nicht ſtreng beſtimmt, bei einem Subjecte höher, bei dem andern niedriger. Die Umſtände, welche ſie begünſtigen, ſind weibliches Geſchlecht, Kindheit, reichliche Nahrung bei gutem Zuſtande der Verdauung, körperliche Unthätigkeit, Gemüthsruhe und Sorgloſigkeit, häufiger Genuß geiſtiger Getränke, Alter, kalte Jahreszeit, Verminderung der Ausdünſtung. Es gibt jedoch eine gewiſſe krankhafte Diſpoſition, welche unabhängig von allen dieſen Einwirkungen die Erzeugung und den Abſatz von Fett vermehren kann. Erwachſene und in mittlern Jahren ſtehende Jünglinge und Männer, ſelbſt geiſtreiche, ſtets thätige Geſchäftsmänner trifft man, die ſehr corpulent ſind. Man hat Beiſpiele von ungeheuerer Corpulenz mancher Menſchen, die in gar keinem Verhältniſſe mit der Nahrung derſelben ſtand, und offenbar Krankheit iſt, wie manche andere Abſonderungen im Körper, z. B. die Bereitung und Abſonderung der Galle, des Speichels u. a. m. krankhaft vermehrt werden kann. Sandifort bemerkte ſchon bei einem ungebornen Kinde eine ungeheure Anhäufung des Fettes. Tulpius ſah einen fünfjährigen Knaben von hundert und funfzig Pfunden. Bartholini erzählt von einem eilfjährigen Mädchen, das über zweihundert Pfund gewogen habe. In den Philosoph. Transact. wird das Gewicht eines Engländers, Namens Bright, zu ſechshundert und neun Pfund angegeben. (Voigtel

Handb. der pathol. Anat.) Nicht allemal iſt jedoch die Corpulenz blos von vermehrter Fettabſonderung, oft iſt es auch nur eine Anfüllung der Zellchen des Zellgewebes von wäſſerigen, gas- und dunſtartigen Stoffen, wie bei der ſogenannten ſchwammichten Conſtitution der Fall iſt, welche noch mehr von krankhafter Dispoſition herrührt, und oft der Anfang wirklicher Waſſerſucht iſt. Eine mäßige Corpulenz beſteht mit der Geſundheit und widerſpricht den Anſprüchen auf Schönheit nicht, indem ſie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht, und die Rundung derſelben bildet. Daher behalten Frauenzimmer und Männer von mäßiger Corpulenz länger ein ſchönes und jugendliches Anſehen, als hagere Menſchen. Ueberſchreitet aber die Corpulenz das Maß, ſo verdirbt ſie nicht nur die ſchöne Form, ſondern ſie wird auch läſtig und endlich für Geſundheit und Leben gefährlich. Wer daher dieſe unwillkommene Zunahme von ſich entfernen will, muß diejenigen von den angeführten Urſachen, welche etwa bei ihm Statt finden, vermeiden. Daher muß er eine magere Diät einführen, Waſſer anſtatt des Weins trinken, vorzüglich Milch, Bier und Branntwein vermeiden, fleißig körperliche Bewegung vornehmen und dem Geiſte Beſchäftigung geben. Beſonders ſchmelzen Sorgen und Bekümmerniß bald das überflüſſige Fett hinweg. (Vergl. den Art. Magerkeit.) Ob in den Fällen, wo die Corpulenz krankhaft wird, Arzneimittel dagegen anzuwenden ſind, und welche, bleibt billig dem Urtheile des Arztes überlaſſen.

Corpus iſt in der Sprache der Buchdrucker die Schrift oder die Lettern von einer gewiſſen Größe. Dieſe ſeltſame, willkührliche Bezeichnung wird davon hergeleitet, daß das erſte Corpus juris mit ſolcher Schriſt gedruckt worden ſein ſoll.

Corpus catholicorum und Corpus evangelicorum. Ungeachtet die deutſchen Reichsſtände insgeſammt Mitglieder eines Reichs waren, ſo fand doch unter ihnen, in Anſehung ihrer Rechte 2c., viel Unterſchied Statt. Den wichtigſten machte die Verſchiedenheit der Religion. Man theilte in dieſer Hinſicht die Reichsſtände in die catholiſchen (corpus catholicorum) und in die evangeliſchen (corpus evangelicorum). Je weniger die catholiſchen Reichsſtände ihr Recht, ein eigenes Ganze zu bilden, achteten, weil ſie die Stimmenmehrheit für ſich hatten, den Reichstag dirigirten, und überdies der Kaiſer ihrer Religion zugethan war; um ſo wichtiger war hingegen, eben wegen jener überwiegenden Vortheile der Catholiken, dieſes Recht für die evangeliſchen Reichsſtände, beſonders um ſich gegen die Mehrheit der Stimmen zu ſchützen. Die erſte Grundlage zur Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände liegt in Luthers Reformation, und den Anfang machten Sachſen und Heſſen durch das 1526 zu Torgau zur Vertheidigung der evangeliſchen Religion abgeſchloſſene Bündniß, welchem bald darauf die Herzoge von Lüneburg und Mecklenburg, der Fürſt von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg beitraten. Dieſe vereinten evangeliſchen Reichsſtände proteſtirten ſchon im J. 1529 gegen den auf dem Reichstage zu Speier wider die Evangeliſchen gefaßten Reichsſchluß. Die übrigen evangeliſchen Reichsſtände, den Vortheil dieſer Verbindung einſehend, ſchloſſen ſchon im ſogenannten nürnberger Religionsfrieden von 1532, als ein Corpus, mit den Catholiſchen, als zweitem Reichscorpus, den Vergleich ab; indeſſen wurde dieſe immer mehr ſich ausbildende Verbindung der evangeliſchen Reichsſtände blos in Angelegenheiten der Religion benutzt. Als aber

während des dreißigjährigen Krieges die Kaiſer Ferdinand II. und III. den Plan verfolgten, die evangeliſche Religion ganz zu unterdrücken, wurde dieſe Verbindung, beſonders ſeit 1631, allenthalben ſichtbar. und durch den weſtphäliſchen Frieden förmlich anerkannt; am engſten aber ward dieſe Verbindung der Evangeliſchen zu einem Corpus ſeit 1720. Zum evangeliſchen Vereine gehörten alle evangeliſchen Regenten, ſowohl Lutheraner, als Reformirte, und zwar nach Maßgabe der herrſchenden Religion des Landes; ſo daß ein für ſeine Perſon catholiſcher Regent, der ein evangeliſches Land beſaß, zum evangeliſchen Corpus gehörte. Ungeachtet auf dem Reichstage ſelbſt, und ſobald keine Abſonderung der beiden Religionsparteien Statt fand, der Churfürſt von Mainz die Anordnung der Geſchäfte oder das Directorium führte; ſo trat doch im Gegenfalle ein doppeltes Directorium ein, welches ſodann der Churfürſt von Mainz bei dem catholiſchen, der Churfürſt von Sachſen aber bei dem evangeliſchen Corpus führte. Hierzu hatte Friedrich III., der Weiſe, Churfürſt von Sachſen, den Grund gelegt, da er 1522 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Angelegenheiten der Proteſtanten durch ſeinen Geſandten vertheidigen, auch wider die, der evangeliſchen Religion nachtheilige, in den Reichsabſchied einzurückende Clauſel hatte proteſtiren laſſen. Sein Nachfolger, Johann der Beſtändige, ſtellte ſich an die Spitze der Proteſtanten, berief ſie zur Berathſchlagung über die Augsburgiſche Confeſſion vor Uebergabe derſelben zuſammen und wurde, beſonders ſeitdem er 1531 die evangeliſchen Reichsſtände nach Schmalkalden einlud, auch die dortigen Berathſchlagungen dirigirte, von beiden Religionsparteien ſtillſchweigend als Director anerkannt. Seit 1575 fing Churfürſt Friedrich III. von der Pfalz, welcher von der catholiſchen Religion zur evangeliſchen übergetreten war, an, die Direction der Religionsangelegenheiten zu übernehmen, welche ſeine Nachfolger ganz an ſich ziehen zu wollen ſchienen, und dies um ſo leichter, da die damaligen Churfürſten von Sachſen jenes mehr für eine Beſchwerde, als für ein beſonderes Recht anſahen. Während des dreißigjährigen Krieges übernahm anfangs Guſtav Adolph, dann ſein Canzler Oxenſtierna dieſes Directorium; jedoch wurde es dem Churfürſten Johann Georg I., welchem, bei ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſelbſt mehrere der evangeliſchen Stände, es zu übertragen, Bedenken gefunden hatten, nach Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1653 förmlich übertragen. Seit dieſer Zeit blieb Sachſen im Beſitz deſſelben bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs. Zwar veranlaßten die Religionsveränderungen Friedrich August I. und II. neue Bewegungen bei den evangeliſchen Reichsſtänden. Allein, da jener die Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen geſammten Landen verſicherte, ſeine Religionsveränderung für eine blos perſönliche Sache erklärte, dem Herzog Friedrich II. von Gotha das Directorium ſelbſt übertrug, und dieſem das Geheimeraths Collegium zu Dresden, in Abſicht auf die proteſtantiſchen Religionsgeſchäfte, beiordnete; ſo waren die evangeliſchen Reichsſtände beruhigt. Und auch, als Friedrich Auguſt II. 1717 ſich zur catholiſchen Religion bekannte, und der Churfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm I., Director zu werden hoffte, blieb dieſe Würde doch bei Sachſen, obſchon der Churfürſt von Hannover, Georg II., die freie Wahl eines Directors der evangeliſchen Stände vorſchlug. Sachſen ließ das Directorium durch ſeine Geſandten fortſetzen, welche jedoch allezeit evangeliſcher Religion ſein mußten, und in Reichstagsangelegenheiten ihre In-

ſtructionen vom Churfürſten, in Sachen aber, die das Corpus evangelicorum angingen, vom geheimen Concilium in Dresden erhielten

Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand.

Corpus juris. Man verſteht darunter eine Sammlung von Geſetzen und Verordnungen, welche der griechiſche Kaiſer Juſtinianus (im ſechsten Jahrhunderte) zuſammentragen ließ. Das Werk iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt, hatte alſo gleich bei ſeiner Entſtehung das ſonderbare Schickſal, dem Volke unverſtändlich zu ſein, für das es zunächſt beſtimmt war. Es beſteht aus mehreren Haupttheilen: 1. aus einem Handbuche der geſammten Jurisprudenz, zum Leitfaden bei dem Unterrichte (Inſtitutionen); 2. aus einem größeren Rechtsſyſtem in 50 Büchern, welche aus den Schriften älterer Rechtslehrer geſammelt ſind (Pandecten); 3. aus Verordnungen der vorhergehenden Kaiſer (Codex); 4. aus ſpätern, nach Abfaſſung der genannten drei Werke erſchienenen Geſetzen Juſtinians (Novellen). Mehrere Verordnungen der nachherigen Kaiſer und die longobardiſchen Lehnrechtsbücher machen den Anhang aus. S. die Art. Civilrecht und Römiſches Recht.

Correct, Correctheit. Alle Formen, welche der Menſch hervorbringt und den Stoffen aufdrückt, ſind, wie deſſen eigene Erſcheinungsform und die Geſtalten, welche er nachbildet und verſchönert, gewiſſen in der Natur dieſer Formen oder in den Mitteln und Zwecken ſeiner Darſtellung liegenden Geſetzen unterworfen, und können nach einem gewiſſen natürlichen Typus beurtheilt werden. Es ſind dieſes Geſetze, deren Befolgung zugleich Bedingung iſt, daß uns eine Form als Zeichen, in Beziehung auf einen dadurch bezeichneten Gegenſtand, nicht unverſtändlich oder gar mißfällig und niedrig ſei. Sie müſſen daher von Jedem, der ſich durch äußere Formen mittheilen will, befolgt werden, wenn er den Zweck ſeiner Mittheilung erreichen will. Auch iſt darum ihre Befolgung nur ein negatives Verdienſt, weil ſie den Gegenſtänden an ſich noch keinen höheren Reiz für Geiſt und Gefühl verleiht, ſondern ſich nur auf die erſten Erforderniſſe der Erſcheinung bezieht, auch dieſe Geſetze ſelbſt leicht einzuſehen und nach dieſer Einſicht zu beobachten ſind. Dieſe Eigenſchaft des Darſtellenden oder der Erſcheinung nun, vermöge welcher dieſe erſten nothwendigen Erfoderniſſe der äußeren Form beobachtet worden ſind, nennt man Correctheit (Regelrichtigkeit, Angemeſſenheit an eine Regel, deren Verfolgung man verlangen kann, Beobachtung deſſen, was ſich vorſchreiben und nach der Vorſchrift einrichten läßt, Leiſtung des Vorſchriftlichen in der äußern Erſcheinung); das Gegentheil Incorrectheit (Fehlerhaftigkeit in dem Aeußern oder Mechaniſchen einer Form), und correct eine Erſcheinung, welche der Vorſchrift oder der natürlichen Erſcheinungsweiſe gemäß eingerichtet iſt, um ein verſtändliches Zeichen zu ſein, z. B. eine correcte Handſchrift, ein correcter Styl, welchen der Schriftſteller zwar beſitzen muß, der ihn aber noch nicht zum Schriftſteller macht; ja, man redet auch von einem correcten Menſchen, d. i. einem ſolchen, deſſen äußere Erſcheinung der (oft unwillkührlichen) Vorſchrift ganz gemäß (der geſellſchaftlichen Convenienz oder des bürgerlichen Lebens) regelrecht iſt. Endlich trägt man dieſen Geiſt ſelbſt auf die Natur über und nennt Naturproducte correct, welche den Typus ihrer Gattung richtig darſtellen, z. B. ein correcter Baum; jedoch in beſonderer Beziehung auf die nachbildende Darſtellung. Die Correctheit und Inkorrectheit aber

hat ihre Grade, je nachdem die Befolgung oder Vernachläſſigung jener Geſetze Haupt- oder Nebengegenſtände, das Ganze oder Theile, Haupt- oder Nebentheile u. ſ. w. betrifft, ſo daß durch Incorrectheit bald ein Gegenſtand oder Zeichen nicht mehr als das erkannt wird, was er ſein und vorſtellen ſoll, oder ſogar höchſt mißfällig werden kann, bald nur eine geringe Störung eintritt, und ein kleiner Fehler, wo der Umfang des Gegebenen groß und bedeutend iſt, leicht überſehen und unbedeutend wird. Die Correctheit, als vollkommene Fehlerloſigkeit in Beziehung auf die Erſcheinung einer Form iſt daher bei umfaſſenden Gegenſtänden ſelbſt ein Ideal, und man verzeiht unbedeutende Fehler, wo der Gegenſtand bedeutend iſt, und durch höhere Vorzüge glänzt. Pedanterie iſt es dagegen, dieſelben mit Aengſtlichkeit aufzuſuchen, und über einen Gegenſtand wegen derſelben das Verdammungsurtheil auszuſprechen, oder ſie mit Aengſtlichkeit zu vermeiden, und dadurch auf den Mangel höherer Vorzüge aufmerkſam zu machen. Ja, es gibt eine Correctheit, welche auffällt, und darum an einem Werke mißfallen und getadelt werden kann; dieſes iſt der Fall da, wo etwas Größeres und Herrlicheres erwartet wird, etwas, was ſich nicht vorſchreiben, ſondern nur durch Talent und Geiſt bewirken oder hervorbringen läßt, etwas, das ſich eben unter jener äußern Bedingung der Erſcheinung zeigen oder darſtellen ſoll. So erſcheint z. B. das correcte Tragen und Betragen einer Perſon ſelbſt lächerlich, wo ein freies und ungezwungenes Betragen erwartet wird, und je mehr man dieſes in der Geſellſchaft von ihr verlangen kann; ferner je mehr das blos Regelrechte von der angenehmen und liebenswürdigen Freiheit abſticht, und je ängſtlicher, ja mit Zwang es geſucht wurde; endlich je mehr die Vorſchrift conventionell iſt, oder auf das Willkührliche angewendet wurde. Auch gibt es Gegenſtände, bei denen man eine große Incorrectheit leicht verzeiht, ſofern bei ihnen auf die Form überhaupt wenig ankommt, und je mehr das Fehlerhafte durch Eile und andere Zeitumſtände entſchuldigt wird, z. B in dem Style der (politiſchen) Zeitungen oder gewiſſer Bekanntmachungen aus dem niedern Kreiſe des bürgerlichen Lebens. Dagegen wird die Correctheit zu andern Zwecken dringend erfodert, wo es z. B. auf Prüfung erworbener Fähigkeiten angeſehen iſt. — In den Werken der ſchönen Kunſt iſt ſie nothwendiges aber untergeordnetes Erfoderniß der Schönheit; allein keineswegs mit ihr ſelbſt zu verwechſeln; ja hier iſt vorzüglich der Fall, wo ſie läſtig werden kann, nämlich, wenn ſie ängſtlich beſtrebt worden iſt und höhere Eigenſchaften vermiſſen läßt, da doch das (ſchöne) Kunſtwerk als Werk des freien Genius erſcheinen ſoll. Gleichwohl iſt ſie dann ein Verdienſt des Künſtlers, wenn bei aller Fülle des Geiſtes die Erſcheinung bis in ihre äußerſten Formen (z. B. bei der Poeſie im reinen grammatiſch richtigen Styl, Versmaß, Reim; bei der Mahlerei, in gehöriger Anwendung des Schattens und Lichts, richtiger naturgemäßer Zeichnung; bei der Muſik, nach den Foderungen der Geſetze der Harmonie und des Rhythmus) vollendet iſt; denn ſchwer ſcheint es hier, bei aller Fülle der Begeiſterung ſelbſt das Kleinſte im Auge zu haben. Jedoch darf man nicht vergeſſen, daß der wahre Künſtler, eben weil er ſein Werk nicht theilweiſe, ſondern nach einem geiſtreichen Entwurfe, der mittelſt der Einbildungskraft anſchaulich vor der Seele ſteht, organiſch, und wie aus einem Guſſe erzeugt, ſo daß er, ſo fern er nur überhaupt die Geſetze der Darſtellungsmittel ſeiner Kunſt durchdrungen hat, und im

Gebrauch der letztern geübt iſt, denn auf das Weſen der Darſtellung einfließenden Fehlern weniger ausgeſetzt iſt; zweitens daß die Correctheit ſeines Werks größtentheils von der Ausarbeitung ſeines Entwurfs abhange, bei welcher der Reflexion, in Beziehung auf die äußere Form, Anordnung und Fügung der Theile, unbeſchadet der das Werk erzeugenden Begeiſterung, ein größerer Antheil, als in dem Momente des Entwurfs verſtattet iſt. Man unterſcheidet daher bei dem Kunſtwerke (Werke der ſchönen Kunſt) das, was von der Energie des höheren Talents abhängt, und jenes Weſen der Schönheit ausmacht, was die richtigen Formen gleichſam beleben ſoll, von der Correctheit, als dem niedern, obwohl erſten und Erlernbaren in der Kunſt, die man daher auch die mechaniſche oder techniſche Vollkommenheit der Formen nennt. Mehr noch als Correctheit iſt daher die Eleganz eine gefällige Correctheit oder Correctheit mit Zierlichkeit und Schmuck verbunden, obgleich auch dieſe noch nicht Anmuth, vielweniger Schönheit ſelbſt iſt. Daß aber Correctheit überhaupt eine notowendige Eigenſchaft des Kunſtwerks ſei, leuchtet aus dem Begriffe des Kunſtwerks ſelbſt ein. Denn wenn dieſes ein Werk iſt, in welchem die höchſte Harmonie des Idealen und der Erſcheinung herrſchen, oder das, mit andern Worten, in ſeiner Erſcheinung vollendet ſein ſoll, ſo wird damit auch verlangt, daß nichts die Anſchauung deſſelben ſtöre, was ſich bei der Darſtellung nach beſtimmter Regel vermeiden läßt. Daher gehört die Correctheit auch zur Claſſicität, d. i. reinen Muſterhaftigkeit, und die größten Künſtler waren immer auch die correcteſten; diejenigen aber, welche die Claſſicität in die Correctheit ſetzen, verſtehen das Weſen geiſtiger Darſtellung nicht, und achten den Buchſtaben mehr, als den Geiſt, das, was durch Reflexion, Fleiß und Uebung erworben werden kann, höher, als die Feinheit und Fülle des unſterblichen Genius. Gegen ſie hält Jean Paul in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik unter dem Namen der Styliſtiker (man kann ſie auch Proſaiker nennen) eine kräftige und gerechte Strafpredigt. Trefflich ſpricht übrigens Schillers Epigramm (überſchrieben Correctheit) die hier vorgetragenen Gedanken über den Werth derſelben aus: „Frei von Tadel zu ſein (nämlich in Beziehung auf jene techniſchen Erfoderniſſe der Darſtellung) iſt der niedrigſte Grad, und der höchſte; denn nur die Ohnmacht oder die Größe führt dazu.“ Das Studium der Correctheit iſt aber vorzüglich denjenigen Künſtlern zu empfehlen, bei welchen, unter den zur Darſtellung erforderlichen Kräften, das Gefühl, von welchem ſie blind fortgeriſſen werden, über die Anſchaung herrſcht, und ihre Klarheit unterdrückt, woraus auch leicht der Myſticismus in der Kunſt, und jene unerfreuliche Schwärmerei entſpringt, die nur matte, unkräftige Geſtalten erzeugt, und ſich im Nebelhaften gefällt. Wer wahrhafte Begeiſterung und Ehrfurcht für ſeine Kunſt hegt, der wird auch ſeinen Werken die ſtrenge, jedoch nicht peinliche Sorgfalt widmen, mit welcher die größten Bildner und Mahler ihre Werke ausarbeiteten, und nicht jede Nachläſſigkeit mit dem Ehrentitel der angenehmen belegen wollen; aber freilich gehört ſelbſt der Tact des ausgebildeten Genius dazu, das rechte Maß in Aufſuchung und Verbeſſerung (Corrigirung) der Fehler zu halten, und es läßt ſich nicht vorſchreiben, wenn und wo die Feile aufhören ſoll, ſondern nur im Allgemeinen ſagen, daß die prüfende Reflexion nicht die Friſche des Geiſteswerks und ſeinen freien Organismus verletzen darf. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daß die Correctheit

des Künſtlers oder des Kunſtwerks erſt aus dem *Corrigiren* entſpringe, denn nur in weniger bedeutenden Puncten wird eine Verbeſſerung des in ſeinen Theilen ſchon ausgearbeiteten Werkes möglich ſein. T.

**Corrector** heißt derjenige, der, ſobald in der Druckerei ein Bogen abgeſetzt iſt, einen Abdruck davon durchſieht, und die im Satze eingeſchlichenen Fehler anmerkt, damit ſie der Setzer noch verbeſſere, bevor der Satz in die Preſſe gebracht und die Bogen abgedruckt werden. Dieſe durchzuſehenden oder durchgeſehenen Bogen nennt man *Correcturen*.

**Correggio** (Antonio Allegri, bekannter unter dem Namen Antonio da Correggio, den er von ſeinem Geburtsorte führte), gehört nicht blos zu den vorzüglichſten Mahlern Italiens, ſondern auch zu jenen ſchöpferiſchen Geiſtern, die ſich einen eigenen Weg bahnen, und ſicher auf ihm zum Ziele der Unſterblichkeit wandeln. Da ſchon ſeine Zeitgenoſſen ſeinen hohen Werth anerkannten; ſo iſt's in der That zu verwundern, daß kaum ein Umſtand in ſeinem Leben vorkommt, der völlig gewiß genannt werden könnte. Was endlich durch die Bemühung prüfender Critik als verbürgt kann betrachtet werden, iſt dies, Allegri wurde zu Correggio, einer Stadt im Gebiete von Modena, 1494 geboren. Seine Aeltern beſtimmten ihn den Wiſſenſchaften, die Natur hatte ihn der Kunſt beſtimmt, und gab, wie immer, den Ausſchlag. Welchen Lehrer er gehabt, iſt ſehr zweifelhaft; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß es ſein Oheim Lorenzo Allegri war. Was und wie viel er indeß ſeinem Lehrer verdankt, bleibt unentſchieden; das Genie verdankt ſich ſelbſt am meiſten, und namentlich das des Correggio. Oft hat man eine Sage wiederholt, die unſeres Künſtlers frühes Selbſtgefühl beweiſen ſollte. Er habe, ſo erzählt man, einſt ein Gemählde des großen Rafael erblickt, und ausgerufen: anch'io sono pittore! (Auch ich bin ein Mahler!) Nun beruhen aber die Verſicherungen, daß Correggio in Rom geweſen, auf ſchlechtem Grunde, und in Parma und Modena, wo er nach d'Argensville Werke Rafaels geſehen haben könnte, gab es damals keine; ſomit fehlt jener Sage alle Beglaubigung. Unſer Künſtler verliert dabei nichts, denn eben das, daß er nicht die Antiken, nicht die Meiſterwerke der vor ihm Lebenden geſehen hatte, und durch eigene Kraft ein Muſter der nach ihm Lebenden ward, macht ihn unſerer Bewunderung um ſo würdiger. Mengs hat in ſeiner gehaltreichen Schrift: „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Mahlerei," ausführlich von den Verdienſten dieſes unvergleichlichen Künſtlers gehandelt, und gezeigt, was er in der Zeichnung, in Licht und Schatten, im Colorit, der Compoſition, Falten, und der Harmonie geleiſtet, und wem es um wahre Einſicht in die Kunſt zu thun iſt, der wird dies nicht ungeleſen laſſen. Drei Eigenſchaften ſind es hauptſächlich, die man an ihm ſtets bewundern wird: Grazie, Harmonie und Führung des Pinſels. Es iſt eine eigene Anmuth in den Stellungen und Bewegungen ſeiner Figuren, eine Lieblichkeit in dem Ausdrucke derſelben, die ſich durch einen unſäglichen Reiz des Gemüths bemächtigt, ja bei Lüſternen bisweilen den Wunſch des Beſitzes erregen könnte. Jene Stellungen und Wendungen wären dem Künſtler nicht möglich geweſen, ohne ſeine Meiſterſchaft in den *Verkürzungen*, die nicht blos größere Mannichfaltigkeit in das Gemählde bringen, ſondern auch der Grazie ſelbſt ſo günſtig ſind. Abhold allem Rauhen und Harten, ſuchte er den Sinn durch einen milden, faſt weiblichen Reiz zu gewin-

nen. Dahin ſtrebte er auch durch die Harmonie, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Unübertrefflich iſt er im Halbdunkel, d. i. in der äſthetiſchen Vertheilung des Lichts, in der Geſchicklichkeit, ſeinen Figuren Rundung zu geben, und ſie vor, und zurücktreten zu laſſen, worin ſich überhaupt, die lombardiſche oder bologneſer Schule, der er wie Guido Reni angehört, auszeichnet. In ſeinem Faltenwurfe berechnete er, mit Uebergehung der genauen Wahrheit, alles auf die Wirkung des Helldunkels, und wußte mit großer Geſchicklichkeit aus einer ſchönen Farbe durch Halbdinten in die andere überzugehen. Sein Bemühen war immer darauf gerichtet, den Hauptgegenſtand hervorzuheben, da das Auge; wenn es von dem Lichte angezogen worden, gern auf milderen Maſſen wieder ausruht. So bezaubert er durch eine magiſche Harmonie, worin er alle andern Meiſter übertraf. Einen höchſt genialen Gebrauch hat er von dieſer Kunſt in ſeiner ſogenannten Nacht (la notte di Correggio) gemacht, die ſich jetzt auf der dresdner Galerie befindet (welche ſieben Gemälde dieſes Meiſters beſitzt, an denen man ſeine Fortſchritte erkennen kann). Dieſes allbewunderte Gemälde ſtellt die Geburt des Heilandes oder die Anbetung der Hirten dar. Zwei Hirten und eine Frau, welche Tauben trägt, finden ſich bei der mit Stroh gefüllten Krippe des Neugebornen ein, wo Maria ſitzend mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr von der Glorie hell leuchtendes Kind mit beiden Händen umfaßt hält, ſich über daſſelbe hinbeugt und es liebevoll betrachtet. Es war eine eben ſo geniale als kühne Idee des Künſtlers, alles Licht im Gemählde von dem göttlichen Kinde, dem Lichte der Welt, ausgehen zu laſſen. Mit vollkommener Sonnenhelle beleuchtet deſſen Glanz allein die Gruppe, und erſtreckt ſich ſelbſt auf die über ihm ſchwebenden Engel, welche auf einer durchſichtigen Wolke ruhen und anbeten. Im Hintergrunde erblickt man im mattern Lichte den von der Tränke zurückkehrenden Eſel, welchen Joſeph führt. Die übrige Landſchaft liegt im nächtlichen Dunkel. Die ſchöne Wirkung des hellen Glorienlichts, das von dem Neugebornen ausgeht und ſich nach und nach harmoniſch verbreitet und über ſämmtliche Figuren nach ihrer Nähe oder Ferne verhältnißmäßig ergießt, macht dieſes Nachtſtück einzig in ſeiner Art. Wenn nicht ſchon jene Idee hinlänglich zeigte, daß unſer Künſtler auch vom poetiſchen Genius beſeelt war; ſo könnten dieß ſeine Anſpielungen zeigen, die er bisweilen in ſeinen Gemählden angebracht hat, z. B. der weiße Haſe bei der ſogenannten Zingara (Zigeunerin), in Dresden und Neapel (eine Mutter Gottes, den man wegen orientaliſchen Gewandes und Kopfputzes jenen Namen gegeben hat), und den Stieglitz bei der Vermählung der heiligen Catharine (in Neapel). Durch die Nähe dieſer ſcheuen Thiere, die hier ihre Flucht vergeſſen, wird der Begriff der Unſchuld und Reinheit der handelnden Perſonen erhöht und die Ruhe und Stille der Scene bezeichnet. Zu ſeinen vorzüglichſten Gemählden gehört ſein heil. Hieronymus, das mehrere berühmte Mahler bis zur Ungerechtigkeit gegen Rafael begeiſtert hat, ferner die büßende Magdalena und die erwähnte Nacht. Nicht nur viel, ſondern auch Vieles hat Correggio in ſeinem kurzen Leben geleiſtet; man halte nur das reiche Verzeichniß ſeiner Werke gegen das Jahr ſeines Todes. Er ſtarb 1534. Die grundloſe Sage über ſeine große Dürftigkeit und deren Urſache zu ſeinem Tode iſt längſt widerlegt. dd.

Corregidor iſt in Spanien und Portugal eine Magiſtratsperſon, ein Polizeirichter der zweiten Inſtanz.

Correſpondent (der hamburgiſche unparteiiſche). Im J. 1712 erſchien zu Schiffbeck bei Hamburg eine „holſteiniſche Zeitungs-Correſpondence," welche aber 1714 wieder aufhörte. Sie war die Grundlage der nachmaligen „Staats- und gelehrten Zeitung des hamburgiſchen unparteiiſchen Correſpondenten, welche im Jahre 1721 anfing, damals aber noch nicht „hamburgiſcher" ſondern „holſteiniſcher" Correſpondent genannt wurde. Ihr voller Titel und der Vorbericht, mit welchem man das Kind in die Welt ſandte, ſind ſo charakteriſirend für das damalige Zeitalter, daß wir nicht umhin können, beide unſern Leſern vollſtändig mitzutheilen, ſo wie das erſte Stück vom 29ſten April 1721 ſie liefert:

„Staats- und gelehrte Zeitungen des holſteiniſchen unparteiiſchen Correſpondenten durch Europa und andere Theile der Welt von Anno 1721; nützlich zu gebrauchen ſtatt einer Jahr-Chronica, weil darin alle Begebenheiten der Welt, ſowohl was in Kriegs-, Friedens- und Staatsſachen, als auch was in der Religion und von denen Gelehrten, ſonderlich in Nieder-Sachſen geſchehen, zu finden, nebſt einem gedoppelten Regiſter. Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürſtlich-ſchleswig-holſteiniſch privilegirten Buchdruckerei."

„Nach Standes Gebühr geehrteſter Leſer!"

„Demſelben wird verhoffentlich dieſe holſteiniſche Zeitungs-Correſpondence von voriger Zeit her annoch bekannt ſein, da ſolche in dem abgewichenen 1712ten, 13ten und 14ten Jahre ihre beſondern Liebhaber gefunden. Nachdem aber einige Hinderniſſe in den Weg gelegt worden, welche verurſachet, daß ſolches Werk bisher geruht; ſo hat man jetzo unter Ihro königl. Hoheit des regierenden Herzogs zu Schleswig-Holſtein gnädigſten Freiheit und Schutze keinen fernern Anſtand nehmen wollen, damit wieder zu erſcheinen und die curiöſen Gemüther Cimbriens und umliegenden Oerter noch ferner zu vergnügen. Die Einrichtung dieſer Zeitungen wird bleiben, wie ſie vorhin geweſen, nämlich daß eine jede Hauptmaterie allemal beiſammen unter einer Rubrik vor Augen geſtellt werden ſoll, weil ſolches vormals wegen ſeines vielſeitigen Nutzens durchgehends Approbation gefunden. Hiernächſt wird man allen möglichen Fleiß anwenden, jederzeit die glaubhafteſten und nützlichſten Nova dem geneigten Leſer mitzutheilen, auch nach der vormals gebrauchten Gewohnheit zu Ende des Jahres ein vollſtändiges Regiſter darüber verfertigen, denenjenigen zu Dienſt, ſo etwa dieſe Nouvellen aufheben und nach Verlauf eines Jahres wollen zuſammen binden laſſen, dabei man denn verſichert, daß in die Zeitungen Alles ſoll mit hineingefügt werden, was zur nöthigen Hiſtorie eines jeden Reichs und Landes erfordert wird, und ſollte man auch die Zahl der ſonſt gewöhnlichen Zeitungsblätter bisweilen darüber vermehren müſſen, wie man ſolches in vorigen Zeiten gleichfalls gethan, auf daß dieſe Zeitungen jährlich ſtatt einer completten Chronika dienen können. Nur in dieſem Einzigen muß man eine Veränderung treffen, daß, da ſonſt dieſe Zeitungen am Mittwochen und Sonnabend ausgegeben, ſolche anjetzo des Dienstags und Freitags ſollen publicirt werden, da denn bei jeder Zeitung auch noch ein apartes Blatt ohne Entgeld allemal mitfolgen ſoll, damit man nicht einige remarquable Nova, die zu ſpät ankommen, etwa zurücklaſſen dürfte." Zehn Jahre lang dauerte die Erſcheinung des Correſpondenten in Schiffbeck, denn mit 1731 übernahm

der Buchdrucker Georg Chriſtian Grund zu Hamburg, der Schwiegerſohn des bisherigen Verlegers Holle zu Schiffbeck, den Verlag, da der letztere, „wegen zugeſtoßener beſchwerlicher Leibesbeſchaffenheit“ der fernern Beſorgung ſich nicht mehr unterziehen konnte. Auch erſchienen nun wöchentlich, ſtatt zwei Stück, vier Stück, nämlich Dienſtags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends, jederzeit Mittags zwölf Uhr. In dem Privilegium, welches der Senat zu Hamburg am 1. Dec. 1730 darüber ertheilte, hieß es unter andern: „daß ſich der Herausgeber eines „„guten Styli““ befleißigen möchte.“ Nicht leicht wird eine Zeitung eine ſo ungeheure Verbreitung in alle civiliſirten Staaten aller Erdtheile wieder erleben, wie dieſer unparteiiſche Correſpondent, welcher fünf Mal geſetzt wurde. Man gab in dieſer Zeit den Abſatz auf 30,000 Exemplare an. Als die Hanſeſtädte mit Frankreich vereinigt wurden, erlitt auch er eine höchſt nachtheilige Veränderung. Aus dem unparteiſchen Correſpondenten wurde eine franzöſiſche Zeitung unter dem Titel: „Journal du Département des Bouches de l'Elbe,“ der deutſche Inhalt konnte nur als Ueberſetzung des auf der erſten Columne jeder Seite befindlichen franzöſiſchen Original-Textes gelten. Die Erſcheinung in beiden Sprachen fing mit dem 1. Dec. 1811 an, wurde im J. 1813 nur auf eine kurze Zeit durch die Erſcheinung des Correſpondenten in ſeiner alten Geſtalt unterbrochen, bis das J. 1814 ihn in ſeine alte Würde wieder einſetzte. Die Auflage ſoll 1818 wieder 10,000 Exemplare betragen haben. I.

Corſaren ſind Seeräuber, die auf den Meeren Handelsſchiffe aufſuchen und wegnehmen. Der Name kommt aus dem Italieniſchen, von dem Worte corso, welches Hin- und Herfahren bedeutet. Gewöhnlich werden die von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkaniſchen Häfen auslaufenden Raubſchiffe mit dem Namen Corſaren belegt; hingegen die Schiffe, durch welche Europäer in Kriegszeiten mit Bewilligung ihres Staats den feindlichen Unterthanen und dem feindlichen Gouvernement ſelbſt die Schiffe wegzunehmen ſuchen, werden Caper genannt.

Corſica, der Größe nach die dritte Inſel Italiens, liegt in dem mittelländiſchen Meere, nur zwei Meilen weit von der nördlichen Küſte der Inſel Sardinien, von welcher ſie durch die Meerenge San Bonifacio getrennt wird. Sie enthält 178 Quadratmeilen, 18 Städte, 5 Marktflecken, 560 Dörfer und 175,000 Einwohner. Ein Gebirge mit vielen Seitenäſten zieht ſich durch die ganze Inſel und erhebt ſich gegen die Mitte derſelben zu einer ſolchen Höhe, daß der Schnee den größten Theil des Jahres hindurch auf den Höhen liegen bleibt, und daß ſogar die zwei höchſten Berge, der Monte rotondo und der Monte d'oro, welche 8 bis 9000 Fuß hoch ſind, die Schneelinie erreichen und ewigen Schnee tragen. Zum Theil iſt das Gebirge ſteiler Fels, zum Theil mit Waldungen bedeckt. Viele kleine Flüſſe, worunter nur der Golo ſchiffbar iſt, entſtrömen dieſem Gebirge, fließen öſtlich oder weſtlich, und fallen nach einem kurzen Laufe in das Meer. Die meiſten haben nur zu gewiſſen Zeiten reichliches Waſſer, und trocknen oft im Sommer aus. Die öſtliche Küſte iſt flächer als die weſtliche, auf welcher die meiſten Meereinſchnitte ſich befinden. Das Clima iſt mild und angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird, und die Kälte nie beträchtlich iſt, außer auf der Höhe der Gebirge. Einige Gegenden haben wegen der ſtehenden Gewäſſer eine ungeſunde Luft, und ſind verödet. Der Boden iſt, be-

ſonders in den Thälern und an der Küſte, ſehr fruchtbar; daher die Einwohner, ob ſie gleich den Ackerbau äußerſt nachläſſig und einfach betreiben, doch für ihren Bedarf hinreichendes Getreide (mit Ausnahme des Hafers, der nicht gezogen wird) erndten. Die gemeinen Corſen leben gewöhnlich von Caſtanien, und haben nur ſelten Weizenbrot. Weine, die dem Malaga und den franzöſiſchen gleichen, werden ungeachtet der Sorgloſigkeit der Einwohner in Behandlung derſelben in Menge gewonnen; auch hat man vielen Flachs, treffliche edle Südfrüchte, ſelbſt zur Ausfuhr, ganze Wälder von Caſtanien, viele Oliven und ſchöne Waldungen von Eichen, Tannen, und Lerchenbäumen, die eine Höhe von 120 bis 130 Fuß erreichen. Die Viehzucht wird ſtark betrieben, doch ſind die Pferde, Eſel und Mauleſel von einem kleinen Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe grobwollig. An den Küſten iſt eine reiche Fiſcherei von Thunfiſchen, Sardellen und Auſtern, und macht eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner aus. Die vielen Gebirge enthalten vielerlei Mineralien, doch iſt der Bergbau faſt gänzlich unbekannt; vorzüglich zeichnet ſich das Eiſen durch ſeine Güte aus. Die Corſen ſind noch ein wahres Naturvolk, der Mehrzahl nach Italiener, und Bekenner der catholiſchen Religion. Induſtrie iſt bei ihnen unbekannt, ſogar die nöthigen Handwerker fehlen, und jeder macht ſich faſt alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt. Caſtanien dienen dem gemeinen Corſen zum Brote; Wohnungen, Hausgeräthe und Kleidung ſind ärmlich; höhere Lehranſtalten mangeln ganz. Tapferkeit, Freiheitsliebe, Trägheit charakteriſiren die Corſen. Bis zum erſten puniſchen Kriege beſaßen die Carthaginenſer dieſe Inſel. Von dieſen kam ſie an die Römer. Nachdem ſie ſpäterhin die Vandalen eine Zeitlang beſeſſen hatten, ſtand ſie abwechſelnd unter der Herrſchaft der griechiſchen Kaiſer und der Gothen. 850 eroberten ſie die Saracenen und behielten ſie bis zum erſten Viertel des eilften Jahrhunderts, zu welcher Zeit ſie von den Piſanern eingenommen wurde. 1284 kam dieſe Inſel unter die Herrſchaft der Genueſer, welche ſie ſchon weit früher (im J. 806) erobert hatten, aber damals nicht lange im Beſitze geblieben waren. Die Einwohner dieſer Inſel hatten ſeit 1729 in einer fortdauernden Empörung gegen die ſeit mehr als vier Jahrhunderten, aber allerdings mit Härte ſie beherrſchende Republik Genua geſtanden, welche, da ſie dieſelbe mit ihren Kräften nicht zwingen konnte, im J. 1730 kaiſerliche, und im J. 1738 franzöſiſche Truppen zu Hülfe rief. Im J. 1736 hatte ein weſtphäliſcher Edelmann, Baron Theodor von Neuhof, die Nation ſo gewonnen, daß ſie ihn zu ihrem Könige ernannte. Er verließ ſie aber nach Ankunft der Franzoſen unter dem Vorwande, auswärtige Hülfe zu ſuchen, kehrte zwar zurück, ſegelte aber wieder ab, und ſtarb zu London im Gefängniſſe, wohin ſeine Gläubiger, die er nicht bezahlen konnte, ihn gebracht hatten. Die Franzoſen brachten darauf die Einwohner zu einer ſcheinbaren Ruhe, verließen aber die Inſel beim Ausbruche des deutſchen Krieges im J. 1741. Nun brach die Empörung unter verſchiedenen Heerführern wieder aus. Im J. 1755 ernannte der corſiſche Senat den Paſcal Paoli zum General, der die Angelegenheiten ſo gut führte, daß die Genueſer faſt nichts weiter als die Hauptſtadt Baſtia inne hatten und die Hoffnung aufgaben, jemals die Inſel überwältigen zu können. In dem Verdruſſe darüber überließen ſie dieſelbe an Frankreich durch einen Tractat, deſſen Bedingungen nie recht bekannt worden ſind. Frankreich glaubte anfangs, die Unterwerfung Corſica's mit einer geringen Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli that, in der

Hoffnung auf brittiſche Unterſtützung, ſo lebhaften Widerſtand, daß die Koſten dieſer Unternehmung ſchon auf 30 Millionen Livres angelaufen waren, ohne daß die franzöſiſchen Völker bedeutend vorgedrungen wären. Allein nunmehr verſtärkte der Hof dieſelben. England blieb wider Paoli's Hoffnung und des übrigen Europas Erwartung, ganz unthätig bei der Sache, und in den verſchiedenen Gefechten thaten die Corſicaner ſo wenig ihre Pflicht, daß Paoli allen fernern Widerſtand aufgab, und im Junius deſſelben Jahres nach England floh, wo er nachher von einem königlichen Gnadengehalte lebte. Dieſe Erwerbung hat ſeitdem Frankreich weit mehr gekoſtet als eingebracht. Bei der franzöſiſchen Revolution trat die Inſel gleich anfangs als ein beſonderes Departement in die Verbindung des geſammten Frankreichs ein, und hatte auch ihre Deputirten zum Convente geſandt. Paoli, der bis dahin in England ſich aufgehalten hatte, ging nun in ſein Vaterland zurück. Die Hinrichtung des Königs und die Aufhebung aller Religion, die man auch auf die Inſel ausdehnen wollte, erzeugte Mißvergnügen. Die Schreckensmänner in Paris traueten Paoli nicht mehr und verlangten ihn nach Paris hin, wo der Tod ihm gewiß gewesen wäre. Er machte daher das Volk den Britten geneigt, welche den 18. Febr. 1794 landeten, den 22. Mai Baſtia, und den 4. Auguſt endlich auch Calvi eroberten. Nun konnte die Nation leicht bewogen werden, ſich dem brittiſchen Scepter zu unterwerfen. Dieß geſchah in einer allgemeinen Verſammlung der Deputirten der Corſen zu Corte den 18. Jun. 1794, wo Elliot im Namen des Königs ihre Huldigung annahm. Corſica ward nun als ein viertes Königreich conſtituirt, und ihm die Verfaſſung und Geſetze Englands und ein beſonderes Parlament, wie Irland hatte, gegeben. Aber die Engländer blieben nicht lange im Beſitze. Ein großer Theil der Corſen war den Engländern abgeneigt, und die franzöſiſche Partei breitete ſich bald wieder auf der Inſel aus. Es entſtanden Unruhen; verheerende Krankheiten verſchlimmerten die Lage der Engländer, und da die Macht derſelben durch die Beſitznahme von Livorno durch die Franzoſen im J. 1796 in dieſen Gegenden geſchwächt wurde, ſo räumten ſie Corſica wieder. Es iſt ſeit der Zeit mit Frankreich vereint geblieben, und bildet ſeit 1811 ein Departement, nachdem es früher aus den zwei Departements Golo und Liamone beſtanden hatte. Dieſes Departement, deſſen Hauptſtadt Baſtia iſt, koſtet Frankreich weit mehr, als es ihm einbringt. Kurz vor Napoleons Entthronung, der hier geboren iſt, brach auf Corſica eine Empörung gegen Frankreich zu Gunſten Englands aus, die jedoch nicht von weitern Folgen geweſen iſt.

Corſo, eine Hauptſtraße Roms, welche dieſen Namen, wie lange Straßen mehrerer Städte in Italien (z. B. Florenz), von dem Wettrennen der Pferde führt, womit zu Rom ſich jeder Carnevalsabend ſchließt. Der römiſche Corſo iſt etwa viertehalb tauſend Schritte lang (von der Piazza del Popolo bis an den venetianiſchen Palaſt), von hohen, meiſt prächtigen Gebäuden eingefaßt, ſeine Breite aber gegen die Länge der Straße und die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg, ſo daß an den meiſten Orten höchſtens drei Fuhrwerke ſich neben einander bewegen können. Alle Sonn- und Feſttage iſt er belebt. Die vornehme Welt fährt hier etwa eine Stunde vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren. Die Geſandten hatten ſonſt das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf- und niederzufah-

ren. Dieſe Abendſpazierfahrt, die in allen großen italieniſchen Städten brillant iſt, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutſchen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corſo. Jedermann kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden. Das Carneval iſt jedoch der Gipfel jener gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Freuden, und die Zeit, in welcher der Corſo in ſeinem höchſten Glanz erſcheint. Göthe hat eine meiſterhafte Beſchreibung des römiſchen Carnevals und des Corſo in ſeinem Glanze gegeben. dd.

Cortes, die Stände des Königreichs Spanien, unter denen die von Caſtilien, die aus dem hohen Adel, der hohen Geiſtlichkeit, den Ritterorden von St. Jacob, Calatrava und Alcantara und aus den großen Städten beſtanden, den erſten Rang behaupteten. In frühern Zeiten waren die Könige von ihnen ſehr abhängig; ja ſie hatten ſich ſelbſt in den Beſitz des Waffenrechtes geſetzt und übten es nicht ſelten wider den Thron aus. In Arragonien präſidirte ein oberſter Richter aus ihrer Mitte, el Justicia genannt, der die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Unterthanen entſchied und die königliche Gewalt in den conſtitutionellen Schranken hielt. Dem Könige Ferdinand von Arragonien und ſeiner Gemahlin Iſabella von Caſtilien aber gelang es, ſich unabhängiger von den Ständen (las Cortes) zu machen, und als die Caſtilianer es wagten, auf dem, von dem keinen Widerſpruch duldenden Carl V., zu Toledo 1538 gehaltenen Reichstage eine von ihm verlangte außerordentliche Steuer zu verweigern, hob der König auf der Stelle die Verſammlung auf, und weder die Geiſtlichkeit, noch der Adel, ſondern blos die Abgeordneten von 18 Städten wurden ſeitdem zuſammenberufen und nur in den Fällen, wo neue Auflagen bewilligt werden ſollten. Philipp II. ſchränkte 1591 die Vorrechte der Aragonier ein. Nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege nahm Philipp V. den Provinzen, die es mit der öſterreichiſchen Partei wider ihn gehalten hatten, ihre noch übrigen Privilegien. Seit jener Zeit wurden die Cortes nur zur Huldigung des Konigs oder des Prinzen von Aſturien, oder wenn ſonſt etwas wegen der Thronfolge beſtimmt werden ſollte, zuſammengerufen. Als aber Napoleon ſich Spaniens bemächtigen wollte (vergl. d. Art. Ferdinand VII. und Spanien ſeit 1808), berief er eine Junta der Cortes am 14. Jun. 1808 nach Bayonne, um eine neue Conſtitution zu entwerfen. In der letzten Sitzung am 7. Juli ward von ihr die neue Conſtitutions-Acte angenommen, deren 9ter Art. von den Cortes oder der Nationalverſammlung handelt, welche aus 25 Erzbiſchöfen, 25 Adeligen und 122 aus dem Volke beſtehen ſollte. Später verſuchte Napoleon durch das Anerbieten, die Cortes in ihrer vormaligen Würde wieder herzuſtellen, den ſpaniſchen Adel und durch ihn die Nation zu gewinnen; aber auch dieſer Kunſtgriff wirkte nicht. Dagegen verſammelte die hohe Inſurrections-Junta zu Sevilla, welcher Ferdinand vor ſeiner Entſagung hierzu das Recht gegeben, die Cortes im J. 1809. Dieſe beſtanden aus 182 Mitgliedern, welche die Conſtitution vom 18. März 1812 in Cadix unterzeichneten, und eine Regentſchaft errichteten. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. ſtürzte dieſer Monarch, durch die Proteſtation von 69 Mitgliedern (die man jetzt Perſer nennt) dazu vermocht, die Verfaſſung von 1812 um, und die bedeutendſten Mitglieder wurden ins Gefängniß geworfen oder grauſam verfolgt. Ferdinand verſprach zwar 1814, andere Cortes zu berufen; dies geſchah aber erſt im Juli 1820, nachdem ihn Armee und Volk zur Annahme der Conſtitution der Cortes von 1812 vermocht hatten. (S. d. Anhang z. X. Th.)

**Cortez** (Fernando). Dieſer durch die Eroberung von Mexico berühmte ſpaniſche Feldherr war zu Medelin in Eſtremadura im J. 1485 geboren, zog früh die Waffen den Wiſſenſchaften vor und ging 1504 nach Weſtindien. Hier ſtellte ihn Velasquez, Statthalter von Cuba, an die Spitze einer Flotte, die er auf Entdeckung neuer Länder ausſandte. Cortez verließ San Jago am 18. Nov. 1518 mit zehn Schiffen, 600 Spaniern, 18 Pferden und einigen Feldſtücken, um dieſes große Unternehmen zu verſuchen. Er ſegelte längs des mexicaniſchen Meerbuſens hin, nach den Umſtänden den Eingebornen ſchmeichelnd, oder Schrecken durch ſeine Waffen unter ihnen verbreitend. Die Indianer von Tabaſco wurden beſiegt und verloren ihre Stadt. Der Anblick der Pferde, von welchen herab die Spanier fochten, das Krachen des Geſchützes, welches man für Donner hielt, die beweglichen Feſtungen, welche ſie über das Meer gebracht, das Eiſen, womit ſie bedeckt waren, alle dieſe Gegenſtände erfüllten jene zum Theil unkriegeriſchen Völker mit Furcht und Staunen. Cortez zog den 18. Nov. 1519 in die Stadt Mexico ein. Montezuma, der Beherrſcher des Landes, empfing ihn als ſeinen Herrn, und die Einwohner, ſo ſagt man, hielten ihn für einen Gott und einen Sohn der Sonne. Er zertrümmerte die Götzenbilder in den Tempeln, denen man Menſchen opferte, und richtete ſtatt ihrer die Bilder der Jungfrau Maria und der Heiligen auf. Unterdeß machte er immer weitere Fortſchritte in dem Lande, indem er mit mehreren dem Montezuma feindlich geſinnten Caziken Bündniſſe ſchloß, der andern aber ſich durch Gewalt oder Verträge verſicherte. Da aber ein Feldherr dieſes Fürſten auf einen geheimen Befehl die Spanier angegriffen hatte, begab ſich Cortez in den kaiſerlichen Palaſt, ließ jenen Anführer mit ſeinen Offizieren lebendig verbrennen, den Kaiſer aber in Feſſeln legen, und befahl ihm, Carls V. Oberherrſchaft öffentlich anzuerkennen. Der unglückliche Fürſt gehorchte, und fügte zu dieſer Huldigung noch ein Geſchenk von 600,000 Mark reinen Goldes nebſt einer großen Menge von Edelſteinen. Aber Velasquez Eiferſucht wurde durch die Thaten ſeines Stellvertreters ſo rege gemacht, daß er ein Heer gegen ihn ſandte. Cortez ging, verſtärkt durch neue aus Spanien gekommene Truppen, demſelben entgegen, wußte es dahin zu bringen, daß die wider ihn beorderten Soldaten zu ihm übergingen, und bekriegte mit ihnen vereinigt aufs neue die nicht allein gegen die Spanier, ſondern auch gegen ihren eigenen Kaiſer Montezuma, den ſie der Verrätherei beſchuldigten, empörten Mexicaner. Nachdem Montezuma, der durch ſeine Erſcheinung das Volk zu beruhigen gedachte, von den Aufrührern getödtet worden, erfocht Guatimozin, ſein Neffe und Schwiegerſohn, den die Mexicaner als Kaiſer anerkannt hatten, einige Vortheile. Er vertheidigte ſeine Krone drei Monate lang, aber er vermochte nicht, dem ſpaniſchen Geſchütze zu widerſtehen. Nach mehreren auf der See und dem feſten Lande gelieferten Treffen nahm Cortez Mexico wieder ein, welches er zu verlaſſen gezwungen geweſen war. Mehr als 200,000 Indianer hatten ſich ihm zu Ende der Belagerung unterworfen, und im J. 1521 fielen der Kaiſer, die Kaiſerin, die Miniſter und der ganze Hof in die Hände des Siegers. „Wir ſuchen," hatte Cortez ſeinen Soldaten geſagt, „große Gefahren und große Reichthümer; dieſe vermehren unſer Glück, jene aber unſern Ruhm." — Dieſe doppelte Leidenſchaft, beſonders aber die Habſucht, veranlaßte die ſchrecklichſten Grauſamkeiten. Cortez vollendete indeß die Eroberung des Landes und unterwarf Carl V. ein Reich, das größer war als Spanien. Dafür er-

nannte ihn dieſer zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neu⸗Spanien. Allein bald brachen neue Empörungen aus; Cortez ging mit vielen Schätzen nach Spanien zurück. Hier verminderte man ſeine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audiencia von Neu⸗Spanien übertrug. Im J. 1530 aber bekam es ſeinen beſondern Vicekönig. Der über dieſe Veränderungen mißvergnügte Cortez ging inzwiſchen auf neue Entdeckungen aus, und fand 1536 die Halbinſel Californien. Um für ſeine Unternehmung mehr Unterſtützung zu erhalten, ging er nach Spanien zurück, ward aber hier mit Kaltſinn aufgenommen und ſtarb im J. 1547. Cortez war unleugbar ein Mann von großen und ſeltenen Eigenſchaften, unternehmend, tapfer, ſtaatsklug und ausdauernd, aber faſt in gleichem Grade grauſam und treulos.

**Cortona**, eigentlich Pietro Beretini, ein berühmter Mahler und Baumeiſter, nach ſeiner Geburtsſtadt Cortona in Toscana, unter dem Namen **Pietro di Cortona** bekant, iſt 1596 geboren, und lernte erſt bei ſeinem Vater Giovanni, der auch Mahler und Baumeiſter war, dann unter Andreas Commodi und Baccio Ciarpi. Er zeigte anfangs ſo viel Ungeſchicklichkeit, daß ſeine Mitſchüler in Rom ihn mit Spottnamen belegten. Indeß ſtudirte er die Antiken und die großen Meiſter Rafael, Caravaggio, Michel Angelo, und trat unerwartet als Künſtler mit ſeinem **Raub der Sabinerinnen** auf. Er ward bald bekannt; die **Geburt Chriſti** in U. L. F. zu Loretto ſtellte ſeinen Ruf feſt; überall ward er geſucht und beſchäftigt. Er hat den Plafond des großen Saals im Barberiniſchen Palaſte, den **Triumph der Ehre** vorſtellend, gemahlt, ein vollkommen gelungenes Werk und wohl die ungeheuerſte Compoſition, die je ein Mahler ausgeführt. Er bereiſete die Lombardei, den venetianiſchen Staat, Florenz, wo er die Plafonds des Palaſtes Pitti mahlte, und kehrte nach Rom zurück, wo er als Mahler und Architekt in ſteter Thätigkeit war. Große Werke waren ſeine Hauptarbeiten; doch verfertigte er auch, in Augenblicken, wo er vom Podagra befallen war, und keine Gerüſte beſteigen konnte, Staffeleigemählde, welche, obgleich von minderm Werthe als die großen, doch geſchätzt, aber ſelten ſind. Alexander VII. machte ihn zum Ritter des goldenen Sporns, für die gelungene Verzierung des Säulengangs der Kirche della Pace. Er ſtarb 1669, und erhielt ein ehrenvolles Begräbniß in der zu Rom dem heil. Lucas gewidmeten Kirche der Mahler, wo er ſich ſchon durch den zierlichen Altar der heil. Martina verewigt hatte. Cortona war weniger bemüht, die Geſtalt der Dinge ſelbſt, als den Schein ihrer Geſtalt darzuſtellen. Er opferte die Wahrheit dem Gefälligen, das er jedoch nicht immer erreichte. Indeß vergütet er die Fehler der Zeichnung, welche durchaus etwas ſchwerfällig iſt, durch die Fruchtbarkeit einer heitern Erfindung; den holden Reiz, den ſeine jungen weiblichen Figuren athmen (obgleich man ihnen zu viel Aehnlichkeit unter einander vorwirft) und das fröhlich blühende Colorit, die harmoniſch abwechſelnden Farben. Dieſe letzte Eigenſchaft verdient hauptſächlich bemerkt zu werden, da dieſelbe ſein eigentliches Verdienſt iſt, welches weder vor noch nach ihm ein Anderer in dem Maße beſeſſen hat.

**Corunna**, eine ſpaniſche Hafenſtadt an der Nordweſtküſte der Provinz Galizien, auf einer Halbinſel am Eingange der Bai von Betanzos, 8 Gr. 20 Min. 23 Sec. W. L. von Greenwich, 43 Gr. 23 Min. 2 Sec. N. B. Die Stadt wird in die **obere** und **untere** eingetheilt. Die an einem Abhange liegende obere Stadt iſt mit Mauern umgeben und durch eine Citadelle vertheidigt, ihre Straßen ſind eng

und ſchlecht gepflaſtert. Die untere Stadt iſt auf einer ſchmalen Landzunge erbaut, und ihre Straßen ſind ſowohl breiter, als reinlicher. Das Arſenal und ein alter äußerſt hoher Thurm ſind die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten. Die Bevölkerung beträgt nicht über 4000 Menſchen, mit Ausſchluß des Militärs und der Marine. Der Generalcapitän, der Provinzialintendant, und der hohe Gerichtshof des Königreichs Galizien haben hier ihren Sitz. Der halbmondförmige, mit einem ſchönen Quai verſehene Hafen iſt geräumig und ſicher. Die Einfahrt wird von den beiden Caſtellen St. Martin und St. Cruz, und den beiden Forts St. Amora und St. Anton vertheidigt. Das letztere iſt auf einem, von den Wellen umgebenen, Felſen, angelegt und dient zugleich als Staatsgefängniß. Auf einem hohen Berge, ungefähr eine Stunde von der Stadt, iſt ein Leuchtthurm, deſſen Flamme 15 deutſche Meilen weit geſehen wird. Corunna iſt ſo zu ſagen das Hauptpoſtamt zwiſchen Spanien und den Colonien. Alle Monate ſegelt von hier ein Packetboot nach der Havannah, welches auf Portorico anzulegen pflegt. Ein anderes geht alle zwei Monate nach Buenos Ayres, Chili, Peru und den Philippinen. Eben ſo wechſeln monatlich die engliſchen und ſpaniſchen Packetboote zwiſchen Falmouth und Corunna. Seitdem der Handel mit Amerika auch von Privatleuten betrieben werden darf, hat das hieſige Geſchäft ſich außerordentlich gehoben. Am 16. Jan. 1809 griff unweit Corunna der franzöſiſche Marſchall Soult die ſich zurückziehenden Engländer unter General Moore an; aber ungeachtet der Letztere das Leben durch eine Canonenkugel verlor, gelang es den Franzoſen doch nicht, die Einſchiffung der Engländer zu hindern.

**Corvette** nennt man ein kleineres, ſehr ſchnell ſegelndes Schiff, das nur 16 bis 18 Canonen führt. Da ſie ſchnell ſegeln, ſo werden ſie zu Jagden von Kauffahrteiſchiffen u. ſ. w. gebraucht.

**Corvetto** (Graf), geboren zu Genua, war anfangs Advocat in dieſer Stadt, ſchloß ſich 1795 an die Partei an, welche den Umſturz der alten Verfaſſung wünſchte, pries die Vorzüge der franzöſiſchen Revolution und reizte ſeine Landsleute an, das Einrücken des Heeres unter Bonaparte nach Italien zu begünſtigen. Bei der Gründung der neuen liguriſchen Republik wurde er zu einem der drei Directoren ernannt. Er verwaltete dieſes Amt bis zur Einverleibung Liguriens in das franzöſiſche Reich 1805, ging dann nach Paris, wo er zum Staatsrath ernannt wurde und vom Kaiſer viele Beweiſe des Vertrauens und der Achtung erhielt. Bei Wiederherſtellung des Königthums wurde Corvetto, der naturaliſirt worden, in den Staatsrath gerufen. Als Bonaparte von Elba zurückgekehrt war, ernannte dieſer ihn ebenfalls zu ſeinem Staatsrath; er nahm aber ſeinen Platz nicht ein, ſondern zog ſich ſeiner Geſundheit wegen aufs Land zurück. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat Corvetto wieder in Thätigkeit, ward im Juli 1815 Mitglied der Commiſſion zur Regulirung der von den Alliirten gemachten Requiſitionen, und bald darauf Finanzminiſter. Als ſolcher hat er große und durchgreifende Maßregeln ins Werk geſetzt, namentlich durch große Anleihen den Bedürfniſſen Genüge geleiſtet, und iſt deshalb zwar viel und heftig getadelt worden, hat aber nichts deſto weniger vielleicht den beſten Weg damit eingeſchlagen.

**Corviſart des Marets** (Baron Jean Nicolas), ehemaliger Leibarzt Napoleons, iſt zu Dricourt in Vermandois geboren. Nachdem er Docent bei der mediciniſchen Facultät zu Paris geweſen, ward er zum Armenarzt in dem Kirchſpiel St. Sulpice ernannt. In dieſem Amte erwarb er ſich den Ruf eines trefflichen ausübenden Arztes. Im

Jahre 1788 ward er als Arzt bei dem Charitéhoſpital angeſtellt. Er ſetzte hier den von ſeinem Vorgänger Desbois de Rochefort angefangenen cliniſchen Unterricht fort, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß man ihn als den eigentlichen Begründer der Clinik in Frankreich anſehen kann. Bei den neuen mediciniſchen Schulen ward er daher auch zum Profeſſor der Clinik ernannt; im J. 1797 erhielt er den Lehrſtuhl der Medicin am College de France. Er gilt mit Recht für einen der geſchickteſten Practiker unter den franzöſiſchen Aerzten ſeiner Zeit. Bonaparte, den er als erſten Conſul bei einem zurückgetretnen Ausſchlag behandelte, ernannte ihn zum Gouvernementsarzt. Als Mitglied des Inſtituts trat er auf Befehl des Königs 1816 in die Akademie der Wiſſenſchaften. Er hat verſchiedene Schriften, worunter die meiſten Ueberſetzungen ſind, geliefert.

**Cosmiſch**, was auf das Weltgebäude und die Sonne insonderheit Bezug hat, z. B. ein Stern geht cosmiſch, d. h. mit der Sonne zugleich auf und unter.

**Cosmo I.** von Medici, ſ. **Mediceer**.

**Cosmogonie**, die Lehre von der Entſtehung der Welt; **Cosmologie**, die Wiſſenſchaft der Welt im Allgemeinen.

**Coſſé** (Charles de), bekannter unter dem Namen „Marſchall von Briſſac, war der Sohn des René de Coſſé, Herrn von Briſſac in Anjou, Oberfalkenmeiſters von Frankreich. Er diente mit vielem Glücke in den neapolitaniſchen und piemonteſiſchen Kriegen und zeichnete ſich vorzüglich aus in der Schlacht bei Perpignan (1541), der er als Oberſter der franzöſiſchen Infanterie beiwohnte, und wo er mit einem Pikenſchlage verwundet wurde. Der Dauphin Heinrich von Frankreich rief voll Bewunderung ſeines Muthes aus: „Wäre ich nicht der Dauphin von Frankreich, ſo möchte ich Briſſac ſein!“ Als nachheriger Befehlshaber der leichten franzöſiſchen Cavallerie ſtand er ſeinem Poſten mit ſolcher Auszeichnung vor, daß die erſten Edelleute des Reichs und ſelbſt die Prinzen in ſeiner Schule ſich für den Krieg bildeten. Als Kaiſer Carl V. 1543 Landrecy belagern wollte, warf Briſſac ihn drei Mal zurück und vereinigte ſich, trotz der Ueberlegenheit des Feindes, mit Franz I., der mit ſeinem Heere bei Vitry ſtand. Der Monarch ſchloß ihn in ſeine Arme, ließ ihn aus ſeinem eigenen Pokale trinken und machte ihn zum Ritter ſeines Ordens. Nach mehreren andern großen Thaten, wofür er durch die Würde eines Großmeiſters der Artillerie von Frankreich belohnt worden war, ſandte ihn Heinrich II. als Botſchafter an den Kaiſer, um den Frieden zu unterhandeln. Hier bewies er ſich als einen guten Politiker, und erwarb ſich dadurch das Gouvernement von Piemont und den Marſchallsſtab von Frankreich (1550). Als Gouverneur der Picardie ging er nach Frankreich zurück und leiſtete dieſer Provinz die wichtigſten Dienſte. Briſſac war klein und äußerſt fein und zart gebaut, die Damen nannten ihn nur „den ſchönen Briſſac.“ Man ſagt, daß die Herzogin von Valentinois ihm ihre beſondere Gunſt geſchenkt, und daß Heinrich II. ihn blos aus Eiferſucht zum Lieutenant-General in Italien ernannt habe. Man erzählt ſich eine Menge Züge zu ſeinem Lobe, von denen wir hier einige ausheben. Franz, Herzog von Guiſe, ließ es dem Briſſac in Piemont an Allem fehlen. Der Marſchall beklagte ſich darüber ohne Hehl und mit Feſtigkeit in einem Briefe an den König, welcher unvorſichtig genug war, ihn ſeinem Lieblinge zu zeigen. Dieſer ſandte auf der Stelle einen ſeiner Vertrauten in das Lager zum Marſchall, um denſelben zu dem Vorgeben zu vermögen, daß er einen von ſeinen Secretären

entworfenen Brief, ohne ihn zu leſen, unterzeichnet habe. Der Abgeſandte erſchöpfte alles Mögliche, um den Marſchall zu bewegen; doch unerſchüttert war die feſte Geradheit des großen Mannes. „Mein Freund," ſprach er, „ich kenne am Hofe nur einen Protector, der iſt der König; es bedurfte keiner ſo weiten Reiſe, um mir einen ſolchen Vorſchlag zu thun. Ich habe meinen Brief wohl geleſen, ehe er abgegangen iſt; auch erinnere ich mich ſeines Inhalts recht gut, und genehmige ihn heute noch." Einem Officier verſagte er einſt die Erlaubniß, den Winter in der Provinz zuzubringen. Der Officier reiſete ohne Urlaub und ward dafür von Briſſac für unfähig zu dienen, und des Adels für verluſtig erklärt. Einige Damen am Hofe, die dieß Urtel zu hart fanden, drangen in den König, es zu caſſiren. Der König wandte ſich bittend an den Marſchall, dieſer aber antwortete ihm kurz: „Sire! Ihnen geſchah die Beleidigung, Sie können ſie alſo auch verzeihen. Wenn Eure Majeſtät dieſe Verletzung Ihres Dienſtes gut heißen will, ſo kann ich nichts dagegen haben." Als er bei der Belagerung von Vignol am Montferrat ſich in Schlachtordnung geſtellt hatte, um Sturm zu laufen, zieht ein junger Menſch, Baſtard aus dem Hauſe Roiſſy, den Degen, ehe noch das Zeichen zum Losbrechen gegeben iſt, ſtürzt ſich auf die Breſche, wirft alles vor ſich her nieder, indem er die Spanier durch ſo viel Kühnheit in ſtaunende Beſtürzung ſetzt, und entſcheidet die Einnahme des Platzes. Dieſer Heldenmuth konnte jedoch nicht verhindern, daß man Kriegsrecht über ihn hielt und ihn einſtimmig zum Tode verurtheilte. Da ſprach der Marſchall Briſſac zu dem kühnen Jünglinge: „Mein Freund, das Geſetz hat dein Betragen gerichtet; ich will gütig ſein, aus Rückſicht auf die Triebfeder. Ich ſpreche dich los, und um die Unerſchrockenheit, die du gezeigt haſt, zu ehren, gebe ich dir dieſe goldene Kette; trage ſie als Zeichen meiner Liebe. Mein Stallmeiſter wird dir ein Pferd und Waffen geben; denn du ſollſt ſtets an meiner Seite fechten." Als die ſiegreiche Armee von Piemont unter Briſſac reducirt wurde, traten die darüber aufgebrachten Soldaten in der erſten Aufwallung vor Briſſac mit der Frage: „wo finden wir nun Brot, General?" Bei mir, meine Kinder, ſo viel als es dort geben wird!" antwortet er. Da kamen aber auch Handelsleute, welche, auf Briſſacs Wort, der Armee bedeutende Vorſchüſſe gemacht hatten und baten ihn auch für ſie zu ſorgen. Sogleich gab er zu ihrer Unterſtützung alles her, was er ſelbſt hatte und ging mit ihnen an den Hof, um ihre gerechten Anſprüche für ſie geltend zu machen. Als er aber die Guiſen, welche damals die Allmächtigen in Frankreich waren, es nur bei einer ſehr unfruchtbaren Theilnahme am Schickſale der Armen bewenden ließen, wandte Briſſac ſich an ſeine Gemahlin: „Sehen Sie hier, Madame, Leute, welche ihr Glück auf meine Zuſicherung gebaut haben; der Miniſter bezahlt ſie nicht und ſo ſind die Unglücklichen verloren. Wie, wenn wir nun die Vermählung unſerer Tochter, die wir jetzt vorhaben, bis auf ein ander Mal verſchöben, und die beſtimmte Mitgift zur Rettung dieſer Menſchen verwendeten?" Die Marſchallin war nicht weniger großmüthig und hochgeſinnt als ihr Gemahl. Mit ihrer Einwilligung nahm er die Mitgift ſeiner Tochter, lieh noch einige Summen dazu, und bezahlte den Kaufleuten die eine Hälfte baar, indem er ihnen für die andere hinlängliche Sicherheit gab. Bewundert als Held ſeiner Zeit verehrt als edler Menſch ſtarb Briſſac am 31. Dec. 1563 zu Paris.

Coſter (Johann Lorenz), war zu Harlem gegen das Jahr 1370 geboren. Sein Name glänzt in den Jahrbüchern der Buchdruckerei,

deren Erfindung die Holländer ihm zuſchreiben. Doch gründet dieſe Behauptung ſich eben nicht auf die ſicherſten Beweiſe, und es waren, nach der Anwendung dieſer Kunſt zu Mainz, bereits 130 Jahre verfloſſen, als es der Stadt Harlem einfiel, die Erfindung derſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen. Auch vermag ſie den bekannten und gewiſſen Thatſachen, den ſprechenden unzweideutigen Beweiſen, welche dieſe Ehre der Stadt Mainz zuſichern, nichts als dunkle Sagen, Erzählungen alter Leute, Geſchichtchen und Muthmaßungen, ja nicht eine einzige typographiſche Urkunde, die ſich als Coſters Eigenthum beweiſen ließe, entgegenzuſetzen. Alles, was man Harlem zugeſtehen kann, iſt, daß ſie eine der erſten Städte war, wo die Holzſchneidekunſt ausgeübt worden iſt, durch welche man auf die Idee kam, Bücher in Holzplatten zu ſchneiden und abzudrucken, bis man bewegliche Lettern aus Holz und endlich aus Metall gegoſſen erfand. Doch iſt es noch zu beweiſen, daß dieſe Idee zuerſt in Harlem empfangen und ausgeführt worden ſei; vielmehr iſt es ganz außer Zweifel geſetzt, daß Guttenberg gleich anfangs in Straßburg und ſodann in Mainz mit beweglichen hölzernen Lettern gedruckt hat, und daß die gegoſſenen zu Mainz von Schöffer erfunden worden ſind. Der gelehrte Meermann, Rath und Penſionär von Rotterdam, warf ſich jedoch im Eifer für den Ruhm ſeines Vaterlandes zum Vertheidiger jener Behauptung auf; er that dieß in einer Schrift (Origines typographicae, Haag, 1765, 2 Bde. in 4.) mit eben ſo viel Scharfſinn als Gelehrſamkeit, und man kann wohl ſagen, daß eine ſchlechte Sache nie beſſer vertheidigt worden iſt. Auf dem Stadthauſe zu Harlem ſteht Coſters Statue in Seide gehüllt, und in einem ſilbernen Kiſtchen verwahrt man das Speculum salutis, deſſen Druck ihm die Holländer zuſchreiben. Ueber der Thür des Hauſes, das er bewohnt hat, ſind vier lateiniſche Verſe von Schrevelius eingehauen, deren zwei letzte nicht weniger ſagen wollen, als das die Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Coſter ſo ſicher ſei, als das Daſein Gottes. Coſter ſtarb um das Jahr 1440. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunſt.)

Coſter (Samuel), der Stifter des amſterdamer Theaters. Sein Geburtsjahr iſt ungewiß; eben ſo das Jahr ſeines Todes. Er practicirte als Arzt in Amſterdam, und war als ſolcher über 50 Jahre in dem dortigen Hoſpitale unentgeldlich thätig. Dabei widmete er ſich dem Dienſte Thaliens und Melpomenens. Man hat von ihm 5 Luſtſpiele und 6 Tragödien. Sein erſtes dramatiſches Werk ſind die ländlichen Ergötzlichkeiten, ſein letztes, das Trauerſpiel Polyrena, jenes erſchien 1615, dieſes 1644. Seine Iphigenia (1626 erſch.) machte das meiſte Aufſehen. — Dramatiſche Vorſtellungen wurden damals in Amſterdam erſt ohne Bezahlung und dann für einen gewiſſen Preis zum Beſten der Armen gegeben. Coſter ſtiftete um dieſe Zeit eine Geſellſchaft unter dem Namen Akademie, welche die Bildung der holländiſchen Sprache und Dichtkunſt zum Zwecke hatte, aus welcher ſich 1617 die förmliche Errichtung eines Theaters, obgleich noch unter dem Namen Akademie, entwickelte. Coſter fand von Seiten der Geiſtlichkeit viele Schwierigkeiten, aber vom Magiſtrat auch einige Unterſtützung. Dieſer räumte ihm ein Local auf der Kaiſersgracht ein. Es wurde ein paſſendes Brettergebäude aufgeführt. Coſter ſchloß mit dem Waiſenhauſe einen Contract ab. Dieſes übernahm alle Koſten der neuen Unternehmung gegen ein Drittel des Gewinnſtes, und überließ die zwei andern Drittel dem

Unternehmer. Im Jahre 1638 verwandelte ſich das bretterne in ein ſteinernes Haus, und die Akademie in ein Theater. Coſter hat, außer dem Verdienſte der Errichtung dieſes Theaters, noch das, die abgeſchmackten mimiſchen Darſtellungen der alten Rhetoriker verdrängt und dem guten Geſchmacke die Bahn gebrochen zu haben.

Coſtnitz, Coſtanz oder Conſtanz, die Hauptſtadt des Seekreiſes im Großherzogthume Baden, am Conſtanzer oder Bodenſee, und zwar auf dem Puncte, wo der Rhein den oberen und unteren See mit einander verbindet; 26 Gr. 48 Min. O. L., 47 Gr. 36 Min. 10 Sec. N. B. Die Stadt und ihre beiden Vorſtädte ſind theilweiſe befeſtigt, und im Verhältniſſe zu der geringen Zahl von 4450 Einwohnern ungemein weitläuftig. Die alte biſchöfliche Reſidenz und die Kathedralkirche enthalten viele ſchöne Denkmähler gothiſcher Sculptur und Architectur. Eine Brücke über den Rhein verbindet die Stadt mit den Vorſtädten am gegenſeitigen Ufer. Conſtanz iſt in der Kirchengeſchichte merkwürdig durch das berühmte Concilium, welches von 1414 bis 1418 daſelbſt gehalten wurde. Der Kaiſer, der Papſt, 26 Fürſten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbiſchöfe, 91 Biſchöfe, 600 Prälaten und Doctoren, und gegen 4000 Prieſter erſchienen auf dieſer Verſammlung, zu welcher die Zerrüttungen und Streitigkeiten in Kirchenſachen die Veranlaſſung gaben. 72 Jahre hindurch, von 1305 bis 1377 hatten die Päpſte in Avignon ihre Reſidenz gehabt, als endlich Gregor XI. ſie 1378 wieder nach Rom verlegte, aber gleich darauf ſtarb. Da nun die italieniſchen und franzöſiſchen Cardinäle ſich über den zu wählenden Papſt nicht vereinigen konnten, ſo wählte jede Partei einen eigenen, ſo daß durch dieſe Wahl zweier Päpſte vierzig Jahre lang ein Schisma entſtand; ja, als Kaiſer Siegmund 1411 den Kaiſerthron beſtieg, gab es ſogar drei Päpſte, welche einander wechſelsweiſe in den Bann thaten. Um dieſen Unordnungen und der Verbreitung der Lehre des Huß ein Ende zu machen, reiſete Kaiſer Siegmund in Perſon nach Italien, Frankreich, Spanien und England, und berief (wie Kaiſer Maximilian I. im Scherze zu ſagen pflegte, als des römiſchen Reichs Büttel) eine allgemeine Kirchenverſammlung zuſammen. Auf dieſer wurden Wiclefs und Huſſens angebliche Ketzereien verdammt, und dieſer, des ihm gegebenen kaiſerlichen ſichern Geleits ungeachtet, am 6. Juli 1415, ſein Freund und Gefährte, Hieronymus von Prag, aber am 30. Mai 1416 zum Scheiterhaufen verurtheilt und verbrannt. Nachdem man durch dieſe doppelte Hinrichtung der Verbreitung der Ketzereien hinlänglich vorgebaut zu haben glaubte, ſchritt man zur Abſetzung der drei Päpſte. Johanns XXII. (oder auch XXIII.) Gregors XII. und Benedicts XIII. Johann, der ſelbſt auf dem Concilio gegenwärtig war, mußte in ſeine Abſetzung willigen. Zwar entfloh er in Soldatenkleidern, mit Hülfe Herzogs Friedrich von Oeſterreich, der darüber in Acht und Bann fiel und einen großen Theil ſeiner Länder verlor; allein endlich unterwarf ſich Friedrich, lieferte Johann ſelbſt an das Concilium und ins Gefängniß, und dieſer ließ ſich endlich mit der bloßen Cardinalswürde begnügen. Eben dies that Gregor XII., der jedoch ſelbſt reſignirte. Benedict XIII. behielt zwar noch einige Zeit in Spanien den päpſtlichen Titel, wurde aber nicht geachtet. Dagegen wurde Martin V. als rechtmäßiger Papſt gewählt. Siegmund glaubte nun eine gänzliche Verbeſſerung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papſt wider des Kaiſers Willen ſich nach Italien begab, ging die

ganze Kirchenverſammlung auseinander, ohne daß der Zweck derſelben erreicht worden war. Dies geſchah erſt im Jahre 1531 auf dem Concilium zu Baſel, auf welchem man den Papſt den Ausſprüchen eines Conciliums unterwarf, und Huſſens Anhängern den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten erlaubte. — Noch zeigt man den Reiſenden die Halle, wo ſich das Concilium verſammelte (jetzt eine Markthalle), die Stühle, auf denen der Kaiſer und der Papſt geſeſſen, das Haus, wo Huß gefangen genommen ward, und wo ſein Bruſtbild noch zu ſehen iſt, ſeinen Kerker im Dominikanerkloſter, ſeine Statue, die der Domkirche zur Stütze dient, und im Schiff der Kirche eine Meſſingplatte, auf der Stelle, wo der ehrwürdige Märtyrer ſein Todesurtheil ableſen hörte.

Coſtume, das bei einzelnen Perſonen oder ganzen Gemeinheiten, Nationen und Zeitaltern in Sitten, Gebräuchen, Lebensart Uebliche. Die Kenntniß und Beobachtung deſſelben iſt ein wichtiger Punct für bildende Künſtler und Schauſpieler. Man macht an den bildenden Künſtler mit Recht die Anfoderung, daß er bei Darſtellung von Perſonen aus verſchiedenen Völkerſchaften das Eigenthümliche derſelben in der ganzen körperlichen Beſcheffenheit, der National-Phyſiognomie, Geſichtsfarbe u. ſ. w. richtig beobachte; damit aber jener Eindruck bei dem Kundigen nicht geſtört werde, ſoll er auch alle Nebenbezeichnungen der Kleidung, des Schmuckes, der Wohnungen, Geräthſchaften Waffen u. ſ. w., der Nation und Zeit gemäß darſtellen. Eben ſo wenig, als er in einer Scene, die in Rußland vorgeht, Palmen und Tiger in die Umgebung bringen darf, ſoll er den Amerikanern Turbans, den Römern, die Carthago belagern, Kanonen geben, und die Morgenländer am Tiſche ſitzend mit Meſſer und Gabel ſpeiſen laſſen. Daß die älteren und ſelbſt die berühmteſten Mahler der neueuropäiſchen Schulen ſich öftere Verletzungen des Coſtums haben zu Schulden kommen laſſen, iſt nicht zu leugnen; nirgends aber ſind dieſe Verletzungen größer geweſen, als auf der Bühne. Griechiſche, türkiſche und peruaniſche Prinzeſſinnen traten da auf in einem langen goldgeſtickten Sammetmantel, Merope und Cleopatra mußten ſich in einen Reifrock ſtecken, Medea und Phädra franzöſiſch coeffiren laſſen, ſelbſt Bäuerinnen ſteckten in Wallfiſchrippen, und ein Held kam eben aus der Schlacht in einem Steifrocke, an dem kein Fältchen in Unordnung gekommen war. Von Lecain und Mademoiſelle Claire ſagt man, daß ſie zuerſt, vom Comte de Leuragais unterſtützt (der auf Theaterveränderungen allein 20,000 Livres wandte), das Coſtume auf der Bühne eingeführt hätten; allein ihre Reform machte eigentlich nur erſt einen kleinen Anfang. Blos das Allergröbſte ſchafften ſie bei Seite, führten für Scythen und Sarmaten das Tigerfell, für Aſiaten türkiſche Tracht ein, im Uebrigen blieb es beim Alten. Wie um die Tracht, ſo ſtand es um die übrige Decoration der Bühne, und noch iſt es nicht lange her, daß Semiramis aus einem Palaſte mit corinthiſchen Säulen hervortrat in einen Garten, in welchem eine ganze amerikaniſche Flora blühte; oder ſie ſaß auf einem Throne, den ein Baldachin a la polonaise überwölbte, die ſie umgebenden Perſonen trugen türkiſche Kleidungen, und ein Stallmeiſter aus den Zeiten der Chevalerie reichte ihr die Hand. In Deutſchland ging es um nichts beſſer. Vor noch nicht gar zu langer Zeit konnte man auch hier die Begleiter des Theſeus mit Allongeperücken und römiſche Soldaten in der Clemenza di Tito mit ſteifen Stiefeln und noch ſteiferen Zöpfen aufmarſchiren ſehen. Indeß haben doch die Deutſchen

zuerſt dieſen Uebelſtand beſeitigt, und einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf das berliner Nationaltheater hat auch in dieſer Hinſicht Madame Hendel-Schütz gehabt; dieſe Künſtlerin, die ſich auch durch ein tiefes Studium des Coſtume auszeichnet, wie die ins kleinſte Detail eingehende Richtigkeit ihrer Draperie beweiſet, war es, die es, zuerſt mit zweifelhaftem Erfolge — denn woran gewöhnten wir uns nicht! — dann aber mit ungetheiltem Beifall belohnt, wagte, in Darſtellung der Ariadne den franzöſiſchen Flitterputz mit der antiken Bekleidung zu vertauſchen, und ſomit das Signal zu einer durchgängig genauern Beobachtung des Coſtume gab. Welche erfreuliche Fortſchritte ſeit jener Zeit gemacht worden ſind, liegt am Tage; wenigſtens iſt überall ein Streben ſichtbar, der Wahrheit möglichſt nahe zu kommen. In Frankreich iſt man ebenfalls nicht zurückgeblieben, und Talma iſt es, der das Coſtume der pariſer Bühne reformirt hat. Was Talma in dieſer Hinſicht für die Bühne, das hat David (der hierin an Vien einen Vorgänger hatte) für die Malerei gethan, und man muß ſeiner Schule eine genaue Beobachtung der Coſtume nachrühmen. Eine der Unterſuchung würdige Frage wäre: Wie weit man hier die Wahrheit der Schönheit aufopfern dürfte? Ein Aufſatz, welcher dieſe Frage in Bezug auf das Theater beantwortet, findet ſich in Müllners Almanach für Privatbühnen, Bd. 2. 1818. Dort wird die poetiſche Correctheit von der wiſſenſchaftlichen unterſchieden, und auf die Fälle hingedeutet, wo dieſe jener nachſtehen muß, theils wegen nöthiger Uebereinſtimmung der äußern Erſcheinung mit dem Geiſte des Gedichts, theils wegen der Verſtändlichkeit und der Vermeidung von Anſtößen für das minder unterrichtete Publicum. Daß es der Kunſt überhaupt freiſtehen muß, das Coſtume, ſo wie die Sprache, zu idealiſiren, ſcheint unleugbar. Ueber das Coſtume haben wir übrigens einige Werke, aber noch kein ganz gutes, erhalten. Dandré Bardon hat ſich nicht an die echten Quellen gehalten; der Traité des costumes von Lens iſt ein allzuſchwacher Verſuch, und Martini's Anmerkungen haben ihn nur um weniger beſſer gemacht. Spalart Verſuch über das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Alterthums, des mittleren Alters und der neueren Zeiten (herausg. von Ign. Albrecht. Wien, 3 Bde. 1796 bis 1799) iſt beſſer, aber auch nicht fehlerfrei; am nützlichſten ſind noch die Recueils des Costumes antiques von Rocheggiani und Willemin, aber nicht das Ganze umfaſſend. Es bleibt demnach dem Künſtler nichts übrig, als ſich an die Quellen unmittelbar zu wenden. In Hinſicht auf das Coſtume der Alten ſind es die archäologiſchen Kupferwerke, in Hinſicht des neueren Coſtume Betrachtung der Gemälde aus verſchiedenen Zeiten, Grabſteine, Trachtenbücher, in Hinſicht des Ausländiſchen aber Reiſebeſchreibungen, die ihm zur Erreichung ſeines Zwecks helfen werden. Geſchichte, Alterthümer und Erdbeſchreibung ſind ihm unentbehrliche Hülfskenntniſſe. Für die neuere Zeit und das Ausländiſche hat man die Costumes civils actuels de tous les peuples connus von St. Sauver, und ſeit unſere Dichter mehr als einen dramatiſchen Meridian um die Erde gezogen haben, einige Theatercoſtums, die Costumes et Annales des grands théatrès de Paris und die Theatercoſtums des berliner Nationaltheaters. dd.

Cothurn, eine Art hochgeſchnürte Schuhe, dergleichen Diana und ihre Jagdnymphen hatten, und noch jetzt von Jägern in Italien getragen werden; alſo Jagdſchuhe. Gallenus und Pollux beſchreiben

ſie als hohe Schuhe, bis zur Mitte des Beins reichend, und mit durchgezogenen Riemen feſt umſchnürt, um in rauhen Gegenden bequem laufen und ſpringen zu können. Auch die tragiſchen Schauſpieler trugen dergleichen, vielleicht zuerſt als Erinnerung an die Bacchiſchen Züge, dann — und dies bewirkte Aeſchylus — um den Schauſpieler dadurch zur Heldengröße zu erheben. Er war von dem Jagdcothurn dadurch unterſchieden, daß er eine hohe Korkſohle hatte. Bisweilen bezeichnet der Ausdruck Cothurn die Tragödie ſelbſt, auf dem erhabenen Cothurn einherſchreiten, bedeutet: eine Tragödie darſtellen. dd.

Cotin (Charles), Rath und Almoſenier des Königs, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, geb. zu Paris 1604, verdankt die berüchtigte Celebrität ſeines Namens größtentheils den Satiren Boileau's. Seine Vertheidiger indeß verſichern, daß er nicht ſo verächtlich geweſen, als man glaubt. Es iſt gewiß, daß er Kenntniſſe in der Theologie und Philoſophie hatte, Hebraiſch und Syriſch verſtand und die griechiſchen Schriftſteller ſo fleißig ſtudirt hatte, daß er den Homer und Plato zum Theil auswendig konnte. Auch muß man zugeben, daß die Sammlung ſeiner Gedichte manche recht anmuthige enthält. Man hat oft angeführt, daß der Reim Boileau bewogen habe, den Namen Cotin in ſeine Satiren zu ſetzen; allein dies iſt nicht glaublich. Boileau hatte ſeit lange gerechten Grund, ſich über Cotin zu beklagen, der ihn im Hotel Rambouillet als einen gefährlichen Menſchen, dem nicht zu trauen ſei, geſchildert hatte. Die Spöttereien Boileau's erbitterten ihn noch mehr und er bot alles auf, ihn nieder zu machen, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen. Der Ruf, in welchem er damals ſtand, ſein Anſehn bei Hofe, ſein Titel und ſein Vermögen ſchienen ihm die Mittel dazu an die Hand zu geben, aber unglücklicherweiſe zogen ihm ſeine Klätſchereien einen neuen Feind in Moliere zu, der ihn in ſeinen Femmes savantes unter dem Namen Triſſotin auf die Bühne brachte und dem Spott Preis gab. Man weiß, daß das Sonett an die Prinzeſſin Urania wirklich von Cotin iſt, und daß er über dieſes Gedicht in Beiſein einer ausgewählten Geſellſchaft mit Menage einen Streit gehabt hat, wobei ſich Beide ungefähr dieſelben Artigkeiten ſagten, die Moliere dem Triſſotin und Vadius in den Mund legt. Seitdem zog ſich Cotin zurück oder bekannte ſich wenigſtens zu keiner ſeiner Schriften mehr. Er ſtarb im J. 1682. Seine Werke ſind der Anführung nicht werth.

Cotopaxi, ein ungeheurer feuerſpeiender Berg in den Andesgebirgen der ſpaniſch-ſüdamerikaniſchen Provinz Quito, 11 Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt Quito. Zwiſchen dem Berg Ruminavi, deſſen Gipfel einer unermeßlich hohen Mauer gleicht, und dem mit ewigen Schnee bedeckten Quelendanna. Die beiden Gebirgsketten der Anden ſind hier durch ein langes Thal geſchieden, deſſen Grund 9800 Fuß über der Meeresfläche erhaben iſt, weshalb von dieſer Baſis aus der Cotopaxi und Chimboraço nicht höher als manche Berghörner der Schweizeralpen erſcheinen. Der Cotopaxi, der vollkommen kegelförmig geſtaltet und mit einer ungeheuern Lage von Schnee bis zum Gipfel bedeckt iſt, ſcheint vorzüglich, wenn die Abendſonne ihn beleuchtet, in einem unbeſchreiblich wundervollen Glanze. Dieſe Schneedecke verhüllt dem Auge des Beobachters jede, auch die kleinſte Unebenheit; keine Felſenſpitze, keine Steinmaſſe dringt durch dies Kleid von Eis, und unterbricht die Regelmäßigkeit der coniſchen Figur. Der Form nach gleicht der Gipfel des Cotopaxi dem Zuckerhut, in welchem ſich der Pik von Teyde endigt; allein er iſt ſechsmal ſo hoch, als die Spitze

des großen Vulcans auf Teneriffa. Der Crater iſt mit einem ſchmalen Kranz umgeben, der durch ein gutes Teleſcop wie das Parapet einer Schanze erſcheint; am äußerſten Rande deſſelben zeigen ſich einige Felſengeſchiebe, die, auf ihrer obern Seite ebenfalls mit Schnee bedeckt, in einiger Entfernung wie dunkle Streifen ausſehen. Die große Steilheit dieſes Theils des Kegels, und die heißen Dünſte, welche durch die tiefen Spalten deſſelben ausſtrömen und den Schnee ſchmelzen, werden für die Urſache dieſes Phänomens gehalten. Durch dieſe Spalten wirft der Vulcan bei ſeinen Ausbrüchen Schlacken, Bimſtein, Waſſer und Eisblöcke aus, die mit zerſtörender Geſchwindigkeit zum Rio Nopo und den andern Strömen herabſtürzen, welche dieſem Berge entquellen. A. v. Humboldt beſuchte im J. 1802 den Cotopaxi, und fand die größte Schwierigkeit nur bis zur Grenze des ewigen Schnees zu gelangen. Seiner Behauptung nach dürfte es jeder menſchlichen Anſtrengung unmöglich werden, den Gipfel jemals zu erſteigen. — Der Cotopaxi iſt der höchſte Vulcan der Anden, die in neuern Zeiten Ausbrüchen unterworfen geweſen ſind. Seine abſolute Höhe beträgt 18,868 Fuß über der Meeresfläche. Er iſt der furchtbarſte Vulcan im Königreich Quito und ſeine Ausbrüche die häufigſten; die Schlacken und die Felſenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, und die mehrere Quadratmeilen Landes bedecken, würden zuſammen aufgehäuft einen rieſenmäßigen Berg bilden. Seit kurzem ſpeit er wieder Feuerfluthen und ſtreut Verderben über die herrlichen Thäler, die ihn umgeben. Die merkwürdigſten Ausbrüche ſind die von 1698, 1738, 1742, 1744, 1766 und 1768. Der letzte, von dem wir einige Nachricht haben, iſt der von 1803. Im J. 1698 wurde eine Menge Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bevölkerung das Opfer des vulcaniſchen Ausbruches. 1733 erhoben ſich die Flammen faſt 3000 Fuß über den Gipfel des Berges. 1744 hörte man das brüllende Getöſe des Vulcans in einer Entfernung von mehr als 100 deutſchen Meilen. Am 4. April 1768 war die Menge der ausgeworfenen Aſche ſo groß, daß der Tag in den nahen Städten Tacunga und Hambato bis Nachmittags um 3 Uhr dergeſtalt verdunkelt ward, daß die Bewohner mit Laternen auf der Straße gingen. Dem Ausbruch, welcher im Januar 1803 Statt fand, ging das furchtbar ſchnelle Schmelzen der Schneedecke des Berges voran. Zwanzig Jahre hindurch war dem Crater weder Rauch noch Dunſt entſtiegen, und in einer einzigen Nacht ward das unterirdiſche Feuer ſo thätig, daß bei Tagesanbruch die Außenwände des Kegels von den Flammen erhitzt, nackend und in einer ſonderbar dunklen Farbe ſich zeigten. Der geſchmolzene Schnee ſtürzte ſich in gewaltigen Strömen in die benachbarten Thäler, und verbreitete, jedes Hinderniß wegſchwemmend, weit und breit Verwüſtung und Tod. Humboldt, der ſich damals gerade zu Guajaquil wenigſtens 40 deutſche Meilen in gerader Linie vom Fuß des Berges entfernt aufhielt, verſichert, das donnernde Getöſe des Vulcans bei Tag und Nacht einem ununterbrochenen Artilleriefeuer ähnlich vernommen zu haben.

Cotta (Johann Friedrich), einer der angeſehenſten, kenntnißreichſten und verdienſtvollſten Buchhändler Deutſchlands, iſt 1764 geboren. Er behauptet, ſeine Abkunft bis zu dem alten römiſchen Geſchlecht Cotta, das zur Zeit der Republik blühte, hinaufverfolgen zu können. Nach dem von Otto I. dieſer Familie ertheilten und von Kaiſer Sigismund beſtätigten Adelsbrief kam ſie von Rom nach Mailand und von da nach Oeſterreich und Sachſen. Von Eiſenach, wo ſie zur Zeit der Reformation in großem Anſehn ſtand, kam ein Zweig nach Dresden. Ein

Sprößling deſſelben, der 1640 bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernt hatte, zog nach einigen Jahren nach Tübingen, und gründete dort die noch beſtehende Johann Georg Cotta'ſche Buchhandlung. Unſer Johann Friedrich Cotta erhielt ſeinen erſten Unterricht auf dem Gymnaſium zu Stuttgart. Er war anfangs für die Theologie beſtimmt, wählte aber nachher mit Genehmigung ſeines Vaters den Militärſtand und ſtudirte demnach mit beſonderm Eifer Mathematik. Dieſes Studium ſetzte er in Tübingen unter dem berühmten Profeſſor Pfleiderer fort, der ihm eine Erzieherſtelle bei dem damals vierjährigen Fürſten Lubomirski anbot, die er nach drei Jahren antreten ſollte. Cotta nahm das Anerbieten an und ſetzte mit Rückſicht auf dieſe Beſtimmung ſeine Studien, die er auch auf die Jurisprudenz ausdehnte, fort, beſuchte in Geſellſchaft mit dem berühmten Kupferſtecher Müller Paris, wo er mit den in der Literatur und den Wiſſenſchaften ausgezeichnetſten Männern Frankreichs Bekanntſchaft anknüpfte und den Unterricht der beſten Lehrer in der franzöſiſchen Sprache, der Mathematik, Naturgeſchichte u. ſ. w. genoß. Zugleich hatte er den Vortheil, hier mit einer Menge von Kunſtanſichten vertraut zu werden. Nach ſeiner Rückkehr in Tübingen bot ſich ihm eine vortheilhafte Anſtellung dar; er verzichtete aber darauf, weil er dadurch die Verſorgung ſeiner Schweſter begründen konnte, ließ ſich beim Hofgericht examiniren und ward als Advocat an demſelben angenommen. Die Rechtswiſſenſchaft wurde aber weder practiſch noch theoretiſch von ihm fortgeübt, ſondern alle Zeit und Bemühung den Naturwiſſenſchaften gewidmet. Die Zeit, wo er nach Warſchau gehen ſollte, war inzwiſchen gekommen; aber die Unruhen in Polen ließen ihn ſeine Abreiſe verſchieben, und als er im Begriff war, eine ähnliche Stelle bei den Herren Mallet in Genf anzunehmen, zeigte ſein Vater die entſchiedenſte Abneigung dagegen, und drang in ihn, die ihm angehörige Johann Georg Cotta'ſche Buchhandlung zu übernehmen. Er fügte ſich dem väterlichen Willen und trat auf dieſe Weiſe den 1. Decbr. 1787 ein Geſchäft an, von dem er keine Kenntniß hatte, das ſich in einem Zuſtand des Verfalls befand und zu deſſen kräftiger Emporbringung und Fortführung ihm alle Unterſtützung von Hauſe fehlte. Er hatte unter dieſen ungünſtigen Umſtänden mit Sorgen und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Dreihundert Ducaten, welche ihm die Fürſtin Lubomirski als eine Entſchädigung auszahlen ließ, verſchafften ihm eine weſentliche Erleichterung. Nachdem er ſich mit raſtloſem Fleiß mit dem Gang und der Natur ſeines Geſchäfts bekannt gemacht hatte, beſchloß er, fortan ſeine Unternehmungen von ſich ſelbſt ausgehen zu laſſen. In Verfolg dieſes Grundſatzes entſtand die Allgemeine Zeitung und dieſe bewirkte die Verbindung mit Schiller, der nach und nach Verbindungen mit Göthe und mit ſo vielen andern Gelehrten und Künſtlern vom erſten Range folgten, deren zum Theil claſſiſche Werke er in Verlag nahm. So gelang es ihm, durch Einſicht und Thätigkeit ſeine Handlung zu einer der wichtigſten in Deutſchland zu erheben und ſich neben der Achtung ſeines Vaterlandes auch ein anſehnliches Vermögen zu erwerben. Aber auch an den öffentlichen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes hat Cotta Antheil genommen. Im J. 1799 ging er auf Veranlaſſung der würtembergiſchen Landſchaft nach Paris, wo er gleich nach dem 18ten Brumaire ankam und ſo glücklich war, den Entwurf eines Friedens zu erhalten, dem zufolge Würtemberg gegen 8 Millionen Livres, eine hinlängliche Entſchädigung

an Ländern erhalten und als in Frieden mit Frankreich betrachtet werden ſollte, welche Bedingungen man ſelbſt noch gelten laſſen wollte, als Moreau ſchon bei Hohentwiel ſtand. Eine zweite Reiſe machte Cotta 1811 nach Paris, auf Veranlaſſung eines benachbarten Fürſten. Auf dem wiener Congreß erſchien er unter den Deputirten der Buchhändler, um ihre Sache gegen die Nachdrucker zu führen, wo er jedoch keine reellen Reſultate gewonnen hat. Nach ſeiner Rückkehr vom Congreß ward er zum Repräſentanten beim bevorſtehenden Landtag gewählt. Auf dieſem Poſten gehörte er anfänglich zur Volkspartei, nahm aber ſpäterhin die des Königs, worüber er vielen Anfechtungen ausgeſetzt geweſen iſt. Er erhielt nach dem wiener Congreß den Titel als preußiſcher geheimer Hofrath und der König von Würtemberg hat den Adel ſeiner Familie unter dem Namen Cotta von Cottendorf erneuert. Man vergl. eine umſtändlichere Biographie Cotta's in den Zeitgenoſſen N. XIV.

Cottbus, die Hauptſtadt des gleichnamigen Kreiſes, zur Provinz Brandenburg gehörig, liegt an der Spree, zählt ungefähr 5800 Einwohner, welche theils deutſche und wendiſche Lutheraner, theils Reformirte ſind. Die wendiſche Gemeinde iſt die ſtärkſte. Die vornehmſten Nahrungszweige ſind Material- und Tuchhandel, das Leinenweben und Bierbrauen. Letzteres iſt ſo beträchtlich, daß die Stadt durch einen Aufſchlag von einem Pfennig auf jedes Quart Bier die während des ſiebenjährigen Krieges gemachten anſehnlichen Schulden in neunzehn Jahren hat tilgen können. Noch verdient eine Erwähnung das hieſige Gymnaſium und das Coloniegericht für die hier anſäſſigen ehemaligen Pfälzer und Wallonen. — Der Cottbuſer Kreis hat 20 Q. M. größtentheils ſandigen Bodens, viel Wald, gute Fiſcherei, Viehzucht und gegen 33,000 Einwohner, unter denen viel Wenden ſind. Er iſt ganz von der Lauſitz eingeſchloſſen, wurde im tilſiter Frieden von dem König von Preußen an Sachſen abgetreten, 1813 aber von Preußen wieder in Beſitz genommen.

Cottin (Sophie Riſteau), geb. zu Tonneins im J. 1773, geſt. zu Paris den 25. Auguſt 1807, iſt die Verfaſſerin mehrerer Romane, die ſowohl in Anſehung des Styls, als beſonders wegen des hohen Intereſſe, das ſie einflößen, eine rühmliche Erwähnung verdienen. Clara von Alben, Malwina, Amalie Mannsfield, Mathilde und Eliſabeth oder die Verbannten in Sibirien ſind die Werke, worin die ſchöne Seele der Verfaſſerin, ihre Begeiſterung für die Tugend und ihr gebildeter Geiſt ſich ausſprechen. In Deutſchland hat man dieſe Dichtungen in Ueberſetzungen mit Beifall geleſen, ohne die Verfaſſerin gekannt zu haben.

Cottus, ſ. Centimanen.

Coucy (Renaud, Caſtellan von), war der Held einer tragiſchen Begebenheit, welche die alten Romanendichter (Romanciers) und die Poeten ſehr beſchäftigt hat; auch war er Verfaſſer mehrerer Gedichte. Man hält ihn für den Neffen oder doch für einen Verwandten des Raoul, Herrn von Coucy, mit welchem er auch verwechſelt worden iſt. Eine Handſchrift in franzöſiſchen Verſen auf der königlichen Bibliothek zu Paris, betitelt: Roman des Caſtellan von Coucy und der Dame von Faiel, geſchrieben um das Jahr 1228, und eine Chronik über den nämlichen Stoff von Fouchet, geſchrieben um das Jahr 1380, überliefern uns eine Geſchichte der zärtlichſten Liebe und der empörendſten Grauſamkeit, von der wir hier einen Aus-

zug geben wollen. Renaud, Caſtellan von Coucy, ward gerührt von den Reizen der Gemahlin Auberts de Faïel, Gabriele de Vergy. Das Schloß Faïel lag nicht weit entfernt von Coucy, und beide in der Nähe der Stadt Saint Quentin. Renaud warf ſich mit dem Geſtändniſſe ſeiner Leidenſchaft zu Gabrielens Füßen, ſie wies ihn zurück, aber — nicht für immer. Die Liebenden ſahen ſich mehrere Male ins geheim. So entſtanden unter den Verſicherungen der feurigſten Liebe und den unaufhörlichſten Beſorgniſſen, welche des Gemahls Eiferſucht gebar, Renauds Lieder, von denen uns eine Sammlung aufbehalten iſt, Ausdrücke der glühendſten Leidenſchaft. Die Verpflichtung, zum Kreuzzug ſich zu ſtellen, unterbrach das ſtille Glück der Liebenden. Renaud reiſete ab und ſchiffte ſich zu Marſeille mit Englands Richard ein. Bei ſeiner Ankunft in Paläſtina war Acre ſchon in der Gläubigen Beſitz. Mit Richard ſchlug er an dem glänzenden Tage bei Cäſarea und ſiegte mit ihm bei Ascalon. Aber bei der Vertheidigung eines Schloſſes, wo der König ſein Quartier genommen hatte, traf ihn ein vergifteter Pfeil. Alle Mühe iſt vergebens, alle Kunſt der Aerzte ſcheitert, die Wunde ſcheint unheilbar. Da bittet Renaud, ermattet von Leiden und Sehnſucht, um die Rückkehr in ſein Vaterland. Sie wird gewährt, und bald iſt er auf dem Wege nach der Heimath. Doch ſchon nach einigen Tagen fühlt er die Nähe des wirkenden Todesengels: da ruft er ſeinen treuen Knappen an das Lager, und reicht ihm eine ſilberne Kapſel mit den Geſchenken ſeiner Herrin. „Nimm,“ ſprach er mit bebender Stimme zu ihm, „nimm, und verwahr' es wohl; nach meinem letzten Seufzer ſchließe mein Herz hinein und bring dies Alles der Dame von Faïel.“ Noch fügte er einen Brief hinzu, den er nur mit der äußerſten Anſtrengung zu unterzeichnen vermochte. Er ſtarb, und der treue Diener eilt nach dem Schloſſe von Faïel; ſein Unſtern führt ihn in die Hände des Herrn des Schloſſes. Argwöhniſch läßt dieſer ihn ſtreng durchſuchen und findet bei ihm die letzte Gabe, die letzten Ausdrücke einer unauslöſchlichen Zärtlichkeit. Entbrannt von Wuth, ſinnt er nur auf die fürchterlichſte Rache. „Nimm dieſes Herz,“ ſpricht er zu ſeinem Koch, „bereit' es zu und ſetz' es auf die Tafel meiner Frau!“ Es geſchieht, und Gabriele — ißt davon. „Haben Sie es gut gefunden, dieſes Fleiſch?“ fragt der Gemahl. „O vortrefflich!“ rühmt die Arme. „Das glaub ich gern, erwiederte er, „es muß auch ein köſtliches Gericht für Sie ſein, denn es war das Herz des Caſtellans von Coucy!“ Zur ſchrecklichen Ueberzeugung ſchleudert er ihr den Brief hin, den Renaud ſterbend ihr geſchrieben hatte. Nach dieſer entſetzlichen Mahlzeit wollte die Unglückliche nichts mehr genießen, ſie ſtarb eines freiwilligen Hungertodes. Die Lieder der Liebe des Caſtellans von Coucy ſind in den: „Mémoires historiques sur Raoul de Coucy,“ in 12. Paris, 1781 (in der alten Sprache mit beigefügter Ueberſetzung und alter Muſik dazu) geſammelt erſchienen.

Couliſſen; 1. die Fugen in einem Fenſterrahmen, in denen man das Fenſter oder einen Laden auf- und niederziehen kann; bisweilen 2. ein ſolches Fenſter oder ſolcher Laden ſelbſt; 3. die Flügel auf der Schaubühne, wodurch die verſchiedenen Veränderungen derſelben hervorgebracht werden. Dieſe gehören auf unſern Bühnen zur Scenerie und dem Maſchinenweſen. Auf den Bühnen der Alten hatte man ſie nicht, und es ſcheint, daß die beiden Seitenwände unverändert blieben und eine ganz einfache Verzierung, vielleicht nur einen einfachen Anſtrich von einer nicht ſehr in die Augen fallenden Farbe

hatten, die zu jeder Vorſtellung und jeder Veränderung der Scene paßte. Als man im 16ten Jahrhunderte Schauſpielhäuſer im neuern Europa errichtete, waren dieſe Seitenwände ebenfalls nicht mit beweglichen Maſchinen verſehen. Früherhin, als noch die Myſterien vorgeſtellt wurden, ſaßen an den Seiten in einer eigenen Art von Sitzen die Schauſpieler. So wie daher das Stück anfing, ſahen die Zuſchauer gleich alle ſpielende Perſonen; ſo oft ein Schauſpieler an die Reihe kam, ſtand er von ſeinem Sitze auf, und ſetzte ſich wieder dahin, wenn ſein Auftritt zu Ende war. In ſpäterer Zeit hatte man eine Art Parket zur Seite der Bühne, worauf ſelbſt Zuſchauer gelaſſen wurden, beſonders die Kunſtrichter und witzigen Köpfe der damaligen Zeit. Dieſe hatten Burſche zur Aufwartung, die ihnen Pfeifen und Tabak reichten; denn ſowohl hier als auf den übrigen Plätzen wurde geraucht. Wo dieſer Uebelſtand nicht herrſchte, war doch die Vorrichtung nur kärglich. Man deutete die Aufführung eines Trauerſpiels durch ſchwarze Umhänge der Bühne, und die Veränderungen der Oerter blos durch die Ueberſchrift ihrer Namen an. Nur wenige Hülfsmittel waren da, die Täuſchung der Zuſchauer durch Verzierungen der Bühne zu befördern: ihre Phantaſie mußte ſich meiſtens Ort und Umſtände hinzudenken, und, wie Shakſpeare ſelbſt ſie einmal dazu auffodert, das Fehlende mit ihren Gedanken ausfüllen. Dem italieniſchen Architekten Serlio († 1540) verdanken wir ein Hülfsmittel dieſer Art. Er war es, der an den Seite der Bühne zuerſt Couliſſen ſo aufſtellte, daß ein Raum dazwiſchen blieb, daß man hinter jeder hinweggehen konnte. Hierdurch wurde eine beſſere Beleuchtung möglich, die bis dahin ſehr unvollkommen geweſen war, durch zwei große Kronleuchter, die über der Bühne herabhingen. Jetzt war man in den Stand geſetzt, eine ſolche anzubringen, die ſeblſt nicht ſichtbar war und nur durch ihre Wirkungen geſehen wurde, welche man nach den Umſtänden verſtärken oder ſchwächen konnte. In England wurde dieſe erſt durch Garrik nach ſeiner Rückkehr aus Frankreich eingeführt. Noch ein wichtigerer Zweck aber wurde durch ſie dadurch erreicht, daß man Decorationen auf ihnen anbringen konnte, welche dienten, Ort und Umſtände der dargeſtellten Handlungen auch vor das Auge zu bringen; und mit dieſen Verſinnlichungen, da die Couliſſen bewegliche Maſchinen ſind, ſo oft zu wechſeln, als es die Umſtände erfodern, ſo daß wir durch bloßes Zurückziehen der einen und Vorſchieben der andern uns aus der Straße in das Innere der Wohnungen, von da in Wald, Gebirg, Tempel, Gefängniß u. ſ. w. verſetzt finden. Damit die Täuſchung für die Zuſchauer aber noch mehr befördert werde, müſſen die Couliſſen perſpectiſiſch geſtellt ſein, und einander decken. Hiezu gewähren breite Couliſſen einen beträchtlichen Vortheil, weil alsdann auf jeder einzelnen Couliſſe ein großer Theil der Vorſtellungen perſpectiſiſch gemahlt werden kann, wodurch ſich das Ganze beſſer zuſammen verbindet. Bisweilen hat man die Couliſſen, damit ſie ſich beſſer decken möchten, nach einer ſchrägen Linie geſtellt; hierdurch aber wird die Bewegung derſelben erſchwert. dd.

Coup iſt ein franzöſiſches Wort, deſſen mannichfaltige Bedeutungen nicht hieher gehören, das wir aber erwähnen, weil es nicht ſelten, und beſonders in mehreren ſeiner Zuſammenſtellungen, in der deutſchen Converſation vorkommt. Coup heißt im Allgemeinen: Streich, Schlag, Unternehmen, Ausgang einer Sache. So kann ein Feldherr, ſo kann ein Spieler, jeder in ſeiner Art, einen glücklichen, einen unglücklichen Coup machen. — Coup-de-main, in der Kriegs-

ſprache eigentlich ein Angriff, der nur mit Handwaffen, als Degen, Flinte, Lanze ꝛc., ohne Artillerie, geführt wird. Auch jede plötzliche, kühne, leicht geführte und ſchnell gelungene Unternehmung. Der Ausdruck wird auch uneigentlich auf andere, dieſen ähnliche Fälle des Lebens ausgedehnt. — Coup-d'oeil iſt der ſchnelle Blick, mit welchem ein Menſch alles zum eben vorliegenden Gegenſtande Gehörige auf der Stelle überſieht; ferner Augenmaß, die Fähigkeit, die Größe und Menge gewiſſer Gegenſtände nach dem bloßen Anblick ziemlich richtig anzugeben; endlich auch ſoviel als Ausſicht oder Anſicht. — Coup-de-Théâtre, Theatercoup, eigentlich auf der Bühne eine zu einem beſtimmten Zwecke künſtlich vorbereitete, plötzliche Veränderung, wodurch ein hoher Grad der Ueberraſchung bereitet wird, ſei es in Verwandlung der Decoration, oder im unerwarteten, das Intereſſe beſonders ergreifenden und der Sache eine gewiſſe Richtung gebenden Auftreten oder Gruppiren der Perſonen. Theatercoup wird auch häufig für jede auffallende Handlung gebraucht, wo es gar nicht, oder doch weniger um die Sache, als um den Schein, oder auch darum, mit der Sache auch den Schein zu retten, zu thun iſt. — Coup-d'état, Hauptcoup, iſt eine kräftige, zuweilen gewaltſame Maßregel, die ein Fürſt, ein Staat in außerordentlichen Fällen, wo die gewöhnlichen Mittel nicht zuzureichen ſcheinen, ergreift. Auch eine Handlung, eine Begebenheit, welche einen wichtigen, entſcheidenden Einfluß auf den Staat hat, wie eine Hauptſchlacht, die Einnahme der Hauptſtadt eines Reichs ꝛc. Ueberhaupt alles, was in einer Sache groß, außerordentlich und entſcheidend iſt.

Coupon, ein abgeſchnittenes Stückchen, ein Abſchnitt. Insbeſondere ſind Coupons die den Staatsſchuldbriefen (Staatsobligationen) beigefügten Zinſen- oder Hebungsſcheine, wovon bei jeder Auszahlung einer abgeſchnitten und der auszahlenden Caſſe zum Belege gegeben werden muß. Der Zweck derſelben iſt, Betrügereien und Unterſchleif zu verhüten, weil, wenn ſie nicht ganz genau an den Schuldbrief paſſen, zu dem ſie gehören, ihre Unechtheit ſogleich offenbar wird. Man pflegt ſie auch Zinsleiſten zu nennen.

Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Courant heißt theils Silbergeld oder Münze im Gegenſatze des Goldes, theils wirkliches geprägtes Geld im Gegenſatze der Bankzettel oder des Bankgeldes. Die größern Münzarten nennt man Grobcourant zum Unterſchiede von der ſogenannten Scheidemünze.

Courbette nennt man in der Reitkunſt die künſtlichen bogenförmigen Sprünge des Pferdes, wenn es die beiden Vorderfüße hebt, und faſt zu gleicher Zeit mit den Hinterfüßen nachſetzt.

Cours, der laufende Geldpreis. Wechſelcours heißt bei den Wechſelhändlern (Banquiers) der ſteigende und fallende Preis der Wechſel auf auswärtige Handelsplätze. Die Veränderungen deſſelben ſind aus den Courszetteln zu erſehen, welche auf allen bedeutenden Handelsplätzen wöchentlich von den verpflichteten Wechſelſenſalen auf der Börſe angefertigt werden. Man findet gewöhnlich darüber die Worte Briefe und Geld. Jenes „Briefe" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Courſe Wechſel oder Papiere, wie es genannt wird, anbietet für Geld; dieſes „Geld" zeigt an, daß man zu dem bemerkten Preiſe Geld für Wechſel oder Papiere anbietet.

Court de Gebelin (Antoine), geb. zu Nimes 1724, und geſt. zu Paris am 10. Mai 1784. Sein Vater war Proteſtant, und hatte nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ſich genöthigt

geſehen, Frankreich zu verlaſſen, und ſich in die Schweiz zu begeben. Der junge Gebelin zeigte bald eine unerſättliche Wißbegierde. Sobald er im Stande war, die Schriften der Alten zu leſen, beſchäftigte er ſich unaufhörlich mit ihnen. Beredſamkeit, Geſchichte, Poeſie, kurz, alle Schätze des Alterthums öffneten ſich ihm. Im 12. Jahre riß er durch den Umfang ſeiner Kenntniſſe zur Bewunderung hin. Als er ſeine Studien vollendet hatte, wollte ſein Vater, daß er ſich zum evangeliſchen Geiſtlichen beſtimmen möchte; doch Gebelin verzichtete bald auf dieſe Laufbahn, um ſich ganz ſeinen Lieblingswiſſenſchaften widmen zu können. Naturgeſchichte, Mathematik, todte und lebende Sprachen, Mythologie, Alterthümer, Archäologie, alles ſtudirte und verſchlang er gleichſam. Nach ſeines Vaters Tode ging Gebelin nach Paris. Vorher machte er eine Reiſe nach Languedoc. Dort überließ er einer Schweſter das kleine Erbtheil, das ihm geblieben war, und ſo kam er in der Hauptſtadt an mit nichts, als dem Reichthume ſeines Genies ausgeſtattet. Bald war er mit den intereſſanteſten Menſchen in Berührung. Doch verfloſſen zehn Jahre, ohne daß irgend ein Werk ſeinen Ruhm angekündigt hätte. Während dieſer Zeit ſammelte er Materialien; endlich war der Plan entworfen, und es erſchien „die Urwelt“ (le monde primitif). „Dieſes Werk (ſagt darüber ein Critiker) ſetzt durch die unermeßliche Gelehrſamkeit, die es umfaßt, in Erſtaunen und gereicht, hauptſächlich in Betracht des Genies, welches die Theile, aus denen es beſteht, zu vereinigen gewußt hat, zur größten Ehre der franzöſiſchen Nation.“ Die Urſprache iſt darin erwieſen, entwickelt und niedergelegt; die offenbaren Ungereimtheiten der Mythologie ſind darin berichtigt, und dieſe Perioden der Vorzeit gewinnen unter Gebelins Feder neues Leben. Er gibt darin ein Gemählde der Einrichtungen der erſten Menſchenvereine, ihrer Geſetze und Gebräuche, ihrer Schriftzeichen und ihres Geiſtes. Die franzöſiſche Akademie wußte Gebelins Verdienſte zu würdigen. Um ihm in ſeinem eben ſo nützlichen als koſtſpieligen Unternehmen zu Hülfe zu kommen, geſtand ſie ihm zwei Mal hinter einander den für denjenigen Schriftſteller beſtimmten Preis zu, der im Laufe eines Jahres das ſchätzbarſte Werk drucken laſſen würde. Ein anderes Werk, dem er das Daſein gab, iſt das Muſeum. Uebrigens zeichnet ſich Gebelin in allen Lebensverhältniſſen durch Gutmüthigkeit, Sanftheit und Natürlichkeit ſeiner Sitten aus. „Die Republik der Gelehrten,“ ſagte er, iſt kein Kampfplatz, und unſere Federn ſind keine Fäuſte. Wir wollen uns gegenſeitig achten, lieben, aufklären, und ſtatt uns einander zu unterdrücken, laßt uns in Gemeinſchaft ein Gebäude aufführen, der Wahrheit geweiht, uns anvertraut zur allgemeinen Glückſeligkeit!“ Von einer Krankheit befallen, nahm Gebelin ſeine Zuflucht zu Mesmer, der durch die Anwendung des thieriſchen Magnetismus die Quelle ſeiner Leiden hob. Dies bewog Gebelin, als Vertheidiger Mesmers aufzutreten. dd.

Courten (William), ein berühmter engliſcher Kaufmann und Schiffs-Rheder. Sein Vater war William Courten, ein reicher flamändiſcher Kaufmann, der, um vor Alba's Grauſamkeiten ſicher zu ſein, ſich in London niedergelaſſen hatte. William war 1572 in London geboren, und führte von 1606 an in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Peter den väterlichen Handel mit ſo vielem Glücke fort, daß er bald unermeßlich reich ward. Beide Brüder wurden in den Ritterſtand erhoben. Außer dem gemeinſchaftlichen Handel verfolgte William noch ſeine beſondern Speculationen. Er ließ über 20 Schiffe bauen, und

beſchäftigte mehrere Jahre lang über 1000 Seeleute. Er ſchoß Jacob I. und Carl I. zu verſchiedenen Zeiten bedeutende Summen vor. Aber er erfuhr auch den Wechſel des Glücks. Zwei ſeiner Schiffe hatten 1614 eine wüſte Inſel entdeckt. Courten gab ihr den Namen Barbados (eine der Caraiben), den ſie noch führt, und erhielt 1627 die Erlaubniß vom Könige, dort eine Colonie anzulegen, welche ſich bald anſehnlich vermehrte und ihm neue Reichthümer zuführte. Doch Lord Carlisle entriß ihm dieſen Beſitz 1629 durch Hinterliſt und Gewalt. In Amboina, wo er ebenfalls ein Etabliſſement hatte, wurden ſeine Factore ermordet und ſeine Waaren geraubt. Dadurch ging der beträchtlichſte Theil ſeines Vermögens verloren. Er wandte den Reſt zu einer Speculation nach China an. Doch auch dieſe mißlang. Er war zu Grunde gerichtet, ſtürzte ſich in Schulden, und ſtarb 1663 in völliger Armuth.

Courtine, ein Wall, der zwei Bollwerke (Baſtionen) mit einander verbindet, ein Mittelwall.

Couſtou (Nicolas), geb. zu Lyon am 9. Januar 1658, geſt. zu Paris den 1. Mai 1733 und Guillaume, geb. 1687, geſt. den 22. Febr. 1748 zu Paris, zwei Brüder, machten ſich als Bildhauer berühmt, und gehören unſtreitig zu denen, durch deren Bemühungen in Frankreich unter Ludwig XV. die Sculptur eine edle Richtung erhielt. Dem ältern ſpricht man erhabene Ideen und feinen Geſchmack zu; er zeichnete richtig, gab ſeinen Figuren edle Stellungen, zierliche und edle Gewänder. Vorzüglich geſchätzt wird ſeine Abnehmung vom Kreuze auf dem Hauptaltar der pariſer Cathedrale. Der jüngere Bruder war zugleich ein Schüler des älteren, und kein unwürdiger, weshalb er auch ſeinem Bruder in der Stelle des Directors der Akademie für bildende Künſte folgte. Von ihm wird vornehmlich geſchätzt das Grabmahl für den Cardinal du Bois in der Kirche St. Honoré. Ihn übertraf jedoch ſein älteſter Sohn, der ebenfalls Guillaume hieß (geb. zu Paris 1716, geſt. daſ. 1777), und welchem Joſeph II. bei ſeiner Anweſenheit zu Paris eigenhändig den St. Michaelorden anlegte. Die Statuen der Venus und des Mars, die er 1769 für den König von Preußen in mehr als natürlicher Größe gearbeitet hatte, erwarben ihm allgemeine Bewunderung; ſein in der Cathedrale der Stadt Sens errichtetes Grabmahl des Dauphins und der Dauphine, der Aeltern Ludwigs XVI., trägt den angemeſſenen Charakter majeſtätiſcher Einfalt.

Cowley (Abraham), 1618 zu London geboren, fand als Kind ſo viel Vergnügen an Spencers Fairy Queen, daß er ſich dadurch früh, und, wie er ſich ausdrückt, unwiderruflich zum Dichter beſtimmen ließ. Er beſuchte die Weſtminſterſchule, und zeichnete ſich bald durch Fleiß, Wißbegierde und Talente vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Kaum hatte er im J. 1643 in Cambridge den Grad eines Magiſters der freien Künſte angenommen, als er durch Cromwell von Cambridge vertrieben ward. Er nahm nun ſeine Zuflucht nach Oxford, und machte daſelbſt ſeine Satire, the Puritan and the Papiſt, bekannt. Sein Eifer für die Sache des unglücklichen Carls I., ſeine Kenntniſſe und ſein Witz erregten bald die Aufmerkſamkeit mehrerer Häupter der königlichen Partei, beſonders des Lords Falkland, der ihn der Königin als einen zu Geſchäften brauchbaren Jüngling ſo dringend empfahl, daß ſie ihn, als ſie ſich genöthigt ſah, England zu verlaſſen, mit ſich nach Paris nahm und zu ihrer geheimen Correſpondenz gebrauchte. In dieſer ehrenvollen Verbindung blieb er zwölf

Jahre, nach deren Verlauf er nach England zurück geſchickt wurde, um unter dem Scheine des Privatlebens Gelegenheit zu finden, ſich von dem Zuſtande ſeines Vaterlandes zu unterrichten. Sich ſeiner treu geleiſteten Dienſte und Fähigkeiten bewußt, machte er ſich bei der Wiederherſtellung der Regierung Hoffnung zu einer anſehnlichen Beförderung, ſah ſich aber getäuſcht. Gekränkt darüber, begab er ſich nach Chertſey in Surrey, erhielt zwar nachher einige Unterſtützung, genoß ſie jedoch nicht lange, denn er ſtarb bereits 1667. In der Weſtminſterabtei neben Chaucer und Spencer begraben, erhielt er auf ſeinem Denkmahle die ehrenvollen Beinamen: Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. In ſeinen Gedichten herrſcht eine große Abwechſelung des Styls und der Empfindung, und ſie erheben ſich von tändelnder Leichtigkeit bis zu Schauer erweckender Größe. Seine Ode on wit iſt vortrefflich, und ſeine Ballade, the Chronicle, nennt Johnſon a composition unrivalled and alone.

Coxe (William), berühmter engliſcher Reiſender und Geſchichtſchreiber, iſt in London 1747 geboren. Er wurde in Eton erzogen und beſuchte dann Cambridge. Nach Vollendung ſeiner Studien begleitete er nach und nach als Führer mehrere junge Männer aus den erſten engliſchen Familien auf ihren Reiſen durch Europa, namentlich einen Grafen Pembroke, den nachmaligen großen Parlamentsredner Whitbread, und den Marquis von Cornwallis. Dieſen Reiſen haben wir die als claſſiſch betrachteten Reiſebeſchreibungen durch die Schweiz (1779) und durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark (1784 bis 1792) zu verdanken, welche faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt worden ſind. Als Geſchichtſchreiber machte er ſich zuerſt durch ſeine Memoiren über Sir Robert Walpole (1798) bemerkbar; ihm folgte die über Horatio Lord Walpole (1802). Dann gab er ſeine claſſiſche Geſchichte des Hauſes Oeſterreich (1807, deutſch von Dippold und Wagner in vier Bänden, 1817, Preis 10 Rthlr.) heraus, und endlich ſeine Denkwürdigkeiten der Könige von Spanien aus dem Hauſe Bourbon von 1700 bis 1788 (3 Bde. 4. 1813), mit denen er ſeine lange und ehrenvolle literariſche Laufbahn geſchloſſen zu haben ſcheint.

Coypel. Unter dieſem Namen exiſtirte in Frankreich eine ganze Mahlerfamilie; man muß daher mehrere wohl von einander unterſcheiden. 1. Noel (Natalis) Coypel, der Vater, geb., ungewiß ob zu Paris oder in der Normandie, und ob 1628 oder 1629, geſt. 1707 zu Paris. Ihm folgten ſeine Söhne. 2. Antoine Coypel, geb. zu Paris 1661, geſt. daſ. 1722. 3. Noel Nicolas Coypel, gewöhnlich Coypel der Oncle genannt, geb. zu Paris 1692, geſt. daſ. 1735; endlich ein Sohn Antons. 4. Charles Antoine Coypel, geb. zu Paris 1694, geſt. daſ. 1752. Alle waren als Mahler berühmt, wiewohl nicht von gleichem Verdienſte. Begründet wurde der Ruhm dieſes Namens durch den Vater, der ſeine glücklichen Anlagen durch ſtrenges Studium ſo eifrig ausbildete, daß er in einem Alter von 30 Jahren als einer der beſten Mahler Frankreichs geſchätzt ward. Nachdem er auf königlichen Auftrag den alten Louvre (dieſen jedoch nur nach den Cartons von Le Brun) und die Tuillerien mit ſeinem Pinſel verſchönert hatte, wurde er zum Director der franzöſiſchen Akademie in Rom ernannt. Seine zu Rom öffentlich ausgeſtellten vier Bilder für das Rathezimmer zu Verſailles, Solon, Trajan, Severus und Ptolemäus Philadelphus, erregten die Bewunderung der Kenner. Seine vorzüglichſten Gemählde ſind: die Marter

des heil. Jacobus in der Kirche Notre Dame; Kain, der ſeinen Bruder ermordet, in der Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängniß der heil. Jungfrau, im Hôtel des Invalides. Er beſaß eine reiche, blühende Einbildungskraft, zeichnete correct, verſtand ſich auf Ausdruck und hatte ein liebliches Colorit. Sein Sohn Antoine zeigte frühzeitig die glücklichſten Anlagen, und empfänglich für das Schöne, geiſtreich und erfinderiſch wie er war, durfte man ſich nicht wenig von ihm verſprechen. In einem Alter von vierzehn Jahren war er bemüht, ſich nach den venetianiſchen Coloriſten zu bilden; worin er aber durch die ſchnelle Rückkehr in ſein Vaterland unterbrochen wurde. Dennoch erhielt, was er leiſtete, den lauteſten Beifall, der wohl Urſache ward, daß er die Gründlichkeit vernachläſſigte. Sein unerſchöflicher Reichthum an Erfindungen, die Größe ſeiner Compoſitionen machte, daß man die Incorrectheit der Zeichnung, ſein angenehmes, blendendes Colorit, daß man den Mangel der Harmonie überſah. Sein Beiſpiel und ſein Ruhm legten den Grund zu der Manier der franzöſiſchen Schule, in welcher die ächte Kunſt mehr und mehr entartete. Ungleich gediegener, dafür aber auch mehr vernachläſſigt von den damahligen Kunſtfreunden, war ſein jüngerer Bruder aus zweiter Ehe. Weit entfernt, durch falſchen Schimmer gelten zu wollen, ſtrebte er der Wahrheit nach, hielt ſich an die Natur und widerſtand dem herrſchenden Geſchmacke nur in der Farbengebung nicht. Ohne Unterſtützung, durch keinen Beifall der Menge gehoben, entſchädigte den biedern, ſanften Mann die Achtung eines kleinern Kreiſes von Kennern. Er erhielt endlich eine Stelle in der Akademie. Für ſeine beſte Arbeit hält man ein Gemählde am Gewölbe der Capelle der heil. Maria in der Kirche von St. Sauveur zu Paris. Wie ſich der jüngere Bruder mehr an den Vater, ſo hielt ſich der Sohn Antoine's an dieſen, und, da er dem Geſchmack des Zeitalters fröhnte, mit glänzendem Erfolge, der ihn nur um ſo mehr verdarb. Er wurde ganz Manieriſt, ſein Colorit grell, hingeworfene blendende Farbenmaſſen ohne Harmonie. Von ſeinem Vater ſind die Unterſuchungen über Mahlerei in dialogiſcher Form, ein poetiſches Schreiben an ſeinen Sohn, in reinem Styl und mit vieler Eleganz abgefaßt, und ein bedeutender Antheil an der von der Akademie der Inſchriften herausgegebenen Geſchichte Ludwigs XIV. in einer Reihe von Denkmünzen dargeſtellt.

Coyſevox (Antoine), Bildhauer von Lyon, geb. 1640, ging in ſeinem 27. Jahre nach dem Elſaß, um den prächtigen Pelaſt des Cardinals Fürſtenberg zu Saverne zu decoriren. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich ward er Mitglied der Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunſt, und arbeitete verſchiedene Büſten Ludwigs XIV. und andere Werke für die königlichen Schlöſſer. Voll Grazie, erhaben, naiv und edel behandelte ſein Meißel die verſchiedenen Figuren, die er darzuſtellen hatte. Man nannte ihn nur den Van Dyk in der Bildhauerei, wegen der Schönheit ſeiner Porträts, und des Feuers, welches er in die Züge zu legen wußte. Man betrachte nur die Statue des Cardinals Mazarin im pariſer Muſeum, dieſes Meiſterſtück der Kunſt! Seine vorzüglichſten Compoſitionen ſind: die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde für die Stände von Bretagne, Colberts Grabmahl, die Statuen der Dordogne, der Garonne und der Marne, die Gruppe von Caſtor und Pollux, die ſitzende Venus, die Nymphe auf der Muſchel, die Hamadryade, der fröhliche Faun mit der Flöte, Pegaſus und Merkur. Coyſevox ſtarb zu Paris 1720

in ſeinem 80ſten Jahre; 44 Jahre lang war er Mitglied der Akademie und ihr beſtändiger Kanzler geweſen.

Cracau, Freiſtaat und Stadt in Polen, in Weſtgalizien, in einer weiten Ebene am Zuſammenfluß der Rudawa mit der Weichſel, wo mehrere wichtige Handelsſtraßen ſich verbinden, (L. 37° 80'; B. 50° 3' 38''); ehemals die Hauptſtadt von ganz Polen, mit ungefähr 25,000 Einw. worunter viele Deutſche, und eine Menge Juden, beſteht aus dem eigentlichen Cracau, oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben iſt, und den Vorſtädten Stradom und Klopars am linken und Caſimirs am rechten Ufer der Weichſel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Feſtungsthürmen, das hohe Schloß und die weit verbreitete Häuſermaſſe in der gränzenloſen Ebene vor ſich liegen ſieht, ſo glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber dieſe Pracht verſchwindet in der Nähe, und der getäuſchte Reiſende ſieht ſich in einem Labyrinthe krummer und ſchmutziger Gaſſen blos von den Ruinen einer glänzenden Vorzeit umgeben. Denn zu der Zeit, wo Polens Könige hier reſidirten, zählte die Stadt über 70,000 Einwohner, und galt für die reichſte im Lande. — Cracau iſt der Sitz eines Biſchofs, welcher ehemals den Titel Herzog von Severien führte. Die Cathedralkirche, ein ſehenswerthes gothiſches Meiſterwerk und die reichſte Kirche in Galizien, enthält die Denkmähler vieler polniſchen Könige, das Grab des berühmten Sobiesky, Joſ. Poniatowski's, Kosciuszko's und Dombrowsky's; von den übrigen 72 Kirchen ſind verſchiedene zum Theil durch ihr Alter merkwürdig. In Cracau wurden die Könige von Polen gekrönt, und die Kronkleinodien wurden hier verwahrt. Nur der letzte König von Polen ward 1764 zu Warſchau gekrönt. Die Stadt ward im 13ten Jahrhundert gegründet, trieb von jeher einen bedeutenden Handel, und beſitzt eine gute 1817 neu eingerichtete Univerſität mit einer Sternwarte. Bei der Theilung von Polen 1795 fiel Cracau an Oeſterreich, welchem ſchon früher die Vorſtadt Caſimirs zugehörte. Mit ganz Weſtgalizien ward es 1709 ein Theil des Herzogthums Warſchau, und durch die Acte des wiener Congreſſes ward es 1815 mit einem Gebiete von 22 Q. M. (zuſammen 90,000 Einw.) zur unabhängigen Republik erklärt, die ſich nach der Verfaſſung vom 11. Sept. 1818 regirt.

Cramer, (Joh. Andreas), Kanzler der Univerſität Kiel, geb. zu Jöhſtadt bei Annaberg, d. 29. Jan. 1723, wo ſein Vater ein armer Prediger war. Er ſtudirte ſeit 1742 zu Leipzig Theologie. Hier genoß er 80 Thaler Stipendium, gab Privatunterricht, und ward von dem Buchhändler Breitkopf als Corrector, auch als Ueberſetzer von Bayle und zu andern literariſchen Arbeiten gebraucht. Um dieſe Zeit trat er in Verbindung mit Ebert, Johann Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopſtock, Rabener und andern jungen Männern, die ſich damals das Verdienſt erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Literatur zu wirken. Mit ihnen gab er gemeinſchaftlich die ſogenannten bremiſchen Beiträge, ſo wie die Sammlung vermiſchter Schriften von den Verfaſſern der bremiſchen Beiträge heraus. 1745 wurde er Magiſter und hielt Vorleſungen, 1748 Prediger zu Crellwitz, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 Hofprediger zu Copenhagen mit 1000 Thalern Gehalt und 1765 Profeſſor der Theologie mit 600 Thalern Zulage. Er wurde hier ſehr geehrt und geliebt, und man gab ihm

ſogar den ehrwürdigen Beinamen: „der Eyegode,“ der ganz Gute, den ehemahls einer der würdigſten däniſchen Könige im eilften Jahrhunderte geführt hatte. Die bekannte däniſche Revolution, die für ihn auch viele Kränkungen in ihrem Gefolge hatte, bewog ihn, 1771 einen Ruf zur Superintendentur nach Lübeck anzunehmen; 1774 wurde er jedoch wieder nach Kiel als Prokanzler und erſter Profeſſor der Theologie berufen, und zehn Jahr ſpäter zum Kanzler und Curator derſelben ernannt. Er ſtarb den 12. Juni 1788 im 66ſten Jahre ſeines Lebens, mit dem Ruhm eines kenntnißreichen Gelehrten, talentvollen, vortrefflichen Dichters, fruchtbaren Schriftſtellers, eines der erſten Kanzelredner, eines Mannes von der gemeinnützigſten Thätigkeit und dem edelſten Charakter.

Cramer (Carl Friedrich), Sohn von Johann Andreas, wurde den 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren. Er ſtudirte in den ſiebenziger Jahren zu Göttingen, und war ein Mitglied jenes Bundes geiſtreicher Jünglinge, eines Bürger, Voß u. ſ. w., deſſen wir in unſerm Artikel über den Erſtern gedacht haben. 1775 wurde er in Kiel als Profeſſor angeſtellt. Er lebte hier in vielfacher ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit bis 1794, wo er wegen ſeiner excentriſchen Anhänglichkeit an die franzöſiſche Revolution ſeine Entlaſſung erhielt. Er ging nun nach Paris, kaufte ſich hier 1796 vortheilhaft an und etablirte ſich als Buchhändler und Buchdrucker. In dieſen Geſchäften war er aber nicht glücklich. Er verlor in ihnen ſein ganzes Vermögen, mußte ſich ſelbſt deshalb eine Zeit lang von dort entfernen, und ſtarb nicht lange nach ſeiner Zurückkunft den 8. Dec. 1807 im 56ſten Jahre ſeines Alters. C. F. Cramer war ein Mann von vielen Talenten und Kenntniſſen, aber Geſchmackloſigkeit, Ueberſpanntheit, Eitelkeit, Dünkel und ein Hang zum Sonderbaren verdarben alles wieder. Sein vortreffliches Herz hätte von einem kältern Verſtande geleitet werden ſollen. Die franzöſiſche Revolution hatte auch ihn zu Irrthümern verleitet. Er hatte dies mit vielen andern wackern Männern gemein, welche jedoch die Ausſöhnung mit der alten Welt und die Ruhe des Lebens wieder fanden; Cramer ging darüber zu Grunde. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war mannichfaltig. Sein Enthuſiasmus für Klopſtock veranlaßte ihn zu mehrern bändereichen Werken. Das Intereſſanteſte darunter ſind die Briefe von Tellow an Eliſen. Er überſetzte viel aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen ins Deutſche, und während ſeines Aufenthalts in Paris auch Mehreres aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, welchem ſeine Freunde Mercier, Beinvilliers und Andile die letzte Feile zu geben pflegten. Die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs, welches er mit der größten Pünktlichkeit zu führen pflegte, würde beſonders über ſeinen pariſer Aufenthalt aus der damaligen Zeit viel intereſſante Aufſchlüſſe geben, da ſein Haus dort der Vereinigungspunct vieler ausgezeichneten Perſonen war, und er überhaupt in vielfachen und bedeutenden Berührungen ſtand. Im Journale Frankreich finden ſich anziehende Bruchſtücke daraus.

Cramer (Wilhelm), geb. zu Mannheim, nachher Kammermuſikus und Violinſpieler in der königlichen Capelle, auch Director des Opernorcheſters zu London; einer der berühmteſten Virtuoſen auf der Violine, welcher in der Fertigkeit einem Lolli, und in ſeelenvollem Vortrage einem Franz Benda gleichgeſetzt werden darf. Im J. 1787 dirigirte er bei Gelegenheit der dritten Händelſchen Gedächtnißfeier das Concert, welches aus 800 Tonkünſtlern beſtand. Er ſtarb zu London 1799 im 56ſten Jahre ſeines Alters, mit Hinterlaſſung mehrerer

Söhne, unter ihnen beſonders der ältere, Johann Baptiſt Cramer, Schüler von Clementi, als einer der geſchickteſten Clavierſpieler ſich auszeichnet.

Cranach (Lucas), hieß eigentlich Müller, gewöhnlich aber nach dem Orte, wo er 1472 im Biſthume Bamberg geboren wurde, Cranach. Er war Bürgermeiſter zu Wittenberg, und Hofmahler der beiden Churfürſten, Friedrichs des Weiſen und Johann Friedrichs, den er in ſeine Gefangenſchaft begleitete und mit deſſen Gemahlin er, nach der Gefangenſchaft ſeines Gönners auf der lochauer Haide, ſich nach Weimar begab, wo er 1553, ein Jahr vor ſeinem unglücklichen Fürſten, ſtarb. An der Schloßkirche daſelbſt liegt er begraben. Das ſeltſame Qui pro quo des Steinmetzen, der in der Inſchrift um des Künſtlers Haut-Relief-Geſtalt pictor celerrimus (der geſchwindeſte Mahler) ſtatt celeberrimus (der berühmteſte) ſetzte, dürfte doch zum Theil nicht unpaſſend ſein, denn wenn man die vielen ihm zugeſchriebenen Gemählde bedenkt, ſo muß man erſtaunen über die Fertigkeit des Mahlers. Doch dürfte vorher wohl auszumitteln ſein, welche Gemählde ihn ſelbſt, und welche ſeinen Sohn, der auch Lucas Cranach hieß, auch Bürgermeiſter zu Wittenberg und ein würdiger Schüler ſeines Vaters war, zum Urheber haben. Erſtaunt man aber über die Menge dieſer Gemählde, ſo findet man bald noch mehr Urſache, den Werth und Gehalt derſelben zu bewundern. Es iſt eine Leichtigkeit und Kunſtmeiſterſchaft in ihnen, der Deutſchen würdig. Zwar ſind ſeine Compoſitionen ſelten oder nie poetiſch, es mangelt nicht an Sonderbarkeit in ihnen (z. B. auf dem Altarblatte der weimarſchen Stadtkirche, wo aus dem gekreuzigten Chriſtus das Blut im Bogen auf den untenſtehenden Künſtler ſtrömt) und Anachronismen, Fehler gegen das Coſtume u. dergl., muß man der frommen Treuherzigkeit zu Gute halten; aber wer wird das nicht, wenn er dieſe Richtigkeit der Zeichnung, dieſe Wahrheit des Ausdrucks, dieſe Naturtreue, dieſe Kunſt des Pinſels, dieſes lebenvolle, glänzende, liebliche Colorit ſieht, das nach Jahrhunderten noch ſeine erſte Friſchheit bewahrt? Mit einem Worte: Lucas war ein treuer Sohn der Natur, wahr, kräftig und herzlich, ein kernhafter Meiſter, ein tüchtiger Practiker. Seine Bildniſſe, unter denen die von ſeinen Freunden Luther und Melanchthon beſonders ſchätzenswerth ſind, ſind in den Galerien Deutſchlands zerſtreut; unter ſeinen größern Gemählden verdienen die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Wittenberg und Weimar, das erſte vorzüglich, und mehrere Gemählde in der Naumburger Stadt- und Domkirche den Preis. Außerdem hat er gegen 300 Holzſchnitte gefertigt, die aber ſeinen Gemählden nicht gleich kommen, und ſelbſt von Andern ſchon vor ſeiner Zeit übertroffen werden. Die Beſchreibung ſeiner wittenberger Gemählde findet man von dem Gen. Sup. Nitzſche ſeiner Predigt zur Einweihung der wittenberger Stadtkirche beigefügt. Das weimarſche Altarblatt wurde 1806 von dem trefflichen Kunſtkenner und Künſtler Meyer reſtaurirt.

Craniologie, die Schädellehre. S. dieſen Art.

Cranz (Auguſt Friedrich), königl. preuß. Kriegsrath, geb. 1737, geſt. 1801, war ein Schriftſteller von berüchtigter Celebrität in dem ſiebenten und achten Jahrzehend des verfloſſenen Jahrhunderts. Er hatte Theologie ſtudirt, fand aber keinen Geſchmack an ihr, verließ ſie, und lebte als Schriftſteller ſeinem Genius. Lebhaftigkeit des Geiſtes, Witz, eine nicht arme ſatiriſche Ader zeigten ſich in ſeiner Galerie der Teufel (1776) und ſeiner Bockiade (1779).

**Crapelet** (Charles) geb. den 15. Nov. 1762, geſtorben den 19. Oct. 1809, war einer der ausgezeichnetſten Buchdrucker, und ein würdiger Nebenbuhler Bodoni's, Ibarra's, Baskerville's und Didots. Sein Vater, der mit Erziehung und Unterricht ſich beſchäftigte, übergab ihn im 12ten Lebensjahre dem Buchdrucker Ballard zu Paris. Schon in ſeinem 18ten Jahre vertraute ihm der Buchdrucker Stoupe ebendaſelbſt die Direction ſeiner Druckerei an. Beim Ausbruche der Revolution 1789 etablirte ſich Crapelet ſelbſt, und er hat ſo viel für ſeine Kunſt gethan, daß er gewiß zu denen zu rechnen iſt, die an den großen Fortſchritten, welche die Buchdruckerei ſeit 20 Jahren gemacht hat, Antheil haben. Er ſtarb am 19 Oct. 1809 in der vollſten Kraft ſeines Lebens, und hat einen Sohn hinterlaſſen, welcher die Fußſtapfen ſeines Vaters betritt. Unter den vielen Werken, die aus ſeinen Preſſen gekommen, zeichnet ſich insbeſondere aus: Histoire naturelle des grimperaux et des oiseaux de paradis. 2. Vol. in Fol. 1802. Dieſes Werk iſt mit goldenen Buchſtaben gedruckt, und das ſchönſte, das in dieſer Art je erſchienen iſt. (Vergl. **Audebert**.)

**Craſſus**. Ein Name, den viele Römer führten. Hier ſind vorzüglich zwei zu erwähnen: 1) Luc. Licinius Craſſus, der im Jahre Roms 958 Conſul war. Er galt für den größten Redner ſeiner Zeit, und machte ſich ſchon als Jüngling durch ſeine Beredſamkeit berühmt. Er beſaß eben ſo viel Witz, als Geiſtesgegenwart, und war dabei ein durchaus rechtſchaffener Mann. 2) M. Licin. Craſſus mit dem Beinamen **Dives**, der **Reiche**, den er, wie mehrere ſeines Geſchlechts, wegen ſeiner ungeheuren Reichthümer führte. Dieſe waren ſo groß, daß er einſt dem Volke ein Feſt gab, wobei er es auf ſeine Koſten an 10,000 Tiſchen bewirthete und überdies noch ſo viel Getreide austheilte, daß jede Familie 3 Monat davon leben konnte. Im J. Roms 683 und 698 war er mit Pompejus zugleich Conſul, und 688 Cenſor. Als einer der angeſehenſten und einflußreichſten Männer, der über 7 Millionen Thlr. beſaß, und zugleich höchſt ehrgeizig war, ſuchte ihn **Cäſar** mit Pompejus zugleich für ſich zu gewinnen, indem er eine Art von **Triumvirat** (doch blos privatim) mit dieſen beiden bildete. Auf einem Feldzuge gegen die **Parther**, den er aus Habſucht und Ehrgeiz unternahm, wurde er von dieſen nebſt vielen ſeiner Begleiter getödtet.

**Craven** (Lady Eliſabeth), nachher Markgräfin von Anſpach, iſt die jüngſte Tochter des Grafen Berkeley und 1750 geboren. Im J. 1767 vermählte ſie ſich mit Wilhelm, letztem Grafen von Craven, von dem ſie ſieben Kinder hatte. Indeß mußte ſie nach einer Verbindung von vierzehn Jahren eine ſo üble Behandlung von ihm erfahren, daß auf die Vermittelung der beiderſeitigen Freunde 1781 eine Trennung Statt fand. Lady Craven verließ darauf England, beſuchte Frankreich und begab ſich nach Anſpach, wo der Markgraf Chriſtian Friedrich Carl Alexander, ein Neffe Friedrichs des Großen, ſeinen Hof hielt. Der Markgraf trat mit Lady Craven in ein genaues Verhältniß. Im J. 1787 beſuchte ſie Rußland, die Crimm und Conſtantinopel, wo der franzöſiſche Geſandte, Graf Choiſeul-Gouffier, ſie aufnahm. Auf ſeine Veranlaſſung ſtieg ſie in die Grotte von Antiparos hinab, die vor ihr noch kein Frauenzimmer beſucht hatte. Nachdem Lord Craven 1791 zu Liſſabon geſtorben war, vermählte ſich der Markgraf mit ihr, überließ ſeine Länder gegen ein Jahrgeld dem Könige von Preußen und ging mit ſeiner Gemahlin nach England, wo

er unweit Hammerſmith ein Schloß (Schloß Brandenburg) kaufte. Schon in ihrem ſiebzehnten Jahre hatte Lady Craven ein artiges Gedicht verfertigt, das damahls in den Zeitſchriften erſchien. Ihre Reiſe durch die Crimm nach Conſtantinopel, in einer Reihe von Briefen, erſchien zuerſt 1789 (engliſch) und ward zum Vortheil Mercie'rs gedruckt. Eine neue vermehrte Auflage erſchien 1814. Außerdem hat ſie verſchiedene Gedichte, Theaterſtücke und Romane geſchrieben.

Crayon, in der Mahlerei, jeder Stift, deſſen man ſich zum Zeichnen mit Strichen bedient, er ſei von Blei, Rothſtein, ſchwarzer Kreide oder einer andern Maſſe; daher Bleiſtift, Rothſtift, Silberſtift, Bleifeder, Reißblei, Farbenſtift. — En crayon, crayonirt, nennt man eine Zeichnung mit Strichen, zu welcher man ſich des Bleiſtifts, des Röthels oder der ſchwarzen Kreide bedient. Crayonirte Kupferſtiche nennt man ſolche, in denen die Manier der mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide gemachten Zeichnung nachgeahmt wird.

Crébillon (Prosper-Jolyot de). Dieſer bekannte franzöſiſche Tragiker wurde zu Dijon den 15. Februar 1674 geboren, ſtudirte in dem Collegium Mazarin, wurde Advocat und arbeitete zu Paris bei einem Procurator, um ſich für die juriſtiſche Praxis zu bilden; aber ſein jugendlicher Ungeſtüm hinderte ihn, dieſe Abſicht zu erreichen. Der Procurator, welcher ſich bald überzeugte, daß Crébillon nie als practiſcher Juriſt etwas leiſten werde, ſchlug ihm vor, für das Theater zu arbeiten. Nach wiederholten Weigerungen lieferte er den Idomeneus und darauf den Atreus. Prieur (ſo hieß der Procurator) ließ ſich, ungeachtet er an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag, in die erſte Vorſtellung dieſes zweiten Stücks tragen, und war ſo davon entzückt, daß er den Verfaſſer umarmte und zu ihm ſagte: „Ich ſterbe zufrieden; ich habe Sie zum Dichter gemacht; ich verlaſſe in Ihnen einen Mann, der der Nation angehört.“ Crébillon ging mit Beifall auf ſeiner neuen Bahn weiter; zugleich heirathete er. Sein Vater, unzufrieden, ſeinen Sohn einzig mit der Dichtkunſt beſchäftigt zu ſehen, enterbte ihn, ſetzte ihn aber einige Zeit nachher, als eine Krankheit ſein Leben bedrohte, in alle Rechte wieder ein. Dieſe Maßregel war indeß ziemlich unnütz, weil der Vater nichts hinterließ. So fand ſich Crébillon in der Blüthe ſeiner Jahre entblößt von Allem. Der Tod ſeiner Frau im J. 1711 vermehrte noch ſeine Unruhen. Erſt lange nachher ſuchte das Schickſal dieſe tiefen Kränkungen wieder gut zu machen, indem es ihm das Amt eines Cenſors der Polizei und im J. 1731 eine Stelle in der franzöſiſchen Akademie gab. Er hielt bei ſeiner Aufnahme eine Rede in Verſen, die von allen Zuhörern mit rauſchendem Beifalle aufgenommen wurde. In ſeiner Lebensweiſe war er höchſt ſonderbar. Er ſchlief wenig und aus Wohlgefallen faſt auf bloßer Erde. Stets mit einer Menge von Hunden und Katzen, umgeben, glich ſein Zimmer einem Thierbehälter. „Weil ich die Menſchen kenne,“ ſagte er, „ziehe ich die Geſellſchaft dieſer Thiere ihrem Umgange vor.“ Er war von ſehr feſtem Körperbau, und würde, obwohl er ein hohes Alter erreichte, noch lange gelebt haben, wenn er ſich mehr geſchont hätte. War er aber einmal krank, ſo unterzog er ſich keiner regelmäßigen Cur, ſondern behandelte ſich ſelbſt nach ſeiner Laune. So ſtarb er an den Folgen einer vernachläſſigten Roſe den 17. Juni 1762. Crébillons dramatiſchen Arbeiten können vor dem Richterſtuhle einer unparteiiſchen Critik nicht beſtehen. Nur leidenſchaftliche Parteilichkeit und ein höchſt verkehrter Geſchmack konnten ihn Voltaire entgegen, ja wohl gar weit

über dieſen ſtellen. Unverkennbar gehört er nicht zu den beſſern, ſondern zu den manierirten Schriftſtellern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. Bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Alten überhebt er ſich gegen ſie. Seine Lieblingsbücher waren die altfränkiſchen Romane eines Calprenede und Anderer von gleichem Schlage: aus dieſen ſchöpfte er ſeine überladenen und ſchlaff geknüpften Verwickelungen. Ein Mittel dazu, das er faſt überall wieder anbringt, iſt die unbewußte oder wiſſentliche Verkleidung der Hauptperſonen unter fremden Namen, wovon im Heraclius das erſte Beiſpiel gegeben war. So lernt ſich Oreſt in ſeiner Electra erſt nach der Mitte des Stücks kennen. Die beiden Geſchwiſter und ein Sohn und eine Tochter Aegiſths ſind faſt nur mit ihrer Doppelliebſchaft beſchäftigt, die zur Hauptſache weder hilft noch ſchadet, und Clytemneſtra wird durch eine aufgefangene Wunde, wider Willen Oreſts, der ſie nicht kennt, umgebracht; die Ausſchweifungen jeder Art, z. B. die Schamloſigkeit, womit Semiramis in ihrer Leidenſchaft beharrt, nachdem ſie erfahren, daß deren Gegenſtand ihr leiblicher Sohn iſt, nicht zu erwähnen. Einige leere Wüthereien und Gemeinplätze des Grauſens haben ihm den Beinamen des **Schrecklichen** erworben, der uns einen Maßſtab für den barbariſch erkünſtelten Zeitgeſchmack und den unendlichen Abſtand von aller Natur und Wahrheit, bis wohin man gerathen war, abgeben kann.

**Crébillon** (Claude=Proſper Jolyot de), Sohn des genannten Tragikers, wurde zu Paris im J. 1707 geboren. Er eröffnete ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einigen Arbeiten für das Theater; nachmals legte er ſich, mit ungleich glücklicherm Erfolge, auf andere belletriſtiſche Gegenſtände. Seine vornehmſten Werke ſind: 1) die Lettres de Madame la Marquise de Pompadour depuis 1753 jusqu'a 1762, 3 Bände. Dieſe untergeſchobenen Briefe ſind lange Zeit für echt gehalten worden; ein Irrthum, der ſehr verzeihlich iſt, da ſie der Geſchichte treu und wenigſtens der allgemeinen Vorſtellung nach, die man ſich von der Denkart und Handlungsweiſe der königlichen Geliebten machte, ganz in der Seele derſelben geſchrieben ſind. 2. Les égarements du coeur et de l'esprit, ein ſchlüpfriger Roman. 3. Le Sopha, ebenfalls ein ſchlüpfriger Roman ſehr berüchtigt. Crébillon bekleidete übrigens kein öffentliches Amt; er war nur eine Zeit lang königlicher Cenſor, und ſtarb zu Paris im J. 1777. D'Alembert hat ihn auf folgende Art mit ſeinem Vater verglichen: „Crébillon der Vater mahlt die Verbrechen und Bosheiten der Menſchen mit dem ſchwärzeſten Colorit. Der Sohn zeichnet mit dem zarteſten und wahrſten Pinſel die Feinheiten, Nuanzen und ſelbſt die Grazien unſerer Laſter; jenen verführeriſchen Leichtſinn, welcher die Franzoſen zu dem macht, was man liebenswürdig nennt, und welches ſo viel als nicht liebenswürdig heißt; jene unruhige Thätigkeit, welche macht, daß ſie ſelbſt im Schooße des Vergnügens Langeweile empfinden; jene Verkehrtheit verſtellter und gleichſam durch die Maske der Schicklichkeit gemilderter Grundſätze; unſere Sitten endlich, die verderbt und frivol ſind, in welchen das Extrem der Verderbniß mit dem Extrem des Lächerlichen ſich verbindet."

**Credenzen** heißt eigentlich beglaubigen oder verſichern, z. B. Credenzbriefe, Beglaubigungsſchreiben. Insbeſondere heißt credenzen, eine Speiſe oder ein Getränk vorkoſten. Dieſe Sitte des Vorkoſtens hat ihren Grund unſtreitig in der Furcht, vergiftet zu werden.

**Credere, del Credere** ſtehen, heißt in Handlungsgeſchäften für etwas gut ſagen, Bürgſchaft leiſten; findet gemeiniglich Statt von Seiten der Banquiers, Commiſſionäre, oder Mäkler beim Verkauf

von Waaren, wenn der Käufer dem Verkäufer nicht genug bekannt iſt, wohl aber jenen, wo alsdann nach den Umſtänden von ½ bis zu 5 p. C. del Credere gegeben wird. Auch bei andern Handlungsgeſchäften findet dieſes del Credere ſtehen Statt, z. B. bei Aſſecuranzbeſorgungen u. ſ. w.

Credit heißt im Handel der Glaube und das Zutrauen, vermöge deſſen ein Kaufmann dem andern auf Zeit Waaren gibt, d. h. gegen das Verſprechen, daß ihm die Zahlung nach einer feſtgeſetzten Zeit geleiſtet werden ſoll. Der Credit wird mit Recht die Seele des Handels genannt, da die beiden Dinge, durch welche der Kaufmann gewinnt, Capital und Zeit ſind, und er mithin durch verlängerte Zahlungstermine ſein Capital gewiſſermaßen vermehrt. Credit und Debet, ſ. Buchhalterei. Creditbriefe ſind Beglaubigungsbriefe in Handlungsſachen, vermöge welcher der Ausſteller dem Inhaber für eine gewiſſe baare Summe Credit verſchafft. Reiſende pflegen, wenn ſie das nöthige Geld nicht baar oder in Wechſeln mit ſich nehmen wollen, ſich dergleichen Creditbriefe geben zu laſſen. Offene Creditbriefe heißen ſie, wenn ſie auf keine beſtimmte Summe lauten, ſondern einen angemeſſenen Credit geben.

Creditiv iſt das Schreiben, das einem, an einen fremden Hof beſtimmten Miniſter zu ſeiner Legitimation mitgegeben wird. Es enthält in allgemeinen Ausdrücken die Urſache der Abſendung, das Anſuchen, dem Geſandten Glauben beizumeſſen, nebſt der Beſtimmung des Charakters (eines Ambaſſadeurs, Envoyé oder Reſidenten), den man ihm beilegt.

Creditſyſtem heißt jede Einrichtung, welche von einer Gemeinheit, oder einer Geſellſchaft mehrerer Gemeinheiten oder von dem Landesregenten nach gewiſſen beſtimmten und öffentlich angezeigten Grundſätzen gemacht wird, dem verfallenen Credit aufzuhelfen und ihn für immer aufrecht zu erhalten. Man hat daſſelbe aus den Handlungsgeſchäften entlehnt und dem Credite der Handlung dabei eine größere Ausdehung gegeben, indem man den Perſonal- und Realcredit mit einander vereinigte. Es beruht auf der Meinung von der Gemeinheit, die eine Verbindlichkeit übernommen hat, daß ſie dieſelbe erfüllen wolle und könne, und beſteht in der Ueberzeugung, daß die Gemeinheit als Schuldner mehr Vermögen beſitzt, als ſie ſchuldig iſt, und daß ſie zu jederzeit ihr Vermögen ganz oder zum Theil in ſolche Güter verwandeln könne, die ſie zu bezahlen verſprochen hat, und daß ihr moraliſcher Charakter, ihr eigener Nutzen und die Geſetze ſie zur Leiſtung der übernommenen Geſammt-Verbindlichkeiten antreiben werden. Der höchſte Grad dieſer Sicherheit beſteht darin, wenn der volle Werth der Schuld in die Gewalt des Gläubigers, z. B. durch Hypothekſcheine, Pfandbriefe, Pfänder ꝛc., mit dem Rechte gegeben iſt, ſich im Falle der Nichtbezahlung davon bezahlt zu machen. Beſteht nun eine ſolche Gemeinheit aus dem mit Landgütern in einem Staat angeſeſſenen Adel, ſo nennt man die ganze Einrichtung ein

Creditſyſtem des Adels, dergleichen in Schleſien ſeit 1770 unter dem Namen ſchleſiſche Landſchafts-Creditbank, und in der Chur- und Neumark ſeit 1777 unter der Benennung chur- und neumärkiſches ritterſchaftliches Creditwerk unter königlicher Beſtätigung Statt finden. Nicht die Miniſter beſagter Provinzen waren die Ueheber dieſer Einrichtung, ſondern die erſte Idee dazu gab ein nur kürzlich zu Berlin verſtorbener Kaufmann in

einem **Plane zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser**, welchen er 1767 an **Friedrich II.** übergab, und welcher nachher in das heutige Creditſyſtem umgewandelt wurde, wodurch alle Gutsbeſitzer in Schleſien und in den Marken vom Verderben gerettet worden ſind. Wer nun auf ſein Gut Geld borgen will, muß daſſelbe vorher durch Abgeordnete der Landſchaft abſchätzen laſſen und dann erſt werden geſtempelte **Pfandbriefe** in **Schleſien** bis auf die **Hälfte**, in den **Marken** aber bis auf $\frac{1}{12}$ des geſchätzten Gutswerths auf **Pergament** ausgefertigt, weßwegen man ſie auch **lederne Briefe** nennt. Die Gläubiger oder Inhaber der Pfandbriefe haben mit dem Beſitzer der Grundſtücke nichts zu thun, ſondern ihr Schuldner iſt und bleibt die **geſammte Landſchaft**, welche von allen Gutsbeſitzern, die Geld von ihr haben, die Zinſen einhebt und verrechnet, dagegen aber, wenn ſie nicht richtig abgeführt werden, die verpfändeten Güter ſequeſtriren läßt. Wenn daher ein verpfändetes Landgut Schulden halber verkauft werden muß, ſo hat die Landſchaft vermöge der darauf ausgefertigten Pfandbriefe den Vorzug vor andern Gläubigern, und kann nicht in den Concursproceß verwickelt werden. Alle Pfandbriefe mit den dazu gehörigen Zinscoupons haben völlig gleiche Vorrechte, werden auch nicht auf den Namen eines beſondern Gläubigers oder Schuldners, ſondern nur auf die abgeſchätzten Güter ausgeſtellt, deren Beſitzer das Geld erhalten haben. Sie können daher ungehindert aus einer Hand in die andere als bares Geld übergehen, ohne daß es dazu einer beſondern Ceſſion oder ſonſt Etwas bedarf; ſondern die bloße Vorzeigung iſt hinlänglich, jeden Inhaber eines Pfandbriefs oder des dazu gehörigen Zinscoupons als den Eigenthümer deſſelben zu legitimiren. Die Realiſirung der Pfandbriefe geſchieht durch die Direction des Creditwerks jeder Provinz vermittelſt baarer Bezahlung nach halbjähriger Aufkündigung. Wenn gleich die Pfandbriefe aus einer Hand in die andere gehen und anſtatt der Geldbezahlungen dienen können, ohne einer Ceſſion zu bedürfen; ſo ſind ſie doch kein eigentliches **Papiergeld**, weil ſie den Inhabern Zinſen bringen, welche das Papiergeld dem Inhaber nicht abwirft. X.

**Creek's**, ein Hauptſtamm von nordamerikaniſchen Urbewohnern, im weſtlichen Georgien und im Miſſiſippigebiet von Nordamerika. Das von ihnen bewohnte Gebiet reichte vor dieſem in Norden bis zum 34ſten Gr. nördlicher Breite und vom Mobile-Strom bis an das Atlantiſche Meer. Durch mancherlei Verträge und Käufe hat jedoch der Staat von Georgien einen großen Theil dieſer Ländereien an ſich gebracht, ſo daß die eingebornen Stämme immer weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt worden ſind. Die Bundesgenoſſenſchaft der Creek's war ehemahls von Bedeutung, denn noch im Freiheitskriege waren ſie 25,000 Köpfe ſtark, zählten 5 000 ſtreitbare Männer, und bewohnten 55 ſtadtähnliche Flecken, die Dörfer ungerechnet. Das Land iſt Gemeingut. Jeder wechſelt ſeinen Wohnplatz nach Gefallen, und jeder eben unbewohnte Fleck gehört dem zu, der ihn bebauen will. Die Eintheilung nach den Stämmen unterſcheidet das Land der obern Creek's, der untern Creek's und der Seminolen. Die obern Creek's (die **Abbacu's**) bewohnen die Ufer des Tallapu-See's, des Kuſahatſchi und des Alabama-Stroms; die untern Creeks (die **Kauitalgas**) haben die Gewäſſer des Dſchattahu-Sees und des Flint-Stromes bis zu beider Vereinigung im Beſitz; die Seminolen endlich wohnen und ſtreifen vom Appadſchicola bis an die Gränzen von Oſt-Florida. — Alle dieſe

Indianer treiben eine Art von Ackerbau, ſoweit dieſer nämlich ohne landwirthſchaftliche Vorkehrungen Statt finden kann. Die meiſten Männer jagen den Winter hindurch, und ziehen den Sommer über in den Krieg oder gehen müßig, ſo daß nur die Weiber ein Stückchen Land für das tägliche Bedürfniß nothdürftig anbauen. Einige Individuen jedoch, namentlich vom Stamme der Chehaws am Flint-Strome, haben ſich eine Anzahl Neger-Sclaven angeſchafft, und treiben, neben bedeutender Viehzucht, einen leidlich guten Ackerbau auf regelmäßig abgetheilten und eingehegten Feldern. — Sie brauchen jedoch keinen Pflug, ſondern bearbeiten den Boden mit der Hacke. Irdene Töpfe und Tiegel, Körbe, geräuchert Leder, ſchwarzmarmorne Tabakpfeifen, hölzerne Löffel u. dergl. ſind ihre Manufactur-Artikel. Der Hauptgegenſtand ihres Handels mit ihren civiliſirten Nachbarn beſteht in Pelzwerk und Häuten, dem Ertrage ihrer Jagdzüge während des Winters.

Crefeld, eine wichtige Handels- und Fabrikſtadt in der preußiſchen Provinz Cleve-Berg. Sie iſt in holländiſchem Geſchmack gebaut und enthält etwa 13000 Ein. darunter 700 Mennoniten. Die Fabriken von Crefeld ſind in ganz Europa bekannt. Hauptfabriken ſind die für Stück-Sammet und Sammet-Band, (ſeit etwa 200 Jahren entſtanden). Sammet leichterer Gattung wird vorzüglich viel gemacht, und ſelbſt die Lyoner und Genueſer beziehen ihn von hier. Dieſer Stück-Sammet wird faſt ausſchließlich in der Stadt gewebt; dagegen geſchieht das Weben des Sammetbandes auf den umliegenden Dörfern in einem Umkreiſe von 4 bis 5 Stunden. Dies beſchäftigt allein über 300 Stühle. Die andern Fabriken beſtehen in ſeidenen Stoffen, ſeidenen Tüchern (beſonders werden hier, wie in Elberfeld, die gedruckten oſtindiſchen Tücher in Menge nachgemacht), ſeidenen Bändern (beſonders Schuh-, Hut- und Zopfband), Nähſeide, Savettgarn, Flanelle, wollenen Strümpfen, ſogenannten mechanic Pantalons, groben ſchleſiſchen Tüchern, Biber, Say oder Kirſay, Boy, Sarſchen, baumwollenen Mancheſter, Leinwand, Wachsleinwand, Rothgärbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntwein-Brennereien, Biereſſig, Seifenſiedereien und verſchiedenen andern von geringerer Bedeutung. Einem ungefähren Ueberſchlage nach kann der Ertrag der Crefelder Seidenfabrikate mit Inbegriff der Sammete auf 3 Millionen Thaler berechnet werden. Die Zahl der Arbeiter in ſämmtlichen Fabriken wird auf 12,000 angegeben. das wichtigſte Handelshaus in Crefeld iſt F. u. H. von der Leyen, nach dieſen folgt C. u. J. Floh. Auch nach Amerika hatte ſich in neuern Zeiten ein großer Abſatz gezeigt.

Cremnitz die erſte und vornehmſte ungariſche Bergſtadt, in der barſcher Geſpannſchaft in Niederungarn, liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale, und hat vortreffliche Goldbergwerke, Goldkunſthandlungen genannt. Von ihr haben die Cremnitzer Ducaten den Namen. Das Kennzeichen dieſer Ducaten ſind die Buchſtaben K. B. (Kermecz Banya, Cremnitzer Bergwerke), zwiſchen welchen das Bild des Regenten im Ornate ſteht. Alles Gold und Silber aus den umliegenden Bergwerken wird in die hieſige Münze geliefert. Die Stadt hat 9600 Einwohner.

Cremona, befeſtigte Hauptſtadt der Delegation gl. N. im Herzogthum Mailand, mit nahe an 25,000 Einwohnern (27 Gr. 41 Min. 51 Sec. Länge, 45 Gr. 7 Min. 43 Sec. Br., zwiſchen den Flüſſen Adda und Oglio am Po, über welchen hier eine Schiffbrücke führt. Cremona hat ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, die Straßen ſind breit

und regelmäßig, aber die Häuſer nicht ſonderlich gebaut. Ein kleiner Canal, der zum Theil unter den Häuſern wegläuft, verbindet den Po mit dem Oglio. Die Stadt hat 44 Kirchen und Capellen, und es gab hier noch vor wenig Jahren 43 Klöſter. Die Domkirche iſt eine ungeheure Steinmaſſe, mit einer Façade von ſchönem weißen und rothen cremoneſer Marmor; das Innere iſt mit guten Fresco-Gemählden geziert, und in der Taufkalle befindet ſich ein Waſſerbecken von ungeheurer Größe, aus einem einzigen Block veroneſer Marmor. Der Glockenthurm iſt ein ſonderbares Werk der Baukunſt, er beſteht aus zwei achteckigen Obelisken, über denen ſich ein Kreuz erhebt. Von ſeinem Gipfel in einer Höhe von 372 Fuß überſieht das Auge den ganzen Lauf des Po, wie er in tauſendfachen Biegungen die weiten Ebenen der Lombardei durchſtrömt. Die Seidenmanufacturen von Cremona ſind beträchtlich, und die hier gebauten Violinen waren lange Zeit die beſten in der Welt. Eine römiſche Colonie gründete Cremona im J. 291 vor Chr. Geb. Mehrere hundert Jahre beſaßen es die Venetianer. Die Kaiſerlichen unter Prinz Eugen eroberten es am 1. Febr. 1702 durch einen plötzlichen Ueberfall, und nahmen den Marſchall von Villeroi, der hier ſein Hauptquartier hatte, und der ganz ruhig im Bette lag, mit ſeinem General-Stabe gefangen. Die Franzoſen wehrten ſich indeſſen den ganzen Tag ſo tapfer, daß Eugen die Stadt am Abend wieder räumen mußte. Während der Revolutionskriege theilte Cremona jederzeit das Schickſal der übrigen lombardiſchen Staaten.

**Cremor tartari**, Weinſteinrahm. Wenn der rohe Weinſtein, ſo wie er aus Weinfäſſern ausgeſchlagen worden, mit ſchicklichen Zuſätzen verſotten wird, ſondern ſich die Unreinigkeiten davon ab, und der auf dieſe Art gereinigte Weinſtein ſteigt in dem Keſſel in Geſtalt eines Rahms in die Höhe, worauf er abgeſchöpft und getrocknet wird, und Cremor tartari heißt. Er iſt von mancherlei mediciniſchem Gebrauch, beſonders als kühlendes Mittel.

**Creolen, Criolen** (ſpan. Criollos) heißen diejenigen, welche von ſpaniſchen oder andern europäiſchen Aeltern in Amerika in geſetzmäßigen Ehen erzeugt worden. Im J. 1776 wurden ſie vom Könige Carl III. für fähig erklärt, Bedienungen im geiſtlichen, Civil- und Militärſtande zu bekommen, zu denen ihnen bis dahin der Zutritt verſchloſſen war; doch werden ſie noch immer den aus Europa kommenden Spaniern nachgeſetzt. Auf den andern weſtindiſchen Inſeln genießen ſie alle Vorrechte der Europäer. Sie ſind von bräunlicher Geſichtsfarbe, und rothe Wangen eine Seltenheit, eine Wirkung der auf den Antillen herrſchenden Luft. Eine ſehr vortheilhafte Schilderung der Creolen gibt Raynal im 4ten Th. ſ. Geſchichte beider Indien. —

**Crepiren**, von Bomben und Granaten, heißt zerſpringen. (ſ. **Bomben**.)

**Crescendo** (wachſend, ſteigend), bezeichnet in der Tonkunſt die allmählige Verſtärkung der Töne beim Vortrage, oder in der Kunſtſprache zu reden, den allmähligen Uebergang vom Piano zum Forte und Fortissimo. Auch heißt Crescendo ein neu erfundenes muſikaliſches Inſtrument, das wie ein Clavier geſpielt wird, und eben ſo wie dieſes mit Drahtſeiten bezogen iſt. Der Körper aber geht pyramidiſch in die Höhe, und durch drei Züge, die mit dem Fuße regiert werden, kann man es acht Mal verändern, vom ſanfteſten und ſchwächſten Tone bis zur höchſten Stärke.

**Crescentini** (Girolamo), einer der berühmteſten Sopraniſten, aus dem Neapolitaniſchen gebürtig. Mit ungeheurem Beifall trat er 1788 zu Rom, 1790 zu Padua und Verona, 1794 zu Venedig und 1797 zu Wien in der Opera Seria und in der Kirche auf, beſonders in Wien galt er für den beſten Sänger, den man je gehört haben wollte. Die Kraft ſeiner Stimme, die Reinheit, Zartheit und unendliche Wärme ſeines Vortrags erregten abwechſelnd das höchſte Erſtaunen und das innigſte Gefühl; beſonders in Zingarelli's Romeo und Julie wird er für unerreichbar gehalten. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte zu Liſſabon als Director der italieniſchen Oper und mehreren Reiſen wurde er 1804 von Napoleon nach Paris berufen, angeſtellt und mit dem Orden der eiſernen Krone geſchmückt. Eben ſo berühmt, wie als Sänger, wurde er durch ſeine Geſangslehre und Compoſitionen. Von ſeinen erſchienenen Werken ſind die vorzüglichſten: XII. Ariette Italiane con acc. di Cembalo. Wien 1797. und Raccolta di Esercizj per il Canto all' uso del Vocalizzo, con discorso preliminare. Paris 1811, und italieniſch und deutſch zu Leipzig bei Kühnel.

**Creta**, in den älteſten Zeiten Idäa, jetzt Icriti oder **Candia** genannt, eine der größten griechiſchen Inſeln, im mittelländiſchen Meere ſüdlich von Griechenland gelegen. Sie iſt ſehr gebirgig. Mitten hindurch erſtreckt ſich eine Bergkette, von der die Alten den weſtlichen Theil Leuci (jetzt Monte di Sfachia), den öſtlichen aber Dicte (jetzt Laſthi oder Sethia) und die höchſte Spitze Ida nannten. Die Thäler und Seeküſten ſind überaus fruchtbar. Man trifft die ſchönſten Weiden für zahlreiche Heerden an. Getreide, Wein, Oel und Obſt wurden ſonſt im Ueberfluſſe gewonnen. Die Luft iſt rein und geſund, ſo daß aller dieſer Vorzüge wegen die alten ſie die glückliche Inſel nannten. In den früheſten Zeiten benutzten die Einwohner ihre günſtige Lage, um Eroberungen zu machen. Vor dem trojaniſchen Kriege unterwarfen ſie ſich einen Theil der Inſeln des Aegeiſchen Meeres, und ſetzten ſich auf einigen Küſten in Europa und Aſien feſt; beim Ausbruche jenes Krieges aber ſchickten ſie achtzig Schiffe unter Idomeneus und Merion nach Ilium. Damals war die Inſel ſehr bevölkert und prangte (wie die Dichter ſagen) mit hundert Städten, von denen die wichtigſten, jedoch zu verſchiedenen Zeiten, Gnoſſus (in deſſen Nähe ſich die berühmte Höhle, Jupiters Grab genannt, und das cretenſiſche Labyrinth befanden), Gortynna, Cydonia, Päſtus u. ſ. w. waren. Die älteſte Geſchichte von Creta iſt mythiſch. Die erſten Einwohner hießen Kureten, und waren nach Herodot eine phöniciſche Colonie. Von ihnen lernten die Griechen die Bearbeitung des Eiſens, gottesdienſtliche Gebräuche, die Bezähmung der Pferde, den Gebrauch der Waffen u. dgl. m. Ueber ſie herrſchte Saturn (Kronos) und unter ſeinem milden Scepter blühte das goldne Zeitalter. Da ihm ein Orakelſpruch verkündigt hatte, daß einer ſeiner Söhne ihn vom Throne ſtoßen werde, befahl er, dieſelben gleich nach der Geburt zu tödten. Aber ſeine Gemahlin und Schweſter Rhea verbarg deren drei: Jupiter, Neptun und Pluto, welche, als ſie erwachſen waren, ihren Vater entthronten und das Reich unter ſich theilten. Die gewiſſere Geſchichte, wiewohl ſie auch noch mythologiſch iſt, fängt erſt nach der Ausbreitung der Hellenen in Griechenland an, da um dieſe Zeit ein Theil Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern vermiſcht, unter Anführung des Tectamus, des Sohnes des Dorus, hierher kamen. Von ihm ſtammten Minos und deſſen Brüder, Sarpedon

und Rhadamanthus. Minos regierte um das J. 1300 v. Ch., und ward der Wohlthäter und Geſetzgeber ſeines Reichs. Sein Enkel gleiches Namens war der Vater der Ariadne, erwarb ſich den Ruf eines weiſen Regenten, und vollendete die Geſetzgebung ſeines großen Vorfahren. Idomeneus aber, auch ein Enkel des ältern Minos, war unter den Helden von Troja. Nach Abſchaffung der königlichen Regierung ward eine republikaniſche Verfaſſung eingeführt, welche ſo lange dauerte, bis die aus Cilicien hierher geflüchteten Seeräuber die Inſel zu ihrem Hauptſitze machten. In der Folge ward Creta von den Römern unterworfen.

Creticus, ſ. Rhythmus.

Creuſa, der Name mehrerer berühmter Frauen des griechiſchen Alterthums, von denen wir nur zwei anführen: nämlich die Tochter des Erechtheus, welche, an Xuthus, Hellens dritten Sohn, vermählt, zuvor aus der Umarmung Apolls den Ion geboren hatte, mit ihrem dritten Gemahl aber den Achäus zeugte; ſodann die Tochter des Priamus und der Hecuba und Gemahlin des Aeneas, welcher mit ihr den Ascanius zeugte. Als bei dem Brande Trojas Aeneas mit den Götterbildern, ſeinem Vater, ihr und ſeinem Sohne flüchtete, war ſie plötzlich von ſeiner Seite verſchwunden. Er kehrte zurück und ſuchte ſie vergebens im Getümmel, bis ſie ihm in verklärter Geſtalt erſchien und verkündigte, daß die Mutter der Götter, nicht wollend, daß ſie Phrygien verlaſſe, ſie zu ſich genommen habe.

Creuzer (Georg Friedrich), ein ausgezeichneter deutſcher Philolog, geboren zu Marburg den 10. März 1771, ſtudirte auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und hielt ſodann Vorleſungen über Philoſophie und griechiſche Literatur. Im J. 1804 ward er Profeſſor bei der Univerſität Heidelberg, folgte zwar einige Jahre darauf einem Ruf nach Holland, fand ſich aber dort ſo wenig einheimiſch, daß er auf der Stelle nach Heidelberg zurückkehrte, wo er in ſeine früheren Verhältniſſe wieder eintrat. Seine verſchiedenen Werke ſind Beweiſe ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Scharfſinns. Dahin gehört vornehmlich ſein Werk über die hiſtoriſche Kunſt der Griechen, ſeine Symbolik und Mythologie der alten Völker (4 Bände), ſein Dionyſius, ſeine Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta u. ſ. w.

Crichton (James). Unter allen frühreifen Menſchen iſt dieſer wohl der berühmteſte und merkwürdigſte. Kaum 20 Jahre alt, ſchrieb und ſprach er zehn verſchiedene Sprachen, und zeichnete ſich in allen körperlichen Uebungen aus. So kam er nach Paris. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſchrieb damals: „Hier iſt ein junger Menſch angekommen, etwa 20 Jahre alt, dem ſelbſt die erſten Profeſſoren der Akademie das Zeugniß geben, daß er in allen Wiſſenſchaften vollkommen ſei. Niemand übertrifft ihn in der Vocal- und Inſtrumentalmuſik, und weder im Tanzen, noch Zeichnen, noch Mahlen, noch Reiten hat man ſeines Gleichen geſehen. Er weiß mit beiden Händen zu fechten, daß Keiner ihm etwas anhaben kann; in einer Entfernung von 20 Fuß ſtürzt er auf ſeinen Gegner los und ſchlägt ihn aus dem Felde. Seine Geiſtesgegenwart iſt unerſchütterlich; er disputirte neulich vor einem Auditorium von 3000 Zuhörern, und ſetzte durch die Richtigkeit, Gelehrſamkeit und Präciſion ſeiner Antworten alle in Erſtaunen. Er ſpricht lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, ſyriſch, arabiſch, ſpaniſch, italieniſch, franzöſiſch, engliſch, flamändiſch und ſlavoniſch, alle Sprachen gut. Wahrhaftig, man ſollte glauben,

daß ein Menſch, auch bei einem hundertjährigen Alter, ſelbſt, wenn er weder äße noch ſchliefe, ſo viele Kenntniſſe in ſich vereinigen könnte. Sein Daſein erfüllt alle mit paniſchem Schrecken, denn er weiß mehr, als ein Menſch wiſſen kann, man fürchtet, er ſei der Antichriſt." Crichton verließ die Hauptſtadt Frankreichs, und ließ ſich endlich, nachdem er Rom, Venedig und Padua geſehen hatte, in Mantua nieder, wo er Führer des jungen Vincenz von Gonzaga, Sohn des Herzogs, wurde. Während einer Carnevalsluſtbarkeit wurde er hier von einigen vermummten Perſonen mit Waffen angefallen; er überwand ſie augenblicklich, und erkannte unter ihnen, als er ſie enthüllte, zu ſeinem Befremden ſeinen eigenen Zögling. Ehrerbietig gab er dieſem den Degen, den er ihm entwunden hatte, zurück; jener aber, den ſchon Eiferſucht zu der That bewogen hatte, konnte dieſe beſchämende Großmuth nicht ertragen, und ſtieß ihm den Degen durch die Bruſt. Crichton ſtammte aus der königlichen Familie der Stuarte, war geboren 1551 in der Grafſchaft Perth in Schottland, und ſtarb 1583 in ſeinem 31. Jahre. Man nennt ihn als Verfaſſer mehrerer Werke.

Crillon (Louis de Berthon de), aus einer angeſehenen italieniſchen Familie, welche ſich in der Grafſchaft Veneſſin niedergelaſſen hatte, war 1541 geboren, trat 1557 in Kriegsdienſte, und gehörte zu den größten Feldherren ſeiner Zeit. In ſeinem erſten Feldzuge befand er ſich bei der Belagerung von Calais, wo er durch ſeinen Muth die Aufmerkſamkeit Heinrichs II. auf ſich zog. In der Folge zeichnete er ſich in der Schlacht von Dreux, von Jarnac und von Moncontour, in den Jahren 1562, 68 und 69 gegen die Hugonotten aus. Als Maltheſerritter that ſich der junge Held auf Kreuzzügen gegen die Türken, und beſonders in der Schlacht bei Lepanto 1571 ſo hervor, daß er, obwohl verwundet, gewählt ward, um die Siegesnachricht dem Papſte und dem Könige von Frankreich zu überbringen. Zwei Jahre nachher finden wir ihn bei der Belagerung von Rochelle, und in der Folge faſt bei allen andern wichtigen Vorfällen. Allenthalben zeigte er ſich als den braven Crillon, wie Heinrich IV. ihn zu nennen pflegte. Heinrich III. erhob ihn im J. 1585 zum Ritter ſeiner Orden. Die Maske der Religion, worunter die Ligue ihre ehrſüchtigen Plane verbarg, konnten die Treue des braven Crillon nicht irre leiten, wie ſehr er auch die Hugonotten haßte. Er diente einem Fürſten gegen die falſchen Eiferer an dem Tage der Barricaden, bei Tours u. a. O. Heinrich III. wagte es, ihm die Ermordung des rebelliſchen Herzogs von Guiſe vorzuſchlagen, da er Bedenken trug, ihn dem Schwerte des Geſetzes zu unterwerfen; doch Crillon verſagte dieſen Dienſt, erbot ſich aber, mit ihm zu kämpfen. Unter Heinrich IV. ſchlug er die Liguiſten vor Boulogne. Als Villars Armee vor Quillebeuf im J. 1592 gerückt war, vertheidigte er kräftig dieſen Platz, und antwortete den Belagerern, die ihn zur Uebergabe auffoderten: Crillon iſt drinnen! — Als der Friede von Vervins die Kriege geendigt hatte, welche Europa erſchütterten, zog ſich Crillon nach Avignon zurück und ſtarb daſelbſt den 2. Decbr. 1615. Man hat mehrere Anecdoten von dieſem Helden aufbehalten, welcher zu ſeiner Zeit der Schild der Ehre, der Mann ohne Furcht und der Tapfere unter den Tapfern genannt wurde. So unterbrach er einſt einen Prediger, der in der Erzählung der Leidensgeſchichte Jeſu auf die Geiſſelung kam, mit dem Ausrufe: „Wo warſt du, Crillon?" indem

er die Hand an den Degen legte. Der junge Herzog von Guiſe, zu dem ihn Heinrich IV. nach Marſeille geſchickt hatte, wollte ſeinen Muth auf die Probe ſtellen, ließ plötzlich Allarm ſchlagen, und eilte mit der Nachricht zu ihm, daß der Feind Meiſter vom Hafen und von der Stadt ſei, und daß nichts als die Flucht übrig ſei, um den Ruhm des Siegers nicht noch zu vermehren, wenn er auch die Anführer zu Gefangenen machte. Crillon, der eben erwacht war, nahm ruhig ſeine Waffen und ſagte, daß es beſſer ſei zu ſterben, als den Verluſt des Platzes zu überleben. Der Herzog, der ihn feſt entſchloſſen ſah, fing an zu lachen. Crillon merkte den Scherz, machte ein finſteres Geſicht und ſagte zu ihm: „Junger Mann, wolle nie das Herz eines Rechtſchaffenen prüfen; bei Gott, ich hätte dich durchbohrt, hätteſt du mich feig gefunden."

Crillon Mahon (Louis, Duc de), ein bekannter und verdienter ſpaniſcher Feldherr der neuern Zeit. Er diente im 7jährigen Kriege bei der franzöſiſchen Armee, trat dann in ſpaniſche Dienſte, und wurde Grand der erſten Claſſe und oberſter Befehlshaber der Armeen während der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Spanien im amerikaniſchen Kriege. Er leitete in demſelben die ewig denkwürdige Belagerung von Gibraltar (ſ. d. Art.), die durch Elliots tapfere Gegenwehr gänzlich ſcheiterte. Gegen Minorca war Crillon glücklicher. Er bemächtigte ſich dieſer Inſel 1782, und erhielt von der Hauptſtadt derſelben den Beinamen Mahon. Er ſtarb zu Madrid 1796, 80 Jahre alt.

Crimen, das Verbrechen, im juriſtiſchen Sinne jede Handlung, durch welche Jemand an ſeinem Vermögen oder Leib und Leben verletzt wird. Es kommt in der Rechtsſprache in vielfachen Zuſammenſetzungen vor. Crimen capitale, ein Halsverbrechen, d. h. worauf Todesſtrafe ſteht. Crimen ambitus, das Verbrechen des Amtshandels, d. h. wenn ein Amt erkauft und verkauft wird. Crimen ecclesiasticum, ein Verbrechen gegen die Kirchengeſetze. Crimen expilatae haereditatis, das Verbrechen der Erbſchaftsplünderung, d. h. wenn man ſich an dem Nachlaſſe eines Verſtorbenen vergreift. Crimen falsi, das Verbrechen der Verfälſchung, wenn z. B. ein Document verfälſcht oder ein falſches untergeſchoben wird. Crimen flagrans, ein ſtandhaftes Verbrechen, wobei der Verbrecher auf der That ergriffen wird. Crimen laesae majestatis, oder Crimen majestatis, ein Majeſtätsverbrechen, d. h. ein Verbrechen gegen die Perſon (und Familie) des Staatsoberhauptes, der Hochverrath. Crimen legitimum, ein durchs Geſetz mit einer beſtimmten Strafe belegtes Verbrechen. Crimen peculatus, das Verbrechen veruntreuter oder entwendeter öffentlicher Gelder. Crimen perduellionis, ein Verbrechen gegen den Staat; der Hochverrath. Es kann von dem Majeſtätsverbrechen nicht genau unterſchieden werden; denn wer die Perſon des Herrſchers in monarchiſchen Staaten verletzt, der verletzt eben ſo die Verfaſſung, wie der Hochverräther in Freiſtaaten. Crimen raptus, das Entführungsverbrechen. Crimen repetundarum (pecuniarum), das Verbrechen eines öffentlichen Beamten, der ſich beſtechen läßt, oder Erpreſſungen ausübt. Crimen sacrilegii, das Verbrechen des Kirchenraubes. Criminalia, peinliche Gegenſtände; Sachen, die zur peinlichen Gerichtsbarkeit gehören.

**Criminalrecht** *), **peinliches Recht**, **Strafrechtswiſſenſchaft**, die Wiſſenſchaft von den Pflichten des Staats bei Uebertretung der Strafgeſetze. Soll der Zweck des Staats erreicht werde[n], ſo müſſen Rechtsverletzungen nicht allein durch phyſiſchen, ſondern auch durch pſychologiſchen Zwang abgewendet werden; der Staat darf nicht allein, ſondern er muß a) durch Bekanntmachung des Strafgeſetzes beſtimmen, daß auf die rechtsverletzende That (das Verbrechen) unausbleiblich ein Uebel (Strafe) folgen werde, deſſen Befürchtung nach der Ueberzeugung des Geſetzgebers dazu geeignet iſt, den Trieb zur Begehung jener That in allen dem Strafgeſetze unterworfenen Individuen zu unterdrücken; — b) durch Vollziehung des Strafgeſetzes jener Androhung, die ſonſt für aufgehoben gehalten werden würde, Erfolg verſchaffen. — Zweck und Rechtsgrund der Strafe iſt nicht Prävention gegen künftige Rechtsverletzungen von Seiten des zu beſtrafenden Verbrechers, nicht Wiedervergeltung der vom Verbrecher unternommenen Rechtsverletzung gegen ihn ſelbſt (jus talionis), nicht Wiederherſtellung der rechtlichen Ordnung in der Geſellſchaft, nicht unmittelbare Abſchreckung des zu beſtrafenden Individuums von künftiger Begehung ähnlicher oder anderer Rechtsverletzungen, nicht Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes des Verbrechers, obgleich viele Geſetzgeber und Rechtsgelehrte aller Zeiten Zwecke dieſer Art vor Augen gehabt und vertheidigt haben. — Gereinigte Anſichten über den Zweck und Rechtsgrund der Strafe verdanken wir vorzüglich dem Geh. R. von Feuerbach zu München, ſ. deſſen Reviſion d. Grundſätze u. Grundbegriffe d. poſitiven peinl. Rechts und ſ. Schrift üb. d. Strafe, als Sicherungsmittel; ferner den Schriften von Klein, Kleinſchrod, Grolmann, Zacharia, Tafinger; und Brunner's Handbuch der Literatur der Criminalrechtswiſſenſchaft. Das Criminalrecht iſt eine rein poſitive Wiſſenſchaft. Doch hat man ein ſogenanntes allgemeines peinliches Recht, als Philoſophie der rechtlichen Gründe des Strafrechts und ſeiner Ausübung, aufgeſtellt. Die deutſchen Criminalrechtslehrer haben das peinliche Recht in das gemeine, in ganz Deutſchland geltende — deſſen Quellen das Corpus Juris Romani, das Corpus Juris Canonici, die peinliche Gerichtsordnung Carls V. und andere Reichsgeſetze ſind — und das beſondere, in einzelnen deutſchen Ländern und Bezirken geltende, getheilt. (S. Quiſtorp's Grundſ. d. deutſchen peinl. Rechts, herausgeg. von Klein. Stübel's Syſtem des allgemeinen peinl. Rechts, mit Anwendung auf die in Churſachſen geltenden Geſetze. Tittmann's Handb. des gemeinen deutſchen peinl. Rechts.) — Unter den Criminalgeſetzgebungen verdienen bemerkt zu werden: 1) die engliſche, 2) die toscaniſche unter Leopold, 3) die neuere preußiſche, 4) die öſterreichiſche ſeit Maria Thereſia, 5) die neuere franzöſiſche. (Ueber außer europäiſche Criminal-Geſetzgebungen vgl. Michaeli's Moſaiſches Recht. —

*) Da weder der frühere Art. über Criminalrecht, noch ein uns von einem angeſehenen Rechtsgelehrten gelieferter, in Beziehung auf den Zweck unſeres Werks, unſern Foderungen genügte, ſo haben wir um ſo weniger angeſtanden, gegenwärtigen uns zweckmäßiger ſcheinenden Art. aus der deutſchen Taſchen-Encyclopädie zu entlehnen, als ſie bei demſelben Verleger erſcheint und wir die Erlaubniß des Herausgebers vorausſetzen durften. Die Red.

Geſetzbuch der Gentoos, a. d. E. von Raspe, Hamb. 1778. — Feuerbach's Criminal-Jurisprudenz des Corans, in d. Bibl. des peinl. Rechts, Bd. II.) — Unter die Männer, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch ihre Schriften die furchtbare Barbarei aus der Praxis des Criminalrechts verbannen halfen, gehören: Beccaria, Filangieri, Voltaire, Servin, v. Globig und Huſter, Paſtoret; durch Schriften, akademiſche Lehrvorträge und unmittelbaren Einfluß auf richterliche Entſcheidung wirkten K. Ferd. Hommel und Klein. Beide ſegnet die Menſchheit, ſei es auch, daß beide oft die Grenzen der richterlichen Gewalt ſelbſt überſchritten und überſchreiten lehrten. Hier kann nur der Ort ſein zu einigen Andeutungen über die Gegenſtände der Criminal-Rechtswiſſenſchaft. Man hat die Verbrechen eingetheilt; in Criminal-, Civil- und Polizei-Verbrechen (nach Verſchiedenheit der Größe, der Gerichtsbarkeit und der Art der Geſetze, welche übertreten worden ſind); in Staats- und Privatverbrechen; in Verbrechen der Begehung und der Unterlaſſung; in gemeine und beſondere (Verbrechen einer beſondern Claſſe von Staatsbürgern, z. B. der Soldaten); in einfache und qualificirte (wenn die Geſetze wegen einer beſondern Eigenheit eines Verbrechens eine härtere, als die ſonſt feſtgeſetzte Strafe vorſchreiben), in ſchwere (delicta atrocia, atrocissima) und leichte (levia); in capitale und nicht capitale; in kirchliche, weltliche und gemiſchte; in ſolche, welche in die Sinne fallende Merkmale zurücklaſſen und welche dergleichen nicht zurücklaſſen (facti permanentis et transeuntis); in bekannte und verborgene; in vollendete (consummata) und unvollendete (attentata — conatus delicti proximus vel remotus); in vorſätzliche und unvorſätzliche (delicta dolosa, colpusa) u. ſ. w. Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß dieſe Eintheilungen theils nothwendig, theils zufällig, d. h. abhängig von dem Inhalte einzelner Geſetzgebungen ſind. In dieſer Abhängigkeit von den poſitiven Geſetzgebungen ſteht beſonders auch die Claſſification der Verbrechen. Feuerbach hat nach gemeinem deutſchen peinlichen Rechte folgende Claſſification aufgeſtellt: I. determinirte gemeine Verbrechen: A. öffentliche Verbrechen. Staatsverbrechen überhaupt, 1) Verbrechen an der moraliſchen Perſönlichkeit des Staats ſelbſt, oder an dem Regenten, als ſolchem. Staatsverbrechen im engern Sinne, a) Hochverrath, b) Verbrechen der beleidigten Majeſtät; 2) Verbrechen gegen einzelne Gewalten des Staats, Regierungsverbrechen, a) Verbrechen gegen die aufſehende Gewalt, Münzverbrechen, b) Verbrechen wider die anordnende Gewalt, Amtserſchleichung, c) Verbrechen wider die richterliche Gewalt, als: α) rechtswidrige Selbſthülfe — welche von Privatrache und Nothwehr zu unterſcheiden iſt — ohne oder mit Anwendung unrechtmäßiger Gewalt — Duell; — β) Befreiung eines Gefangenen — von Seiten des Gefangenwärters, des Gefangenen ſelbſt, dritter Perſonen; — γ) Verletzung der Urphede — des eidlichen Verſprechens, ſich an dem peinlichen Gerichte nicht zu rächen, oder, bei Landesverweiſungen, vor geendigter Strafzeit nicht zurück zu kehren; — d) Verbrechen wider die executive Gewalt; Aufruhr und Tumult; B. Privatverbrechen, 1) Verbrechen gegen urſprüngliche Rechte des Menſchen und Bürgers, b) Verletzungen des Rechts auf das Leben, α) Todtſchlag und einfacher Mord, — beſonders benannte Arten: Raubmord, aufgetragene Tödtung, oder Banditenmord, Meuchelmord, Giftmord, β) geſetzlich ausgezeichneter Mord, oder Mord an Aeltern, Kindern, nahen Blutsverwandten, Ehegatten, Schwägern, Perſonen hohen

Standes, am Herrn des Mörders (Parricidium im engern und weitern Sinne); — b) Verletzung der Integrität der menſchlichen Kräfte, α) einfache Körper⸗Verletzung, β) qualificirte Körper⸗Verletzungen, — Vergiftung; — c) Verbrechen an dem Rechte des Bürgers auf freie Diſpoſition an ſeinem Körper, namentlich: Menſchenraub (Plagium), Entführung, nicht freiwillige Schwächung; — d) Verletzung des Rechts auf Ehre, α) gemeine Injurien, β) qualificirte Injurien, aa) durch die Art der Begehung — Pasquill und Schmähſchrift, bb) durch das Object der Verletzung, — beſonders Blasphemie, 2) Verbrechen gegen erworbene Rechte, a) individuell gefährliche Verletzung des Rechts auf Sachen, α) durch bloße Beſchädigung, β) durch Entwendung, aa) gemeine Entwendung, bb) qualificirte Diebſtähle, αα) zum dritten Male begangener Diebſtahl, ββ) gefährlicher Diebſtahl, durch Einbruch, Einſteigen, durch Waffen, γγ) Entwendung des öffentlichen Eigenthums (Peculat), als: Kirchenraub (Sacrilegium), Peculat im engern Sinne, Crimen residui; — cc) geſetzlich ausgezeichnete, nicht qualificirte Diebſtähle, αα) Entwendung aus einer Erbſchaft von Seiten eines Miterbens, ββ) Familien⸗Diebſtahl (furtum domesticum), γγ) Entwendung an Früchten auf dem Felde; — dd) Entwendung durch Verletzung der Perſönlichkeit, Raub; — b) gemeingefährliche Verletzung des Rechts an Sachen, α) Brandſtiftung, β) verurſachte Ueberſchwemmung; — c) individuell gefährliche Verletzung des Rechts aus Verträgen, α) Verletzung der Verträge auf Treu' und Glauben, β) Verletzung des ehelichen Vertrags, aa) Ehebruch, bb) vielfache Ehe (Bigamie). II. Vage, gemeine Verbrechen, A. materielle, 1) Kinderausſetzung, 2) Abtreibung der Leibesfrucht, 3) ſträfliche Unfruchtbarmachung, B. formelle, 1) Verbrechen, welche durch Gewalt begangen werden, a) eigentliche Gewaltthätigkeit, b) Landfriedensbruch, 2) Verbrechen durch Täuſchung eines Andern, a) Fälſchung und Betrug, b) qualificirte Fälſchung, als: Meineid, Grenzverrückung, Prävarication, d. h. Begünſtigung der Gegenpartei in einem Rechtsſtreite; Calumnie, d. h. das Verbrechen, deſſen ſich derjenige ſchuldig macht, welcher jemanden wiſſentlich fälſchlich anklagt, Concuſſion, Erpreſſung eines Vortheils durch den Vorwand, oder den Mißbrauch eines Rechts. III. Gemeine, determinirte Polizei⸗Vergehen, A. Vergehen gegen die Geſetze der Criminalpolizei. Landzwang, d. h. Drohung künftiger Verbrechen, verbunden mit ſolchen Handlungen, aus denen man auf die Ernſtlichkeit der Drohung ſchließen kann; B. Verbrechen gegen Geſetze der Güter⸗Polizei, 1) Wucher, Aneignung eines geſetzlich nicht erlaubten Gewinns bei Creditgeſchäften; 2) Dardanariat (unerlaubte Vertheurung der Gegenſtände des Lebens⸗Unterhalts), Hazardſpiele und unerlaubte Wetten; C. Vergehen gegen Geſetze der Sitten Polizei, als: Schwören und Fluchen, Zutrinken, Bettelei; D. Vergehen, durch welche theils Geſetze der Sitten⸗Polizei, theils Geſetze der Bevölkerungs⸗Polizei, übertreten werden, — 1) Fleiſchesverbrechen, beſonders: Schwächung und Hurerei, Concubinat, Inceſt, Sodomie; 2) Beihülfe zu Fleiſchesverbrechen, Kuppelei; IV. Beſondere Verbrechen, A. Verbrechen der Staatsbeamten, 1) Beſtechung, 2) Unterſchlagung öffentlicher Gelder, Malverſation; B. Militär⸗Verbrechen, 1) gemeingefährliche: Meuterei, Soldaten⸗Aufruhr; 2) individuell⸗gefährliche: Inſubordination, Verlaſſung des Poſtens, Treuloſigkeit an der Fahne, Deſertion, Verkaufen der Waffen u. ſ. w. Die Strafen ſind zu allen Zeiten und

in allen Ländern ſehr verſchieden geweſen. Rohheit, Grauſamkeit und Aberwitz haben gewetteifert, die mannichfaltigſten, die Menſchheit entehrenden Strafübel zu erdenken, welche man bei Völkern, denen europäiſche Cultur fremd iſt, ja ſelbſt in vielen Ländern Europens noch jetzt vollſtrecken ſieht. Die in Deutſchland ehedem üblichen, jetzt aber zum Theil nicht mehr zur Vollziehung kommenden Strafen claſſificirt Feuerbach alſo: I. unbenannte — z. B. Verluſt gewiſſer Rechte und Privilegien; II. benannte, A. mechaniſche oder phyſiſche, 1) Todes-Strafe, a) einfache: Enthauptung durch Schwert oder Beil, Hängen, Strafe des Stranges; b) qualificirte, α) innerlich: Rädern, Ertränken (Säcken), Verbrennen, Viertheilen, Lebendigbegraben; — β) äußerlich: durch Schleifen zur Gerichtsſtätte, Kneipen mit glühenden Zangen, Flechten des Körpers auf das Rad, Stecken des Kopfs auf einen Pfahl, Verbrennung des Leichnams nach der Enthauptung u. ſ. w. 2) verſtümmelnde Strafen, z. B. Abhauen der Hand, Abſchneiden der Finger oder der Zunge, Ausſtechen der Augen; 3) körperliche Züchtigungen im engern Sinne, als; Staupbeſen, Stockſchläge oder Ruthenzüchtigung; 4) Freiheitsſtrafen, a) Verweiſung und Verſchickung, oder Anweiſung der örtlichen Grenzen, welche der Beſtrafte nicht überſchreiten darf; b) Freiheitsſtrafen im engern Sinne: gemeine Gefängnißſtrafe, Zuchthausſtrafe, öffentliche Arbeiten; B. pſychologiſche Strafen, 1) Ehrenſtrafen, a) blos beſchämende, als: Kirchenbuße, Verweis, Abbitte, Widerruf; — b) beſchimpfende, als: Halseiſen, Schandpfahl, Brandmarken, Zerbrechen des adelichen Wappens, Anſchlagung des Namens an den Galgen, unehrliches Begräbniß u. ſ. w. 2) Vermögensſtrafen: Geldſtrafen, Confiscation des ganzen Vermögens oder eines Theils deſſelben. Soll die Strafe, welche das Geſetz für ein Verbrechen beſtimmt hat, zuerkannt werden, ſo muß die Exiſtenz oder der Thatbeſtand des Verbrechens (corpus delicti) ausgemittelt und auf Seiten des Uebertreters Imputativität, Möglichkeit der Zurechnung, vorhanden ſein. Vielfache, theils aus den rechtlichen Gründen des Strafrechts, theils aus poſitiven Geſetzen herzuleitende Milderungsgründe laſſen aber in vielen Fällen nicht die geſetzlich beſtimmte, ſondern nur eine gelindere Strafe zur Anwendung kommen. Die Criminalgerichtsbarkeit, im weitern Sinne, beſchäftigt ſich mit der gerichtlichen Erörterung und Entſcheidung aller, nach Strafgeſetzen zu beurtheilenden Fälle. Im engern Sinne aber ſchränkt man den Begriff derſelben in Deutſchland auf die eigentlich ſogenannten peinlichen Sache, d. h. auf diejenigen wichtigern Criminalfälle ein, welche bei Entſtehung der Patrimonial-Gerichte in Deutſchland in frühern Zeiten gewöhnlich der landesherrlichen Gewalt vorbehalten blieben und ſpäterhin zur Competenz der Obergerichte gerechnet wurden. Der Begriff Criminalproceß (peinliches Verfahren) iſt ebenfalls doppelt, im weitern Sinne: das gerichtliche Verfahren in allen Strafſachen; im engern: das Verfahren in den eben erwähnten, eigentlich ſogenannten peinlichen Sachen. Er iſt, nachdem entweder ein Ankläger den Verbrecher vor Gericht verfolgt, oder der Richter von Amtswegen verfährt, accuſatoriſch oder inquiſitoriſch (Anklage- und Unterſuchungsproceß). Bei letzterm kommt es zuweilen zur Special-Inquiſition, d. h. einer mit beſtimmten Förmlichkeiten begleiteten Fortſetzung des Unterſuchungsproceſſes. Wenn der durch Anzeigen (Indicia) eines Verbrechens verdächtig wordene daſſelbe weder geſteht

noch durch Beweiſsmittel, als Augenſchein, Zeugen oder Urkunden, deſſen überführt werden kann, ſo ſind Mittel zur Ergründung der Wahrheit anzuwenden. Dahin gehört Confrontation, Territion, Tortur und Reinigungseid. Die durch Tortur (Marter, peinliche Frage) erpreßten Geſtändniſſe ſollen nach der peinlichen Gerichtsordnung Carls des V. zwei bis drei Tage nachher wiederhohlt und genehmigt werden. Bei dieſer ſogenanten Urgicht ſoll zwar kein Peiniger erſcheinen; allein der Widerruf hatte gewöhnlich Wiederholung der Marter zur Folge. Die Tortur und mit ihr die Territion (das Schrecken mit der Marter) iſt — leider — noch nicht in allen deutſchen Ländern aufgehoben. In Sachſen ſind es bald 40 Jahr, daß Friedrich Auguſt ſie für immer verbannte. — Die Vertheidigung (Defenſion), welche entweder die Abwendung aller, oder die Milderung der verwirkten Strafe, auch zuweilen die Abwendung einzelner proceſſualiſcher Handlungen, z. B. der Special-Inquiſition, der Tortur, wo dieſe noch Statt findet, zum Endzwecke hat, iſt keinem Angeſchuldigten zu verweigern. Sie muß in der Regel durch einen der Rechte kundigen Sachwalter geführt und darf, beſonders in wichtigen Criminalfällen, von dem Angeſchuldigten, auch nach Bekanntmachung des Endurtheils, wenn er nicht gänzlich freigeſprochen worden, noch einmal, und nach der Verfaſſung verſchiedener Länder, auch wohl zum dritten Male gefodert werden. Außer dem Geſuche um nochmalige Vertheidigung kann, nach Verſchiedenheit der Landesverfaſſungen, die Vollziehung eines Criminalurtheils (welcher bei Hinrichtung der zum Tode verurtheilten Verbrecher das feierliche hochnothpeinliche Halsgericht, nach uraltem deutſchen Gebrauche, vorangeht) durch Appellation, Supplication, Geſuch um Richtigkeitserklärung und andere zuläſſige Rechtsmittel aufgehalten werden. — Ob bei einem juridiſch unvollſtändigen Beweiſe eines angeſchuldigten Verbrechens der Angeſchuldigte a) mit einer; von der ordentlichen Strafe abweichenden gelindern (außerordentlichen) Strafe zu belegen, oder ob b) Sicherungsmittel gegen ihn zuläſſig, oder ob c) er gänzlich loszuſprechen ſei? — dieſe für die Menſchheit ſo wichtige, und neuerlich vielſeitig erörterte Frage hat im J. 1800 Veranlaſſung zu Aufſtellung einer Preisfrage gegeben. (S. Klein's, Kleinſchrod's u. Konopack's Archiv d. Crim. Rechts III. u. IV. Bd.) Die erſte Meinung (a) iſt in der Praxis angenommen, obſchon ſolche weder aus allgemeinen Rechtsgrundſätzen, noch aus der peinlichen Gerichtsordnung Carls V., noch aus dem recipirten römiſchen Rechte gerechtfertigt werden kann. Die zweite Meinung (b) hat vorzüglich Klein, die dritte (c) Feuerbach vertheidigt.

Crimm, ſonſt eine türkiſche Provinz, unter eigenen Chanen, die von der Pforte eingeſetzt, oder wenigſtens beſtätigt wurden, jetzt ein Beſtandtheil des zu Europa gehörigen ruſſiſchen Gouvernements Taurien oder Simferopol. Schon 1771 eroberten die Ruſſen die Crimm, gaben ſie aber bei dem Friedensſchluſſe mit den Türken 1774 wieder zurück, unter der Bedingung der von der Pforte anerkannten Unabhängigkeit des crimmiſchen Chans. Allein 1784 wurde ſie dem ruſſiſchen Reiche unter Catharina II. gänzlich einverleibt, und daraus nebſt noch andern Landſtrichen das Gouvernement Taurien gebildet. (S. Taurien.) Die Crimm iſt eine 270 Q. M. große Halbinſel, welche von dem ſchwarzen, aſowſchen und faulen Meere (einem Meerbuſen des aſowſchen Meeres) beſpült wird, und mit dem feſten Lande, durch die eine Meile breite Landenge von Pe-

rekop zuſammenhängt. Ein Erdwall mit einem Graben und dem ſogenannten goldenen Thore erſtreckt ſich durch den ſchmalſten Theil dieſer Landenge von einem Meere zum andern. Die Crimm iſt ein ſchönes Land, im nördlichen Theile eben, und nur im ſüdlichen Theile von einer Gebirgskette durchzogen, welche das tauriſche Gebirge heißt, ihren Anfang bei Kaffa nimmt, ſich bis nach Balaklawa erſtreckt, und gegen Weſten ſich bei Baktſchiſarai endigt. Einer der höchſten Berge iſt der Tſchatyrdagh, ſonſt Trapezus, welcher 4722 Fuß über das Meer erhaben iſt. Aus dieſer Gebirgskette entſpringen viele Flüſſe, worunter der Salgyr und der Karaſu die bedeutendſten ſind. Der von dieſem Gebirge nördlich gelegene Theil der Halbinſel iſt eine völlige Ebene, ohne Waldung, mit wenigen Gewäſſern und mit einem fruchtbaren Boden; der ſüdliche gebirgige Theil iſt der anmuthigſte Landſtrich, wo Berge, Thäler, Waldungen, Hügel, Wieſen, Flüſſe und Bäche mit einander abwechſeln. Viele Gegenden ſind paradieſiſch, indem ſie auf der Landſeite durch die Gebirge, von welchen helle Bäche herabſtrömen, gegen alle kalte Winde geſchützt werden, und nur den ſanften Winden, die über das ſchwarze Meer von Süden her wehen, offen ſtehen. Eine der ſchönſten Gegenden iſt das Thal Baidar, wo man üppige Wieſen, Wälder, reiche Kornfelder und die ſchönſten Gartenanlagen findet. Die in dieſem durchgehends angebauten Thale faſt an einander ſtoßenden Dörfer haben ein reinliches Anſehen. Das Clima iſt mild und geſund. Während in Petersburg alles noch im Schnee vergraben liegt, iſt in der Crimm ſchon der ſchönſte Frühling. Die Winter ſind kurz, aber ſtrenge. Die Producte ſind: Getraide, hauptſächlich Weitzen und Gerſte, Hülſenfrüchte und Gartengewächſe, Melonen, Arbuſen, reichliches und ſchmackhaftes Obſt, auch Feigen und Mandeln, Wein, welcher dem ungariſchen an Güte gleich kommt, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, auch Kameele, viel zahmes Geflügel, Fiſche, Schaalthiere und Bienen. Von Mineralien findet man viel Salz, Salpeter, Kalk, Marmor, Meerſchaum, Walkererde, auch Eiſen. Die Einwohner, deren Zahl nach Verhältniß der Größe nicht ſtark iſt (etwa 150,000), ſind größtentheils Tataren, die ſich zur mohamedaniſchen Religion bekennen, ferner Ruſſen, Griechen, Armenier und Juden. Die Tataren haben einen wohlgebildeten Körper, ſind gutmüthig, gaſtfrei, reinlich und mäßig, bewohnen Städte und Dörfer und treiben Acker-, Garten-, Obſt- und Weinbau. Die jetzige Hauptſtadt der Crimm iſt **Simferopol** (ſonſt **Akmetſchet**), ein ſchlechter, unbedeutender Ort. **Baktſchiſarai** war ſonſt die Reſidenz des Chans, jetzt liegt die Stadt größtentheils in Ruinen. Der Hauptpallaſt des Chans iſt noch in ſeinem ganzen Umfange vorhanden, und ſoll in ſeiner ganzen orientaliſchen Form erhalten werden. Die wichtigſte Stadt der Crimm in den frühern Zeiten war **Caffa** oder **Feodoſia**, welche zur Zeit ihrer größten Blüthe innerhalb der Ringmauern 36,000 und die Vorſtädte mitgerechnet 44,000 Häuſer hatte. Von dieſer Größe ſind nur noch Ruinen vorhanden; die prächtigen Bäder und Moſcheen ſind in Schutthaufen verwandelt, und die ganze Bevölkerung beſtand 1801, als ſie der Engländer Clarke beſuchte, in funfzig Familien; jetzt ſoll die Stadt doch wieder einige tauſend Einwohner zählen. (S. Caffa.)

**Criſis** in der Medicin, (vom griechiſch. *κρινειν*, entſcheiden), nennt man den Zeitpunct einer Krankheit, in welchem ſich dieſe entſcheidet, den Wendepunct, von welchem ſie entweder in Geneſung oder

Verſchlimmerung übergeht. Am deutlichſten ſtellt ſich die Criſis in dem regelmäßigen Verlaufe fieberhaft acuter Krankheiten in kraftvollen Subjecten dar, zumal wo der Verlauf nicht durch heftige und zweckwidrige Mittel geſtört wird. Daher finden wir in den Hippokratiſchen Schriften die Criſen ſo genau und treu beſchrieben, weil die griechiſchen Aerzte die Natur ſorgfältig beobachteten, ſie in ihren Operationen nicht durch ſtarke Arzneimittel ſtörten und jene Völker ſelbſt noch kraftvoller waren, als die jetzigen. Die Criſis kündigt ſich durch vorhergehende heftige und ungewöhnliche Zufälle an, die Krankheit ſcheint ſich zu verſchlimmern und der Sturm in dem Innern erreicht den höchſten Grad. Dieß iſt jedoch nur in ſehr acuten Fiebern und bei kraftvollen Kranken der Fall. Die Criſis kann nun heilſam, oder böſe ſein, im erſten Fall tritt mit Beendigung der Criſis Nachlaß aller Zufälle, gemeiniglich mit irgend einer ſichtbaren Ausleerung, Schweiß, Urin, Stuhlgang, Eiterabgang oder Blutung, ein; im andern Falle ſind die critiſchen Zufälle zu heftig geweſen, oder die Ausleerung geſchah zum Nachtheil edler Organe, oder die Naturkräfte langen nicht zu, eine heilſame Entſcheidung zu bewirken, die Criſe wird tödlich oder unvollkommen, oder geht in langſame Entſcheidung (Lyſis), oder in eine andere Krankheit über (Metaſtaſe). Bei regelmäßigem Verlauf der Fieber tritt die Criſis zu beſtimmten Tagen ein: critiſche Tage. Dieſe ſind nach der Krankheit ſelbſt verſchieden. Die Haupttage richten ſich jedoch immer nach der Siebenzahl; der ſiebente, vierzehnte, ein und zwanzigſte Tag der Krankheit, etwas vor- oder rückwärts nach dem Charakter der Krankheit, den climatiſchen Einflüſſen und andern Einwirkungen, iſt immer ein critiſcher. Der ſchlechte Ausgang rückt jedoch gewöhnlich etwas vorwärts, der gute fällt mehr rückwärts. Die Halbſiebenzahl oder Geviertezahl bringt daher unvollkommene Criſen oder critiſche Vorzeichen. Iſt die Criſis vollkommen und heilſam, ſo iſt die Krankheit ſelbſt damit beruhigt, der Kranke muß ſich erleichtert fühlen und alle Zufälle der Krankheit müſſen verſchwinden.

Criterium heißt überhaupt das Merkmal oder Unterſcheidungszeichen. Criterium der Wahrheit nennt man in der Logik das Kennzeichen, vermöge deſſen wir erſehen, daß unſere Gedanken mit den allgemeinen Geſetzen des Denkens übereinſtimmen, es betrifft mithin nur die Form, und kann auch dieſe nur betreffen, da für die Materie (Objecte) ſich keine allgemeinen Kennzeichen auffinden laſſen.

Croatien, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Königreich, welches mit Ungarn verbunden iſt (mit Ausnahme eines Theiles, welches unter dem Namen des karlſtädter Kreiſes einen Beſtandtheil des neu geſchaffenen öſterreichiſchen Königreiches Illyrien bildet). Es wird von der Drau, Sau, Kulpa und Unna bewäſſert, erſtreckt ſich von der Drau bis zum adriatiſchen Meere, und wird von Ungarn, Slavonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark begränzt. Mit den Militärbezirken enthält es 376 Quadratmeilen und 750,000 Einwohner, theils Croaten, theils Raizen, mit wenigen Deutſchen und Ungarn vermiſcht. Die Croaten ſind ein slaviſcher Volksſtamm, welche ſich zur catholiſchen Religion bekennen, und als gute Krieger bekannt. In Rückſicht der wiſſenſchaftlichen Ausbildung und Induſtrie ſtehen ſie noch auf einer niedrigen Stufe; ja es fehlt zum Theil noch an den nothwendigen Handwerkern. Croatien zerfällt in Provinzialcroatien, welches aus den drei mit Ungarn ver-

bundenen Geſpannſchaften Warasdin, Kreutz und Agram beſteht und eine Civilverfaſſung hat — und in Militärcroatien, welches die nämliche Verfaſſung wie die übrigen Militärgränzen Oeſtereichs hat, und in das karlſtädter und warasdiner Generalat und die Banatgränze eingetheilt iſt. Croatiens nördlicher Theil (Provinzialcroatien) iſt mehr hügelig als gebirgig, und hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain ſich hereinziehen. Der ſüdliche Theil hingegen (Militärcroatien) hat an der bosniſchen und dalmatiſchen Grenze hohe Gebirge, die ſich bis zu 5,400 Fuß erheben, als den Wellebit, das Pliſſiviczagebirge und das Criner Gebirge. Dieſe Gebirge erſtrecken ſich bis in das Innere des Landes, wo die Kapella und der Kleck zu bemerken ſind. Das Clima iſt geſünder, als in dem benachbarten Slavonien, und mild. Das Land hat vorzüglich Wein, Tabak, Getraide, Mais, Obſt, beſonders Pflaumen, Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fiſche, Bienen, Eiſen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptſtadt des Königreiches iſt Agram.

Cromford, ein Ort in Derbyſhire in England, wo der berühmte Arkwright (ſ. dieſen Art.) zuerſt ſeine Baumwollenſpinnerei etablirt hat. Durch dieſe und einige ſpäter angelegte Spinnereien iſt Cromford ſehr nahrhaft geworden. Nach dieſem Orte in England legte in dem induſtriereichen Herzogthume Berg, nicht weit von Düſſeldorf, ein thätiger und unternehmender Mann, Brögelmann, ein großes Etabliſſement zur Nachahmung der engliſchen Baumwollenſpinnereien an, und nannte es, wie das Arkwrightiſche, Cromford. Er erhielt von dem damaligen Churfürſten, Carl Theodor, ein ausſchließendes Privilegium auf 25 Jahre, und nach vielen Verſuchen, auf die er ſein ganzes Vermögen verwendet hatte, gelang es Brögelmann endlich, Garne zu liefern, welche den engliſchen, ſo weit dieß auf dem Continente möglich iſt, gleich kamen. Die Verſchiedenheit des Waſſers und der Lufttemperatur ſcheint den engliſchen immer einen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu geben. Mehr von hier aus, als von England direct, ſind ſpäterhin in der Schweiz, Sachſen und in andern Ländern die vielfältig angelegten Baumwollenſpinnereien ausgegangen. Das Etabliſſement in Cromford im Bergiſchen beſchäftig gegen 400 Menſchen.

Cromwell (Oliver), der unter dem Namen eines Protectors ſich des Trons von England, Schottland und Irland bemächtigte, war in der Stadt Huntington, den 3. April 1603, mithin an dem Sterbetage der Königin Eliſabeth, geboren. Er widmete ſich anfangs den Studien, und bezog die Univerſität Cambridge, ward aber bald unſchlüſſig, ob er die Theologie oder den Militärſtand vorziehen ſolle. Sein unruhiger Charakter neigte ſich mehr zu letzterem; er machte den Feldzug von 1622 in der Armee des Prinzen von Oranien mit, und diente in der Folge gegen Frankreich bei der Belagerung von Rochelle. Nach geſchloſſenem Frieden ging er nach Paris, wo er dem Cardinal Richelieu vorgeſtellt wurde, deſſen ſcharfer Blick ſchon damals einen Mann von ungewöhnlichen Eigenſchaften in ihm erkannt haben ſoll. Seine Jugend war übrigens zwiſchen Zerſtreuungen und Ausſchweifungen getheilt, denen er ſich täglich, und in eben nicht anſtändiger Geſellſchaft überließ. Es konnte ihm daher nicht gelingen, ſich als Geiſtlichen emporzuheben, um ſo weniger, da er die Partei der Puritaner ergriffen hatte. Die Streitigkeiten Carls I. mit dem Parlamente eröffneten ihm um ſo erwünſchter eine andere Laufbahn. Er erſchien

im Parlamente als Deputirter der Univerſität Cambridge, ohne ſich jedoch beſonders auszuzeichnen; weder ſein mündlicher Vortrag, noch ſein Aeußeres empfahlen ihn. Doch wußte er ſich durch ſeine Geſinnungen bei den Independenten in Gunſt zu ſetzen, welche ihn zur Armee beförderten. Noch hatte der König, unterſtützt von dem Adel, von allen eifrigen Anhängern der englichen Kirche und von den Catholiken, ein bedeutendes Uebergewicht gehabt. Seine Armee war unter der Anführung des pfälziſchen Prinzen Robert ſtets ſiegreich geweſen, und im J. 1644 hatte er ſogar ein Parlament nach Oxford berufen, welches dem londoner entgegenwirken ſollte. Cromwells Erſcheinung änderte plötzlich die Lage der Sache. Er, der eben ſo viel Muth als Schlauheit beſaß, ſchlug die königliche Armee in allen Gefechten, eroberte Oxford, wo er ſeinen Soldaten die abſcheulichſten Ausſchweifungen erlaubte, und bewog 1646 das Parlament, die Abſetzung des Königs auszuſprechen, der, von aller Hülfe entblößt, ſich zu den Schotten flüchtete. Cromwell, deſſen Plane ſich mit ſeinen Erfolgen erweiterten, ließ ſich jetzt zum Generaliſſimus ernennen, vernichtete noch die Reſte der königlichen Macht, und zog an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres triumphirend zu London ein. Der Anhänglichkeit dieſes Heeres verſichert, durfte er im Parlamente die entſcheidende Stimme führen, und ſeine Vorſchläge galten als Geſetze. Der unglückliche König wurde indeß von den Schotten für eine Summe Geldes ausgeliefert, und jetzt entwickelte Cromwell ſeine ganze Kühnheit, Heuchelei und Unempfindlichkeit. Auf ſein Anſtiften verlangte die Armee ein Blutgericht über den König, deſſen Schickſal, da Cromwell die Richter leitete, nicht lange zweifelhaft ſein konnte. Carl ward am 9. Febr. 1649 enthauptet, und Cromwell, der die Verſuche Carls II. im J. 1650 und 1651, ſich des väterlichen Throns wieder zu bemächtigen, glücklich vereitelte, und das Parlament ganz nach ſeinem Willen umgeſtaltet hatte, trat 1653 als Protector an die Spitze der neuen Republik. So übte dieſer Uſurpator, gehaßt und gefürchtet, die Gewalt eines Königs, wiewohl er dieſen Titel, der ihn im J. 1657 ebenfalls angeboten wurde, nicht anzunehmen wagte. England verdankt ſeinen kräftigen Maßregeln Glück und Größe; aber in das Herz Cromwells kehrte nie Glück und Ruhe zurück. In dem Bewußtſein der eigenen Schuld hegte er unabläſſig die Furcht vor nahen und fernen Feinden; der Anblick der Menſchen machte ihm bange, und die Einſamkeit war ihm nicht minder fürchterlich; er wagte nicht drei Nächte hinter einander in demſelben Zimmer zu ſchlafen; trug einen Harniſch unter den Kleidern, und ging keinen Schritt ohne eine ſtarke Wache. Auf dem Wege, auf dem er gekommen war, ging er nicht wieder zurück. Dabei aber war er nüchtern, mäßig, ökonomiſch, arbeitſam und genau in ſeinen Geſchäften. Sein energiſcher und unermüdlich thätiger Geiſt arbeitete raſtlos, ſein Anſehn zu befeſtigen, und ſeine Kühnheit, ſeine kalte Unerſchrockenheit und gewandte Verſtellungskunſt liehen ihm ſtets neue Mittel dazu, bis endlich ſeine unaufhörlich geübten Ränke und Kunſtgriffe die Beängſtigungen ſeines Herzens dergeſtalt vermehrten, daß ſeine phyſiſchen Kräfte erlagen, und er den 3. Sept. 1658 ſtarb. Sein Leichnam ward einbalſamirt und in dem königlichen Begräbniſſe beigeſetzt, zu Anfang der Regierung Carls II. aber, im J. 1661, geſchleift, gehängt und unter den Galgen begraben. Sein Sohn Richard entſagte freiwillig der von ſeinem Vater ererbten Macht, und zog ſich wieder in den Privatſtand zurück.

Cronborg, Kronenburg, ein däniſches feſtes Schloß auf einer Erdzunge der Inſel Seeland am Sund (12° 35′ öſtl. L. von Greenwich, 50° 3′ nördl. Br.), in einer kleinen Entfernung nördlich von Helſingör, Helſingborg in Schweden gegenüber. Friedrich II. erbaute es im J. 1574 auf einem Grund von eichenen Pfählen. Dieſes Schloß, welches ein beinahe vollkommenes Viereck bildet, iſt 232 Fuß lang und 214 Fuß breit. Es hat in den Ecken vier Thürme und enthält geräumige Baraken für die Beſatzung. — Lange galt dieſes Schloß, deſſen Beſtimmung eigentlich die Bewachung der Schiffahrt durch den Sund iſt, für einen Schlüſſel des Reichs, bis die ungehinderte Durchfahrt der engliſchen Flotte am 29. März 1801 ſeine Unzulänglichkeit barthat. — Verbrecher werden hier als Baugefangene aufbewahrt. Unfern des Schloſſes iſt eine landesherrliche Gewehrfabrik, und etwas weiter entfernt liegt das Luſtſchloß Marienluſt mit einem Garten, Hamlets Garten genannt, weil, wie die Sage geht, des durch Shakſpeare weltberühmt gewordnen Hamlets Vater hier ermordet ward.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), wurde den 2. September 1731 zu Anſpach geboren. Sein Vater war General-Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes. Er genoß einer ſehr ſorgfältigen Erziehung, und machte früh in der lateiniſchen, franzöſiſchen, engliſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache Fortſchritte, und ſo las er, noch in ſeinen Schuljahren, die beſten römiſchen Claſſiker und die vorzüglichſten Schriftſteller der neuern europäiſchen Nationen. Im J. 1749 ging er nach Halle, und von da 1750 nach Leipzig, wo Gellert ſeinen Geſchmack und ſein Herz noch mehr ausbildete, der eben ſo ſehr ſein Freund als ſein Lehrer war. Auch mit Rabener, Käſtner, Weiße und dem Grafen Moritz von Brühl lebte er in der freundſchaftlichſten Verbindung. Gottſched konnte er nicht achten, vielmehr richtete er mehrere ſatiriſche Angriffe gegen ihn und ſeine Anhänger. Dahin gehört eine Satire auf Schönaichs poetiſche Krönung und eine Sammlung von Grabſchriften in Knittelverſen auf die meiſten Gottſchedianer. Die damals in Leipzig ſpielende komiſche Schauſpielergeſellſchaft lenkte ſeine Neigung auf die theatraliſche Dichtkunſt. Schon in Anſpach hatte er ein kleines Luſtſpiel, den Mißvergnügten, geſchrieben; jetzt folgte der Mißtrauiſche, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Beide Stücke ſind höchſt unvollkommene jugendliche Verſuche. Zu mehrern Stücken, unter andern auch zu ſeinem Kodrus, machte er bereits den Entwurf. Im J. 1751 beſuchte er Braunſchweig, wo er Gärtner, Ebert und Zachariä kennen lernte, und kehrte im folgenden Jahre in ſein Vaterland zurück. Hier ſchrieb er ein größeres Gedicht: Einſamkeiten, in ſechs Geſängen. Nachdem er zum markgräflich anſpachiſchen Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Juſtizrathe ernannt worden, unternahm er eine Reiſe durch Italien und Frankreich. Er bildete ſich hier eben ſo ſehr zum Weltmanne aus, als er beſonders ſeine Anſichten über Theater und Schauſpiel berichtigte. Ob er gleich nach Beendigung ſeiner Reiſen ſich den öffentlichen Geſchäften widmen mußte, ſo blieb er dabei doch den Muſen getreu. Er war Mitherausgeber einer Wochenſchrift unter dem Titel: Der Freund, und arbeitete fortwährend für das Theater. Im J. 1757 ſetzte Nicolai einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel aus, in der Abſicht, unſerm Vaterlande gute tragiſche Dichter zu erwecken, an denen es noch ganz fehlte. Hierdurch und durch Weißens Ermunterungen wurde Cronegk

veranlaßt, ſeinen Kodrus nochmals umzuarbeiten. Er ſendete das Stück ein und erhielt den Preis, ſtarb aber, ehe er die Nachricht ſeines Triumphs erhielt, an den Pocken. Sein Tod erfolgte den 31. December 1758 im 26. Jahre ſeines Alters, und war für die deutſche Bühne gewiß ein Verluſt. Auch für die didactiſche und moraliſche Poeſie hatte er ausgezeichnete Talente. Nach Cronegks Tode beförderte Uz die hinterlaſſenen Werke deſſelben zum Druck.

Cronſtadt, eine von Peter I. 1710 neu erbaute Stadt und Feſtung, nebſt einem dreifachen Hafen auf der Inſel Retuſari, im finniſchen Meerbuſen, gehört zum ruſſiſchen Gouvernement St. Petersburg. Alle drei Häfen liegen neben einander; auf der Weſtſeite der geräumige Hafen für die Kauffahrteiſchiffe, auf der Oſtſeite für die Kriegsſchiffe mit dem Pulvermagazine. Der mittlere iſt für die kleinern Fahrzeuge der Krone und zum Ausrüſten und Abtakeln der größern beſtimmt. Sie ſind alle auf der Seeſeite mit ſtarken Bollwerken beſchützt, und vor dem Hafen liegt das Fort Cronſlott auf zwei verſchanzten Inſeln. Die Stadt iſt groß, und hat auch mehrere hübſche Häuſer, Kirchen und anſehnliche öffentliche Gebäude, aber auch viele kleine Häuſer und leere Plätze. Die Einwohner beſtehen aus Seeleuten, Soldaten, Handwerksleuten und vielen Fremden aller Nationen. Man ſchätzt die Zahl der Einwohner (mit den vielen Fremden und Seeleuten) auf 40,000, worunter 10,000 Matroſen. Cronſtadt iſt der erſte Kriegshafen des Reichs und die Station der Oſtſeeflotte. Merkwürdig ſind der 358 Faden ins Meer gehende und mit Werkſtücken gefütterte Peterscanal, die großen Schiffsdocken und Werfte, das große Seelazareth und das Seecadetten-Inſtitut. Zwiſchen Cronſtadt und Cronſlott iſt das Waſſer etwa 2000 Schritte breit, und hat für die aus- und eingehenden Schiffe die gehörige Tiefe. Die Fahrt kann von beiden Seiten eröffnet oder geſperrt werden. Ungefähr eine Meile vor Cronſtadt liegen die Wachtſchiffe, welche die nach St. Petersburg gehenden und von dort kommenden Schiffe anhalten, die Frachtbriefe unterſuchen und die eingehenden Waaren verſiegeln, welche ſodann in das Zollhaus nach St. Petersburg gebracht werden. Auch müſſen die Reiſenden ihre Päſſe hier unterſuchen laſſen. Auf der Nordſeite der Inſel Retuſari iſt das Waſſer ſehr ſeicht, voller Sandbänke, und die Fahrt durch verſenkte Schiffe geſperrt, um die Zolldefraudationen und andere Unregelmäßigkeiten zu hindern. Die größern nach Petersburg beſtimmten Handelsſchiffe nehmen wegen des tiefen Waſſers ihre Ladung nach Cronſtadt ein. Im J. 1805 liefen hier 1001 Schiffe ein und 963 gingen ab. Ihre Ladung von ruſſiſchen Producten begriff vorzüglich eine Million Centner Eiſen, 196,000 Centner Flachs, 910,000 Centner Hanf, 120,000 Centner Hanföl, 630,000 Centner Theer u. ſ. w.

Cröſus, der letzte König von Lydien, lebte im ſechsten Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Er war perſönlich tapfer und vergrößerte ſein ohnehin mächtiges Reich durch viele Provinzen in Klein-Aſien. Seine Reichthümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldſande des Fluſſes Pactolus gezogen haben ſoll, betrugen mehr, als irgend ein König vorher beſeſſen hatte; und der Ausdruck: „Reichthümer des Cröſus,“ bezeichnete in der Folge unermeßliche Schätze. Stolz auf den Beſitz dieſer Güter, ergab er ſich einer ausſchweifenden Prachtliebe, hielt ſich für den Beglückteſten aller Sterblichen, und empfand es einſt ſehr übel, daß der attiſche Weiſe, So-

ſon, der nach der gemeinen Erzählung an ſeinen Hof kam, trotz dieſer ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, man könne den Menſchen erſt jenſeit des Grabes glücklich preiſen. Bald aber erkannte er die Wahrheit dieſes Ausſpruchs; denn er hielt ſich nicht nur ſelbſt für höchſt elend, als er zwei geliebte Söhne durch gewaltſame Todesarten verlor, ſondern wurde auch vom Cyrus, den er zum Beſten der Babylonier bekriegt hatte, geſchlagen, in der eroberten Hauptſtadt Sardes gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verdammt. Jetzt, als die Flamme unter ihm wüthete, rief er voll ſchmerzlicher Rückerinnerung an Solons wahre Rede dreimal aus: „O Solon!“ Cyrus, der den Sinn dieſes Rufs erfuhr, wurde dadurch gerührt, ſchenkte ihm Leben und Freiheit, nahm ihn als Begleiter auf allen ſeinen Feldzügen mit, behandelte ihn ſehr gut, bemächtigte ſich aber ſeines Reichs und ſeiner Schätze. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt; noch unter Cambyſes, Cyrus Nachfolger, lebte er, und entging hier ſeiner Hinrichtung, die ſchon anbefohlen war, nur durch die Liſt einiger Hofbedienten. Obſchon Einige den ganzen Vorfall mit Solon leugnen, Andere aber die Verurtheilung zum Scheiterhaufen nicht erwähnen, ſo bleibt doch Cröſus ein lehrreiches Beiſpiel des Glückswechſels und der Grundloſigkeit des menſchlichen Vertrauens auf Glücksgüter; denn er ſank von der höchſten Stufe irdiſcher Hoheit plötzlich bis zum Nichts herab, und nur die Gnade des Siegers rettete ihn von einem ſchimpflichen Martertode.

**Croup**, aus dem Engliſchen the Croup (die Erſtickungskrankheit), die häutige Bräune, Hautbräune, könnte paſſender die catarrhaliſche Luftröhrenentzündung genannt werden. Dieſe Krankheit befällt vorzüglich Kinder bis in das zwölfte Jahr, und herrſcht gern bei feuchter und kalter Witterung, bei wehenden Nordoſt= nach vorausgegangenen Weſt- und Südweſtwinden, vorzüglich in niedrig liegenden feuchten Gegenden, an Seeküſten, Flüſſen u. dergl. Sie fängt gemeiniglich, wie ein gewöhnlicher Catarrh, mit ziemlich ſtarkem Fieber an, verräth aber bald ihre fürchterliche Natur durch die ſich einſtellende und immer wachſende Aengſtlichkeit der Kranken beim Athemholen, ohne daß jedoch das Schlucken ſelbſt einen Schmerz erregte oder gehindert wäre. Die Kinder klagen aber oft über ein Wehthun vorn am Halſe in der Gegend des Kehlkopfes, das Athmen wird in kurzer Zeit ſo gehindert, daß Erſtickungszufälle eintreten. Der Huſten klingt heiſer, röchelnd, das Einathmen pfeifend und krähend. Das Kind wird in den Anfällen von Huſten ſchläfrig, ſucht im Liegen mit zurückgebogenem Kopfe Erleichterung ſeiner Erſtickungsangſt. In dieſem Zuſtande bildet ſich die Krankheit gemeiniglich ſchon in den drei erſten Tagen aus. Das Kind wird immer ſchwächer, das Athmen immer beſchwerlicher, kürzer und röchelnder, endlich ſtirbt es zuweilen erſt am fünften, ſiebenten, meiſtens aber ſchon am dritten oder vierten Tage bei vollem Bewußtſein, oft, nachdem es kurz vorher noch geſprochen, getrunken, geſpielt oder ſonſt etwas verrichtet hatte. Die Krankheit hat eigentlich ihren Sitz im Luftröhrenkopf und in der Luftröhre, zuweilen bis an die Veräſtelungen derſelben in die Lungen, und beſteht in einer Entzündung der innern Schleimhaut dieſer Theile, wobei ſich ſchnell vom Ueberfluſſe der in hohem Grade gerinnbaren lymphatiſchen Flüſſigkeit des Blutes ein Ausſchwitzen von Schleim in der Luftröhre einſtellt, wodurch dieſe angefüllt und oft mit einer Schleimhaut überzogen wird, welche ſich bis in die Vertheilung der Luftröhrenäſte fortſetzt. Oft werden daher mit dem Huſten lange, ſelbſt zuweilen

röhrenförmige Schleimſtücke ausgeworfen. Durch dieſe Anfüllung der Luftröhre mit Schleim wird der Zutritt der atmoſphäriſchen Luft in das Innere der Lungen und die belebende Verbindung des Blutes mit Sauerſtoff verhindert; daher die ſchnell zunehmende Schwäche, und der baldige Tod durch ein oft plötzliches Erſticken des Kranken. Schon in den erſten 24 bis 36 Stunden muß bei dem Kinde die richtige und kräftige Hülfe angewendet werden, außerdem iſt ſelten noch Rettung zu hoffen. — Die Krankheit iſt ohne Zweifel nicht neu, ſondern nur in neuern Zeiten mehr beobachtet, genauer unterſucht, von andern Krankheiten deutlicher unterſchieden worden. Schon im J. 1749 hat Ghiſi in Cremona eine Epidemie derſelben beobachtet und beſchrieben. Im Anfange der ſechziger Jahre haben ſchwediſche Aerzte, beſonders Roſenſtein, viele Fälle dieſer Krankheit bekannt gemacht. Home in Schottland gab 1765 über dieſe Krankheit eine Abhandlung heraus, welche über die Natur und das Weſen derſelben zuerſt vieles Licht verbreitete. Michaelis ſammelte in einer umfaſſenden und gründlichen Schrift alles Bekannte darüber (1778). Lentin in ſeinen Beiträgen zur AK. (1798) und im Hufeland'ſchen Journal der practiſchen Medicin gab zuerſt mit Sicherheit eine richtige und glückliche Behandlung der Krankheit an. Wichmann (1794) erwarb ſich das Verdienſt einer genauern diagnoſtiſchen Unterſcheidung der häutigen Bräune von andern Krankheiten, beſonders von der ihr am ähnlichſten Millarſchen Engbrüſtigkeit. Der Kaiſer Napoleon, veranlaßt durch den an dieſer Krankheit erfolgten Tod ſeines Neffen, des Prinzen von Holland, ſetzte 1707 auf die beſte Abhandlung über den Croup den Preis von 12,000 Franken. Unter den 83 Schriften, welche über dieſen Gegenſtand waren eingeſchickt worden, erkannte die zur Unterſuchung niedergeſetzte Commiſſion von zwölf Mitgliedern in Paris im J. 1811 zwei als die vorzüglichſten, deren Verfaſſer Jurine in Genf und Albers in Bremen waren, unter welche auch der Preis getheilt wurde. H.

Crown-glaſs, Kronglas, ſehr reines, helles Tafelglas, welches die Engländer (zu Folge der Erfindung Dollonds) in Verbindung mit dem Flintglaſe bei Verfertigung dioptriſcher Inſtrumente anwenden. Durch dieſe Verbindung nämlich wird die bei gewöhnlichen Fernröhren ſo unangenehm ſtörende Farbenzerſtreuung aufgehoben. (S. Achromatiſch.)

Cruſade, eine portugieſiſche Münze, wovon die alten (400 Rees betragend) Goldmünzen ſind (nach denen auch in Wechſelzahlungen gerechnet wird), und etwas über 16 Groſchen betragen; die neuen aber in Silber gemünzt (480 Rees) ungefähr 19 Gr. an Werth haben.

Crusca (Academia della), ſ. Akademie.

Cruſius (Chriſtian Auguſt), ein tiefdenkender und ſcharfſinniger, aber zugleich ſchwerfälliger und zum Myſticismus geneigter Philoſoph und Theolog, der wegen des bedeutenden Einfluſſes, den ſeine Vorträge und Schriften einſt hatten, wohl erwähnt zu werden verdient. Er war den 10. Juni 1715 zu Leuna bei Merſeburg geboren, ſtudirte in Leipzig, fing bald an, theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten, und ſetzte dieſelben bis 1776 fort, wo er als Canonicus zu Meißen, erſter Profeſſor der Theologie und Senior der theologiſchen Facultät ſtarb. Er hatte den kühnen Plan, nicht nur die Philoſophie zu einer vollendeten und für die Vernunft völlig befriedigenden Wiſſenſchaft zu erheben, ſondern auch ſie mit dem orthodoxen theologiſchen Syſtem in Verbindung zu bringen. Da er mit dieſem Plane das Wolfiſche Syſtem unverträglich fand, ſuchte er es durch ein eigenes zu

ſtürzen, deſſen Mängel und Schwächen jedoch nicht verborgen blieben, ſo daß er das Anſehn deſſelben überlebte. Außer mehrern theologiſchen Schriften, die jetzt vergeſſen ſind, ſchrieb er deutſche Lehrbücher über alle von ihm angenommenen Haupttheile der Philoſophie. In ſeiner Lebensweiſe zeichnete er ſich durch ſtrenge Rechtſchaffenheit und ſeltene Pietät aus.

Cruzada (Kreuzbulle), war ehedem in Spanien eine anſehnliche königliche Revenue. Papſt Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Caſtilien 1457 durch dieſe Bulle allen denjenigen, welche wider die Ungläubigen fechten, oder dem Könige eine gewiſſe Summe (200 Maravedis) zum Kriege wider dieſelben entrichten würden, einen Ablaß für Lebendige und Todte, und da ſie eigentlich nur auf fünf Jahre ſich erſtreckte, ſo ließen ſie die Könige von Zeit zu Zeit erneuern, und auch auf andere Freiheiten (wegen der Faſtenſpeiſen ꝛc.) ausdehnen, welche Erneuerung jedoch ſeit 1753 nicht mehr nachgeſucht ward. So wurden jährlich dergleichen ſchon gedruckte Bullen durch Geiſtliche und Mönche verkauft, welche ohne dieſelben Niemand zur Beichte ließen, keine letzte Oelung ertheilten ꝛc. Es begreift ſich, welchen anſehnlichen Ertrag dieſe geiſtliche Steuer abgeworfen haben muß; man berechnete ſie für Spanien und Amerika auf anderthalb Millionen Thaler. Auch Portugal erhielt 1591 eine ähnliche Kreuzbulle zum Unterhalte der Feſtungen in Afrika.

Crypto, heimlich, geheim; z. B. ein Crypto-Calviniſt, ein heimlicher Anhänger des Calviniſchen Glaubens u. ſ. w. Cryptographie, die Geheimſchreibekunſt. Cryptogamie, die heimliche Ehe. Cryptogamiſch, von unbekannter Fortpflanzungsart (ſ. Pflanzen).

Cryſtall. 1) Ueberhaupt ein Körper, der ſich in eine gewiſſe regelmäßige Geſtalt nach und nach gebildet hat, oder ein ſolcher Theil eines Körpers. In dieſer weiteſten Bedeutung bilden ſich die meiſten feſten Körper in gewiſſe regelmäßige Geſtalten, oder ſetzen ſich in Cryſtalle an, wie man beſonders deutlich wahrnehmen kann, wenn flüſſige Körper, ſowohl Metalle als auch Waſſer, und beſonders aufgelöſete Salze, nach und nach erkalten und in einen feſten Zuſtand übergehen, wobei ſich nach Verſchiedenheit der Körper und nach beſtimmten Naturgeſetzen die Theile in gewiſſen mehr oder weniger regelmäßigen Geſtalten und Richtungen verbinden, die außerordentlich verſchieden ſind, und bald Sterne aller Art, bald Vierecke, Vielecke, regelmäßig und unregelmäßig, bald Säulen von allerlei Geſtalten und verſchiedener Anzahl der Seitenflächen u. ſ. w. vorſtellen. 2) In engerer Bedeutung, gewiſſe Körper, die ſich in ſolche regelmäßige Geſtalten gebildet haben. So werden vorzugsweiſe völlig reine und durchſichtige Kieſel, die ſich gewöhnlich in ſechsſeitigen Säulen erzeugen, deren Enden in Spitzen ausfallen, indem die Seitenflächen ihre Richtung verändern und ſich unter gleichen Winkeln brechen, Cryſtalle genannt, oder Bergcryſtall, weil ſie in den Klüften der Gebirge entſtehen (Silex quarzum crystallus). Weniger durchſichtige heißen Quarzcryſtalle. Man findet die Cryſtalle entweder einzeln am Muttergeſtein angewachſen oder gehäuft, in welchem Falle ſie Cryſtallbruſen heißen, und man vermuthet nicht ohne Grund, daß ſie aus einem urſprünglich flüſſigen Zuſtande in einen feſten übergegangen ſind, indem man zuweilen fremde Körper in demſelben eingeſchloſſen gefunden hat. Die farbigen Cryſtalle, welche man findet, werden wegen ihrer Aehnlichkeit mit dichtem Flußſpathe, von welchem ſie ſich aber beſonders dadurch unter-

ſcheiben, daß ſie am Stahle Feuer geben, Cryſtallflüſſe genannt. Man gebraucht ſie häufig ſtatt der echten Edelſteine, und giebt ihnen nach Verſchiedenheit ihrer Farbe verſchiedene Namen; der weingelbe Cryſtall (Citrin), der rauchbraune (Rauch-Topas), der veilchenblaue (Amethyſt). In weiterer Bedeutung heißt auch ein durchſichtiger Kalkſpath, der Doppelſpath, (weil er die Gegenſtände, die ſich darauf ſpiegeln, doppelt zeigt), isländiſcher Cryſtall. Von der Aehnlichkeit mit Cryſtall, oder auch, weil man Quarze und ſchlechte Bergcryſtalle dazu nimmt, wird auch das feinſte und reinſte Glas Cryſtall, beſſer aber Cryſtallglas genannt. Cryſtalllinſe. (Lens crystallina), ſ. Auge.

Cuba, die größte unter den Antillen, liegt dicht am nördlichen Wendekreiſe zwiſchen dem 55. und 56. Grad weſtl. Länge. Sie iſt 150 Meilen lang und 30 — 35 Meilen breit, und hat an den Küſten eine Menge Bayen und Buchten, von denen verſchiedene gute Häfen abgeben. Von Oſten nach Weſten läuft eine bedeutende Bergkette durch ſie hin, in welcher man ſonſt Gold und Kupfer gewann. Die Küſten ſind größtentheils flach und zur Regenzeit den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Von dieſen Gebirgen kommen an 148 Flüſſe herab, worunter keiner ſchiffbar iſt. Der von Natur vortreffliche Boden, der für einen der beſten in Amerika gehalten wird, iſt von den Spaniern nur zum Theil angebaut und das Clima iſt heiß, aber nicht ungeſund. Die ganze Bevölkerung dieſer, mit den dazu gehörigen kleinern Inſeln, 2310 QM. großen Inſel beſteht aus 520,000 Einw., (darunter i. J. 1814 über 212 000 Sclaven) lauter Fremdlingen, beſonders Spanier, Creolen, Meſtizen, Mulatten und Negern, die ſich hauptſächlich mit dem Plantagenbau und Handel beſchäftigen; die Induſtrie iſt faſt ganz unbekannt und beſchränkt ſich auf die unentbehrlichſten Handwerke. Columbus, der dieſe Inſel gleich nach ſeiner erſten Reiſe (1491) entdeckte, nannte ſie Johanna. Erſt 1511 wurde die Eroberung von Cuba vollendet. Man behandelte die Einwohner mit aller Grauſamkeit, die blinder Religionseifer und unerſättliche Habſucht damals den Spaniern eingaben. Der größte Theil der Bevölkerung wurde aufgerieben, theils durch das Schwert der Ueberwinder, theils durch die fürchterliche Pockenſeuche, theils endlich dadurch, daß man ſie in den Goldgruben mit übermäßiger Anſtrengung arbeiten ließ. Cuba wurde eine menſchenleere Wüſte. Als man aber ihre Wichtigkeit für die aus Mexico nach Europa ſegelnden Schiffe einſehen lernte, ſuchte man ſie wieder in Aufnahme zu bringen, bevölkerte ſie mit ſpaniſchen Koloniſten und baute mehrere Städte und Ortſchaften. Unter dieſen iſt die wichtigſte Havannah mit 30 000 Einw., der Sitz des Gouverneurs und General-Capitäns der Inſel, der Mittelpunct des ſpaniſchen Handels in Amerika, und das Bollwerk des ſpaniſchen Amerika's, mit einem vortrefflichen Hafen, in welchem gegen 1000 Schiffe ganz ſicher liegen können. Um ſo fürchterlicher war der Schlag, der 1762 Spanien durch die Eroberung dieſer Stadt durch die Engländer traf, die eine unermeßliche Beute machten. Im H[illegible] fanden ſie 12 Linienſchiffe, 3 Fregatten und eine große Menge Kauffahrer, 35 Kanonen, Magazine voll Munition, und große angefüllte Waarenlager, 3 Mill. Dollars, die dem Könige von Spanien gehörten, 2 Mill. Pfund Sterling an Gold und andern Effekten, und 14 Millionen andere Schätze. Auf einem verſenkten Schiffe waren 4 Mill. ſpaniſche Thaler, auf zwei andern Schiffen 800 mit Gold und Silber gefüllte Kiſten. In dem Frieden wurde Cuba an Spanien zurückgegeben. — Cuba bildet mit

beiden Floridas die Generalcapitänerie Havannah. Die Producte ſind: Zucker (jährlich eine Million Centner), Taback, Baumwolle, Kaffee, Mais, Manioc, Weinſtöcke, Cocuspalmen, Bananen, Caſſia, Cacao, Saſſaparille, treffliche Waldungen mit Mahagonyholz und andern koſtbaren Holzarten, viel Honig, Wachs, Seide, europäiſche zahme Hausthiere, Geflügel, Wildpret, Schildkröten, Fiſche, Gold, Silber, Kupfer, Mineralwaſſer, Salzquellen. Der Handel iſt ſehr wichtig, beſonders führt man aus: Tabak, Zucker, Wachs, Baumwolle, Ochſenhäute. Ueberhaupt iſt Cuba die Niederlage von allen Waaren aus Merico und den übrigen Provinzen des mexicaniſchen Meerbuſens, von europäiſchen nach jenen Ländern geführten Waaren und von allem gemünzten Gold und Silber aus Mexico. Auch pflegen die ſpaniſchen und amerikaniſchen Schiffe bei ihrer Hin- und Herreiſe hier anzuhalten.

Cubus oder Würfel iſt ein von ſechs gleichen Quadratflächen begrenzter Körper, der daher zwölf Kanten und acht Ecken hat, von denen eine jede der andern gleich iſt. Er iſt alſo ein regulärer Körper und zwar der einzige reguläre, welcher von ſechs Flächen begrenzt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man ſich jede Seite des Würfels in lauter gleiche Theile zerlegt denkt, gleich einem Product aus der Zahl der Theile einer Seite (der Höhe) in die Zahl einer Quadratfläche (der Grundfläche), und dieſe Fläche ſelbſt wieder gleich einem Producte aus einer Seite (Höhe) der Quadratfläche in die andere (Grundlinie). Weil nun dieſe Seiten alle einander gleich ſind, ſo wird der Inhalt des Würfels durch dreimalige Multiplication der Zahl der Theile einer Seite mit ſich ſelbſt erhalten. Iſt z. B. eine Seite gleich 10, ſo iſt der körperliche Inhalt gleich $10 \times 10 \times 10 = 1000$. Daher wird auch jedes Product, das durch dreimalige Multiplication irgend einer Zahl mit ſich ſelbſt entſteht, die Cubikzahl dieſer Zahl, und dieſe Zahl ſelbſt wieder die Cubikwurzel aus jenem Producte genannt. Stereometrie bezieht den Inhalt jedes Körpers auf einen zur Einheit angenommenen Würfel, durch deſſen Ganzes oder auch Bruchtheile ſie dieſen Inhalt ausdrücken lehrt. Man denke ſich den fraglichen Körper aus materiellen Puncten zuſammengeſetzt, ſo iſt die Frage nach ſeinem Inhalte die: wie viel einfüßige oder einzöllige rc. Cuben ſolcher materiellen Puncte enthält er? L.

Cullen (William), einer der berühmteſten Aerzte des achtzehnten Jahrhunderts, Profeſſor der practiſchen Medicin in Edinburgh, war 1712 in einem Dorfe der Grafſchaft Mark in Schottland geboren, lernte in Glasgow die Apothekerkunſt und die Chirurgie, ward darauf Wundarzt auf einem Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie, übte ſodann die Wundarzneikunde auf dem Lande unter der Leitung Hunters, der ihn begünſtigte, promovirte 1740, und ward 1746 Profeſſor der Chemie in Glasgow, 1765 in Edinburgh, erhielt 1766 den Lehrſtuhl der Medicin, und ſtarb daſelbſt 1790. Er hat dieſer Univerſität den hohen Ruf, welchen ſie in der Arzneikunde hat, erworben. Er war ein ſcharfſinniger Beobachter der Natur, und machte ſich um die ganze Medicin, vornehmlich aber um die Pathologie und Materia medica hochverdient. Die Theorie des Solidi vivi wurde zuerſt von ihm in ihrem ganzen Umfange aufgeſtellt. Aus der Materia medica verbannte er unzählige Irrthümer und ſein Treatise of the mat. med., Edinburgh; 1782. 2 Vol. 4. (zweimal verdeutſcht) iſt ein claſſiſches Werk. — Von ſeinen First lines of the practis of physic erſchien 1785 die 5te Auflage in 4 Bänden. (Auch dies Werk iſt mehrmals ins Franzöſiſche und Deutſche überſetzt.) Synopsis nosologiae methodicae, Edinb.

1772 2 Vol. haben Fiſcher und Frank für Deutſchland und Italien durch neue Ausgaben gemeinnützig gemacht. Von ſeinen übrigen Schriften nennen wir noch eine über die Mittel, die man bei ſcheinbar Ertrunkenen anzuwenden hat, um ſie ins Leben zurückzurufen. Unter ſeinen Schülern ſind viele der berühmteſten Aerzte Englands.

Culm (Schlacht bei), 29. und 30. Aug. 1813. Als die Hauptarmee der Verbündeten den 25. Aug. auf dem linken Elbufer bis Dresden vorgerückt war, zog Napoleon aus Schleſien in Eilmärſchen heran, um den Mittelpunct ſeiner Stellung an der Elbe zu behaupten. Schon in Stolpen entwarf er den Schlachtplan zu den Tagen des 26. und 27. Aug. (ſ. Dresden). Von dort befahl er den 25. Abends dem General Vandamme, mit dem erſten Armeekorps, 32 Bat. und 5000 Pferde ſtark, bei Königſtein über die Elbe zu gehen, und den rechten Flügel der Verbündeten von der Straße nach Peterswalde abzuſchneiden, hierauf in Böhmen einzudringen und dem zurückweichenden Feinde in den Rücken und die Seite zu fallen. Dieſes Vorrücken Vandammes über Pirna gegen Böhmen entſchied am 27. Aug. den Rückzug der Verbündeten von den Anhöhen bei Dresden in ihre alten Stellungen bei Töplitz. Nun warf ſich Vandamme den 28. bei Geiſſing, zwiſchen Altenberg und Peterswalde, auf die Ruſſen unter Oſtermann. Nach hartem Kampfe wich dieſe kleine Schaar nach Böhmen zurück. Vandamme, den Marſchallsſtab im Auge, ſtürzte ungeſtüm nach, und über die Höhe von Nollendorf in den Keſſel hinab, wo Oſtermann bei dem Dorfe Culm, mit einer Diviſion ruſſiſcher Garden vereinigt, eine Stunde von Töplitz die Stirn aufs neue dem verwegenen Sieger bot. Es galt den Rückzug des von Dippoldiswalde her mit Gepäck und Geſchütz im hohen Erzgebirge verwickelten Hauptheeres der Verbündeten nach Böhmen. Schon glaubte Vandamme das Häuflein von 8000 Ruſſen mit ſeinen 30,000 Mann zu überrennen und Töplitz zu plündern: da brach ſeine Wuth den 29. an der felſenfeſten ruſſiſchen Tapferkeit. Unter Oſtermann, Yermaloff, Knorring, Prinz Gallizin und dem Großfürſten Conſtantin, vertheidigte die kleine Schaar jeden Schritt des Bodens mit Heldenmuth; doch hätte ſie der Uebermacht unterliegen müſſen, wäre nicht der König von Preußen aus Töplitz herbeigeeilt, der, die Gefahr richtig beurtheilend, ſofort mit ſchneller Geiſtesgegenwart die wirkſamſten Gegenanſtalten traf, um in dieſem Termopylä Böhmen und die deutſche Sache zu retten. Denn ſo wie auf des Königs Ruf der Oberſte Sück mit dem öſterreich. Dragonerregimente Erzh. Johann von Dux her in die erſte Linie der ruſſiſchen Reiterei bei Culm eingerückt war, behauptete Oſtermann ſeine Stellung bei Arbiſau. Bald trafen, vom Oberfeldherrn Schwarzenberg entſandt, noch mehr ruſſiſche Kerntruppen ein, und Vandamme wurde am Abend dieſes Tages mit Verluſt von Töplitz nach Karwitz hingedrängt. Er konnte ſich in der Nacht auf das Gebirge, von dem er herabgeſtiegen war, zurückziehen; allein Verſtärkungen erwartend, blieb er bei Karwitz ſtehen. Mortier ſollte nämlich von Pirna her mit drei Diviſionen am 30. zu ihm ſtoßen: allein Napoleon — wie man erzählt, durch Uebelbefinden aufgehalten — brach nicht zur rechten Zeit von Dresden auf, um den Corps unter Mortier zu folgen. Als er nun auch die Nachricht von Macdonalds Niederlage an der Katzbach erhielt, rief er Mortier zurück. Dagegen griff den General Vandamme am 30. früh um 9 Uhr Barclay de Tolly mit friſchen Truppen an, während die öſterreich. Diviſionen Colloredo und Bianchi, nebſt der ruſſiſchen Brigade Knorring, die Höhen des feindlichen linken Flügels erſtürmten und die Franzoſen

aus Parchwitz und Neudorf vertrieben. Noch ſtand die Schlacht, als um 11 Uhr der zweite preußiſche Heerhaufe unter dem General v. Kleiſt von Nollendorf herab den Franzoſen in den Rücken kam. Kleiſt hatte nämlich den Auftrag, durch die Päſſe des Geiersbergs Böhmen zu gewinnen. Allein dieſe waren ſo geſtopft von Artillerie, Bagage, Truppen, die aus Sachſen zurückkamen, daß an kein Durchkommen zu denken war, und er nahm den Vorſchlag des Gen. Grollmann an, von Glashütte, wo er ſtand, auf einem Nebenwege gerade nach Nollendorf zu gehen, um hier die erſte Straße nach Böhmen zu gewinnen, und dem Vandamme, der dieſelbe Straße gezogen in den Rücken zu kommen. — Dieſe Nebenwege wußte Niemand. Allein Grollmann (der Chef des Generalſtabes unter Kleiſt) erinnerte ſich, in dem Prozeße des Generals Fink geleſen zu haben, daß er nicht nöthig gehabt, in Maxen zu capituliren, weil noch ein Weg da ſei, auf dem man abziehen könne. Dieſer Weg wurde nun aufgeſucht und des Morgens gegen 10 Uhr kam das Kleiſtſche Corps die Nollendorfer Straße herunter und ſtieg bei Culm ins Thal. Ein Glück, daß Mortier bei Pirna ſtehen blieb, ſonſt wäre dieſer den Preußen in den Rücken gefallen! — Kleiſt meldete dieß Schwarzenbergen, der bereits von Töplitz aus den Angriff am 30. früh angeordnet hatte. Jetzt ſah ſich Vandamme in dem Keſſel bei Culm eingeſchloſſen. Mit Verzweiflung kämpfend, wollte er ſich nach Nollendorf durchſchlagen. Die franz. Reiterei warf ſich auf die Preußen, und das Fußvolk folgte in geſchloſſenen Vierecken. Schon hatten ſich die preuß. Landwehr-Bataillons auf dem linken Flügel getrennt, ein ſchleſiſches Bataillon widerſtand. Da ſtürzte ſich weder von Sumpf noch Feldmauern aufgehalten, das öſterr. Dragonerregiment Johann auf die franz. Vierecke, und zertrümmerte ſie gänzlich. Die Reiterei entrann in wilder Flucht; der bei Culm noch fechtende Theil des franz. Heeres aber war nun völlig umzingelt. So fiel Vandamme ſelbſt mit drei Generalen und dem Generalſtabe, nebſt 8000 Mann mit 80 Kanonen, 2 Adlern und 2 Fahnen in die Hände des Siegers. Er wurde als Gefangener nach Moskwa in den Kreml abgeführt. Unter den Todten fand man die Generale Prinz Reuß, Montesquiou und Dumonceau. Von dem erſten franz. Armeecorps hatten ſich nur 6000 Mann in völliger Auflöſung über das Gebirge gerettet. Am 1. Sept. feierte das preuß. Heer den Sieg mit Gottesdienſt auf freiem Felde bei Culm. Der König warf ſich auf die Knie und ſeine Krieger thaten das Nämliche. Ungehindert zog das verbündete Heer von dem Gebirge herab. Alſo entſchied der Sieg bei Culm, nebſt den faſt gleichzeitigen Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren (ſ. d. Art.) den Erfolg des ganzen Feldzugs. Der preuß. General heißt von dieſem Tage Graf Kleiſt von Nollendorf.

**Culmination** bedeutet in der Aſtronomie das Durchgehen der Sterne durch die Mittagslinie, weil ſie in dem Augenblicke des Durchgangs den höchſten Gipfel (culmen) oder Punct ihrer Bahn erreicht haben. Ein Stern culminirt, d. h. er geht durch die Mittagslinie, hat ſeinen höchſten Standpunct am Himmel erreicht.

**Cultur** (von colere, bebauen, bearbeiten), bedeutet 1. die auf ein Ding gerichtete Thätigkeit, um die in ihm ſchlummernden Kräfte zu entwickeln und auszubilden; 2. aber auch den Zuſtand, in welchem dieſe Kräfte ſchon bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt und ausgebildet ſind. Daher ſpricht man eben ſowol von der Cultur eines Ackers oder Landes, als von der Cultur eines Menſchen oder Volkes.

Roſſeau in ſeiner Schrift sur l'inégalité parmi les hommes betrachtet den Culturſtand der Menſchen als die Hauptquelle des phyſiſchen und moraliſchen Elends, wodurch die Menſchen gedrückt werden, weil durch Cultur ihre Verhältniſſe ſo geſteigert werden, daß ihre Neigungen und Wünſche keine Grenzen mehr anerkennen. Er meint daher, die cultivirten Menſchen ſollten in den urſprünglichen Zuſtand natürlicher Rohheit zurücktreten, um ſich von jenem Elende zu befreien und ihre Beſtimmung zu erreichen, worunter er nichts anders als ſinnliches Wohlſein oder die Behaglichkeit eines aus leicht befriedigten Bedürfniſſen hervorgehenden Zuſtandes verſteht. S. Beſtimmung des Menſchen und Bildung.

Cultus, die öffentliche Gottesverehrung, die äußerliche oder kirchliche Religionsübung. Vergl. Gottesdienſt.

Cumä, eine uralte Stadt in Campanien und zugleich die älteſte griechiſche Colonie in Italien, die von den aſiatiſchen Cumäern und den Phocäern zugleich angelegt war. Der allgemeine Glaube der Italiener verſetzte die cumäiſche Sibylle hieher, obgleich ſie eigentlich in Aſien einheimiſch war.

Cumberland (Herzog von), zweiter Sohn Königs Georgs II. von England, geb. 1721, geſt. am 30. Okt. 1765. Im J. 1743 wohnte er ſchon der Schlacht bei Dettingen bei und ward hier an der Seite ſeines Vaters verwundet, der aus der kalten Faſſung und dem Muthe ſeines Prinzen die ſchönſten Hoffnungen ſchöpfte. Nur eine glänzende Operation des Marſchalls von Sachſen entriß ihm den Sieg bei Fontenay, dagegen ihm die gewonnene Schlacht von Culladen den Namen des Befreiers des Vaterlandes erwarb, daß ihm die Erſtikkung des Bürgerkrieges im erſten Keime verdankte, welcher ſeit 60 Jahren ſchon Großbritannien bedroht hatte. Den unglücklichen Eduard von Schottland (Stuart), der in zwei Märſchen hätte London erreichen können, warf er von Carlisle (am 11. Jan. 1746), und ſchlug ihn, der nur 8000 Mann entgegenzuſtellen hatte, gänzlich (den 27. April 1746) in der Schlacht bei Culloden. Dieſe Schlacht gehört unter die ſchrecklichſten, die je geliefert wurden, denn politiſcher und religiöſer Fanatismus vereinigten ſich zum grauſamſten Kampfe. Leider mißbrauchten die Engländer ihren Sieg. Alles, was nicht von den Truppen des Prätendenten in der Schlacht umgekommen war, wurde ermordet; man ſchändete die Frauen und Töchter der Erſchlagenen auf den Leichnamen ihrer Gatten und ihrer Väter; ganze Familien wurden unter den Trümmern ihrer Wohnungen, die man niederriß, zerſchmettert; mehr als 50 Meilen in der Runde wurden vom Sieger zur Wüſte gemacht, und weder Vieh noch Baum verſchont. Cumberland war bei Laffeld (1747) weniger glücklich.

Cunnersdorf (Schlacht bei), geliefert am 12. Aug. 1759 zwiſchen den Preußen, Ruſſen und Oeſterreichern, iſt eine der denkwürdigſten des ſiebenjährigen Krieges. Frankreich, Oeſterreich, Rußland, Schweden und Polen hatten ſich mit einander aufs neue gegen den täglich furchtbarer werdenden Friedrich von Preußen verbunden, der damals keinen Alliirten, als England, und nur die entfernte Ausſicht hatte, daß Rußland und Oeſterreich durch die Pforte bekriegt, und ſo ihre Kräfte zu ſeinem Vortheile getrennt werden würden. Die Vorſicht rieth ihm, bis zum günſtigen Momente nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. Nur einzelne Streifzüge nach Böhmen, Franken, Thüringen, Mecklenburg und Pommern geſchahen von kleinen Korps und mit vielem Glücke. Friedrich ſelbſt beobachtete mit ſeinem Falken-

blicke die Bewegungen der Oeſterreicher und Ruſſen, deren Vereinigung, welche Soltikow und Laudon beabſichtigten, er freilich zu hindern ſuchen wußte. Er ſchickte daher den Ruſſen, die von Polen aus die preußiſchen Staaten bedrohten, den General Dohna entgegen; doch vergebens ſuchte dieſer ſie zur Schlacht zu bringen. Da gab Friedrich dem General Wedel das Obercommando über jenes Corps, mit der gemeſſenſten Ordre, die Vereinigung der beiden Verbündeten zu hindern, oder den Ruſſen eine Schlacht zu liefern. Bei Lai an der Oder ſtieß Wedel auf Soltikow; am 23. Juli kämpften Beide mit einander, doch Wedel ward geſchlagen, und der Damm gebrochen, der die Alliirten getrennt hatte; Laudon vereinigte ſich mit Soltikow, und da Wedel ihnen dennoch den Uebergang über die Oder ſtreitig machte, ſo ſtellte ſich dieſe 80,000 Mann ſtarke Armee an dem Fluſſe in ein feſtes Lager, während der Feldmarſchall Daun von Landshut aus ebenfalls ſich ihnen zu nähern ſuchte. Doch Friedrich ſandte dieſem den Prinzen Heinrich mit einer Obſervationsarmee von 40,000 Mann entgegen, und eilte ſelbſt zur Vertheidigung ſeiner Staaten an die Oder, wo er die mitgebrachten Truppen mit dem Wedelſchen Corps vereinigte, um die alliirte Armee anzugreifen. So rückte er mit 40,000 Mann dem doppelt ſo ſtarken Feinde entgegen, welcher die Anhöhen zwiſchen Frankfurt und Cunnersdorf beſetzt hatte. Das verſchanzte Lager deſſelben war von einer furchtbaren Artillerie gedeckt; der rechte Flügel lehnte ſich an die Oder, der linke an Sümpfe und Buſchhölzer; ein Angriff auf die Fronte ward durch tiefe Gründe faſt unmöglich gemacht, die Zugänge zum Lager waren durch dichte Verhaue verſchloſſen; eine Sternſchanze vertheidigte den rechten Flügel. So erwarteten die Ruſſen und Oeſterreicher den ſieggewohnten König, der den Plan hatte, ſeine Feinde zu umgehen und auf mehreren Seiten zugleich anzufallen. Nach vielen Schwierigkeiten, die das ungünſtige Terrain ihm entgegenſtellte, kam er vor dem linken ruſſiſchen Flügel an, eroberte mit ſeinen Grenadiers, trotz des heftigen Feuers, die Anhöhen, jagte die Ruſſen aus allen ihren Verſchanzungen, und trieb ſie, nachdem er ihrer ſämmtlichen Artillerie ſich bemächtigt hatte, bis in den Ort Cunnersdorf, auf deſſen Gottesacker ſie ſich wieder feſtſetzten. Während dieſer Ereigniſſe war es 6 Uhr Abends geworden. Friedrich war im vollem Siege, und um ihn zu verfolgen, rückte er auf den rechten Flügel der Ruſſen vor. Doch das ſehr coupirte Terrain erſchwerte die Concentrirung der Truppen, und Laudons plötzliches Einrücken in die Schlachtlinie verhinderte ſie völlig. Seidlitz kam unter die ruſſiſchen Batterien, und ſeine tapfern Reiter mußten dem Kartätſchenfeuer weichen. Die Oeſterreicher, die ſich in eine große ruſſiſche Batterie auf dem Judenkirchhofe bei Cunnersdorf geworfen hatten, verdoppelten das Feuer, während zugleich ihre Cavallerie auf allen Punkten losbrach und große Unordnung unter den beſtürzten Preußen hervorbrachte. Nicht weniger zeichnete ſich Laudons Infanterie aus, als die Preußen den ſogenannten Spitzberg erſtürmen wollten. Der Uebermacht widerſtand weder Friedrichs Geiſt, noch ſeiner Preußen Muth und Kraft. Neue Cavallerieangriffe des Generals Seidlitz, des Prinzen Wirtemberg, der Generale Puttkammer, Hülſen und Finken wurden abgeſchlagen, Puttkammer getödtet, Hülſen und Fink verwundet, ſelbſt des Königs Uniform von mehreren Kugeln durchbohrt. Da fiel zur Vollendung des Ganzen Laudon mit friſcher Cavallerie vom rechten Flügel noch einmal in die ermatteten Preußen ein, Alles ergriff im paniſchen Schrecken die Flucht, der Letzten einer war der König, den nur eines Offiziers, des

Rittmeiſters von Prittwitz, Tapferkeit und Geiſtesgegenwart aus den Händen der Koſacken rettete. In der Finſterniß der Nacht entkam der Reſt ſeiner Armee. 8000 Todte, 15,000 Verwundete, faſt alle Artillerie hatte er verloren, kaum 5000 Mann ſah er nach dieſer ſchrecklichen Schlacht unter ſeinen Fahnen. Der heldenmüthige Dichter Kleiſt hatte in dieſem furchtbaren Kampfe ſeine Todeswunden empfangen. Doch theuer war dieſer Sieg von den Alliirten erkauft worden; 24,000 Mann Todte und Verwundete zählten auch ſie. Der geſchlagene König ſchlief in der Nacht, müde vom Kampfe, von Sorgen und nie gekannter Verzweiflung, in einer halb zerſtörten Bauernhütte auf einem Bündel Stroh. Die Niederlage war inzwiſchen die Folge ſeines Starrſinns, womit er ſeine Plane zu verfolgen pflegte; denn ſchon nach dem Mißlingen des erſten Angriffs von Seidlitz riethen ihm ſeine erfahrenſten Generale, die Armee ruhen zu laſſen, den ſchon vorauszuſehenden Rückzug der Ruſſen und den folgenden Tag abzuwarten. Er achtete ihren Rath nicht. Doch nur einen Augenblick dauerte des Großen Verlegenheit; bald ſtand er wieder mit einer ſchlagfertigen neugebildeten Armee im Angeſichte des noch triumphirenden Feindes, der den errungenen Sieg durch Standeserhöhungen, Preis- und Geldvertheilungen und Gedächtnißmünzen feierte.

**Cunningham** (John), geboren 1729 zu Dublin, wurde auf die Schule nach Drogheda geſchickt, wo er Talente zur Dichtkunſt blicken ließ; allein ſein Aufenthalt an dieſem Orte dauerte nicht lange, ſein Vater rief ihn nach Dublin zurück. Da es dem Jünglinge hier an beſtimmten Geſchäften fehlte, wandte er ſich zum Theater, und verfertigte im J. 1747, im 17. Jahre ſeines Alters, das Schauſpiel: Love in a Mist, welches mit Beifall aufgeführt wurde, und dem Verfaſſer freien Eingang ins Schauſpielhaus verſchaffte. Er engagirte ſich bald nachher bei einer umherziehenden Truppe, und kam ſo nach England, machte aber auf der Bühne kein ſonderliches Glück. Dagegen wurde er als Dichter mehr bemerkt. 1762 machte er an Elegy an a Pile of Ruins bekannt, ein Gedicht, das man mit Vergnügen lieſt, wiewohl es eine Nachahmung von Gray's Elegy on a Country Church Yard iſt. Im folgenden Jahre ſchrieb er the Contemplatist, a Night-Piece, worin er ſich als einen guten beſchreibenden Dichter zeigte. Hierauf folgte 1764 Fortune, an Apologue. 1766 ſammelte er ſeine Gedichte und gab ſie unter dem Titel: Poems, chiefly pastoral, heraus. Er ſtarb zu Newcaſtle den 18. September 1773, im 44. Jahre ſeines Alters. Cunningham zeichnete ſich in ſeinen Gedichten beſonders durch Eleganz, Zartheit und Einfachheit aus, aber an Stärke, Leben und Begeiſterung gebricht es ihm merklich. Er hat eine lebhafte Einbildungskraft und ein fühlendes Herz, aber nicht genug Beurtheilungskraft und keinen geläuterten Geſchmack.

**Cupido** wird häufig mit **Amor** bei den Römern, **Eros** bei den Griechen für gleichbedeutend genommen, iſt es aber eigentlich nicht, ſondern verhält ſich zu dieſem wie das Verlangen (Pathos bei den Griechen, Cupido bei den Römern) zur Liebe (Eros, Amor). Da aber alle Wirkungen der Liebe und alle Arten der Liebe, die reinſte und beſtändigſte wie die flüchtigſte ſinnliche, dem Eros oder Amor zugeſchrieben werden; ſo war Cupido auch leicht mit ihm zu verwechſeln. Auf ihn dürfte vornehmlich paſſen, was Properz von dem Grunde ſagt, den der Künſtler gehabt, der zuerſt den Amor als Knaben gebildet:

Er empfand es, daß nimmer Verſtand den Liebenden leite,
Und für ein flüchtiges Glück feil ihm das Köſtlichſte ſei. dd.

**Curaçao, Curaſſao**, kleine Inſel, oder vielmehr Felſenmaſſe innerhalb der antilliſchen Inſeln, nur wenige Meilen von der ſpaniſchen Küſte Venezuela entfernt Sie enthält etwas über 8 QM. Im J. 1527 wurde ſie von den Spaniern beſetzt; aber 1634 eroberten ſie die Holländer, und behielten ſie durch den weſtphäliſchen Frieden. Dieſe Inſel iſt eigentlich blos ein kahler, an den meiſten Orten kaum mit 8 Zoll hoher Erde bedeckter Fels, der aber durch den großen Fleiß der Holländer fruchtbar gemacht iſt, und vieles Salz, Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais, Caſſave, Feigen, Cacao, Cocosnüſſe, Citronen, Pomeranzen, und die meiſten europäiſchen Küchengewächſe hervorbringt; auch hat man Rindvieh Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel, Schildkröten, Fiſche. An Waſſer leidet die Inſel Mangel, und hat blos eine Quelle und einen kleinen Bach, weßhalb das Waſſer ſorgfältig in Ciſternen geſammlet wird. Vorzüglich wichtig aber iſt ſie den Holländern wegen des Schleichhandels, der nach dem ſpaniſchen Amerika getrieben wird; daher hier große und viele Waarenlager ſind, die immer mit europäiſchen und oſtindiſchen Waaren zum Verkauf an die ſpaniſchen Colonien angefüllt werden, da die ſpaniſchen Schleichhändler ſelbſt hieher kommen, und dergleichen Waaren gegen Gold und Silberbarren, Cacao, Vanille, Chinarinde und Cochenille erhandeln. Auch verkaufen die Holländer große Vorräthe von Kriegsmunition. An der Süd-Oſtſeite liegt der ſichere und bequeme Hafen St. Barbara, deſſen Eingang aber beſchwerlich iſt. An demſelben befindet ſich die einzige Stadt der Inſel, Wilhelmſtadt. Sie iſt nicht groß, aber gut gebauet und voll von Niederlagen und Magazinen. Das Fort Amſterdam beſchützt den Eingang des Hafens. Außer dieſer Stadt enthält die ganze Inſel nur wenige Dörfer und Pflanzungen. Die Menſchenzahl beträgt 2000 Weiße, 5000 Negerſclaven und einige eingeborne Indier. In der Stadt ſind aber noch außerdem eine Menge fremder Kaufleute. Unter dem Gouverneur ſtehen noch die benachbarten kleinen Inſeln Aruba, Bonaire und Aves. Im Anfange des J. 1804 machten die Engländer einen vergeblichen Angriff auf die Inſel Curaçao; aber 1807 wurde ſie von ihnen erobert. In Folge der nach dem pariſer Frieden zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande geſchloſſenen Vertrage iſt Curaçao dieſem wieder zugefallen.

**Curatel**, ſ. **Vormundſchaft**.

**Cureten**, ſ. **Korybanten**.

**Curiatier**, ſ. **Horatier**.

**Curie**, der Gerichtshof; z. B. die Lehnscurie, der Lehnshof. **Curialien** ſind die in der Sprache der Gerichtshöfe und Kanzleien eingeführten Formalitäten im Schreiben. **Curialſtyl**, ſ. den Art. **Kanzlei**. Bei den Römern hießen Curien die dreißig Abtheilungen des Volks, welche Romulus einführte, und welche bis auf Servius Tullius beſtanden. Jede Curie hatte ein eigenes Gebäude zu ihrem Verſammlungsorte, das ebenfalls Curie hieß, und von dem die neuere Bedeutung des Worts abgeleitet iſt.

**Curiſches Haff**, ein Meerbuſen von Oſtpreußen, der bei Königsberg anfängt und den die ſchmale, 15 Meilen lange ſandige Halbinſel, curiſche Nehrung (**Niederung**), von der Oſtſee abſondert, mit der er bei Memel durch einen kleinen Canal, das Tief,

verbunden iſt; 27½ Quadratmeilen Flächeninhalt, 15 Meilen lang und bis 4½ Meile breit.

Curius Dentatus (Marcus Annius), ein vornehmer Römer, war dreimal Conſul, und genoß zweimal die Ehre des Triumphs. Er beſiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier, und ſchlug 272 Jaher v. Chr. Geb. den Pyrrhus bei Tarent. Seine bürgerlichen Tugenden waren noch größer, als ſeine militäriſchen Talente. Als nach dem ſamnitiſchen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Abſchließung des Friedens bei ihm erſchienen, fanden ſie ihn auf einem Landgute, wohin er ſich nach ſeinen Siegen zurückgezogen hatte, wie er ſich eben in einem irdenen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldene Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu ſtimmen. Der edle Römer ſchlug ſie aus und ſprach: „Ich ziehe mein irdenes Geſchirr euren goldenen Gefäßen vor, wünſche nicht reich zu ſein, und bin in meiner Armuth zufrieden, ſolchen befehlen zu können, die reich ſind."

Curland, ſonſt ein Herzogthum, welches durch die Düna von Liefland abgeſondert wird, und Curland im engern Sinne und Semgallen in ſich faßt, bildet jetzt ein Gouvernement des ruſſiſ. Reiches, und enthält 500 Quad. Meil. mit 420 000 Einw. Lutheraner und Catholiken haben gleiche Rechte daſelbſt; die Reformirten haben zwar Kirchen, können aber keine öffentliche Bedienung erhalten. Das Land gehörte ehedem dem deutſchen Orden; der letzte Heermeiſter, Gotthard Kettler, nahm es aber 1561 von Polen als ein weltliches Lehen, und vererbte es bis in das gegenwärtige Jahrhundert an ſeine Nachkommen. Von Anfang dieſes Jahrhunderts ſehen wir Curland größtentheils von Rußland abhängig, welches ſtets auf die Wahl der curländiſchen Regenten den größten Einfluß hatte. Peter, Herzog in Curland ſeit 1769, hatte eine zwar nicht ruhige Regierung, aber doch ohne Ausbrüche völliger Empörung gehabt. Der Adel und der Bürgerſtand waren beſtändig in Händeln, wobei denn ſehr oft die Zuflucht bald von dem einen, bald von dem andern Theile nach Petersburg oder nach Warſchau genommen ward. Nach dem Ausbruche der letzten Revolution waren die Polen bis in Curland vorgedrungen, und ſchickten ſich an, eine der polniſchen und freilich auch der franzöſiſchen ähnliche Ordnung der Dinge einzuführen. Dieß dauerte zwar nicht lange, aber der ſeiner Vorrechte wegen in beſtändigem Streite mit den Bürgern liegende Adel fürchtete für ſich, und ſuchte durch eine Deputation Schutz bei der Kaiſerin von Rußland. Als nun kein Polen mehr war, ward es leicht dahin gebracht, daß auf dem curländiſchen Landtage, welcher immer nur von dem Adel beſchickt iſt, am 18. März 1795 der Beſchluß gefaßt ward, durch eine Delegation das ganze Land unmittelbar und unbedingt dem ruſſiſ. Scepter zu unterwerfen. Dieſe Delegation ward blos befugt, dem in Petersburg befindlichen Herzog dieſen Beſchluß anzuzeigen, und ihn zu einer gleichen Unterwerfung aufzufodern. Der Herzog, dem aus ſeinen drei Ehen fünf Prinzeſſinnen, aber kein Prinz übrig war, hatte in der Hinausſicht auf deren Verſorgung das ſchleſiſche Fürſtenthum Sagan käuflich an ſich gebracht. Curland, welches an der Oſtſee und zwiſchen den ruſſiſ. Gouvernements Liefland, Witepks, Minks und Wilna liegt, wird außer der Düna, als öſtlichem Gränzfluſſe, von dem Küſtenflüſſen Aa, Windau und Libau bewäſſert, und enthält mehrere kleinere Seen. Das ganze Land iſt flach, und hat nur einige Anhöhen und Hügel, von

welchen die anſehnlichſten hier Berge genannt werden, an den Küſten iſt der Boden ſandig, in einigen Gegenden ſumpfig, aber im Ganzen fruchtbar. Das Clima iſt zwar ziemlich rauh, aber geſund. Getreide, Flachs, Hanf bringt Curland in beträchtlicher Menge hervor; auch fehlt es nicht an Waldungen, Wild und Fiſchen. Man treibt Vieh- und Bienenzucht. An Mineralien iſt das Land arm, und hat vorzüglich Torf und Eiſen. Die Einwohner ſind theils Letten oder Curen, ein Nebenzweig der Letten, theils Liven, theils Deutſche und Polen, desgleichen Juden. Im J. 1818 beſtätigte Alexander die Urkunde, welche den Bauernſtand in Curland für frei erklärte und ſeine Verhältniſſe ordnete. Die deutſche Sprache iſt hier ſehr herrſchend. Die Induſtrie iſt gering und außer den Branntweinbrennereien ſind nur wenige Fabriken in den größern Städten vorhanden. Der Handel iſt von mittelmäßiger Bedeutung, am erheblichſten wird er von den Bewohnern der an der Oſtſee gelegenen Stadt Libau getrieben. Die Hauptſtadt von ganz Curland iſt Mitau. Die dritte nachgelaſſene Gemahlin des letzten Herzogs Peter (ſtarb am 13. Jan. 1800), Anna Charlotte Dorothea, geborne von Medem, geb. am 8. Febr. 1761, verm. am 6. Novbr. 1779, führt noch den herzoglich curländiſchen Titel, und lebt auf ihrem Gute Löbichau im Fürſtenthum Altenburg. Sie hat ein Witthum von jährlich 60,000 Gulden. Von ihren fünf Töchtern ward die jüngſte, Dorothea, geb. am 21. Aug. 1793, den 24. April 1809 zu Frankfurt an Edmund Talleyrand de Perigord, Neffen des Fürſten Carl Moritz von Benevent, vermählt.

**Curſiv** (Schrift), nennt man die etwas ſchief liegende lateiniſche Schrift, wie z. B. *cursiv:* man bedient ſich ihrer zuweilen in Druckſchriften, um beſtimmte Worte dem Auge des Leſers mehr bemerkbar zu machen.

**Curſus**, (lat.) eigentlich der Lauf. Gewöhnlich verſteht man darunter den zuſammenhängenden Vortrag einer Wiſſenſchaft von einem gewiſſen Puncte an bis zu einem andern hin, ſo daß er ein für ſich beſtehendes Ganze bildet; in dieſer Bedeutung ſagt man, ein Curſus über die Mathematik u. ſ. w. Auch bezeichnet man damit die Abtheilung der Zuhörer oder Schüler ſelbſt, und ſagt daher, ein Schüler vom zweiten Curſus u. ſ. w.

**Curtius** (Marcus), ein edler römiſcher Jüngling, der ſich unſterblich gemacht hat durch die heldenmüthige Art, wie er ſich freiwillig für das Wohl ſeines Vaterlandes aufopferte. Im J. 392 hatte ſich auf dem Marktplatze von Rom eine unterirdiſche Kluft geöffnet, aus welcher ſchädliche Dünſte aufſtiegen. Das darüber befragte Orakel hatte geantwortet, daß die Kluft ſich ſchließen werde, ſobald man das hineinwürfe, was die Herrlichkeit des römiſchen Volks in ſich enthalte. Curtius fragte, ob Rom etwas Köſtlicheres habe, als Waffen und Tapferkeit; und da die Antwort verneinend war, legte er ſeine Rüſtung an, beſtieg ein koſtbar geſchmücktes Roß, weihte ſich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode, und ſtürzte ſich in den Schlund, welcher ſich alsbald ſchloß.

**Curtius Rufus** (Quintus), der Verfaſſer einer Geſchichte Alexanders des Großen in zehn Büchern, wovon jedoch die beiden erſten verloren gegangen ſind, war der Sohn eines Fechters, empfahl ſich aber durch ſeine Kenntniſſe dem Tiberius, ſo daß er unter dieſem die Prätur, und unter Claudius das Conſulat und die Erlaubniß zu

einem Triumph, und endlich das Proconſulat von Afrika erhielt. Hier ſtarb er im J. 69 nach Chr. Geb. in einem hohen Alter. Wir würden ausführlichere Nachrichten über ihn haben, wenn die erſten Bücher ſeines Werks ſich erhalten hätten. Als Hiſtoriker gebührt dem Curtius kein beſonderes Lob. Sein Styl iſt geſchmückt, die Erzählung zwar angenehm und unterhaltend, aber mehr romanhaft als zuverläſſig. Ergänzt haben ihn Chriſtoph Bruno, ein baieriſcher Mönch, kurz und trocken, Freinsheim ſehr weitläuſig, und Chriſtoph Cellarius zwiſchen beiden das Mittel haltend. Die beſte Ausgabe iſt von Snakenburg (Leyden, 1724. 4.). Unter den neuern Ausgaben nennen wir die von Schmieder (Göttingen, 1814). Ueberſetzt hat ihn Oſtertag, mit Anmerk.

Cusco, Cuzko, eine Stadt in Peru, die ehemahlige Reſidenz der peruaniſchen Regenten (Inca's), mit 26,000 Einwohnern (71 Gr. 4 Min. weſtl. L. v. Greenwich, 13 Gr. 42 Min. ſüdl. Br.), dermalen eine weitläuſige Stadt mit ſchönen ſteinernen Häuſern und vielen prächtigen öffentlichen Gebäuden. — Die Domkirche iſt groß, von ſchöner Architectur, und ſehr reich. Außer ihr hat die Stadt noch 9 andere Pfarrkirchen und mehrere zum Theil ſehr reiche Klöſter. Unter den Denkmählern der alten peruaniſchen Herrlichkeit zeichnet ſich die große zur Vertheidigung der Stadt erbaute Citadelle aus, deren Mauern vorzüglich dadurch Bewunderung erregen, daß die natürlichen unbehauenen Steinmaſſen dergeſtalt in einander gepaßt und gefügt ſind, daß weder Mörtel noch ſonſt ein Körper nöthig iſt, um Zwiſchenräume auszufüllen, die nirgend zu finden ſind, indem das Ganze nur eine gediegene Maſſe zu bilden ſcheint. — Cusco ward der Sage nach im J. 1045 vom erſten Inca Manco-Capac gegründet, und der Platz, auf dem es noch jetzt ſteht, am Fuße mehrerer Berge, welchen der kleine Fluß Guatanay bewäſſert, war urſprünglich rauh und uneben. Aber die Größe und Pracht der Gebäude, der Feſtung und des Sonnentempels erregten das Erſtaunen der Spanier, als die Stadt im J. 1543 von Franz Pizarro erobert ward. In der Mitte war ein großer freier und ebener Platz, von dem vier Hauptſtraßen ausgingen. Jede Provinz des Reiches hatte ihr eigenes Quartier, und die Bewohner der Reſidenz durften den ihrer Landsmannſchaft angewieſenen Bezirk nicht mit einem andern vertauſchen, ſogar die Familie der Inca's und ihre Abkömmlinge bewohnten ein eigenes Quartier der Stadt. Jeder durfte den Sitten ſeines Landes treu bleiben, doch alle mußten den Dienſt der Sonne in einem prachtvollen Tempel beobachten, deſſen Wände mit Gold und Silber bedeckt, und mit den Bildern und Idolen der von den Inca's beherrſchten Nationen verziert waren. Alle Häuſer waren von Stein erbaut, und die Gemächer in den Paläſten der Großen des Reichs ſchimmerten von Gold und Silber. Die Mauern der Stadt waren wie das oben erwähnte Schloß von rohen Steinen mühſam und dauerhaft erbaut, und drei in der Mauer angebrachte große Feſtungswerke hingen mit dem großen Schloſſe durch unterirdiſche Gänge zuſammen.

Cuſtine (A. P. Graf von), geb. zu Metz den 4. Febr. 1740. In einem Alter von ſieben Jahren zum Lieutenant bei dem Regiment St. Chamans ernannt, folgte er dem Marſchall von Sachſen in den niederländiſchen Feldzug. Er machte in der Folge einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mit, wo er Hauptmann bei dem Regiment Schomberg ward. Durch die Gunſt des Herzogs v. Choiſeul erhielt er 1762 ein Regiment Dragoner, das ſeinen Namen bekam, und welches er

bis 1780 commandirte. Um dieſe Zeit hatte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika beſtimmt; Cuſtine verglich ſich mit dem Chef deſſelben, führte dieſes Corps den Amerikanern zu Hülfe, und ward bei ſeiner Rückkunft zum Maréchal de camp ernannt. Im J. 1789 erklärte er ſich als Deputirter des Adels von Metz, von den erſten Sitzungen an, für die Volkspartei. In der Folge wurde er bei den Armeen angeſtellt, und in dem Monat Mai 1792 bemächtigte er ſich der Päſſe von Porentrut. Im Juni erhielt er den Oberbefehl der in Eil zuſammengerafften Armee am Unter-Rheine, und eröffnete den Feldzug mit der Beſitznahme von Speier den 29. Sept. Da er wenig Widerſtand antraf, nahm er ferner Worms, bemächtigte ſich den 21. Oct. durch Capitulation der ſchlecht vertheidigten Feſtung Mainz, und den 23. Frankfurt am Main, wo er ſchwere Contributionen erhob. Cuſtine ſah ſich in kurzem aus Frankfurt durch die Preußen vertrieben und genöthigt, ſich nach Mainz zu werfen, daß er befeſtigen ließ. Mit der Eröffnung des Feldzuges 1793 verließ er Mainz, welches die Alliirten ſogleich belagerten, ward aus Worms vertrieben und war gezwungen, ſich nach dem Elſaß zurückzuwenden. Klagen fingen an ſich von allen Seiten gegen ihn zu erheben, und er verlangte im April ſeine Entlaſſung; allein der Convent bat ihn im Namen des Vaterlandes, das Commando nicht zu verlaſſen. Um dieſe Zeit warfen die Jakobiner auf Cuſtine Verdacht. Darüber beklagte er ſich bitter und ward vom Convent zu Ende Mai's in dem Commando der Nordarmee beſtätigt, zu der er ſich begab. Er hatte aber kaum Zeit, die Poſten zu beſuchen. Marat und Varennes ließen mit ihren Denunciationen gegen ihn nicht ab und brachten es dahin, daß ein Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes ihn im Juli 1793 nach Paris foderte. In der Abtei und von da im Palais Luxemburg verhaftet, verlangte Cuſtine ſeine Unterſuchung. Das Revolutionsgericht fing den 15. Aug. an, ſeinen Prozeß einzuleiten. Cuſtine vertheidigte ſich mit vieler Geiſtesgegenwart; allein ſein Tod war beſchloſſen, er ward den 27. Aug. verurtheilt. „Mein gutes Gewiſſen bleibt mir," rief er aus, da er ſein Urtheil anhörte, „ich ſterbe ruhig und unſchuldig." Doch gab er vor ſeinem Tode Beweiſe von großer Schwachheit und Muthloſigkeit.

Cuſtos (lat.) Hüter. Insbeſondere werden Aufſeher von Bibliotheken, Kunſt und Naturalienkabinetten Cuſtoden genannt. In der Sprache der Buchdrucker heißen die am Schluſſe einer Seite unten geſetzten Anfangsſylben der nächſtfolgenden Seite Cuſtoden. Jetzt werden ſie aber meiſtentheils, als der Symmetrie zuwieder, weggelaſſen. Das deutſche Küſter ſtammt ebenfalls von Cuſtos (Kirchenhüter) ab.

Cüſtrin, Hauptſtadt und Feſtung in der Neumark und der Provinz Brandenburg, auf einer Ebene an dem Einfluſſe der Warte in die Oder. Sie hat gegen 700 Häuſer mit 5000 Einwohnern, ohne das Militär, iſt auf der einen Seite mit der Warte und auf der andern mit der Warte und Oder, ſonſt aber überall mit breiten Moräſten umgeben. Von der langen Vorſtadt geht der große Damm mit 36 Brücken, auf welchen man bei ¾ Meilen lang über die Moräſte paſſiren muß. Im J. 1758 wurde die Stadt von den Ruſſen bombardirt. Friedrich aber kam ihr zu Hülfe und ſchlug die Ruſſen bei Zorndorf. Im J. 1806 wurde dieſe durch Natur und Kunſt ſtarke Feſtung, bald nach der jenaer Schlacht, von dem damaligen preuß. Commandanten, Oberſten von Ingersleben, wie-

wohl derſelbe mit allem Erfoderlichen reichlich verſehen war, und dem noch kurz vorher perſönlich anweſenden Könige verſprochen hatte, ſich bis aufs äußerſte zu vertheidigen, auf eine unerhört ſchimpfliche und verrätheriſche Weiſe den kaum davor erſchienenen franz. Truppen übergeben, welche ſie auch nach dem Frieden beſetzt hielten und erſt zu Anfange des J. 1814 auf Capitulation wieder an die Preußen übergaben.

**Cutter** iſt bei den Engländern ein kleines Seefahrzeug, etwas breiter als eine Schaluppe gebaut, auch beinahe eben ſo betakelt, doch mit einem höhern Maſt, und einem gerade laufenden Boogſpriet, oder einem ſolchen, der gelegentlich aufs Verdeck gelegt werden kann, und mit mehreren und größeren Segeln verſehen. Dieſe Fahrzeuge ſind beſonders ſchnelle Segler und gehen ſehr tief im Waſſer; daher auch ihr Name, von to cut, ſchneiden, durchſchneiden. Sie werden gewöhnlich zur Fahrt im Canal gebraucht, auch zum Schleichhandel und zur Caperei; weshalb das Gouvernement ſelbſt Cutter als Kriegsſchiffe ausrüſtet, um gegen letztere zu ſtreifen. Sie führen 6 — 8 Kanonen und haben bis 30 Soldaten. — **Cutter** heißt auch eine Art Boote der Linienſchiffe.

**Cuvier** (George Leopold Chretien Frederic Dagobert, Baron de), geb. zu Mömpelgard 1769 und in der berühmten Carlsakademie zu Stuttgart für die Studien gebildet, wo er ſich auch vorzüglich die Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur erwarb. Mit dem Anfange der Revolution kam er nach Paris, lebte raſtlos ſeinen Studien, ohne ſich ſehr um Parteien und ihren Geiſt zu bekümmern, und erwieß ſich ſchon in ſeinen erſten Verſuchen als einen der ausgezeichnetſten Gelehrten in den Naturwiſſenſchaften. Sogleich bei ſeiner Errichtung wurde er zum Mitgliede des Inſtituts, und 1801 der philomatiſchen Geſellſchaft ernannt. 1808 wurde er Univerſitätsrath auf Lebenszeit und bereiſte in dieſer Eigenſchaft 1811 Holland und die deutſchen Provinzen mit dem bekannten Noël, um die Primärſchulen zu beſichtigen. 1813 ernannte ihn der Kaiſer zum Maquetenmeiſter, bald hernach zum außerordentlichen Commiſſär in Mainz, und der König 1814 zum Staatsrath bei der Comité des Innern und des Handels. Er iſt beſtändiger Secretär der Akademie der phyſiſchen Wiſſenſchaften und Profeſſor der Naturgeſchichte am Muſeum und im Collegium von Frankreich. — In ſeinen Schriften zeichnet er ſich eben ſo ſehr durch die tiefſte, gründlichſte Gelehrſamkeit, als durch ſeltene Klarheit und Eleganz des Styles aus, und vereinigt mit beiden eine glänzende Beredſamkeit. Wir begnügen uns folgende zu nennen: Tableau élémentaire de l'histoire naturelle des animaux. 1798. 8. — Extrait d'un ouvrage sur les espèces de quadrupèdes dont on a retrouvé les ossements dans l'intérieur de la terre. 1799. 8. — Leçons d'anatomie comparrée recueillies et publiées sous ses yeux par Mr. Mr. Duméril et Duvernoy. 1805. 5 Vol. 8. — Recherches anatomiques sur les reptiles regardés encore comme douteux. 1807. 4. — Recherches sur les ossements fossiles des quadrupèdes. 1811, 4 Vol. 4. — Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques 1816. 4. — Sein jüngerer Bruder, Frederic Cuvier, iſt Inſpecteur bei der pariſer Univerſität, und gab 1815 in 8. ein ſchätzbares Werk über die Einrichtung der Primärſchulen: Projet d'organisation pour les écoles primaires, heraus.

**Curhaven**, ein Dorf im hamburgiſchen Amt Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung in die Oſtſee, mit einem bequemen und

geräumigen Hafen, welcher neuerdings mit beträchtlichem Koſtenaufwand verbeſſert worden. — Die Einwohner ſind theils Fiſcher, theils Lootſen, und müſſen ihrer Verfaſſung gemäß fortwährend ein Lootſenboot bei den äußerſten Tonnen (Fahrwaſſerzeichen) in See haben, um den in den Strom einlaufenden Schiffen unverzüglich Beiſtand zu leiſten. Die Stadt Hamburg kaufte im 14ten Jahrhundert das Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven, um die Mündung der Elbe unter beſtändiger Aufſicht zu haben. Während des franzöſiſchen Revolutionskrieges, und bis zur franzöſiſchen Beſitznahme der Elb- und Weſermündungen, wechſelten von hier aus die Paketboote zwiſchen dem Continent und England. Der Leuchtthurm von Cuxhaven iſt = 8° 43′ 1″ öſtl. L. von Greenwich, 53° 52′ 21″ nördl. Br. Seit 1816 iſt hier ein Seebad eingerichtet. Es befindet ſich bei Cuxhaven und Ritzebüttel an der Nordſee. Das Badehaus ſteht auf einer zwiſchen dem Meere und der Elbe gelegenen, von den Wellen beſpülten Anhöhe, neben dem Leuchtthurme. Es iſt ſehr geſchmackvoll und freundlich, mit einem Geſellſchaftsſaale, einem Zimmer für den Badearzt und vier Zimmern zu warmen Seebädern verſehen. Alles iſt darinnen nett und reinlich, überall der nöthige Hausrath. Die kupfernen Wannen ſtehen tief im Fußboden. Die Unterhaltung oder Verſtärkung der Wärme des Badewaſſers bewirkt man durch heißen Dampf. Eine halbe Stunde vom Badehauſe iſt in der See trefflicher ebner Grund, vollkommen zum Bade geſchickt. Es wird hier mittelſt Karren gebadet, die zwei Räder haben und einen Schäferkarren gleichen. Sie haben ein Cabinet zum Aus- und Ankleiden und werden durch zwei Pferde bis zu einer Tiefe von drei Fuß in die See gezogen. Ein am Karren befeſtigtes Zelt wird heruntergeſchlagen, und nun badet man unter dieſem oder geht weiter in die See. Für die, welche das Baden in der offenen See ſcheuen, iſt hinter dem Badehauſe eine andre Badeanſtalt in einem kleinen Hauſe, das auf einem Damme zwiſchen zwei Landſeen, die mit dem Hafen von Hamburg verbunden ſind, erbaut iſt, und im Winter wegen Eisgang und Wellenſchlag weggenommen wird. Durch die Fluth wird jedesmal dem einen See friſches Seewaſſer zugeführt, aus dem es dann durch eine Schleuſe in den zweiten gelangt. Mittelſt der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hauſe und läuft auf der andern Seite ab. Der größere Salzgehalt der Nordſee vor der Oſtſee iſt hier deßhalb nicht zu fürchten, weil dieſe Anſtalt ihr Waſſer aus der Nordſee und Elbe zugleich erhält, das ein Gemiſch von drei Theilen Salz und einem Theil Flußwaſſer iſt. Nach und nach werden zur Beluſtigung der Badenden allerhand Anlagen gemacht werden. Wohnungen findet der Curgaſt in Cuxhaven und Ritzebüttel ½ Stunde vom Bade.

Cyane, die Kornblume. Cyanit, eine Talkſteinart im Salzburgiſchen, in der Schweiz ꝛc.

Cyaneiſche Felſen oder Symplegaden, zwei Felſeninſeln am Eingange des Pontus Euxinus. (S. Argonauten.)

Cybele, eine Göttin der Alten, deren Begriff in die fernſten Zeiten hinaufſteigt und in der Folge mancherlei Veränderungen erlitt. Urſprünglich war ſie eine Landesgöttin der Phrygier, und, wie die Iſis, das Symbol des Mondes und was nahe damit verwandt war, der Fruchtbarkeit der Erde, weßhalb ſie mit der Rhea in Eins verſchmolz, deren Dienſt in Creta entſtanden war, und in welcher die perſonificirte Natur verehrt wurde. Die Griechen bekamen die Idee der Cybele nicht mehr rein, ſondern in Geſchichte eingekleidet, welche

Diodor alſo erzählt. Cybele war die Tochter des phrygiſchen Königs Mäon, und ſeiner Gemahlin, der Dindyma. Aus Verdruß, daß ihm kein Sohn geboren worden, ſetzte ſie der Vater auf dem Berge Cybelus aus, wo ſie von Löwen und Panthern geſäugt, nachher von Hirtenweibern gefunden und aufgezogen wurde. Sie ward die Erfinderin der Pfeifen und Trommeln, womit ſie die Krankheiten der Thiere ſo wie der Kinder heilte, trat mit dem Marſyas in vertraute Freundſchaft und faßte eine heftige Liebe zu dem Attys, einem ebenfalls von ſeinem Vater ausgeſetzten Königsſohne, deſſen Entmannung und Tod ſie faſt in Verzweiflung ſetzte. Ihn wiederzufinden, durchirrte ſie mit zerſtreuten Haaren und unter dem Lärm der von ihr erfundenen Trommeln und Pfeifen mehrere Länder bis in den fernſten Norden zu den Hyperboräern. Marſyas begleitete ſie; nach dem für dieſen ſo unglücklichen Wettſtreit über Apollo ſelbſt, der ſie liebte. Während ihrer Abweſenheit entſtand in Phrygien eine Hungersnoth, welche erſt endigte, als man auf Befehl des Orakels der Cybele göttliche Ehre erwies, und das Bild des Attys, da man ſeinen unbeerdigt gebliebenen Leichnam nicht auffinden konnte, beſtattete. Zum Andenken an den Attys waren die Prieſter der Cybele Verſchnittene; ihr Gottesdienſt aber beſtand in einem tobenden Lärm mit Inſtrumenten und im Umherſchweifen durch Felder und Wälder. Wie ihre Verehrung auf Creta ſich mit dem dort ſchon vorhandenen Dienſte der Rhea vermiſchte, ſo ward ſie auch mit der alten lateiniſchen Göttin Ops vereinigt. Was ihre Abbildung betrifft, ſo war ihre urſprüngliche Statue blos ein dunkler viereckigter Stein. Nachher wurde ſie als Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte abgebildet, womit auf die durch den Ackerbau entſtandene Cultur der Menſchen und die Städteerbauung hingedeutet ward. Ein gewöhnliches Attribut iſt auch der Schleier um das Haupt, der ſich auf das Verborgene und Unbegreifliche in der Natur bezieht. In der rechten Hand hält ſie oft einen Stab als Symbol ihrer Herrſchaft, und in der linken eine phrygiſche Handpauke. Bisweilen ſtehen Kornähren neben ihr; auch findet man die Sonne zu ihrer Rechten und den gehörnten Mond zu ihrer Linken. Oft wird ſich auch auf ihrem von Löwen gezogenen Wagen vorgeſtellt; oder ſie auf einem Löwen ſitzt und hat, als die mächtige Natur, den Blitz in der Rechten: oder ein Löwe liegt neben ihr (vergl. Atalanta); lauter Symbole ihrer Herrſchaft und der Cultivirung der rohen Menſchen durch ſie.

**Cycliſche Dichter**, ſ. Griechiſche Literatur.

**Cycloide, Radlinie.** Man ſtellte ſich einen Kreis vor, der, ohne zu gleiten, ſenkrecht auf einer geraden Linie fortgewälzt wird, bis der Punkt der ſie zuerſt berührte, nach einer vollen Umwälzung dieſelbe wieder berührt: die von dieſem Punct indeß beſchriebene krumme Linie heißt Cycloide oder Radlinie, weil jeder Punct in dem Umfange eines fortlaufenden Rades eine ſolche Radlinie beſchreibt. Der Kreis heißt der erzeugende Kreis; die Linie, auf der er ſich fortwälzt, die Baſis der Cycloide. Ihre Länge iſt jedesmal der vierfachen Länge des Durchmeſſers des erzeugenden Kreiſes und ihr Inhalt dem dreifachen Inhalte dieſes Kreiſes gleich. Dieſe Linie iſt in der höhern Mechanik ſehr merkwürdig. Man denke ſich ein Pendel ſo an einem Faden angehängt, daß dieſer ſich beim Schwingen des Pendels zwiſchen zwei in Form einer Cycloide gekrümmten Blechen abwechſelnd auf dieſe auf- und abwickelt, alsdann werden die größten Schwingungen in eben der Zeit, d. i. iſochroniſch vollendet, wie die kleinſten, und die Cy-

cloide wird daher eine **Iſochrone** oder **Tautochrone** genannt. Ferner iſt die Cycloide auch eine **Brachyſtochrone**, d. h. eine ſolche Linie, durch welche ein Körper von einem Puncte zum andern in der allerkürzeſten Zeit fällt. L.

**Cyclopen** kommen in der Mythologie Griechenlands von zweierlei Art vor: die einen als Söhne Neptuns, die andern als Söhne des Uranus und der Gäa (des Himmels und der Erde). Dieſe letztern, drei an der Zahl, Arges, Brontes, Steropes (Blitz und Donner) kräftige Rieſen, waren es, die in Vulkans Werkſtatt dem Jupiter die Donnerkeile ſchmiedeten, wofür Apollo ſie erlegte. Ganz verſchieden von dieſen ſind die Söhne Neptuns, deren Einige ſieben, Andere gegen hundert zählen. Unter ihnen zeichnet ſich vor allen Polyphem aus. Mit dieſen hängt zuſammen das Volk und Land der Cyclopen, die in der Odyſſee (IX. 106 fgg.) als nomadiſche Wilde geſchildert werden, ohne Ackerbau und bürgerlichen Verein in gewölbten Grotten der Gebirge hauſend, nur Viehzucht treibend. Ungeſchlachte Rieſen waren die Cyclopen, über deren eigentlichen Sitz viel Uneinigkeit herrſcht. Bei Homer wohnten ſie an der weſtſeite Siciliens, nahe den nächtlichen Cimmeriern. Wie bei erweiterter Weltkunde die cimmeriſche Nacht weiter zurückgedrängt ward, wurden ſie in die metallreichen Riphäen verſetzt. Einäugige, bald Cyclopen, bald Arimaspen genannt, gruben auf den Riphäen Erze und ſchmiedeten, von goldbewachenden Greifen beunruhigt. (**Voß mythologiſche Briefe** Bd. 2, Br. 16—18.) Hier entſtand Verwechſelung mit den andern Cyclopen. Ein Theil dieſer Cyclopen nämlich ſchmiedete Jupiters Donnerkeile, ein anderer kam abenteuernd nach Griechenland, wo er Gebäude als Denkmähler cyclopiſcher Kunſt nachließ. Bei noch mehr erweiterter Weltkunde wich das fabelhafte Gebirge der Riphäen in die noch unentdeckte Nacht des Nordens, und in die Geſchichte der Einäugigen kam Verwirrung. Einige verſetzten ſie mit gegen Norden, die Meiſten vermiſchten die Fabeln, und ließen die Cyclopen, als Schmiede Vulcans, wieder in Sicilien, aber unter dem Aetna oder auf dem lipariſchen Feuerfelſen arbeiten. Die Feuerſpeienden Berge waren ihre Eſſen, das Toben darin die Schläge ihrer Hämmer. Wie ſie zu **Einäugigen** geworden, da ihr Name ſie nur als **Rundäugige** bezeichnet, iſt unbekannt; gewiß aber, daß Polyphem auf mehreren griechiſchen Bildwerken mit **zwei** Augen dargeſtellt iſt. Bei griechiſchen Idyllendichtern finden wir Cyclopen mit einem naiv bäuriſchen Charakter dargeſtellt. dd

**Cyclus** heißt wörtlich überſetzt der Kreis; daher auch jede gleichförmig wiederkehrende Reihe derſelben Begebenheiten. Auf ſolchen Reihen oder Cyclen von Jahren beruht die ganze **Chronologie** und insbeſondere der **Calender**. Unſer gemeines Sonnenjahr, das durch die jedesmalige Rückkehr der Sonne zu demſelben Punct der Ekliptik beſtimmt wird, enthält bekanntlich 52 Wochen und 1 Tag, das Schaltjahr noch einen Tag mehr. Mithin kann in verſchiedenen Jahren derſelbe Jahrestag nicht auf denſelben Wochentag fallen, ſondern da z. B. das Jahr 1814 mit einem Sonnabend begonnen hat, ſo wird 1815 mit einem Sonntag, 1816 mit einem Montag, 1817 aber, weil ein Schaltjahr vorher ging, nicht mit einem Dienſtag, ſondern mit einem Mitwoch anfangen. Zählte man bloß nach gemeinen Jahren, ſo würde offenbar von je 7 zu 7 Jahren jedes Jahr wieder mit demſelben Wochentag anfangen, wie das 7. Jahr zuvor, oder wie man ſich auch ausdrücken kann, es würden nach 7 Jahren die Sonn-

tagsbuchſtaben (ſ. d. Art.) in derſelben Ordnung zurückkehren. Weil aber alle 4 Jahre ſtatt des gemeinen ein Schaltjahr einfällt, ſo kann jenes erſt nach 4 × 7 oder 28 Jahren ſtatt finden. Eine ſolche Periode von 28 Jahren heißt Sonnencyclus und dient dazu, den Wochentag des erſten Tages im Jahre zu finden. Dazu iſt blos nöthig zu wiſſen, mit welchem Wochentage ein beſtimmtes Jahr angefangen habe, und dann ein Täfelchen für den Anfangstag der 27 folgenden Jahre zu verfertigen. Nun pflegt man den Anfang des Sonnencyclus auf das 9. Jahr vor Chr. Geb. zu ſetzen, welches ein Schaltjahr war und mit einem Montage anfing. Verlangt man alſo zu wiſſen, was für ein Wochentag der Neujahrstag eines gewiſſen Jahres unſerer Zeitrechnung iſt, ſo hat man 9 zu der Jahreszahl zu addiren und alsdann zeigt der bei Diviſion dieſer Summe durch 28 bleibende Reſt an, das wievielſte Jahr der Sonnenperiode das gegebene iſt, worauf das oben erwähnte Täfelchen den Tag giebt, mit welchem es anfängt. Dieſe Rechnung gilt aber allgemein nur für den Julianiſchen Calender, im Gregorianſchen wird ſie dadurch unterbrochen, daß in 400 Jahren dreimal das letzte Jahr eines Jahrhunderts kein Schalt=, ſondern ein Gemeinjahr iſt. Jene Rechnung wird daher den Wochentag nicht für den erſten Tag des Jahres angeben, ſondern von 1582 (die Zeit der Einführung des Gregorianiſchen Calenders) an bis 1700 für den 11., von 1700 — 1800 für den 12., im 19. Jahrhundert für den 13. Tag des Jahres u. ſ. w., worauf man dann bis zum Neujahrstage zurückzurechnen hat. Weit bequemer iſt es daher, für den Anfang eines Jahrhunderts ein Täfelchen zu verfertigen, z. B. für 1801, das mit einem Donnerſtage angefangen hat, und die Zahl der von da an bis zum gegebnen hin verfloſſenen Jahre durch 28 zu dividiren und mit dem gebliebenen Reſte den Wochentag für den erſten Tag des Jahres im Täfelchen aufzuſuchen. Uebrigens iſt zur Beſtimmung der Feſte noch ein zweiter Cyclus nöthig, mit deſſen Hülfe das Oſterfeſt, wonach ſich alle beweglichen Feſte richten, berechnet werden muß. Bekanntlich hängt Oſtern von dem erſten Vollmonde ab, der nach dem Frühlingsäquinoctium einfällt. (S. Calender.) Der Mondscykel nun iſt eine Zeit von 19 Jahren, nach welcher die Neumonde in derſelben Ordnung wieder auf denſelben Monatstag fallen. Am 2. Jan. 1813 z. B. war Neumond, es wird derſelbe alſo 1832 wieder auf den 2. Jan. fallen. Da die Zeit von einem Neumond bis zum andern, oder der Mondsmonat, wie die Aſtronomie lehrt, ungefähr $29\frac{1}{2}$ Tag lang iſt, ſo kann man ſich leicht eine Tafel der Neumonde für die Periode von 19 Jahren entwerfen; man muß nur dabei beachten, daß dieſer Mondscykel allemal mit einem Jahre anfängt, deſſen erſter Neumond am 1. Jan. eintritt, und daß dieſes 1 Jahr vor Chriſti Geburt der Fall war. Dividirt man die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 19, ſo wird mithin der Reſt anzeigen, das wie vielſte Jahr in der Mondperiode das gegebene iſt. Dieſe Zahl wird die goldene Zahl genannt. (S. den Art. Calender und Epacten.) Außer dieſen beiden Cykeln, welche zur Berechnung des Calenders unentbehrlich ſind, giebt es noch einige andere, mehr unter dem Namen von Perioden bekannt; man ſehe daher den Art. L.

Cydnus, ein berühmter Fluß in Phrygien, in welchem beim Baden Alexander der Große faſt das Leben eingebüßt hätte. Sein Waſſer iſt von außerordentlicher Kälte.

Cylinder oder Walze heißt der Körper, welcher in der Geometrie durch Umdrehung eines Rechtecks oder Parallelogramms um eine ſeiner Seitenlinien, als deſſelben Axe, erzeugt wird. Sein körperlicher Inhalt iſt gleich dem Producte aus ſeiner Höhe in die Grundfläche. Bekanntlich fand Archimedes, daß der körperliche Inhalt einer in einem gleichſeitigen Cylinder beſchriebenen Kugel, d. h. einer Kugel, deren Durchmeſſer der Höhe oder dem Durchmeſſer der Grundfläche des Cylinders gleich iſt, zwei Drittel von dem Inhalte des Cylinders ſelbſt ausmache. Dieſe Erfindung war für damahlige Zeiten ſo wichtig, daß Archimedes das Andenken an dieſelbe durch ſeinen Grabſtein wollte erhalten wiſſen. L.

Cymbel, Cymbal, bei den Alten ein Inſtrument von Erz, zwei hohlen Becken ähnlich, welche, mit den flachen Händen zuſammengeſchlagen, einen hellen Ton von ſich gaben. Die meſſingenen Becken, deren man ſich heut zu Tage bei der Janitſcharenmuſik bedient, ſcheinen daher entſprungen zu ſein. Die Erfindung will man der Cybele zuſchreiben, bei deren Dienſte ſie gebraucht wurden.

Cyniker, eine philoſophiſche Secte, welche Antiſthenes, ein Schüler des Sokrates, in der Kynoſarge zu Athen ſtiftete. Der Charakter dieſer Philoſophie blieb der Sokratiſchen am meiſten treu, beſonders darin, daß ſie die Moral zum vornehmſten oder vielmehr einzigen Gegenſtande machte, und alle Speculationen, ſo wie die ſchönen Künſte, verachtete. Allein, was bei Sokrates Mäßigkeit und Genügſamkeit geweſen war, das wurde bald von den Cynikern ſo ſehr übertrieben, daß es in Caſteiung des Körpers, und ſogar in Schmutz und Vernachläſſigung alles Anſtandes ausartete. Man wollte der Natur gemäß leben, und würdigte ſich dadurch zum Wilden, ja zum Thiere herab. Es war daher kein Wunder, daß die Cyniker bald der Gegenſtand allgemeiner Verachtung wurden. Die berühmteſten ihrer Mitglieder waren, außer ihrem Stifter, Diogenes von Sinope, Monimus, Krates und Menippus, welcher zugleich der letzte war; denn nach ihm bildete ſich aus dieſer Philoſophie die würdigere ſtoiſche. Das Wort Cynismus wird noch jetzt gebraucht, wenn man die Verachtung und Vernachläſſigung alles Aeußern bezeichnen will.

Cynoſura, eine Nymphe des Ida, welche den Jupiter erzogen und nachher in das Geſtirn des kleinen Bären verſetzt wurde. Nach dieſem Stern richteten ſich die Phönicier bei ihren Schifffahrten und noch jetzt iſt Cynoſur im uneigentlichen Sinn gleichbedeutend mit Leitſtern, Wegweiſer, Richtſchnur.

Cynthius, ein Beiname des Apollo, vom Berge Cynthus auf der Inſel Delos, an deſſen Fuße ihm ein Tempel erbauet war; auch Diana, ſeine Schweſter, führt den Namen Cynthia von dieſem Berge, weil ſie hier geboren ſein ſoll.

Cypern, eine Inſel auf dem mittelländiſchen Meere, zwiſchen Klein-Aſien und Syrien, im Alterthume ſehr berühmt wegen ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit und wegen ihres weichlichen Climas. Wein, Oel, Honig, Wolle ꝛc. waren die vorzüglichſten Producte und ſind es noch; mehrere merkwürdige Orte und Berge, z. B. Paphos, Amathuſa, Salamis, ferner der Olymp mit einem reichen Venustempel zeichneten das Land aus. Venus wurde hier vorzüglich verehrt, denn als ſie aus dem Schaume des Meeres hervorging, betrat ſie zuerſt Cyperns reizende Ufer. Die älteſte Geſchichte der Inſel verliert ſich in das Dunkel der Vorzeit. Als Amaſis ſie (550 vor Chr. Geb.) der ägyptiſchen Herrſchaft unterwarf, hatten ioniſche und phöniciſche Coloniſten meh-

rere kleine Königreiche daſelbſt. Cypern blieb bei Aegypten, bis 58 vor Chr. die Römer es an ſich riſſen. Nach der Theilung des römiſchen Kaiſerthums blieb es dem öſtlichen Reiche unterworfen, und wurde von eigenen Statthaltern aus kaiſerlichem Geblüte regiert, von denen ſich Comnenus I. unabhängig machte. Seine Dynaſtie blieb auf dem Throne, bis Richard von England die Familie Luſignan mit der Krone belehnte (1191). Nach dem Ausſterben der männlichen Linie der Luſignaner kam Jacob, ein natürlicher Sprößling derſelben, zur Regierung. Er hatte eine Venetianerin, Catharina Cornaro, zur Gemahlin, und da er ſie kinderlos hinterließ, benutzten die Venetianer dieſen Umſtand, Cypern an ſich zu reißen (1473). Sie blieben im ungeſtörten Beſitze bis 1571, wo Amurath III., trotz der tapferſten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate lang Famaguſta vertheigte, die Inſel eroberte und mit dem türkiſchen Reiche vereinigte. Sie zählt auf 393 Quadratmeilen 84,000 Einwohner, worunter 37,000 Chriſten, die übrigen aber Türken ſind. Die Hauptſtadt iſt Nicoſia, der Sitz des türkiſchen Befehlshabers, eines griechiſchen Erzbiſchofs und eines armeniſchen Biſchofs.

Cyperweine, ſ. Cypriſche Weine.

Cypreſſe, ein ſchöner Baum, von dem es mehrere Gattungen gibt. Die Dichter haben ihm den Charakter ſtiller Trauer beigelegt und laſſen ihn oft die Gräber beſchatten. Seine immer grüne Farbe iſt ihnen das Bild der Ewigkeit.

Cyprian (der heilige), geboren zu Carthago, gegen das Jahr 200 nach Chr., ſtammte aus einer reichen und vornehmen Familie. Von der Natur mit großen Talenten ausgeſtattet, lehrte er die Beredtſamkeit in ſeiner Vaterſtadt und fand allgemeinen Beifall. Er war damals Heide; aber im J. 246 ward er durch den Presbyter Cäcilius zum Chriſtenthume bekehrt. „Es ſchien mir ſchwer," ſagt er ſelbſt darüber, „eine Wiedergeburt zu einem neuen Leben zu beſtehen, und mit demſelben Körper ein anderer Menſch zu werden. . . . Wie ſoll man die Mäßigkeit lernen, wenn man an eine reichliche und delicate Tafel gewöhnt iſt? Aber als das belebende Waſſer die Flecken meines vergangenen Lebens abgewaſchen hatte, fand ich das, was mir unmöglich geſchienen, leicht." Taub gegen den Spott und den Tadel der Heiden, die ihm vorwarfen, ſeinen Geiſt grundloſen Erdichtungen unterworfen zu haben, verkaufte Cyprian ſeine Güter, vertheilte das Geld unter die Armen, lebte höchſt mäßig und enthaltſam, und vertauſchte die profanen Schriftſteller mit der heiligen Schrift. Sein Verdienſt bewirkte, daß er zum Presbyter und bald darauf (248) wider ſeinen Willen zum Biſchofe von Carthago gewählt wurde. Seine Arbeiten für die Kirche waren unermeßlich. Er war der Vater der Armen, das Licht der Geiſtlichkeit, der Tröſter des Volks. Der Kaiſer Decius erregte eine große Religionsverfolgung, wodurch Cyprian genöthigt wurde, ſeine Heerde zu verlaſſen; aber durch ſeine Briefe und Diener war er ſtets bei ihr. Als das Ungewitter zerſtreut war, zeichnete er ſich durch die Feſtigkeit aus, womit er den Chriſten widerſtand, welche die Fürſprache der Märtyrer und Beichtiger erſchlichen, um ſich mit der Kirche, die ſie während der Verfolgung verlaſſen hatten, wieder auszuſöhnen. Um die ihnen aufzulegenden Büßungen zu beſtimmen, berief er 251 eine Kirchenverſammlung zu Carthago. Er verurtheilte in derſelben den Prieſter Feliciſſimus und den Ketzer Privatus. Letzterer wandte ſich an den Papſt Cornelius, um dieſen um die Erlaſſung ſeiner Strafe zu bitten und den heiligen Cyprian anzuklagen, der es nicht für

nöthig hielt, ſich ſeiner Seits zu rechtfertigen. Dem Papſte, der ihm darüber ſein Befremden zu erkennen gab, antwortete er eben ſo beſcheiden als entſchloſſen: „Es iſt unter den Biſchöfen hergebracht, daß ein Verbrechen da beſtraft wird, wo es begangen worden.“ Wodurch er gewiſſermaßen eine Appellation nach Rom für etwas Unſtatthaftes erklärte. Gleiche Feſtigkeit bewies er in dem Streite, der ſich zwiſchen ihm und dem Pabſte Stephanus über die von den Ketzern vollzogene Taufe erhob. Mehrere nach Carthago zuſammenberufene Concilien beſchloſſen, ſeiner Meinung gemäß: man ſollte die von Ketzern Getauften noch einmal taufen. Als im J. 257 die Verfolgung aufs neue ausgebrochen war, wurde er nach Curuba, zwölf Stunden von Carthago, verbannt. Eilf Monate ſpäter erlaubte man ihm, in den Gärten nahe bei Carthago zu wohnen, aber bald nachher bemächtigte man ſich ſeiner und führte ihn zum Märtyrertode. Er ward am 14. Sept. 258 enthauptet. Sein zu Carthago aufbewahrter Körper wurde 802 von den Geſandten, die Carl der Große nach Perſien geſchickt hatte, nach Frankreich gebracht, und zuerſt zu Arles, dann zu Lyon hinter dem Hauptaltare der St. Johanniskirche beigeſetzt, endlich aber nach Compiegne in das Kloſter gebracht, das Carl der Kahle daſelbſt erbauet hatte. Lactanz betrachtet ihn als den erſten wahrhaft beredten chriſtlichen Schriftſteller. Der heilige Hieronymus ertheilt ihm ähnliche Lobſprüche. Seine, zugleich männliche, natürliche und von dem declamirenden Style weit entfernte Beredtſamkeit machte die tiefſten Eindrücke. Dennoch hat ſeine Schreibart etwas von der Härte des Tertullian, den er ſelbſt ſeinen Lehrer nannte. Außer 81 Briefen, welche zu den vorzüglichſten Quellen der Kirchengeſchichte ſeiner Zeit gehören, beſitzen wir mehrere Werke von ihm, unter denen wir ſeine Erklärung des Vaterunſers auszeichnen. Die vollſtändige Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt von 1726, Fol.

**Cypriani** (Giambattiſta), Mahler und Kupferſtecher, geboren zu Piſtoja im J. 1732, geſtorben zu London im J. 1785. Man kennt ſeinen Lehrer nicht. Achtzehn Jahre alt kam er nach Rom, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen und bald erwarben ihm ſeine Talente einen glänzenden Ruf. Einige kunſtliebende Engländer, die ſich eben dort befanden, bewogen ihn, nach London zu gehn. Hier ward er eins der erſten Mitglieder der im J. 1769 daſelbſt geſtifteten königl. Akademie. Cypriani's Zeichnung iſt correct, ſeine Köpfe haben Anmuth und Lieblichkeit. Er hatte Correggio's Werke mit Fleiß ſtudirt; ſein Colorit iſt harmoniſch und der allgemeine Eindruck ſeiner Compoſitionen einnehmend. Er hat zu Arioſts raſenden Roland eine Reihe kleiner Kupfer geliefert, worin man die ganze Anmuth ſeines Talents findet. Mehrere artige Kupferſtiche von Bortolozzi ſind nach Cypriani.

**Cypriſche Weine.** Der cypriſche Wein iſt roth, wenn er aus der Preſſe kommt, nach 5 bis 6 Jahren aber bekommt er eine blaſſe Farbe. Der cypriſche Muscateller dagegen hat in den erſten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter, je röther und nach Jahren dick, wie Julep. Sein Geſchmack iſt äußerſt ſüß. Die cypriſchen Weine ſind nicht zu jeder Jahreszeit gleich ſchmackhaft; der Frühling und Sommer ſind ihnen am vortheilhafteſten, große Kälte ſchadet ihnen und nimmt ihnen Geſchmack und Geruch. Sie werden anfangs in verpichte Schläuche gefüllt, daher ſie einen ſtarken Pechgeruch haben, den ſie nur nach Jahren verlieren. Nach dem feſten Lande kommen ſie in Gebinden, müſſen aber nach einiger Zeit in Bouteillen abgezogen werden, wenn ſie ſich halten ſollen.

Cypris, Cypria, ein Beiname der Venus von der Inſel Cypern in Griechenland, wo ihr erſter Tempel war. Cypripor, ein Beiname des Amor oder Cupido.

Cyrenaiker hießen die Anhänger der von Ariſtipp (ſ. d.) aus Cyrene geſtifteten philoſophiſchen Secte, welche, nachdem ſie ungefähr hundert Jahre in= und außerhalb Griechenland geblüht hatte, von Epikur verdrängt wurde. Von Ariſtipps Nachfolgern ſind außer ſeiner Tochter Arete die berühmteſten Antipater, Anniceris, Theodorus, Hegeſius, Euphemerus, Bion Boryſthenites und Andre.

Cyrilliſche Buchſtaben, Charaktere, ſlaw. Cſuraliza, ſind eine Schriftart der ſlawiſchen Sprache, deren es drei gibt. 1. lateiniſche oder deutſche Buchſtaben, deren ſich Polen, Böhmen und Lauſitzer bedienen. 2. Cyrilliſche, nach dem Erfinder derſelben, Cyrillus, alſo benannt. Sie ſind bei den Ruſſen gebräuchlich. 3. Aus dieſen Cyrilliſchen Buchſtaben entſtand, vermuthlich durch ſchönſchreiberiſche Künſtelei, wieder ein beſonderes Alphabet, das jetzt nur noch in gedruckten Büchern, aber nirgend mehr im gemeinen Leben gebräuchlich iſt.

Cyrillus. Die Kirchengeſchichte nennt drei Heilige dieſes Namens. — Der heilige Cyrillus von Jeruſalem, geboren daſelbſt gegen das J. 315 wurde 334 zum Diaconus ordinirt und das Jahr darauf Prieſter. Nach des heiligen Maximus Tode im J. 350 wurde er Patriarch von Jeruſalem. Als ein eifriger Catholik gerieth er in heftigen Streit mit dem arianiſchen Biſchofe von Cäſarea, Acacius, welcher ihn anklagte, einige köſtliche Kirchenſtoffe verkauft zu haben, was Cyrillus allerdings gethan hatte, aber zu dem löblichen Zwecke, die Armen während einer Hungersnoth zu unterſtützen. Ein zu Cäſarea von Acacius verſammeltes Concilium ſetzte Cyrillus 357 ab; aber die Kirchenverſammlung von Seleucia im J. 359 ſtellte ihn wieder her und vertrieb ſeinen Verfolger. Acacius Ränken gelang es, ihn im folgenden Jahre abermals ſeiner Würde zu berauben, und nachdem der Kaiſer Conſtantius ihn bei ſeinem Regierungsantritte zurückberufen hatte, verlor er ſie zum dritten Male durch den Kaiſer Valens, nach deſſen Tode erſt er nach Jeruſalem zurückkehrte. Das Concilium von Conſtantinopel im J. 381 beſtätigte ſeine Ordination und Wahl. Er ſtarb 386. Wir haben von ihm drei und zwanzig Catecheſen in einem einfachen und deutlichen Style, die als der älteſte und beſte Abriß der chriſtlichen Religion angeſehen werden. (Paris, 1720, Fol.) — Der heilige Cyrillus von Alexandrien wurde bei ſeinem Oheime Theophilus, Patriarchen von Alexandrien, erzogen, verlebte ſodann fünf Jahre in den Klöſtern von Nitria, wo der Abt Serapion ihn unterrichtete, kehrte darauf nach Alexandrien zurück, wo er öffentlich auftrat, und durch die Anmuth ſeiner Geſtalt und ſeines Vortrags ſich ſo viel Anhänger erwarb, daß ihm nach ſeines Oheims Tode 412 die Patriarchenwürde zu Theil ward. Voll Eifers und Herrſchſucht begnügte er ſich nicht mit dem geiſtlichen Anſehn, ſondern übte auch die weltliche Gewalt aus. Um die Juden, durch welche in einem Volksaufruhre Chriſtenblut gefloſſen war, zu beſtrafen, überfiel er ſie an der Spitze eines fanatiſchen Pöbels, zerſtörte ihre Häuſer und ihren Hausrath und trieb ſie aus der Stadt. Vergebens beklagte ſich der Präfect von Aegypten über eine ſo geſetzloſe Gewaltthätigkeit, die am wenigſten einem Biſchofe anſtand. Bald darauf wurde dieſer Präfect ſelbſt auf der Straße von fünfhundert wüthenden Mönchen angefallen, die ihn zu ſteinigen drohten. Einer dieſer Mönche, Namens Ammonius, hatte den Präfecten verwundet, und wurde dafür zu Tode gegeißelt.

Cyrillus ließ den Leichnam in feierlicher Proceſſion in den Dom bringen, gab ihm den Namen Thaumaſius und prieß ihn als einen Märtyrer und Heiligen. Die Ermordung der Hypatia, der gelehrten Tochter des Mathematikers Thron, welche durch den Beifall, den ihr Unterricht in der Geometrie und Philoſophie fand, des Cyrillus Eiferſucht erregt hatte, wurde durch ihn angeſtiftet. Auf dem berüchtigten Concilium im J. 403 hatte er mit ſeinem Oheime zur Verurtheilung des heil. Johannes Chryſoſtomus hingewirkt, und erſt nach einem hartnäckigen Widerſtande unterwarf er ſich in Hinſicht dieſes Prälaten dem Decrete der katholiſchen Kirche. Noch heftiger waren ſeine Streitigkeiten mit Johannes Nachfolger, Neſtorius, der die menſchliche Natur Chriſti von der göttlichen Jeſu unterſchied, und Maria wohl als die Mutter Chriſti anerkannte, ihr aber den Namen einer Mutter Gottes verſagte. Cyrillus ſprach laut und heftig gegen dieſe Irrthümer, und machte den Papst Cöleſtin zum Richter, der ſie verurtheilte. Er entwarf zwölf Anathematismata, welche nach der Meinung der Theologen ſelbſt nicht von aller Ketzerei frei ſind, und foderte Neſtorius gerichtlich auf, ſie anzunehmen. Auf dem Concilium zu Epheſus ſollte dieſer Streit beendigt werden. Beide Theile erſchienen mit einem großen Gefolge von Anhängern und Dienern, zwiſchen denen es zu mancherlei Streitigkeiten kam. Cyrillus eröffnete das Concilium noch vor Ankunft des Patriarchen von Antiochien, und obgleich Neſtorius ſich weigerte, Richter, die ſeine Feinde waren, anzuerkennen; obgleich 68 Biſchöfe zu ſeinen Gunſten proteſtirten, und eine Magiſtratsperſon im Namen des Kaiſers einen Aufſchub von vier Tagen foderte, ſo wurde dennoch Neſtorius an einem Tage verurtheilt, abgeſetzt und für einen neuen Judas erklärt. Cyrillus wurde beſchuldigt, daß er, um ſeine Abſicht zu erreichen, die Documente und Unterſchriften der Biſchöfe verfälſcht habe. Bald darauf kam der Patriarch von Antiochien an, und hielt eine Synode von 50 Biſchöfen, die mit gleicher Uebereilung Cyrillus verurtheilten, ihn der Ketzerei beſchuldigten und, für ein zum Verderben der Kirche gebornes Ungeheuer erklärten. Beide Parteien griffen zu den Waffen, die Straßen der Stadt und ſelbſt der Dom wurden ein Schauplatz der Wuth und mit Blut befleckt. Der Kaiſer Theodoſius ſandte Truppen nach Epheſus, um dieſes Concilium, nicht ſich Berathender, ſondern unter einander Kämpfender zu trennen. Aber dieſe Maßregel änderte nur den Ort des Krieges, der zwiſchen Johann von Antiochien und Cyrillus noch drei Jahr fortwährte. Bald darauf wirkte Neſtorius, der nicht gemäßigter als Cyrillus war, einen Befehl vom Kaiſer aus, wodurch derſelbe wieder nach Epheſus zu einer Synode beſchieden wurde. Beide Theile erſchienen mit bewaffnetem Gefolge; Cyrillus wurde gemißhandelt und ſogar eingekerkert, entkam aber ſeinen Wächtern und floh nach Alexandrien. Von dort aus bewirkte er durch Beſtechung einen Aufſtand in Conſtantinopel, der den furchtſamen Kaiſer in Schrecken ſetzte. Man unterhandelte, Cyrillus wurde bewogen, ſein Anathema zu modificiren, und wider Willen eine zwiefache Natur in Chriſtus anzuerkennen. Da Neſtorius aber nicht von ſeiner Meinung abgehen wollte, ſo mußte er ſeinem Amte entſagen und ſich zunächſt in ein Kloſter zurückziehen. Später wurde er nach Thebais verwieſen und von ſeinen Feinden vielfach verfolgt, er ſtarb 339 oder 340. Cyrillus endigte ſein unruhiges Leben 344. Seine Meinung behielt im Morgen- und Abendlande die Oberhand, und die Kirche verſetzte ihn unter die Heiligen. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke deren Styl weder Eleganz noch Klarheit und Genauigkeit hat, iſt

von 1638 in Fol. — Der heil. Cyrillus, aus Theſſalonich gebürtig, heißt eigentlich Conſtantin, und erwarb ſich zu Conſtantinopel, wo er ſtudirte, den Beinamen des Philoſophen. Auf des heiligen Ignatius Empfehlung ſendete ihn der Kaiſer Michael III. zu den Jazaren, einem hunniſchen Völkerſtamme. Er bekehrte den Chan, auf deſſen Vorgang die ganze Nation ſich taufen ließ. Dann predigte er zugleich mit Methodicus den Bulgaren das Evangelium, und taufte deren König Bogaris 860. Gleichen Erfolg hatten ſie in Mähren und Böhmen; nach dem J. 882 gingen ſie nach Rom, wo ſie ſtarben. Beide Apoſtel wurden für Heilige erklärt. Die Griechen und Ruſſen feiern das Feſt des heil. Cyrillus den 14. Febr. Er erfand die nach ihm benannten Buchſtaben (ſ. Cyrilliſche Buchſtaben), und iſt wahrſcheinlich der Verfaſſer der Apologen, die ſeinen Namen tragen.

Cyrus, der Sohn des Cambyſes, eines vornehmen Perſers, und der Mandane, der Tochter des mediſchen Königs, Aſtyages, war der Stifter der perſiſchen Monarchie. (Vergl. Aſſyrien). Als ſeine Mutter mit ihm ſchwanger ging, legten die Traumdeuter des Aſtyages einen ſeiner Träume dahin aus, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, worauf derſelbe Befehl gab, ihn ſogleich nach der Geburt umzubringen. Er wurde zu dem Ende einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid auferzog, und ihm den Namen Cyrus gab. Sein kühner Muth verrieth ihn dem Könige. Er hatte in einem Spiele mit andern vornehmen Knaben, in welchem er zum Oberhaupt gewählt worden war, den Sohn eines der erſten Männer des Reichs ſchlagen laſſen. Der Vater beklagte ſich bei Aſtyages, welcher den jungen Cyrus zur Rede ſetzte. Dieſer berief ſich aber auf ſein Recht und antwortete ſo dreiſt und klug, daß der König weiter nachforſchte und endlich die Wahrheit erfuhr. Von den Magiern beruhigt, ſchickte er den Cyrus freundlich zu ſeinen Aeltern nach Perſien. Dieſer aber verſammelte ein mächtiges Heer von Perſern, und überwand ſeinen Großvater. Gleiches Schickſal hatte der reiche und mächtige König der Lydier, Cröſus und Babylons König Nabonid. Auch unterwarf er Phönicien und Paläſtina, wohin er die Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft zurückkehren ließ. Während nun Vorder- und Mittelaſien vom Helleſpont an bis Indien, unter ſeinem Scepter ſtand, begann er einen ungerechten Krieg gegen die Maſſageten, ein ſcythiſches Volk, nordöſtlich vom caſpiſchen Meere, jenſeits des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrſcht. In der erſten Schlacht ſiegte er durch Liſt, in der zweiten aber erlitt er eine vollſtändige Niederlage und kam ſelbſt ums Leben. Tomyris ſoll das Haupt des unermüdlichen Eroberers in ein Gefäß mit Blut werfen laſſen und dabei ausgerufen haben „Sättige dich jetzt mit dem Blute, wonach dich ſo unerſättlich durſtete!“ Er ſtarb im J. 529 vor Chr., nach einer 29jährigen Regierung. Ihm folgte ſein Sohn Cambyſes. Die Erzählungen Xenophons in der Cyropädie (Lebensbeſchreibung und Charakteriſtik des Cyrus), daß er am Hofe des Aſtyages eine treffliche Erziehung erhalten, das Reich deſſelben ererbt, und als wahrer Philoſoph regirt habe, auch ruhig auf dem Sterbebette geſtorben ſei, ſind romanhaft und verdienen keinen Glauben, da Xenophons Abſicht war, ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Wahrheit, in dem Cyrus das Muſter eines Regenten darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe ſeinen Landsleuten die Vorzüge der Monarchie anſchaulich zu machen, oder es liegen auch dabei verſchiedene Sagen vielleicht von zwei verſchiedenen Cyrus zum Grunde. — Ein

anderer **Cyrus** war der jüngſte Sohn des Darius Nothus oder Ochus, der faſt 150 Jahr nach jenem lebte. Er bekam ſchon in ſeinem 16ten Jahre die oberſte Gewalt über alle Provinzen Klein-Aſiens. Seine Herrſchſucht entwickelte ſich früh, und als nach des Vaters Tode ſein älterer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron beſtieg, ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ihn an, die jedoch entdeckt wurde. Statt das Todesurtheil an ihm vollziehen zu laſſen, begnadigte ihn ſein Bruder und machte ihn zum Statthalter von Klein-Aſien. Hier verſammelte Cyrus ein zahlreiches Heer, zu dem noch, ohne den Zweck der Unternehmung zu kennen, 13,000 Man griechiſcher Hülfsvölker ſtießen, um Artaxerxes zu bekriegen und vom Throne zu ſtoßen. Dieſer, von ſeinen Abſichten unterrichtet, zog ihm mit einem überlegenen Heere entgegen. In den Ebenen von Cunaxa, in der Provinz Babylon, trafen beide Heere auf einander. Nach einer tapfern Gegenwehr, beſonders von Seiten der Griechen, wurde Cyrus geſchlagen und von Artaxerxes ſelbſt erlegt. (Vergl. **Xenophon**.)

**Cythera**, jetzt **Cerigo**, eine der vornehmſten Inſeln um Laconien, vorzüglich berühmt wegen des Dienſtes der **Venus Urania**, deren vornehmſter Tempel in der Hauptſtadt Cythera ſtand, und der älteſte von allen war, die in Griechenland der Göttin zu Ehren erbaut wurden. Die alte Stadt **Cythera** iſt jetzt verödet, und zeigt nur noch einzelne Ruinen. Venus hatte von dieſer den Namen **Cytherea**.

**Czartoryſki** (Adam, Fürſt), geboren den 1. December 1731, aus dem alten Geſchlecht der Jagellonen, Staroſt von Podolien, ehemaliger General von Podolien, nachher kaiſerlich öſterreichiſcher Feldmarſchall. So deutlich ihn ſeine hohe Geburt, ſein unermeßlicher Reichthum, ſein ausgezeichneter Verſtand und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe zu einem bedeutenden Einfluſſe in den ſtürmiſchen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes berufen zu haben ſchienen, ſo hielt ihn doch das Geſchick, das oft mit den Gaben der Natur und des Glückes ſpielt, immer in untergeordneten Verhältniſſen. Nach Auguſts III. Tode war er unter den Mitbewerbern um Polens Thron, und die Stimme ſeiner Landsleute hätte ihn vielleicht darauf erhoben; aber Stanislaus Poniatowski, nach Petersburg geſandt, um dieſe Unterhandlungen einzuleiten, erhielt, wie man weiß, die polniſche Krone von Catharina II. für ſich ſelbſt; ſeitdem befand ſich die mächtige Czartoryskiſche Familie nebſt ihrem ganzen Anhange im Mißverſtändniſſe mit dem neuen Souverän. Obſchon der Fürſt Czartoryski, nach der erſten Theilung ſeines Vaterlandes, wegen ſeiner weitläufigen Beſitzungen in Galizien in öſterreichiſche Dienſte getreten war, ſo wendete er doch auf dem Landtage von 1789 und 1791 alles an, die Unabhängigkeit und Wiederherſtellung einer dauerhaften Regierung in Polen bewerkſtelligen zu helfen. Er war während dieſes Zeitpuncts außerordentlicher Geſandter in Dresden, um den Churfürſten von Sachſen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen; von hier begab er ſich nach Wien und ſuchte um die Vermittlung und den Schutz des Kaiſers gegen die Abſichten Rußlands an. Da ſeine Bemühungen fruchtlos geblieben, und der König Stanislaus der Conföderation von Targowiza beigetreten war, zog ſich der Fürſt Czartoryski auf ſeine Güter und nach Wien zurück, wo er während der Unruhen von 1794 lebte, ohne unmittelbaren Antheil daran zu nehmen. Bei dem unglücklichen Ausgange derſelben war er genöthigt, ſeine beiden Söhne an Catharina II. zu ſchicken. Seitdem gewann der Großfürſt Alexander, jetziger Kaiſer, den jüngern Prinzen,

Adam Czartoryski (geboren den 14. Januar 1770), älteſten Sohn des Vorhergehenden, beſonders lieb. Trotz der Stürme am Hofe, und trotz der Art Exil, in welches ihn Paul I. als ruſſichen Geſandten an den ſardiniſchen Hof verwies, eilte Alexander, treu ſeiner frühern Neigung, ihn nach ſeiner Thronbeſteigung zurückzuberufen, und ernannte ihn bald darauf zum einſtweiligen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, deſſen Stelle ihm nach Woronzoffs Abgange förmlich übertragen wurde. Er begleitete den Kaiſer Alexander auf ſeinen Reiſen in Deutſchland 1805. In demſelben Jahre hatte der Kaiſer von Oeſtreich ſeinen Vater zum Feldmarſchall ernannt. Am 11. April d. J. hatte er mit England einen Offenſiv- und Defenſiv-Tractat abgeſchloſſen, dem ſpäter auch Oeſterreich beitrat, und zu dem man auch Baiern ziehen wollte. Um dieſen Hof noch enger zu verbinden, ſollte eine ruſſiſche Großfürſtin mit dem Churprinzen von Baiern vermählt werden, allein der Einfall der Oeſterreicher zerſtörte die Unterhandlungen und die Schlachten bei Ulm und Auſterlitz gaben dem Kriege einen unglücklichen Ausgang. Fürſt Czartorisky, der fürchtete, daß man dieſen Ausgang der Dinge ihm zur Laſt legen möchte, reſignirte und erhielt den Grafen von Budberg zum Nachfolger im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Im Feldzuge von 1807 begleitete er den Kaiſer, zog ſich aber dann ganz und gar zurück, und lebte mehr für den Kaiſer, als für die Staatsgeſchäfte. In den letzten Feldzügen war er ebenfalls um den Kaiſer und zeigte dann im Dienſte ſeines Vaterlandes eben ſo viel Einſicht als Eifer. — Im J. 1812 war der alte Fürſt Czartoryski der erſte geweſen, der in der Eigenſchaft eines Marſchalls des Reichstags die Conföderationsacte unterzeichnet hatte. Als auf dem Congreſſe zu Wien das Schickſal Polens entſchieden werden ſollte, ward der Fürſt an die Spitze einer Geſandtſchaft geſtellt, die nach Wien ging und dem ruſſiſchen Kaiſer die Grundzüge zur Conſtitution vorlegte. Der Kaiſer zeichnete den würdigen Fürſten hier und nachher bei ſeiner Reiſe durch Polen huldvoll aus, und ernannte ihn zum Senator Palatinus. Seine Gemahlin iſt eben ſo berühmt durch ihren Patriotismus, als durch ihre Schönheit und ihren poetiſchen Geiſt, welchen ſie in der Correſpondenz mit Delille glänzend entfaltete. Ihre Tochter hatte ſich mit einem Bruder des Königs von Wirtemberg vermählt, ſich wieder von ihm getrennt, und lebt nun zu Neapel dem Anſchaun der Künſte und den Studien. Von ihr erſchien zu Warſchau ein trefflicher polniſcher Roman: Malvina.

Czenſtochau (Czenſtochowa), ein befeſtigtes Kloſter in dem ehemaligen Polen, nahe an der Warta und der ſchleſiſchen Grenze. Die Mönche ſind von dem Orden des heiligen Paulus Eremita; ſie hielten in der mit Geſchütz wohl verſehenen Feſtung eine eigene Beſatzung und wählten den Commandanten aus ihrer Mitte. Auf dem Reichstage von 1765 wurde jedoch beſchloſſen, dieſe Stelle durch einen Weltlichen zu beſetzen. Zu dem wunderthätigen Marienbilde in der Kirche des Kloſters geſchehen häufige Wallfahrten; durch die Geſchenke der Gläubigen hat ſich ein bedeutender Kirchenſchatz geſammelt, der aber wahrſcheinlich in den neuern Zeiten nicht mehr ganz vorhanden iſt; ſchon bei der preußiſchen Beſitznahme fand man ihn weniger beträchtlich, als man erwartet hatte. Am Fuße des Berges liegt Neu-Czenſtochau mit 169, und eine Stunde davon Alt Czenſtochau mit 233 Feuerſtellen. In den letzten Kriege war Czenſtochau von den Franzoſen beſetzt, welche ſich in den erſten Monaten des Jahres 1813 an die Ruſſen ergeben mußten. Seit 1814 iſt es wieder unter preußiſche Oberherrſchaft gekommen,

**Czernitſcheff** (Graf), ein durch ſeine kühnen und ſtets glücklich ausgeführten Unternehmungen berühmt gewordener ruſſiſcher General. Er befand ſich im Jahre 1811 bei der kaiſerl. ruſſiſchen Geſandtſchaft in Paris und hatte einen Hauptantheil an der Beſtechung Michels, welcher ihm die Tabellen über den Beſtand und die Stellungen der franzöſiſchen Armeen mittheilte. Darauf ſtand er als Oberſt und Generaladjutant des Kaiſers Alexander bei der Moldauarmee, und wurde, als dieſe Armee zu derſelben Zeit, wo die Franzoſen ihren Rückzug aus Moskau antraten, ihren Marſch nach dem ruſſiſchen Polen richtete, um in dem Rücken des Feindes zu operiren, von dem Oberbefehlshaber, Admiral Tſchitſchakow, mit einem Koſakenregiment abgeſchickt, um dem Grafen Witgenſtein, welcher von Witepsk her vordrang, Nachricht von dem Anrücken und den Marſchdispoſitionen der Moldauarmee zu geben. Der Auftrag war höchſt ſchwierig, denn es kam darauf an, einen Marſch von mehr als hundert Meilen im Rücken der franzöſiſchen Armee durch ein von ihr occupirtes Land zu machen, und eben ſo wichtig, da nur durch gemeinſchaftliche Zuſammenwirkung von beiden entgegengeſetzten Seiten die feindliche Armee nachdrücklich bedrängt werden konnte. Czernitſcheff vollzog den Auftrag mit dem ausgezeichnetſten Erfolge. Nachdem er Tag und Nacht durch die feindlichen Truppen marſchirt, über vier Flüſſe ſchwimmend geſetzt, eine Menge von Proviantfuhren der Franzoſen vernichtet, drei Cabinetscouriere mit wichtigen Depeſchen aufgefangen, die in Gefangenſchaft gerathenen Generale Winzingerode und Swelſchin nebſt verſchiedenen andern Offizieren befreiet hatte, erreichte er glücklich das Armeecorps des Grafen Witgenſtein. Er nahm an den Operationen deſſelben Antheil, machte zu Anfange des Jahres 1813 einen kühnen Angriff auf Berlin, wo er den Marſchall Augereau allarmirte, und that ſich ſpäter unter dem Kronprinzen von Schweden in der Schlacht bei Dennewitz rühmlich hervor. Bald nachher wurde er von demſelben mit einigen tauſend Mann Cavallerie zu einer neuen wichtigen Unternehmung abgeſchickt. Sein Auftrag war, Caſſel zu überfallen, und wo möglich den König von Weſtphalen gefangen zu nehmen. Schnell und gewandt führte ihn Czernitſcheff aus. Zwar entging ihm der König, aber die Wirkung, die ſeine Erſcheinung in Caſſel auf die Gemüther machte, war von den wichtigſten Folgen. Das Königreich Weſtphalen war von dem Augenblicke an ſchon als aufgelöſet zu betrachten. Nach der Leipziger Schlacht, an der er ebenfalls Antheil nahm, eilte er mit ſeiner leichten Reiterei der fliehenden franzöſiſchen Armee voraus, ſo daß ein geiſtreicher Schriftſteller ihn ſcherzhaft den Quartiermeiſter Napoleons genannt hat, that ihr bedeutenden Abbruch, fing mehrere Couriere mit wichtigen Depeſchen (welche zum Theil im Druck erſchienen ſind) auf, und zog endlich ſiegreich mit in Paris ein. Von da begleitete er ſeinen Kaiſer nach London. Im J. 1815 drang er an der Spitze der Avantgarde des ruſſiſchen Heeres durch Elſaß in Frankreich ein und erreichte den 12. Juli mit ſeiner Diviſion glücklich Paris. Im October 1816 ward er nach Wien geſandt, um dem Kaiſer Franz zu ſeiner neuen Vermählung Glück zu wünſchen.

**Czerney Georg**, um das Jahr 1770 unweit Belgrad geboren, iſt durch die vieljährigen Anſtrengungen berühmt geworden, die er zur Befreiung ſeines Vaterlandes Servien von der türkiſchen Oberherrſchaft machte. Die Geſchichte ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen gehört in den Artikel Servien; dagegen liefern wir hier einige Nachrichten, die ſeine Perſönlichkeit betreffen. Sein Vater beſaß ein Landgut in der Nähe von Belgrad. Czerny Georg wuchs ohne alle Bildung

auf; er konnte nicht einmal leſen und ſchreiben, worüber er ſpäter ſelbſt oft klagte. Aber die Natur hatte ihn mit vielen Anlagen, beſonders mit dem Talent, ein Heer zu leiten und zu begeiſtern, und dabei mit Tapferkeit, Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart verſehen. Er war ein ſchwärmeriſcher Enthuſiaſt für die Freiheit ſeines Vaterlandes, und ein erklärter Feind der Türken, welche jene unterdrückten. Dieſer Haß gegen die Türken trieb ihn auch früh aus ſeinem Vaterlande. Er war erſt 18. Jahr alt, als er einſt auf der Straße einem Janitſcharen begegnete, der ihm befahl aus dem Wege zu gehen, und ihn ſonſt zu erſchießen drohte. Czerny kam dem hochmüthigen Türken zuvor und ſtreckte ihn entſeelt zu Boden. Er flüchtete darauf nach Siebenbürgen, nahm öſterr. Dienſte, und ward Unteroffizier. Doch auch hier verfolgte ihn ſein Unglück. Der Capitän, unter deſſen Befehlen er ſtand, wollte ihn für ein Vergehen beſtrafen. Czerny Georg erſchlug ihn und kehrte ſchleunigſt in ſein Vaterland zurück. Hier ward er Räuberhauptmann, hauſete mit ſeiner Bande in den dichteſten Wäldern, überfiel die Türken und brachte ihnen häufige Niederlagen bei. Selbſt Weiber, Greiſe und Säuglinge dieſer Nation entgingen ſeiner Wuth nicht. Nach einer andern Erzählung machte eine von ihm im Auguſt 1801 raſch ausgeführte That gegen plündernde Janitſcharen, daß die Servier ihn als ihren Vater anſahen, und ſich um ihn ſammelten, um die Türken einzeln anzugreifen. Das Glück begünſtigte ſeine erſten Unternehmungen, die ſelbſt von einigen türkiſchen Befehlshabern, welche die Inſurgenten als Werkzeuge gegen ihre Nebenbuhler zu brauchen gedachten, ingeheim unterſtützt wurden. Von allen Seiten ſtrömten die unterdrückten Servier zu Czerny; ſein Heer war im J. 1805 bis auf 60,000 Mann angewachſen. Nur ſein Vater ſagte ſich von ihm los und machte ſich auf den Weg nach Belgrad, um ſeinen Sohn in die Hände der Türken zu liefern. Dieſer wendete vergebens alles an, den Greis zurückzuhalten und tödtete ihn endlich mit einem Piſtolenſchuſſe. Von dieſer unnatürlichen That ſoll er den Namen Czerny (der Schwarze) erhalten haben; ſein eigentlicher Name war Georg Petrowitſch. Ein Gemälde der Grauſamkeit aus ſeinem Leben zu entwerfen, iſt unmöglich; wir begnügen uns, nur noch anzuführen, daß er ſeinen eigenen Bruder wegen einiger Vergehen erhängen ließ. — Nachdem der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte, in welchem die Servier auf der Seite der Ruſſen waren, durch einen Friedensſchluß im J. 1813 geendigt worden war, brach zwar aufs neue ein Aufſtand gegen die Türken in Servien aus, und unter Czerny Georgs Anführung ſchlugen die Servier am 24. Juli die Türken in der Gegend von Schabaz unweit Belgrad; aber im Oct. 1813 drangen die Türken mit Uebermacht über die Morawa vor, und beſetzten wieder Belgrad. Die Anführer der Servier, die nun an der Selbſtſtändigkeit ihres Vaterlandes verzweifelten, flüchteten in verſchiedene Gegenden. Czerny Georg ging mit ſeiner Familie nach Rußland, und erhielt eine Penſion von dem Hofe zu Petersburg, den Charakter eines kaiſ. ruſſ. Generallieutenants und den Alexander-Newsky Orden. Im Juli 1817 wagte er, unter fremdem Namen, eine Reiſe aus dem ruſſ. Gebiete nach Semendria, angeblich um von da eine bei ſeiner Flucht zurückgelaſſene Summe Geld abzuholen. Aber ſeine Ankunft war den Türken verrathen worden; er wurde ſogleich enthauptet, und ſein Kopf nach Conſtantinopel geſchickt.

# Verzeichniß

der

in dieſem zweiten Bande enthaltenen Artikel.


Brabant Seite 1
Brach —
Brachygraphie 2
Brackdeich —
Bracteaten —
Bradley (James) —
Braga, ſ. Nordiſche Mythologie 3
Braganza, ſ. Portugal —
Brahe, ſ. Tycho de Brahe —
Brama —
Braminen 4
Bramante von Urbino —
Bramarbas 5
Branchu (Madame) —
Brand (Ewald), ſ. Struenſee —
Brand —
Brandaſſecuranz, ſ. Feuerverſicherung 6
Brandeln —
Brandenburg —
Brander 11
Brandes (Joh. Chriſt.) —
Brandes (Ernſt) —
Brandkugel 12
Brandſilber —
Brandung —
Brandwache —
Brant (Seb.) 13
Brantôme (Pierre) —
Branntwein 14
Braſilien 15
Braiſche 17
Brauen, Bierbrauen —
Bräune —
Braunerz 18
Braunſchweig Wolfenbüttel S. 18
Braunſchweig (Stadt) 22
Braunſchweig (Prinz von) 23
Braunſchweig (Herzog v.) 24
Braunſchweig (F. Herz. von) —
Braunſchweig-Wolfenbüttel (C. W. F. Herz. von) 25
Braunſchweig (W. F. Herz. v.) 28
Braunſtein 30
Brauwer (Hadrian) 31
Bravourarie 32
Brawe (J. W. von) —
Breccie —
Brechung der Lichtſtrahlen —
Brechungswinkel 34
Bredow (Gab. Gottfr.) —
Breisgau —
Breite (Geographiſche) 35
Breitinger —
Breitkopf (J. G. Im.) 36
Bremen 37
Brennbare Luft, ſ. Gasarten 38
Brennglas —
Brennpuncte 39
Brennſpiegel —
Brennſtoff 40
Brennus —
Breſche 42
Breslau —
Breſt 43
Breteuil (Bar. von) —
Bretzner (Chriſtoph) 44
Breugel (Peter) —
Breve —
Brevier 45

Breyhan S. 45
Briareus, ſ. Centimanen —
Brienne (Cardinal) —
Brienne (Stadt) —
Brigade 46
Brigantine —
Brigg 47
Brighella, ſ. Masken —
Brillant, ſ. Diamant —
Brillantiren —
Brille —
Briſeis, ſ. Achilles —
Briſſot de Warville —
Briſtol 48
Britannicus Cäſar —
Britannien 49
Brizard (Jean Bap.) 50
Brocken, ſ. Blocksberg —
Brockes (Barth. Hr.) —
Brockmann (F. Carl) —
Brody 51
Broglio —
Bromius 52
Bronkhorſt (Pet. van) —
Bronner (Fr. Xav.) —
Bronze 53
Bronziren —
Broſſes (Charl. de) 54
Brot 55
Brot im Abendmahl, ſ. Hoſtie 56
Brotbaum —
Broturtheil —
Brotverwandlung, ſ. Transſubſtantiation —
Brougham (Henri) 57
Brouſſonnet (P. M. A.) —
Brown (John) 58
Browne (Gr. von) 60
Bruce (James) 61
Bruce (Michel) 62
Bruch —
Brücke 63
Brückenbrüder, ſ. Brüderſchaften 64
Brüdern und Schweſtern des freien Geiſtes —
Brüdergemeinde —
Brüderſchaften 71
Brühl (H. Gr. von) 73
Brühl (C. F. M. P. Reichsgr. von) 76
Brumaire 78
Brun (Charl. Le) —
Brun (Charl. Fr. Le) 79
Brunck (R. F. P.) S. 79
Brunduſium 80
Brune (G. M. A.) —
Brunehold 82
Brunelleſchi (Filippo) —
Brunet 83
Brünn —
Brunnen- und Badereiſen —
Bruno der Große 86
Bruno (der heilige) 87
Brüſſel —
Bruſt 88
Bruſtwehr —
Brutal-Impfung —
Brüten der Vögel —
Brutto 90
Brutus (L. J.) —
Brutus (M. J.) 91
Bruyère (Jean de la) 93
Bruyn (Corneille le) —
Bryant (James) —
Brydone (Peter) 94
Bubna (Gr. von) —
Bucentaur —
Bucephalus 95
Buch —
Buchanan (Georg) —
Bucharei —
Buchdruckerkunſt —
Büchercenſur 100
Bücherformat 103
Bücherkataloge 104
Büchernachdruck 105
Bücherprivilegium 106
Bücherverbot —
Buchhalterei —
Buchhandel, Buchhändler 107
Büchſe 110
Buchſiren —
Buchſtaben, ſ. Schrift —
Buchſtabenrechnnng, ſ. Algebra —
Bucht, ſ. Bay —
Bückeburg, ſ. Lippe —
Bucking (Arnold) —
Buckingham (Herz. von) 111
Bückler (Joh.) 113
Bucoliſches Gedicht 115
Buddäus (Guill.) —
Budget —
Buenos Ayres —
Buffon (G. L. L. Gr. von) 117
Buffone 119
Bufoniten —
Bukareſt —

Bukowina, ſ. Gallizien S. 120
Bulen (Anna) —
Bulgarei, ſ. Türkei 121
Bulimie —
Bull (John) —
Bulle —
Bullion 122
Bülow (Hr. von) —
Bülow (Fr. W. Gr.) 123
Bülow (Gr. von) 124
Bund, ſ. Teſtament 125
Bund, deutſcher, ſ. Deutſchland —
Bundesverwandte —
Bundſchuh —
Buol-Schauenſtein —
Buonaparte (die Familie) —
Buonaparte (Joſeph) 126
Buonaparte (Napolione) 128
Buonaparte (M. F. Joſephine) 152
Buonaparte (Lucian) 153
Buonaparte (Louis) 155
Buonaparte (Jérôme) 156
Buonarotti, ſ. Angelo 157
Burchiello (Domenico) —
Burdet (Sir Franzis) 158
Bureau —
Bürger, (Gottf. Auguſt) 159
Bürger, ſ. Bürgerſtand 161
Bürgerliche Geſellſchaft. ſ. Staat —
Bürgerkrone —
Bürgerſchulen 162
Bürgerſtand 164
Burgfriede 165
Burggraf —
Bürgſchaft —
Burgunder, Burgund —
Burgunder Wein 169
Burke (Edmond) —
Burleigh, ſ. Cecil 172
Burlesk —
Burmann 173
Burmann, (Gottl. Wilh.) 174
Burnet (Gilbert) 175
Burney (Charles) 176
Burns (Robert) —
Burr (Aaron) 177
Burſche 178
Busbecq (A. G. von) —
Büſch (Joh. Georg) 179
Büſching (Ant. Friedr.) —
Buſchmänner 182
Buſembaum (Herrm.) 183
Büſte —
Buſtrophedon 184
Bute (Graf von) S. 184
Butler (Samuel) 186
Buxtorf 187
Byng (Georg) 188
Byron (John) —
Byron (George Gord. Lord) 189
Byſſus 190
Byzantiner —
Byzantiniſche Schriftſteller 195
Byzanz 196

## C.

C. S. 197
Cabale —
Cabanis (P. J. G.) —
Cabarrus (F. Gr. von) 198
Cabbala 199
Cabinet —
Cabinetsbefehle 200
Cabochon —
Cabot (Sebaſtiano) —
Cabotage —
Cacadu —
Cacao —
Cachet (Lettres de) —
Cacherie 201
Cäcilie (die heil.) —
Cacodämon, ſ. Agathodämon —
Cacus —
Cada Moſto, (Luigi de) —
Cadenz 202
Cadi 203
Cadiz, Cadix —
Cadmus 205
Caducëus 206
Caffa —
Caffarelli, ſ. Majorano —
Caffee —
Caffern 207
Cagliari —
Caglioſtro (Graf) 208
Cagots 209
Cahors-Weine 210
Caille, (N. L. de la) —
Caimakan 212
Cairo —
Calabrien, ſ. Neapel —
Calais —
Calas (Jean) 213
Calcedon, Chalcedon —
Calcedon 214
Calchas —
Calciniren —
Calcutta 215
Caldara (Polidoro) 217

Calderon S. 217
Caledonier 219
Calembour —
Calender —
Caliari (Paolo) 223
Caliber 224
Californien 225
Caligula —
Calixtiner 226
Callico 227
Callimachus —
Callipygos, ſ. Venus 228
Callot (Jacq.) —
Calmar 229
Calmoucks —
Calonne (Ch. Alex. de) —
Callotiſten 231
Calpe 232
Calprenède (de la) —
Calpurnius (Tit. Jul.) —
Calquiren 233
Calvarienberg —
Calvart (Dionys) —
Calvin (Jean) —
Calydon 237
Camaldulenſer —
Camayeu, ſ. Grau in Grau —
Cambacérès, (J. J. Regis de) 238
Cambrai 239
Cambridge —
Cambridge (Herzog von) —
Cambyſes 240
Camee —
Camenen —
Cämentation —
Camera clara 241
Camera obſcura —
Camerarius (Joach. I.) —
Camerarius (Joach. II.) 242
Camillus (Marc. Fur.) 243
Camiſarden 245
Cammer —
Cammer der Gemeinen 246
Cameralwiſſenſchaft —
Cammerknechte 247
Cammermuſik —
Camoens (Luis de) 248
Campagne di Roma 250
Campan (Madame de) 253
Campanien —
Campe (Joach. Heinr.) —
Campeche 255
Campbell I. (Thomas) —
Camper (Peter) 256
Campetti, ſ. Wünſchelruthe S. 257
Campher —
Campidoglio 258
Campiſtron (J. G. de) —
Campo Formido —
Campomanes (Graf v.) 259
Canaan, ſ. Paläſtina —
Canada, ſ. Amerika und Nordamerika —
Canal, ſ. Calais —
Canäle —
Canarienſect 262
Canariſche Inſeln —
Canarienvögel 263
Canaſter, ſ. Tabak —
Candia, ſ. Creta —
Candidat 264
Candirte Sachen —
Canitz (F. R. Frh. von) —
Cannä —
Cannibalen —
Canneliren —
Canning (Georg) 265
Cano (Alonzo) —
Canon 266
Canonen 268
Canonicus, ſ. Stift 270
Canonik —
Canoniſche Bücher —
Canoniſation —
Canoniſches Recht 271
Canova (Ritter Ant.) 272
Canſtein (C. Hildb. von) 276
Cantabile —
Cantate —
Cantemir (Demet.) 277
Canterbury (Anſelm) 278
Canthariden, ſ. Fliege —
Canton 279
Canton 280
Canut I. —
Canzone 281
Canzonetta 282
Cap —
Capacität 283
Cap Breton —
Cap Comorin —
Cap François —
Cap Horn —
Capelle —
Capello (Bianca) 284
Caper 285
Capet, ſ. Frankreich —
Capi Aga —

Capigi S. 286
Capillargefäße, ſ. Haargefäße —
Capitän —
Capital —
Capitälchen —
Capitel —
Capitolium —
Capitulation 287
Capo d'Iſtria (Gr. von) 288
Cappadocien 289
Caprara (Giamb.) —
Capri 290
Capriccio, Caprice —
Caprification —
Capua 291
Capuciner, ſ. Franciscaner —
Caput Mortuum —
Capwein, ſ. Cap u. Weine —
Caracalla —
Caraccas 293
Caraccioli (L. Ant. de) 294
Caracten —
Caraibiſche Inſeln —
Caraiten 295
Caravaggio (M. Aug. di) —
Caravaggio, ſ. Caldara —
Caravanen —
Caravanſerais 296
Carbonari —
Carbunkel, Carfunkel —
Carcaſſe —
Cardano (Geronimo) —
Carden 297
Cardinal 298
Cardinoide —
Carga —
Caricatur —
Carien 301
Carillon —
Carl der Große 302
Carl IV. 308
Carl V. 310
Carl VI. 315
Carl VII. 317
Carl der Kühne —
Carl VII. 320
Carl IX. —
Carl I. 322
Carl II 327
Carl XII. 330
Carl XIII. 334
Carl XIV. 335
Carl Emanuel I. 340
Carl Eduard, ſ. Eduard —
Carl Eugen S. 340
Carl IV. 341
Carl (Theodor A. Mar.) 342
Carl (Erzherzog v. Oeſter.) 344
Carli (Giovanni R. Gr.) 346
Carlos (Don) 347
Carlowitz 351
Carlsbad —
Carlsbaderwaare 352
Carlsruhe 353
Carmagnole 354
Carmel —
Carmer (Joh. H. Caſ. Gr. v.) 356
Carmin —
Carmontelle —
Carmoſiren 357
Carnation —
Carneades —
Carneol 358
Carneval —
Carnies, ſ. Säule 359
Carnot (L. N. Marg.) —
Caro 360
Carolina 361
Carolinger —
Carotten —
Carouſſel —
Carpathen —
Carpzov 362
Caracci —
Carrier (Jean Bapt.) 364
Carro (Giovanni di) 365
Carronaden —
Carſtens (Asmus Jacob) —
Cartä'ſche 367
Cartell —
Carteret (Philipp) —
Cartellirer 368
Carteſius, ſ. Descartes —
Carthagena —
Carthago —
Carthaune 371
Carthäuſer —
Carton 372
Cartouche (L. Dan.) —
Cartouche 373
Carus (Fr. Auguſt) —
Caryatiden —
Caſa (Giov. della) 374
Caſan —
Caſanova (Franz) —
Cäſar (Caj. Jul.) 375
Caſas (Bart. de las) 376

| | |
|---|---|
| Caſas (Em. Aug. Gr. von Las) ſ. Las Caſas S. 379 | Catholicismus S. 424 |
| Caſaubon (Iſaac de) 380 | Catilina (Lucius Serg.) 429 |
| Caſchemir 381 | Catinat (Nicolas) 432 |
| Caſematten 382 | Cato 433 |
| Caſemir — | Cato (Marcus Portius) 434 |
| Caſimir III — | Catoptrik 437 |
| Caſino 383 | Cats (Jacob) — |
| Caſiri (Mich.) 384 | Cattaro 438 |
| Caſpiſches Meer — | Cattegat — |
| Caſſandra — | Catten — |
| Caſſas 585 | Catullus (Cag. Val.) 439 |
| Caſſel (Heſſen) — | Catun 440 |
| Caſſel 387 | Caucaſus — |
| Caſſini (Giov. Dom.) 390 | Caulaincourt 442 |
| Caſſini (Jacq.) 391 | Cauſalität 443 |
| Caſſini de Thury — | Cauterium 444 |
| Caſſius Longinus 392 | Caution, ſ. Bürgſchaft — |
| Caſtagnetten — | Cavaceppi (Bart) — |
| Caſtalia — | Cavalcanti (Gui) — |
| Caſtannos (Don Franz de) — | Cavallerie — |
| Caſten 393 | Cavallo (Tiberius) 445 |
| Caſti (Giov. Battiſta) 396 | Cavanilles (Ant. Joſ.) — |
| Caſtiglione (Baltaſſarre) — | Cavata 446 |
| Caſtilien 398 | Cavendiſh (Henry) — |
| Caſtlereagh (Lord) — | Cayenne, ſ. Guinea 447 |
| Caſtor und Pollux 399 | Caylus (Graf) 448 |
| Caſtrametation 400 | Cazes (de) ſ. Decazes 449 |
| Caſtration — | Cazotte (Jacques) — |
| Caſtrum Doloris 401 | Cazwini 450 |
| Caſuar 402 | Cecil (William) 451 |
| Caſuiſtik — | Cecrops 452 |
| Cäſur 403 | Cefalonien 453 |
| Caſus 404 | Celebes — |
| Catachreſe — | Cellamare (Fürſt von) 454 |
| Catacomben — | Cellarius (Chriſtoph) — |
| Catacuſtik 405 | Cellini (Benvenuto) — |
| Catafalk, ſ. Caſtrum Doloris — | Celſus (Aur. Corn.) 455 |
| Catalani (Angelica) — | Celten 456 |
| Catalonien 406 | Cement, ſ. Cäment — |
| Cataract — | Cenis — |
| Catarrh, ſ. Schnupfen — | Cenotaphium — |
| Cataſter — | Cenſor 457 |
| Cataſter von Frankreich 410 | Cenſur, ſ. Büchercenſur — |
| Catechetik 412 | Cenſus — |
| Categorien 413 | Centauern — |
| Catel 415 | Centgerichte 458 |
| Catharina von Medicis — | Centiare — |
| Catharina I. 417 | Centimanen — |
| Catharina II. 419 | Centlivre (Suſanne) — |
| Catharina Paulowna 423 | Centralbewegung 459 |
| Cathcart (Lord) — | Centralfeuer — |
| Cathedrale 424 | Centralkräfte 460 |
| Cathreen — | Centralverwaltung — |
| | Centrifugalkraft, ſ. Centralk 463 |

Centripetalkraft, ſ. Central-Kräfte. S. 463
Centurie —
Cephalus —
Cerachi (Giov.) —
Cerberus 464
Cerealien —
Cerebellum —
Cerebralſyſtem —
Ceremoniel der europäiſchen Mächte —
Ceres 466
Cerinthus 467
Certe Partie —
Certioration —
Cerutti (G. A. Joach.) —
Cervantes 468
Ceſarotti (Melchior) 471
Ceſſion 472
Ceto 473
Cette —
Cetto (Ant. Bar. von) —
Ceuta —
Cevallos (Don Petro) 474
Ceylon —
Chaconne 477
Chagrin, ſ. Schagrin —
Chalcedon, ſ. Achat —
Chalcographie, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Chaldäa —
Chaldäiſche Chriſten, ſ. Neſtorianer —
Chalif, ſ. Kalif —
Chamade —
Chamäleon —
Chambers (Ephraim) —
Camberry 478
Chamfort (Seb. Roch. Nic.) —
Chamouni 479
Champagne —
Champagne (Philippe) 480
Champagner Weine 481
Champagny (J. B. Nomp. de) —
Champ d'Aſile —
Champeaubert 483
Champignons 485
Champion —
Chamſin 486
Chan, Khan —
Chandler (Richard) —
Chaos —
Chapelle —
Chappe d'Auteroche (Jean) 487
Chappe (Claude) S. 487
Chaptal (Jean Ant. Claude) 488
Charade 489
Charakter —
Charakter, Charakteriſtik 490
Chardin (Jean) 499
Charette de la Coutrie —
Charfreitag 500
Chargé d'Affaires, ſ. Geſandten —
Charité —
Charitinnen, ſ. Grazien 501
Charlatan —
Charlestown —
Charlottenburg —
Charon —
Chäronea 502
Charoſt (Arm. Joſeph de Beth) —
Charpentier (J. F. W. von) —
Charron (Pierre) 509
Charta magna —
Charte (la) —
Charybdis —
Chaſſekt 504
Chaſteler (J. G. Mara. von) —
Chatam (William Pitt) 506
Chateaubriand (F. L. Vic. de) 508
Chateauroux (Mar. Anne) 509
Châtelet —
Châtillon-ſur-Seine —
Chatoulle 510
Chatterton (Thomas) —
Chaucer (Geoffrey) 512
Chaufepié (Jacq. George de) 513
Chaulieu (Guill. Am. de) 514
Chaumont —
Chauſſée (P. Cl. Niv. de la) 515
Chauſſéen —
Chaux (la) de Fonds 516
Chaveau Lagarde 517
Chazet (Réné Aliſſan) de —
Checks —
Chemie 518
Chemnitz 522
Chénier (Marie-Joſeph de) 523
Cherbourg 524
Cheribon —
Cherſon —
Cherſoneſus 525
Cherub —
Cherubini (Luigi) —
Cherusker 526
Cheſter 527
Cheſterfield (Gr. von) —

Chevalier (J. B. Le) S. 528
Chevalier (Madame) 529
Chiabrera (Gabriele) —
Chiari (Pietro) 530
Chiaroſcuro, ſ. Grau in Grau und Helldunkel —
Chiffre —
Chili, ſ. Peru und Südamerika —
Chiliaſten, Chiliasmus, ſ. Tauſendjähriges Reich 531
Chimära —
Chimboraſſo, ſ. Cordilleras —
China —
Chinarinde 539
Chineſiſche Sprache, Schrift und Literatur 540
Chio 541
Chiragra 542
Chirographariſch —
Chirologie —
Chiromantie —
Chiron 543
Chirurgie 544
Chladni (E. F. Fr.) 546
Choc 547
Chocolade —
Choczim —
Chodowiecki (Dan. Nic.) 548
Choiſeul (E. Fr. de) 549
Choiſeul-Gouffier 551
Chor 552
Choral 553
Choregraphie —
Chorherr, ſ. Stift —
Choriambe ſ. Rhythmus —
Chorographie —
Chouans —
Chriſam 554
Chriſt (Joſeph Ant.) —
Chriſtenthum 555
Chriſtian II. 559
Chriſtian VII. 562
Chriſtian Friedr. von Holſtein 563
Chriſtiania 565
Chriſtine 566
Chriſtliche Religion ſ. Chriſtenthum 569
Chriſtoph, Herz. v. Würtemberg —
Chriſtoph, (Sanct) 572
Chriſtoph, ſ. Hayti und Heinrich —
Christo sacrum —
Chriſtus, ſ. Jeſus S. 573
Chriſtusköpfe —
Chromatiſch —
Chroniſch 574
Chronodiſtichon —
Chronographie —
Chronologie 575
Chronometer 576
Chryſeis, ſ. Achilles —
Chryſippus —
Chryſolith —
Chryſopras 577
Chryſoſtomus (St. Johannes) —
Chur 579
Churchill (Charles) 580
Churfürſten 581
Chylus 585
Chymus —
Cibber (Colley) —
Ciborium 586
Cicero (Marc. Tullius) —
Cicerone 592
Cichorie —
Cicisbeo 593
Cid —
Cider 595
Cigarro 596
Cignani (Carlo) 597
Cilicien —
Cilicium —
Cimabue (Giov.) —
Cimaroſa (Dom.) 598
Cimbern 599
Cimon 600
Cincinnatus (L. Quinct.,) 602
Cinna (Luc. Corn.) —
Cino da Piſtoja 603
Cinque-Porte —
Circaſſien —
Circe 605
Circenſiſche Spiele —
Circumcellionen, ſ. Donatiſten 607
Circumferentor —
Circumflex —
Circumvallationslinie —
Circus —
Cirkel 608
Cis —
Ciſalpiniſche Republik —
Ciſeliren 609
Cisrhenaniſche Republik —
Ciſterne 610
Ciſterzienſer —
Citadelle —

Cithara S. 611
Citiren —
Citronen —
Ciudad Rodrigo 612
Civilliſte —
Civilrecht 613
Clairet-Weine 618
Clair-Obſcür, ſ. Grau in Grau und Helldunkel —
Clairon —
Clairval 619
Clancarty (Lord) —
Clarence (Herzog v.) —
Clarendon (Gr. von) 620
Clareniner, ſ. Franciskaner 621
Clarinette —
Clariſſinnen. ſ. Franciscaner 622
Clarke (Samuel) —
Clarke (M. A. u. E. D.) —
Clarke (H. J. G.) 623
Claſſe 624
Claſſiſch, Claſſiker —
Claude Lorrain, ſ. Gelée 627
Claudianus (Claudius) —
Claudius (Tiberius) —
Claudius (Matthias) —
Clauſeln 628
Claves, Claviatur, ſ. Clavis 629
Clavicylinder —
Clavier, Clavichord —
Clavijo y Faxardo 630
Clavis —
Clémence-Iſaure —
Clemens XIV. 632
Clément (J. Mar. Bern.) 633
Clementi (Muzio) 634
Cleopatra —
Clerfayt (Graf von) 635
Clery 636
Cleve —
Clienten 637
Clifford (George) —
Clima 638
Climakteriſch 640
Climax —
Clinik —
Clinton (Sir Henry) 642
Clio 643
Clive (Robert) —
Clodius (Chr. Auguſt) 645
Clodwig 646
Clootz (Bar. von) 647
Clotho 648
Clodilde de Vallon Chalys S. 648
Clubb 649
Cluniacenſer, ſ. Benedictiner 650
Clytämneſtra —
Cnidus —
Coadjutor —
Coalition —
Cobbet (William) 651
Cobenzl (L. Graf von) 652
Cobenzl (J. Ph. Graf von) —
Cobi 653
Coblenz —
Coburg 654
Coburg (F. J. Herz. v. Sachſen.) 655
Cocagna 656
Cocceji (Heinr.) —
Coccejus (Johann) 657
Cochenille —
Cochin (Charles Nicolas) 658
Cochinchina —
Cochrane (Alex. Lord) 660
Cochrane (Thom. Lord) —
Cockburn (Sir George) 661
Cocon —
Cocytus —
Code civil français —
Codex 664
Codicill 665
Codrus —
Coëfficienten —
Coeur (Jacques) —
Cognac 666
Cognaten —
Cohäſion —
Cohorn (Menno, Baron v.) 667
Cohorte ſ. Legion 668
Coimbra —
Colardeau (Char. Pier.) —
Colberg —
Colbert (Jean Baptiſte) 670
Colbran (Iſabelle Angela) 673
Colcheſter —
Colchis —
Cöleſtiner —
Cöleſyrien 674
Cölibat —
Coligni (Gaspard de) —
Coliſeum 676
Collateralverwandte —
Collator —
Collé (Charles) —
Collectiv 67
Collegialſyſtem —

Collegianten, ſ. Rheinsburger 677
Collegien —
Collin (Schlacht bei) 679
Collin (H. J. Edler von) 680
Collin-Harleville 681
Collins (William) 682
Colliſion —
Cölln (Fr. von) —
Cölniſche Mark 684
Colloredo —
Collot d'Herbois —
Colman (George) 685
Colmar —
Cöln 686
Colomb 688
Colombo (Chriſtoforo) 689
Colonien 694
Colonialwaaren 710
Colonna (Marc. Ant.) 712
Colonna (Vittoria) 713
Colonnade —
Colonne —
Colophonium 714
Coloratur —
Colorit, ſ. Farbengebung —
Coloß —
Columban, ſ. Benedictiner —
Columbus, ſ. Colombo —
Columella (L. J. M.) —
Coluren 715
Coluthus —
Combabus —
Combination —
Comenius (Joh. Amos) —
Comes palatinus 716
Comet —
Comfort 717
Comines (Philippe de) —
Comitate 718
Comitien —
Comma 719
Commanderie 720
Commandite —
Commelin (Jerome) —
Commentar —
Commerſon (Philibert) —
Commiſſionshandel 721
Committee —
Commodore —
Commodus Antonius 722
Communion, ſ. Abendmahl 723
Como —
Compagnie 724
Compagnie (Oſtindiſche,) ſ. Oſtindiſche Compagnien S. 724
Comparativ, ſ. Nomen adjectivum —
Comparſen —
Compaß —
Competenz 725
Competenz-Recht —
Compoſition —
Compreſſibilität 726
Compreſſionsmaſchine 727
Compromittiren —
Comte und Dunoyer —
Comus 728
Concav —
Concentriren 729
Concert —
Conceſſion 730
Concetti —
Conchylien —
Conciergerie —
Concilium —
Conclave 732
Concomitanz, ſ. Abendmahl 733
Concordanz —
Concordat —
Concordia 735
Concordien-Formel —
Concret 736
Concubinat —
Concurs —
Concuſſion —
Condamine (C. M. de la) 737
Condé (L. de Bourbon Prinz v.) —
Condé (L. J. de Bourbon Prinz v.) 738
Condé (Herz. v. Bourbon) 739
Condenſation 740
Condillac (Et. B. de) —
Condorcet (Marq. v.) 741
Conductor 743
Confeſſion —
Confirmation —
Conföderation —
Confrontiren —
Confucius 744
Congo 745
Congregationen 747
Congreß —
Congreve (William) Dichter 750
— — Raketenerfinder —
Congreviſche Raketen, ſ. Raketen 751

Congruent S. 751
Conide —
Conjugation —
Conjunction —
Conjunctiv, ſ. Indicativ —
Connetable, —
Connoiſſement —
Cönobit ſ. Anachoret —
Conradin von Schwaben —
Conring (Herrmann) 752
Conſalvi (Ercole) —
Conſcription 753
Conſecration —
Conſens —
Conſervatorien 754
Conſerve 755
Conſigniren —
Consilium abeundi —
Conſiſtorium —
Conſole 756
Conſolidiren —
Conſonanten —
Conſonanz, ſ. Intervall und Accord 757
Conſtabler —
Conſtant de Rebecque, Benj. —
Conſtantia-Wein, ſ. Cap 758
Conſtantin Paulowitz —
Conſtantinus (d. Große) —
Conſtantinopel 761
Conſtellation 765
Conſtitution —
Conſul —
Conſulta 767
Conſumtionsſteuern 768
Contagion 769
Contagiöſe Krankheiten —
Contagium 770
Contarini —
Contat (Dem.) 771
Conté (Nic. Jaq.) 772
Contemplation 773
Conti, ſ. Bourbon (Haus) —
Continent —
Continentalſyſtem —
Contingent 779
Contour, ſ. Umriß 780
Contrabande —
Contra-Proteſt —
Contrapunct 781
Contraremonſtranten, ſ. Gomariſten u. Remonſtranten —
Contraſt —
Contravallationslinie, ſ. Circumvallationslinie S. 783
Contre-Admiral, ſ. Admiral —
Contre-Alt —
Contre-Danſe, ſ. Anglaiſe —
Contremarche —
Contreſcarpe —
Contribution —
Controle 784
Controverſe —
Contumaz —
Conty, ſ. Bourbon (Haus) 787
Conus, ſ. Kegel —
Convent —
Conventionsgeld —
Convergenz —
Converſation —
Convex, Convexgläſer, ſ. Concav u. Linſengläſer 792
Convictorium —
Convoy —
Convulſionärs, ſ. Janſeniſten —
Convulſionen, ſ. Krampf —
Cook (James) —
Copal 795
Copeke —
Copenhagen —
Copernicus (Nicol.) 796
Copet 799
Copie —
Copir Maſchinen 800
Copten 801
Copula —
Coran —
Coray (Adamantius) 802
Corday d'Armans (Charl.) —
Cordeliers 804
Cordilleras 805
Cordon 806
Cordova 807
Corduan —
Corea —
Corelli (Arcangelo) 808
Corfu —
Corilla, ſ. Improviſatoren —
Corinth 809
Corinthiſches Erz 810
Coriolan —
Coriphäus 812
Cork —
Cornaro (Lodovico) —
Corneille (Pierre) 813
Corneille (Thomas) 815

Cornelia S. 815
Cornelis (Cornelius) —
Cornelius Nepos —
Cornelius aus Cöln 816
Corniche ſ. Säule —
Cornwallis (Ch. Marquis v.) —
Corollarium 817
Coromandel —
Corps —
Corpulenz 818
Corpus 819
Corpus catholicorum u. Corpus evangelicorum —
Corpus delicti, ſ. Thatbeſtand 821
Corpus juris —
Correct —
Corrector 824
Correggio (Ant. Allegri) —
Corregidor 825
Correſpondent 826
Corſaren 827
Corſica —
Corſo 829
Cortes 830
Cortez (Fernando) 831
Cortona 832
Corunna —
Corvette 833
Corvetto (Graf) —
Corviſart des Marets —
Cosmiſch 834
Cosmo I., ſ. Mediceer —
Cosmogonie —
Coſſé (Charles de) —
Coſter (Johann Lorenz) 835
Coſter (Samuel) 836
Coſtnitz 837
Coſtume 838
Cothurn 839
Cotin (Charles) 840
Cotopaxi —
Cotta (Joh. Frdr.) 841
Cottbus 843
Cottin (Sophie Riſteau) —
Cottus, ſ. Centimanen —
Coucy (Renaud v.) —
Couliſſen 844
Coup 845
Coupon 846
Cour d'amour, ſ. Gerichtshöfe der Liebe —
Courant —
Courbette —
Cours S. 846
Court de Gebelin (Ant.) —
Courten (William) 847
Courtine 848
Couſtou (Nicolaus) —
Cowley (Abraham) —
Coxe (William) 849
Coypel —
Coyſevox (Antoine) 850
Cracau 851
Cramer (Joh. And.) —
Cramer (Carl Frd.) 852
Cramer (Wilhelm) —
Cranach (Lucas) 853
Craniologie —
Cranz (Aug. Frd.) —
Crapelet (Charles) 854
Craſſus —
Craven (Lady Eliſab.) —
Crayon 855
Crébillon (Proſper Jol. de) —
Crébillon (Claude P. Jol. de) 856
Credenzen —
Credere —
Credit 857
Creditiv —
Creditſyſtem —
Creditſyſtem des Adels —
Creek's 858
Crefeld 859
Cremnitz —
Cremoa —
Cremor tartari 860
Creolen —
Crepiren —
Crescendo —
Crescentini (Girolamo) 861
Creta —
Creticus, ſ. Rhythmus 862
Creuſa —
Creuzer (Georg Fr.) —
Crichton (James) —
Crillon (L. de Berthon de) 863
Crillon-Mahon (L. Duc de) 864
Crimen —
Criminalrecht 865
Crimm 869
Criſis 870
Criterium 871
Croatien —
Cromford 872
Cromwell (Oliver) —
Cronborg 874
Cronegk (Joh. Frd. Frh. v.) —

Cronſtadt S. 875
Cröſus —
Croup 876
Crown-glass 877
Cruſada —
Crusca, Academia della, ſ. Akademie —
Cruſius (Chr. Aug.) —
Cruzada 878
Crypto —
Cryſtall —
Cuba 879
Cubus 880
Cullen (William) —
Culm (Schlacht bei) 881
Culmination 882
Cultur —
Cultus 883
Cumä —
Cumberland (Herz. von) —
Cunnersdorf (Schlacht bei) —
Cunningham (John) 885
Cupido —
Curaçao 886
Curatel, ſ. Vormundſchaft —
Cureten, ſ. Korybanten —
Curiatier, ſ. Horatier —
Curie —
Curiſches Haff —
Curius Dentatus 887
Curland —
Curſiv 888
Curſus —
Curtius (Marcus) —
Curtius Rufus —
Cusco 889
Cuſtine (A. P. Gr. v.) S. 889
Cuſtos 890
Cüſtrin —
Cutter 891
Cuvier (Bar. de) —
Curhaven —
Cyane 892
Cyaneiſche Felſen —
Cybele —
Cycliſche Dichter, ſ. Griechiſche Literatur
Cycloide 893
Cyclopen —
Cyclus 894
Cydnus —
Cylinder 805
Cymbel 896
Cyniker —
Cynoſura —
Cynthius —
Cypern —
Cyperweine, ſ. Cypriſche Weine 897
Cypreſſe —
Cyprian (der heil.) —
Cypriani (Giambat.) 898
Cypriſche Weine —
Cypris, Cypria 899
Cyrenaiker —
Cyrilliſche Buchſtaben —
Cyrillus —
Cyrus 901
Cythera 902
Czartoryſky (Adam, Fürſt) —
Czenſtochau 903
Czernitſcheff 904
Czerny, Georg —

Kreisbibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände ( Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 2

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.57(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112617-7